XXI. Jahrgang 7. Juli 1925 Nummer 27

Bauernkrieg von Veit Valentin

Vor vierhundert Jahren lebte im Breisgau die schöne und hochmütige Landgräfin von Lupfen. Es war ein heißer Sommer, das Land schrie nach Bestellung. Da verlangte sie von ihren Bauern, sie sollten Schneckenhäuschen sammeln. Die brauchte sie zum Garnaufwickeln. Und es geschah etwas, was noch nie geschehen war: die Bauern taten es nicht. Es begann eine Bewegung, sie wurde sehr groß. Sie heißt: der deutsche Bauernkrieg.

Er hat, wenn die alte Quelle wahr spricht, wie ein Märchen begonnen; das Ende war anders: Blut und Elend und unerhörte Bedrückung. Er ist also wie alle großen Revolutionen in Deutschland ausgegangen. Revolution ist er gewesen – die erste deutsche, ja recht gesehen, die erste in Europa.

*

So erzählen die Chroniken: die Bauern sperren sich gegen die Leistung, sie verlangen Brief und Siegel zu sehen, worauf das Herrenrecht beruht. Sie wissen noch von alten Volksgerechtsamen, vom Gemeinbesitz; sie kommen an den alten Malstätten zusammen – und wer nicht mitmacht, der bekommt einen Pfahl vors Haus gesetzt: zum Zeichen, daß er ein Feind ist. Dem Ritter wird sein Teich ausgefischt, dem Pfarrer sein Pferdlein genommen: so fängt es überall im Kleinen an.

Bauernunzufriedenheit war schon damals alt; schon 1513 ist der „Bundschuh“ von früher erneuert worden. Die religiös-soziale Flamme hat erst Revolution daraus gemacht.

„Gott will den Bundschuh! Es ist ein göttlich Ding. Alle sind eines Vaters Kinder. Keine Ungleichheit von Reichtum und Stand!“ Es gab auch Pfarrer, die so predigten und den Bauern den Segen gaben. „Christliche Freiheit“, „Evangelische Bruderschaft“: es hatte schon bei den Hussiten so geheißen – nun kamen die Praedikanten aus der Schweiz nach Süddeutschland, nun glühte Luthers Tat, nun predigte Thomas Münzer.

*

Vom Schwarzwald bis nach Westfalen, bis nach dem Allgäu und Tirol, durchs ganze alte Reich also brennt die Bewegung. Hans Müller von Bulgenbach, im roten Mantel, mit rotem Barett, zieht auf seinem Carroccio durchs Land, die Haupt- und Sturmfahne darauf – ein Ur- und Ewigkeitsbild der fliegenden, mitreißenden revolutionären Tat. Georg Metzler wird aus seinem Gasthaus im Odenwald, wo es immer in Saus und Braus hoch herging, als Hauptmann der Odenwälder Schar in den stärkern Sturm, in das wildere Getümmel der Revolution hineingerissen. Der alte Raufbold Götz von Berlichingen läßt sich auf kurze Zeit zum Führer machen: so rettet er sein

Schloß und kann Rache nehmen an alten Feinden. Florian Geyer von Geyersberg legt seinen Rittermantel ab und tritt als Bruder zu den Bauern: er wird der diplomatische Sprecher, der gewandte erfolgreiche Unterhändler, er vertritt in der Sprache der Herren die Sache des Volkes.

*

Mordbrenner, nur Mordbrenner waren die Bauernrevolutionäre nicht. Die Geschichte von der Ermordung des Grafen von Helfenstein ist, wie grade von konservativ gesinnten Forschern gezeigt ist, ein ganz allein stehender Akt der Brutalität. Es war ein grausames Gemetzel unter den Bauern gewesen – der Helfensteiner selbst forderte heraus durch selbstsichern Hochmut: so ward er mit Andern in die Bauernspieße gejagt. Sofort trennt sich Florian Geyer von Jäcklein Rohrbach, der die Untat verantworten mußte. Sie ward von den Führern der Bewegung hundertfach mißbilligt und gebüßt.

Diese Führer wollten eine neue deutsche Gesellschaft, ein neues deutsches Reich. Die zwölf Artikel, ihr berühmtes Revolutionsprogramm, verlangen: Freie Wahl der Pfarrer durch die Gemeinde; Möglichkeit, sie wieder abzusetzen; Predigt des Evangeliums „ohne menschlichen Zusatz“; Abgabe des rechten großen Zehnten an den erwählten Pfarrer, aber Abschaffung des von Menschen erdichteten kleinen Zehntes; Befreiung von Leibeigenschaft, denn Christus hat Alle gleich erlöst, und die Hirten waren schon frei; Gehorsam der weltlichen Obrigkeit in allen Sachen, die nicht wider Gott sind; Abschaffung des Wild-, Geflügel- und Fischprivilegs der Grundherren, denn Gott hat dem Menschen, als er ihn erschuf, Gewalt gegeben über alle Tiere; Recht auf Waldbesitz; Erleichterung der Dienste, Vereinbarung darüber nach Billigkeit, ebenso über die Abgaben und den Lohn, denn jeder Tagelöhner ist seines Lohnes würdig; Strafgesetz nach geschriebenem Recht und nicht aus Neid und Gunst; Verwaltung des gemeinen Ackers in gemeiner Hand; Abschaffung des Totfalles (Vertreibung von Witwen und Waisen von Haus und Hof!).

Warum werden diese zwölf Artikel nicht in jeder Volksschule im Wortlaut gelesen? Sie sind das erste deutsche Denkmal einer Verbindung von politischer Demokratie und sozialer Gesinnung.

Von Oberschwaben aus sind die zwölf Artikel durch das alte Reich überallhin verbreitet worden; lokale Forderungen wurden angefügt – die allgemeine Richtung war durch sie gegeben.

Klöster in erster Linie und dann die Schlösser wurden niedergelegt. Während der Geistlichkeit Gut und Habe zur Verteilung weggenommen wird, behält der Edelmann, der sich fügt, Gut und Habe. Er soll nur leben wie der Bauer. Wir hören, daß das Gebälk und das Gemäuer der Burgen nicht für

Neubauten verwandt werden durfte — die Zwingschlösser sollen eben vernichtet sein, bis aufs Letzte. Wir hören aber auch, daß Bauernräte — dieser Name der revolutionären Kommissionen ist zeitgenössisch! — die Adligen schützt, wenn ihnen das Vieh fortgetrieben, wenn Wein oder Getreide vergeudet wurde.

Auch viele mittlere und kleinere Städte schließen sich der Bewegung an — gewitzte Stadtschreiber öffneten dann wohl den Bauern die Tore. Speyer, Würzburg sind die namhaftesten. In Heilbronn war eine gemeinsame Kanzlei für alle Haufen eingerichtet — es war der Beginn einer revolutionären Regierung in Oberdeutschland.

Und von da aus wagten sich einzelne Führer, Wendel Hippler vor allen, an das Letzte: Säkularisation der geistlichen Güter; Deckung der Kosten der Reichsverwaltung dadurch; Steuer nur alle zehn Jahre; Einrichtung von 64 Freigerichten, mit Beisitzern aus allen Ständen, 16 Landgerichten, 4 Hofgerichten, 1 Kammergericht; Eine Münze, Ein Maß und Ein Gewicht; der römische Kaiser wird anerkannt (denn er kommt ja im Neuen Testament vor!), Umsturz jedes Regiments wäre nicht christlich, aber jeder Stand sollte auf seine ursprüngliche Bestimmung zurückgeführt werden. Es ging gegen die Privilegien, den Adel, den niedern und auch gegen den hohen, das immer mehr erstarkende Territorialfürstentum.

Also Reformation des Reiches. Der stärkste Volksteil im besten alten Deutschland war zum Bewußtsein erwacht und verlangte einen Freien Volksstaat. Der Kaiser — Karl V. — war aber in Spanien; sein Bruder Ferdinand focht für die Habsburgischen Interessen in Italien. Die am meisten bedrohten Territorialfürsten taten sich zusammen und schlugen die Bauernrevolution mit einer selbst in dieser rohen Zeit beispiellosen Grausamkeit nieder.

*

Luther war eine unpolitische Natur. Der hohe Adel schützte ihn gegen Kirche und Kaiser und machte sich grade durch die Reformation stark gegen beide. Luther erklärte sich gegen die Bauern — immerhin, als es noch gefährlich war, das zu tun, als noch Niemand das Ende der Bewegung voraussah. Er merkte nicht, daß bei den Bauern die viel stärkern und wahrhaft religiösen Triebkräfte mit am Werke waren. Die reformatorische Bewegung, die in England kurze Zeit darauf grade die politische Demokratie zum Erblühen brachte, wurde so in Deutschland zur Bundesgenossin des Territorialfürstentums.

Thomas Münzer ist von Luther als Schwarmgeist verachtet und abgelehnt worden. Er hat aber vor Luther den starken politisch-sozialen Zug voraus, der ihn zur merkwürdig einflußreichsten Figur der Bauernrevolution macht: ein leidenschaftlich beredter Mann, der zu den Armen von Haus zu Haus ging,

um ihnen etwas zu sein. Vom Unrecht der wirklichen Welt, von Ausbeutung und Hochmut tief abgeschreckt, wird dieser Mystiker zum revolutionären Agitator. Als er unter Folterqualen sterben mußte, machte ihm ein besonders feinfühliger richterlicher Henker noch den Vorwurf, er habe Unschuldige ins Verderben gebracht. Er lachte bitter: sie haben es nicht anders haben wollen.

Auch hier war die Bewegung mächtiger als die Menschen – aber doch hilflos gegenüber der Starrheit der alten Gewalten.

So wie militärisch das Bauernfußvolk zerstob an der „Bauernpest“, der berittenen Mannschaft des Adels, wie es zerschmolz unter den Geschützen desschwäbischen Bundes: so zerrann der Gedanke des sozialen Ausgleichs und des freiheitlichen Staatsaufbaues in Deutschland für viele Jahrhunderte in ein Nichts.

Wie der Bauernrevolution hat es auch spätern deutschen Revolutionen nicht gefehlt an einer neuen Gemeinschaftsgesinnung gegenüber erstarrten Gewalten, sondern an zweierlei: einmal an der revolutionären Energie, die gegen die schwächsten Punkte Alles einsetzt, und dann an Etwas, das man Glück oder Charisma oder sonstwie nennen kann. Aus dem Kreis der alten Gewalten muß die Bundesgenossenschaft der Belehrbaren und Erleuchteten kommen. Dann erst entsteht junge Welt.

Der Ursprung der Einkreisungs-Politik von Heinrich Kanner

Neue Enthüllungen aus deutschen Geheimakten

Mit dem soeben ausgegebenen XXV. Band tritt die Aktenpublikation des deutschen Auswärtigen Amtes – ‚Die Große Politik der Europäischen Mächte‘ (Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte zu Berlin) – bereits in die letzte große Phase der Vorgeschichte des Weltkriegs ein. Sie begann mit dem Projekt einer Sandschakbahn, das der damalige oesterreichisch-ungarische Minister des Äußern Baron Aehrenthal am 27. Januar 1908 im Parlament feierlich der Welt verkündete. Seine Rede wirkte wie ein Alarmschuß. Sie fiel aufstörend und aufrüttelnd in eine Zeit der tiefsten Friedenssicherheit. Scharfe Interessengegensätze der Großmächte, die den Weltfrieden bedrohen konnten, waren in den letzten Jahren ausgeglichen worden. So besonders der Gegensatz zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn am Balkan. Die anno 1903 in Mürzsteg geschlossene Entente der beiden Großmächte hatte diesen gefährlichen politischen Zündstoff, anscheinend für immer, aus der Welt geschafft. Oesterreich-Ungarn und Rußland arbeiteten in der damals aktuellen Frage der mazedonischen Reformen Hand in Hand. Vor jeder Aktion verständigten sie sich unter einander. Ein offener Konflikt schien ausgeschlossen. Da kam die pompöse Sandschakbahn-Rede Aehrenthals, aus der man erfuhr, daß Oesterreich-Ungarn in aller Stille, ohne Rußland

davon verständigt zu haben, vom Sultan die Vorkonzession für diese neue Balkan-Bahn erlangt hatte – und das Einvernehmen war zerstört, die Friedenszuversicht geschwunden, und man begann auf allen Seiten wieder mit der Gefahr eines großen europäischen Krieges zu rechnen.

Solche Überraschungen liebte Aehrenthal; wie später sein Nachfolger Graf Berchtold. Bei den betroffenen oder sich betroffen glaubenden Mächten sind aber solche Überraschungen nichts weniger als beliebt und erwecken schon wegen der Heimlichkeit, mit der sie vorbereitet werden, Verdacht. Die Sandschakbahn sollte von der bosnischen Grenze durch den von Oesterreich-Ungarn militärisch besetzten türkischen Sandschak (Kreis) von Novibazar zum Anschluß an die Orientalische Bahn führen, die in Saloniki endet. Aehrenthal beteuerte wohl nachträglich, es sei ihm dabei um nichts Andres als um die Forderung des kommerziellen Verkehrs der oesterreichisch-ungarischen Monarchie zu tun. Aber warum hat er dann, fragte man, seine Absichten den andern Mächten, besonders der Entente-Macht Rußland verhehlt? Hinter diesem so heimlich betriebenen Bahnprojekt mußten noch andre Pläne stecken, die das Licht der Öffentlichkeit nicht vertrugen. Man sagte: nichts weniger sei mit dieser Bahn beabsichtigt als der Vormarsch Oesterreich-Ungarns nach Saloniki, der nach dem Berliner Vertrag von 1878 allgemein erwartet und befürchtet, dann aber allmählich in Vergessenheit geraten war; und wienn schon Aehrenthal keine andre der europäischen Mächte von seinem Plan vorher verständigt habe, so sei er doch sicherlich im Einvernehmen mit dem deutschen Bundesgenossen vorgegangen, Deutschland sei also mit Oesterreich im Komplott, und das mache den ganzen Vorgang nur umso bedenklicher.

Geführt von Rußland und England, setzte nun auf allen Seiten eine gewaltige diplomatische und journalistische Campagne gegen die beiden Mittemächte ein. Der Kaiserstaat an der Donau, den man unter der Leitung des greisen Franz Joseph schon völlig dem Quietismus verfallen glaubte, erwarb sich plötzlich den Ruf des Friedensstörers, den er bis an sein Ende nicht mehr verlieren sollte, und Deutschland den Ruf seines geheimen Komplicen, wenn nicht gar Anstifters. Aehrenthal, der sich mittlerweile auch von den gradezu grotesken technischen und kommerziellen Schwierigkeiten seiner durch unwirtliche Gegenden führenden Bergbahn überzeugt hatte, entschloß sich, das Projekt fallen zu lassen, allerdings nur, um alsbald die Welt mit einer noch größern Überraschung zu beglücken: mit der Annexion von Bosnien und der Herzegowina.

Aus den jetzt der Öffentlichkeit übergebenen deutschen Akten ersieht man, mit welch vollendeter Plumpheit und Verlogenheit die beiden Mittemächte sich gegen die Angriffe wegen der Sandschakbahn zur Wehr setzten. Besonders interessant ist dabei ein Punkt, weil er die Methoden der deutschen Diplomatie kennzeichnet, die dann im Juli 1914 zu einem so fatalen Ausgang geführt haben. Im Juli 1908 hörte Albert Ballin von seinem Freunde, dem Londoner Bankier Sir Ernest Cassel: König Eduard VII. sei fest davon überzeugt und habe diese Über-

zeugung auch dem Zaren beigebracht, daß Wilhelm II. die ganze Sandschakbahn-Geschichte eingefädelt habe, um den Zaren vor Europa lächerlich zu machen. Ballin gab darauf sofort Cassel sein „Ehrenwort“, daß der deutsche Kaiser „erst durch die Zeitungen wie alle andern Menschen davon erfahren habe“, und berichtete den Vorfall brühwarm dem Kaiser. Dieser schrieb darüber dem Reichskanzler Bülow und bestätigte Ballins ehrenwörtliche Erklärung. Der Reichskanzler wieder gab die ganze Geschichte dem deutschen Botschafter in Petersburg weiter, mit dem Zusatz, daß auch er, Bülow, „von dem oesterreichischen Vorgehen vorher keinerlei Kenntnis gehabt“ habe. (XXV. Band S. 374)

Daß Wilhelm II. das Bahnprojekt nicht ausgeheckt habe, um den Zaren lächerlich zu machen, konnte man ihnen ja auch ohne Ehrenworte glauben. Aber die Mär, daß der Kaiser wie der Reichskanzler das oesterreichische Projekt erst hinterher „wie alle andern Leute aus den Zeitungen“ erfahren haben sollte, war bei der Intimität der beiden seit dreißig Jahren verbündeten Staaten von vorn herein unglaubwürdig und mußte bei Jenen, denen sie zugedacht war, bei Eduard VII., Nikolaus II. und ihren Ministern, das Mißtrauen gegen Deutschland nur vergrößern. Die jetzt vorliegenden deutschen Akten beweisen noch überdies, daß Wilhelms II. und Bülows allzu weit getriebene Unschulds-Erklärungen positiv falsch waren.

Aus den deutschen Akten – XVIII. Band, 1. Hälfte, Seite 213 – geht hervor, daß Oesterreich schon im Dezember 1902, also fünf Jahre vorher, unter Goluchowski, den Plan der Sandschakbahn aufgenommen und sich um Unterstützung des Planes an die deutsche Regierung (Bülow) gewandt hatte; daß diese in der Voraussicht, dadurch – wie der von ihr um ein Gutachten angegangene deutsche Botschafter in Konstantinopel Freiherr v. Marschall sagte – einen „Balkanbrand zu entzünden“, den Oesterreichern zunächst davon abgeraten, aber, als Goluchowski auf seiner Bitte beharrte, ihm empfohlen hatte, sich vor jeder diplomatischen Aktion der Unterstützung Rußlands zu versichern; daß sich auch Franz Joseph und Goluchowski mit diesem Anliegen an den russischen Minister Grafen Lamsdorff gewendet hatten, der aber die Anregung im Sande verlaufen ließ, weshalb Franz Joseph und Goluchowski damals von ihrer Absicht wieder abstanden. Aus den deutschen Akten – XXV. Band, Seite 289 – erfährt man weiter, daß Aehrenthal schon am 21. Januar 1907, also gut ein Jahr vor seiner Rede und fast ein Jahr vor Beginn seiner heimlichen diplomatischen Aktion bei der Pforte, den deutschen Botschafter in Wien Grafen Karl Wedel von seiner Absicht verständigt; daß dieser darüber an demselben Tage Bülow berichtet; daß darauf der deutsche Staatssekretär v. Tschirschky am 26. Januar 1907 dem Wiener Botschafter die Zustimmung der deutschen Regierung zu dem Sandschakbahn-Projekt mitgeteilt; daß Aehrenthal selbst bei einem berliner Aufenthalt in der Zeit vom 30. April bis 4. Mai 1907 das Projekt bei der deutschen Regierung zur Sprache gebracht und von ihr die Zusage der Unterstützung seines Projekts erhalten hat; daß Aehrenthal noch drei Vierteljahre gewartet und erst Ende Dezember 1907

den ersten vorbereitenden Schritt bei der Pforte hat unternehmen lassen; daß der oesterreichisch-ungarische Botschafter in Konstantinopel Markgraf Pallavicini den deutschen Botschafter Freiherrn v. Marschall sofort von diesem Schritt unterrichtet; daß Marschall am 31. Dezember 1907 Berlin um Instruktion für sein Verhalten angegangen; daß ihn daraufhin der deutsche Staatssekretär Freiherr v. Schoen am 31. Dezember 1907 telegraphisch beauftragt hat, das Vorgehen der oesterreichisch-ungarischen Regierung in Konstantinopel „vorsichtig zu unterstützen". Und nach dieser sich über fünf Jahre erstreckenden Mitwisserschaft und Mitarbeiterschaft der deutschen Regierung an dem Sandschakbahn-Projekt wagte Bülow, der russischen Regierung den Bären aufzubinden, daß er und Wilhelm II. von der Sache „wie alle Welt erst aus den Zeitungen", das heißt: nach der Rede Aehrenthals vom 27. Januar 1908 erfahren haben.

Das ist kein vereinzelter Fall von dumm-verlogener Diplomatie. Dieselbe kuriose Art von Diplomatie hat die deutsche Regierung unter Bethmann, Jagow und Zimmermann im Juli 1914 und nachher angewendet, indem sie beharrlich behauptete, von dem serbischen Ultimatum Berchtolds erst gleichzeitig mit den andern Mächten, denen es bekanntlich am Vormittag des 24. Juli mitgeteilt wurde, erfahren zu haben, während die 1919 veröffentlichten ‚Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch' aktenmäßig zeigen, daß die deutsche Regierung den wesentlichen Inhalt des Ultimatums schon am 10. und seinen Wortlaut am 22. Juli abends durch die oesterreichisch-ungarische Regierung erfahren hat.

Die umfangreiche Aktenpublikation des Auswärtigen Amts verfolgt bekanntlich den Zweck, den friedlichen Charakter der Politik aller deutschen Regierungen seit 1871 zu beweisen und dadurch Stimmung für die Revision der Schuldfrage des Weltkriegs zu machen. Die ersten vierundzwanzig Bände dieser Sammlung waren weder pro noch contra beweiskräftig, weil die darin behandelten Ereignisse nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Ausbruch des Weltkriegs standen. Dieser unmittelbare Zusammenhang datiert erst von dem im XXV. Band bearbeiteten Sandschakbahn-Projekt von 1908, dem ersten Glied in jener Kette von diplomatischen Unternehmungen, die zum Weltkrieg geführt haben. Gleich dieser erste Schritt auf der verderblichen Bahn aber spricht für die Kriegsschuld der Mittemächte, insbesondere der Regierung Wilhelms II., die das oesterreichisch-ungarische Sandschakbahn-Projekt unterstützt hat, obzwar sie sich sehr wohl bewußt war, daß es den „Balkanbrand entzünden" konnte, der, da Oesterreich-Ungarn daran beteiligt war, zum Weltkrieg werden mußte. Aehrenthal hat schon damals gezündelt, und Bülow hat mitgezündelt. Daß Aehrenthal dieses unselige Projekt noch rechtzeitig hat fallen lassen, bevor der Brand ausbrach, ist das Verdienst der andern Mächte gewesen, besonders Englands, das Aehrenthal sofort die Zähne zeigte und die Lust an der Brandstiftung benahm, nicht aber das Verdienst der deutschen Regierung, die, wie die Akten beweisen, selbst im ärgsten Sturm gegen das Projekt kein Wort

der Mäßigung oder Abmahnung an Aehrenthal richtete und ihm durch dieses ihr „Durchhalten“ seinen Rückzug nur erschwerte. Als im Auswärtigen Amt aus allen Hauptstädten Berichte über die dort durch das Projekt hervorgerufene Entrüstung einlangten, blieb Bülow unerschütterlich fest, und als Tschirschky am 24. Februar 1908 aus Wien meldete, nach dort eingelangten Berichten aus Petersburg sei das russische Kabinett durchaus nicht kriegslustig und hoffe, daß das Wiener Kabinett durch eine dilatorische Behandlung des Eisenbahn-Projekts die Spannung mildern werde, kritzelte Wilhelm II. an den Rand des Berichts eines seiner Lieblingsworte, nämlich das Wort: „Unsinn!“ und fügte die hetzerische Bemerkung hinzu, daß „nunmehr vorwärts gegangen werden muß“ (Seite 332), und Bülow schrieb am 17. Februar Aehrenthal einen Privatbrief mit der tröstenden Devise: „Saevis tranquillus in undis“ (Ruhig im Sturm der Wogen) und versicherte ihm, daß die russische Erregung für mehr künstlich und oberflächlich als für natürlich und sehr tiefgehend anzusehen“ sei (Seite 315). Es ist ganz erstaunlich und beweist Aehrenthals Selbständigkeit, daß er trotz dieses hochmögenden Zuspruchs von deutscher Seite nachgab.

Der leichtfertig vom Zaun gebrochene Streit um die Sandschakbahn hat aber trotzdem tiefe und unheilvolle Folgen für die Entwicklung der politischen Verhältnisse in Europa gezeitigt. Schon am 15. Februar 1908 konnte der deutsche Botschafter in Petersburg Graf Pourtalès berichten, daß bei diesem Anlaß in Rußland ein Haß gegen Deutschland zum Ausdruck gekommen sei, „wie er in den schlimmsten Zeiten der panslavistischen Hetzerei kaum schärfer hervortrat“ (Seite 319). Bis dahin hatten zwischen Aehrenthal und dem russischen Minister des Äußern Iswolsky freundschaftliche Beziehungen bestanden. Am 18. Februar aber kündigte Iswolsky in vorsichtigen Ausdrücken Pourtalès an, daß er in Zukunft „mehr Fühlung mit England suchen werde“, obzwar er „lieber der Entente getreu mit Oesterreich-Ungarn gegangen“ wäre (Seite 322), und am 14. April sprach er schon deutlicher: „Wenn sich allmählich von selbst eine andre Gruppierung der Mächte vollzieht, so trage ich nicht die Schuld daran, sondern lediglich Oesterreich-Ungarn“ — welche wichtige Mitteilung Wilhelm II. mit einem läppischen „Aha!“ begleitete (Seite 360). Ein andrer Freund und Mitschöpfer der oesterreichisch-russischen Entente, der russische Botschafter in Konstantinopel Sinowjew, gestand am 25. Februar dem deutschen Botschafter, „es sei für ihn schmerzlich, die Entente in die Brüche gehen zu sehen“, sie könne aber nach Aehrenthals „mauvais procede“ nicht weiter bestehen (Seite 341). Aus London berichtete der deutsche Botschafter Graf Metternich schon am 7. Februar, daß der russische Botschafter Graf Benckendorff, den er als einen „überzeugten Anhänger“ der oesterreichisch-russischen Entente pries, „über die neueste Politik Aehrenthals gradezu konsterniert“ sei (Seite 305). Auf nichts war Aehrenthal so stolz gewesen als auf sein leidlich gutes Verhältnis zum italienischen Minister Tittoni. Aber auch dieses hatte, nach Tschirschkys Bericht, „infolge der Sandschak-Affäre eine weitere Trübung erfahren“

(Seite 368). Zufrieden waren mit diesem diplomatischen Abenteuer nur die ausgesprochenen Feinde der Mittemächte. Der panslavistische Agitator Wesselitzky in London sagte befriedigt voraus, „daß die Entente zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn zerrissen und die anglo-russische Verständigung komplettiert wird“ (Seite 337). Ein hochstehender russischer General entwickelte die Ansicht, „daß ein Zusammengehen Rußlands mit England, um Deutschland einzukreisen, die einzig richtige Politik für Rußland sei“ (Seite 339). Der deutsche Militärbevollmächtigte in Petersburg Generalmajor v. Jacobi meldete, daß man sich nunmehr schon in Rußland auf einen Krieg gegen Deutschland vorbereite (Seite 357), und der deutsche Botschafter in Petersburg konnte sich auch „dem Eindruck nicht verschließen, daß das gute Verhältnis zwischen dem Baron Aehrenthal und Herrn Iswolsky einen starken Stoß erlitten hat und kaum jemals wieder das alte werden wird“ (Seite 351).

Sie Alle, die Freunde und Feinde der Mittemächte, haben gleichmäßig geurteilt und mit ihrer „Schwarzseherei“ gleichmäßig recht behalten. Nur Wilhelm II. und sein Reichskanzler fuhren, saevis tranquilli in undis, ruhig weiter drauf los — in den Weltkrieg.

Die erste Etappe auf diesem abschüssigen Wege bildete die Sandschakbahn-Krise am Anfang des Jahres 1908. Damals noch bezog sich die 1907 begründete Entente zwischen Rußland und England nur auf asiatische, nicht aber auf die Balkanfragen. Erst nach der Sandschakbahn-Krise wurde sie bei der Zusammenkunft des Königs von England mit dem Zaren im Sommer 1908 zu Reval auf die Balkanfragen ausgedehnt und unter dem Eindruck späterer gleichartiger Ereignisse, zunächst der Annexionskrise im Winter 1908 — 1909, immer weiter ausgestaltet. So wurden die Mittemächte nach und nach „eingekreist“. Ihren Ursprung hat diese Einkreisung in der Sandschakbahn-Krise genommen: das ist durch die jetzt vom deutschen Auswärtigen Amt veröffentlichten Akten erwiesen — und erwiesen ist auch, wen die Schuld an dieser unheilvollen Wendung der europäischen Politik trifft.

China den Chinesen! von Otto Corbach

Die meisten westländischen Bewunderer des alten China, das heißt: fast alle Europäer oder Amerikaner, die die Verhältnisse in diesem wunderbaren Lande aus eigner Anschauung kennen, haben geglaubt, daß seine in Jahrtausenden zu denkbar höchster Vollkommenheit gediehene patriarchalisch-traditionalistische Kultur mit ihrer bäuerlich-kleingewerblichen Wirtschaftsverfassung den Wirkungen der modernen Technik standhalten werde. Sie haben geirrt. Die moderne Technik ist im vollen Zuge, sich auch die chinesische Erde zu unterwerfen. Mit modernen Waffen und Maschinen ausgerüstete Menschen sind schon heute die Herren der Lage im ganzen Fernen Osten. Die schicksalsschwere Frage, die die gegenwärtigen Unruhen in China zu stellen beginnen, ist nur die, unter wessen „Kon-

trolle“ sich die weltwirtschaftliche Erschließung der natürlichen Reichtümer des riesigen Gebiets vollziehen soll.

Kaum berührt von moderner Kultur ist heute noch ganz West-China, wozu die Provinzen Kansu, Schensi, Schansi und Setschuan gehören. Dort leben ungefähr 100 Millionen Menschen, also annähernd so viel wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Aber es gibt auf dieser fast halb Europa gleichkommenden Fläche nur in Schansi eine kleine Eisenbahnstrecke von wenigen Meilen Länge. Lohnarbeit ist noch so billig wie vor hundert Jahren. Der Kupferkäsch – etwa 1/7 Pfennig – ist die einzige gangbare Münze. Vier Pfund davon machen ungefähr den Wert einer Mark aus. In dreien dieser Provinzen wird Weizen im Überfluß und zu einem Drittel der Preise erzeugt, die 500 Meilen weiter entfernt in Gegenden mit bessern Transportverhältnissen erzielt werden. Mühlenbesitzer in Hankau kaufen aber Weizen in Seattle und Portland auf, der ihnen nach dem Transport über den Stillen Ozean billiger zu stehen kommt als Weizen, den sie sich aus West-China beschaffen würden, wo er auf den Feldern zu einem Viertel des Preises zu haben ist, der in den Vereinigten Staaten erzielt wird. Transport ist eben eine kostspielige Sache für die vom Weltverkehr noch nicht erfaßten Gegenden, besonders in West-China, wo man in weiter Entfernung von schiffbaren Strömen wohnt und deshalb mangels Eisenbahnen von Packtieren, Karren und Lastträgern abhängt. Auf den Hauptverkehrswegen begegnet der Reisende Zehntausenden lastentragender Kulis, die sich mit ihrer Bürde oft hunderte von Meilen schleppen müssen. Der Handelsattaché der amerikanischen Gesandtschaft in Peking, Julean Aunold, hat kürzlich ausgerechnet, daß 800 Millionen solcher Kulis erforderlich wären, um die Transportleistungen amerikanischer Bahnen zu bewältigen, und sie dürften dabei keinen Tag im Jahre feiern. Ein solcher Kuli pflegt 150 Pfund 15 Meilen im Tage für einen Gegenwert von 11 amerikanischen Cents zu tragen. Da die durchschnittlichen Transportkosten auf amerikanischen Bahnen 1 Cent für Tonne und Meile betragen, so ist der westchinesische Transport durch Kulis zehnmal so teuer. Danach kann man die weltwirtschaftliche Bedeutung der Tatsache ermessen, daß China, obgleich es viel größer ist als die Vereinigten Staaten und viermal so viel Einwohner hat, nur über 10 500 Kilometer Eisenbahnen verfügt, während die Gesamtlänge der amerikanischen Schienenwege mehr als 400 000 Kilometer ausmacht.

Dem alten China kann auch wenig helfen, daß seine intensive gartenbauartige Bodenbewirtschaftung fertig bringt, im Yangtse-Delta auf einer Fläche von 125 000 Quadratkilometern 40 Millionen Menschen zu ernähren, durchschnittlich 320 auf einem Quadratkilometer. Deswegen sind doch immer etwa 90 Chinesen nötig, um für 100 die notwendigen Lebensmittel zu erzeugen, während die moderne Technik in den Vereinigten Staaten 24 Menschen dieselbe Leistung bei viel größern Ansprüchen des Einzelnen an seine Ernährung vollbringen läßt. Bei vollständiger technischer Rationalisierung der amerikanischen Landwirtschaft würden dafür sogar 10 Personen reichen.

Die moderne Weltwirtschaft hat die Tendenz, alles schollengebundene bäuerliche und handwerkliche Dasein in einen Belagerungszustand zu versetzen, um es der modernen Technik botmäßig zu machen. Darin beruht die Erklärung für die Krise, die heute alle Ackerbauvölker allen Schlages durchmachen, und handle sichs dabei um solche Bevölkerungsmassen wie die Rußlands, Chinas und Indiens. Derjenige Menschenschlag, der sich schon vor dem großen Kriege am entschiedensten von der Scholle gelöst, sich auch für seine Ernährung am entschlossensten der modernen Technik und Weltwirtschaft zugewandt hatte: der Angelsachse, ging daraus als Sieger hervor, und die Überlegenheit, die die britischen und amerikanischen Imperialisten über die übrige Menschheit erlangt haben, ist so groß, daß die osteuropäischen und asiatischen Agrarvölker sich gezwungen sehen, ihr Schicksal kleinen Gruppen revolutionärer Führer anzuvertrauen, die alle überkommene Ordnung rücksichtslos zerschlagen, damit sich die ihnen zur Verfügung stehenden, für eine moderne Wirtschaftsgesellschaft vorgeschulten Kräfte hemmungslos entfalten können, um nicht einer schonungslosen Aussaugung durch die sie umklammernden Polypenarme des englisch-amerikanischen Imperialismus zu verfallen. Daß sich das revolutionäre Führertum Rußlands, Chinas und Indiens dabei an das Bauerntum anlehnt und es in seinen überkommenen Lebensformen zu schützen sucht, hat nur vorübergehende Bedeutung. Man befindet sich im Ausstande gegenüber einer von feindlichen Mächten beherrschten Weltwirtschaft und wird selbst zu schon überwundenen primitiven Wirtschaftsformen zurückgreifen, wo die notwendigsten Unterhaltsmittel nicht anders zu gewinnen sind.

Deswegen ist doch der Geist, der die modernen Revolutionäre Osteuropas und Asiens beseelt, nicht mehr der Geist des russischen Muschik oder des konfutseanischen Gartenbauern. Der Instinkt, der Gandhi in Indien seine Landsleute Ehrfurcht vor dem Spinnrad predigen läßt, ist dem wesensverwandt, der Lenin in seinen Schriften so viel Nachdruck auf ein Bündnis zwischen Arbeitern und Bauern legen ließ. Für Gandhi wie für Lenin geht es dabei, so sehr ihre Lehren im übrigen auch von einander abweichen, um ein reculer pour mieux sauter. Beiden erscheint die moderne Technik als eine erstrebenswerte Sache — aber nicht um den Preis nationaler Unabhängigkeit. Sun Yat sen war gewissermaßen ein Bindeglied zwischen Gandhi und Lenin, fortgeschrittener in der Metamorphose vom revolutionären Ethiker zum revolutionären Politiker, und weil der britische Imperialismus in China doch nicht mächtig genug war, mit ihm, wie mit Gandhi, Katze und Maus zu spielen, brandmarkte er ihn ohne weiteres als „Bolschewiken", obgleich sein Programm ihn eher als reformistischen Sozialisten vom Schlage eines Ramsay MacDonald erscheinen ließ. Indessen kommen solche ideologischen Unterschiede für die praktische Politik des kapitalistischen Imperialismus in asiatischen Ländern nicht in Betracht. Ihm müssen die Kuomingtangs so gefährlich erscheinen, vielleicht gefährlicher als waschechte Kommunisten. Denn das eben ist des Pudels Kern,

daß den Anhängern Sun Yat sens ebenso wie den russischen Leninisten wohl die Mittel der modernen Technik, aber nicht ihre bisherigen Beherrscher imponieren, und daß sie sich gegen alle Lehren, mit denen man in Europa und Amerika die Massen für den Frondienst des Kapitalismus domestiziert, immun erweisen. Selbst das Christentum nimmt in den Köpfen moderner Chinesen eine Form an, daß es sich gegen seine westländischen Sendboten und ihre Hintermänner wendet. Als seinerzeit die englische Presse Schanghais über den „Verrat“ des christlichen Generals Fung Yu shiangs an Wu Pei-fu, dem Werkzeug des britisch-amerikanischen Imperialismus, Zeter und Mordio schrie, erklärte ein chinesischer Christ in einer Zuschrift an die ‚North China Daily News‘ zu seiner Rechtfertigung: „Auch Jesus würde, wenn er heute lebte, ein Rebell sein.“ Und nicht, umsonst erweist sich das neue Testament, das jeder Soldat Fung Yu shiangs in der Tasche tragen soll, eher als Magnet für bolschewistische Propaganda denn als Talisman dagegen. Marx und Engels hatten wohl recht, als sie im kommunistischen Manifest die wohlfeilen Waren der „Bourgeoisie“ für die „schwere Artillerie“ erklärten, mit der sie alle „chinesischen Mauern“ in den Grund schieße. Aber das Vierhundertmillionenvolk, auf dessen große Mauer als Wahrzeichen seiner frühern Abgeschlossenheit damit angespielt ist, wird sich vielleicht als das fähigste erweisen, dem Pesthauch kapitalistischen Geistes zu widerstehen und die der modernen Technik entsprechende sozialistische Gesellschaftsform zu entfalten.

1000 Worte Rheinland von Theobald Tiger

Weil wir nämlich eure Kohlen brauchen,
weil wir wollen, daß die Schlote rauchen
für das Wohl des Heldenvaterlands:
darum Jubiläen und Gelage,
darum Frack am hellerlichten Tage –
darum dieser Tanz.

Fahnen, Reden, Oberbürgermeister,
Fritz von Unruhs frischer Versekleister,
Männerchöre grollen Loreleyn ...
Damals, als die bösen Winde bliesen,
kaufte man in Köln leicht Devisen,
und ein Hagen weckte Rheingold ein.

Nur nicht autonom!
Es ist vergessen.
Nur nicht autonom!
Die Gala-Essen

jagen durch die Bäuche wie noch nie . . .
Ob im Erzgebirge Weber hungern,
ob Millionen Arbeitslose lungern,
brausend steigt empor die Melodie:

Die Rheinischen Werke, ostelbisches Schwein:
das muß ja der Himmel auf Erden sein – !

Eine vergewaltigte Nation von V. Blasco Ibañez

An den deutschen Leser

Ich bin kein Feind des deutschen Volkes, sondern wünsche ihm, wie allen Völkern der Erde, Freiheit und Wohlfahrt.

Ich bin Freund der Völker, aber Feind der Könige.

Ich habe gegen Wilhelm II. geschrieben, gegen seine mittelalterlichen Begriffe, die eine furchtbare Gefahr für unsre Zeit bedeuteten, gegen seinen Alles aufsaugenden, tyrannischen Militarismus, der sämtlichen andern Reaktionären der Welt als Vorbild diente.

Seit Deutschland sich als Republik konstituiert hat, ist mein aufrichtiger Wunsch, diese Republik möge immer mehr erstarken und über die Anhänger der Vergangenheit triumphieren.

Viele sind wir, überall auf der Welt, die wir ehedem mit der Feder das Deutschland von Wilhelm II. bekämpft haben. Seit dieses tragische Schreckbild gestürzt ist, tritt wieder mit größerer Klarheit das glorreiche Deutschland, Vaterland von Goethe und Beethoven, vor unsre Augen.

Möge das deutsche Volk niemals wieder einen Kaiser haben! Mein Wunsch ist, daß die deutsche Republik, Freundin und Schwester aller Republiken dieser Erde, in der Weltgeschichte ihren Platz einnehme, um den Frieden zu bewahren, Arbeit und Fortschritt zu fördern. Mit diesem heiligen Werk wird das neue Deutschland sich die Achtung und Liebe Aller verdienen.

Der militärische Terror in Spanien

Seit vielen Jahren lebe ich fern von der Politik – aber die Zustände in Spanien zwingen mich, meine Zurückgezogenheit aufzugeben und nochmals in den Kampf zu treten.

Ich bekenne, daß ich lange geschwankt habe, bis ich zu diesem Entschluß gekommen bin. Meine Neigungen als Schriftsteller finden eine viel größere Befriedigung in einem ruhigen und arbeitsamen Leben. Aber noch einmal: die Pflicht, deren Erfüllung hart und grausam ist, ruft mich zum Kampf.

Gewinnen werde ich nichts mit dem Angriff, den ich unternehme – vielleicht aber viel verlieren. Als Schriftsteller hatt’ ich mir einen Namen geschaffen. Fast alle Spanier waren mir freund und erkannten dankbar in ihrem nationalen Empfinden das Prestige an, das ich im Ausland erworben hatte. Künftig werde ich auf die Freundschaft von Manchen verzichten müssen, die aus Interesse oder aus Überzeugung sich mit den augenblicklichen Zuständen in Spanien abfinden. Ich bedaure die Trennung von ihnen, aber – hier stehe ich, ich kann nicht anders.

Spanien ist heute eine vergewaltigte Nation; jede Äußerung in Wort und Schrift wird durch die schärfste Zensur unterdrückt. Nur der Instinkt der Selbsterhaltung verhindert das Volk, auf die Straße zu gehen, um gegen diese Sklaverei zu

protestieren. Ein Heer, ausgerüstet mit den modernsten Zerstörungsmitteln, unterdrückt das Land und bringt mit Maschinengewehren die Klagen der waffenlosen Menge zum Schweigen.

Das Wort Heer ist hier eigentlich nicht angebracht. Der Weltkrieg ist ein Krieg der Völker gewesen, und Heer bedeutet seitdem die bewaffnete Nation, die Gesamtheit aller Bürger, die ohne Unterschied der politischen und religiösen Anschauungen sowie der sozialen Stellung die Waffen zur Verteidigung ihres Vaterlandes führen. Das Heer in Spanien ist aber eine Klasse für sich, in der Art etwa wie die Armee in dem Preußen des 18. Jahrhunderts unter der Regierung der ersten Hohenzollern. Auf alle andern Staatsbürger herabsehend, dünkt sich der Offizier von ganz besonderer Beschaffenheit. So fühlt das Land keine große Sympathie für seine sogenannte Armee, die eher mit einer Prätorianerschar zur Verteidigung der Monarchie zu vergleichen ist.

Die letzten Ereignisse haben den Beweis für diese Behauptung erbracht. Das Heer, das den größten Teil der Einnahmen Spaniens verbraucht, und dessen Heldentum ständig offiziell gepriesen wird, erleidet unfehlbar eine Niederlage, sobald es irgendeine Operation außerhalb der Landesgrenzen unternimmt. Tatsache ist, daß die Truppe sich tapfer schlägt. Die Schuld an den ewigen Katastrophen trägt die Organisation dieses Heeres. Es ist nicht das Heer der spanischen Nation: es ist die Armee

des Königs.

Dieses besser „Gendarmerie“ genannte Heer ist nur erfolgreich gegen die wehrlose Menge der Heimat.

Seit über einem Jahr ist der spanischen Nation unmöglich gemacht, sich zu äußern; die Zeitungen unterliegen vor dem Druck der Zensur des Militärdirektoriums. Was die Zensur passiert, entspricht der traurigen ‚Mentalität‘ des Diktators. Sogar in den Zeiten der größten Reaktion hat man in Spanien Achtung vor dem Buch gehabt, das in der Neuzeit niemals unter die Vorzensur gefallen ist. Jeder hatte die Freiheit, seine Gedanken in dieser Form zu veröffentlichen. Das Direktorium der Generale hat nun ein heuchlerisches Mittel gefunden, um auch die freie Meinungsäußerung in Buchform zu unterbinden. Unter dem Vorwand, die Verbreitung unmoralischer Literatur in Spanien solle verhindert werden, befahl es den Verlegern, bei Gefahr der strengsten Bestrafung kein Buch in den Verkehr zu bringen, bevor der Verfasser nicht eine von den Militärs des Direktoriums und ihren Trabanten ausgestellte Erlaubnis beigebracht hätte.

Um die Schundliteratur zu bekämpfen, genügt es, wie jeder Mensch in Spanien weiß, ein oder zwei skrupellose Verleger am Vermögen oder mit Gefängnis zu strafen. Aber dem triumphierenden Militarismus kommt es ja eben gar nicht auf die Verfolgung unmoralischer Schriften an. Die spanischen Intellektuellen sollen unterdrückt werden. Da dem militärischen Zensor für die Erteilung der Druckerlaubnis keine Termine irgendwelcher Art vorgeschrieben sind, ist es vollständig Sache

des Direktoriums, ein eingereichtes Buch ad calendas graecas liegen zu lassen.

Im ganzen 19. Jahrhundert hat sich kein westeuropäisches Volk in einer Lage befunden wie heute Spanien. Nur das Rußland der Romanows bietet in der Zeit des größten Absolutismus das Schauspdel einer Herrschaft von grausamen und stupiden Generalen, die den Geist der Nation knechten und ihre Gedanken unter Zensur stellen. Ich gestehe, daß ich vor wenigen Monaten, bei der Rückkehr von einer Reise um die Welt, aufs Tiefste erschüttert war, als ich sah, wie weit die unsinnige Tyrannei einer Gruppe von Generalen in meinem Vaterland es gebracht hatte. In Hunderten von Briefen drängten mich meine Landsleute, die in Europa und dem lateinischen Amerika leben, das Wort zu ergreifen, um der Welt die beschämende Lage Spaniens kund zu tun. Innerhalb ihrer Grenzen müssen Spanier heute schweigen. Also werde ich für sie reden und wenn – nun, dann auch die ganze Wahrheit.

Es wäre mir leicht, meinen Angriff auf die Generale des Direktoriums zu beschränken, und höchstwahrscheinlich würde das ganze Land ohne Unterschied der politischen Gesinnung mein Vorgehen begrüßen. Aber das wäre halbes Werk und schlimmer als das: ungerecht. Diese Generale, die einen von düsterer Vergangenheit, die andern Schwätzer, sind schließlich nichts als Statisten. Pflicht ist daher, den wahrhaften Urheber all des Übels, das Spanien erduldet, zu kennzeichnen.

In frühern Zeiten, als die Kriegsschiffe noch Segel führten, befahlen die Admirale vor Beginn der Schlacht: „Zielt nicht auf die Takelage – zielt auf den Rumpf!“

Takelage sind für mich die Operettengenerale des Direktoriums – Rumpf ist der König.

Und ich, ein Spanier, erkläre vom ersten Augenblick an: Aus Vaterlandsliebe, aus nationaler Würde ziele ich gegen Alphons XIII.

(Fortsetzung folgt)

Zu diesen Kriegen von Nietzsche

Soviel auch der Nutzen und die Eitelkeit, von Einzelnen wie von Völkern, in der großen Politik mitwirken mögen; das gewaltigste Wasser, das sie vorwärtstreibt, ist das Bedürfnis des Machtgefühls, welches nicht nur in den Seelen der Fürsten und Mächtigsten, sondern nicht zum geringsten Teil grade in den niedern Schichten des Volkes aus unversieglichen Quellen von Zeit zu Zeit hervorstößt. Es kommt immer wieder die Stunde, wo die Masse ihr Leben, ihr Vermögen, ihr Gewissen, ihre Tugend daran zu setzen bereit ist, um jenen ihren höchsten Genuß sich zu schaffen und als siegreiche, tyrannisch willkürliche Nation über andre Nationen zu schalten (oder sich schaltend zu denken.) Da quellen die verschwenderischen, aufopfernden, hoffenden, vorträumenden, überverwegenen, phantastischen Gefühle so reichlich herauf, daß der ehrgeizige oder klug vorsorgende Fürst einen Krieg vom Zaun brechen und das gute Gewissen des Volkes seinem Unrecht unterschieben kann.

Erlebnisse eines Geschworenen von Jakob Altmaier

Die Verhandlung ist nicht aufregend. Eine Revisionsverhandlung. Der Angeklagte ein Mann, den ein früheres Schwurgericht wegen Meineids verurteilt hat.

Hier stoßen wir sofort auf den „Vorzug“, der Emmingers neuem Schwurgericht nachgerühmt wird. Es gibt jetzt gegen Schwurgerichtsurteile eine aussichtsreichere Berufung beim Reichsgericht als bisher. Wir sind jedoch über diese Gnade bald belehrt. Der Tatbestand eines Verbrechens wird bei dieser Art der Revision nicht mehr behandelt. Das „Schuldig“ des ersten Schwurgerichts ist nicht umzustoßen. Nur die Strafe darf herabgesetzt werden, wenn das Reichsgericht feststellt, daß die frühern Geschworenen und Richter im Strafmaß zu Ungunsten des Angeklagten geirrt haben. Selbstverständlich bleibt die Mindeststrafe bestehen. Dabei ist noch lange nicht gesagt, daß die Strafe in der Revision vermindert werden muß. Das liegt wiederum im Ermessen der Richter und Geschworenen; besser: der Berufsrichter, denn es handelt sich bei solchen Zurückverweisungen meist nur um Formverletzungen. Die neuen Geschworenen hören irgendein Protokoll, irgendein Urteil. Keinen Zeugen, keine Vernehmung des Angeklagten. Nicht einmal der Verteidiger bemüht sich, die Sache zu erklären. Es wäre zwecklos. Im Beratungszimmer ist der Geschworene völlig auf Das angewiesen, was ihm der Richter sagt oder nicht sagt. Das soll gewiß kein Vorwurf gegen irgendeinen der Justizbeamten sein. Nein! Es ist einfach eine widerliche Komödie, ein solches Wiederaufnahmeverfahren, bei dem die Geschworenen ihre Stimme abgeben müssen in einer Sache, von der sie nichts erfahren haben, also nichts wissen.

Die Belehrung der Geschworenen? Nichts dergleichen. Irgendein Zufall wirbelt irgendwelche Menschen als Geschworene zusammen und läßt sie vielleicht in diesem Amt so schuldig werden, vielleicht noch schuldiger als den Menschen, über den zu Gericht gesessen wird. Denn das ist der einzige Sinn der durch Revolutionen errungenen Schwurgerichte, daß Mord und Meineid und Totschlag und ähnliche mit den furchtbarsten Strafen zu ahndenden Verbrechen nicht nur gemessen werden sollen nach toten Paragraphen und Strafgesetzen, sondern auch nach den Motiven und Begleitumständen, nach den sozialen Verhältnissen, der Umgebung und Erziehung des Täters, kurz: nach dem Leben selbst. Nicht die Justizmaschine und ihre Beamten sollen die Tat beurteilen, vielmehr der Laie; nicht der Weltferne, sondern das Volk selbst. Wenn dem so ist, wenn das der Sinn und die Art der Schwurgerichte sein soll, dann bedarfs der Belehrung der Geschworenen, die mindestens in allen Lehranstalten erfolgen und mindestens einer Seite in den Schulbüchern und jährlich einer Spalte in allen Zeitungen und amtlichen Bekanntmachungen wert sein müßte. Solange die Paragraphen und Gesetze tote Buchstaben sind, statt lebendig im Bewußtsein des Volkes zu stehen, durchpulst von seinem warmen Odem, so lange nützen alle Rechte nichts, geschweige die Schwurgerichte. Hier hätte die Arbeit eines wahren Volks-

staates, die Regierung einer Republik einsetzen müssen. Statt dessen hat der sozialdemokratische Justizminister Radbruch einen Gesetzentwurf ausgedoktert, der der Vater von Emmingers neuem Schwurgericht geworden ist.

Die Mehrzahl aller von uns sechs Geschworenen gefällten Urteile sind von der Presse als Fehlurteile bezeichnet und angefehdet worden. Und der Eindruck der Zuhörer? Sitzen da auf den Zuhörerbanken die obern Klassen eines Gymnasiums und eines Lyzeums, geführt von ihren Lehrern. Auf der Anklagebank ein kaum 19jähriger Junge. Der Staatsanwalt beschuldigt ihn des versuchten Totschlags am Vater. Ein hilfloser, gutmütiger and verschüchterter Mensch erzählt sein Schicksal. Sechs Wochen nach der Geburt kommt er ins Waisenhaus. Von dort zu drei, vier verschiedenen Pflegeeltern. Lernt Gärtner, ist überall gern gesehen und wohlgelitten. Nach der Lehrzeit ernährt er sich redlich, bis ihn Arbeitslosigkeit trifft und Krankheit. Gelenkrheumatismus mit schwerem Herzfehler. Er sucht seine vom Vater getrennt lebende Mutter auf. Bei ihr kann er nicht bleiben. Er erinnert sich, daß er doch einen Vater hat, wie andre Menschen. Der ist Bettler, Harmonikaspieler, verdient viel Geld, und es geht ihm gut. Er hat wieder eine neue Frau und lebt mit des Angeklagten Mutter in Scheidung. Der Bettler-Vater will den jetzt bei ihm wohnenden Sohn zu einer gegen die Mutter gerichteten Aussage verleiten. Der weigert sich, und der Vater verliert den Ehescheidungsprozeß. Er kommt betrunken nach Hause, springt dem kranken Jungen an die Kehle, verprügelt ihn und tobt wie besessen. Noch in der Nacht flüchten der Angegriffene und die neue Bettlersgattin vor dem Wüterich. Am nächsten Tag kehren sie wieder zurück. Der Vater droht, den Jungen auf die Straße zu werfen. Er habe nichts mehr bei ihm zu suchen. Neue Schläge. Der kranke Sohn scheut sich, gegen den Vater die Hand zur Abwehr zu heben. Er geht nur zur Polizei und bittet um Hilfe. Die lacht ihn aus, weil sie sich nicht in Familienverhältnisse mischen wolle. Der Abgewiesene verzweifelt an Gott und der Welt. Er kauft sich Revolver und Patronen. Der Alte kommt dahinter. Er droht, den Sohn wegen unbefugten Waffenbesitzes bei der Polizei anzuzeigen. Neuer Streit. „Willst du mich wirklich anzeigen?“ Statt einer Antwort packt der Vater den Sohn erneut an der Kehle. (Das wird von der Stiefmutter beschworen. Der Vater gesteht es selbst vor Gericht.) In diesem Augenblick zieht der Angeklagte die Pistole und schießt. Er behauptet, es hätte ein Schreckschuß sein sollen. Die Kugel streift den Vater am Kopf, versengt ihm die Haare und ein Stückchen Haut. Der Junge läuft zur Polizei und stellt sich ihr. Anklage! Versuchter Totschlag am Vater. Das Schwurgericht spricht schuldig. Mindeststrafe 2½ Jahre Zuchthaus. Sechs Monate als Bewährungsfrist abzuziehen, wird abgelehnt.

Nach der Verhandlung treffen wir die aufgewühlten Zuhörer auf der Straße. „Rache an solchen Richtern!“ ist das einzige von den entsetzten Schülern herausgestoßene Wort. Nicht minder empört sind die Geschworenen. Einer sagt dem Andern: „Nie wieder ein solches Amt!“ „Sie

hätten doch anders urteilen können!“ wird man erwidern. „Die Geschworenen haben doch die Majorität!“ Wer also spricht, kennt nicht das Geheimnis des Beratungszimmers und die moralische Überlegenheit der Richter. Wenn schon das alte Revisionsverfahren eine Komödie war, dann erst recht diese neuen „Schwurgerichte“. Sie schänden ihren Namen. Man sollte ehrlich sein und dem Volk die Einbildung nehmen, als hätten wir in Deutschland Schwurgerichte. Was ist das für eine Laienjustiz, wo der Richter den Geschworenen, der andrer Meinung ist, fragen kann: „Womit wollen Sie Ihre Auffassung begründen? Ihr Standpunkt läßt sich doch nicht mit dem Gesetz vereinen!“ Womit soll ein hilfloser Geschworener, ein obrigkeitserzogener und obrigkeitsgewohnter Bürger, der Autorität dreier hervorragender Richter eines Landgerichts begegnen? Der Laie erinnert sich seines Eides, und wenn drei gelehrte und erfahrene Justizbeamte ihre Ansicht und ihre Überzeugung, ihr Wissen und ihr Können, das Gesetz und die Paragraphen, die Kommentare und die Kommentare zu den Kommentaren in die Wagschale werfen: dann gehört schon mehr als Mut dazu, sich dem entgegenzustemmen. Der beste Beweis, wie die Geschworenen solcher Atmosphäre und solchem Druck unterliegen, ist der Fall dieses zu 2½ Jahren Zuchthaus verurteilten Jungen. Kaum war die Schwurgerichtsperiode zu Ende, als sich sämtliche Geschworenen widerspruchslos bereitfanden, ein Gnadengesuch an den Justizminister zu unterzeichnen, nachdem vorher, von denselben Leuten, sogar ein sechsmonatiger Strafabzug abgelehnt worden war.

Und die gelehrten Richter? Die deutsche Justiz erfreut sich wahrhaftig keiner Sympathie; weder in Deutschland noch draußen. Nichts hat in den letzten Jahren dem deutschen Ansehen so sehr geschadet wie die Gerichtsaalspolitik. Aber auch in der unpolitischen, der rein strafrechtlichen Justiz gähnt eine unüberbrückbare Kluft zwischen Richter und Volk, zwischen Urteil und Rechtsempfinden, zwischen Paragraphen und Neuzeit. Es handelt sich nicht um Personen. Die Kritik gilt dem System! Unsre Richter sind volksfremd und weltenfern. Ihre Erziehung und ihre soziale Stellung läßt sie nicht in dem Volk und mit dem Volk leben, sondern gegen das Volk. Nichts kann den heutigen Zustand besser charakterisieren als das Wort eines alten, hocherfahrenen Juristen: „Unsre Gerichte zeugen täglich Tausende von Anarchisten!“ Dabei sind die Richter nicht subjektiv ungerecht. Im Gegenteil. Die Schwurgerichtsperiode zeigte, daß sie sogar außerordentlich gewissenhaft sind. Gewissenhaft gegen die Paragraphen und Buchstaben. Nicht aber gegen das Leben, gegen den Menschen. Unsre Rechtsordnung und unsre Justiz ist eine Maschine, die gut drischt und gut mahlt. Das Ergebnis ist jedoch kein nährendes Mehl. Es ist Sand und Dynamit, die eines Tages einen Staat in die Luft sprengen werden. Unsre Richter sind zu Sklaven der Paragraphen erniedrigt. Niemand mehr als die Vollzugsorgane der Justiz müßten sich gegen eine solche Stellung wenden und gegen Gesetze und Emmingereien, die jedem Rechtsbewußtsein und dem 20. Jahrhundert ins Gesicht schlagen.

Suomi-Finnland von Ignaz Wrobel

Da ist ein wunderschönes Bilderbuch erschienen: ‚Suomi-Finnland. Das Land der Tausend Seen.‘ Von Franz Thierfelder. (Der Verlag steht auf der Schwarzen Liste des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller; ich bedaure, daß ich aus sachlichen Gründen gezwungen bin, sein Buch anzuzeigen.) Das Buch entspricht in Ausstattung und Inhalt ungefähr den Bänden, die früher im Verlag R. Piper & Cie. zu München unter dem Titel ‚Die schöne Stadt‘ erschienen sind. Der Text, der unter Mitwirkung von Johannes Oehquist, einem Attaché der Finnischen Botschaft zu Berlin, zustande gekommen ist, behandelt die finnische Literatur, Kunst, Geschichte und Politik und ist – mit Ausnahme eines Abschnitts – sachlich und nüchtern gehalten. Die Bilder zeigen Stadt und Land, Seen und Berge, Tiere und Menschen und enthalten prachtvolle Landschaftsaufnahmen; sie sind – mit einigen Ausnahmen – belehrend und gut gemacht.

So weit wäre über das Buch, das jeden Freund fremder Landschaft sicherlich fesseln wird, weiter nichts zu bemerken – wenn nicht der begreifliche Wunsch der Finnen, dem Ausland die Bekanntschaft mit ihrer Heimat zu vermitteln, die Herren zu einem peinlichen Schwupper verführt hätte.

Auf Seite 73 fiel mir ein Gedicht auf, formal etwa wie von einem unbegabten Geibel-Epigonen und ‚Die Wacht am Rhein‘ betitelt. Darin ist zu lesen:

Wie hat, o Deutschland, Alles, was verworfen,
Sich aufgetürmt auf deinem Golgatha;
Jetzt, wo der Riese endlich umgeworfen,
Sind vielgeschäftig auch die Zwerge da.
O Deutschland, deine Schmach wird bald sich wenden . . .

Aber ich hatte doch ein Buch über Findland bestellt und bekomme nun patriotisches Grünzeug serviert . . . was geht hier vor – ? Unter den Photographien sind zehn dem Grafen v. d. Goltz und seinem „Befreiungswerk“ gewidmet. Das schlechte Gedicht ist eine bescheidene Quittung.

*

Der Randstaaten-Wahnsinn des Versailler Vertrags, der Volksangehörige großer Nationen nicht von ihnen befreite, sondern sie dem Knebel eines kleinern, also um so staatswütigern Gebildes überantwortete, hat an der Ostsee eine Reihe politischer Formationen entstehen lassen, die mit viel Reklame und Tamtam ihre Existenzberechtigung und mit allen Fehlern moderner Staatswesen ihre Reife im Staatenspiel dartun. Bebürdet mit Administration, überladen mit politischen Verrichtungen, ahmen sie die Gebärden ihrer größern Brüder aufs unglücklichste nach, können schon wie jene „Kommunist und Gendarm“ spielen, „Anschlußpolitik“, „Minoritätenfrage“ und womit sich sonst noch so Staaten ihre Zeit vertreiben und die ihrer Zwangsangehörigen nutzlos in Anspruch nehmen.

Nicht, daß diese neuen Gebilde selbständig sind, ist der staatsrechtliche Skandal, sondern wie sie es sind. Es ist, als

ob tausend ungehemmte Lokalwichtigmacher frei würden: endlich, endlich dürfen wir auch! Nichts gelernt; nicht gesehen, wie der Staatenunfug den Kontinent sicher, aber stetig von einer Katastrophe in die andre reißt, weit entfernt, ein Pan-Europa auch nur zu wünschen, tobt sich das in den schlimmsten Evolutionen ethosfeindlicher Staatsreligion aus. Man hat den Eindruck, als gäbe es Warenhäuser für kleine neue Staaten: alle haben sich wunderschöne Fahnen angeschafft, Militäruniformen, Titel, Briefmarken, eine uralte Literatur, prima Geschichtsunfälle, Gedenktage und – selbstverständlich – einen bösen Feind.

Jeder dieser Staaten hat etwa so viel Einwohner wie zwei europäische Großstädte zusammen, mancher nur so viel wie eine – und daß die Angelegenheiten dieser wenigen Leute minder wichtig wären als etwa die Interessen Londons, wäre ja töricht zu behaupten. Aber die Form, in der sie ihre Sache führen, ist derart vollgepackt mit falschem Gepränge, mit Bombast, mit Staatspomp, daß mitunter die Kosten für eine Pariser Legation einen erheblichen Teil des Staatsbudgets verschlingen dürften. Sie haben Alles im Schaufenster.

Auch ihre Propaganda.

Die Komik, die darin steckt, daß ein ganzes Land wie eine Zahnbürstenfabrik inseriert, Reklame trommelt, Statistiken schminkt, pikfeine Protzprospekte auf Glanzpapier drucken läßt, geht ihnen nicht ein. „Hier noch der garantiert unabhängige Staat! Universität! Militär! Schutz des Mittelstandes! Gesundes Trinkwasser! Eigne Nationalheilige in der Geschichte!“ Wie steht bei Walter Mehring? „Trete Sie ein! Trete Sie ein! Hier isse gutt! Hier isse fein!“ Sehr fein sogar. Und einen Programmpunkt des Plakats bei allen hätte ich beinah vergessen: „Kein Bolschewismus!“

Die Niederwerfung des „roten Terrors“ in Finnland anno 1918 ist Sache der Finnen und der Kommunisten. Eine politische Affäre, die die Parteien unter sich auszumachen haben. Ich werde allerdings immer ein bißchen mißtrauisch, wenn ich die Worte „roter Terror“ höre. Von dem hysterischen Gekreisch des Renaissance-Helden Mereschkowski sehe ich ganz ab. Aber die Mittel, wie dieser „Terror“ niedergeworfen wird . . .

„Wie alt bist du?“ „Sechzehn Jahre . . .“ antwortete gleichgültig der Gefangene. „Du hast dich freiwillig gemeldet? du Hundeblut!“, schrie kalt und schneidend der Leutnant, und sein Russisch war mangelhaft. „Ja, freiwillig“, antwortete gleichgültig der Gefangene, und der Stiefel des Leutnants zertrat ihm die Nase. „So, und warum hast du dich freiwillig gemeldet?“ „Ich bin Kommunist.“ „Was bist du?“ und wieder zuckte dem Gefangenen der Stiefel ins Gesicht. Der spuckte ein paar Blutfetzen und antwortete gleichgültig: „Kommunist.“ „Was bist du, du Aas?“, und der Stiefel brach ihm die obern Schneidezähne heraus. Eine Blutwelle quoll über sein Kinn, er wischte mit dem Ärmel über das Gesicht und antwortete gleichgültig: „Kommunist.“ „Hast du dirs noch nicht anders überlegt? Na warte, du – ! Wenn du nicht mehr Kommunist

bist, dann sagst dus.“ Und nun klatschte des deutschen Leutnants Reitpeitsche über den Kopf des Gefangenen. Zehnmal. Zwanzigmal. Immernoch. Ein formloser blutiger Klumpen war der Kopf. Und immer noch. Bis der junge Kommunist genug hatte. Der Leutnant schoß ein paarmal auf ihn, ein Schuß trieb aus dem Blutkloß die eine Gehirnhälfte, wie eine runzlige Kröte aus Elfenbein blieb sie daneben sitzen, als wollte sie dort Wache halten. Als dann die fünf Reiter, die den Bolschewiken gefangen und beim Verhör festgehalten hatten, über ihn herfielen, um Rubel in den Taschen zu finden, da wurde sie freilich ganz breitgetreten. (Aus der gar nicht genug zu empfehlenden Schrift: ‚Es lebe der Krieg!‘ von Bruno Vogel – wohl das Wahrste, was über die Schandzeit geschrieben worden ist dem Reichsarchiv angelegentlichst zum Studium empfohlen. Erschienen im Verlag ‚Die Wölfe‘ zu Leipzig-Plagwitz, Ernst-Kly-Straße 16.)

Wie sich Finnland die Politik vorstellt, lerne ich aus dem Abschnitt VIII. „Das bolschewistische Rußland hat noch immer nicht aufgehört, Finnland als Brücke zur Weltrevolution zu betrachten, deshalb ist auch heute die kommunistische Wühlarbeit im Lande sehr rege, und die Massenverhaftungen kommunistischer Führer vor den letzten Wahlen haben wohl nur vorübergehende Erleichterung gebracht.“ Das müssen ja hübsche Wahlen gewesen sein. Nun, das soll nicht nur in Finnland vorkommen.

Dank und Preis aber singt die herrschende Klasse Finnlands dem Befreiungs-General v. d. Goltz. Unter den Bildern, die immer wieder seine Truppen, den berüchtigten Männerheim, weiße Gardisten und Schutzwehr zeigen, ist eines: „Begrüßung des Grafen v. d. Goltz durch den Magistrat“ (der Stadt Helsingfors). Das Bild gehörte so, wie es da ist, in unser Witzblatt der Zukunft. Das muß man gesehen haben. Das frech-bescheidene Gesicht des Offiziers, seine „Herren“, die echten Kasinotypen, die demütigen Zivilisten, wie aus dem Bilderbuch: einer sieht aus wie Herr Permaneder aus den ‚Buddenbrooks‘, einer ist ein Zylinder auf Beinen, einer ist ja so stolz, daß er um den Arm und um den weichen Hut Bänder geschlungen hat und innerhalb der Absperrung stehen darf, stramm, bleich, ein gottesfürchtiger Pfingstochse. Hinten die Landsknechte mit umgehängtem Gewehr. Und ein paar Seiten vorher die schurkischen Rotgardisten, bewaffnete Bauern auf der Chaussee. Wenn man aber schon Bilder fälscht, dann muß man das intelligenter anstellen. Der Leichnam im Vordergrund ist etwas blaß geraten und in der Perspektive verfehlt: er ist aus einem andern Bild herausgeschnitten und in dieses hineingeklebt worden. Aber wie sollte man sonst den „Terror“ zeigen? Gegen ihn hat Goltz, den das Ganze einen Schmarrn anging, „scharf durchgegriffen“.

Sein Wirken wird anderswo weniger günstig beurteilt. Die Konkurrenz – Lettland – urteilt so: „Man ist glücklich, über die Kulturperiode des Grafen Goltz hinweggekommen zu sein . . . Wenn Graf Goltz trotzdem bei seinen gefühlsbetonten, geringschätzigen Äußerungen (gegenüber Lettland) bleibt, so ist eben

hierin nicht eine vorurteilslose Erkenntnis maßgebend gewesen, sondern die blinde, verärgerte Leidenschaft.“ (M. Walters: ‚Lettland‘, 1923.) Aber der Condottiere behauptet in seinem Buch, eine „Sendung in Finnland und im Baltikum“ gehabt zu haben . . . Die Urheber der Armenier-Morde hatten auch eine.

Wir haben kein Glück mit unsern deutschen Freunden im Ausland. Es gibt wirklich gute und anständige Leute darunter: Menschen, die immer noch auf Deutschland hoffen, auf jenes andre Deutschland; Menschen, die das Volk bedauern, die Opfer der Generale, der Nationalen, der Rotte Tirpitz. Der Rest bedauert nur, daß das schlechte Deutschland nicht gesiegt hat, weil sie sich ihm blutsverwandt fühlen.

Herr Oehquist, der die kitschige ‚Wacht am Rhein‘ ins Deutsche übertragen hat, hats .gut gemeint. Die Wacht am Rhein ...

> Vom Berg der Zeiten blickt sie in die Lande
> Zum Henker, der sein schmachvoll Werk bestellt ....

Man muß diesen übereifrigen Freunden Deutschlands sagen: Danke. Legen Sies inzwischen dahin. Wir kaufen nichts.

Es gibt eine andre deutsche Jugend. Es gibt eine militärfeindliche Schicht. Es gibt – in den dünnsten Keimen – ein andres Deutschland.

Strindbergs erste Ehe von Alfons Fedor Cohn

Heute, dreizehn Jahre nach Strindbergs Tode, gibt es noch keine erschöpfende Biographie von ihm. In Deutschland haben neben einigen, oft dankenswerten Anekdotenberichtern, meist philosophierende oder aesthetisierende Museumsassistenten, die sein Leben nicht kannten, an seinem Werk herumgestochert, ohne es sichtbar zu machen. Schweden besitzt die umfassende Biographie von Erik Hedén (1921), der alles bis dahin bekannte Material zusammentrug, ohne es jedoch kritisch zu bewerten, abzustufen, unter eignem Leitgedanken zusammenzufassen. Vollends unergiebig ist bis jetzt der handschriftliche Nachlaß geblieben, dessen Verwaltung Strindberg in ahnungsloser Freundschaft einem bösartigen Dilettanten, dem Astronomieprofessor Carlheim-Gyllensköld, vermacht hatte; nachdem der in sieben Jahren zwei ganze Bände wahllos mit ungleichwertigen politischen Reliquien und Studien gefüllt hatte, sequestrierte er selbstherrlich den ganzen Briefwechsel, bis allgemeine Empörung ihn kaltstellte und die Papiere bis auf weiteres unter Verschluß legte. Nun hat Strindbergs älteste Tochter Karin Smirnoff mit einer Lebensbeschreibung ihrer Mutter – ‚Strindbergs första hustru‘ (bei Bonnier in Stockholm) – einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Vaters gegeben und sie damit teilweise in ein neues Licht gesetzt.

Siri von Essen, wie der Mädchenname der Mutter war, galt bislang als die inkarnierte Weibsteufelei, deren beängstigend bezwingendes Bild Strindberg in der ‚Beichte eines Toren‘ mit der animalischen Wut des Unbefriedigten, des Niezubefriedigenden hingeworfen hatte. Diesem antizipierten ‚Plaidoyer d’un

fou‘ wie das Buch in der französischen Originalfassung hieß, wird hier nach siebenunddreißig Jahren wenn auch nicht die Anklage, so doch ein Tatbestandsbericht gegenübergestellt. Damit wird das Buch zu einer Verteidigung der Mutter, zu einer Schlichtung der menschlichen, vor breitester Öffentlichkeit ausgefochtenen Gegensätze zwischen den Eltern, die die Tochter unternimmt, ohne dabei der schöpferischen Bedeutung des Vaters Abbruch zu tun. Als Psychologin wie als Skribentin erweist sie sich als seine würdige Erbin.

Im Wesentlichen schöpft sie wohl aus Berichten der Mutter; als die vierzehnjährige Ehe geschieden wurde, war Karin nicht älter als elf Jahre. Siri von Essen entstammt einer Gutsbesitzerfamilie in Finnland, der geistige Interessen nicht fremd waren. Der Vater saß lieber im Schlafrock und las Plato und Rousseau, als daß er sich um die Wirtschaft kümmerte, mußte schließlich verkaufen und mit der Familie nach Stockholm ziehen. Siri wird hier in der Gesellschaft stark gefeiert; aber die Theaterschwärmerei, die sie daneben nährt, führt sie nicht auf die Bühne, wie gehofft, sondern nur in eine Ehe mit dem Gardeleutnant Baron Carl Gustaf Wrangel, von der Damenwelt nicht allein seines Wuchses wegen als „Phoebus“ verehrt, sondern auch wegen seiner künstlerischen Interessen. Einmal liest die junge Baronin dem Mann auch das Drama eines unbekannten Dichters vor – Strindbergs ‚Hermione‘ – ; eine gemeinsame finnische Freundin will die Bekanntschaft vermitteln, aber Strindbergs Scheu hält ihn davon ab. Erst später lernt er Siri auf der Promenade kennen; sein berühmtes Gedicht an ihren blauen Schleier, der ihm als Toppstander durch alle Stürme wehte, erinnerte noch nach zehn Jahren daran.

Strindberg war damals sechsundzwanzig, Siri zwei Jahre jünger (1875). Er kommt in Wrangels Heim; seltsamerweise hat er selbst als Knabe in dem Hause gewohnt. Die friedvoll idyllische Ehe wird aufgerührt. Sie wittert in ihm, der sich als Königlicher Bibliothekar nähren muß, dichterischen Sturm und menschliches Unglück; er fühlt sich von der Dame, die begeistert zur Kunst strebt, angezogen. Nicht lange, so verstanden sie, was hinter alledem lag; die Leidenschaft sucht man mit hohen Gefühlen, wenigstens mit dem Streben danach zu drapieren. Den Briefwechsel aus dieser „Brautzeit“ hat Strindberg selbst noch in seinen letzten Jahren veröffentlicht, aus demselben Drang rücksichtsloser Selbstenthüllung, aus dem seine autobiographischen Schriften entstanden. Die Frau hat sich ihm hier in einem gewissen Tone mehr angepaßt, als die heterogene Abkunft Beider, die später so verhängnisvoll werden sollte, vermuten läßt. Anderthalb Jahre nach der ersten Begegnung, Neujahr 1877, sind sie verheiratet. Er hat sie gewiß nicht mit Gewalt genommen; Wrangel fühlte sich bereits einer Kusine der Frau verbunden, und Strindberg fand nicht einmal den Mut, selber den Baron um Einwilligung in die Scheidung zu bitten. Ein Versuch, sich dem Konflikt durch die Flucht zu entziehen, war, wie er selbst beschreibt, mißglückt: den Dampfer, der ihn ins Ausland retten sollte, verläßt er urplötzlich am Schärenausgang, fiebernd liegt er draußen im Dorfwirtshaus und

läßt sich schließlich durch das herbeigerufene Ehepaar Wrangel kindlich betreuen.

Trotzdem sah das junge Paar Strindberg nun die herrlichsten Ziele vor sich. „Sie können diesem Land seinen größten Schriftsteller geben — und ich soll es werden“, hatte er in einem der Brautbriefe ausgerufen. Und ihr eröffnet sich nun im Ernst die Bühnenlaufbahn. ‚Herrn Bengts Gattin‘ führt Siri zum Siege. Aber dieser gemeinsame Triumph birgt bereits den Keim der künstlerischen Rivalität, bei der die Frau unterliegen sollte, während Strindberg sich notgedrungen menschlich fast Alles vergab. Das ‚Rote Zimmer‘ bringt ihm Ruhm und Geld, vier glückliche Jahre verlebt man daheim in frohem Freundeskreise und ersprießlicher Wirksamkeit. Aber die Hybris stand Wacht. Weit mehr und weit anders als das ‚Rote Zimmer‘ wirkten die sozialen, stark persönlich gefärbten Satiren des ‚Neuen Reichs‘ wühlerisch und herausfordernd. Die lebenden Vorbilder waren überall unverkennbar, die öffentliche Erregung reagierte wie auf ein besudelndes Pamphlet, selbst die Frau will ihm hier nicht mehr folgen; Rache erschien ihr überhaupt als „eines zivilisierten Menschen unwürdig“. Strindberg war plötzlich verfemt; die Frau hatte ihre Bühnentätigkeit aufgeben müssen, da inzwischen drei Kinder geboren sind; finanzielle Sorgen meldeten sich; Strindberg beschließt — Herbst 1883 — mit dem ganzen Hausstand auf Reisen zu gehen. Damit bereitet sich im Grunde bereits die Auflösung der Ehe vor, wenn auch der äußere Bruch noch acht Jahre auf sich warten ließ. Denn alle Widerstände, auf die Strindberg bei seinem Temperament, bei der angreiferischen Art seines Schaffens und bei der Kompliziertheit seiner Lebenshaltung stieß, legt er wesentlich der Frau zur Last, und dies sein Gehaben läßt ihre menschliche Treue Stück um Stück abbröckeln.

Seine ersten Vorwürfe gegen sie fielen schon vor der Ausreise, als die Einkünfte für die große Familie nicht mehr ausreichten: sie wäre verschwenderisch. Siri von Essen war wohl nicht haushälterisch erzogen und gewöhnt; aber sie versuchte sich doch den Verhältnissen anzupassen und hat das nach der Scheidung in der aufopferndsten Weise an den Kindern bewiesen, während Strindberg selbst die noble schwedische Geste, die nicht nach morgen fragt, zeitlebens besaß. Obwohl das Paar sonst in grundsätzlichen Fragen, wie in Strindbergs antiemanzipatorischer Auffassung der Frauenfrage oder in einer bedingungslos humanen Kindererziehung, harmonierten, wurde die Frau gegenüber der überwuchernde, wild kämpferischen Tendenz in Strindbergs Produktion nach allen Seiten immer fremder. Die gesellschaftliche Wirkung des ‚Neuen Reichs‘ hatte den ersten Anstoß gegeben, der Gotteslästerungsprozeß wegen des ersten Teils von ‚Heiraten‘ mit all seinen Aufregungen und Drohungen verstärkte diese Entfremdung, und der zweite Teil von ‚Heiraten“ schließlich mit seinem rücksichtslosen Geschlechterhaß traf sie persönlich aufs empfindlichste. Was mußte sie ihm selbst und der Welt gelten, Frau eines Mannes, der das ganze Geschlecht so ausnahmslos verfolgte! Dafür hatte sie den eignen Beruf geopfert, hatte sie die drückende Aufgabe

einer heimatlosen Hausmutter übernehmen müssen, gezwungen, im Laufe von sechs Jahren nicht weniger als zweiundzwanzigmal den Aufenthaltsort in Frankreich, in der Schweiz, in Dänemark zu wechseln! Dazu kam trotz ihrer treusten Beharrlichkeit und Geduld sein wachsendes Mißtrauen, die kranke Angst, sie bestehle und betrüge ihn, ja versuche ihn ins Irrenhaus zu bringen, nur weil sie in bester Absicht einmal einen Schweizer Psychiater befragt hatte. Das Ergebnis war: ihre Liebe verdorrte allmählich, ihre Bewunderung wandelte sich vor dem beständigen Wechsel seiner Ansichten in tiefsten Zweifel, ja in Verachtung seines Intellekts.

Gewiß machten sich nebenher auch die Klassengegensätze in Beider Herkunft geltend – Strindberg selbst hat ja den „Sohn der Magd“ hinreichend plakatiert – : aber die tiefste Wurzel lag doch in seinem unerhört widerspruchsvollen Wesen, dem allerdings die Universalität seiner Probleme und Gestalten entwuchs. Mit wehmütiger Ironie entwirft die so einsichtige Tochter Karin Strindbergs Idealbild der Frau (und damit in knappster Fassung die Formel für das Wesen des Vaters): „Sie sollte eine schöne, feine und noble Dame sein, aber dennoch nicht die entgegengesetzten Eigenschaften ablehnen. Sie sollte stärker sein als er, wenn er schwach war, aber schwach, wenn er sich stark fühlen wollte. Sie sollte die geistreiche Salondame und die raffinierte Geliebte sein, aber gleichzeitig die reine Jungfrau, die warme Mutter und die häusliche Frau. Sie sollte unendlich geduldig sein, jedoch nicht zuviel; denn allzu unterwürfige Geduld ‚ekelte ihn an‘. Sie sollte verstehen, ohne ihn zu durchschauen, beständig ihre Ansicht nach der seinen variieren, aber gleichzeitig intelligent sein und ihre eigne Meinung haben. Sie sollte ruhig und harmonisch sein, aber gleichzeitig lebhaft und unberechenbar, um nicht zu langweilen. Sie sollte dieselben Menschen wie er gern mögen und ihr ‚Feind‘ werden, wenn er es wurde.“ Sein wildester Haß gegen sie entsprang schließlich unerwiderter Liebe; während sie ihr Gefühl verloren hatte, glaubte er es noch immer auf seine so grausam zwiespältige Art betätigen zu dürfen.

Vielleicht waren beide Gatten im Grunde einander zu ähnlich, anstatt durch Wesensverschiedenheit jene für den Andern so geheimnisvolle Provinz zu bewahren, ohne die sich der seltsame Eros nicht narren und halten läßt. Was zuerst als kameradschaftliche Harmonie gelten konnte, wurde bald zur Rivalität zwischen den Geschlechtern. Jedes fühlte sich durch das Andre verkümmert und unterdrückt. Dazu waren Strindbergs substanziierten Verdächtigungen, die ihn sogar dazu trieben, ihre Korrespondenz zu öffnen, Hirngespinste. Die Mutter hat später der Tochter zum Überfluß erklärt, daß sie Strindberg stets die Treue gehalten habe; die „Tribade“, deren Umgang er der Frau zur Last legte, eine Dänin Marie Davids, hat in Wirklichkeit auf das selbstloseste der Freundin zur Seite gestanden und ihr über die schwerste Zeit finanzieller Not, wo Strindberg ohnmächtig versagte, hinweggeholfen. Strindbergs Bild zeichnet sich immer mehr ins Klinische hinüber, auch die bedingungslosesten Anhänger seiner Dichtung sprechen heute unumwunden von der

geisteskranken Konstitution des Menschen. Strindbergs Freund, der Pariser Nervenarzt und Dichter Marcel Réja, begnügte sich 1896 mit der etwas groben Erklärung alkoholischer Ursachen aus der vorhergehenden Berliner Zeit, während alle wesentlichen Symptome des ganzen Komplexes sich viel weiter zurückverfolgen lassen. Der verstorbene Arzt und Literarhistoriker S. Rahmer hat 1908 eine auf nervöser und psychischer Schwäche beruhende Melancholia diagnostizieren wollen und kommt damit der Ursache zweifellos näher. Wie nun auch die spezielle Fachdiagnose ausfalle: diese Krankheit war der Nährboden seiner Produktion; aber seine Produktion ist deswegen nicht krank oder minderwertig. Dies gilt allen moralmedizinischen Kunstrichtern gegenüber festzustellen, während einer rein menschlichen Auseinandersetzung wie der zwischen Mann und Frau nicht versagt werden kann, jenes Moment in Rechnung zu ziehen.

Einige Zeit nach der Scheidung – 1893 – siedelte Frau Strindberg mit den Kindern nach Helsingfors über; durch Theaterunterricht und Übersetzungsarbeiten hat sie ihnen dort das Dasein ermöglicht und in selbständige Berufe hinübergeholfen. Striadberg selbst blieb dazu lange außerstande; um die Mitte der neunziger Jahre – in der Zeit vor der Niederschrift des ‚Inferno‘ und der ‚Legenden‘ – erforderte seine Krankheit, die damals kulminierte, strengste Pflege und machte ihn gänzlich steril. Sobald er sich aber wieder regen konnte, half er nach Kräften. 1901, kurz vor seiner letzten Ehe, gab es einen fast unerklärlichen Rückschlag. Er zieht von der Familie, die sich in bitterster Not an ihn wendet, jede Hand ab, und zwar unter den brutalsten Äußerungen: „Auch ich habe ein Anrecht auf das Leben! Und mehr als Menschen, die verdienen, im Rinnstein zu sterben! Und vielleicht da enden müssen! Und da enden!“ Die Kinder sind so getroffen, daß sie daran denken, den Namen abzulegen. Allmählich knüpfen sich doch die Bande wieder. Anlaß gibt die Verheiratung der zweiten Tochter Greta nach Stockholm, die kurz nach des Vaters Tode bei einem Eisenbahnunglück umkommen sollte; auch nach Finnland gehen wieder freundlichere Briefe. Als ihm seine Gesammelten Schriften einen gewissen Wohlstand bringen, lädt er alle drei Kinder, die grade in Stockholm sind, festlich zu Gast und schichtet vier Haufen Kronenscheine auf die Tafel. Der vierte ist für die Mutter. „Das ist eine alte Schuld“, sagt er leise. Ein ander Mal, als er die Mutter zu Besuch bei der Tochter in Stockholm weiß, schickt er ihren Lieblingswein dorthin. Ihre Stimmen begegnen sich zufällig im Telephon. Beide tun, als erkennten sie einander nicht; aber er muß doch seine Stimme zitternd sinken lassen. Dreiviertel Jahr vor dem Tode richtet er Karin die Hochzeit aus. Zu ihrer Verlobung hatte er geschrieben: „Ich will mich an Eurer Freude freuen; denn selbst habe ich keine und begehre ich keine.“ Drei Wochen vor dem Ende bringt man ihm die Nachricht von Siris Tode, die ihr schweres Leben längst mit völliger Erschöpfung bezahlt hatte und gleich ihm einem Krebsleiden erlag. Er, selbst todgezeichnet, kleidete sich in einen alten schwarzen Schlafrock mit weißer Binde wie zur Trauer-

feier und schickte an ihr Grab einen Kranz von Lorbeer und Lilien mit weißer Schleife ohne jede Aufschrift. Er hatte seine Schuld an ihr mit Leiden gebüßt, die seine Bücher verkündeten. Es bedurfte keiner Worte mehr.

Siri von Essen hat niemals den Wunsch gefühlt, geschweige geäußert, gegen Strindbergs furchtbares Buch sich öffentlich zur Wehr zu setzen. Als es ihr zu Gesicht kam, schrieb sie einer Freundin mit scheinbarer Überlegenheit: „Ich habe die Ehre gehabt, das schöne Buch zu lesen. Gott im Himmel, ein solcher Erznonsens! So gemein es auch ist, ich kann doch nicht anders, als über das Elend lachen.“ Auch später hat sie den Vorschlag, mit einem eignen Buch dagegen aufzutreten, entrüstet abgewiesen. Sie wie August Strindberg mußten, Jedes auf seine Weise, Märtyrer für das Werk des Mannes sein und bleiben.

Theaterschule von Alfred Polgar

Reinhardts Schüler spielen sehr tapferes Theater. Auch die noch nicht Sicherheit haben, haben doch schon zumindest die Allüren der Sicherheit. Es ist, als ob Reinhardts Erziehungsarbeit von der Annahme ausginge: Jeder ist eine Individualität, und im Schüler den Mut wecken wolle, diese seine hypothetische Individualität zu bekennen. So frei und unschüchtern hat man auch noch selten Theatereleven zeigen sehen, was sie zu können glauben. Und man merkte auch schon ganz genau, wo Eigenart durchschlug, und wo die Unpersönlichkeit der Jünger nichts verriet als die Persönlichkeit des Meisters. Auffallend ist, wie gut und scharf artikuliert diese Theaterschüler sprechen. Ganz der Papa. Aus manchem Mund klang es gradezu wie das Junge von Reinhardts Tonfall. Das besondere Talent in der Schülergemeinde scheint Fräulein Elma Bulla zu sein, die, als sie noch Munczi hieß, eine zierliche erste Elfe im Josefstädter ‚Sommernachtstraum‘ war. Jetzt machte sie den Puck und, im ‚Eingebildeten Kranken‘, die kleine Louison. Beide mit Temperament und Grazie und einer lustvollen Hingegebenheit an das Spiel, die sie manchmal schon verleitet, sich zu überspielen.

Alles in Allem: die jungen Herren können vielleicht mehr aber die jungen Mädchen sind — geeigneter. Allein schon deshalb, weil sie Mädchen sind. Sie fügen sich leicht in das Schicksal, der Betrachtung Vieler ausgesetzt zu sein. Und es scheint, als ob ihnen ein Instinkt dabei behilflich wäre, ein angeborenes Talent, Objekt zu sein, eine geheimnisvolle Anpassungsfähigkeit an die eigentümlichen Bedingungen einer Existenz im Schaufenster. Die weibliche Neigung für Spiegel entstammt, glaube ich, nicht nur der Eitelkeit, sondern auch einer tiefen Angst vor dem Einsam-Sein, einem heftigen Verlangen nach Bestätigungen des eignen Ich, einem zehrenden Bedürfnis nach Zuschauern, seien es auch nur so imaginäre wie die Spiegelbilder der eignen Person. Die Unzulänglichkeit der männlichen Eleven zagt und zittert. Sie ahnt, sie spürt sich, sie leidet. Sie hat ein Gefühl der Scham. Ein Gefühl der Verantwortlichkeit, vielleicht vor Gott, vor der Kunst, vor irgend-

welcher höhern Instanz. Die Unzulänglichkeit der jungen Damen entfaltet sich schamlos, ahnungslos ihrer selbst, triebhaft. Und dieses Nachtwandlerische, Hemmungslose wirkt als ein Stück natürlicher schauspielerischer Begabung. Bei den Jünglingen auf der Bühne empfindet man die Affektation als etwas Albernes, Fremdes, Ungehöriges. Bei den Mädchen gar nicht. Die Lügen des Tonfalls und der Geste wirken bei ihnen nicht als Fälschungen, sondern nur als übertriebene Naturlaute. Ganz allgemein: ein schlechter Komödiant, das ist ein Mann, der eine fremde Sprache sprechen will und sie nicht beherrscht. Eine schlechte Komödiantin aber, das ist eine Frau, die in ihrer Muttersprache stottert.

Es war ein schöner Erfolg für den Professor Reinhardt und die Kleinen von den Seinen. So leidenschaftlich der Kunst ergebene Jugend ist ja, ob für die Kunst dabei was herausschaut oder nicht, etwas ungemein Erfreuliches und Erquickendes. Aber der Gedanke hat auch sein Trauriges, daß diese hübschen jungen Mädchen und ziemlich glühenden jungen Männer auf dem Wege sind, lustiges Theatervölkchen zu werden, daß diese liebenswerten Begeisterungen in Bälde sich zu einem kalten, massiven Klumpen Ehrgeiz ballen werden, Seele und Hirn und Eingeweide ihrer Träger belastend, daß von diesen frischen Kunstekstasen ein nie zu stillender, lächerlicher, pathologischer Durst nach Rollen und Zeitungsnotizen bleiben soll, eine rasende Gier, in irgendeinem aktigen Schmarrn Menschlichkeiten zu simulieren, und eine grenzenlose Bereitschaft, diesen falschen Menschlichkeiten alle echten zu opfern. Man sollte ins Parkett von Schülervorstellungen nicht gütig lächelnde, arrivierte Schauspieler, beneidenswerte Inhaber von Namen und Geltung, hineinsetzen, nicht Theaterdirektoren, denen Väterlichkeit vom Antlitz träufelt, und charmante, des Aufmunterns und Rühmens frohe Kritiker, sondern, zur Warnung, verwitterte Histrionen mit ausgefransten Hosen und schmutzigen Hemden, geknickte Veteranen aus den gespenstisch-unendlichen Reihen der ewigen Statisterie, in Kränkung und Haß gegerbte Theater-Ladies, Mäzene mit schlechtem Atem und Kritiker, die aus Gemeinem gemacht sind und die Bosheit ihre Amme nennen.

Tod und Auferstehung von Ossip Kalenter

Manchmal heißt es, daß ich schon gestorben,
Manchmal heißt es, daß ich glücklich sei,
Aber die Gerüchte sind verdorben.
Manchmal ist was Wahres wohl dabei.

Mancher Mann ist sicher im Oktober
Tot gewesen, den im Winter sie
Ganz vergaßen, bis er im Zinnober
Eines neuen Frühlings neu gedieh.

Und es trank, der also auferstanden,
Wieder ihren Wein und brach ihr Brot,
Und es mieden Jene, die ihn kannten,
Seinen Umgang, denn er war ja tot.

Aufsichtsräte von Morus

Parlamentarische Nebenbeschäftigung

Der Oberlandesgerichtspräsident Best, Deutschnationaler a. D. Hospitant der Nationalsozialistischen Freiheitspartei und Aufwertungssachverständiger der Sozialdemokratie, hat dieser Tage großen Eindruck gemacht mit der Enthüllung, daß vier Abgeordnete des Aufwertungsausschusses persönlich an einer möglichst niedrigen Aufwertung interessiert seien. Der eine hat während der Inflation ein Familiengut übernommen, der andre hat Bauerngüter aufgekauft und sei dabei Restkaufgelder schuldig geblieben, die jetzt voll aufgewertet werden sollen, des Dritten bessere Ehehälfte sei Hypotbekenschuldnerin und so fort. Die Öffentlichkeit hat von diesen Greueltaten mit Entrüstung Kenntnis genommen. Zwar spricht jedermann davon, daß die Wirtschaft die Politik beherrscht. Aber sobald der „Einzelfall“ bekannt wird, überkommt auch den abgehärtetsten Marxisten ein Gruseln. Schau einer an, die sitzen gar nicht am Königsplatz, um das ganze deutsche Volk zu betreuen, die wollen nur das Brauergewerbe oder die Klempnerinnung oder den Großgrundbesitz oder die Metallarbeiter versorgen?

Wir sind roh genug, noch einige Illusionen zu zerstören. Vor kurzem ist das neue Adreßbuch der Direktoren und Aufsichtsräte erschienen. Ein stattlicher Band von 2000 Seiten, auf jeder Seite wenigstens ein Dutzend Großwürdenträger der deutschen Wirtschaft. Herr Schacht hat schon davon gesprochen: es sind mindestens 60 Prozent mehr, als es vor dem Kriege waren. Offenbar ist noch mancher draußen geblieben; denn die Zahl der Aktiengesellschaften allein hat sich in den letzten zehn Jahren verdreifacht. In diesem unterhaltsamen Buche kann man sich also davon unterrichten, wer gegen Tantieme verpflichtet ist, wen zu vertreten. Törichte Assoziation: ich blättere zuerst nach Stresemann. Nein, der ist selbstverständlich nicht drin, noch nicht wieder drin. Im nächsten Jahr vielleicht – ausgediente Minister sind eine besondere Zierde für Aufsichtsräte. Aber solange ein deutscher Minister in Amt und Würden ist, sei ihm alles Aufsichtsrätliche fremd. Wir haben eine piksaubere Republik, und solche Schweinereien wie da drüben in Frankreich gibts hier nicht.

Aber wie haltet Ihrs mit dem Parlament? Tja, das ist etwas andres. Ehrlich gestanden, gerne tuns unsre Reichstagsabgeordneten auch nicht, ihren Namen in das Adreßbuch der Direktoren und Aufsichtsräte einzutragen. So hoch sind die Tantiemen nicht, und es gibt auch noch andre Nebenbeschäftigungen, die weniger leicht publik werden. Die Flügelmänner von links und rechts, Kommunisten und Völkische, fehlen also vollständig in dem Gotha der kapitalistischen Gesellschaft. Aber nur kein Stolz: auch die Wirtschaftliche Vereinigung, die Partei der Mittelständler aus Stadt und Land, läßt sich in dem Adreßbuch nicht blicken. Andre Parteien sind durch die Erfahrungen der Barmat-Affäre etwas vorsichtiger geworden. Seitdem Gustav Bauer mitsamt seinen sieben Aufsichtsrats-

posten — er hat sie vor Schreck sämtlich niedergelegt — über Bord gegangen ist, hat die Sozialdemokratische Reichstagsfraktion nur noch Aufsichtsratsposten von staatlichen oder gemeinnützigen Gesellschaften inne. Husemann sitzt in der Hibernia und in der Preußischen Bergwerks- und Hütten-A.-G., Janschek in der Aktiengesellschaft Reichskohlenverband, Wissell in den Deutschen Werken und in der Preußischen Bergwerks- und Hütten-A.-G. Das wird man ihnen nicht ankreiden können. Von den Landtagsleuten hat Ernst Heilmann seinen privatkapitalistischen Neigungen noch immer nicht entsagen können. Doch hat er sich jetzt auf drei Gesellschaften: auf Eisenmatthes, die Lippischen Werke A.-G. und die Vereinigten Tuchwerke Mann & Reinhard A.-G. zurückgezogen.

Unter den größern bürgerlichen Fraktionen des Reichstags ist die Rangordnung durchaus nicht so, wie man wohl erwarten könnte. Die prädestinierten Aufsichtsratsparteien, die Deutsche Volkspartei und die Deutschnationalen, halten sich verhältnismäßig zurück. Weitaus an erster Stelle stehen die Demokraten. Von ihren 32 Mitgliedern haben nicht weniger als 13 Abgeordnete Aufsichtsratsposten. Insgesamt verwalten sie 81 Pfründen. Davon fallen freilich allein 46 auf Hermann Fischer, der seinen Bestand im letzten Jahr noch um 8 Sitze vermehren konnte. Wenn die Demokraten im Parlament ebenso rasche Fortschritte machten wie in den Aktiengesellschaften, könnte man ihnen gratulieren. Von den 51 Abgeordneten der Deutschen Volkspartei ist grade der dritte Teil mit Aufsichtsratspflichten beschwert. Die siebzehn Wackeren halten zusammen 66 Sitze. An der Spitze marschiert Herr von Raumer, der gesuchte Elektrizitätsverwalter, der 14 mal verzeichnet ist; nächst ihm kommt Herr Rießer mit 10 Pöstchen; dann folgen Sorge und Zapf mit je 5 und die andern secundum ordinem. Bei den Deutschnationalen haben nur 15 von den 155 Reichstäglern das Ziel der Aufsichtsratsklasse erreicht. Auch die Gesamtziffer ist bescheiden: 36, wovon 11 allein auf Hugenberg fallen. Auch einige Fraktionsgenossen, wie Hergt und Lindeiner-Wildau, hat Hugenberg mit Aufsichtsratsposten seines Konzeras betraut. Nicht so zaghaft ist das Zentrum. Da gibt es — unter 69 Mitgliedern — 13 Aufsichtsratsparlamentarier. Einige von ihnen sind ganz anständig gepolstert; Rechtsanwalt Lammers vom Reichsbund der deutschen Industrie verfügt über 17, Dr. ten Hompel über 15, Klöckner über 8 Posten. Im Ganzen kommen 65 Sitze heraus; wogegen die Bayrische Volkspartei mit 4 (unter 19) Abgeordneten und 6 Sitzen kläglich zurückbleibt.

Alles in Allem ist der Reichstag mit 65 Abgeordneten und 269 Sitzen in dem Adreßbuch der Direktoren und Aufsichtsräte vertreten. Davon kommt etwa ein Dutzend Abgeordneter mit drei Dutzend Aufsichtsratsposten in Gesellschaften, deren Anteile dem Reich oder den Ländern gehören, für die Spezies „Politik und Wirtschaft“ nicht in Betracht, obwohl es auch dort, wie der Fall Dema-Bauer-Barmat zeigt, Zwischenstufen gibt. Es bleibt demnach das bescheidene Ergebnis, daß nur jeder neunte Abgeordnete einer größern Aktiengesellschaft

oder G. m. b. H. angehört. Davon ist wieder etwa die Hälfte von Berufs wegen Aufsichtsrat, und nur bei 25 bis 30 Abgeordneten kann man mit großer Wahrscheinlichkeit sagen, daß sie die Aufsichtsratsposten ihrem Reichstagsmandat verdanken. Auch auf diesem Gebiet sind also in Deutschland die Ziffern so klein, daß es fast an Unbestechlichkeit grenzt. Und man müßte sich beinah ernste Sorgen um die mangelhafte Vertretung der deutschen Wirtschaft im Reichstag machen, säßen nicht auch die Herren Reichert und Schneider und andre Verbandssyndici im Parlament, die keine Aufsichtsratsposten bekleiden, aber trotzdem vom Bau sind. So wird wohl die notleidende Industrie in dieser schweren Krisenzeit davor bewahrt bleiben, neue Kapitalien zur Erwerbung von Abgeordneten investieren zu müssen.

Der Michael-Konflikt

Jacob Michael, dem Staatsanwalt (der ihn schon längst nicht mehr verfolgt) glücklich entronnen, wird auch in Paris seines Lebens nicht froh. Neulich erst stellte die Steuerbehörde ihm eine kleine Nachtragsrechnung von fünf Millionen zu, und jetzt mischt sich sogar die Aufsichtsbehörde in seine Privatangelegenheiten ein. Zu den Bankinteressen des Michael-Konzerns gehört auch die Hannoversche Bodenkreditbank in Hildesheim, eine Hypothekenbank, von der Michael 97 Prozent des Aktienkapitals aufgekauft hat. Michael ist also auf Grund der Aktien-Demokratie alLein Herr im Hause. Von diesem Hausrecht will er jetzt in so ausgiebiger Weise Gebrauch machen, daß er auch die letzten, ihm nicht ganz erbötigen Aufsichtsratsmitglieder hinaussetzen möchte.

Alarmiert von der Hildesheimer Bank, die an den Pfandbriefen der Hannoverschen Bodenkreditbank stark interessiert, also die Gläubigerin Michaels ist, hat sich die Aufsichtsbehörde zum Wort gemeldet und dagegen Einspruch erhoben, daß Michael ohne Angabe von dringenden Gründen die bisherigen Aufsichtsräte in einer eigens dazu einberufenen Generalversammlung an die Luft gesetzt hat. Der Rauswurf ist um so auffallender, als Michael auch jetzt schon die absolute Majorität im Aufsichtsrat besitzt. Allerdings will ein Michael-Offiziosus wissen, daß zwei der zur Michael-Gruppe gehörenden bisherigen Aufsichtsräte völlig unabhängige Persönlichkeiten seien, daß sie, mit andern Worten, die Unverfrorenheit besessen haben, nicht ganz den Wünschen ihres Pariser Auftraggebers gerecht zu werden. Solche ungewöhnlichen Dinge kommen in deutschen Aktiengesellschaften doch nur vor, wenn man „völlig unabhängigen Persönlichkeiten“ Geschäfte zumutet, die sie als gewissenhafte Sachwalter eines halböffentlichen Instituts, wie es jede Hypothekenbank ist, nicht glauben verantworten zu können. Herr Jacob Michael oder seine Berliner Stellvertreter werden sich also schon näher präzisieren müssen. Denn entweder die beiden Aufsichtsräte, die den immer noch Weihnachtsreisenden Michael so schwer enttäuscht haben, sind vertrottelte Dummköpfe, denen man solch ein Amt nicht länger anvertrauen kann, oder die Aufsichtsbehörde hat recht, wenn sie bei Michael auf den Busch klopft.

Uniform-Berechtigung

I.

Der grobe Unfug, den nationalistische ehemalige Offiziere des Kaiserlichen Heeres nach der Wiedererstarkung der Reaktion mit der Anlegung ihrer frühern Uniformen verübten, veranlaßte den Reichspräsidenten Ebert am 30. August 1921, im Einvernehmen mit dem Reichskanzler Wirth auf Grund des Artikels 48 der Reichsverfassung zu verordnen: „Ehemalige Angehörige der bewaffneten Macht, denen die Berechtigung zum Tragen der Militäruniform verliehen worden ist, dürfen hiervon bis auf weiteres nur aus besondern Anlässen Gebrauch machen, die der Reichskanzler bestimmen wird.“

II.

In der Nacht vom 20. zum 21. Mai 1925 hatte der Reichswehrminister einen furchtbaren Traum. Er träumte, er sei ein Telephonfräulein im Amt Zentrum und höre die Worte: „Hans, lieber guter Hans, ich möchte so furchtbar gern in Uniform zum Pferderennen nach Hannover. Darf ich?“
Am andern Morgen fand man auf seinem Nachttisch einen Zettel: „Hierbei gilt es in erster Linie, für die Regelung und Überwachung der Ausübung der Uniformberechtigung eine neue Instanz zu schaffen.“ Der Diener, der nur deutsch und keine andre Sprache konnte, schüttelte den Kopf.

III.

Unter dem 6. Juni legte der Reichswehrminister dem Reichstag einen Gesetzentwurf vor, der den Reichspräsidenten „ermächtigt, die Ausübung des Rechts zum Tragen einer Militäruniform für solche Personen zu regeln, die schon vor Bildung der Reichswehr aus dem militärischen Dienstverhältnis ausgeschieden waren“. Die Regierung hat bisher keinen triftigen Grund für dieses Gesetz, das eine Verfassungsänderung in sich schließt und für unsre innenpolitische Entwicklung recht bedeutungsvoll werden kann, mitgeteilt, und wer die Zusammenhänge nicht kennt, wird nicht verstehen, wieso sich in die Begründung der Satz verirrt hat: „Hierbei gilt es in erster Linie für die Regelung und Überwachung der Ausübung der Uniformberechtigung eine neue Instanz zu schaffen.“ R. Kuczynski

Protestantisches Kirchenkonzil

Wenn die römische Kirche ihre Vertreter zu einem gemeinsamen Konzilium zusammenrief, dann war meist irgendwo irgendetwas faul. Irgendetwas war reformbedürftig.

Im August dieses Jahres kommen die Vertreter der protestantischen Kirchen in Stockholm zu einer Weltkonferenz zusammen. Diese Konferenz ist das Erste Protestantische Kirchenkonzil. Schon deshalb verdient sie einige Beachtung.

Das Konzil wird sich mit Reformen beschäftigen.

Es will vor Allem den Zusammenschluß der protestantischen Kirchen und die Einigungsbewegung in der protestantischen Welt fordern. Es wird vielleicht versuchen, nach dem großen römischen Vorbild System in die Bewegung zu bringen. Denn — so sagen sich namentlich skandinavische, englische und amerikanische Führer des Protestantismus — es steht schlimm mit dem Gemeinschaftsgefühl in der protestantischen Welt, so schlimm, daß hier etwas geschehen muß. Die Konkurrenz der vielen nordamerikanischen Freikirchen unter einander, die sich gegenseitig den Rang und die Mitglieder ablaufen, soll verschwinden; die Stellung der Lutheraner zu den Calvinisten soll neu geregelt werden.

Aber mehr als diese hauptsächlich organisatorischen Aufgaben des Konzils interessieren uns seine religiösen Absichten.

Die „Vertreter der evangelischen Welt“, über 600 an der Zahl, werden an den Ereignissen der letzten zehn Jahre nicht achtlos vorbeigehen können, wenn sie von der „Sendung des protestantischen Gemeingefühls“, von dem „einheitlichen Vorgehen zur kräftigern Durchsetzung christlicher Grundsätze im öffentlichen Leben“ sprechen wollen. Es wird zwar in Stockholm keine Politik getrieben werden, jedenfalls nicht öffentlich: aber die Aussprache über eine Annäherung von Völkern auf religiösem Gebiet muß zwangsläufig auch das Politische streifen. Und nicht einmal nur lose. Das Konzil wird zum Pazifismus und zum Krieg ganz eindeutig Stellung nehmen müssen.

Das Verhalten der 77 deutschen Abgeordneten, unter denen sich sicherlich eine ganze Reihe prominenter Kaiserlicher Hof- und Domprediger befinden, hierbei zu beobachten, wird besonders interessant sein. Konrad Seiffert

Columbus Jude

In Nummer 25 der ‚Weltbühne‘ kommt eine Antwort des Herausgebers noch einmal auf das Judentum von Christoph Columbus zurück. Und zwar diesmal im Ernst, nachdem die Verfasserin einer Dinter-Parodie in Nummer 10 Columbus aus Paradoxie zum Juden gemacht hat. Konnte man danach noch zweifeln, so haben, der Antwort in Nummer 25 zufolge, tatsächlich Herausgeber und Mitarbeiter nicht geahnt, daß Columbus wirklich aller Wahrscheinlichkeit nach Jude oder Kind von Juden war. Diese Tatsache steht nur infolge der spanischen Zeitverhältnisse nicht so unumstößlich fest wie etwa das Judentum von Spinoza, aber keineswegs hat es den grundlosen Gerüchtcharakter andrer Fälle.

Zunächst wird es kaum einen gebildeten Spanier geben, dem diese Behauptung neu wäre, und mancher wird auch wissen, daß eigentlich nichts als die letzten authentischen Zeugnisse fehlen. Immerhin gibt es ihrer genug, und nicht, um überhaupt welche zu finden, sondern nur um der vollständigen Aufklärung willen forderte vor etwa zehn Jahren die Akademie von Madrid in einem Ausschreiben auf, das vorhandene Material zu ergänzen. In jüdischen Werken über berühmte Juden und Judenstämmlinge wird es vermutlich an Material über Columbus nicht fehlen. In Büchern und Zeitschriften bin ich selbst öfters auf diese Erwähnung gestoßen, ohne im Augenblick zitieren zu können. Bei einem Buch von Johannes V. Jensen (wohl dem ‚Gletscher‘), worin der Drang des Columbus in die Ferne als Merkmal des nordischen Menschen annektiert wurde, erinnerte die Kritik, zum Beispiel in den ‚Sozialistischen Monatsheften‘, in denen bestimmt so leicht keine falschen Tatsachen stehen, an das Judentum von Columbus.

Was nun die Bemerkung eines Mannes vom Range des Blasco Ibanez in der ‚Selbstwehr‘ über Columbus betrifft, so ist sie aus dem Bedürfnis dieses großen Spaniers zu verstehen, die Frage nicht nur dokumentarisch, sondern auch psychologisch zu klären. Wenn Blasco Ibanez schreibt: „Für mich ist es ganz unzweifelhaft“, so heißt das nicht etwa, wie es hier in der ‚Weltbühne‘ aufgefaßt wurde, daß Ibanez eine Privatentdeckung von sich für unzweifelhaft richtig hält, sondern daß er, auch auf Grund äußerer psychischer Umstände, das Judentum des Columbus für unzweifelhaft hält, selbst wenn andre Spanier in ihren Diskussionen darüber es nicht endgültig bejahen wollen.

In jedem Fall ist also Columbus das ungeeignetste Modell für eine Parodie auf jenen nordischen Verfolgungswahnsinn, der in jeder geistigen Leistung eine jüdische List fürchtet, wie etwa ein österreichischer Antisemit im alten Reichsrat von Tolstoi erklärte, er wär a Jud’. Geeigneter ist Columbus jeden-

falls als Modell für eine Parodie auf das Gegenteil dieses Verfolgungswahns, nämlich auf den nordischen Größenwahn, der in allen Schöpferpersönlichkeiten unsrer Erde den entscheidenden „arischen“ Blutstropfen gefunden hat. Felix Stössinger

Nachher

Wir schaukelten uns auf den Wellen – kurze und lange umhauchten uns, die Sendestationen der Planetenkugeln versorgten uns damit, uns, im jenseitigen Herrenbad. Aus den Familienkabinen drang leises Kreischen.
„Welches war eigentlich Ihr schlimmster Eindruck hier, bei uns?“ fragte er. Ich sagte: „Der erste Tag im Empfangssaal – das war gräßlich. Daran mag ich gar nicht zurückdenken. Gräßlich war das.“
„Warum?“ fragte er. Ich sagte: „Sie wissen es ja. Sie möchten mich foppen. Zweiundsiebzig Jahre auf der Erde, das bedeutet: neunundsechzig Jahre lang gelogen, Empfindungen versteckt, geheuchelt, gegrinst, statt zu beißen, geschimpft, wo man geliebt hat, verschwiegen, was zu sagen war, Geheimnisse verschwatzt . . . Manchmal dämmert eine Ahnung auf, das vielleicht lieber doch zu unterlassen. ‚Gewissen‘ sagen die Kultusbeamten. Es ist aber nur das matte Versickern des Gefühls, daß Die, die vor uns gestorben sind, uns durchschauen, von oben her. Das sie Alles mitansehen, innen, nicht nur, wie wir wandeln, liegen, fahren, reden – sondern auch: was wir dabei fühlen. Denken Sie doch: die ganze Lüge offenbar! Wenn ich das gewußt hätte! Ich kam in den Empfangssaal,“ – aber jetzt schienen sie drüben im Familienbad gradezu auf den Köpfen zu gehn – „und ich glaubte, vor Scham in die Erde sinken zu müssen. Es war aber keine da. Schrecklich – nie in meinem ganzen Leben habe ich mich so geschämt, so schrecklich geschämt. Und das Allerschlimmste war: sie sahen mich nur an. Sie sahen mich Alle nur an. Niemand kam auf die peinlichen Dinge zurück – aber ich wußte das doch, daß sie Alles wußten! Ich war klein wie eine Maus – so jämmerlich. Ich würde nie mehr lügen.“
„Der alte Mann,“ sagte er, „der das arrangiert, hätte diese Zeremonie des Empfangssaals vorher legen sollen, vor unser Leben. Vielleicht. . .“ „Ja“, sagte ich.
„Aber dann wäre es nicht so schön gewesen“, sagte er. „Nein“, sagte ich.
Jetzt kam eine große Welle, eine von den langen, starken, und warf uns mit den Beinen an einander, daß wir lachen mußten. Kaspar Hauser

Auffassungen

Der Herr der Welt ließ es geschehen . . .,daß dem deutschen Kaiser, dem das klingende Wort und die große Gebärde immer über Alles gegangen war, am Tage des Zusammenbruchs nicht einmal vergönnt ward, mit einer heldischen Geste vom Kriegsschauplatz abzutreten, weil das eine letzte treue Bataillon nicht vorhanden war, an dessen Spitze er in den Tod reiten konnte. Ernst v. Wolzogen

„Völker Europas . . .“

Wie war das damals mit der Güterwahrung?
Kam es so, wie Willi prophezeite?
Ist das Abendland seit Spengler pleite?
Was verraten Presse und Erfahrung?
Wieder einmal ängstigt uns der Juli.
In Frakturschrift leuchtet das Entsetzen:
China! Aufruhr! Wilde Fremdenhetzen!!
Aber fürchten wir darum den Kuli?
Hier läuft Alles noch im alten Gleise,
Revoltiert die junge Welt im Osten –
die Verkalkten sind auf ihren Posten,
und sie bilden einen Rat der Greise.
Auch wir haben unsern Ehrfurchts-Opa,
und wir feiern ihn mit Recht als Retter.
Droht im Osten auch das Donnerwetter:
Die Sklerosen blühn in Pan-Europa! Karl Schnog

Dr. Harry Isay. In Nummer 25 hab“ ich gefragt, wie wohl der Direktor der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik anno 1925 zu dem Titel eines Geheimen Kommerzienrats gelangt sein möge. Darüber werd’ ich von Ihnen aufgeklärt. Herr Dr. Paul Julius sitzt auf bayrischem Gebiet, und in Bayern werde seit Jahr und Tag der alte Brauch der Titelverleihung wieder geübt. Nun, das steht zwar in offenem Widerspruch zur Reichsverfassung — aber wen von den Bayern kümmern solche Lappalien wie eine Reichsverfassung!

Ernst Ephraimson. Sie schreiben mir: „Am 21. Juni fanden unter ungeheurer Beteiligung die sogenannten Europa-Wettkämpfe im Stadion statt, veranstaltet vom Verlag Ullstein. Zu Ehren der ausländischen Gäste waren ihre Flaggen aufgezogen: die italienische, die finnische, die schwedische, die amerikanische, die lettländische und viele andre. Nur anstelle der deutschen Flagge wehte eine schwarz-weiße.“ Ja, was dachten Sie denn? Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste und des großen Zeitungsgeschäfts.

Verein für die bergbaulichen Interessen Niederschlesiens zu Waldenburg. Ihr schreibt mir: „In Nummer 21 der ‚Weltbühne‘ ist unter der Überschrift ‚Das deutsche Hungergebiet‘ ein Bericht von Leo Lania über Niederschlesien abgedruckt worden, welcher im fünften Absatz einige Zahlenangaben enthält, die den Tatsachen nicht entsprechen und daher geeignet sind, über die wirklichen Lohn- und Arbeitsverhältnisse im niederschlesischen Bergbau falsche Anschauungen zu verbreiten. Es heißt in dem fraglichen Absatz: ‚Der tarifliche Gedingelohn eines Hauers beträgt bei 9stündiger Schicht unter Tage 3,84 Mark (die 9stündige Schicht ist vom Oberbergamt Breslau verfügt worden).‘ Wir stellen fest: 1. Die Schichtzeit für die Untertagearbeiter beträgt nicht 9 Stunden, sondern gemäß Mehrarbeitsabkommen vom 14. Dezember 1923 8 Stunden vom Beginn der Seilfahrt bis zu ihrem Wiederbeginn. Eine Verfügung des Oberbergamts zum Verfahren 9stündiger Schichten unter Tage liegt nicht vor und kann auch nicht ergangen sein, da sie im Widerspruch zu den Bestimmungen des § 7 der Arbeitszeitverordnung vom 21. Dezember 1923 stehen würde. 2. Es ist bei der Angabe des tariflichen Gedingelohnes unterlassen worden zu bemerken, zu welcher Zeit der aufgeführte tarifliche Gedingelohn von 3,84 Mark, wohlverstanden immer nur für 8stündige Schicht, in Geltung gewesen ist, sodaß der Anschein erweckt wird, als ob auch heute noch dieser Satz zutrifft. Gemäß Schiedsspruch vom 28. April 1925 beträgt mit Wirkung vom 1. Mai 1925 der tarifliche Gedingelohn für Hauer unter Tage 4,21 Mark zuzüglich der Sozialzulagen, welche für einen verheirateten Hauer mit 2 Kindern 27 Pfennig je Schicht betragen. Zur Beurteilung der tatsächlichen Verdienste der Gedingehauer darf der tarifliche Gedingelohn aber nicht herangezogen werden, da dieser Satz nur als Grundlage für die Gedingeberechnung dient. Ein richtiges Bild gibt nur der wirklich verdiente Lohn, der im Monat April, also noch bei den frühern Lohnsätzen, im Durchschnitt aller Gedingehauer unter Tage 4,92 Mark betragen hat. 3. Der Abzug für Steuern, Pensionskasse, Krankenkasse, Invalidenversicherung wird zusammen mit 16 bis 18 Prozent des Gesamteinkommens angegeben. Für einen verheirateten Hauer mit 2 Kindern betragen aber bei Zugrundelegung des obigen Durchschnittsverdienstes von 4,92 + 0,27 = 5,19 Mark je Schicht oder bei 129,75 Mark Monatseinkommen in 25 Schichten die vorerwähnten Abzüge zuzüglich Beiträge für die Erwerbslosenfürsorge 10,40 Mark, das sind knapp 8 Prozent des Gesamteinkommens. Mithin verbleibt also ein ausgezahlter Lohn für Gedingehauer von durchschnittlich 119,35 Mark monatlich.“ Darauf antwortet Leo Lania: „Meine Angaben stützen sich auf mündliche und schriftliche

Mitteilungen, die mir die leitenden Funktionäre des Bergarbeiterverbandes und sein Sekretariat Waldenburg gemacht haben. Die Ueberprüfung der angegebenen Lohnsätze durch Einsichtnahme in mehr als ein Dutzend Lohnbücher verschiedener Hauer erwies die Richtigkeit meiner Informationen, insbesondere was die Höhe des tatsächlich zur Auszahlung gelangten Lohnes betrifft. So habe ich kein Lohnbuch gesehen, das nach Abzug für Steuern, Pensionskasse undsoweiter nicht einen verbleibenden Lohn beträchtlich unter 100 Mark verzeichnet hätte. Im übrigen behalt'ich mir vor, einer der vielen Zuschriften, die ich aus dem Leserkreis der ‚Weltbühne' zu einem Aufsatz erhalten habe, Folge zu leisten und demnächst die Lohnverhältnisse im Grubenrevier einer noch eingehendern Untersuchung zu unterziehen."

Adolf Behne. Sie wünschen, durch mich dem Photographen aus Nummer 25 zur Kenntnis zu bringen, daß Sie im Juli-Heft von ‚Wasmuths Monatsheften für Baukunst' (Berlin, Markgrafen-Straße 31) die Bildkontrastierung systematisch anwenden und im August-Heft der ‚Typographischen Jahrbücher' (Leipzig, Senefelder Straße 13/17) die Begründung für die hierbei geübte Methode geben. Diese Dinge scheinen auch mir so belangvoll, daß ich Ihren Wunsch, lieber Mitarbeiter, mit Vergnügen erfülle.

Nico Rost. Sie haben in Nummer 25 gefragt, was aus dem Sattlergesellen Rupsch geworden sei, der anno 1883 in Rüdesheim statt des Niederwald-Denkmals ein bißchen Holzwerk, Flaschen und Gläser durch Dynamit zerstört hatte und dafür zu lebenslänglichem Zuchthaus „begnadigt" worden war. Daraufhin schickt mir die ‚Freie Jugend' die letzte Nummer des ‚Freien Arbeiters', worin festgestellt wird, daß Rupsch am 11. November 1918 als Gefangener der Strafanstalt Luckau gestorben ist – nachdem er 33 Jahre im Zuchthaus verbracht hatte. „Das Weitere verschweig" ich", singt Figaro. Sonst komme auch ich in diesem Deutschland aus dem Zuchthaus nicht mehr heraus. Uebrigens schreibt mir zu dem Fall soeben noch der Redakteur des Halberstädter Tageblatts Artur Molkenbuhr: „Diese Affäre ist nicht nur dadurch besonders charakteristisch, daß das Attentat überhaupt nicht stattfand, sondern auch dadurch, daß die Vorbereitungen zu dem Scheinattentat, das als Material für die Notwendigkeit der Verlängerung des Sozialistengesetzes dienen sollte, von den Spitzeln Peukert und Palm der Preußischen Politischen Polizei veranlaßt wurden." Das Weitere verschweigt durchaus nicht Franz Mehring, sondern sagt es im Vierten Bande seiner Geschichte der deutschen Sozialdemokratie auf den Seiten 237 und 262. Käme der unvergeßliche Mann heute wieder, so sähe er, daß sich in Deutschland nichts ändert als das Wetter: Teilnehmer am Rathenau-Mord werden freigesprochen und unschuldige Kommunisten lebendig begraben. Aber das würde ihn nicht überraschen.

Theaterbesucher. Nein: wie der ‚Rheinischen Rebellen', so bin ich auch der ‚Exzesse' nicht mehr teilhaft geworden. Aber ich habe beide Bücher zur Kenntnis genommen, bei einer Vogelmusik, die meinem Ohr melodischer klingt als die berliner Premierengeräusche. Und vor dem Gewissen, das ich nach der Meinung meiner urkomischen Bekämpfer nicht habe, kann ichs verantworten, wenn ich mir eine Kritik erspare. Dieser Bronnen ist eine trübe Tränke geworden. Wie hieß jener Film? Wege zu Kraft und Schönheit? Das hier sind Wege zu Krafft-Ebing und Schönherr.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki - Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto : Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Gegen den Sicherheitspakt von Felix Stössinger

Die ‚Welt am Montag' hat ihre Nummer vom 22. Juni unter dem Titel ‚Die Deutschnationalen in der Klemme' und mit einem Leitartikel H. v. Gerlachs: ‚Wird Luther B sagen?' herausgebracht. Schadenfreude leuchtet dort und in der ganzen Presse der Linken auf. Nur noch einen Augenblick, und Alles wälzt sich vor Lachen über den Reinfall der Deutschnationalen, die heute als Regierungspartei durchführen sollen, wogegen sie sieben Jahre eine mörderische Opposition gerichtet haben.

Republikaner, die so lange unter dem völkischen Terror gegen die Erfüllungspolitik gestanden haben, brauchen sich diesen Hohn nicht zu verbeißen, wenn auch freilich die meisten grade beim Sicherheitspakt keinen Grund zum Lachen haben. Ist denn wirklich wahr, daß die französische Paktnote die Regierung, weil sie deutschnational ist, in die Klemme gebracht hat? Würde nicht Briands Antwort jede deutsche Regierung der herrschenden Parteirichtungen in die gleiche tödliche Verlegenheit setzen?

Wenn man glaubt, daß die Regierung wegen des pazifistischen Verzichtcharakters der französischen Note in eine so peinliche Situation gekommen ist, dann begreift man noch gar nicht, worum es sich handelt. Der Pazifismus der Note ist den Deutschnationalen recht bitter. Viel bitterer ist, daß die Note die seit Jahren mühsam kombinierte deutsch-englische Außenpolitik an einer wichtigen Stelle umwirft. Deutschland und England haben wieder, wie so oft seit 1919, in der französischen Diplomatie ihren Meister gefunden.

Es ist traurig, wie Wenige in Deutschland wissen, was jetzt vorgeht, obwohl die Tatsachen bekannt sind. Keine Tatsachen von Bedeutung scheinen verschwiegen zu werden. An Heimlichkeit liegt es also nicht, daß die deutsche Öffentlichkeit so wenig mit den Ereignissen anzufangen versteht, die von der französischen und von der englischen voll begriffen werden.

Woran liegt es? Nur daran, daß unsre öffentliche Meinung den Sinn, die Idee der Ereignisse nicht kennt. Und daß die Presse als Verbündeter der Regierung, auch da, wo sie scheinbar in Opposition steht, die Grundidee nicht zum Ausdruck bringt.

Trotzdem könnten weitere Kreise in Deutschland zum Verständnis der politischen Situation kommen. Eine Richtung gibt es, die seit Jahren Bescheid weiß und die lichtvollste Klarheit über unsre Außenpolitik verbreitet. Das ist die Kontinentalpolitik der von Joseph Bloch geleiteten ‚Sozialistischen Monatshefte'. Durch sie erhält Jeder, der zu begreifen vermag, gradezu einen Dietrich in die geheimsten Gänge unsrer Außenpolitik. So verworren und dunkel es in ihnen auch zu sein

scheint, so einheitlich und konsequent wird seit sieben Jahren in ihnen Außenpolitik getrieben. Die Einheitlichkeit dieser Außenpolitik geht allerdings nicht von Deutschland aus, sondern von England. Es ist die englische Politik, die seit dem Frieden das durch den Frieden entstandene Europa umzubauen bemüht ist. Wie sie stets den Sieg über die jeweils stärkste Kontinentmacht benutzt hat, um bald darauf mit Hilfe der Besiegten den Sieger von gestern zu schwächen, so strebt sie jetzt durch deutsche Hilfe einen französischen Aderlaß an. Erweckt in Deutschland die Illusion, daß England zur Hilfe gegen Frankreich bereit ist. Verschärft die Differenzen zwischen Frankreich und Deutschland, um die Einigung Europas zu verhindern und die angelsächsische Monopolstellung auf dem Weltmarkt zu sichern. Erst hat sie die kontinentale Hegemonie des kaiserlichen Deutschland durch Frankreich niederringen lassen, und jetzt bereitet sie denselben Akt umgekehrt gegen Frankreich vor. Versucht Frankreich am Rhein zu schwächen, ohne Deutschland dadurch stärker zu machen. Warnt Frankreich vor den deutschen Rüstungen und rettet dann Köln vor den Franzosen. So ist sie vieldeutig und eindeutig zugleich, erreicht ihre Stabilität durch ihre Labilität, erzielt ihre Erfolge durch eine Zusammenarbeit ohne Abrede von Regierung und Opposition, von amtlicher und gegnerischer Presse, von bestimmenden und von unmaßgeblichen Persönlichkeiten, unbeirrt durch Regierungswechsel, immer mit dem unverrückbaren Ziel: die Einigung Europas zu verhindern, die politische Sicherheit und das wirtschaftliche Übergewicht Englands durch Niederhaltung der europäischen Staaten zu verbürgen. Wenn es geht, durch friedliche Mittel; wenn es gar nicht mehr anders geht, mit Gewalt.

Zur Balance-of-power-Politik bedarf England stets einer Voraussetzung: eines Partners auf dem Kontinent, der aus den Niederlagen von gestern nichts gelernt hat und ungewitzigt durch die Geschichte seine Sache auf England stellt.

Dieser Partner heißt heute Deutschland. In der Hoffnung, durch eine englische Hilfe gegen Frankreich, sei es auch durch Krieg, schnell mehr zu gewinnen als durch eine Einigung mit Frankreich, ist es seit 1919 der willenlose Gefolgsstaat Englands und dadurch in einer politischen Abhängigkeit, gegen die die viel verspottete portugiesische ein Nichts ist. Unbelehrt durch die grauenhaften Verluste des Nachkriegs-Krieges bleiben alle deutschen Regierungen ohne Ausnahme der englischen Orientierung treu, obwohl sie bisher damit nicht den winzigsten Erfolg gegen Frankreich erzielt haben.

An einen solchen Erfolg ist aber auch gar nicht zu denken. Frankreich weiß gründlich Bescheid und verteidigt sich mit vollendeter Kunst. Alle Versuche, seine Position zu schwächen, es durch einen Weltsturm der öffentlichen Meinung zu isolieren,

es mürbe zu machen, sind erst an der Härte Poincarés, jetzt an der Geschmeidigkeit der Ministerien der Linken gescheitert, die in der Sache auf demselben Standpunkt stehen wie er. Auf keinen Schlich Englands ist Frankreich bisher hereingefallen. Zu unserm wahren Glück! Denn ein wirklicher Erfolg der englischen Politik bedeutete in der letzten Konsequenz Krieg.

Den letzten Sieg über die englisch-deutschen Machinationen gegen den Frieden hat Frankreich eben in der Sicherheitsfrage errungen. Es lohnt, dieser Frage auf den Grund zu gehen. Sie ist ein Muster dafür, wie lange und zäh sich Verhandlungen hinziehen, die England zugleich fordert und zum Scheitern bringt, und wie mannigfach sich die Probleme dank der englischen Vieldeutigkeit abwandeln.

Die Verhandlungen, die gegenwärtig geführt werden, gehen auf das Versprechen der Engländer und Amerikaner in Versailles zurück, den Franzosen an Stelle der von ihnen geforderten Militärgrenze – nicht Staatsgrenze – am Rhein einen Garantiepakt gegen Deutschland zu bieten.

Nachdem die Angelsachsen ihre Beute, die einzige, die im Kriege wirklich gemacht worden ist, in Sicherheit gebracht hatten, brachen sie ihr Versprechen. Die Bestrebungen, es doch in andrer Form zu erreichen, wurden nach und nach mit der Schuld- und Reparationsfrage verflochten, bis Frankreich mit seinem Sieg an der Ruhr das Reparationsproblem durch den Dawes-Pakt zu einem formellen Abschluß führte. Damit hatten England und Deutschland die erste Partie verloren.

Jetzt sind sie dabei, in der Sicherheitsfrage die zweite zu verlieren.

Unter Ausnützung des allgemeinen Friedensbedürfnisses verstand England, den Verhandlungsgegenstand umzukehren. Zuerst mit Erfolg. Statt mit Frankreich einen zweiseitigen Garantiepakt gegen Deutschland zu schließen, schlug es zuerst einen einseitigen vor, durch den Frankreich Englands Schützling – lies: Portugal – geworden wäre, dann einen dreiseitigen, durch den Frankreich und Deutschland gleichgestellt werden sollten. Wäre diese Forderung objektiv erhoben, so wäre sie gerecht. In Wahrheit wollte England nur Frankreich brüskieren. Um der Ablehnung aller Vorschläge oder ihrer recht zweifelhaften Ausführung sicher zu sein, ließ es, statt den Franzosen selbst ein Angebot zu machen, ihnen eins von Deutschland vorlegen. Alle Welt sollte Zeuge sein, wie Frankreich den Frieden und die Friedensbürgschaft verhinderte.

In der prekären Situation der deutschen Reparationssabotage ist dies England, wie gesagt, zuerst gelungen. Poincaré erkannte in Cunos Vorschlag, den Rhein durch einen Gottesfrieden zu schützen, die diplomatische Vorbereitung zur Ruhrbesetzung. Frankreich sollte annehmen und dadurch verhindert werden, Cunos Erklärung, daß es fortan weder Geld- noch

Sachlieferungen geben könne, mit der Ruhrsanktion zu beantworten.

Nach Abschluß dieser Phase, die mit dem Dawes-Plan erfolgte, schickte das unermüdliche England die unermüdlich dienstbereiten Deutschen mit einem neuen, von d'Abernon soufflierten, noch weiter gehenden Sicherheitsangebot abermals gegen Frankreich vor.

Diesmal aber sind Deutschland und England gründlich hineingelegt worden. Statt auf Poincarés Weise schroff abzulehnen, haben Herriot, Painlevé, Briand eine geschmeidigere Taktik geübt. Ohne in der Sache auch nur um einen Strich zurückzuweichen, haben sie gegen alle Hoffnungen der englischen Koalition den deutschen Vorschlag angenommen! Allerdings haben sie sich eine kleine Änderung erlaubt. Sie legen nämlich einen Plan vor, wie der vorgeschlagene Friedenspakt durch feste Verträge und Garantien sichergestellt, verwirklicht werden könnte.

Deutschland und England haben mit einem solchen Gegenzug nicht gerechnet und sind, wie der Sturm in England beweist, in nicht geringer Verlegenheit. Deutschland gar, das auch hier nur die Rolle des Chausseurs für England spielte, hat zuerst etwas Zeit gebraucht, bis es die Sprache wiederfand, das heißt: bis es im Sinne englischer Weisungen die sofort feststehende Ablehnung zu begründen wußte.

Was bei Poincarés kurzer Ablehnung für die Deutschen mit Ausnahme der Kontinentalpolitiker nicht klar herauskam, zeigt sich nun, dank Briands Annahmebereitschaft, in hellstem Licht: der ewige Rheinfriede von Cuno und Luther war ein englischer Kniff, unter Mißbrauch pazifistischer Gesinnungen der Welt die englischen Balance-of-power-Interessen gegen Europa – also auch gegen Deutschland – durchzuführen. Während Frankreich durch die Rhein-Garantie in Verbindung mit kontinentalen Bündnissen den europäischen Gesamtfrieden sichern, Europa kriegerischen Angriffen entziehen wollte – was auch Die billigen müssen, die den gegenwärtigen Zustand geändert wünschen – , soll durch die deutsch-englische Rhein-Garantie das Gegenteil erreicht, Frankreich in Europa kaltgestellt werden! Europa soll wieder einmal parzelliert und die französische Feuerwehr durch unpassierbare Gebiete – Gottesfriede am Rhein! Wer weitergeht, wird von England erschossen! – von den Feuerbränden im Osten ferngehalten werden.

Frankreich hat verstanden, die versteckte Gefahr dieses scheinheiligen Vorschlags durch Gegenvorschläge aufzuheben. Seine Antwort strebt daher zu einem Pakt, durch den der Friede Europas als Ganzes gesichert wird. Nachdem das arme England abgelehnt hatte, so furchtbar fern liegende Dinge wie die deutsche Ostgrenze – die es eben erst geschaffen hatte! – zu garantieren, konnte es freilich nicht Frankreich hindern,

selbst die für den Osten von England abgelehnte Garantie zu übernehmen.

Durch die Ablehnung der Garantie im Osten hat England nun aller Welt gezeigt, daß es die ungezählten Kriegsgefahren im Osten vom Baltischen bis zum Schwarzen Meer nicht beseitigen, sondern nach Bedarf davon Gebrauch machen will. Im Dienste der Gerechtigkeit! Eine ungeheuerliche Tatsache, mit der sich der ganze Pazifismus und Sozialismus samt seinem ganzen intellektuellen Anhang in kaum begreiflicher Verblendung noch immer nicht beschäftigt. Wird der Pazifismus weiter dazu schweigen und der Sozialismus es bemänteln, daß England statt eines Friedens für ganz Europa nur einen Frieden für Westeuropa will? Und auch dies nur scheinbar – denn ein Krieg in Osteuropa bedeutet einen Krieg in ganz Europa.

England ist selbstverständlich zu innerst dagegen, daß Frankreich den Ostfrieden garantieren und daraus ein Durchmarschrecht am Rhein herleiten will. Trotzdem mußte es sich diesem französischem Vorschlag zunächst fügen. Der Kampf um den Osten hat ja auch hauptsächlich die Monate währende Diskussion zwischen Frankreich und England beschäftigt. Freilich endigte diese Diskussion damit, daß Frankreich in der Sache Alles durchsetzte. Ein Studium des englisch-französischen Briefwechsels über die Note kann nicht genug empfohlen werden. Allerdings muß man diese Briefe und den daraus hervorgegangenen Notentext unbeeinflußt durch den Fett- und Sperrdruck oder gar den „Kommentar“ der deutschen Zeitungen lesen. Man wird dann erkennen, wie ungeheuerlich wir wieder belogen werden. Nachdem die deutsche Öffentlichkeit wie gewöhnlich durch einen Sturm von Pressemeldungen über englische Siege verwirrt worden ist, wird jetzt noch immer durch die Argumente größerer oder kleinerer Zeitungstypen der Eindruck eines englischen Erfolges angesichts einer Note aufrecht erhalten, die das vollständige Gegenteil beweist. Daß sich an der Sache nichts dadurch ändert, daß nicht England, sondern nur Frankreich den Osten garantiert, darf die Öffentlichkeit nicht erfahren. Erführe sie jedesmal, daß es mit den englischen Versprechungen wieder einmal nichts war, so würde die Politik der angelsächsischen Orientierung wohl bald zusammenbrechen. Sie lebt also heute nur vom kombinierten Totschweigen der Wahrheit durch die ganze Presse, zwei bis drei Zeitungen ausgenommen.

Aber was tut nun England dagegen, daß Frankreich durch seine Garantie für den Osten den Frieden gegen englische Wünsche doch sichern will?

Sehr einfach. Es klingelt nach dem deutschen Chasseur. Mußte Briands Note von Chamberlain schließlich akzeptiert, ja selbst mitverfaßt werden, so ist doch nun wieder Deutschland da, um allerlei Rückfragen zu stellen, diesen Absatz

und jenes Komma nicht genau zu verstehen, darüber Sachverständige einzuberufen und als gehorsamer Kopist der englischen Methoden die Verhandlungen endlos hinzuziehen.

Das geschicht nicht etwa, weil sich der Widerstand der Deutschnationalen nachträglich gegen das deutsche Memorandum richtet, sondern weil sich jede Regierung in Übereinstimmung mit der angelsächsisch orientierten politischen Öffentlichkeit Deutschlands in der gleichen „Klemme“ befände.

Wie wäre es, zum Beispiel, wenn wir eine Linksregierung mit Breitscheid als Außenminister hätten?

Darüber unterrichtet uns Breitscheid schon heute durch „Äußerungen“ in der ‚Neuen Freien Presse‘ vom 21. Juni. „Auf den ersten Blick“, also wirklich schnell genug, hat Breitscheid „starke Bedenken“ bekommen. Aber „das stärkste Bedenken“, man höre nur, „ruft der Plan hervor, daß ein deutsch-polnischer Schiedsgerichtsvertrag von Frankreich garantiert werden sollte. Da Frankreich der Verbündete Polens ist, würde dadurch die Gefahr, daß Frankreich die Rheinlande sozusagen als Aufmarschgebiet gegen Deutschland benutzen kann, beträchtlich gesteigert werden“.

Nach diesen „Äußerungen“ eines Sozialdemokraten in der Opposition wird H. v. Gerlach eine etwa notwendig werdende Zukunftsfrage: Wird Breitscheid B sagen? nicht mehr zu stellen brauchen. Nein, Breitscheid wird nicht B sagen. Er wird zwar für den Frieden mit Polen sein, aber, genau so wie Stresemann, gegen die „Gefahr“, daß Frankreich diesen Frieden schützt. Gefragt, wieso das Strafgesetz eine „Gefahr“ für Unschuldige ist, wird er wohl bis zur Maxime der Handelswelt herunterkommen: Nur keine Konventionalstrafen – man verliert dabei sein ganzes Geld.

Lehnt nun die Koalition Chamberlain-Luther-Breitscheid die französische Note ab, dann haben England und Deutschland vor Europa eine gründliche Niederlage erlitten. Wieder käme durch England eine europäische Friedensabmachung zum Scheitern, nachdem es in Genf, mit der anglophilen ‚Frankfurter Zeitung‘ zu sprechen, dem Garantiepakt einen „Fußtritt“ versetzt hat.

Warum nun England gegen jede Friedenssicherung Europas aus eigner Kraft ist, braucht die englische Regierung den Kontinentalpolitikern zwar nicht zu verraten; aber Chamberlain hat in einem Satz seiner Rede vom 24. März es der ganzen Welt doch deutlich genug bekannt. Denn er hat in dieser Rede als richtig den Satz anerkannt: „Wenn das Britische Reich will, daß es keinen Krieg mehr in Europa gibt, wird es keinen mehr geben.“

Das heißt: England denkt gar nicht daran, den europäischen Völkern die Entscheidung über Krieg und Frieden zu überlassen. Es ist das einzige Land, das den Krieg nicht zu

fürchten braucht, weil es allein über seinen Ausbruch bestimmt. Der Knopf, auf dem man „Krieg!“ klingelt, soll sich auch weiterhin als kostbarster Schutz des Empire im Foreign Office befinden.

Deutschland hat durch seine Voreiligkeit das abgekartete Spiel zunächst empfindlich gestört. Stresemanns Erklärung, daß die Regierung nicht daran denke, die Ostgrenze zu garantieren, kam zu früh, alarmierte die Welt und enthüllte die Spiegelfechterei dieser Sicherheitsverhandlungen, bevor die Hauptverlegenheit über die französische Note entstand. Auf Stresemann bezieht sich denn auch der Rüffel, den Chamberlain am 24. Juni im Unterhause „mit erhobener Stimme“ (laut ‚Vossischer Zeitung‘) erteilte: „Diejenigen Politiker, die die Ostfragen in die Debatte über die Sicherheitsfragen hineingezogen haben, haben dem Frieden keinen guten Dienst geleistet.“ Von englischen Ministern wie Schulbuben behandelt zu werden, gehört leider schon zur Tradition der Wilhelm-Straße. Das kommt von einem so hohen Verkehr.

Köstlich auch, wie hier der englische Minister-Arrangeur von Friedenspakten darum bittet, das europäische Hauptlager an Kriegsdynamit im Osten nicht in die Debatte über die Sicherheit „hineinzuziehen“. England möchte die Ostwildnis innerhalb einer sonst „garantierten“ Welt wie einen Naturschutzpark umhegen, in dem die alte Romantik ungehemmt in die Halme „schießen“ darf.

Übersieht man die Dinge, so kann man die letzte Frage nun nicht mehr vermeiden: was denn Deutschland an diesen ganzen Sicherheitsverhandlungen überhaupt für ein Interesse hat.

Selbstverständlich gar keins. Will Deutschland wirklich den Frieden, so bedarf es dieses Sicherheitspaktes nicht, denn daß uns Frankneich nicht „angreifen“ will; weiß schon die letzte Scheuerfrau der Wilhelm-Straße, nachdem man dort die Propaganda zum Haß gegen Frankreich abgebaut hat. Da Deutschland aber nun einmal auf englische Weisung diese Verhandlungen eingeleitet hat, kann es seinen Friedenswillen nur dadurch dokumentieren, daß es den Sicherheitspakt mit seinen Garantieklauseln annimmt und in den Völkerbund eintritt. Verweigert dies Deutschland, so enthüllt es sich samt England als ein Vertragskontrahent, der Konventionalstrafen fürchtet. Erfolgt die Ablehnung des Sicherheitspaktes, so geschieht das zwar formell durch Deutschland, tatsächlich durch England, denn daß Deutschland sich dem englischen Willen nicht fügen sollte, ist ausgeschlossen. Die Verantwortung trifft dann Beide. Aber noch einen Dritten.

Was nämlich bis zum Augenblick der Drucklegung dieser Zeilen vor sich geht, muß als ein Verdienst mehr der französischen Meisternote um den Frieden erkannt werden. Die Demaskierung jener Konspirationen von England und Deutsch-

land mit Rußland gegen Frankreich, die seit Jahren hinter dem deckenden Geplänkel „gegen" den Bolschewismus stattfinden, ist endlich gelungen. Das deutsch-russische Zusammenspiel unter Englands Leitung ist nun so eindeutig geworden, daß selbst der ‚Vorwärts' sich mit ihm beschäftigt hat, ohne freilich dabei mit dem Finger auf England zu zeigen. Jedenfalls wird nun kaum mehr Jemand das von den ‚Sozialistischen Monatsheften' seit Jahren festgestellte, von den Schuldigen bestrittene Zusammenwirken des englischen und bolschewistischen Imperialismus mit der deutschen Revanchepolitik bestreiten können. Auch gegen diesen Vorwurf gibt es nur Ein Dementi, das aber nicht erfolgen wird: daß Deutschland sich nicht allein von England, sondern auch von Rußland losmacht und den Sicherheitspakt annimmt.

Deutschland sollte also, darüber darf kein Zweifel bestehen, den Sicherheitspakt annehmen. Aber ebenso klar muß ausgesprochen werden, daß die Kontinentalpolitik gegen die Methode ist, durch illusionäre Pakte den europäischen Frieden sichern zu wollen.

Die Kontinentalpolitik ist gegen die Methode der Sicherheitspakte, weil sie für den Frieden ist.

Die Sicherheitspakte stellen einen Mechanismus wechselseitigen Druckes dar, der nicht aus den Verhältnissen selbst entsteht, sondern durch künstliche Kombinationen dem europäischen Kontinent von außen angesetzt wird. Es kann um diesen Sicherheitspakt nicht verhandelt werden, ohne daß das Endziel: der Friede neuerdings hinausgeschoben wird. Ein Interesse an der Enthüllung und Erweiterung europäischer Differenzen hat aber nur England. Zuerst wühlte Lloyd George ruchlos den Kontinent durch eine Serie öffentlicher Reparationskonferenzen auf. Soll sich nun dieses Schauspiel unter einem andern Titel wiederholen? Ist nicht besser, die europäische Landverteilung zunächst auf sich beruhen zu lassen, und an sie erst dann heranzugehen, wenn die allgemeine Erregung geringer geworden ist und man den Finger an manche Wunde legen kann, ohne daß der Patient gleich am Ärztekonzilium stirbt? Eine besondere Eile ist nicht einmal not. Denn die wahre Not Europas wird im Augenblick durch nichts Andres als durch die dauernde Alarmierung des Kontinents erzeugt. Hat nicht die Tatsache, daß durch die von England gewünschten Sicherheitsverhandlungen die Ostgefahren so deutlich zur Sprache gekommen sind, genügend zu ihrer Vergrößerung beigetragen?

Ein Interesse an dem Hin und Her der Verhandlungen hat also nur England.

An eine Änderung des Versailler Vertrages als Kompensation dafür, daß wir ihn durch den Sicherheitspakt neuerdings anerkennen, ist sowieso nicht zu denken. Dann ist auch besser, klar zu sehen, daß ein Sicherheitspakt, dessen Schwerpunkt auf

dem Kontinent liegt, von England doch nie zugelassen werden wird. England wollte die Klinke des Janustempels endgültig in die Hand bekommen. Und es dürfte, wenn ihm dies gelingen sollte, den Schlüssel in der linken Hand, mit dem der Kriegsgott des römischen Imperiums dargestellt ist, dem Leu seines Wappens als Sinnbild dafür in die Pranke drücken, daß Kriegserklärungen ein englisches Regal geworden sind.

Der illusionären Sicherheitspolitik unter Englands Führung setzen wir die Realpolitik des europäischen Zusammenschlusses kraft eignen Willens entgegen. Europa ist mündig, sich seine Sicherheit zu schaffen, indem sich Deutschland endlich mit Frankreich zu kontinentaler Arbeit vereinigt und seine von England bestärkten Revancheträume von sich schüttelt.

Die Verflechtung der deutsch-französischen Wirtschaft, wie sie die ‚Sozialistischen Monatshefte‘ seit dem Oktober 1918 forderten, und die sich jetzt allmählich unter dem Zwang der Verhältnisse, leider noch ohne die kongruente Politik Deutschlands bildet, ist die einzig mögliche Garantie für den Frieden Europas. Ein Pazifismus, der nicht dies als nächstes Ziel will, bleibt utopisch.

An Deutschland liegt es, durch politischen Willen aus dieser Wirtschaftsgemeinschaft mit der Zeit mehr zu machen, im Rahmen einer Gemeinschaftspolitik alle jene innereuropäischen Gegensätze auszugleichen, die in dem angebrochenen Jahrhundert der aufgehobenen Kategorien von Raum und Zeit an Bedeutung immer mehr verlieren werden.

In dem geeinigten Europa werden alle maßgebenden Mächte das größte Interesse daran haben, produktionsschädigende, das Gerechtigkeitsgefühl verletzende Differenzen zwischen Deutschland und seinen Nachbarn auszugleichen.

Deutschland wird diese seine Aufgabe erfüllen, indem es durch seine Gemeinschaft mit Frankreich die Voraussetzung schafft für den Geeinigten Europäischen Kontinent. Entschließt sich Deutschland zu dieser Politik, dann wird es frei, indem sichs von England freimacht. Bleibt es das Werkzeug der Balance-of-power-Politik, dann wird es auch im Schutz eines Sicherheitspaktes verkümmern. Dann ist – allerdings – an Wiederaufstieg nicht mehr zu denken.

Weissagung von Victor Hugo

Es wird ein Tag kommen, wo der Krieg zwischen Paris und London, zwischen Petersburg und Berlin, zwischen Wien und Turin ebenso töricht und unmöglich sein wird wie heute zwischen Rouen und Amiens, zwischen Boston und Philadelphia. Es wird ein Tag kommen, wo Ihr Nationen des Kontinents alle, ohne eure ruhmreiche Individualität einzubüßen, euch innig in eine höhere Einheit verschmelzen und die europäische Brüderlichkeit bilden werdet. Es wird ein Tag kommen, wo es keine andern Schlachtfelder mehr geben wird als die Märkte, die sich dem Handel, und die der Geister, die sich den Ideen öffnen werden, ein Tag, wo die Kanonenkugeln und Bomben durch die Abstimmungen, durch das allgemeine Stimmrecht der Völker, durch das ehrwürdige Schiedsgericht ersetzt sein werden. Es wird ein Tag kommen, wo man in den Museen eine Kanone zeigen wird, wie man daselbst jetzt ein Folterwerkzeug zeigt, mit dem Staunen, wie dies jemals hat sein können. Es wird ein Tag kommen, wo man jene beiden ungeheuern Gruppen: die Vereinigten Staaten von Nordamerika und die Vereinigten Staaten von Europa sehen wird, wie sie sich die Hände über den Ozean hinüberreichen. 1849

II.

Alphons XIII.

Ich erkenne an, daß der König von Spanien eine Reihe von Jahren in der internationalen Meinung beliebt war. Seine Jugend, seine lebhafte, echt Madrider Art, dazu die fröhliche Forschheit eines Leutnants machten ihn für die Menge, die nur von fern sieht, also nur die Äußerlichkeiten würdigen kann, zu einer „sympathischen“ Persönlichkeit. Wenn dann solche „sympathischen“ Persönlichkeiten durchaus nicht altern wollen, werden die Eigenschaften der Jugend allmählich ungehörig und gefährlich, besonders bei Männern, die an erster Stelle stehen und eine ungeheure Verantwortung tragen, deren Eitelkeit aber durch die Anbetung eines servilen Hofes zu ungeheuerlichem Ausmaß gesteigert wird.

Alphons XIII. ist ein spanischer Bourbone mit all den übeln Eigenschaften Ferdinands VII. Für die Geschichtsschreiber ist ein Rätsel geblieben, wie Napoleons Genie sich auf den verhängnisvollen Spanischen Krieg einlassen konnte. Er selbst hat auf Sankt Helena diese Unternehmung als den größten Irrtum seines Lebens bezeichnet. Für mich liegt die Sache ganz klar. Napoleon hatte mit den spanischen Bourbonen zu tun und besonders mit dem jugendlichen Ferdinand VII., der fähig war, mit Arglist, Wortbruch und Treulosigkeit den klügsten Menschen zu umgarnen.

Dieser Urgroßvater von Alphons XIII. bat Napoleon fast kniefällig, ihn mit einer Bonaparte zu verheiraten. Er bot ihm auch spontan die Krone Spaniens an. Aber seinem Volke gegenüber spielte er die Rolle des traurigen Gefangenen Napoleons. Der beurteilte das spanische Volk nach seinem elenden Herrscher und glaubte, es mit einer lasterhaften und feigen Nation zu tun zu haben. Und so beschloß er den so verhängnisvollen Einmarsch. Den gleichen Irrtum würde heute Jeder begehen, der das spanische Volk nach der Person des Königs beurteilen wollte.

Die Erinnerung an Ferdinand VII. ist in Spanien wieder aufgelebt durch den Vergleich mit seinem Urenkel. „Er ist genau wie Ferdinand VII.“, sagen Die, welche ihn in nächster Nähe sehen. „Ein wenig mehr“, antwortete einmal einer der hervorragendsten Führer der Konservativen: „es ist Ferdinand VII. y pico“.

Wenn man von Alphons XIII. spricht, muß man unbedingt Wilhelms II. gedenken. Denn dieser König ist immer ein getreuer Nachahmer, man möchte sagen: ein Spiegelbild dieses Kaisers gewesen.

In Catalonien wird von einem gewissen Codorniu spanischer Sekt hergestellt. Der Wein ist nicht schlecht, aber die Spaßmacher lachen über die Bezeichnung „Champagner“ und bezeichnen jede mehr oder weniger groteske Nachahmung mit dem Namen dieses Fabrikanten. Einen mittelmäßigen Dichter nennen sie „Victor Hugo Codorniu“, einen schlechten General

„Napoleon Codorniu“. Alphons XIII. hieß bis zum Kriege: „der Kaiser Codorniu“.

Der schon bejahrte Kaiser und der jugendliche König konnten einander nicht ausstehen, grade so wie zwei Komiker von verschiedenem Alter und verschiedener Vergangenheit, die dieselbe Rolle spielen wollen. Bei beiden Monarchen dieselbe Lust, störend einzugreifen; dieselbe Sucht, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, sich in Alles zu mischen, Alles zu bestimmen, große Reden zu halten; dieselbe Überzeugtheit, Alles leisten zu können. Bei Beiden die gleiche Neigung zur Maskerade. Alphons XIII. ist um zwei Uhr nachmittags Totenhusar, um drei Ulan, um vier Admiral. Zu jeder Tagesstunde erscheint er in einer andern Uniform. Aber außerdem zeigt er sich noch in so lächerlichem Polo-Dreß, daß den illustrierten Zeitschriften zeitweise verboten war, die Photographien Seiner Majestät in diesen Sporttrachten eigner Erfindung zu veröffentlichen, damit man sich nicht über ihn lustig mache.

Wilhelm II. unterstützte niemals den Plan gewisser Ratgeber des Königs, der portugiesischen Republik ein Ende zu machen und ein Iberisches Reich zu gründen, damit der Urenkel Ferdinands VII. Kaiser spielen könnte. Der König von Spanien für sein Teil tat Alles, um sein kaiserliches Vorbild zu erreichen, bis zum Tage des Kriegsausbruchs. Alphons XIII. ist Sohn einer Oesterreicherin; und wenn er sich auch in seiner Jugend wie ein ungezogener Gymnasiast benahm, der seiner Mama nicht gehorcht, so hat die Mutter im Laufe der Jahre doch einen enormen Einfluß auf ihn gewonnen, und mit ihr sein gesamter Hof von ruinierten Erzherzögen und hohen Ordensgeistlichen.

Trotzdem aber Alphons XIII. die Person Wilhelms II. verabscheute, so bewunderte er doch immer seine politischen Ideen und seine Neigung zum Absolutismus. Dafür hat er den besten Beweis geliefert, als er in Spanien das verfassungsmäßige Regime zertrat und den Triumph der militärischen Diktatur begünstigte.

Ein geschickter Schauspieler wie sein Urgroßvater, der Napoleon I., Ludwig XVIII., ja sogar seine engsten Freunde zum Narren hielt, hat sich Alphons XIII. während des Weltkriegs der Aufgabe gewidmet, jedem der Kriegsteilnehmer vorzutäuschen, er stünde auf seiner Seite. Freilich ergab sich sehr klar, auf welcher Seite seine Sympathien waren.

Alphons XIII. war deutschfreundlich wie seine Mutter und sein ganzer Hof und hatte für Frankreich nur den beißendsten Spott. Aber er, der immer der wahre Herr Spaniens gewesen ist, der kein andres Gesetz als seinen Willen kannte, stellte sich dar als ein Opfer, umringt von Feinden und Gefahren wegen seiner Liebe zu Frankreich.

Ich habe gesagt, daß diese spanischen Bourbonen immer hinterlistig waren und ein gewisses teuflisches Talent besaßen, Alles so zu drehen, daß ihr Wille siegte. Die extremsten Maßnahmen kleideten sie scheinheilig in eine väterliche Form. Ferdinand VII. ließ die Liberalen füsilieren – aber „zum Nutzen des Landes“, sodaß die blöde Menge ihn ihren Vater nannte.

Alphons XIII. liebt den Despotismus — aber wenn er die verfassungsmäßigen Rechte angreift, tut er so, als ob seine Umgebung ihn dazu zwänge. Ists ein Fehlschlag, dann kann er diese Andern bestrafen lassen und steht selbst unschuldig da. Keinen Augenblick bis zuletzt glaubte er an den Sieg der Entente — aber als Nachbar Frankreichs wollte er sich diesem nicht feindlich zeigen.

Um die deutschfreundliche Politik zu begünstigen, suchte er ein Alibi. Es bestand in dem Büro, das er im Schlosse für den Austausch von Gefangenen organisierte. Einige Tische und eine Handvoll Angestellter dienten ihm dazu, als von der Vorsehung bestimmter gütiger König zu erscheinen. Ganz im Kleinen, aber mit ungeheuern Ankündigungen tat er Das, was mit weniger Geräusch, aber mit intensiverer und unvergleichlich erfolgreicherer Arbeit das Rote Kreuz und andre wohltätige Gesellschaften der Schweiz schafften.

Wenn er sich hierauf beschränkt hätte, würde er immerhin Anerkennung verdienen; freilich nicht in dem Maße, wie seine Schmeichler sie ihm spendeten. Dank seiner Vermittlung kehrten belgische und französische sowie deutsche und oesterreichische Gefangene in ihre Heimat zurück. Aber während sich der König von Spanien öffentlich mit diesem Austausch beschäftigte und das Lob, wahrhaft neutral zu sein, einheimste, begünstigte er hintenherum die Operationen der deutschen Marine an der spanischen Küste.

Drei Jahre verproviantierten sich die deutschen Unterseeboote in den spanischen Häfen. An der Mündung des Ebro liegen in der Nähe von Tortosa frühere, jetzt verlassene Häfen, die den Fischerbooten bei rauhem Wetter als Zuflucht dienen. Die deutschen Unterseeboote benutzten diese Häfen als ständige Station. Ein Deutscher, Baron v. Rolland, bewegte sich in Barcelona als Benzinlieferant für die U-Boote. Unter ihm benutzte ein Bravo Portillo, der später in Barcelona ermordet wurde, seine amtliche Eigenschaft, um die Ausfahrt der alliierten Dampfer zu erfahren. Was er in Erfahrung gebracht hatte, teilte er dem Baron mit. Der benachrichtigte die U-Boote über verschiedene drahtlose Stationen, die mit vollkommener Freiheit arbeiteten.

Im Jahre 1918 wurde in Spanien das sogenannte nationale Ministerium aus Persönlichkeiten der verschiedensten Parteien gebildet. Der Premierminister Dato wurde vom Kabinett beauftragt, bei der deutschen Regierung dagegen zu protestieren, daß die deutschen U-Boote spanische Häfen benutzten und in spanischen Gewässern Krieg führten und Schiffe zerstörten, die die spanische Flagge trügen. Damals war spanischer Botschafter in Berlin Herr Polo de Bernabé, ein großer Bewunderer des Kaisers, der vor Ehrfurcht erschauerte, wenn er und seine Gattin vom Kaiser familiär behandelt wurden. Dieser Botschafter hielt die Note der spanischen Regierung zurück und weigerte sich, sie zu überreichen. Als der Premierminister, empört über seine Haltung, ihm den Befehl wiederholte, gab dieser Botschafter eine Antwort, wie man sie phantastischer in der Geschichte der Diplomatie nicht kennt:

„Die Note ist sehr scharf, und ich will sie dem Kaiser nicht unterbreiten. Ich würde ihm damit einen Verdruß bereiten, und er ist doch eine so ausgezeichnete Persönlichkeit.“

Das Kabinett ahnte vom ersten Augenblick an, daß Alphons XIII. sich in diese Affäre hineingemischt hatte, denn sonst wäre der Ungehorsam des Botschafters unverständlich gewesen. Und als es das Abberufungsdekret für den Botschafter dem König vorlegte, verweigerte dieser tatsächlich seine Unterschrift mit einer ähnlichen Antwort wie Polo de Bernabé: er schätze seinen Vertreter in Berlin sehr und fühle sich außerstande, ihm einen so großen Verdruß zu bereiten.

Trotzdem also der König ein verfassungsmäßiger Monarch ist, sah er die Botschafter und Gesandten als diplomatische Vertreter seiner eignen Person und nicht des spanischen Volkes an. Wie er sich mit ihnen direkt unter Umgehung seiner verantwortlichen Minister ins Einvernehmen setzte, so machte er es auch mit den Generalen, wobei er den verfassungsmäßigen Weg über das Kriegsminasterium verachtete. Er handelte genau so wie sein verabscheutes Vorbild Wilhelm. Immer darauf aus, als großer Stratege zu erscheinen, unterhielt er sich im Lauf des Krieges oft mit dem französischen Militärattaché in Madrid, um sich über die geplanten Operationen zu orientieren. Nun war den Franzosen gelungen, den Geheimschlüssel zu entziffern, dessen die deutsche Botschaft in Madrid sich bediente. Sehr bald konnten sie feststellen, daß der deutsche Militärattaché in Madrid viele geheime Informationen, die Alphons XIII. von dem französischen Attaché erfahren hatte, nach Berlin gab. Um ganz sicher zu gehen, unterrichtete dieser Attaché den König über einige Maßnahmen, die er angeblich von seiner Regierung erhalten, in Wirklichkeit aber selbst erfunden hatte. Und die deutsche Botschaft in Madrid übermittelte einige Stunden später diese erfundenen Nachrichten nach Berlin.

Wenn also Alphons XIII., sein Diktator Primo de Rivera und die andern Generale behaupten, sie seien von Anfang des Krieges an auf Frankreichs Seite gewesen, so werden sie durch ihre Handlungen Lügen gestraft. Auf diese Seite sind sie erst übergegangen, als der Sieg der Entente gesichert war. *(Fortsetzung folgt)*

Zu diesen Monarchisten von Gustav F. Steffen

Es fragt sich, ob, vom kulturellen und sozialen Entwicklungsniveau der jetzigen westeuropäischen Völker aus betrachtet, die erbliche Monarchie überhaupt nicht eine gute Portion deutlich erkennbaren sozialen Aberglaubens enthält. Der soziale Vorteil, ohne Wahlkampf ein Staatsoberhaupt zu bekommen, muß gegen die soziale Gefahr abgewogen werden, daß man durch Forterbung innerhalb einer bestimmten Familie und durch Erziehung in der Hofluft einen Monarchen erhalten kann, der nur mittelmäßige oder weniger als normale Begabung für sein Amt besitzt so wie mit gründlich veralteten und verkehrten sozialen Anschauungen vollgestopft ist und sein Leben lang ohne die tiefgehende persönliche soziale Erfahrung bleibt, die allein den Monarchen über die sozialen Parteien und Klassen zu stellen vermöchte.

Zuhaus und draußen von Friedrich Sieburg

Als vor einigen Jahren die deutschen Idealisten aus ihren Ställen herausgelassen wurden und sich mit unverminderter Frische auf den empirischen Stoff stürzten, den die Welt ihnen nicht länger vorenthalten konnte, weil sie sonst aus Mangel an „Einstellung“ den Betrieb hätte einstellen müssen: da waren die Märkte von Konstantinopel bis Amsterdam gefüllt mit Deutschen, die sich wunderten. Es war die Einstellung, die erfunden wurde, und man teilte seinem stolz nachblickendem Vaterlande mit: „Ich habe hier eine ganz andre Einstellung bekommen.“

Die Kraft des Deutschen – im Guten wie im Schlechten – beruht im System. Er kann in Systemen denken – erst dadurch wird das Denken fruchtbar. Er kann, nein, er muß in Systemen leben – erst dadurch wird das Leben zu einer grauen und tristen Angelegenheit. Von Paracelsus spannt sich der Bogen über Kant zu Ludendorff. So ist auch die „Einstellung“ unter die Leute gekommen, das Wort riecht bereits aus dem Volksmunde. Was sich Alles ändert, wenn so ein Idealist über die Grenze tritt, das ist nicht zu beschreiben. Früher war es so, daß der Mann im Lodenmantel, der ja leider vollständig ausgestorben ist, den Konstabler auf dem Trafalgar-Square zu belehren wünschte, daß mit so viel ziviler Milde nicht durchzukommen sei. Und gar auf der Via Veneto zuckte der Gamsbart vor so viel bunter Schlamperei und schritt oft genug mit geschwungenem Regenschirm ein – zur arglosen Freude des ganzen Landes. Ja, das waren noch schöne Zeiten, als der Deutsche sein System über die Grenzen trug und von ihm kein Tipfelchen drangab, wenn auch der Lärm fremder Sprachmusiken ihn umbrandete. Ich will nicht leugnen, daß Ähnliches sich leise wieder regt. Aber in andrer Form. Da tauchen in den großen Hotels, die man eigentlich nur in Furcht und Zittern betreten kann, neuerdings sehr sichere Individuen auf mit spitzen Schuhen, lebhaften Krawatten, eingekerbter Taille und Knöpfen, Quetschfalten und Täschchen. Sie verlangen das Tageblatt und benehmen sich ausgezeichnet. Sie sind sogar recht zurückhaltend; ich riet einem, er solle nur den ‚Figaro‘ ausgefaltet vor sich halten, dann fehle ihm nichts mehr. Er nahm den Rat dankbar an. Aber im Stillen flüstern sie doch schon einander zu: „Ausgeschlossen, mit den Schweden“ – oder wo sie grade sind – „Geschäfte zu machen: die gehen ja immer zum Frühstück.“

Neben dieser dem deutschen Gott so wohlgefälligen Menschensorte ist jedoch jene andre, deren Einstellung sich geändert hat, viel reicher an Zahl. Ihre Vertreter sinken vor der Speisekarte ins Knie, sie beten die Benzinpumpen an den Straßenecken an, sie sind die Hymniker des Fahrstuhls und die Evangelisten der Speisewagen. Ein spanischer Portier, der ihnen höflich Bescheid sagt, treibt ihnen Tränen in die Augen, ein dänischer Chauffeur, der ihnen die vergessene Reisetasche nachbringt, stimmt sie gradezu religiös. Wer in einem englischen Speisesaal inmitten eines Bordeaux trinkenden Gästeschwarms ruhig ein Brot mit Bier verzehren darf, ohne vom

Kellner mißhandelt zu werden, der geht später erschüttert in sich; Wandlungen vollziehen sich, es singt in ihm. Wer gar – einem Journalisten kann das leicht passieren – von einem tschechischen Minister freundlich angesprochen wird, für den ist kein Halten mehr: er küßt den Boden des Landes.

Wir haben es hier mit einer Art von demokratischem Masochismus zu tun. Es soll vorgekommen sein, daß deutsche Reisende auf der Strecke Oslo – Stockholm in der Toilette schluchzend zusammengebrochen sind, weil sie dort Seife und Papier vorgefunden hatten. Wenn Jemand einem italienischen Carabiniere vor einem deutschen Sipo-Mann den Vorzug gibt – obgleich jene einen Sozialisten ebenso gründlich totzuschlagen verstehen wie diese –, so ist da wenig zu machen. Da gerät eben die romantische Seele in Schwingung, die Alles malerisch haben will, die eine Bedürfnisanstalt mit Spitzbogen wünscht. Aber den Anblick und Genuß des Selbstverständlichen nicht ohne Rührung ertragen zu können, nur weil dieses Selbstverständliche in Deutschland fehlt oder gefehlt hat: das ist einfach eine Krankheit, die umso bedenklicher ist, weil sie am häufigsten Oppositionsleute, Frondeure, Demokraten, also brave Leute befällt. Sie wird aber gemeingefährlich, wenn man sie zur Grundlage einer Kritik am eignen Lande macht.

Selbst dem himmelblausten Idealisten dürfte allmählich klar geworden sein, daß man den Schaden Deutschlands nicht mit einem Vergleich zwischen der Londoner und der Berliner Untergrundbahn beikommen kann. Die kleinleutehafte Bewunderung internationaler Manieren, die dem Hoteldieb ebenso gut wie dem Gesandten zu eigen sind, deren Balance meist mit einer Geschäfte machenden Neutralität oder unerträglichen Schicksallosigkeit erkauft ist, diese Bewunderung ist die dümmste und unfruchtbarste Prämisse für eine innenkulturelle Polemik. Ja, die nationalen Fehler kennt man, und kommt man hinaus, so legt man sich schon in den ersten Stunden der Ankunft vor der plattesten Zivilisation auf den Bauch und schreibt in dieser Lage hymnische Feuilletons. Kant kam nie aus Königsberg hinaus und umfaßte die Welt – Ihr schwärmt von Haparanda bis Madrid und könnt nicht einmal den Geist von Dortmund oder Vohwinkel begreifen.

Das sind trostlose Ausblicke für eine Umgestaltung der Welt. Es geht eine Ordnung quer durch die Erde, Klassen, Camorren, Cliquen, Räuberbanden. Schwarzweißrot in Potsdam, Schwarzweißrot in Rom, Schwarzweißrot in Madrid. Offiziere fuchteln mit Reitpeitschen in Karlskrona, in Venedig, im besetzten Düsseldorf, in Angora, in Warschau und Budapest, die Polizei legt bolschewistische Bomben in Oslo, in Berlin, in Sofia und in London. (Wenn es auch nur ein Sinowjew-Brief ist.) Am Rio Tinto, in Essen, in Birmingham wird mit Schweiß und Blut der Mehrwert erschuftet, in Polen, in Tirol, in Irland werden Völker gequält und unterdrückt. Eine Internationale der Ungerechtigkeit und Gewalt spannt sich aequatorgleich um den Globus. Wollt Ihr wissen, an wessen Wesen die Welt genesen wird, so geht einmal nach Kopenhagen, nach Warschau oder nach Prag, und man wird euch dort sagen: an

unserm Wesen, an der dänischen, polnischen, tschechischen Kultur und deren Rekorden. Seufzt nur einmal unter dem Hochmut, der Plattheit, der Banalität und der geistigen Armut der „neutralen“ Demokratien, unter der Unwissenheit, Brutalität und Phrasenhaftigkeit der schönen südlichen Länder. Ertragt dies Alles schweigend, seid standhaft gegen die Verführungen eines funktionierenden Telephonautomaten, besteht vor der Grandezza einer Bordellwirtin, behauptet euch vor dem Konsulatsdiener, der euch einen Stuhl anbietet, nehmt es würdig als das Minimum des Selbstverständlichen. Und dann – !

Ja, und dann mag man zuhause beginnen. Keine Klinge sei scharf genug, kein Wort zu heiß, kein Auge zu kalt für die Kritik, welche die Details nennt, welche unbestechlich ist durch die kleinen Bequemlichkeiten gemütlicherer Landstriche. Man kann nicht auf der Landkarte Europas die Länder rosa anpinseln und Deutschland als schwarzen Fleck ausgespart liegen lassen. Heine und Nietzsche, die zürnenden Emigranten, haben uns nur tiefer hineingeritten. Eine Existenz, die seit Jahren am Schreibtisch in Berlin sitzt und sich verzehrt in Liebe und Haß, kennt die Welt besser als all diese Korrespondenten, Löwenjäger und Kokotten, welche in den Hotelhallen des Erdballs die Beine von sich strecken – denn er, der Einsame, der Gebundene, kennt wenigstens Deutschland. Er mag richten. Denn lieber vergessen in der Hölle der nationalen Schande schmoren, als im Himmel der Touristen die erste Geige spielen.

Krieg und Kriegsteilnehmer von Walther von Hollander

Als gar nicht lange nach dem Kriege Kriegsgeschrei und Waffengeklirr wieder anfing, als die Regimentsfeiern zu blühen begannen, als die Deutschen Tage und die Ludendorff-Paraden geboren wurden: da habe ich mich eine ganze Weile täuschen lassen. Es schien mir, als ob jedem gesunden Verstand zum Trotz das gebrannte Kind das Feuer nicht fürchtet, sondern nichts mehr ersehnt, als sich im Kopfsprung in den Ofen zu stürzen, und ein gewaltiges Geschrei erhebt gegen Alle, die es daran hindern wollen.

Dann habe ich mir die Kriegsfestteilnehmer ein bißchen genauer aufs Korn genommen und ihre Erlebnisse ein wenig überprüft. Ich hielt mich nicht bei den Gefechtskalendern auf. Denn dem Koch beim Divisionsstab, der vom Krieg nur die Fliegerangst kannte, und dem Führer der Bäckereikolonne – Sieg oder Tod, wir backen Brot – , der eine ehrenreiche Kaufmannstätigkeit ausübte: denen wurden in den Stammrollenauszug alle die Gefechte getreulich eingetragen, die von durchaus andern Personen vorne geführt und erlitten worden waren. Ich habe vielmehr nach Einzelheiten gefragt. So etwa nach dem Rübenfeld von Blangy-les-Arras, wo die zahllosen Kriegsfreiwilligen der 4. Division einen unnützen Tod fanden. Oder nach der Höhe 304, dem Toten Mann, den Wäldern vor Verdun, in deren Schlamm Unverwundete stehend ersoffen. Nach

dem Dorf Douaumont habe ich sie gefragt, das schon im Frühling buchstäblich zu Staub zerschossen war, und das Einige dann noch im Sommer geschen haben wollten, oder auch nur nach dem Fort Douaumont, in dessen einer Ecke 600 oder 800 Mann durch eine Explosion in Stücke gerissen und gleich eingemauert wurden. Daran erinnerten sie sich nicht, obgleich der Pestgestank der Verwesenden das Fort zu einer Hölle machte; und von allem Andern wußten sie nur, was sie gehört, und nicht, was sie gesehen hatten.

Von den Vormärschen in Rußland konnten sie schon eher berichten. Aber da dort der Troß immer eine Stunde hinter den Kämpfenden gefahrlos nachrückte, so konnten sie auch als Etappenleute zu ihren Kenntnissen gekommen sein. Von den Vogesen hatten sie Alle zu erzählen. Aber da war sehr früh schon die friedliche Front des Landsturms, und die hatte nur von 1914 her einen blutigen Klang. Jedenfalls versagte bei der Somme, deren Anmarschwege tellerflach und besonders weit zurück gefährdet waren, ihre Schilderung ebenso sehr wie bei den Kämpfen an der Aisne, bei Reims und La Vilette. Nein: unter all den Hitlerianern, den Standartenweihern und Mahnmalkämpen fand ich manche Kriegsteilnehmer – aber nur sehr wenige Gefechtsteilnehmer. Und waren es mal wirklich Gefechtsteilnehmer, so hatten sie im Anfang den Vormarsch mitgemacht oder waren schlimmstenfalls später Sturmtruppler gewesen. Der Vormarsch, der Sturmangriff – das haben wir Alle nicht schlimm gefunden. Das konnte die geborenen Krieger und Landsknechte, die eszweifellos gibt, durchaus begeistern, das ähnelte von fern dem Krieg, wie er als Begriff lebte (und immer noch nicht gestorben ist), und hatte für innerlich zaghafte Menschen mit Überproduktion an körperlichen Kräften und Säften vielleicht wirklich eine Art erziehlichen Wert. Aber das war ja nicht eigentlich der Krieg. Der Krieg – das war: Viereinhalb Jahre beinah täglich am Tode entlangbalanzieren. Das war: Vier Wochen ohne Ablösung im Schlammloch von Avocourt, wo einem die Stiefel von den Füßen faulten. Das war: Auf der Höhe 304 nach dem Angriff der Franzosen einschlafen und aufwachen mit einem am Boden festgefrorenen Hintern. Das war: Die Meuterei der Bayern auf Fort Douaumont (1916, als noch kein Dolchstoß blinkte), der angetrunkene Regimentskommandeur und die Franzosen im Angriff aufs Fort. Das war: Diese armen Bayern, die mit Recht wegen blödsinniger Befehle meuterten, mit Revolverdrohung hinaustreiben, den Regimentskommandeur strammstehend zur Raison bringen und in einer stockfinstern Nacht zwischen Douaumont und der vordern Linie Verbindung herstellen – 6mal 600 Meter hin und her, durch ein Gewühl von Schlamm, Toten, Verwesenden, Halbtoten, Sterbenden, Verwundeten, Drückebergern und Granaten. Das war: Mit der Kompagnie in einer Höhle am Chemin des Dames sitzen. Die Eingänge zusammengeschossen. Drei Tage. Das Brot geht aus. Die Luft wird knapp. Einer wird verrückt. Schießt. Mehrere schießen. Ein wildes Geknalle gegen einander. Vier fallen auf dem Felde der Ehre. Das war . . .

Ich könnte leicht Seiten aneinanderreihen. Es ist für die Kriegsbegeisterten sehr schwer, mir etwas vorzumachen. Ich kann nachprüfen und habe nachgeprüft. Es war mir beinah unheimlich, als ich Keinen finden konnte, der gleich viel mitgemacht hat.

Bis ich dann endlich einen wirklichen Kriegskameraden traf, von dem Regiment, bei dem ich zwei Jahre als Offizier gekämpft habe. Er war erstaunt wie ich, daß es so wenig Gefechtsteilnehmer gibt, während prozentual doch so wenige gefallen sind. Bis uns aufging, daß prozentual ja auch wirklich sehr wenige vorn gekämpft haben; und wie viel Prozent der Kämpfer gefallen sind, darüber gibt es keine Statistik. Wir haben uns dann zusammengesetzt und haben eine Liste der Offiziere des Regiments gemacht, soweit sie uns einfielen. Wir haben hier ein Kreuz setzen müssen und da ein Kreuz und sind so die Linien immer wieder auf und ab gefahren. Sechsmal in zwei Jahren hat sich das Offiziercorps „umgesetzt". Vom Anfang bis zum Ende dieser zwei Jahre blieben 4 von ungefähr 180. Die übrigen sind tot oder verwundet. Die Hälfte von den 4 waren wir. Und als ich den Zweiten dann fragte, wie er wohl zu Krieg und Kriegsgeschrei stünde, da lachte er nur: „Geschrei darum gibt es für mich nicht. Jeder künftige Krieg wird ohne mich geführt."

Ich glaube, daß fast alle Kriegsteilnehmer so stehen, und wenn man bisher von ihnen so wenig gehört hat, wenn dem Geschrei der Desperados, der dummen Jungens, der alten Generale und Generalstäbler so wenige entgegengetreten sind, so lag das daran, daß viereinhalb Jahre Frontkrieg den Menschen in seinen Nerven bis zum letzten zerstört haben. Jetzt erst – so spüre ich es an mir, und so bestätigen es mir die paar Andern – beginnen sie, zu Kräften zu kommen. Sie werden – darauf kann man sich verlassen – ihre neuen Kräfte gegen jeden Krieg zu brauchen wissen, wie sie ihre alten im alten Krieg aufgebraucht haben.

Farbenklavier von Theobald Tiger

Rot ist die Leidenschaft,
blau ist das Meer,
grün der Chef vom Hakenkreuz,
schwarz-weiß-rot das Heer.

Rosa ist die Heckenros,
blausa mancher Kreis;
Oberst Nicolai seine
Weste – ist sie weiß?

Grünblau ist der Arrestant
bei der Polizei,
reisgelb Fritz von Unruhs
Bücherschreiberei.

Blauweiß ist bayerisch,
grün macht die Gans,
gelb färbt der Wasserstoff ...
Wenn Sie meinen, daß das stundenlang so weitergeht . . .

Oscar Wildes Epistola von Arthur Eloesser

Wenn man von Oscar Wilde spricht, muß man sich zunächst das Bild des Dichters aus den betrübten Augen wischen, das unser betriebsamer Carl Sternheim, der sich Karl den Kühnen nennt, und den ich in Gedanken Karl den Kessen nenne, in seinem Stücke errichtet hat. So die Figur nicht vielmehr zusammengeschneidert war und zwar aus der redlichen Biographie von Frank Harris, über die unserm Landsmann das Recht der Verwendung an sich durchaus zustand.

Wenn ich an diese gründliche, einem Unglücklichen zugeneigte, einem großen Snob durchaus nicht folgsame Arbeit denke, so habe ich etwas von einer Tragödie erlebt, mag ich auch das Unglück von Oscar Wilde nicht als ein großes Schicksal empfinden, das, für uns erlebt, von uns immer wieder durchlebt werden muß. Wenn ich an das Stück von Sternheim denke, das mich ebenso ungerührt ließ wie den Herausgeber und Theaterkritiker dieser Blätter, so habe ich, wie nicht selten bei Sternheim, den Eindruck einer dringenden Offerte, und darüber hinaus, wie des öftern bei Sternheim, den eines Schneiderkatalogs mit verlockenden Abbildungen und mit Preisziffern, die einen Weltmann von seinem Format nicht erschrecken. Es war schon bezeichnend für den vordem so begabt gewesenen Verfasser von ‚1913‘, daß er einen jungen Sozialisten und Revolutionär der kapitalistischen Verführung in dem beseligenden Augenblick erliegen ließ, da er sich vor dem Spiegel zum ersten Mal in einem unwiderstehlichen Pyjama erblickt.
Wenn ich also, wenigstens dem ausgezeichneten Darsteller Rudolf Forster zuliebe, an Sternheims Stück gelegentlich zurückdenke, so sehe ich den Wettstreit von Oscar Wilde und Alfred Douglas um die höhere Lebensform etwa als die buhlerische Rivalität eines unbeschreiblichen Pyjamas mit einem unbeschreiblichen Schlafrock, und das von unserm Vater Aristoteles geforderte Mitleid gilt einem Gentleman, der durch furchtbaren Schicksalssturz aus dem Schneiderkatalog herausgefallen sich schließlich in einen Havelock hüllen muß, also in die Tracht eines deutschen Touristen von mäßiger Begüterung.
Also ungefähr das Grauenvollste, was Carl Sternheim einem modernen Menschen nachsagen oder nachdenken kann.
Wie wird unser Carl, unser heroischer Bekämpfer des Juste milieu von Berlin, und selbst zweifellos aus dem injustesten Milieu hervorgegangen, den Heinrich Heine anziehen, für den er ebenfalls ein literarisches Denkmal vorbereitet, wenn er dazu im Ausland, wie er sagt, die nötige geistige Reife erreicht haben sollte? Kehren wir zu dem richtigen Oscar Wilde zurück, dem nach solchen Leiden und solcher Buße noch solche Rettung angetan wurde.

Max Meyerfeld hat vor über zwanzig Jahren unter dem Titel ‚De Profundis‘ Teile des Briefes herausgegeben, den Oscar Wilde im Zuchthaus zu Reading an seinen verhängnisvollen Freund Alfred Douglas schrieb, und den er am Tage seiner Entlassung dem treuen Sachwalter Robert Roß übergab. Diese deutsche Ausgabe ist später bis auf etwa ein Drittel des

gesamten handschriftlichen Textes gebracht worden; sie ging in beiderlei Gestalt den englischen Veröffentlichungen voran, die nur sehr allmählich ans Licht treten durften in einem Lande, das den Namen Oscar Wilde ausgetilgt hatte, und das überdies mit besonders strengen Gesetzen zum Schutze lebender Personen den literarischen Testamentsvollstrecker Wildes zurückzuhalten wußte. Der ganze Brief an Douglas ist jetzt von Max Meyerfeld (bei S. Fischer) herausgegeben worden unter dem Titel ‚Epistola‘, dem der gefangene Dichter nach Art eines geistlichen Breve noch die Anfangsworte: „In carcere et vinculis“ hinzufügte. Das Schriftstück, das wir bisher kannten, hielt im wesentlichen die Stellen zusammen, die sich auf Oscar Wildes Wandlung oder, wenn man so will, auf seine sittliche Läuterung beziehen. Oscar Wilde hat jedenfalls die Tapferkeit, den Leiden und Erniedrigungen des Zuchthauses nicht zu erliegen, er verschwärmt sich in eine Vita nuova, er erdichtet sich, den Göttern Griechenlands abtrünnig, eine Nachfolge Christi, ohne nach unsern Romantikern und nach der religiösen Renaissance in Frankreich grade etwas Neues zu entdecken, wenn er in des Menschen Sohn, in Gottes Sohn, den Ursprung aller romantischen Dichtung und Weltanschauung aufweist.

In der Oxforder Studentenzeit, so erinnert sich der Briefschreiber, als er mit einem Kameraden auf eng verwachsenen, von Vogelgesang erfüllten Wegen um das alte Magdalen-College spazierte, habe er sich vermessen, von der Frucht aller Bäume im Garten der Welt zu essen. Damals dachte er nur an die süßen Früchte, die auf der Sonnenseite des Lebens wachsen, nicht an die bittern von Schande und Kummer, Verzweiflung und Reue, die er dann so reichlich zu kosten bekam. Während Wilde den neuen, sanften, geläuterten Oscar ausdichtet, der still und sittsam an den Türen stehen, der bei den Freunden nur eintreten wird, um ihren Kummer zu teilen, unterläßt er gelegentlich nicht, mit einiger Genugtuung zu der Höhe zurückzusehen, von der er seinen plötzlichen Fall getan hat. Der Briefschreiber nennt sich einen Repräsentanten der Kunst und Kultur seines Zeitalters, er habe die Zeitgenossen zu dieser Anerkennung gezwungen. „Die Götter hatten mir fast Alles verliehen. Ich besaß Genie, einen erlauchten Namen, eine hohe soziale Stellung, Ruhm, Glanz, intellektuellen Wagemut; ich habe die Kunst zu einer Philosophie, die Philosophie zu einer Kunst gemacht; ich habe die Menschen anders denken gelehrt und den Dingen andre Farben gegeben. Alles, was ich tat, setzte die Leute in Erstaunen.“ Das Wesentliche dieser Bestätigungen wird viel eher einem Nietzsche zukommen, der aber von Sternheim weniger geachtet, unter den führenden Männern des Jahrhunderts sogar übersehen wird, als ein pensionierter deutscher Professor, der in banalen Fremdenpensionen dürftig und sauber, aber wahrlich unelegant lebte. Von diesen Bestätigungen wird nur die letzte voll gelten können, daß Oscar Wilde die Leute in Erstaunen setzen wollte. Der Schriftsteller und Lebemann hat sich vor der englischen Gesellschaft produziert. Es war unter dem Beifall dieser Gesellschaft die glänzende Inszenierung

seines Daseins, die ihn auch von ihr abhängig machte, bis zu dem Grade, daß er ihr nicht einfach den Rücken kehren konnte, als sie über den Kompromittierten herfiel, der seinen Geist zum Wetteifer und darum zur schmeichelnden Nachahmung eingesetzt und sich ihrem Hochmut, ihre Privilegiertheit angemaßt hatte.

Bernard Shaw, der als Irländer dem Irländer zu nahe steht, der den quirlenden Esprit von Wilde schon in den Gassen von Dublin entdeckt, meint gegen den männlichen Frank Harris, daß sein Landsmann zu der neuen romantisch-christlichen Weltanschauung auch ohne die zwei Jahre der Haft hätte gelangen können. Man soll aber wohl Bekehrungen oder Wandlungen respektieren, die im Zuchthaus gewonnen werden, auch wenn sie hinterher als nur literarisch oder erdichtet nicht standhalten. Aus dem neuen Oscar Wilde wurde kein neuer Künstler; der einst so verwöhnte alte Adam, den die bittern Früchte nicht nährten, mußte verkümmern, mußte sich sogar gefallen lassen, daß er von seinem jungen Freunde Alfred Douglas aufs neue enttäuscht und brutalisiert wurde. Diesen obenhin Bekehrten kannten wir schon, der das Ecce homo im Genuß der Demut mit sanften schwärmerischen Farben illuminierte. Was erfahren wir Neues aus der nun auf ihren ursprünglichen Umfang vervollständigten Epistola? Wir haben nun endlich die echte, mit ihrem Inhalt übereinstimmende Form des Briefes an den Freund oder Liebhaber, der seinen Herrn und Sklaven mit aristokratischer Unbefangenheit oder Unverschämtheit ins Verderben nötigte. Wir haben auch die bisher zurückgehaltene Abrechnung, die allerdings sehr genau geworden ist, und die uns an dem neuen Christen eines guten Gedächtnisses für die Zeit versichert, da er noch mit den Heiden tobte. „Lies den Brief, bis er Deine Eitelkeit ertötet,“ schreibt der Sträfling an den so viel jüngern, so viel gewalttätigern Liebhaber, „und sei dankbar für Fehler, deren Du zu Unrecht geziehen wirst. Wo Leid ist, da ist geweihte Erde. Um meinetwillen muß ich Dir vergeben.“ Dieser Gedanke in dem Bekenntnis ist der schönste, daß es kein andres Unrecht geben kann, als das man sich selbst antut. Nach eurer Würde, Herr, nach eurer: dieses menschlichste Wort Shakespeares wird hier ins Christliche variiert.

Aber die dem jungen Douglas vorgehaltene Abrechnung ist, wie gesagt, sehr ins Einzelne gegangen. Oscar Wilde, Sträfling zu Reading, erinnert seinen Freund nicht nur, wie er ihn mit seiner aristokratischen Müßiggängerei und Genußsucht aus dem Leben der Arbeit, der Ruhe und des Friedens vertrieben, das der Künstler braucht, wie er ihn, ohne Höflichkeit und Dank, ausgenutzt und gradezu steril gemacht habe. Der Bekehrte und Bekehrer hält ihm die Diners im Savoy vor, die Soupers bei Willi, die auf seine Kosten gingen, seine Gänseleberpasteten und besondern Champagner-Cuvées, auch die Manschettenknöpfe aus Mondstein, mit Rubinen und Brillanten besetzt, die er selbst für ihn entworfen hat, wie die ganze parasitäre Existenz, die er mit seiner Arbeit füttern mußte. Denn der edle Lord hielt es nicht für anständig, die knappe

Apanage seiner Mutter allzu schwer zu belasten. Das ganze Geschlecht der Douglas, das Oscar Wilde durch den Vater bedrohte, durch den Sohn verführte, wird vor Gericht gestellt, verderblich in der Freundschaft, grauenvoll in der Ehe, seit Generationen durch Mord und Selbstmord verwüstet. Diese Douglas standen über dem Gesetz, das unter dem wütenden Beifall des empörten Mittelstandes einen berühmten Schrift-steller bürgerlich und menschlich zermalmte, noch dazu wegen eines Vergehens, das wir als solches durchaus nicht empfinden können, und dessen Ahndung die Gesellschaft, ohne daß ihre Selbsterhaltung es verlangte, recht gedanken- und sinnlos aus mittelalterlichen Gesetzbüchern übernommen hat. Du, der Jüngere, sagt Oscar Wilde, warst erfahrener als ich. Du hast mich in die Gosse gestürzt und mit prostituierten Individuen zusammengebracht. Aber Dir konnte nichts geschehen. Und er beklagt die Gewalt des Müßiggängers über den Schaffenden, was ja Alles, wenn man es genau sagen will, auch die Gewalt aristokratischer Unverschämtheit, privilegierter Selbstsicher-heit über einen bewundernden und darum im Innersten folg-samen und schüchternen Snobismus bezeichnet.

Oscar Wilde sagt, wie es auch sein Biograph Frank Harris sagt, daß er von vorn herein Furcht gehabt habe, den jungen Lord aus dem „tollen, schlechten Samen“ der Douglas kennen zu lernen, der ihn grade durch seine Frechheit gebannt hielt. Der ihnen geopferte Zuchthäusler, wenn er nicht in Kummer und Stumpfsinn untergehen will, versucht, auch dieser Lage gewachsen zu sein; er unternimmt es einmal als Christ, der auf die andre Seite des Lebens übergeht, er unternimmt es einmal als Künstler, für den die Darstellung die höchste, die einzige Lebensform ist, und für den sie zugleich zur subtilen Rache wird. Dem phantasielosen Freunde, in dem nach Plato das Göttliche nicht ist, weil er nicht lieben kann, nur geliebt sein will, macht er in dieser Abrechnung klar, was und wen er zerstört hat, was und wen er wiederum nicht zerstört haben darf. Wenn aber der Künstler bei aller neuen Christlichkeit das Geschäft dieser subtilen Rache übernimmt, so mag er sich auch da noch geirrt haben; denn der aristokratische Freund beging schließ-lich auch die unvorgesehene Unverschämtheit, daß er sich als Dichter von beträchtlicher Qualität bewährte. Man kann diesen merkwürdigen, diesen einzigen Brief aus dem Zuchthaus nicht ohne Mitleid lesen, aber man wird ihn nicht als tragisch emp-finden können, solange es, wenigstens auf Seiten des Mannes, eine Tragödie der Eitelkeit nicht gibt. Solche Tragödie ist tiefer und dauernder, weil menschlich primitives in dem Ver-hältnis eines Verlaine zu einem Rimbaud, von denen der Eine mehr als Oscar Wilde, der Andre mehr als Alfred Douglas war. Aber da diese beiden, diese beiden wirklichen Dichter, in sehr gewöhnlichen Wirtshäusern verkehrt und dort nur Bier oder Absynth statt Champagner verzehrt haben, so wird ihre Ange-legenheit wenigstens nicht Gefahr laufen, daß sie durch unsern Carl Sternheim von der Lebenshöhe eines unbeschreiblichen Pyjamas und eines unausdenkbaren Glockenrocks bis zur tief-sten Erniedrigung des Havelocks geführt wird.

Napoleon von Alfred Polgar

Dieses Werk von Grabbe bühnenmöglich machen heißt: ihm das Genialische austreiben. In seinen Maßen, die der Szene nicht taugen, in dem wilden Gemisch aus Epos, Drama, Lesebuch, Ballade, Geschichte, Vision, Anekdote, in der drängenden Fülle des Geschehens und der Worte, die es wie Rauch das Feuer begleiten, steckt das Großartige des Schauspiels. Ereignisse und Menschen glühen in pathetischen Farben, die Zeit wirft mit Flamme und Getöse ihre Leidenschaften aus, auf der Bühne werden Schlachten geschlagen, Heere vernichtet, vor unsern Augen geschieht Historie (wie sie im Buche steht), in hoher Rede und Gebärde exhibieren Helden ihr Heldisches, in brennender Kurzschrift, in Schlagworten und Stichworten, wie sichs für so kriegerische Epoche ziemt, sind Chronik und Legende der Zeit ans Firmament der Bühne gemalt. Nimmt man dem Werk seinen Überschwang und Überschuß, also das, womit es des disziplinierten Theaters spottet, engt man die panoramische Weite seiner Bilder, kürzt den Zug der Gestalten, bändigt die schäumende, Kunstdämme durchbrechende Sprache, kurz: lehrt man es dramatische Mores – was bleibt übrig? Ein kindlich-kindisches Spiel von Krieg und Heldentum – bei Grabbe fallen die Soldaten, mit dem Ruf: „Ach, wie süß ist der Tod!“ –, ein Bilderbuch in lächerlich grellen Farben, Weltgeschichte, wie sie erhitzte, nach Ekstasen hungernde Knabenphantasie sich vorstellt, Figuren, die ihre Legende im Munde führen und ihre Anekdoten leben.

*

Nicht viel anders sieht Grabbes ‚Napoleon‘ in der Bearbeitung für das Wiener Deutsche Volkstheater aus. Durch die Zurichtung aufs Bühnenmögliche wurden die Stelzen sichtbar, die den Figuranten des Spiels ihr Überlebensgroßes geben, durch die Glättung des Faltenwurfs schwand das Grandiose, das in ihm allein steckte, durch den Wegfall des Überschwänglichen trat das Infantile, das es überschwingt, in Erscheinung. Dem Regisseur Karlheinz Martin glückten besonders die Volksszenen. Im Gestampf der revoltierenden, entzündlich geröteten Straße starb zwar viel Text, aber dafür wurde das Gestampf lebendig. Hübsch ist der Regieeinfall, dem Tambour, der der Garde die letzten Wirbel schlägt, einen Totenschädel aufzusetzen. Es ist jene Garde, die, ehe sie stirbt „merde!“ sagt, zu deutsch etwa: „Du kannst mich . . .“, weshalb auch der alte Blücher für sie eine gewisse Sympathie hatte. Herr Feldhammer steht sicher in Napoleons großen Stiefeln. Auf Elba, düster-trotzig deklamierend, „den Geier im Herzen“, war er sehr caesarisch, auf dem Feldherrnhügel dann, mit gezogenem Säbel, Corps und Batterien hierhin, dorthin werfend, als Schlachtenlenker mitten drin im dicksten Schlachtenlenken also, schien er sich unbehaglich zu fühlen und hatte Mühe, monumental zu bleiben. Deshalb verlor er auch die Schlacht bei Waterloo, die manchmal aussah, als ob es noch die aus dem vorigen Monat wäre, die von Lengyel.

Bilanz der Ausstellungen von Adolf Behne

Den Kunst-Ausstellungen geht es wie den Theatern: sie werden leer. Die von ihnen wegbleiben, besuchen meist sehr gern das Kino und das Varieté. Daraus ziehen viele Gebildete den Schluß: die Menschen werden immer oberflächlicher.

Dieser Schluß ist falsch. Die Menschen bleiben der Kunstausstellung und dem Theater nicht fern, weil Kunstausstellung und Theater zu hohe Anforderungen an sie stellen, sondern weil ihren höhern Ansprüchen Kunstausstellung und Theater nicht mehr genügen.

Und die Volkshochschulen klagen über rapiden Rückgang der Hörerzahlen seit der Popularisierung des Radio.

Die Masse erkennt instinktiv, daß Film und Radio gute Lehrer sind – und die besten zu werden versprechen, weil sie direkter an die Dinge herankommen als die meisten Dozenten. Es ist sehr zu begrüßen, daß der Mensch heute nicht mehr „Auffassungen" begehrt, sondern die Dinge selbst – so unmittelbar wie möglich.

Ich glaube an einen didaktischen Zug in der Gegenwart, der nur in Amerika schon begriffen und bejaht wird.

Aber die Kunstausstellungen bringen doch die Dinge selbst, appellieren doch an die unmittelbare Anschauung!?

Scheinbar. In Wirklichkeit bringen sie malerische Auffassungen von meist uninteressanten Dingen. Mögen die Literaten noch immer verkünden, daß die persönliche Auffassung in der Kunst, das A und O sei: die Gleichgültigkeit gegen diese Auffassungen wächst rapide.

Als 1899 die Liebermann, Leistikow, Skarbina den Glaspalast verließen und in Charlottenburg eigne Ausstellungen machten, hatte das einen Sinn. Es schuf Klarheit. Aber welchen Sinn hat es, wenn ein Teil des ‚Vereins Berliner Künstler' am Lehrter Bahnhof, ein andrer Teil (Baluschek, Lünstrot) im Deutschen Opernhaus, die ‚Novembergruppe' in der ‚Sezession' und von jeder Gruppe wieder ein Teil in der ‚Akademie' und noch in diesem oder jenem Salon ausstellt? Es hat nur den einen Sinn, den innern Zerfall dieses Ausstellungsbetriebes zu demonstrieren. Es ist ja immer und überall fast das gleiche Material – hübsch in die Länge gezogen. „Abgründe tun sich auf, die unüberbrückbar scheinen", heißt es im Katalog der Baluschek-Gruppe. Abgründe? Ich habe nicht einmal eine winzige Spalte bemerkt.

Ist also die Ausstellung erledigt?

Nein – aber eine veraltete Methode.

Früher strömte der Ausstellung von allen Seiten reiches Material zu. Alle Ateliers der Maler und Plastiker arbeiteten für die „Ausstellung". Tatsächlich bot die Ausstellung einen ungefähren Überblick über die Produktion, auch wenn die Jury, die für vernünftige Abmessungen sorgen sollte, beim Sieben oft genug danebengriff.

Heute läuft das Material sehr spärlich ein, und so wird die Jury zu einem Ort des Kuhhandels. Die meisten Ateliers empfinden die Ausstellung als Störung. Die ‚Novembergruppe'

zeigte am Eröffnungstage ihre Mitglieder im Saal – und von einigen hingen sogar Bilder an den Wänden.

In der heutigen Situation gibt es nur zwei Möglichkeiten: die Juryfreie Ausstellung – es bleibt Sandkuhls Verdienst, sie für Berlin geschaffen zu haben – oder die didaktische Austel-lung. Die heutige Zwischenlösung – freie Einsendung, aus der das relativ Beste nach Maßgabe der Wandlänge herausgefischt wird – ist erledigt. Die Gleichgültigkeit des Publikums steht in heiterm Gegensatz zu den erbitterten und aufreibenden Kämpfen um die „Qualität“ die innerhalb der Jury bei jedem Werke neu entbrennen. Man sollte endlich merken, daß dieses Abwägen der Qualität ein grausam-müßiger Sport ist – eine Quälerei für die Juroren, eine Quälerei der Einsender und vollkommen sinnlos. Glaubt denn irgendeiner der Juroren an die Möglichkeit auch nur annähernder Gerechtigkeit einer Kommission von Kollegen?

In der Juryfreien wird die Entscheidung dem Publikum überlassen. Diesen möglichen und anständigen Ausweg können die Gesinnungsgruppen nicht gehen. Es kann ja im Prinzip immer nur Eine große Juryfreie geben – jede andre würde genau so aussehen. Die Gruppen also, wenn sie in Ausstellun-gen ihren besondern Charakter zeigen wollen, müssen einen andern Weg nehmen. Die Jury ist eine Sackgasse.

Die Juryfreie umgeht das unmögliche Qualitätsurteil, die Gruppe muß es überwinden, indem sie einen neuen Typ der Ausstellung schafft, die Ausstellung nämlich, die nicht mehr zur Abwehr unwillkommener Einsendungen einer Jury bedarf – trotzdem aber vom Zufall der Einsendungen abhängt – , son-dern die als Ganzes die gemeinsame, planmäßige und sorgsam seit langem vorbereitete Arbeit der Gruppe ist, die überhaupt keine Einsendungen kennt, sondern nur angefordertes und in der Hauptsache das für einen ganz bestimmten Platz in der Ausstellung gearbeitete Material.

Es kommt wohl praktisch für solche Lösung nur die ‚No-vembergruppe‘ in Frage, Ihre Ausstellung in der ‚Sezession‘ ist fraglos die interessanteste der Saison – nicht zuletzt durch die Beteiligung der Belgier Servranckx, Maes, Flouquet – ; aber befriedigend ist sie nicht, weil sie kein Ziel erkennen läßt. Das Publikum strudelt hindurch wie durch jede andre Ausstellung und ist beim Gehen so ratlos wie beim Kommen.

Heute sei jede Ausstellung ein Instrument der Aufklärung. Früher war sie ein Markt, und die Jury ist ja nur aus Markt-Interessen entstanden. Nach Art einer zuverlässigen Markt-Polizei sollte sie dem Publikum der Solidität, die Ernsthaftig-keit der angebotenen Ware garantieren. Prüft man heute gegen Schluß einer Ausstellung, an wie vielen Bildern das Schildchen „Verkauft“ hängt, so weiß man, daß die Ausstellung als Markt keine Rolle mehr spielt. Der Gelegenheits-Käufer existiert wohl kaum noch, der Sammler aber kauft im Salon – ‚Sturm‘ oder ‚Schulte‘ – oder im Atelier.

Die ‚Heimarbeits-Ausstellung‘ war konsequent und gut als Mittel der Aufklärung durchgeführt, fand allgemeines Interesse, und jeder Besucher lobte ihre eindringliche, klare Methode. Die

Objekte waren nicht irgendwo irgendwie untergebracht, sondern jedes griff von seinem Platz aus in den Zusammenhang logisch ein. Die anschaulich in Beziehung gebrachten Dinge regten zum Nachdenken an, beseitigten Vorurteile, ließen Ursache und Wirkung deutlich werden.

Diese Methode, die in manchen amerikanischen Museen schon angewendet wird, muß sich auch die moderne Kunstausstellung zu eigen machen. Keineswegs wird damit irgendeinem Talent erschwert, sich zu zeigen, da ja die Juryfreie die Aufgabe, die Produktion des Jahres zu zeigen, nach wie vor erfüllen wird.

Ich denke mir die Ausführung so, daß sich die ‚Novembergruppe' für jede ihrer zukünftigen Ausstellungen ein bestimmtes Thema stellt: Wohnung, Fabrik, Garten, Photographie, Buch, Film, Stadt, Möbel – und jedesmal einen Plan ausarbeitet, wo jedes einzelne Stück seinen Platz hat, von dem aus dann die Beziehungen, die Bedingungen, die Voraussetzungen der Sache anschaulich werden. Die Ausstellung muß schließlich ein großes, einheitliches und unmittelbar wirkendes Demonstrations-Modell werden.

Die Maler brauchten nicht zu fürchten, daß sie dabei unter die Räder kommen – höchstens dann, wenn sie Nur- und Nichts-als-Bilder-Maler sind und unter allen Umständen bleiben wollen. Diese sollten aber den Satz in ihrem Programm nachlesen: „Es ist nicht Aufgabe der Kunst, Stimmungen zu suggerieren, sondern die Umwelt schöpferisch zu verändern, künstlerisch zu gestalten."

Sehr schön. Aber mit Ausstellungen der bisherigen Art erreicht die Gruppe das nicht.

So kommt man an den Suff von Hans Siemsen

Ich liebe Berlin.

Obwohl das Wort „Kultur" wahrscheinlich hier erfunden wurde. Sehnsucht nach dem, was man nicht hat, ist ja die Mutter der meisten Erfindungen.

Ich liebe Berlin. Weil es die größte von all den Städten ist, wo man die Sprache spricht, die ich spreche. Weil es diese Sprache (die deutsche) unendlich bereichert hat und noch bereichert. Durch Ausdrücke wie: keß, Nutte, doof, mies, bei mir? nich in die Hand! Weil seine Sprache rasch, keß und unsentimental ist. Wie seine Lieder. „Wer wird denn weinen, wenn man auseinander geht?" „Du hast ja keine Ahnung, wie schön du bist, Berlin!" Weil es Typen hat wie Claire Waldoff und Max Adalbert. Weil es eine Proletarierstadt ist. (Der Westen? Das ist ja nicht Berlin! Könnte ebenso gut in Leipzig oder Hannover stehen.) Und weil ich an seine Zukunft glaube.

Aber hier zu leben, das wird einem schwer gemacht.

Seit wieviel Jahren kein Chaplin-Film mehr? Der letzte Chaplin-Film in Berlin war ‚The kid'. Das war vor drei Jahren. Seitdem nichts mehr. Die ganze Welt erfreut sich an ‚The Pilgrim', an ‚Pay-day', an dem ‚Hundeleben' – von all den andern

nicht zu reden! Ja, warum haben wir denn überhaupt noch Kinos? Bald lernen es die Kinder in der Schule, daß Chaplin das alle andern turmhoch überragende Genie des Films ist. Und in Berlin werden wir bald nicht mehr wissen, wie er aussieht. Wir wollen den andern Mist nicht mehr! Wir wollen auch das hochnoble, literarisch aufgezäumte IaKammerkunst-Lichtspiel nicht mehr. Wir wollen Chaplin!

Im vorigen Winter gab es hier eine der besten Jazzbands der Welt. Die Julian Fuhs Follies Band. Die Berliner liefen zu den Jazzband-Imitationen zweiten und dritten Ranges. Und die herrliche, unbezahlbare Fuhs-Band mußte aufgelöst und nach Amerika verfrachtet werden.

Sie war (unter anderm) das Orchester einer kleinen Operette irgendwo am Zoo. ‚Wild-West-Mädel‘ von Harry Archer. Mit Curt Bois. Die beste Operette der letzten zehn Jahre in Berlin und Wien zusammen! Kein Mensch war da.

Jetzt sind die ‚Chocolate Kiddies‘ im Admiralspalast. Eine Negertruppe. Vielleicht nicht allerersten Ranges. Aber da die Neger – nicht die Italiener! und auch nicht die Juden! sondern die Neger – das begabteste Bühnenvolk der Erde sind – in fünfzig Jahren wird jede bessere Stadt ihre Negertruppe haben, wie man vor zweihundert Jahren die italienische Oper hatte – : deshalb ist das Erscheinen dieser Neger ein Theaterereignis, so wichtig, wie damals, vor Jahren, das Erscheinen des Russischen Balletts in Europa. Die blödesten Operettenhäuser sind voll. Diese Neger spielen vor halbleeren Häusern. Dabei ist eine einzige ihrer Szenen schneller, lebendiger, blutvoller als ein ganzer Operetten-Winter. Von dem unerhörten Orchester Sam Woodings nicht zu reden! (Auch die Russen tanzten damals wochenlang vor leeren und verschenkten Häusern. Bis es „sich herumgesprochen“ hatte.)

Wenn ein Opernhaus verkracht, wenn die Rotters das Lessing-Theater kaufen, wenn ein Goethe-Museum kein Geld hat, ist die ganze Presse auf den Beinen, mit dem Feldgeschrei: „Kultur, Kultur! die Kultur ist in Gefahr!“ Laßt doch diese alten Jammertempel verkrachen, sooft sie Lust haben! Kultur hat nichts mit Ruinen zu tun! Nichts mit Staub und Pleite! Was wollen wir von Vorgestern? Das ist was für Weimar, Potsdam und München. Aber Berlin?

Eine gute Oper ist besser als drei mittelmäßige. Und genügt für ganz Berlin und Brandenburg. Das Lessing-Theater – war es nur so lange, wie Brahm lebte. Der ist tot. Und sein Theater (leider) nicht lebendig geblieben. Ein Goethe-Museum? Ich brauch es nicht! Und kein lebendiger Mensch braucht es. Ich brauche Chaplin! Und eine anständige Jazzband!

Ihr habt andre Sorgen? Weiß Gott, ich auch! Aber eben deshalb brauche ich Chaplin. Denn in einem Lande mit solcher Justiz, solchen Schulen und solcher Politik ist ohne Chaplin zu leben noch schwerer, als es mit ihm wäre. Es ist einfach unmöglich auf die Dauer!

*

Überschrift: So kommt man an den Suff. Oder: ins Ausland.

Sicherheiten von Morus

Lange-Hegermanns Geschäfte

Kürschner, der rotweiße Reichstags-Kürschner, hat es vorausgeahnt. Auf Seite 206 und 207 stehen sie friedlich nebeneinander: der gute Hirte Georg Schreiber, Dr. phil., Dr. theol., Dr. ing. honoris causa, Universitätsprofessor der Kirchengeschichte und päpstlicher Hausprälat zu Münster, und Hermann Lange-Hegermann, Schneider, Verkäufer, Reisender und Buchhalter, seit 1906 selbständiger Kaufmann in seiner Heimatstadt Bottrop. 1920 ziehen sie, als Konkurrenten von Hugenberg und Severing, von Westfalen-Nord erkürt, in den Reichstag ein. In wenigen Jahren sind sie Beide oben. Das gibt eine gute Zusammenarbeit im Dienste der Kirche: Schreiber berät, Lange-Hegermann dreht.

Und der Segen des Herrn ruht auf der Arbeit der Zentrumsabgeordneten. Schreiber, durch seinen Priesterrock vor allen weltlichen Nöten bewahrt, denkt selbstverständlich nicht an die Häufung irdischer Güter. Lange-Hegermann nimmts, da der Herr ihm gibt. Nicht jeder Schneidermeister in Bottrop ist während der Inflationszeit in der Lage, andre Firmen zu sanieren. Von wo Lange-Hegermann es kann? Gewiß nicht daher, daß er bei der Beratung des Kaligesetzes manches erfuhr, was Andre erst später hörten. Daß von da an sein Aufstieg datierte, die ersten Aufsichtsratsposten sich einstellten — göttliche Fügung, an der Niemand deuteln darf. Aber auch die Frommen unterliegen manchmal herber Prüfung. Während des Ruhrkampfes muß Hermann, der Schneider, sein Bottroper Geschäft aufgeben. Lange-Hegermann trägt sein Los mit Fassung. Wahrscheinlich hat die Vorsehung ihn nicht für den Detailhandel, sondern für Finanzierungsgeschäfte größern Stiles bestimmt. Wenige Monate darauf findet sich Gelegenheit zu gottgefälligem Werke. Die Deutsche Merkurbank ist, um die Weihnachtszeit 1923, illiquide geworden. Der Sprit-Weber, Partei- und Clubgenosse Stresemanns, hat sich ihrer zu sehr angenommen. Nach ein paar Wochen ein neues Malheur: Reinfall bei der ersten großen Franc-Baisse. Da tritt Lange-Hegermann, der Retter, auf den Plan. Durch „ausländische Beziehungen“ hat er die Möglichkeit, Großaktionär der Bank zu werden. Er verhandelt. Aber er zieht es vor, einem Ausländer, Julius Barmat aus Amsterdam, die Aktienmajorität zu überlassen. Barmat übernimmt 97 Prozent der Aktien und wird unumschränkter Herr der Bank. Lange-Hegermann übernimmt dafür den Vorsitz im Aufsichtsrat.

Wer wagt, etwas dagegen einzuwenden? Die Barmats stehen im Ruf fundierter Millionäre, deren Sachwertbesitz von Woche zu Woche steigt. So argwöhnt Lange-Hegermann durchaus nichts, als ihm von dem Direktor der Bank mitgeteilt wird, das Aktienkapital der Bank solle von 50 000 auf 2 Millionen Goldmark erhöht werden. Als Aufsichtsratsvorsitzender macht er feierlich in der Generalversammlung davon Mitteilung, daß das Kapital bereits eingezahlt sei. Auf

Grund dieser Tatsache drängen sich die Kreditsuchenden zur Merkurbank. Erst im Januar 1925 erfährt Lange-Hegermann, der Ärmste, daß die Einzahlung in der Überweisung eines Konzern-Wechsels der Barmat gehörenden Altenburger Bank bestand.

Hätte er von solcher Missetat gewußt, dann hätte er sicherlich nicht die Merkurbank in jene Angelegenheit hineingezogen, die ihn jetzt vor den Kadi bringt. Im März 1924 hört Lange-Hegermann, daß eine Papierfabrik in Sachsen, Burtscher in Köttewitz bei Dresden, in Schwierigkeiten geraten ist. Edel, hilfreich und gut, wie er ist, bemüht er sich um die Sanierung. Die Berliner Großbanken, bei denen er anklopft, knöpfen die Taschen zu. Die Sache steht zu faul. Freund Hoefle, Postminister des Deutschen Reiches, macht das Geschäft. Er läßt von der Abteilung VI der Post in München zwei Millionen Mark zu treuen Händen Lange-Hegermanns anweisen. Auf dem Schuldschein, den Lange-Hegermann unterschreibt, steht groß und breit, daß das Geld nur für das besetzte Gebiet der bayrischen Pfalz verwendet werden darf. Liegt Köttewitz in der Pfalz? Macht nichts — Hoefle verspricht, alles mit der bayrischen Postabteilung in München in Ordnung zu bringen. Lange-Hegermann erhält das Geld auf sein „Separatkonto“ bei der Merkurbank überwiesen. Die Merkurbank gibt auch für den Kredit ihres Aufsichtsratsvorsitzenden das Giro und läßt dafür nur eine Sicherheitshypothek auf die Papierfabrik von 3 Millionen eintragen. Da Barmat gutgesagt hat, gibt auch die Seehandlung ihr Giro her. Die bayrische Post ist also gedeckt.

Lange-Hegermann verteilt das Geld so treu, wie nur je ein Treuhänder gehandelt hat. Die Papierfabrik Köttewitz, die inzwischen von Langes Landsmann und Jugendfreund Schäfer übernommen worden ist, erhält 1½ Millionen, ein paar kleine Firmen in und um Bottrop, besonders eine katholische Druckerei, bekommen einige Zehntausende, ein Pfarrer muß sich mit 1500 Mark begnügen. Alles aus den Pfalzgeldern. Ein Zufall, daß Lange-Hegermann 70 Prozent der Anteile an der Köttewitzer Fabrik übernimmt. Ein Zufall, daß er grade in den andern Gesellschaften, die er bedenkt, Aufsichtsratsvorsitzender ist. Ein Zufall, daß er davon auch kleine Aktienpakete besitzt. Am Ende ist er, genau wie die Barmats bei der Seehandlung, der Reingelegte. Er muß haften und sich öffentlich anklagen lassen für eine Sache, von der er doch gar nichts hatte.

Die parlamentarischen Untersuchungsrichter, denen er solches mit sprudelnder Geläufigkeit vorträgt, glauben nicht recht an die Unschuld ihres Kollegen. Und der Vorsitzende des Untersuchungsausschusses, Alwin Saenger, inquiriert ihn mit strenger Amtsmiene: Warum sollte grade der Firma Burtscher in Köttewitz geholfen werden? Lange-Hegermann stockt.
Nein, das kann er nicht, das möchte er nicht sagen.
Erst als der alte Peter Spahn mit einer jovialen Handbewegung ihm Absolution erteilt, bringt er das Wort über die Lippen: Der Zentrumsabgeordnete Schreiber, der päpst-

liche Hausprälat, hat ihn verführt. Die Szene habe ich schon einmal erlebt, als ich in einer kleinen katholischen Stadt einer Gerichtsverhandlung zuhörte. Einer braven, ältlichen Jungfrau war ein Malheur passiert, und nun wollte sie Alimente haben. Der Amtsrichter suchte ihr klar zu machen, daß sie dazu den Vater angeben müßte. Das gute Mädchen schlug die Augen nieder und schwieg. Der Amtsrichter redete ihr zu wie einem kranken Schimmel. Endlich, endlich gab sie ihr süßes Geheimnis preis, und mit leuchtender Stimme gestand sie: „Der Herr Pfarrer ists gewesen.“ Der Amtsrichter, der selbst ein frommer Katholik war, wurde puterrot und sagte keinen Ton mehr. Der Prozeß wurde vertagt. Genau so ging es im Reichstag. Weder Alwin Saenger noch seine siebzehn Beisitzer wagten tiefer in die Zentrumsgeheimnisse Lange-Hegermanns einzudringen. Am nächsten Tage wurde der Herr Pfarrer vernommen. D. Dr. Dr. hon. c. erschien und erklärte mit größter Unbefangenheit, daß er „aus seelsorgerischen Gründen eine Stützung der auf dem Boden der Zentrumspartei stehenden Firma (der auch der Bischof von Meißen schon eine Hypothek von 80 000 Mark gegeben hatte) für angebracht hielt“. Roma locuta, und keiner der hohen Herren Richter erlaubte sich noch eine Frage. Wäre Ähnliches den Sozialdemokraten oder selbst den Deutschnationalen passiert, die Gegenparteien hätten „Korruption“ gewettert. Aber da es sich um eine kirchliche Mildtätigkeit handelte, für die Reichsgelder herhalten mußten, war Alles in der Ordnung, und der gute Onkel Kopsch attestierte Herrn Schreiber ausdrücklich, daß er als Ehrenmann gehandelt habe. Es ist zum Katholischwerden.

Ausverkauf bei Stinnes

Trotz Reichsbank und Seehandlung: es geht ganz hurtig. Nicht so schnell, wie Hugo Stinnes in seiner besten Zeit sein Sachwertlager zusammenkaufte. Aber man sieht schon: wo die Großbanken sanieren, fallen Späne. Der Bestand an Banken ist schon ausverkauft. Die Berliner Handelsanteile sind auf Nimmerwiedersehen verpfändet, das Aktienpaket des Barmer Bankvereins, der v. d. Heydt-Kersten-Bank und der Amsterdamer Diskonto- und Effektenbank ist auch bereits vergeben. Die Stinnes-Eisen-A.G. in Mülheim, an der ein ganzer Schwanz aufgekaufter Eisenhandlungen im Reiche und dazu eine Beteiligung am Baroper Walzwerk hängt, soll an die Dortmunder Eisenfirma Heinrich August Schulte A.G. übergehen, die selbst wieder die Vertriebsstelle von Deutsche Luxemburg ist. Mit andern Worten: ein wichtiger Teil des Stinnesschen Privatkonzerns soll von dem jetzt völlig selbständigen Stinnesschen Elektro-Montantrust übernommen werden. Die Nordstern-Aktien, eine der letzten Erwerbungen des alten Stinnes, die Edmund erben sollte, sind an ein holländisches Konsortium verkauft worden. Die Hamburger Hafenanlagen der Stinnes-Riebeck-Montan hat, in Konkurrenz mit dem preußischen Fiskus der hamburgische Staat für teures Geld erworben; auch für die pommerschen Rittergüter, die Stinnes während des Krieges aufgekauft hatte, interessiert sich der preußische Fiskus.

Etwas mehr Mühe macht der städtische Grundbesitz. Die berliner Cityhäuser hat Stinnes selbst zum Teil hoch bezahlt, zum Teil stehen peinliche Restkaufgelder drauf, die der Aufwertung unterliegen. Eine „gängige“ Ware sind die großen Hotels, mit denen sich der selige Hugo versehen hat. Doch findet sich nicht leicht ein Käufer, der sie en bloc – wie es heißt, für 25 Millionen Mark – übernehmen kann. Deshalb wird man wohl auch hier zum Einzelverkauf übergehen. Einen gehörigen Abbau werden sich wohl auch, trotz der Dementis, die Stinnesschen Zeitungsbetriebe gefallen lassen müssen. Das Haus der ‚Frankfurter Nachrichten‘ an der Hauptwache in Frankfurt am Main ist schon hinüber, und die Filiale der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung‘, die dort untergebracht war, muß einer Likörstube weichen. Sic transit gloria mundi.

Die Angst vor Genf

Seit anderthalb Wochen treiben die Oppositionsparteien im Reichstag ein freundliches Gsellschaftsspiel. Jedesmal, wenn der Vorhang aufgeht oder wenn die letzte Abstimmung vorbei ist, veranstalten sie eine Geschäftsordnungsdebatte und verlangen, Gustav Stresemann soll kommen und ihnen erzählen, was er demnächst Briand zu schreiben gedenkt. Sie können sich darauf berufen, daß Stresemann selbst vor vierzehn Tagen noch gewünscht hat, sein außenpolitisches Glaubensbekenntnis in puncto Sicherheitspakt vor allem Volke zu verkünden. Aber la donna è mobile, und unser Stresemann hat sich noch rechtzeitig daran erinnert, wessen Brot er heute ißt. Soll er sich vier Wochen, bevor seine Ministerschaft zweijährig wird und die Pensionsberechtigung anfängt, von den Deutschnationalen ein Mißtrauensvotum geben lassen? Wenn schon die Völkischen und die Kommunisten solchen Gefühlregungen unzugänglich sind, so sollten doch die Sozialdemokraten menschlich genug sein, um ihrem alten Großen Koalitions-Kameraden nicht den Abend in der Wilhelmstraße durch Interpellationen zu verbittern.

Die Deutschnationalen zu kompromittieren, ist für eine Partei von 130 Köpfen gewiß eine dankenswerte Aufgabe, aber schließlich darf man doch auch einmal die Frage erwägen, was für die deutsche Außenpolitik nützlicher ist: ein öffentlicher Rückzug des Kabinetts Luther, um den Deutschnationalen nicht gar zu wehe zu tun, oder eine heimlich, still und leise Fortsetzung der bisherigen Sicherheitspolitik. Das deutsche Paktangebot mag den eingeschworenen Kontinentalpolitikern nicht ungemischte Freude bereiten. Es ist, wie Felix Stössinger an einer andern Stelle dieses Heftes überzeugend nachweist, von Haus aus englisches Fabrikat. Aber bis das Kontinentaleuropa der Sozialistischen Monatshefte unter Ausschluß Englands oder das Pan-Europa Coudenhove-Kalergis unter Ausschluß Englands und Rußlands perfekt geworden ist, werden wir armen Bewohner der niedern Regionen den Weg der von England beherrschten Völkerbundspolitik gehen müssen, und Genf und der Rheinpakt liegen auf demselben Wege.

Ich melde mich!

Herr Alfons Steiniger! Sie rufen in Nummer 26 der ‚Weltbühne' auf zur geistigen Revolution. Sie fordern die Einberufung einer republikanischen Linken. Sie wünschen die Kopforganisation einer deutschen Linken in jedem Sinne.

Streng genommen dürfte ich mich ja da nicht melden. Wie sollte ich von mir behaupten, daß ich im großen Stil geistig revolutionieren könnte! Wie sollte ich kleiner Student der Rechte wagen, mich einen Kopf zu nennen!

Aber ein Linksrepublikaner bin ich; noch jung und voll Mut und Freude.

Nichts Großes kann ich Ihnen geben, aber mein Menschliches habe ich einzusetzen.

Es schlägt ein Herz der Freiheit zu.

Und ob Herr Wirth oder andre Männer sich schon gemeldet haben oder nicht: ich melde mich. Kurt Hillers Vier Sätze habe ich schon verfochten, bevor sie gedruckt waren. Und sie weiter zu verfechten, stehe ich Ihnen zur Verfügung.

Die Kandare in das Maul der rückschrittlichen Bedrücker!

Ob Sie mich rufen oder nicht: ich werde pflichtgetreu und mit Herzenstrieb weiter wirken im gleichen Sinne wie schon vorher für das hohe Ziel.

Sollten Sie aber trotz Allem irgend etwas doch von mir wollen: meine Adresse liegt bei der Redaktion. Kurt Dreier

Die Denkschrift

Die Deutsche Liga für Menschenrechte hat eine Denkschrift herausgebracht: ‚Deutschlands geheime Rüstungen?', die die allergrößte Aufmerksamkeit verdient. Autoren und Herausgeber haben den hohen Mut bewiesen, gegen eine zu Allem fähige Reaktion und vor einer zu Nichts fähigen Demokratie ihre Namen unter das Schriftstück zu setzen. Die tapfern Kämpfer sind die Herren Gumbel, Jacob, der Polizeioberst Lange, Freiherr v. Schönaich, Lehmann-Rußbüldt, L. Persius, der Senatspräsident Freymuth und Heinrich Ströbel. Hier ist nicht taktisch laviert worden, hier sind keine lauen Leitartikel, die kein Mensch mehr lesen will: hier ist eine Tat.

Die Denkschrift — die Heinz Pol in Nummer 20 der ‚Weltbühne' bereits gewertet hat — zeigt einen Reichswehretat, der dem Reichstag mit gradezu erschreckendem Mut vorgelegt worden ist. Und dazu ist zu sagen:

Weder in Frankreich noch in England ginge ein solcher Etat durch, der so undurchsichtig, so sorgfältig-unsorgfältig, so dunkel und unaufrichtig ausgearbeitet ist wie dieser deutsche. Vor Jahren habe ich einmal in der nunmehr seligen ‚Freiheit' das damals vorgelegte Reichswehrbudget durchgearbeitet und die bösesten Verschleierungen, Trübungen, die ungerechtfertigten und dumm begründeten Forderungen aufgedeckt. Kaum einer der Abgeordneten regte sich (Ausnahme: Herr Künstler) — der Rest war dringend beschäftigt.

Die sozialdemokratischen Abgeordneten erfüllen in ihrer großen Mehrzahl die Pflicht gegen ihre Wähler schlecht. Sie sind gewählt worden, um über die Verwendung des Geldes der Steuerzahler zu wachen. Sie wachen aber nicht, sondern sie tun etwas viel Schlimmeres als schlafen: sie parlamentieren.

Wer einmal den wichtigmacherischen Betrieb im Reichstag mit eignen Augen angesehen hat, diese leer klappernde Maschine, diese endlosen Sitzungen, dieses Hosenbodenwetzen um Nichts — der wird sich nicht wundern, daß den Volksboten keine Zeit bleibt, die Arbeit zu leisten, zu der sie da sind. Früher galt

für den guten Parlamentarier als unerläßlich, ein guter Etatkenner zu sein. Heute bläht sich Das, wenn es zum Etat des Außenministeriums eine Rede hält, die die Pressetribüne für „ironisch“ ausgibt, und der die Minister schon deshalb nicht ordentlich zuhören, weil sie ihnen niemals gefährlich sein wird. Wozu — ? Es wird ja doch Alles bewilligt. Es ist ebenso bezeichnend wie demütigend für diese Art Parlamentarismus, daß ein Angehöriger der Reichswehr einmal geäußert hat: „Schwierigkeiten haben wir fast nie — wir stehen mit dem Finanzministerium sehr gut.“ Vom Parlament ist dabei gar nicht gesprochen worden — und mit Recht nicht. Denn es hat viel zu reden, aber nichts zu sagen.

Diese Denkschrift holt nach, was die Abgeordneten versäumt haben. Denn sie hätten alle diese Fehler aufdecken, sie hätten auf die lächerliche Verteilung von Chargen hinweisen sollen, sie hätten zu monieren, zu streichen, zu verweigern gehabt.

Sie schwingen sich zu einer Kritik auf, bewilligen den Etat in Bausch und Bogen und werden niemals einsehen, daß sie von Niemand mehr überwunden zu werden brauchen. Mal lag ich unten, mal lag er oben, er floh, ich immer vorneweg, schließlich hol ich aus, er langt mir eine . . . Arme Wähler.

Ignaz Wrobel

Krull ist frei

Am 1. Juli wurde vor dem Großen Schöffengericht in Berlin-Schöneberg gegen den Leutnant Krull verhandelt.

Nebenbei: er soll die Rosa, die ohnmächtig unter den Kolbenstößen der Offiziere im Auto zusammengebrochen dalag, in den Schädel geschossen haben. Das Ermittlungsverfahren schwebt immer noch . . . Wie lange wird das noch schweben? Wir sind keine Narren und warten nicht auf Antwort, wir wissen, daß es ewig schweben wird, erst recht dann, wenn man danach fragt. Aber es ist bezeichnend: der Krull hat die Uhr der Rosa geklaut — nun, das ist ein Eigentumsdelikt, da war der Richter rasch zur Stelle, dafür gab es sofort 3 Monate Gefängnis; aber wenn man eine Revolutionärin lyncht — feige, bei Nacht — , dann schwebt ein Ermittlungsverfahren länger als sechs Jahre. Das ist eine Schande. Und Horthy ist ein Vorbild . . .

Der Krull soll gute Bekannte beim Polizeipräsidium haben, sie verschafften ihm Einblick in Akten und vertrauliche Schriftstücke. Wo leben wir? Diese Dinge sind nicht aus den Fingern gesogen, der Oberregierungsrat Mühleisen vom Reichskommissariat für die Öffentliche Ordnung hat diese Angaben vor Gericht unter Eid gemacht. Darf man fragen, wann gegen diese Beamten vorgegangen wird?

Der wegen Diebstahls verurteilte Krull, Leutnant der kaiserlichen Armee, läuft frei herum, trotzdem ein Ermittlungsverfahren wegen Mordes gegen ihn immer noch läuft. Seit wann ist in einem sogenannten zivilisierten Lande üblich, daß Mordverdächtige herumspazieren dürfen? Dazu bedarf es keines Attestes, dazu muß man auch nicht totkrank sein — dazu muß man Offizier gewesen sein und Teilnehmer jener Bande gewesen sein, die sich Noske im Januar 1919 heranholte . . . *Kurt Kersten*

Werte

Conrad von Hötzendorf ist der Name einer Zigarette, die einen halben Pfennig kostet, wenn man Beziehungen hat. Name und Beziehungen sind entscheidende Momente in der wenig menschlichen Einrichtung, die man schlicht Leben zu nennen pflegt. Aus Beziehungen entstehen Kenner, und Kenner machen Namen, indem sie durch die Namen zu Kennern werden. Die Zigarette Conrad von Hötzendorf

erinnert an die besten Zeiten der Volksgemeinschaft, und Niemand dürfte vermuten, daß sie mit einem halben Pfennig überzahlt ist. Wenn man bedenkt, daß der Staat hierbei auch noch sein Schäfchen ins Trockene bringt, der Konsument also durchaus nicht ungeschoren bleibt, so wird die Frage aktuell, was aus solcher Zigarette beim Saisonausverkauf werden kann. Selbstverständlich ist der Händler in der Lage, auf seinen schlichten Unternehmergewinn von zehn Prozent zu verzichten, da ihm noch vierzig Prozent übrig bleiben. Vorausgesetzt, daß die Löhne nicht indessen gestiegen sind, wodurch sein Gewinnverlust nur neunzig Prozent beträgt. Lohnerhöhungen müssen selbstverständlich umgelegt werden. Kein Mensch arbeitet gern umsonst, und die seelische Bereicherung durch die nichtgewollte Aufbesserung der Bezüge wird in gar keine Beziehung zur materiellen Umlage gebracht. Außerdem soll man den Frauen zart entgegenkommen, was sich irgendwie auch in Zahlen ausspricht. Conrad von Hötzendorf hat sicherlich seine Memoiren geschrieben, ohne zu ahnen, daß sein werter Name für die Zigarettenbranche nur noch einen halben Pfennig wert ist. Wir leben bekanntlich im Zeitalter der Annäherung, da wird die Generalität billig. Man kann sich heute auch leichter einen Namen machen, man hat es nicht mehr nötig, Weltkriege zu verlieren. Nur die Beziehungen bleiben. Selbst die Nationen haben jetzt zu einander Beziehungen. Mit Ausnahme von Marokko, das noch von der Kultur des vergangenen Jahrzehntes beleckt ist. Die Rifkabylen sind zweifellos Kommunisten, ihnen sind die Andern und sie sind den Andern nicht geheuer. Ungeheuer werden durch die entsprechenden sinnreichen Einrichtungen nach dem jeweiligen Kulturzustand en gros oder en detail erledigt. Außerdem haben die Rifkabylen Glück. Sie können den Saisonausverkauf von Kriegsgeräten wahrnehmen. Die Zigarette Conrad von Hötzendorf ist als Munition verwendbar und erheitert in den Feuerpausen das Leben. Beziehungen verschaffen Bezüge, und durch Bezüge verschafft man sich Beziehungen. Und der Name wird nicht durch die Handlung, sondern erst durch den Handel volkstümlich. Volkstümlich wird man durch Billigkeit. Was nicht recht ist. Billigkeit ist die Not, aus der die Andern die Tugend zum Reichtum und den Reichtum zur Tugend machen. Die Wirtschaft dieses Lebens und das Leben in solch einer Wirtschaft ist übrigens nicht einen halben Pfennig wert. *Herwarth Walden*

Literaturgeschichte im Rundfunk

Es ist mir vergönnt gewesen, wenigstens den letzten von sechs Vorträgen anzuhören, die Herr Direktor Rosenhain über „neue deutsche Dichter“ für die ‚Funkstunde‘ gehalten hat.

Herr Direktor Rosenhain — ob Zirkus- oder Lebensversicherungs-Direktor, weiß ich nicht — berichtete, daß die Literatur unsrer Epoche sich hauptsächlich um die Person Friedrichs des Großen schare; kein Wunder, da dieses Königs höchstes Ziel gewesen sei, „Alle glücklich zu machen“. Herr Rosenhain konnte feststellen, daß auch Operetten wie ‚Die Ballerina des Königs‘ und ‚Der Leibkutscher des Königs‘ diesem Herrscher zu verdanken sind, doch weinte er den bessern, guten, alten Operetten nach. Worauf er Burte erwähnte.

Hatte Herr Rosenhain schon mit diesen — die Hälfte des Vortrags füllenden — Ausführungen bewiesen, daß er der geeignete Mann ist, uns über das Streben der jüngsten Dichtung zu informieren, so kam er in der zweiten Hälfte in flottem Übergang auf die dramatische Produktion der „Jüngsten“ zu sprechen. Er lobte noch unter väterlichen Einschränkungen Emil Ludwigs ‚Entlassung‘ und fesselte dann Alle

durch die Behauptung, daß Carl Sternheim uns auf „ein ganz andres Gebiet führe“: das Gebiet der „Überkultur von 1913 in der europäischen Lebewelt“. War hiermit das Schaffen dieses Dichters grundlegend gekennzeichnet, so erschütterte gleich darauf die Analyse Georg Kaisers, den Rosenhain „durch und durch Expressionist“ nannte, und von dem er zwei Dramen bei ihren Titeln zu rufen wußte.

Wilhelm Schmidtbonn – von dem ‚Die Verzauberten‘ und ‚Die Flucht zu den Hilflosen‘ hier gleich wieder gepriesen seien – hieß er „wuchtig“ in Bezug auf seine dramatische Arbeit. Und mit einem Sprung von gradezu gefährlicher Kühnheit kam er auf den Dichter Ernst Toller, „von dessen politischer Einstellung, meine Damen und Herren, wir ganz absehen wollen“. Herr Direktor Rosenhain hatte von ihm zu berichten, daß er „tiefes Mitleid habe mit Allen, die schweren Gemütes sind“. ‚Masse Mensch‘ charakterisierte er als das Stück „aus Deutschlands bitterster Periode, der Inflation, die uns noch Allen im Blute steckt“.

Mir für mein Teil steckt noch der Vortrag im Halse, der damit abgeschlossen war. Ich frage: Was denkt sich die ‚Funkstunde A.G.‘, wenn sie solche Vorträge halten läßt? Daß das Programm, soweit es nicht in musikalischen Darbietungen besteht, deutschvölkischen „Geistes“ ist, sei nicht besonders hervorgehoben, da wir ja keine Revolution hatten und keine Republik haben. Aber daß ein Mann vom Niveau des Herrn Adolf Bartels den Mund auftun darf außerhalb eines Bierlokals, wo Betrunkene, oder eines Schullokals, wo Wehrlose sitzen: dafür ist uns die veranstaltende Gesellschaft, meine ich, Rechenschaft schuldig. Weiß Gott, es gibt Wenige, die über die jüngste Dichtung etwas zu sagen haben. Will man aber von ihr Zeugnis ablegen, so soll man sich nicht einen Redner aussuchen, dessen einzige Fähigkeit ist, die Köpfe von Fabrikbesitzern und Offiziersgattinnen noch mehr zu verdummen. *Hans Sochaczewer*

Alter Kümmel

Im Mauritius- Verlag zu Berlin ist vor drei Jahren ein merkwürdiges Buch erschienen, das man, hat man es sich einmal angeschafft, jedes Jahr gern wiederansieht. Es sind dies: Die Schwänke des Rheinländischen Hausfreundes von J. P. Hebel, mit 32 Originallithographien von Dambacher.

An Hebel haben sich ja schon alle germanischen Schmierer der nationalen Zeitungen die Finger abgewischt, was ihm aber nichts geschadet hat. Er ist bestes Deutschtum und so himmelweit verschieden von dem bramsigen Geschwätz dieser Promenadenmischung wie etwa Klaus Groth von Gorch Fock. Ihr wißt ja Alle, wie Hebel bewußt für minder Studierte geschrieben hat: mit dem ganzen Gefühl, das der Rheinländer für den Humor hat, klar, sauber und in fast jeder dritten Erzählung an die höchsten epischen Leistungen, ja, an Kleist, streifend. Dieser Band enthält ausgewählte Schwänke. Aber wer ist Dambacher – ?
Ich bin ein harmloser Kunde und habe nie gefälschten Kaffee verkauft und auch keine Kunstgeschichte studiert. Wenn man diese eigentümlichen Zeichnungen sieht, zu denen ich keinen Parallelfall weiß, so wäre da etwas zu sagen von: atmosphärische Mosaiks, malerische Werte der gefühlten Natur, Sensibilität einer visionären Maurerkelle, und was man sonst noch so fürs Haus braucht. Hebel hat deutsch geschrieben – versuchen wirs auch.

Diese Lithographien sind von einem Maler gemacht, der nicht ordentlich hat zeichnen können. Seine Kinder sehen zum Beispiel alle aus, wie Erwachsene von fern gesehen – für die Jugend hat Herr Dambacher eine eigne Kinder-Perspektive. Und

fast alle handelnden Personen sind, fratzenhaft gesehen, etwas bösartig, der Zeichner hat sich darin gefallen, die ganze Vermurkstheit eines Ochsenknechts, eines Amtsdieners, eines Chirurgus aufzuzeigen. Es ist etwas ganz Seltsames.

Aber Dambacher hat nicht nur illustriert, sondern er hat zu fast jeder Geschichte noch etwas Eignes hinzugetan. Beim Herrn Magister sitzt noch die Frau Magister, von der Hebel nichts sagt, eine ganz entfernte Großtante des jungen Beardsley; Wirtshausgäste wimmeln auf allen einschlägigen Blättern herum, die unglaublichsten Pflanzen, wie sie nur ein sehr einsamer Mensch zeichnen kann – sicherlich war Dambacher ein Wirtshausbesucher, der jeden Abend kümmelgeschlagenvoll nach Hause ging, mit sechs Kumpanen, so sind wir Psychologen – ; ein Hatschier steht und sieht zu, „wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist“ und hat in seinem Gesicht die ganze Stur- und Stumpfheit einer gehorchenden Amtsperson, die sich für ihren bezahlten Gehorsam an den Untertanen rächt; die Verbrecher sind Kobolde; als sich zwei Schlafkameraden, Herr und Diener, gegenseitig in der dunklen Angst der Nacht packen und prügeln, hat er sie gezeichnet, als just der Wirt (Oscar Sabo) hereinkommt und sie grinsend beleuchtet: sie sehen sich an, dof, mit aufgerissenen Augen – und der Diener macht eine enttäuschte Schnute; viele Leute haben keine untere Gesichtshälfte mehr geliefert bekommen, fühlen sich aber auch so ganz wohl, und überall ist der Himmel weißblau; hart und scharf stehen die Gebäude wie etwa in einer Stadt der Ostsee an einem schönen Sommertag. Und seltsam, wie sich Hebels Thema beim Zeichner wiederholt, er schlägt es irgendwo in einer Ecke als Stimme der linken Hand noch einmal an: über dem Mann, der sich einen Drachen in den Bauch hypochondert hat, fliegt der Papierdrache eines Knaben; da, wo im Wirtshaus der Offizier den Löffeldieb abführt, richtet ein Kind einen Hund ab, der macht schön, mit einem Löffel im Munde . . . ich habe solche Bilder noch niemals gesehn.

Übrigens kann man – wie sich das für ordentliche Illustrationen gehört – mit dem Finger auf ihnen herumfahren und sich alle Einzelheiten der Geschichte beangucken: der ist der Zundelfrieder, und das ist der betrogene Goldschmied, und das sind die Gerichtspersonen . . . Die Blätter sind viel besser als die Holzschnitte der Zeitschrift, in der Hebels Geschichten erschienen sind. Diese himmlischen Erzählungen, die die Moral mit „Merk“ gleich angehängt bekommen, und deren eine zum Beispiel so schließt: „Dies Stücklein ist noch ein Vermächtnis von dem Adjunkt, der jetzt in Dresden ist. Hat er nicht dem Hausfreund einen schönen Pfeifenkopf von Dresden zum Andenken geschickt, und ist ein geflügelter Knabe darauf und ein Mägdlein, und machen etwas mit einander. Aber er kommt wieder, der Adjunkt.“
Merk: Man sollte sich das Buch anschaffen. *Peter Panter*

Schuld und Sühne

Man kann Verbrecher milder kaum behandeln,
als es in Leipzig wieder mal geschah.
Daß Land und Leute sich so schnell verwandeln!
drei kurze Jahre und – wie stehn wir da!
Wer trauert heut“ noch um den „Umgelegten“,
den eklen Juden, den sie abgekillt?
Ein Freundeskreis. Die Gier der Unentwegten,
die ihn gehaßt, hat ihre Macht gestillt.
Es ist die Macht, die sie dazu verwendet,
Das zu erfüllen, was die Stunde heischt.
So wird von seinen Rächern jetzt vollendet,
was er begann, von Wutgeheul umkreischt.
Die Sudelköche werden wieder dreister
und kochen Bettelsuppen unverwandt.
Darum verschonen sie den Küchenmeister
und gar behutsam hegen sie den Brandt.

Karl Schnog

Antworten

Bibliograph. „R. Kuscynski hat", schreiben Sie mir, in Nummer 24 der ‚Weltbühne' den Unterseeboothelden Hermann Levy zurechtgesetzt, dessen Reinfälle seiner Stellung wenig geschadet haben, weil es da auf exaktes Wirken überhaupt nicht ankommt. Dieser Typus eines wissenschaftlichen Komplicen des Kapitals wird ausgezeichnet geschildert bei Sinclair Lewis, in dem Roman ‚Babbitt'. Da steht: ‚Er bekräftigte die Geschäftsleute in ihrem Glauben. Fühlten sie nur leidenschaftlich und instinktiv, daß ihr geschäftliches und privates Tun tadellos war, so bewies es ihnen Dr. Howard Littlefield aus der Geschichte, aus der Volkswirtschaftskunde und aus den Bekenntnissen von Neuradikalen. Er war Personalchef und Reklamevorstand der Straßenbahngesellschaft. Nach zehnstündiger Vorbereitung konnte er vor dem Ausschuß des Stadtrats oder vor der gesetzgebenden Körperschaft des Staates erscheinen und mit langen Zahlenreihen und Präzedenzfällen aus Polen und Neuseeland unwiderleglich beweisen, daß die Straßenbahngesellschaft das Publikum aufrichtig liebe und ihre Angestellten zärtlich betreue; daß ihre Aktien durchweg im Besitz von Witwen und Waisen wären.' Dieser deutsche Littlefield, der Professor Salomon, der Statistiker Hermann Levy betreut nun nicht nur eine Straßenbahngesellschaft, sondern einen Staat oder einen ganzen Arbeitgeberverband, was im Wesentlichen auf das Selbe hinausläuft. Das wird gut bezahlt, findet Glauben und bietet den Kapitalisten ‚wissenschaftliche' Rückversicherung, Ornament und fundierte Basis für alle Maßnahmen gegen die Arbeiter. Eine Blüte der Wissenschaft." Sie riecht nicht gut.

Hans D. in Königsberg. Sie schicken mir den Brief einer Fabrik, die „Hindenburg-Bleistifte" mit schwarzweißroten Kappen vertreibt. Dagegen ist nichts zu sagen; das ist ihr gutes Recht. Zu bedauern bleibt höchstens, daß sich die Republikaner noch immer nicht dazu aufschwingen können, mit ähnlich primitiven, also populären Mitteln zu arbeiten.

Pazifistischer Oberst. Im Militärwochenblatt vom 11. Juni ist zu lesen: „Die meisten Abrüstungskonferenzen sind zwar totgeboren, denn die gefaßten bombastischen Resolutionen reichen grade nur hin, um einige Völkerrechtsgelehrte literarisch zu beschäftigen. So mausetotgeboren aber wie die Waffenhandelskonferenz war noch keine andre." In derselben Nummer heißts über Schwedens Abrüstung: „Wie eine internationale Krankheit hat die meisten germanischen Staaten (außer England) das Fieber der Selbstentmannung befallen." Da machen Sie auf den Artikel 148 der Verfassung des Deutschen Reiches aufmerksam, stellen fest, daß das Militärwochenblatt aus fiskalischen Mitteln bezahlt wird und vornehmlich der Unterweisung der Offiziere dienen soll, und fragen, wie eine solche Herabsetzung der friedensfreundlichen Bestrebungen, die die deutsche Regierung offiziell ja doch fordert, geduldet werden kann. Du lieber Gott: das müssen Sie nicht mich, sondern den Reichswehrminister oder auch den Reichspräsidenten fragen. Dessen Kollege hat am 3. Juni zu den nordamerikanischen Seeoffizieren der Marineakademie so ernste Worte wie diese gesprochen: „Die Politik des Friedens durch Vernunft anstatt eines Friedens durch Gewalt, ist diejenige, in der Amerika stets führend beteiligt war und stets sein sollte. Wir müssen die geistigen und moralischen Kräfte der Menschheit zur Aktion rufen." Und er hat denjenigen Seeoffizieren, die für Erhöhung der Rüstungen eintreten, nicht den Vorwurf erspart, daß sie durch ihre Forderungen Japans Mißtrauen nur immer mehr steigerten und das Wettrüsten begünstigten. Da nun wieder fragen Sie seufzend, ob man dergleichen niemals bei uns erleben werde. Nein, ganz gewiß nicht, denn unsre obersten Kriegsherren nehmen sich Coolidge so wenig zum Vorbild wie den chinesischen General Se-Ma, der an seine Truppen den fol-

genden Erlaß richtete: „Ein Heer darf sich unter keinen Umständen mit einem Makel beflecken, weil Ruhm oder Schmach des Volkes, für das es kämpft, von seinem Verhalten abhängt. Nichts Wertvolleres lebt unter dem Himmelslicht als der Mensch — deshalb sollt Ihr sein Blut schonen und sein Leiden möglichst verkürzen. Jedem, der fliehen will, sollt Ihr Zeit zur Flucht lassen. Habt Ihr feindliche Krieger gefangen, so habt Ihr in ihnen nicht mehr die Gegner, sondern nur noch die ‚Menschen' zu sehen." Und wie sprach am 27. Juli 1900 Wilhelm II. zu denjenigen „seiner" Soldaten, die nach China gingen: „Pardon wird nicht gegeben. Gefangene werden nicht gemacht. Wer in Eure Hände fällt, ist in Eurer Hand. Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen machten, so möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch Euch in einer Weise betätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese einen Deutschen auch nur scheel anzusehen wagt. Gottes Segen möge an Eure Fahnen sich heften und dieser Krieg den Segen bringen, daß das Christentum in China seinen Einzug hält." Auf tausend Jahre? Qui vivra, verra. Aber schon nach fünfundzwanzig Jahren ist ganz lehrreich festzustellen, was aus China und was aus Wilhelm II. und seinen Soldaten geworden ist.

Elberfelder. „Prinz Eitel Friedrich von Preußen hat bei Gelegenheit der Feier des Semper talis-Bundes in Begleitung von Geheimrat Dr. Molineus auch die Ruhmeshalle besucht und die Standbilder seiner Ahnen besichtigt. Daran schloß sich unter Führung von Dr. Reiche eine Besichtigung der vom Kunstverein für die Engelbertfeier veranstalteten Ausstellung von Werken alter Kunst aus Barmer Privatbesitz, für die der Prinz, der über eine halbe Stunde blieb, großes Interesse bekundete und im Hinblick auf den in einer modernen Industriestadt wie Barmen nicht vermuteten Reichtum an Schätzen alter Kunst höchst anerkennende Worte fand." Der gute Eitel Fritz! Er wundert sich, daß die Schätze der Barmer Fabrikanten noch im Lande, daß sie nicht nach dem Kriege ins Ausland verschoben worden sind. Er selbst freilich hat anders gehandelt. Und ist deshalb von preußischen — preußischen! — Richtern zu einer Strafe verurteilt worden, die in seines Vaters herrlichen Zeiten jeden Offizier gezwungen hätte, die Uniform für immer auszuziehen. Er trägt sie munter weiter und sieht geschmeichelt lächelnde Gesichter um sich, wenn er in seines Vaters vorschnell gebauter Ruhmeshalle über die alte Kunst „höchst anerkennende Worte" von sich gibt. Semper talis!

Tribünenbesucher. In der Reichstagsdebatte über das bayrische Konkordat „entsteht großer Lärm auf der Rechten des Hauses, als der sozialdemokratische Redner erklärt, ein Angehöriger des ehemaligen Kaiserhauses habe sich abfällig über die katholische Kirche geäußert. Stürmische Rufe: Wo?" Nun sollte man meinen, daß sieben Jahre nach dem Neunten November ziemlich gleichgültig sein könnte, was ein Angehöriger des ehemaligen Kaiserhauses in einem Briefe äußert oder geäußert hat. Nichts komischer als diese Entrüstung. Aber ist sie denn wenigstens ehrlich? Sind sie Lügner, die alten Offiziere, die mir immer erzählt haben, daß der Antisemitismus in der Kaiserlichen Armee zwar groß gewesen sei und dennoch nie größer als der Antikatholizismus? Daß nicht viel der Karriere eines evangelischen Offiziers so schadete, wie wenn er eine Katholikin zur Frau nahm? Daß in besondern Fällen der Kaiser seine Zustimmung nur unter der Bedingung gab, daß die Kinder aus solch einer Ehe Protestanten würden? Ist das Alles nachträgliche Erfindung? War es nicht so? Dann wär' ich für eine authentische Aufklärung ungemein dankbar.

Verantwortlich : Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki - Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy, 6

England und Rußland von Joseph Friedfeld

England kann Sowjet-Rußland nicht verzeihen, daß es allen Prophezeiungen und Anstrengungen zum Trotz fortbesteht. Hierin ist England nur der Sprechwart der andern kapitalistischen Mächte. Aber England hat den Sowjet-Republiken gegenüber noch eine andre Rechnung, die es allein betrifft. Nicht nur besteht Rußland fort, sondern es wiederholt in gefährlicherer Weise die Bedrohung des britischen Reiches in Asien, das England vor seinem alten Gegner durch ein Bündnis mit Japan sichergestellt zu haben glaubte. England erhebt gegen die sozialistischen Republiken den Vorwurf, daß diese eine gegen den Bestand des britischen Reiches gerichtete Agitation in Asien entfalten. An der Triftigkeit dieser Beschuldigung kann kein Zweifel bestehen. Denn sie liegt nicht nur in der Richtung des traditionellen russischen Expansionsbedürfnisses, dem der Weg zum Schwarzen Meer und zur Baltischen See, wo eben eine englische Flotte demonstriert, verlegt ist, sondern entspricht Lenins Theorie der Weltrevolution. Frühere sozialistische Anschauung lehrte, daß die soziale Revolution nur in den industriell höchst entwickelten Ländern erfolgen könne. Lenin hat sie in dem wirtschaftlich rückständigen Rußland vollbracht. Um die Kette des Imperialismus, die heute alle Länder in eine wirtschaftliche Einheit bindet, zu vernichten, gilt es, sie in ihren schwächsten Gliedern anzugreifen. In der Zeit des Kolonial-Imperialismus bilden die Kolonien den verwundbarsten Teil des Ganzen. Dort wird die Aufgabe der sozialen Revolution auch dadurch erleichtert, daß ihr die nationale Freiheitsbewegung der zum Selbstbewußtsein erwachenden Kolonialvölker hilft. Während in Europa die Regierungsgewalt der herrschenden Klasse eine traditionelle Autorität genießt, ist die Autorität der rassenfremden Regierung in den Kolonien durch die nationale Revolution in ihrem moralischen Ansehen schon erschüttert. Der Haß gegen den ausbeutenden Fremden vereint sich hier mit dem Haß gegen den kapitalistischen Ausbeuter. Daher setzt die Union der sozialistischen Sowjet-Republiken mit ihrer antikapitalistischen Propaganda vor Allem in den Kolonial- und Halbkolonialländern ein.

England ist in seinem asiatischen Besitz von besonderer und verständlicher Empfindlichkeit. Dieser seiner Furcht wäre schon einmal in jüngster Zeit ein neuer Krieg von unabsehbaren Folgen entsprungen, wenn nicht die öffentliche Meinung Englands noch in letzter Stunde das Ministerium daran verhindert und es gestürzt hätte. Es war im September 1922, als Lloyd George, Churchill und Birkenhead ihren Call to the Arms und die berühmte Note an die Dominions aussandten, um Konstantinopel

vor den Türken zu retten und durch seinen Besitz nicht nur den Weg in das Herz der mohammedanischen Welt und nach Indien, sondern auch Rußland vom Schwarzen Meer aus zu beherrschen. Und ähnliche Kräfte, an deren Spitze wiederum Lord Birkenhead steht, sind heute im Spiel, um wiederum in ähnlicher Situation und aus ähnlichen Gründen einen Krieg zu entzünden, von dem Niemand weiß, wie und wo er enden wird.

Die Vorbereitung dazu wurde systematisch seit Monaten betrieben. Man ging diesmal vorsichtiger vor. Die gesamte englische Presse erzog planmäßig das Publikum zu einer Auffassung der Lage, die der englischen Regierung leicht machen sollte, eine Entscheidung nach ihrem Wunsch herbeizuführen. Austen Chamberlain hatte Ende 1924 in Rom und später auf einen antibolschewistischen Block hingearbeitet. Eine Föderation der Balkanstaaten gegen Rußland und vor Allem ein gleichgerichtetes Bündnis der baltischen Länder sollte diesem Zweck dienen. Schauermärchen von bolschewistischen Komplotten sollten nicht nur einen zügellosen weißen Terror rechtfertigen, sondern auch die Stimmung des englischen Publikums beeinflussen. Für den englischen Minister des Innern Joynson Hicks, den Führer des reaktionärsten Flügels der Konservativen, war die Bolschewistenfurcht förmlich zu einer lächerlichen Besessenheit geworden. Die Annäherung Deutschlands und Frankreichs wurde das Ziel der englischen kontinentalen Politik, um die Einkreisung Rußlands vollziehen zu können. Die Gelegenheit zu einem offenen Bruch schien aber gekommen, als die Unruhen in China begannen.

Zweifellos stehen hinter diesen Unruhen bolschewistische Agitatoren. Die Behauptungen der englischen Arbeiterpresse, daß diese Unruhen industriellen Ursprungs seien, sind kaum richtig. Denn so grauenhaft auch die Bedingungen in den Fabriken Shanghais sind, so sind sie unzweifelhaft nicht schlechter und wahrscheinlich besser als die Lebens- und Arbeitsbedingungen im übrigen China und die Feststellungen der an China interessierten englischen Kapitalisten in dieser Hinsicht zutreffend. Was der Unruhe in China zugrundeliegt, ist das Erwachen des nationalen Bewußtseins in weiten chinesischen Massen und insbesondere in jenen Hafenstädten, wo sie mit den Fremden und ihrem oft törichten und beleidigenden Benehmen in Berührung kommen. An den heutigen Unruhen in China sind nicht Arbeitsbedingungen schuld und nicht die Bolschewiki, sondern das Verhalten der europäischen Kolonialmächte seit achtzig Jahren. Die Bolschewiki haben nur verstanden, diese Unruhe auszunützen. Sie haben auf alle Vorrechte und Konzessionen verzichtet und als erste europäische Macht freiwillig China und die andern orientalischen Staaten wie vollständig gleichberechtigt behandelt. Sie haben ihre Agitation gegen den europäischen Kapitalismus und Imperialismus

und seinen Hauptvertreter, das britische Weltreich, mit einer einfachen, aber wirksamen Waffe geführt: sie haben der unmoralischen Handlungsweise eine moralische Geste entgegengesetzt. Und hier, wie immer, wird sich zeigen, daß, wer den Mut zu einer moralischen Geste hat, zuletzt auch die stärkere Gewalt überwindet. England siegte über Deutschland, weil es im Kriege die moralische Kraft auf seiner Seite hatte. Englands Niedergang nach dem Kriege beruht darauf, daß es seine moralische Geste selbst Lügen gestraft hat. Ein Abbruch der Beziehungen zu Rußland — der ja fürs erste abgewendet ist — und daraus folgende kriegerische Verwicklungen werden das Problem für England nicht lösen: die Revolution des erwachenden Orients wie die Agitation des Bolschewismus haben die moralische Geste für sich. England ist bemüht, die Aufmerksamkeit der Massen von der schweren industriellen Krise, durch die es bedroht ist, da die Unternchmer zu einem allgemeinen Kampf gegen die Lebensbedingungen der Arbeiterschaft vorgehen, auf die äußere Politik abzulenken. Sie hat gehofft, den rechten Flügel der Arbeiterführer, insbesondere MacDonald und Thomas, bei Unternehmungen gegen Rußland und China auf ihrer Seite haben. Sie hat sich geirrt.

England hätte nach dem Kriege eine radikal-progressive Politik den nationalen Bestrebungen der orientalischen Völker gegenüber betreiben sollen. Es hätte damit der Agitation des Bolschewismus den Boden unter den Füßen weggezogen. Die englische Regierung hatte dazu weder die Voraussicht noch den Mut. Die Erklärungen Lord Birkenheads vom 1. Juli über die Reformen in Indien bestätigen es. Die letzte Gelegenheit hat England versäumt, als die bürgerlichen Parteien eine Labour-Regierung zuließen, um das bestehende System vor einer Revolution zu bewahren. Damals erwarteten die Kolonialvölker vertrauensvoll von MacDonald die moralische Geste. Sie blieb aus. Sein berüchtigter Brief an die Inder unterschied sich nicht einmal im Ton von den Ausführungen Lord Birkenheads und war die Einleitung und erste Tat eines Labour-Ministeriums, deren letzte die Bestätigung der indischen Ausnahmegesetze war. MacDonalds schroff ablehnende Haltung Zaglul gegenüber war indirekte Veranlassung des Verzweiflungsattentats auf den Sirdar und Grund dafür, daß Aegypten seit Monaten und auf viele Monate hinaus gegen die Verfassung regiert werden muß, weil alle Wahlen, selbst unter dem Druck der Regierungsmaschine, eine entschiedene Mehrheit für Zaglul ergeben. MacDonalds Versagen war die Schicksalsstunde des britischen Reiches. Durch eine weitsichtige Politik, durch eine kühne Generosität hätte er, das Mandat, das ihm das Bürgertum anvertraut hatte, überschreitend, dennoch die Rettung dieses bürgerlichen Imperialismus vollziehen können. Lord Birkenhead und Chamberlain werden es niemals können.

Klassenjustiz: Leipzig und Moskau von Gerhart Pohl

> Es wird singen die Eine Hälfte der Erde
> ein Weißes Lied.
> Es wird singen die Andre Hälfte der Erde
> ein Rotes Lied. *Majakoffski*

Jeder Tag bringt uns klarer die Erkenntnis, daß Wladimir Majakoffskis These wirkliche Prophetie ist, also vom Lauf der Weltgeschichte eingeholt wird. Des „Chaos“ dieser billigsten Zeitungsphrase Nebel schwindet und zeigt, scharf aufgerissen, zwei Heerlager, deren Unversöhnlichkeit erst mit der Vernichtung des einen beendet sein wird. Die immer noch den lieben Gott oder die idealistische Philosophie als „Born der Welterkenntnis“ benötigen, den Marxismus aber „Ketzerglaube und Teufelswerk“ schimpfen, werden, so das Opiat der europäischen Lügen-Presse ihren Verstand nicht zerstört hat, in einem Vergleich der Leipziger und Moskauer „Tscheka“-Prozesse, ihrer Grundlagen, Führung, Begründungen und des Echos der deutschen Presse ein leicht verständliches Exemplum finden. Denn wie Herr Niedner, Chorführer des ‚Staatsgerichtshofs zum Schutze der Republik‘ ein Weißes Lied anstimmte und aus frischer Kehle seine Apotheose: Drei Todesurteile! in die Welt hinausschmetterte, so haben Krylenko und das ‚Oberste Revolutionstribunal‘ nicht minder kräftig ihr Rotes Lied geendet.

Schon in der Basis der Prozesse, den Vergehen, ähneln die beiden Fälle einander. Da waren, als es in Cuno-Deutschland drüber und drunter ging, ein paar Arbeiter. Die sahen in dem General Seeckt das Kardinalübel, mit dessen Beseitigung eine bessere Aera anbrechen würde. Sie schmiedeten phantastische Pläne, reisten in Deutschland umher, beschafften sich Gift, das ein Kaninchen nicht zu töten vermochte, und schossen schließlich – einzige Tat in einem Meer von Phrasen und Gschaftlhuberei – den Polizeispitzel Rausch, einen notorischen Lumpen, an. Ob die Verwundung und nicht Überanstrengung durch unsinnige Vernehmungen die Todesursache war, konnte nicht beweiskräftig festgestellt werden.

Auch die deutschen Studenten glaubten, man könne ein System durch Vernichtung seiner augenblicklichen Exponenten erledigen. Also beschlossen sie, ebenso unklug wie die Seeckt-Verschwörer, ein Attentat auf Stalin und Trotzki. Aber schon ihre Vorbereitungen waren wesentlich zielsicherer und umsichtiger. Sie wußten, daß in Rußland die Arbeiterschaft unter Führung der K. P. R. regiert. Also hinein in die deutsche Schwesterpartei! Theoretische Beschäftigung mit dem Marxismus ist zwar wider die Standesehre eines deutschen Akademikers, nicht aber der Besitz von Parteipapieren, wenn ein höherer Zweck sie heiligt. Dittmar erreicht sein Ziel sofort, offenbar dank Unvorsichtigkeit der Berliner Parteiorganisation. Kindermann mußte schon Repressalien anwenden. In der Fabrik seines Vaters arbeitete ein Valentin Michler, Funktionär

der K.P.D. Der wurde so lange bearbeitet, bis er die geeigneten Unterschriften gab. „Ich habe die Fahrlässigkeit begangen, zum Teil aus Sentimentalität, zum Teil, weil ich mich gebunden fühlte – denn der Vater des Hermann Kindermann war damals mein Arbeitgeber“, schrieb Michler an die Parteileitung. Auf Grund dieser kommunistischen „Gesinnung“ erhielten sie die Einreiseerlaubnis, vergaßen nicht, das Berliner Tageblatt um 2000 Mark Vorschuß für „journalistische Arbeiten“ zu erleichtern und „wichtige Studiengeräte“, Revolver und Zyankali mitzunehmen. Schon wenige Tage nach ihrer Ankunft in Moskau wurden die „tapfern Rußlandforscher“ verhaftet. So erstickte auch ihr Attentat im Stadium der Vorbereitung.

Der Leipziger „Tscheka“-Prozeß sollte, wie Niedner pathetisch ankündigte, den Beweis liefern, daß die K.P.D. Terror-Truppen unterhalte und Mordaufträge gegen Exponenten der kapitalistischen Republik erteile. Er sollte die Parteizentrale auf das Schafott bringen. Das Pathos erwies sich als phrasenhaft. Nichts konnte bewiesen werden.

In Moskau stellte Krylenko die Behauptung von direkten Aufträgen der O.C. und des Berliner Polizeipräsidiums auf. Auch sie konnte nicht durch Beweise erhärtet werden. Wohl aber gibt es Indizien, die Wolscht, Kindermann und Dittmar als Angehörige der fascistischen Mörderorganisation Ehrhardts kennzeichnen und ihre Verbindung mit dem Berliner Polizeipräsidium nahelegen. Kindermann selbst schrieb in einem Bittgesuch an Kalinin: „Die zum Zweck der Durchführung terroristischer Akte gegen alle dem nationalen Gedanken und der Reaktion unliebsamen Personen durch aktivistische reaktionäre Kreise Deutschlands gegründete Organisation Consul hat vor etwa einem Jahr schon die Organisation und Durchführung von terroristischen Akten gegen Führer der Sowjet-Union beschlossen.“ Der Verfasser behauptete allerdings später, er habe bei Abfassung des Schriftstücks „unter psychischem Druck“ gestanden. Wie stark Kindermanns Depression auch gewesen sein mag: ein korrektes „Kommilitionen-Gesuch“ mit genauen Einzelangaben wie diesen Brief an Kalinin kann man nicht frei erfinden, wenn man nicht hunderte Male an ein „Verehrliches Corps Neomarchia“ und andre studentische Verbindungen „satisfaktionsfähige“ Schreiben gerichtet hat. Die Redewendungen und Anschauungen der drei Studenten, ihre Angehörigen, Bekannten und Freunde wirken sehr belastend.

Da ist Dittmar, der dem bekannten baltischen Adelsgeschlecht der von Dittmaringen entstammt und mit dem rechtsradikalen Scharfmacher v. Freytagh-Loringhoven, einem Abgott der deutschen Corporationsstudenten, naheverwandt ist. Kindermanns Freund ist das Mitglied der O.C. Johnson. Wolschts Vater, Professor in Boppard, veröffentlichte in der ‚Frankfurter Zeitung‘ einen Brief, der seine und seines Sohnes Weltanschauung charakterisiert: „Wenn Baumann behauptet, Wolscht habe unter anderm erzählt, er habe viele Kommunisten fortgeblasen, so haben wir es nur mit einem jener harmlosen Witze und Münchhausiaden zu tun, wie sie mein Sohn, der keinem Huhn etwas zu Leide tun konnte und bei allen

seinen Freunden sehr beliebt war, öfter zum Besten gab.“ Wahrhaftig, ein würdiger Vater, der bestimmt noch an Hindenburg den Retter und an die Dolchstoß-Legende glaubt! Im Lauf des Prozesses wurde geklärt, daß Kindermann auf Empfehlung eines Dr. Schneickert Zutritt zum Berliner Polizeipräsidium erhalten und seine Dienste als Spitzel angeboten hatte. Und warum lehnten die von der deutschen Botschaft bestellten russischen Rechtsanwälte Murawjew und Sommerfeld, die beide keine Kommunisten sind und schon Viele vor dem Revolutionstribunal vertreten haben, die Verteidigung der Studenten ab, nachdem sie die Akten geprüft hatten? Warum ließen sie sich wohl das gute Honorar entgehen?

Die Vergehen der Terroristen mögen einander in vielen Punkten ähneln – wiewohl mir für mein Teil ein von Skoblewski und Genossen geplantes Attentat lieber wäre als eines, das die „harmlosen Rußlandforscher“ vorbereiten – : die Prozeßführung läßt sich nur antithetisch vergleichen. Der Präsident des Leipziger Klassengerichts, Herr Niedner, verhinderte jeden Beweisantrag der Verteidigung, prächtig sekundiert von dem Reichsanwalt Neumann. Er kreischte hysterisch, wenn die Anwälte seiner unsinnigen Diktatur entgegentraten, stieß eindeutige Drohungen aus und ließ – unerhörter Fall in der deutschen Gerichtsbarkeit – einen Anwalt durch Polizei abführen. Sein fanatischer Klassenhaß ist durch das unvergessene Wort vom „roten Lappen“ bewiesen, das er, in einem Königsberger Prozeß, für die Fahne des revolutionären Proletariats prägte. Die Angeklagten wurden menschenunwürdig behandelt. Margies mußte das Protokoll der Untersuchung mit gefesselten Händen unterschreiben. Des Wachtmeisters Koppenhöfer Inquisitionsmethoden sind so wenig gesühnt wie vergessen. Einer der Angeklagten erklärte: „Der Untersuchungsrichter Vogt hat mich angeschrieen: Rücken Sie ab von der K.P.D.! Das ist eine Mörderbande!“ Erpressungen und Drangsalierungen, gesundheitsschädigende Dauerverhöre und lockende Versprechungen: das waren die Folterräder der Staatsgerichtshofs der „freiesten Republik der Welt“.

„Was würden wir Alles zu hören bekommen, wenn die armen, gequälten jungen Leute offen sprechen dürften! Mit Drohungen und Versprechungen wird man sie unaufhörlich verfolgt haben!“, prophezeit Oberlehrer Wolscht in der ‚Frankfurter Zeitung‘. Anscheinend sind ihm die Anklageschrift und die Prozeßberichte nicht zu Gesicht bekommen. Oder sollte seines Sohnes „Wahrheitsliebe“ väterliches Erbteil sein? Denn wer den Prozeß verfolgt hat, dessen Berichte die bürgerliche Presse Deutschlands vorsorglich unterschlug, um nachher desto ungestörter das Urteil angreifen zu können, hat längst erfahren, wie die Deutschen in der Untersuchungshaft und während des Prozesses verpflegt und behandelt wurden. Des Vorsitzenden Frage, ob sie sich über den Untersuchungsrichter oder die Wachtleute zu beschweren hätten, wurde verneint. „Heute, bitte, einen Braten und Huhn und nicht rotes Kompott, sondern frühere Art“, schrieb an den Untersuchungsrichter nicht Pöge oder Skoblewski, Margies oder Szon, sondern – Herr Dr.

Kindermann. „Diese armen, gequälten jungen Leute“ stellten öfters ihre Speisezettel zusammen, und Wolscht erklärte in einem Brief, daß das Essen eine Mastkur, aber keine Gefängniskost sei. Bei der Vernehmung ließ man die Angeklagten reden, solange sie wünschten. Kein Ordnungsruf fiel, obwohl Kindermann und Wolscht provozierend und beleidigend auftraten. Einmal meinte der Staatsanwalt beiläufig, es gäbe nach Shakespeare zwischen Himmel und Erde manches Merkwürdige. „Besonders in Sowjet-Rußland“, fällt ihm der „schüchterne Kommunist“ Kindermann ins Wort; „mit frechem Lachen“, heißt es im Protokoll. Wolscht benutzt die Erlaubnis, Fragen an einen deutschen Zeugen zu richten, dem freies Geleit zugesichert war, zu der Provokation: „Wie würden Sie sich zu Ihrer eignen Verhaftung in Moskau verhalten?“ Der Vorsitzende erklärt nur, daß eine Verhaftung des Zeugen nicht in Frage komme, und charakterisiert das Verhalten des Angeklagten ohne Schärfe. Was hätte wohl Herr Niedner in einem ähnlichen Falle getan?

Das Urteil und seine Begründung zeigen den Leipziger und den Moskauer Gerichtshof gleicherweise als Instrument des Klassenkampfes. Über den Moskauer Richtertischen steht das Wort Lenins: „Das Gericht ist das Organ des Proletariats und des Kleinbauerntums.“ Der Vorsitzende selbst sagte über das Verfahren: „Wir haben in Rußland nur eine Klassenjustiz.“ Die Anklageschrift, die Dialektik des Vorsitzenden und die taktisch-raffinierten Manöver des Staatsanwalts — sie alle basieren auf dem historischen Materialismus und auf der revolutionären Notwendigkeit. Ist man dessen nicht eingedenk, so muß der Moskauer Prozeß als Untat erscheinen. Da aber Rußland seit acht Jahren vom Proletariat und Kleinbauerntum beherrscht wird, muß jedes Urteil diktiert sein von dem Willen des revolutionären Volkes, also die Vernichtung des ihm feindlichen Bourgeois bringen. Krylenko und Jaroslawski bekannten sich klar und phrasenlos in jedem Moment des Prozesses als Funktionäre der Diktatur des Proletariats. Politiker saßen über ihre Feinde zu Gericht. Sie hatten sich vor hunderten Millionen Klassengenossen zu verantworten. Ihnen waren die Errungenschaften der schwer erkämpften Klassenbefreiung anvertraut. Jacques Sadoul hat einmal festgestellt, daß die Führung eines Prozesses und das Strafmaß abhängig seien von dem jeweiligen Stand der revolutionären Dinge. Aus diesem Geiste, der Welt des revolutionären Marxismus-Leninismus, sind der Strafantrag und seine Begründung zu verstehen. „Was die juristische Seite betrifft, so könnte die Verteidigung darauf aufgebaut werden, daß die Angeklagten ja nicht vollbracht, nur vorbereitet haben, daß also die corpora delicti nur Objekte der Vorbereitung, nicht der Tat sind. Das Sowjet-Gericht behandelt stets jeden Fall in den gegebenen Zeit- und Raumverhältnissen. Die Terror-Akte wurden wissentlich mit einem ganz bestimmten politischen Ziel vorbereitet. Also gilt der Paragraph 61 des Kriminal-Kodex, der die Teilnahme an der Organisierung von Terror-Akten mit dem Tode bestraft . . . . Der Fascismus, der eine Terror-Truppe nach Sowjet-Rußland entsandte, darf diese

Truppe nicht wieder erhalten. Er muß physisch vernichtet werden.“ Das sind die Worte nicht eines Juristen, wohl aber eines ehrlichen Sozialisten, der die Fahne des Klassenkampfs nicht verläßt.

Herr Niedner redete eine andre Sprache, obwohl er das Selbe in „Weiß“ meinte. Er sprach von „Rechtspflege“, „Gerechtigkeit“, „Vaterland“, „Schutz der demokratischen Republik“. Hätte das Gericht die Rathenau- und Erzberger-Mörder vernichtet, so wäre die Todesstrafe für Margies, Skoblewski und Neumann nicht sinnwidrig gewesen. Niedner erklärte den Skoblewski des Mordes für schuldig, obwohl er nicht einmal seine Personalien festzustellen vermocht hatte. Gegen Tatsachenmangel hilft ein Dekret: „Helmut ist persönlich mit dem Angeklagten Skoblewski identisch, daran kann es keinen Zweifel geben.“ Auch der Staatsgerichtshof ist ein politisches Instrument. Im „Tscheka“-Prozeß wollten die Drahtzieher der Reaktion ein Anti-K.P.D.-Gesetz durchbringen, um die einzige Macht zu vernichten, die ihnen einmal gefährlich werden kann. Der „Tscheka“-Prozeß sollte den Boden lockern. Dank der Unfähigkeit von Niedner, Neumann und Vogt, die klare politische Taktik durch Repressalien, Geschimpf und durchsichtige Spitzelmanöver ersetzen wollten, scheiterte das Unternehmen. Scheiterte? Die Caesaren kehrten den Daumen nach unten, und gefällige Commis überreichten die gewünschte Quittung. Nur wurde dieses bürgerliche Klassen-Urteil in den Mantel philosophischer, juristischer und politischer Heuchelei gehüllt.

Und heuchlerisch echote die deutsche Presse. Nur die gegen das Leipziger Todesurteil und die täglichen Terror-Akte deutscher Klassenjustiz Einspruch erhoben, haben die Möglichkeit, auch das Moskauer Urteil zu kritisieren. Wenn die Deutsche Liga für Menschenrechte an die Regierung der U.D.S.S.R. auf Nichtvollstreckung des Todesurteils appelliert: dann hat sie ein Recht darauf durch ihr Auftreten gegen die Zankoff-Banditen und das Leipziger Urteil erworben. Wenn aber die Presse der deutschen Bourgeoisie, vornan die Blätter des Juste Milieu und das Organ des bornierten Kleinbürgertums, der ‚Vorwärts‘, das Moskauer Klassenurteil als Anlaß begrüßen, um skrupellos zum Kriege gegen Sowjet-Rußland zu hetzen, den einzigen Freund, den Deutschland noch hat: dann muß man sie der Heuchelei bezichtigen. Diese Herren Pazifisten haben kein Wort gefunden für die Tausende hingeschlachteter bulgarischer Arbeiter und Bauern, für den Kampf der chinesischen Kulis, für die Amnestie der politischen Gefangenen und gegen die Terrorjustiz des Herrn Niedner. Sie haben stets „politische Belange“ zu wahren, wenn Mut dazu gehört, die Wahrheit zu sagen. Überhaupt werden Alle, die noch über die Zäune ihrer Privatinteressen schauen können, den Kampf aufnehmen müssen gegen eine Presse, die die Wahrheit zur Hure, sich selbst aber zum Kuli der inserierenden Interessenten macht. Jetzt winken die Akteure: „Gegen Rußland: Westorientierung!“, und schon brüllen die Claqeure: „Bluturteile! Rote Schmach!“ Man hat sie 1918, angstschlotternd, eine andre Weise singen hören.

Die Kraniche des ‚Vorwärts' von Felix Stössinger

Der ‚Vorwärts' veröffentlicht im Morgenblatt vom 2. Juli einen Leitartikel, worin gegen Schieles bekannten Brief zu Felde gezogen wird.

Dieser Brief ist eine Nummer für sich. Aber eine Nummer für sich ist auch dieser Leitartikel.

„Nimmt man dazu," so heißt es darin, „daß die Regierung die Verpflichtungen des Dawes-Paktes in gewissenhaftester Weise erfüllt, und daß sie bereit ist, den Entwaffungsforderungen der Entente zu genügen, soweit diese im Vertrag von Versailles begründet sind, so kommt man zu dem Ergebnis, daß keine bisherige deutsche Regierung sich so vorbehaltlos auf den Boden des Vertrags von Versailles gestellt hat, keine so entschiedene Erfüllungspolitik getrieben hat wie die gegenwärtige."

Man muß diesen Satz dreimal lesen, bevor man glauben kann, daß sich der ‚Vorwärts' in seinem Eifer gegen Schiele zu einem gradezu köstlichen Geständnis hat hinreißen lassen, das, dem Munde kaum entschlüpft, von ihm gewiß gern wieder verschluckt worden wäre.

Aber es steht wirklich so da: „keine bisherige Regierung" . . . „so vorbehaltlos" . . . „so entschiedene Erfüllungspolitik"!

So. Es ist also wahr, was die sozialdemokratische Opposition gegen die Parteiführung, was die radikale Linke der Intellektuellen gegen die Scheinsozialdemokratie, was die Kontinentalpolitiker gegen die Partei, gegen den ‚Vorwärts', gegen die Reichstagsfraktion seit Jahren vorbringen. Es ist also in der Hauptsache wahr, daß die Sozialdemokratie keine wirkliche Erfüllungspolitik getrieben hat. Trotzdem von den rund hundert Reichsministern der Republik ein erheblicher Teil sozialdemokratisch war, und trotzdem Sozialdemokraten – zuerst allein, dann in der Mehrheit – stets nur an wichtigen Stellen der Regierung vertreten waren, wenn sie sich nicht gar an der Regierung in Form einer „Opposition" beteiligten. Und doch haben, nach dem ‚Vorwärts' alle diese Regierungen „keine so entschiedene Erfüllungspolitik getrieben" wie die deutschnationale von Luther-Schiele-Stresemann!

Gewiß: die Erfüllungspolitik der Deutschnationalen ist nur eine Folge des verlorenen Ruhrkriegs. Aber ausgeschlossen ist keineswegs, daß die Deutschnationalen auch schon vorher als Regierungsmacht Erfüllungspolitik getrieben hätten. Durch ihre Erfüllungssabotage sollte ja keineswegs die Erfüllung an sich vermindert werden. Dieser Kampf war nur ein Mittel zum Ruin der Republik. Daß er gelungen ist, verdanken die Deutschnationalen außer ihrer eignen Skrupellosigkeit der Feigheit der Linken, die allen Hetzargumenten der Rechten, auch den verlogensten, stets dadurch zuvorzukommen suchte, daß sie sich sie aneignete. Jetzt, wo die Deutschnationalen ihr Ziel erreicht haben, wären sie schön dumm, wenn sie weiter durch Erfüllungssabotage das von ihnen erfolgreich angewandte Mittel zur Unterminierung der Regierungsmacht anwenden wollten.

Und doch könnte der ‚Vorwärts‘ selbst der „entschiedenen“ Erfüllungspolitik der Deutschnationalen gegenüber die Rolle der überlegenen Opposition übernehmen. Weiß denn die Sozialdemokratie auf Grund ihrer eignen langjährigen Erfüllungssabotage als Folge ihrer angelsächsischen Orientierung nicht mehr, daß die angelsächsische Orientierung der gegenwärtigen Regierung eine noch so „entschiedene“ Erfüllungspolitik auf die Dauer ausschließt? Daß nicht die Erfüllung aus Angst vor Frankreich, sondern nur als Voraussetzung zu einer kontinentalen Arbeitsgemeinschaft alle Leistung in Segen verwandeln kann?

Der ‚Vorwärts‘ hatte gar keinen Anlaß, die Erfüllungspolitik der Deutschnationalen so begeistert zu loben. Mehr Anlaß hätte er, die Gelegenheit der Oppositionsstellung zu benutzen, um entweder ehrlich zuzulernen oder das heimlich Gelernte zu bekennen, indem er als Ergänzung zur formalen Erfüllungspolitik die Forderung der kontinentalen Arbeitsgemeinschaft mit Frankreich aufstellt. Denn wozu ist man Opposition von links, wenn nicht dazu, dem Herrschenden etwas Besseres, Zukünftiges entgegenzusetzen?

Was dem ‚Vorwärts‘ passiert ist, ist nichts als das bekannte Inflagranti des Timotheus: Sieh da, sieh da! – ruft Einer von den höchsten Stufen der Partei – die Deutschnationalen treiben ja entschiedenere Erfüllungspolitik als wir! Aber Genossse Timotheus darf sichs leisten, sich zu verplappern, ohne daß der schreckenbleiche Mund schnell den Schuldbewußten kund macht. Keine Angst: es wird ihm nichts passieren! Wir sind ja doch in Deutschland, Niemand hat etwas gehört, und bestimmt würde es keineswegs erregt von Mund zu Munde laufen: Was ists mit dem, was kann er meinen? Ergreift ihn, der das Wort gesprochen! – das wird nur hier gefordert werden, denn der Parteitag, vor den man nicht die Bösewichter schleppen wird, wird zum Tribunal einer gemeinsamen Resolution werden, worin zuletzt die Linke der Partei und die Kontinentalpolitik dastehen werden – getroffen von der Rache Strahl!

* * *

Zwischen Niederschrift und Korrektur dieser Glosse ist Einiges geschehen, was zu einem Nachwort zwingt. Zunächst: das Geständnis des Timotheus ist in auffälligster Form wiederholt worden, und zwar vom Genossen Heilmann am 12. Juli auf dem Bezirksparteitag von Brandenburg. Dort erklärte er: „So pazifistisch wie diese deutschnationale Reichsregierung war vorher noch keine.“ Die Delegierten zogen aus dieser Selbstanzeige nicht die Folgerung, der Partei den Rücken zu kehren und in die an Pazifismus so viel radikalere deutschnationale einzutreten, sondern: auf eine Diskussion „über die mit großem Beifall aufgenommene Darlegung zu verzichten“. Danach war also das Geständnis des Timotheus vom ‚Vorwärts‘ keine Fehlleistung, die heilbar wäre, sondern ein Kampfmittel gegen die Deutschnationalen. Man muß gestehen: ein

recht heroisches. Es erinnert an jene russischen Attentäter,
die sich mit ihrem Opfer zugleich in die Luft sprengten.

Bedeutsamer ist eine überraschende Wendung, die eben-
falls in diesem Zeitraum der ‚Vorwärts‘ zum Allerpositivsten,
nämlich zur Kontinentalpolitik vollzogen hat. In einem Ar-
tikel vom 8. Juli: ‚Die deutsche Antwort‘ wird gefordert, daß
die Kontinentstaaten für sich allein einen eignen Sicherheits-
pakt abschließen, in vollem Bewußtsein dessen, daß dies „eine
gewisse Lösung der deutschen Abhängigkeit von englischen
politischen Auffassungen, aber keine Wendung gegen England“
bedeuten soll. Bekanntlich enthält die Kontinentalpolitik nur
in der Phantasie unwissender oder böswilliger Gegner eine
„Wendung gegen England“. Bisher war jedenfalls, und das ist
die Hauptsache, für regierende Sozialdemokraten undenkbar,
daß Deutschland sich einer Politik anschließen könnte, die
England eben erst mit dem bekannten „Fußtritt“ beiseite ge-
schoben hatte. Daß nun die oppositionellen Sozialdemokraten
es grade fordern und zum Inhalt ihrer Opposition machen
wollen, eröffnet die Aussicht auf eine neue und bessere, also
kontinentalpolitische Periode sozialistischer Außenpolitik.
Über die Kraniche des ‚Vorwärts‘ konnte man lachen. Über
die erste Schwalbe, die gleich darauf dort unerwartet aufflog,
könnte man jubeln. Wenn man nicht durch die Erfahrung ge-
witzigt wäre, daß die grade in dieser Gegend noch lange keinen
Sommer macht.

Zu dieser Verfassung von Ferdinand Lassalle

Meine Herren, so oft Sie, gleichviel wo und wann, sehen, daß eine
Partei auftritt, welche zu ihrem Feldgeschrei den Angstruf macht:
„sich um die Verfassung scharen“ – was werden Sie hieraus schlie-
ßen können? Ich frage Sie, meine Herren, hier nicht als wollende
Menschen ich richte meine Frage nicht an Ihren Willen. Ich frage
Sie lediglich als denkende Menschen: was werden Sie aus dieser
Erscheinung schließen müssen? Nun, meine Herren, Sie werden sich,
ohne Propheten zu sein, in solchem Falle mit größter Sicherheit
sagen können: Diese Verfassung liegt in ihren letzten Zügen; sie
ist schon so gut wie tot, einige Jahre noch, und sie existiert nicht
mehr.

Die Gründe sind einfach. Wenn eine geschriebene Verfassung
den tatsächlichen im Lande bestehenden Machtverhältnissen ent-
spricht, da wird dieser Schrei nie ausgestoßen werden. Einer solchen
Verfassung bleibt Jeder von selbst drei Schritte vom Leibe und
hütet sich, ihr zu nahe zu treten. Mit einer solchen Verfassung fällt
es keinem Menschen ein anzubinden. Er würde allenfalls sehr
schlecht wegkommen. Wo die geschriebene Verfassung den realen
tatsächlichen Machtverhältnissen entspricht, da wird die Erscheinung
gar nicht vorkommen können, daß eine Partei ihren besondern Feld-
ruf aus dem Festhalten an der Verfassung macht. Wo dieser Ruf
ausgestoßen wird, ist es ein sicheres und untrügliches Zeichen, daß
er ein Angstruf ist; mit andern Worten: daß in der geschriebenen
Verfassung immer noch etwas ist, was der wirklichen Verfassung,
den tatsächlichen Machtverhältnissen, widerspricht. Und wo dieser
Widerspruch einmal da ist, da ist die geschriebene Verfassung –
kein Gott und kein Schreien kann ihr helfen – immer unrettbar
verloren! 85

Eine vergewaltigte Nation von V. Blasco Ibañez

III.

Wie Alphons XIII. den Staatsstreich vorbereitete

Als Alphons XIII. jünger war, bestand sein ganzer Ehrgeiz darin, im Automobilsport, Taubenschießen und Polo Erfolge zu haben. In jedem Sport gelang ihm, der Erste zu sein, was nicht verwunderlich ist – Könige sind immer und in Allem die Ersten, da ihre Umgebung aus Höflingen besteht.

So ist dieser der erste Soldat von Spanien geworden, der erste Agrarier, der erste Seemann, der erste . . . Nur hat er bis jetzt weder gemalt noch komponiert wie sein Vorbild Wilhelm. Aber wer weiß, was noch kommt.

In seiner Jugend beschränkte sich diese „sympathische“ Persönlichkeit darauf, bei den offiziellen Diners Anekdoten oder Witze zu erzählen. Leider fing der burschikose Leutnant bald an, sich für einen Staatsmann zu halten, und damit erfaßte ihn das Redefieber. Aber nicht er beherrscht das Wort, sondern die Worte reißen ihn fort, sodaß er sich durch die unglaublichsten Indiskretionen kompromittiert.

Das Unglück Spaniens bestand nach der Auffassung dieses Königs in dem konstitutionellen Regime, das ihm Fesseln anlegte. Ließe man ihn allein regieren, wie seinen Urgroßvater Ferdinand VII., dann würde eine Wendung zum Bessern in Spanien eintreten und für das Land eine Epoche der Größe und des Wohlstands beginnen. Dieses Wunder würde er verwirklichen durch die Armee – für ihn die Armee des Königs, nicht das Heer Spaniens.

Jeden Augenblick äußert sich dieser Träger vieler Uniformen: „Ich, der ich Soldat bin“ oder „Wir Soldaten“.

Als er wieder einmal in einer Kabinettsitzung mit seiner geliebten Phrase begann: „Wir Soldaten“, unterbrach ihn ein Minister und sagte: er sei König und nicht Soldat; und ein König solle über den Soldaten und den Zivilisten stehen, um im Falle eines Konflikts zwischen Beiden seine Unparteilichkeit bewahren zu können.

Spaniens „erster Soldat“ hält sich aber hartnäckig fern vom Kriegsschauplatz, trotzdem der Krieg in Marokko schon viele Jahre dauert. Allerdings raten ihm sowohl seine Generale wie seine Höflinge dringend, in der Heimat zu bleiben. Als ich einem Freunde des Königs meine Verwunderung aussprach, Spaniens ersten Soldaten nicht an der Marokko-Front zu sehen, antwortete mir dieser hohe Würdenträger seines Hofes erschreckt: „Nur nicht! Er würde eine heillose Verwirrung anrichten, und unsre Operationen würden noch schlimmer verlaufen als bisher.“

Alphons XIII. ist der Meinung, er sei arm.

Seiner Mutter, der Königin-Regentin, war gelungen, durch zähe und streng durchgeführte Sparsamkeit in der Zeit ihrer Regentschaft ein ungeheures Vermögen zu sammeln. Sie schwebte in ständiger Angst, daß ihre Familie enttront würde, glaubte aber fest an die Unerschütterlichkeit der habsbur-

gischen Krone. Aus diesem Grunde vertraute sie einen großen Teil ihres Vermögens einem Onkel, oesterreichischem Erzherzog, an, der ihre Millionen als Treuhänder verwaltete. Als er starb, stellte sich heraus, daß er in seinem Testament nicht angegeben hatte, was ihm und was seiner Nichte gehöre. Die Erben des Erzherzogs, sämtlich Verwandte der Königin-Mutter, weigerten sich, ihr Eigentum auszuhändigen. Schließlich kam es zu einer gütlichen Einigung. Aber offenbar hat Donna Christina nur einen Bruchteil ihres so mühsam erworbenen Vermögens zurückerhalten. Den Rest ihrer Ersparnisse investierte sie in deutschen und oesterreichischen Unternehmungen, die nach dem Kriege verkrachten.

Don Alfonso erwartet daher, von seiner Mutter nicht viel zu erben. So hat er nur eine Sorge: ein großes Vermögen zu machen. Da seine Luxusbedürfnisse aus der beträchtlichen Zivilliste nicht zu bestreiten sind, und da er keine unbedingte Sicherheit hat, bis zu seinem Tode König zu bleiben, so hat er sich, unbekümmert um die Würde der Monarchie, auf Geschäfte geworfen, um schnell reich zu werden. Selbstverständlich müssen es Geschäfte sein, bei denen er kein Geld riskiert, sondern nur mit seinem persönlichen Einfluß entspringt.

So sprechen die Zeitungen von Aktien, die die Automobilfabrik Hispano-Suiza ihm überreichte, und die auf den Namen eines seiner Höflinge deponiert sind; von Aktien der Schiffahrtsgesellschaft Transmediterranea und von einigen tausend Aktien der Metropolitano von Madrid. Dieser Gesellschaft ist ihre Konzession auf Anweisung des Königs ungesetzmäßig erteilt worden, denn ein andrer Konzern hatte ein älteres Recht.

Jedermann kennt die enge Freundschaft zwischen Alphons XIII. und dem Belgier Marquet. Eine ungemein wichtige Persönlichkeit: Besitzer des Casinos von San Sebastian.

Das Casino von San Sebastian ist nur im Sommer geöffnet, zum Leidwesen Marquets, der voll Neid an den ununterbrochenen Betrieb in Monte Carlo denkt. Um die Spanier auch während des Winters auszubeuten, gründete er im Mittelpunkt von Madrid den ‚Eispalast'. Im Parterre läuft man Schlittschuh, in den obern Stockwerken gibt es Trente et Quarante und andre Annehmlichkeiten. Der König und die Königin nahmen teil an der Einweihung, wobei Marquet als Hausherr die Ehre hatte, der Königin bei der Führung durch das Haus den Arm zu bieten.

Der andre Geschäftsfreund des Königs heißt Cornuché und hat ihm vor drei Jahren die Reise nach Deauville organisiert.

Einige Monate vorher hatten die spanischen Truppen eine in der Geschichte der Kolonialkriege kaum erhörte Niederlage erlitten, die man allenfalls mit dem Zusammenbruch der Italiener unter dem General Barattieri in Abessinien vergleichen kann. 1500 Spanier fielen als Gefangene in die Hände von Abd el Krim. Gefangenschaft bei den Rifkabylen ist schlimmer als der Tod!

In dieser Zeit, wo ganz Spanien voll Trauer war, nahm der König die Einladung des Cornuché nach Deauville an, wo die

Damen des Casino dem „sympathischen“ König ihre Huldigungen darbrachten. Er fand Geschmack daran, die Besitzungen des Cornuché zu besuchen. Dieser Herr beutet im Sommer Deauville und im Winter Cannes aus. Für den folgenden Winter kündigte man eine Reise des Königs von Spanien nach Cannes an. Die gute Gesellschaft Spaniens war entrüstet; die untern Klassen wissen ja nicht, was Deauville und Cannes bedeuten. Als sogar die Oppositionsparteien in der Abgeordnetenkammer sich mit dieser Absicht des Königs beschäftigten, war er gezwungen, sie aufzugeben.

Ein dritter Freund des Königs ist ein Senor Pedraza, ein Spanier, der sich viel in den Vereinigten Staaten und Südamerika aufgehalten und das Auf und Nieder des Lebens am eignen Leibe erfahren hat. Wenn man ihn als Abenteurer bezeichnet, so deshalb, weil Herr Pedraza verschiedentlich mit dem Gefängnis Bekanntschaft gemacht hat.

Mit diesem Herrn ging Alphons XIII. eine intime Freundschaft ein, und Herr Pedraza war – ich weiß nicht, ob er es jetzt noch ist – sein Agent für große geschäftliche Unternehmungen. Da Herr Pedraza ständig seine engen Beziehungen zu den Multimillionären von Wallstreet im Munde führte, so hielt ihn der König wohl für eine Art Morgan oder Rockefeller und glaubte, durch ihn in kurzer Zeit reich werden zu können, allerdings auf Kosten Spaniens.

Dieser Herr versprach die Hilfe einer englisch-spanischen Finanzgruppe, die einige Milliarden in Spanien investieren würde. Die Garantien waren aber gleichbedeutend mit einem Monopol auf sämtliche Staatseinkünfte. Um diese grauenhafte Operation schmackhafter zu machen, versprach er, eine direkte Eisenbahn von Madrid nach Valencia sowie eine andre von der französischen Grenze nach Algeciras zu bauen.

Die spanischen Bankiers waren entrüstet über das skandalöse Projekt, das das gesamte Geschäft in Spanien zum Monopol einer Gruppe machen wollte. Auch die Börsen und Handelszeitungen bekämpften die Pläne Pedrazas, durch die sein königlicher Sozius Spanien verkaufen wollte, um Millionen zu verdienen.

Glücklicherweise war damals Senor Pedregal Handelsminister, ein Mann, der in seiner ganzen politischen Vergangenheit ein unbeugsames Rechtsgefühl bewiesen hatte. Mit aller Energie widersetzte er sich als verantwortlicher Minister den Plänen Pedrazas. Die Kapitalistengruppe, die hinter diesem stand, mußte ihr Projekt aufgeben. Immerhin hatte Pedraza sich vorher, wie man sagt: „à conto Kommission“, 100 000 Pfund auszahlen lassen. Sicher ist, daß Alphons XIII. seitdem nur einen Gedanken hatte: ohne konstitutionelle Hemmungen zu regieren und „alleiniger Herr“ zu sein, wie er sich wenige Tage nach dem Triumph des Direktoriums ausgedrückt hat.

Als absoluter Monarch braucht er keinem Ministerium Rechnung abzulegen und kann sein eignes Vermögen mit dem des Landes verquicken; was in frühern Jahrhunderten verschwenderische Herrscher taten, und womit sie ihr Volk zur Revolution trieben.

Als konstitutioneller König muß er die Meinung seiner Minister einholen und hat ihre Unterschrift nötig; woran großartige Geschäfte wie die seines Freundes Pedraza scheitern.

Als Alphons XIII. auf den Widerstand seiner Minister stieß, ließ er das Projekt Pedraza ruhen. Aber nach Unterdrückung der verfassungsmäßigen Regierung hielt der König den Moment für gekommen, das große Geschäft seines Lebens wieder aufzunehmen. Pedraza, außerhalb des Landes auf Reisen, erhielt von seinem königlichen Sozius ein Telegramm, das er den Kapitalisten in London und anderswo zeigte, um ihre Unterstützung zu finden. Das Telegramm lautete: „Komme schnell, Alles ist vorbereitet. Alfonso R.“

Aber Primo de Rivera und die andern Generale des Direktoriums sträubten sich ebenfalls gegen diesen Finanzplan, allerdings nicht aus ehrenwerten Gründen. Da das Direktorium seine Unterstützung auf der Rechten sucht, hat es Angst, die Sympathien der Bankiers und der kapitalkräftigen Kreise Spaniens zu verlieren. Außerdem sprach noch persönlicher Egoismus mit. Der Direktor weiß, wie ganz Spanien, daß dieses Projekt von Pedraza ein ungeheures Geschäft für den König bedeutet: warum sollte er, Primo de Rivera, die ganze Verantwortung tragen, ohne Gewinnbeteiligung?

Noch einen Grund hatte der König, die verfassungsmäßige Regierung zu stürzen. Seine persönliche Verantwortung für die ungeheuern Verluste des spanischen Heeres ist erwiesen.

Alphons XIII. betrachtet Spanien als eine Schachtel Bleisoldaten. Auf dem diplomatischen Bankett von Algeciras gab man Spanien den Knochen, den Niemand schlucken konnte: das unbezähmbare Rif, den Teil Marokkos, wo den Sultanen im Verlauf von Jahrhunderten niemals gelungen ist, irgendeine Autorität zu erlangen. Der König nahm das Protektorat über das Rif bereitwilligst an, mit der Freude eines Leutnants, im Stil des deutschen Kronprinzen, der vom frisch-fröhlichen Kriege zu sprechen liebte. Für Alphons XIII. war von Bedeutung, sich als eben so großen Kriegshäuptling zu zeigen wie Wilhelm II.

So begann der spanische Feldzug in Marokko, eines der törichtesten Abenteuer der Geschichte. Spanien unterhält in Marokko seit vierzehn Jahren ein größeres Heer, als irgendeine Kolonialmacht jemals in Afrika gehabt hat, mehr als 100 000, zuweilen sogar mehr als 120 000 Mann. Der Feind zählt vielleicht 10 000 Mann, Rifkabylen aus den Bergen, also Stämme ohne die Ausbildung und Ausrüstung einer modernen Truppe. Trotzdem ist der spanischen Armee niemals möglich gewesen, einen entscheidenden Sieg zu erringen; im Gegenteil: sie hat viele Niederlagen erlitten. Umso unverständlicher, als die Spanier von einwandfreien fremdländischen Zeugen angestaunt werden. Die Offiziere kämpfen mit einer tollkühnen Verwegenheit; die Truppe empfindet nicht den geringsten Enthusiasmus für einen Kampf, der sie nicht berührt, erfüllt aber ihre Pflicht, geht vor und läßt sich töten.

Spanien muß sich schlagen, da dem König die Rolle des großen Kolonialherrn paßt. Auch hofft er mit seinem Anhang

auf die Bergwerke des Rifs, einigermaßen phantastische Minen, deren wahren Wert Niemand kennt. In den Händen von Abd el Krim erscheinen diese Minen wie ein Schatz aus einem orientalischen Märchen, und der Rifkabyle versteht mittlerweile, sie an Angehörige der verschiedensten Nationen zu verschachern.

Es gibt aber eine Erklärung für unsre ewigen Niederlagen in Marokko. In Wirklichkeit leitet nämlich Alphons XIII., „der erste Soldat Spaniens“, von Madrid aus alle Operationen.

Die ganze Welt erinnert sich noch der ungeheuern Katastrophe, die das spanische Heer 1921 bei Annual erlitten hat. Der König verständigte sich direkt mit dem General Silvestre, Gouverneur von Melilla. Dieser sollte in einem rapiden Marsch das Rif bis zur Bucht von Alhucemas durchqueren und durch die Geschwindigkeit dieser Operation sämtliche Stämme überraschen und niederwerfen.

General Silvestre, aus der Kavallerie hervorgegangen, war ein sehr tapferer Offizier, ungemein befähigt, irgendeinen Befehl einer höhern Intelligenz mit voller Bravour auszuführen, ungefähr im Stil von Murat. Leider war Alphons XIII. der Napoleon dieses tapfern Husaren. Der König gab ihm seine Instruktionen mit vollständiger Übergehung des Kriegsministeriums. Beide hatten ihr Geheimnis so gut bewahrt, daß General Berenguer, Generalgouverneur von Marokko, die Nachricht von diesem Vormarsch Silvestres fast zugleich mit dem Bericht über die ungeheure Niederlage und den Tod des Führers erhielt.

Der geniale Plan von Alphons war äußerst einfach gewesen: Vorwärts marschieren, immer vorwärts! Den Feind durch Überraschung werfen!

Anfänglich setzten Abd el Krims Stämme dem verwegenen Vormarsch Silvestres keinen Widerstand entgegen. Dieser Draufgänger hatte keine Zeit gefunden, seine Flanken und die hintern Verbindungen zu sichern. Im richtigen Moment durchbrachen die Rifkabylen die Verbindung mit seiner Nachhut und umzingelten ihn. 12 000 Spanier, an ihrer Spitze der General Silvestre, wurden niedergemacht. 1500 Mann mit dem General Navarro gerieten in Gefangenschaft. Außerdem erbeuteten die Kabylen auf dem Schlachtfelde Kriegsmaterial im Wert von vielen Millionen.

Wie alle mittelmäßigen Amateure glaubte der König, sein Plan sei brillant gewesen, und nur die Feigheit der Truppe habe den fatalen Ausgang verschuldet.

Bei dieser Gelegenheit fiel eine charakteristische Bemerkung dieses geistreichen Jünglings. In Spanien gilt das Huhn als Sinnbild der Feigheit. Als nun die Kabylen 5 Millionen Lösegeld für ihre spanischen Gefangenen verlangten, sagte Alphons XIII.: „Wie teuer ist doch Hühnerfleisch!“

Aber dieses Mal besann Spanien sich auf sich selbst.

Zum ersten Mal seit langer Zeit zeigte das Parlament Anwandlungen von Energie und Unabhängigkeit. Die Abgeordnetenkammer wählte aus den Mitgliedern aller Parteien die berühmte „Kommission der 21“, um die Ursachen und Zu-

sammenhänge dieser Katastrophe zu untersuchen. Zum ersten Mal sah man in Spanien Offiziere — alle überzeugt, einer Ausnahmeklasse anzugehören — vor einem bürgerlichen Untersuchungsauschuß erscheinen.

Diese Kommission stellte fest, daß der General Silvestre seinen Vormarsch auf Befehl des Königs unternommen hatte. Unter den Akten des gefallenen Generals fand sich unter anderm ein Brief, worin der König ihm wörtlich schreibt: „Tue, was ich Dir gesagt habe, und vergeude keine Zeit mit diesem Dummkopf von Kriegsminister."

Alphons XIII. folgte unruhig den Arbeiten der Kommission, deren Funktionen in Spanien völlig neu waren. Der Bericht, aus dem seine Intervention im Kriege und seine Nichtbeachtung der Verfassung hervorging, sollte im Parlament veröffentlicht werden. Diesen ungeheuern Skandal mußte er unbedingt verhindern. So war er gezwungen, den Staatsstreich, der erst für einen spätern Termin geplant war, zu beschleunigen.

Als er erfuhr, daß die Kommission der 21 ihren Bericht am 20. September veröffentlichen würde, gab er dem General Primo de Rivera den Befehl, loszuschlagen.

Die Unterstützung des Königs sicherte den Erfolg, und so brach die Empörung unter Riveras Führung in Barcelona am 13. September aus. Unmittelbar nach dem Triumph sandte das Direktorium einen Offizier mit einer starken Eskorte nach Madrid in das Parlamentsgebäude, wo der berühmte Bericht aufbewahrt wurde. Der Offizier nahm ihn an sich. Seit dieser Zeit ist der Bericht verschwunden. (*Fortsetzung folgt*)

Très Sport von Robert Dieudonné

Aus Marokko habe ich den Brief eines jungen Soldaten bekommen, der da unten dient; er steht bei den Fliegern. Sie werden vielleicht annehmen, daß er sich beklagt und lamentiert, grade jetzt dienen zu müssen. Dann kennen Sie die jungen Leute von zwanzig Jahren schlecht.

„Vorgestern bin ich nach . . . geflogen, wo das Hauptquartier steht, und als ich ankam, haben wir mehrere Kugeln in die Kiste bekommen. Je trouve cela tout à fait Sport — das ist doch wenigstens eine Abwechslung bei dem stumpfsinnigen und gefahrlosen Leben, das man sonst beim Kommiß führen müßte."

Tout à fait Sport!!

Die Poilus haben sich töten lassen, damit ihre Kinder keine Kriege mehr führen sollen. Aber die Kinder haben so ihre eignen Ideen. Sie wollen die Wüste überfliegen, die Rifkabylen bombardieren, Kugeln in die Kiste kriegen; sie wollen spielen: Vom Himmel hoch, da komm ich her — und den Helden markieren . . .

Gestern habe ich einen gesehn, einen Helden. Er wurde in einem kleinen Wagen gefahren, und sein Gesicht verbarg eine schwarze Maske. Tut eure Pflicht, Jungens, aber seid nicht noch stolz darauf. Ist es eine solche Freude, zu töten?

Mais c'est très Sport, und das genügt ihnen.

Aus dem ‚Oeuvre'

VI.

Heinrich Mataja

Mataja, seltsamer Name für einen von den oesterreichischen Deutschen, die doch nach der Vorschrift alle Dinglhofer, Köherl oder Surminger heißen sollten. Erklärung: auch dieser oesterreichische Führer stammt nicht aus Linz oder Graz, sondern er kommt von der äußersten Grenzwacht des alten Reiches oder noch etwas weiter her; man heißt so bei den Kutzowalachen, einem Volksstamm, über den selbst der große Meyer kaum eine Auskunft gibt, ja, dessen Name sogar von den Gelehrten auf die verschiedenste Weise geschrieben wird. Das ist auch eine Besonderheit Oesterreichs, daß es von allerlei Landsleuten, nur nicht von solchen, deren Väter innerhalb der heutigen Grenzen wohnten, regiert wird. Man fragt sich besorgt, was aus seinem geistigen Leben werden soll, wenn einmal die Folgen davon eintreten, daß der Zustrom der Regsamsten aus den vielen Rassen stockt. Aber das nur nebenbei. Zu Matajas Herkunft ist noch zu bemerken, daß seine Tante die einstmals berühmte Schriftstellerin Emil Marriot war, sein Onkel Kaiserlicher Minister für Volkswohlfahrt.

Sehr groß, schlank, hager, der Körper biegsam wie eine Schwertklinge, das Gesicht beherrscht von einer ungeheuern, stark gebogenen Nase, die dunkeln Augen hinter der goldenen Brille unruhig leuchtend. Graue Haare, fünfzigjährig, aber noch immer jugendlich feurig genug. Seine Tätigkeit im Parlament während der letzten Jahre war nur gering. Er erschien im Haus, wartete auf eine günstige Gelegenheit, stieß ein, zwei Zwischenrufe aus, die die sozialdemokratische Opposition beleidigten, erzeugte einen mehr oder weniger großen Wirbel und entschwand wieder, in seinem riesigen Auto Dingen zueilend, die wichtiger oder vergnüglicher sind als der parlamentarische Kampf. Denn er ist Advokat und Geschäftsmann. Einige sagen: der erfolgreichste Tabakhändler Oesterreichs. Sein beweglicher Geist verlangt nach mancherlei Betätigung.

Es ist nicht merkwürdig, daß er bei solcher Veranlagung von früh an die Gesellschaft der Andersgläubigen suchte, die sich in Caféhäusern mit Besprechung der Literatur und Politik beschäftigen. So komplett verjudet er aber auch war, schloß er sich doch schon als Student der Christlichsozialen Partei an, die damals mit der antisemitischen Phrase Stadt und Land eroberte. Er suchte Aktivität, und die war nur bei den aufstrebenden Kräften zu finden. Die Liberalen lagen damals in der wohlverdienten Agonie. Aber er soll seine jüdischen Freunde ausdrücklich gefragt haben, ob er diesen Schritt tun solle, und sie stimmten in schöner Objektivität zu. So war der Antisemitismus in Oesterreich, und so wurde er aufgefaßt, bis das Hakenkreuz aus Deutschland herüberkam. Nie erstreckte er sich auf gesellschaftliche Beziehungen, und Mataja ist seinen Jugendfreunden, besonders dem großen Drahtzieher und Be-

rater Seipels, dem Dr. Gottfried Kunwald, treu geblieben. Immer galt er als bon camarade.

Das erste Mal, daß der Kutzowalach eine wichtige politische Rolle spielte, war das Jahr 1914, als man hier mit unermüdlicher Kehle „Serbien muß sterbien“ rief, bis die allgemeine Mobilisierung, nicht nur die einiger Grenzcorps, Allen das Wort im Halse stecken bleiben machte. Heinrich Kanner, der Herausgeber der jetzt verewigten ‚Zeit‘, hat in seinen Memoiren eingehend geschildert, wie die fröhlich erregte Menge mit kochender Volksseele unter Matajas Führung den sofortigen Tod aller großen und kleinen Ententestaaten verlangte.

Damals war der ehrgeizige Politiker unzweifelhaft schwarzgelb und zwar in einer besonders penetranten Leuchtwirkung dieser Farben. Später aber sollte er ein wenig in eine andre Mischung hinüberwechseln. Es gab eine Zeit, da ganz Oesterreich, und nicht nur die 95 Prozent, die der Prälat Seipel auch für heute noch zugibt, für den Anschluß schwärmten. Mataja schloß sich nicht aus. Ich erinnere mich einer Debatte in der schon öfters genannten ‚Politischen Gesellschaft‘, wo er scharf für seine damalige Überzeugung eintrat und einem Diskussionsgegner, der die deutsche Aufnahmebereitschaft bezweifelte, nicht ohne Pathos zurief: „Es gibt keine große Nation, die das Brudervolk zurückweist!“ Das war also eine schwarzrotgoldene Periode oder Episode.

Aber es war nicht mehr als das. Denn seitdem der Abgeordnete Minister des Äußern geworden ist, macht er unzweifelhaft rotweißrote Politik. Er hat sich zwar nicht gegen den Anschluß ausgesprochen, aber er tut etwas, was viel stärker wirkt: er bagatellisiert nämlich die Stimmung, die für ihn vorhanden ist. Berühmt ist das Interview, das er in Rom der ‚Tribuna‘ gegeben hat, worin er von den Anschlußfreunden wie von einem bedeutungslosen und wenig aktiven Klüngel sprach, nach dem man nicht zu fragen brauchte.

Dr. Mataja hat also einige Male seine Meinung geändert. Aber darum keine Feindschaft nicht. Politik ist die Kunst des Möglichen, und er sah eben zu verschiedenen Zeiten verschiedene Möglichkeiten für sein Land. 1914 schien ihm der Krieg gute Aussichten zu haben, dann Großdeutschland, jetzt die „Unabhängigkeit“. Sollten wieder andre Zeiten kommen, so wird er gewiß freudig Andres betreiben.

Durch Intelligenz, Bildung, Gewandtheit und Tätigkeitsdrang nimmt er zweifellos einen hervorragenden Rang unter den oesterreichischen Politikern ein. Darum wurde er auch sofort nach dem Ende der Monarchie zu einer wichtigen Aufgabe bestimmt: er übernahm im ersten Konzentrationskabinett das Ressort des Innern und glaubte, sich so bewährt zu haben, daß man ihn nicht mehr ausschalten könne. Trotzdem wurde er kaltgestellt, ich weiß nicht, aus welchen Gründen, aber vielleicht eher wegen seiner guten als wegen seiner weniger guten Eigenschaften. Man darf nie die Bosheit als treibende oder hindernde Kraft der Politik vergessen. Erst als Seipel gestürzt wurde, gab er ihm wieder ein Amt, eben das jetzige. Aber da nicht klar ist, welche Absichten der Altbundeskanzler

und Retter Oesterreichs mit diesem Ministerium seiner Besieger und Nachfolger verfolgte, so kann man daraus auch nicht schließen, .was er eigentlich von Dr. Matajas Fähigkeiten hält. Dieser hatte sich in den vorausgegangenen Jahren nicht schlecht vorbereitet, sein Auftreten in der interparlamentarischen Union und in der katholischen Internationale hatte ihm persönliche Beziehungen geschaffen. Kaum Minister geworden, meldete er sich krank und begab sich auf Erholungsreisen, auf denen er mancherlei vorbereitete, was heute in seinen Konsequenzen noch nicht übersehen werden kann. Von damals stammt unter anderm das ‚Tribuna'-Interview, das unter deutschnationalem Druck desavouiert werden mußte. Wieder gesund, unternahm er einen heftigen Vorstoß gegen den Weltkommunismus, der augenscheinlich Chamberlain gut gefallen sollte und dann auf Verlangen der russischen Gesandtschaft zurückgezogen wurde.

Endlich fuhr er sehr unvermittelt nach Paris und brüskierte dort die deutschen Journalisten, indem er alle ihre Kollegen, nur sie nicht, zu einem feierlichen Festessen einlud. Sollte Deutschland solches Benehmen übel vermerken, so wird auch das zweifellos dementiert werden. Er hat auch schon den brüsken Abbruch der Münchner Paßvisum-Verhandlungen veranlaßt, ohne daß bisher die Ohrfeige zurückgegeben worden wäre. Außerdem ist der Deutschnationale Frank Gesandter in Berlin als Kompensation zu dem Ehrenlegionär und „Freund der französischen Nation“ Grünberger in Paris. Wenn man sagen wollte, daß kein Staat auf die Dauer solche äußere Politik machen kann, so erwidere ich darauf, daß ich nicht weiß, was „Dauer“ heißt, daß man es aber meiner Ansicht nach sehr lange tun kann. Und daß es sogar zweifellos sehr geschickt ist, so zu politisieren, wenn auch vielleicht zu geschickt.

Zur Zeit sind die Experten des Völkerbundes, der Franzose Rist und der Engländer Layton, in Wien, um wieder einmal eine Diagnose zu stellen, und zweifellos soll ihr Gutachten die Früchte reifen lassen, deren Blüten Mataja so eifrig gepflegt hat. Guten Informationen zufolge sollen Exportmöglichkeiten nach Italien und der Tschechoslowakei wieder für eine Zeit lang die drückde Arbeitslosigkeit vermindern und jeglichen Anschlußwunsch dämpfen. Aber werden sich, was die Diplomaten ausgeheckt haben, die Konkurrenzindustrien in jenen Ländern gefallen lassen? Zum Schluß ist vielleicht das ganze Reisegeld hinausgeschmissen, und Mataja wird wieder Zwischenrufer im Parlament für die Viertelstunden, die ihm Geschäft und Vergnügen frei lassen. Es wäre schade für die Talente, die er sicherlich in hohem Maße besitzt.

Zu diesen Patrioten von Goethe

So närrisch ist der patriotische Deutsche, daß er versichert, er könne ganz für sich bestehen, indem er sich sogleich die Verdienste aller Völker anmaßt und versichert, alle Nationen stammen von ihm ab oder seien wenigstens ihm von der Seite verwandt. Ein lustiges Adamskind.

Rheinische Rebellen und Pfalz-Zentrale von Berthold Jacob

Es handelt sich selbstverständlich um die Separatisten-Unruhen von Ende 1923 und Anfang 1924.

Gewiß: die Separatisten waren keine Engel; unbestritten mag auch bleiben, daß es ihnen weit mehr ums Plündern und Brandschatzen ging als um irgendwelche ernsthaften politischen Ziele. Aber so ganz verstrolcht, wie die deutsche Presse aller Schattierungen diese Männer malt, waren sie nun doch nicht. Es gab unter ihnen Gestalten wie Smeets und Matthes, die recht wohl in eins von Shakespeares Königsdramen gepaßt hätten, und es war ihre Tragik, daß sie genötigt waren, unter den Augen und den Bajonetten der fremden Okkupation zu arbeiten. Sie haben sich damit das Odium des Hochverrats aufgeladen, ein Odium, das sogar die im Ausgang der Inflationsperiode gar nicht so reichsbegeisterten Rheinländer heftig abstieß.

Die separatistische Bewegung ist dann später durch die Methoden, womit sie bekämpft wurde, nahezu glorifiziert worden. Zahllose Mordanschläge auf eine Reihe ihrer namhaftesten Führer und organisierte Metzeleien verliehen ihr den Charakter einer verfolgten und verfemten Religion. Und es muß im Gegensatz zu der amtlichen Legende hervorgehoben werden, daß die eingesessene Bevölkerung sich an diesen Greueltaten niemals beteiligt hat. Das Bluthandwerk besorgten hier, wie überall in Deutschland, Banden gedungener Bravi im Solde irgendeiner der vielen Zentralstellen, die an der Grenze des besetzten Gebietes hausten.

Eine solche Mörderzentrale hatte, zum Beispiel, die bayrische Regierung in Heidelberg etabliert. Der bayrische Oberregierungsrat Ritter v. Eberlein leitete sie. Offiziell war ihre Aufgabe: Fürsorge für die aus der bayrischen Pfalz vertriebenen Volksgenossen; in Wirklichkeit organisierte diese ‚Pfalz-Zentrale' planmäßig die Überfälle auf kleinere oder größere Separatistenkolonien, beispielsweise die gräßliche Abschlachtung von Separatisten in Pirmasens.

Der Fall Heinz-Orbis ist eins der typischsten Beispiele für die Methoden der Separatistenbekämpfung.

Der Gutsbesitzer Heinz aus Orbis bei Kirchheimbolanden in der bayrischen Pfalz hatte sich gegen Ende des Jahres 1923 zum Chef der sogenannten ‚Autonomen Regierung der Pfalz' aufgeworfen, die vom General de Metz, dem französischen Kommandierenden, zwar offensichtlich begünstigt, aber von der französischen Regierung keineswegs anerkannt wurde. Eine tatsächliche Regierungsgewalt haben die Männer der Autonomen Regierung nie besessen. Heinz war früher Mitglied der bayrischen Mittelpartei (deutschnational) gewesen und übernahm nach seinem Austritt das Generalsekretariat der freien Bauernschaften der Pfalz.

Gegen Heinz-Orbis und seine Leute wurde nun Anfang Januar 1924 von Heidelberg eine Mordkolonne angesetzt. Sie stand unter Führung des bayrischen Regierungsassessors Jacob

Wißmann; die übrigen Teilnehmer waren Mitglieder des ‚Treubundes', einer Abspaltung des famosen ‚Blücherbundes'.

Als „Präsident" Heinz am Abend des 9. Januar 1924 wie gewöhnlich im Wittelsbacher Hof zu Speyer beim Abendbrot saß, traten plötzlich vier oder fünf junge Männer an seinen Tisch und schossen aus einer Entfernung von wenigen Schritten ihre Pistolen auf Heinz und seine Tischgenossen ab. Heinz war sofort tot. Seine Freunde Sand, Weigl, Weiß und Fußheller starben noch in der gleichen Nacht im Krankenhaus.

Der Pressechef der Separatisten Lilienthal war grade im Begriff, das Hotel zu betreten. Er wurde dicht am Portal von zwei gutgekleideten Herren, der eine war Wißmann, aufgehalten und in ein Gespräch verwickelt. Als er die Schüsse fallen hörte, schoß er ohne weiteres auf die beiden Männer und streckte Wißmann tot nieder. Der andre erwiderte das Feuer, und Lilienthal brach verwundet zusammen.

Die Täter entkamen im Auto. Wißmanns Leiche wurde unter großen Ehrungen ins unbesetzte Gebiet überführt und am 22. Januar in seinem Heimatsort Schollbrunn im Spessart beigesetzt. Unteroffiziere des Würzburger Reichswehrbataillons trugen den Sarg, den eine schwarzweißrote Flagge deckte.

Als sich die pfälzischen Pressestimmen mehrten, die die Pfalz-Zentrale der Urheberschaft des Mordes verdächtigten, sah sich die Badische Regierung zum Einschreiten gezwungen. Am 15. Mai ließ sie die Räume der Pfalz-Zentrale durch ihre Polizei schließen und löste die Institution auf. Der Raubritter v. Eberlein verließ Heidelberg jedoch nicht, sondern führte seinen Feldzug als Privatmann weiter.

Am 10. Januar 1924 erst, einen Tag nach der erfolgreichen Mordtat, erließ der Staatsanwalt vom Volksgericht Würzburg – „wegen eines nach den Verordnungen des bayrischen Gesamtkabinetts vom 11. Mai 1923 und des Generalstaatskommissars v. Kahr vom 1. Oktober 23 (Bayrische Staatszeitung Nummern 108 und 228) mit der Todesstrafe bedrohten Verbrechens des Landesverrats" – Haftbefehl gegen 19 Personen, darunter Heinz-Orbis.

Datum und Fassung des Haftbefehls lassen die Deutung zu, daß eine nachträgliche Legitimation für die Mörder geliefert werden sollte.

Psychologisch in die gleiche Linie fällt die Tatsache, daß der bekannte bayrische Strafrechtslehrer Professor Doerr zu München in der München-Augsburger Abendzeitung vom 17. Januar 1924 die These verfochten hat, die Mörder von Speyer könnten nicht strafrechtlich verfolgt werden: „Jeder, mag er Pfälzer, Bayer oder Preuße sein, war möglichst zur Abwehr des rechtswidrigen Angriffs und Hochverrats befugt . . . Wirksame Abwehr kann auch die Beseitigung oder Schadlosmachung des Angreifers bilden. Wenn die Täter vom 9. Januar auf solche Weise nur Verbrecher an der Fortsetzung ihrer Verbrechen verhindern wollten, sind sie nicht Mörder im strafrechtlichen Sinne."

Von einem Verfahren gegen die Mörder ist nichts bekannt geworden.

Marinetti in Paris von Peter Panter

In einer ganz kleinen Stampe auf dem Boulevard Raspail, ein paar Minuten von den Pariser Romanischen Cafés, wo die zweiundzwanzig sich ewig wiederholenden Spielarten langweiliger Psychopathen sich Bedeutung von der Legende borgen, Lenin habe hier eines Tages gesessen . . . Unordentliche Bürger – vorüber.

In dem kleinen Gastzimmer der Kneipe hängen Stilleben: ‚Dalles im Mondschein' und Aquarelle in Öl; auf den Holzstühlen – die zu fünf Francs haben Popokissen – sind die Zuhörer angebracht: gepuderte, aber hysterische Damen, in ihren Naslöchern schlummert das Grauen; polnische Knaben, die einer Badewanne gegenübergestellt zu werden verdienen; amerikanische Maler; ein ganz dünner Kunstkritiker, völlig ausgelaugt vom Theoretisieren, als habe er jahrelang in Essig gelegen; und wieder Frauen, die einem die ganze Freude am heterosexuellen Umgang nehmen können . . . Marinetti ist da.

Ein Mann Mitte der Vierziger, mit so hoher Stirn, daß sie schon Glatze genannt werden darf, kleinem dunkeln Schnurrbart, schwarzen Augen, die später glühen werden. Er hat starke Augenbrauen: solche Leute sind für gewöhnlich witzig; kennte man ihn nicht, könnte man ihn ganz gut für den Hausdichter eines großen Revue-Theaters halten. Weil er nicht die Spur Ähnlichkeit mit Sternheim hat, traue ich mich nicht, dafür zu halten, daß er sie hat. Die Leute werden ungeduldig, applaudieren, er setzt sich hinter den Tisch auf das Podiumchen und beginnt.

Aber kaum hat er mit den ersten Worten seine Stimme probiert, so unterbricht ihn wüstes Geschrei. Von einer Ecke des Sälchens stößts vor: „Eja! Eja! Alalaaa – !" Und vier wagerecht vorgestreckte Arme. Junge Fascisten – er dankt liebenswürdig und eilig. Und beginnt nun endgültig.

Er fängt sofort an, über die Pariser Kunstgewerbeausstellung zu sprechen. Und sagt: Diese Ausstellung ist ein großer Fortschritt – hier sieht man zum ersten Mal, wie die Prinzipien des Futurismus ihre Wirkung auf die Welt ausüben, hier ists wahrhaft modern, und das will etwas heißen, denn die Ausstellung steht in Frankreich. Frankreich hat stets die plane Gleichmäßigkeit, die Vernunft, „le bon gout" als sein Charakteristikum ausgegeben. Er, Marinetti, sehe aber Frankreich denn doch anders, Rabelais sei, zum Beispiel, auch nicht de bon goût, und so begrüße er den Fortschritt, der in der Ausstellung stecke. Heftige Kritik des italienischen Pavillons; die Futuristen hätten hier nicht zeigen können, was sie eigentlich könnten; dagegen sei der russische Pavillon sehr gut. An den wichtigen Stellen der Rede läuft er rot an, er spricht hastig, kein ganz reines Französisch; um besser zu dozieren, hebt er mitunter beide Zeigefinger, auch wiederholt er – wie ein Zimmerecho – manchmal die Schlußworte der Sätze leise vor sich hin.

Nun hat dieser Mann zweifellos als Erster die Museumsreligion der bildenden Künste über den Haufen geworfen – er hat als Erster in der neuen Welt das neue Lebensgefühl geprägt, für dieses Gefühl eine neue Kunst verlangt und lange vor dem Krieg mit Recht gesagt: Eine häßliche Maschine ist schön (nicht die von Peter Behrens – eine häßliche). Das, was uns heute bei einem Abschied bewegt, kann nicht mit den Mitteln der Postkutschenzeit ausgedrückt werden, auch nicht mit denen des Naturalismus (um zu wiederholen wie er: auch nicht mit denen des Naturalismus) – das turbulente Durcheinander von Schmerz, Komödie, Farben der Bahnhofsbuchhandlung, Angst vor dem Abschied, Nummer der Lokomotive, Neugier, Tagtraum, Rauchgeruch . . . so müßt Ihr malen. Und sie haben so gemalt. Ich besinne mich, wie ich den ersten Schwinger in den Magen bekam: Giovanni Severinis ‚Pan-Pan-Tanz' hing in Berlin, und mir wurde rot und grün vor den Augen, das Bild drehte sich, ich tanzte. Und das wollte es ja auch. Von da an begann es – hier fing es an. Dieser Großpapa Marinetti hat Kinder gezeugt, einen ganzen Stall voll – aber es sind viele Wasserköpfe dabei. Weil es so bequem ist. Weil die Kontrolle so schwer ist. Weil man so herrlich leicht dabei schwindeln kann. Aber – eja, eja, alala! – seine Leute haben eine Tür nicht nur aufgemacht, sondern glücklicherweise eingestoßen.

Und nun steht er noch immer da und stößt noch immer dieselbe Tür ein! Welch eine Enttäuschung! Denn was die französische Kunstgewerbeausstellung angeht, so muß schließlich gesagt werden!

Diese Ausstellung ist – mit einer Ausnahme – belanglos. Die Ausnahme bilden die Russen, mit denen sich die Futuristen überhaupt nicht messen können. Sie nehmen sich daneben wie mattes Kunstgewerbe aus und sind es wahrscheinlich auch mit der Zeit geworden.

Das, was in der Ausstellung gut ist, ist eine mäßige Kopie Deutschlands. (Nur die schwedische Glasabteilung ist mehr.)

Durch die Ungeschicklichkeit und den bösen Willen der Stresemann-Regierung ist die deutsche Beteiligung sabotiert worden – sie wäre möglich gewesen. Nun siegen hier mühelos Die, die sich an Deutschland auf durchaus legalem Wege befruchtet haben, und mit Ausnahme Schwedens ist diese Befruchtung nicht immer sehr heiter ausgefallen. Sie ernten, was das deutsche Kunstgewerbe gesät hat. Noch die dünnsten Epigonen des deutschen Kunstgewerbes aber stehen turmhoch über diesen kümmerlichen Versuchen, modern zu sein – und modern ist diesen Herren allemal: willkürlich. Frankreich zählt hierbei nicht. Dieses Land hat so große Werte, so unendliche Reize im Leben und in den Künsten, daß es eine sachliche Konstatierung wohl vertragen kann. Und die ist: Seine modernen Innenarchitekten stehen ungefähr auf der Stufe des seligen Jugendstils und haben in ihrer Mehrheit – und besonders in der offiziellen Mehrheit – überhaupt nicht begriffen, worauf es ankommt. Es ist nicht diskutierbar, was da ausgestellt ist. Der äußere Rahmen ist allerdings besser.

Die fremden Länder protzen meist mit Waren, die etwa für den Geschmack reicher Farmer aus Südamerika bestimmt sind, ausschweifende Bourgeois, so: Was tätest du, wenn du mal reich wärest? Am besten sind noch die traditionellen Arbeiten, die gar nichts von der Moderne wissen wollen – da ist man wenigstens auf sicherm Boden.

Um nicht mißverstanden zu werden: Die reinen, edeln Formen des deutschen Kunstgewerbes, seine Experimente, seine mühenden Versuche, weiterzukommen, haben mit dem Deutschland, das grinsend und fauchend jede „Überlegenheit deutschen Fleißes und deutscher Tüchtigkeit“ feiert, nicht das Geringste zu tun. Dieses Kunstgewerbe hat sich gegen den kaiserlichen Ungeschmack, gegen die von der Regierung geförderten Künstler, gegen die kommunale Kunstpolitik vieler deutscher Städte durchgesetzt und ist heute noch den meisten Gutsbesitzern und nationalen Kleinbürgern ein Scheul und ein Greul. Die haben also nicht die leiseste Veranlassung, solche Feststellungen zu mißbrauchen. Außerdem ist eine internationale Ausstellung kein Pferderennen – es kommt gar nicht darauf an, wer „gesiegt“ hat, sondern es kommt darauf an, daß durch gemeinsames Zusammenwirken und durch Vergleiche etwas Gedeihliches erreicht wird. Das ist hier aber nicht geschehn.

Sind Sie so bescheiden geworden, Herr Marinetti? Ach, er ist nicht nur bescheiden geworden. Als er sagt: „Le pavillon des Sowjets est bien!“, es so aesthetisch sagt, so oberlehrerhaft ein Zeugnis ausstellend – da fange ich an, mich zu wundern. Und als er dann nichts weiter zu sagen weiß, als seine drei Freunde Balla, Depero und Prampolini zu empfehlen, da wundere ich mich noch mehr. Aber als er dann so ganz nebenbei und gelassen ausspricht, die Kunst habe mit der Politik nichts zu tun – da wundere ich mich nicht mehr. Fahre wohl.

Ein Provinziale. Ein Mann, der schäumt und tobt, wenn er vom Rhythmus der Maschine spricht, und der nicht ahnt, daß dies das sicherste Zeichen dafür ist, wie sie ihm nicht im Blut sitzt. Aber die Amerikaner müßten ja die Ersten sein, die den Gott Maschine anbeteten – und sie sind entweder kindisch sentimental oder, zu ihrem bessern kleinsten Teil, schwer pessimistisch, durchaus tempoverachtend, gleichgültig gegen diese Wolkenkratzersteigerung und das höllische Treiben um sich mit der stummen Frage abfertigend: „Na – und?“

Ein Provinziale, der von der Weltstadt träumt, wie ein Aktuar in Klein-Hainichen vom Café Keck, wie Sternheim von Paris. Die Pariser sehen die Sache viel ruhiger an. Die Amerikaner ihre Maschinen auch. Ein Provinziale.

Kein Wunder, daß die Silbe „ismus“ an dem Stamm „futur“ hängt – sie hat ihn getötet. Provinziell der laut tönende Optimismus, konsequent sein Imperialismus, provinziell seine Stellung zur Kritik, die er wie der Schüler den Lehrer (den er nicht sieht) schmäht. Es ist nicht wahr, daß Kritik nur von zurückgebliebenen Individuen ausgeübt wird – und wäre sie es: wie muß er sie fürchten! Er warnt noch mit

Recht vor dem Atelierpartikularismus der Pariser, empfiehlt seine drei Leute, betont die Gesundheit des Futurismus und tritt ab. Nicht, ohne daß die giovinezza ihn noch einmal herzhaft anschreit.

Man soll den Leuten nicht zu nah an den Hals rücken. Himmel, welche Enttäuschung! Grüßen Sie den Duce, Marinetti. Ob er lauter solche Leute hätte. Und ob das Alles wäre. Und es wäre nicht viel.

Marinetti, im Kriege verwundet, hat dessen Folgen verschlafen. Marinetti sollte nach Moskau fahren und nach New York. Er beginnt, eine schwache Kopie seiner selbst zu werden. Heiliger Herwarth Walden, bete für ihn, wenn du Zeit hast! Und setze ihm ein Holzmarterl mit zwei gekreuzten Lokomotiven und einer Sardinenbüchse oben drauf:

HIER RUHT MARINETTI.
ER HAT EIN GROSSES FUTURUM HINTER SICH.

Tairoffs Theater von Alfred Polgar

Erster Abend: „Giroflé-Girofla‘. Die Bühne sieht erfreulich abmontiert aus. Spartanisch. Eine blecherne Wand mit Klapptüren oben und unten, etwas Treppen und Stangen und einige prinzipielle Gerätschaften, in mehreren Charnieren beweglich. Die Szene ist bis auf die Knochen abgemagert, und der Zuschauer fühlt sich augenblicks von süßer Desillusion umfangen. Etliche Angst, daß die Mechaniken der Dinge einmal versagen könnten, wird er nicht los. Wie, wenn die Zugbrücke plötzlich nicht will, oder die Klapptüre sich spreizt? Das kann ja, selbst angenommen, Tairoffs Sachen seien von demselben fanatischen Pflichtgefühl und Kunsteifer besessen wie Tairoffs Menschen, vorkommen. In der Deuxième, die ich sah, wurde die eine Stange schief, und ein Herr des Ensembles nahm den Tanzschritt auf der Treppe um ein Kleines zu weit (beinahe hätte er sich den Fuß verknackst); das waren bange Augenblicke. Die Musik ist noch immer von Lecocq. Doch erscheint sie – der Weltanschauung gemäß, in der das Kammertheater gebettet ist – egalisiert. In gleicher Stärke und gleichem Tempo läuft sie ihres Weges; es gibt im Orchester, wie auf der Szene, kein Leise und kein Langsam. Die Schauspieler Tairoffs sind durchweg fabelhafte Tänzer, ihr Schutzpatron ist der heilige Elastikus. Einexerziert wie die Zinnsoldaten vom ‚Blauen Vogel‘, machen sie von ihrer Entfesselung exaktesten Gebrauch, sie haben Rhythmus, und der Rhythmus hat sie, und Jeder kann Alles. Ein Bauch ist auf dieser Bühne nicht denkbar. Statisten gibt es keine, nur Movisten: Jeder ist mit ganzem Leibe bei der Sache. Tairoffs Leute sind auch Turner, Springer, Läufer, Kletterer, Schlangenmenschen. Wie die Theorie mitteilt, lernen sie das, um der neuen Schauspielkunst zu dienen, in der es der Körper ist, der sich den Geist baut. Gewiß können sie auch Bauchreden, Schnellzeichnen, Wassertreten, Stegreifdichten und derlei mehr, um noch besser der trägen Moles, als welcher

der unausgeknetete Hirn- und Muskelmensch sich leider darstellt, zu spotten. Die Übungen, die sie à propos ‚Giroflé-Girofla‘ vorführten, sind bezaubernd in ihrer Leichtigkeit und Grazie – der Mensch ist nicht nur gut, sondern auch Gummi – , aber ein wenig arm an Variation. Man kann sich das Alles noch viel lockerer und reicher denken. Etwa einmal bißchen Springschnur oder Bewegungsspiel über horizontale Stangen. Auch fällt auf, daß zwar die Höhendimension der Bühne witzig ausgenützt, die Tiefendimension aber überhaupt nicht in Anspruch genommen wird. Im Souterrain tut sich gar nichts. Doch wir stehen ja noch in den Anfängen des neuen Theaters.

Die Kostüme sind sehr bizarr und verpflichten die Spieler zur gleichen Bizarrerie in Gang und Gebärde. Vom üblichen Theater ist das Tairoff-Theater so weit entfernt wie das übliche Theater vom Leben (in dem man ja auch nicht singt, was man zu sagen hat). Da wir nicht russisch verstehen, scheint uns das Ganze sehr lustig; und jedenfalls tut der Tritt, der der gemeinen Operette hier in den Hintern versetzt wird – es kann aber auch das Gesicht sein – wohl. Soweit Humor optisch zur Erscheinung kommt, ist es ein solcher in dritter Steigerung. An dem Beispiel der brillanten Piratenszene wird das klar. Da ist erstens ein Schiff parodiert, ferner der Versuch parodiert, auf der Szene ein Schiff nachzuahmen, und schließlich der Witz parodiert, den die Szene bei solcher Nachahmung entwickelt. Man sieht: Tairoff reißt das schäbige alte Theater mit der Kubikwurzel aus.

Alles in Allem: es war sehr hübsch. Und so erfrischend und beglückend, wie Auflehnung gegen die Schwerkraft, Grazie, Flinkheit, Übermut und Musik nun einmal sind. Das große Wunder der Erneuerung des Theaters, das Phänomenale, Befreiende, den Luftzug der Zukunft, oder was sonst für Wind auf seligen Höhen der Schmockerei wehen mag, habe ich nicht verspürt. Übrigens scheint mir die Sache unkomplett, solange nicht der Publikumsraum in die Bewegtheit der Szene miteinbezogen ist. Vollendet wird das Spiel erst sein, wenn sich der Zuschauer, etwa durch Sprungfedern unter seinem Sitz, so erschüttert fühlen wird, wie ihn manchmal das alte Theater durch seine Kraft und sein Pathos erschüttert hat, wenn der Gelangweilte auf schiefer Ebene beglückt ins Freie rollen und der aufgeregte Kritiker spiralförmig durch das Parkett wogen wird.

* * *

Zweiter Abend: ‚Salome‘, mit Musik nicht von Richard Strauß. Es war, was das Bildhafte der Szene, Kostüme, Licht, Plastik der Menschengruppen betrifft, sehr schön, schauspielerisch ganz belanglos. Alice Coonen mimte die Salome mit viel Anstand und etwas Leidenschaft. Ihr Tanz erregte die Juden (auf der Bühne) so sehr, daß sie stöhnten. Selbst der Henker lag platt. Herr Arkadin war ein gemütlicher Herodes. Sklaven, Sklavinnen und das übrige Personal des Tetrarchen hielten es halbstundenlang in den schönsten und schwierigsten Posen aus.

Die Bahnbrecherin von Oskar Baum

Ein Straßenmädchen, fleißig und gewissenhaft in ihrem Beruf, den sie nicht aus Vorliebe oder unter dem Zwang verruchter Verführer noch eigentlich aus Not oder Arbeitsscheu, sondern in ruhiger, bedächtiger Überlegung alles Für und Wider gewählt hatte – die vernünftigste aller Entscheidungen, nachdem sie als Näherin, Putzmacherin, Verkäuferin und selbst als Dienstmädchen mangels entsprechender Muskelkraft, Geschicklichkeit und genügend schlechter Erziehung Schiffbruch und noch so manches Übliche gelitten hatte. Sie war, ein zartes, bescheidenes Wesen, mit den Erfahrungen in ihrem Beruf nicht unzufrieden und bereute die Wahl nicht. Sie hatte nur eine furchtbare Angst vor ihrer Berufskrankheit, die ihr alle Freude an der Erfüllung ihrer Pflichten vergällte.

Da kam sie auf den Gedanken, daß auch die Männer Kontrollbüchlein vom Polizeiarzt haben sollten, wodurch der geschäftliche Verkehr erst wirklich eine reelle Grundlage erhalten würde.

Die Sache fand unter den Genossinnen nach großem, vergnügtem Hallo auch ernsten Anklang und wurde der Anlaß, daß ihnen endlich ein wenig der Sinn aufging für die Macht, die sie durch Zusammenschluß erlangen könnten. Es schwirrten Möglichkeiten von Streiks auf, von großen Demonstrationsumzügen in Viererreihen unter Vorantragung von Fahnen mit sinnigen Inschriften und Emblemen. Ein biederer Abgeordneter amüsierte das Parlament mit einer dahingehenden, von moderner Überzeugung getragenen Interpellation.

Aber, auf gesetzliche Hilfe zu rechnen nicht gewohnt, nahmen die Mädchen die praktische Durchführung der Sache ohne Verzug selbst in die Hand. Alle Kunden, die einen Ausweis über ihre Gesundheit von einem den Mädchen bekannten Arzt, am besten einem aus dem allgemeinen Krankenhaus besaßen, erhielten eine Preisermäßigung oder vielmehr: Alle, die keinen Schein hatten, mußten das mit einem hohen Preisaufschlag auszugleichen versuchen. Das erregte Aufsehen im nächtlichen Betriebe, machte viel Spaß, brachte Geld ein und lustige Zwischenfälle mit den freiwilligen Kontrollorganen.

Allerdings wurden hiedurch allmählich die Kranken besonders beliebte Kunden, wie die Ausländer einst, so daß die Gesunden, um nicht über die Achsel angesehen zu werden, bald ihren Schein in der Tasche ließen. Die Zahl der Erkrankungen aber wuchs mächtig, und die Polizei mußte sich ins Mittel legen.

Nur unsre Heldin lebte genügsam und ängstlich, eine Armenherberge. Und da sie immer genau auf den frischen Stempel des Scheins sah, nützte ihr junges, liebes, fast schüchternes Mädchengesicht ihr nicht mehr viel, und sie mußte immer größere Preisermäßigungen eintreten lassen. Als sie einmal erkrankte, geschah es durch Blutarmut und Unterernährung.

Die Nachricht verbreitete sich mit erstaunlicher Vehemenz unter der Garde der selbst ängstlichen und sparsamen Männer, die sich allmählich um sie gebildet hatten. Nun erkannte man erst ihren Wert, ihre Unentbehrlichkeit. Man suchte sie, man

schämte sich ihrer Not. Und man erkannte bald, daß mit einer vorübergehenden Aushilfe, etwa einer Sammlung zur Aufbesserung ihrer Lage, nichts getan sei. Es galt eine Aktion größern Umfangs, erkannten die Verständigsten, und es kam ein großer Schwung in die fühlenden Herzen. Mancher zeigte sich opferfreudig, den man dessen nie für fähig gehalten hätte. Und das Programm, auf das man sich einigte, bekam einen kühnen Umriß. Man richtete ihr in aller Stille, während sie sich auf einem kleinen Erholungsurlaub befand, eine Wohnung ganz nach den Phantasien ihrer Träume ein: ein Ordinationszimmer, ein Wartezimmer. Und Reklameprospekte mit einer genauen Gebührentabelle, Disziplinarordnung und einer Anzahl warmer Anerkennungsschreiben des Dankes und besonderer Zufriedenheit, mit leicht deutbaren Pseudonymen unterfertigt, wurden in vertrautem Freundeskreis eifrig verbreitet.

Ruhm, Sage, phantasievolle Gerüchte überströmender Begeisterung umgaben die Heldin. Daß auch auf den Abwegen der Sittenschwäche sogar von nun an bürgerliche Sicherheit möglich sein sollte, wob einen Glorienschein um sie, dem kein Begründer einer neuen Aera entgeht. Man erzählte sich, daß aus Geheimfonds reiche staatliche Subventionen dem vorbildlichen Beginnen zuflossen, daß die Eltern aller heiratsfähigen Töchter bei ihr die wichtigsten, maßgebendsten Erkundigungen einzogen und nur aus ihrem Kundenkreise ihre Schwiegersöhne wählen wollten, daß man ernsthaft den Plan erwog, ihr eine Erziehungsanstalt für Mädchen ihres Schlages, für Nachwuchs sozusagen anzuvertrauen, und über eine Form nachdachte, wie ihr bei ihrer Erwerbsunfähigkeit ein Ruhegehalt und ein entsprechender gesellschaftlicher Titel zu verleihen sei.

Frauen von Freunden von Theobald Tiger

Frauen von Freunden zerstören die Freundschaft.
Schüchtern erst besetzen sie einen Teil des Freundes,
nisten sich in ihm ein,
warten,
beobachten,
und nehmen scheinbar Teil am Freundesbund.

Dies Stück des Freundes hat uns nie gehört –
wir merken nichts.
Aber bald ändert sich das:
Sie besetzen einen Hausflügel nach dem andern,
dringen tiefer ein,
haben bald den ganzen Freund.

Der ist verändert; es ist, als schäme er sich seiner Freundschaft.
So, wie er sich früher der Liebe vor uns geschämt hat,
schämt er sich jetzt der Freundschaft vor ihr.
Er gehört uns nicht mehr.
Sie steht nicht zwischen uns – sie hat ihn weggezogen.

Er ist nicht mehr unser Freund:
er ist ihr Mann.

Eine leise Verletzlichkeit bleibt übrig.
Traurig blicken wir ihm nach.

Die im Bett behält immer recht.

Banken und Fascismus

Benito Mussolini hat, nachdem er die Presse geknebelt, die letzten liberalen Beamten davongejagt und vor dem staunenden Europa wieder den unerschütterlich starken Mann gespielt hat, seinen Oberbefehlshabern die Reverenz erwiesen. Die wirklichen Diktatoren Italiens haben ihren Willen durchgesetzt: de Stefani, der Finanzminister, ist zusammen mit dem Wirtschaftsminister Nava geschaßt worden.

Seitdem de Stefani gewagt hatte, gegen die Banken und Börsen vorzugehen, war das eigentlich eine ausgemachte Sache. Schon Ende April sagte mir in Genua ein Bankier mit der Ungeniertheit, mit der man in Italien über derartige Dinge spricht: „De Stefani muß fort. Das ist ein Professor, ein Theoretiker. Theoretiker können wir nicht brauchen. Wir müssen Jemand haben, der das Wirtschaftsleben kennt und dafür Verständnis hat.“ Die Theorie und die Verständnislosigkeit des Professors de Stefani bestand darin, daß er in den drei Jahren des fascistischen Regimes die Lira leidlich stabil gehalten hatte und obendrein sich mit dem gottlosen Plan trug, so bald wie möglich eine Goldwährung einzuführen, kurzum: den Spekulanten und Inflationsgewinnlern das Wasser abzugraben. Solche Untat mußte natürlich gerochen werden. Aber daß man so unverfroren einen aus der Interessentenclique an seine Stelle setzen würde, ist doch wohl nicht allgemein erwartet worden.

Man hat, um die Ernennung des Grafen Volpi zum Nachfolger de Stefanis fascistisch zu verkleistern, durch die erbötige Presse verkünden lassen, daß Volpi senior Garibaldianer war, der Bruder in Abessinien gefallen, der Herr Finanzminister selbst als Achtunddreißigjähriger noch kriegsfreiwillig ins Heer eingetreten ist und bei Monfalcone gekämpft hat. (Wann wird man bei uns solche Minister-Alibi einführen?) Aber weder die Heldentaten der Familie noch die Gouverneurtätigkeit in Tripolis und nicht einmal die Meriten beim Abschluß des türkisch-italienischen Friedens und bei dem Ausbau des Hafens von Venedig haben den ehemaligen Günstling Giolittis an die Spitze des italienischen Finanzwesens gebracht, sondern einzig die Tatsache, daß damit die letzte kapitalistische Großmacht Italiens zum Fascio abgeschwenkt ist.

Die Banca Commerciale Italiana galt von jeher als die Internationale Judenbank. Männer mit den häßlichen Namen Weil und Joël hatten sie hochgebracht, und wenn die auch während des Krieges als Deutsche hinausgedrängt wurden, so blieb das Odium bestehen. Die großen Kriegsgewinnler der Ansaldo-Werke, die Brüder Perrone, führten eine nationalistische Campagne gegen den neuen Matador der Comitbank, Joseph Toeplitz, bei der freilich den Perrones und der mit Ansaldo verbündeten Kriegsgewinnlerbank, der Banca di Sconto, früher der Atem ausging. Mit dem Sieg der Fascisten ging der Credito Italiano, das große Konkurrenzinstitut der Banca Commerciale, gleich mit vollen Segeln zu den neuen Herren über, und aus den Resten der Banca di Sconto wurde

mit staatlicher Hilfe und aus dem Direktorialstamm des Credito Italiano die Banca Nazionale gegründet. Auch die Banca Commerciale, die überall ihre Hände im Spiel hatte, und deren wichtigste Industriebesitzungen eben unter der Kontrolle ihres Aufsichtsrats, des Grafen Volpi standen, ließ sich nichts zu schulden kommen und parierte im Fall Castiglioni, der von der fascistischen Regierung erst feierlich dekoriert wurde und dann fallen gelassen werden mußte, brav wie ein Kettenhund. Aber es fehlte der persönliche Konnex mit der Regierung, der immer noch am wärmsten hält. Nun ist er hergestellt, und auch diese Bank hat endlich ihren Obmann in der Regierung. Graf Volpi wird soviel Noten drucken, wie die Bankwelt für nötig hält. Wenn damit schon nicht die Lira stabilisiert ist, so ist doch für eine Weile wieder der Fascio stabilisiert, und bei der Nationaltracht der Schwarzhemden kommt es auf einen dunkeln Punkt mehr nicht an.

Aufwertungs-Finish

Programmäßig hat der Reichstag die erste von den drei Aufgaben, die vor den Ferien noch absolviert werden sollen: der Aufwertung, den Steuergesetzen und der Zollvorlage, erledigt. Die 84 Abänderungsanträge, die Herr Best noch für die zweite Lesung vorbereitet hatte, sind niedergestimmt worden, und wie grade zum Schluß den Ausschußmitgliedern die Mütze saß, so hat das Plenum es gutgeheißen. Die „Neubesitzer“ der Reichsanleihen sind nominal mit nur2½ statt mit 5 Prozent abgefunden worden, den Altbesitzern werden bei der Auslösung der neugeschaffenen Ablösungs-Anleihe innerhalb von dreißig Jahren 12½ Prozent ihres ursprünglichen Besitzes zuteil, dazu eine 4½prozentige Verzinsung bis zur Auslosung. Die Obligationen werden mit 15 Prozent abgegolten, wozu Altbesitzer noch einen wertlosen Genußschein erhalten, die Hypothekenschulden werden mit 25 Prozent aufgewertet. Durch die spätere Auszahlung und etliche Ausnahmebestimmungen wird der Realwert der Aufwertung durchweg wesentlich geringer.

Eine logische Begründung für diese Art der Aufwertung gibt es nicht. Sie ist so unsystematisch und verzettelt wie nur denkbar, und der einzige Grund dafür, daß sie so und nicht anders Gesetz wird, besteht darin, daß man doch einmal zum Schluß kommen und, vor Allem, einmal in die Ferien gehen muß. Man kann den Reichstagsabgeordneten sehr wohl nachfühlen, daß sie vor dieser Materie endlich ihre Ruhe haben wollen. Aber ob sie das mit diesen Aufwertungsgesetzen erreichen werden, muß füglich bezweifelt werden. Eine Weile wird es ja wohl dauern, bis die Kleininteressenten, also das Gros der Aufwertungsberechtigten, begriffen haben, was bei dem jetzigen verzwickten Verfahren für sie praktisch herauskommt. Aber auch wenn sie sich selbst mit dem zufriedengeben wollen, was die Herren Hergt und Schlieben ihnen beschert haben, dann bleiben noch immer die Verbände mit ihren unbeschäftigten Vorsitzenden und Vorstandsmitgliedern und Syndici, die doch nicht einfach von der Bildfläche verschwinden werden, weil der Reichstag ein Gesetz gemacht hat. An schiefen und unge-

rechten Paragraphen, die tatsächlich hätten vermieden werden können, fehlt es nicht, und so besteht gute Aussicht, daß die Aufwertungsbewegung munter weitergeht.

Kommunisten-Kongreß

Wer von halbrechts und ganz rechts noch immer glaubt, daß unsere Kommunisten wilde Leute sind, weil sie von Zeit zu Zeit im Reichstag kleine Theaterszenen aufführen, der hätte dieser Tage in die Prinz-Albrecht-Straße kommen sollen. Da saßen sie beisammen, 170 Delegierte aus ganz Deutschland und hielten im Preußischen Abgeordnetenhause ihren zehnten Parteitag ab. So jung und schon so grau: verkalkter könnte es auf dem Hundertsten auch nicht zugehen. Weit schneller als die alte Sozialdemokratie ist die K.P.D. auf das Zahlabend-Niveau herabgesunken. Der Funken ist erloschen – der Funktionär ist übrig geblieben. Wirklich es funktioniert alles. Jeder hat seine Funktion und wird streng darauf kontrolliert, ob er sie auch nach den Regeln russischer Propagandakunst ausübt. Im Übrigen: Hände an die Hosennaht, Richtung, Fühlung, Vordermann – so ähnlich war es in der General-Pappkartonstraße auch. Nur daß es damals militärische Disziplin hieß, und hier heißt es „revolutionäre Disziplin“.

Die Moskauer Oberkommandeure scheinen mit der deutschen „Sektion“ äußerst zufrieden zu sein. Die Nörgler sind rausgedrängt. Die Mannschaft pariert aufs Wort. Die Folgsamsten werden zu Unteroffizieren befördert. Die Allerfolgsamsten werden zu Offizierskursen einberufen. Aber wie stehts mit den Herren vom Stabe? Nie sollst du mich befragen! Die Intellektuellen, Scholem, der ungeratene Schöneberger Druckereibesitzerssohn, und Rosenberg, der Historiker, der als Schützling Eduard Meyers an der berliner Universität alte Geschichte liest, sind als „ultralinks“ beiseite geschoben. Der einzige Kopf, auf den man noch hört: Peter Maslow, ein dreißigjähriger berliner Nationalökonom russischer Provenienz, den die württembergische Kriminalpolizei nach der Reichstagsauflösung im vorigen Herbst abgefangen hat und der seitdem von Moabit aus der Partei das theoretische Rüstzeug liefert. Ruth Fischer, deren Robustheit erheblich größer ist als ihr Intellekt, hat sich noch rechtzeitig zu den „Proletariern“ hinübergeschlagen, die jetzt ostentativ den Ton angeben. Da ist als oberster Gebieter Thälmann, dem Hindenburg seine Präsidentschaft zu verdanken hat. Ein kreuzbraver Hamburger, der sich mit Fleiß und Energie vom Hafenarbeiter zum bibelfesten Leninisten heraufgearbeitet und, wie die meisten sozialdemokratischen Gewerkschaftler, auf diesem Wege sich erschöpft hat. Ein Grad schlimmer noch: Geschke, der von dem Stuhl der Kröchwitz, Leinert und Bartels den Parteitag leitet. Zum Verwechseln ähnlich mit Fritz Ebert, ehe er zum Bürgerkönig avancierte. Den Kommunisten war bei dem Anblick wohl selbst nicht sehr wohl, und die ‚Rote Fahne‘ suchte ihn dadurch zu salvieren, daß sie unter sein Bild auf hohem Throne das Wort setzte: „Der Herr Präsidente“. Aber mit so billigen Späßen ist die Ähnlichkeit nicht wegzuretouchieren. Sie sitzt tiefer.

Bemerkungen

Sport

Der deutsche Sport drückt genau die Sinnesart des Volkes aus, das ihn ausübt: er ist überorganisiert.

Wenn man die Sportzeitungen liest, die manchmal auch noch eine politische Beilage haben, um den Leser mit Holzbein nicht vor den Kopf zu stoßen, so bemerkt man, daß es Reichsverbände für den Boxsport, Landesverbände für den Fußball, eine Landesoberliga und Oberste Rennbehörden gibt. (Das hat die andern Sportarten nicht schlafen lassen: sie haben wohl jetzt alle Oberste Behörden. Kein Deutscher ohne eine solche.) Diese Verbände, Vereine, Behörden und Kommissionen überwachen, organisieren, tagen, halten Kongresse ab, vereinigen sich zu Spitzenorganisationen, befehden sich um dunkler Ziele wegen – so tobt zum Beispiel seit Jahren ein erbitterter Kampf zwischen Turnlern und Sportlern – : ein erschütternder Anblick.

Nachdem die Jahresfeste, Monatsversammlungen, Statutenänderungssitzungen und Geschäftsordnungsdebatten absolviert sind, wird merkwürdigerweise von einigen nicht ganz zu entbehrenden Individuen Sport getrieben. Die Vorbereitungen dazu sind derart umfangreich, daß man den Eindruck hat, diese bedauernswerten Menschen führten eigentlich nur noch eine Art Zeremonie aus, eine leere Förmlichkeit, die das emsige Treiben ihrer Bureaubeamten übrig gelassen hat. Sodaß also mit Recht neulich ein ausgezeichneter Engländer gesagt hat: wenn man die Deutschen Sport treiben sieht, so schiene einem, als wollten alle diese Leute viel lieber etwas Andres tun, als täten sie ungern, was sie täten – sie seien aber so gut diszipliniert. Sie sind es. Frei weg.

Dabei spreche ich nun nicht vom ‚Reichsausschuß für Leibesübungen', dessen politischer Tag noch nicht gekommen ist, und den ich für eine finstre Gründung halte. Nein, während anderswo viele Leute an ihrem freien Sonntag aufs Feld gehen und da spielen, spielen, wie Kinder spielen, ohne Zweck, ohne Ziel, in der Meinung, die wohltätigen Folgen ihres Herumtobens in freier Luft würden sich schon von selber einstellen – : betreiben hier die Sportsleute in schwerer Gründlichkeit ihr nationales Werk. Wissenschaftlich werden die Startbedingungen geprüft und erwogen, alle Zufallsmomente nach Möglichkeit ausgeschaltet, organisiert und geprobt, und wenn der Sport, wie sie sich einbilden, eine Art Vorbildung fürs Leben sein soll, so ist das ein Kasernenleben: denn Niemand egalisiert da den Start, die Kampfbedingungen, Ziel, Zweck, Mittel und Erfolg. Es ist, wie wenn Pharisäer Seil sprängen.

Seit sich nun gar manche Industrie diesem Treiben angeschlossen hat, ist es gar nicht mehr auszuhalten. Welche Wichtigkeit! Welch Vollbart! Wie die Brillengläser blitzen! Der Sieger zu Olympia siegte, weil er der Beste war. Dieser heutige siegt, weil er eine Reihe höchst komplizierter Prüfungen und Instanzenhindernisse überwunden hat. Ein Torwächter im Fußball stößt zu: und hundert und aberhundert sportliche Professoren und Sportbeamte beginnen zu schreiben, zu diskutieren, zu dekretieren und sich wichtig zu machen. Der Apparat ist größer, als die ganze Geschichte wert ist, die tote Last schwerer als der Omnibus. Ist der deutsche Sport nicht so recht ein Sinnbild der deutschen Seele – ? Er ist es.

Ignaz Wrobel

Vom Buchhändlerbörsenverein

Untersuchungsgefangene mußten noch bis vor kurzem in staatlichen Lazaretten verrecken, weil eine unter die Nase gehaltene Feder noch die Möglichkeit

eines Fluchtversuchs offen ließ. Die Schriftsteller, sicherlich noch unschuldiger als Diejenigen, die man gemeinhin ins Untersuchungsgefängnis sperrt, sind nach der letzten Meisterleistung des Börsenvereins deutscher Buchhändler noch schlimmer dran. Man hat ihnen verboten, für Buchgemeinschaften zu arbeiten – das heißt aber: für die einzigen Verlage, die die Schriftsteller einigermaßen menschenwürdig entlohnen.

Dieses Verbot sieht so aus: Ein Schriftsteller, der irgendein Werk in einer Buchgemeinschaft herausgibt, darf mit den Werken, die er in andern Verlagen herausgibt, nicht vom Sortimenter empfohlen oder gar geführt werden. Die Buchgemeinschaften, die ihre Leser durch Subskription oder Abonnement, also unter Ausschaltung des zwischenhändlerischen Buchhandels erreichen, pflegen den Autoren nicht nur ein angemessenes Honorar zu zahlen, sondern zahlen ihnen sogar das Honorar unter Umständen in Monatsraten während der Arbeit. Die Buchgemeinschaften sind ehrliche Konsumvereine, die dem Autor geben, was des Autors ist. Sie sind nicht auf Spekulation angelegt, sondern haben ihr bestimmtes Publikum, das von vorn herein den Absatz für den Schriftsteller sichert.

Was hat der deutsche Buchhändlerbörsenverein für den Autor getan? Wenn wir sagen: er hat ihn verhungern lassen, so könnte man uns der ärgsten Beschönigungsversuche beschuldigen. Er hat ihn nicht etwa nur verhungern lassen – er hat dafür gesorgt, daß der Autor nie und nimmer zur rechten Abwehr gegen die Hungerblockade der vereinigten waren-, aber nicht geisthungrigen Bourgeoisie gelangt. Ich erinnere mich an die Zeit des ersten Marksturzes. Die Bücher wurden in den Läden teurer und teurer, der Autor, zum Teil durch ein Honorar am Anfang abgespeist oder durch einen festen Pfennigbetrag am Verkauf des einzelnen Buches beteiligt – in den seltensten Fällen mit prozentualem Anteil bedacht – , magerer und magerer. Da tauchte der Plan auf, eine Reichskulturabgabe für den notleidenden Schriftsteller einzuführen. Es sollte ein sehr kleiner Prozentsatz auf den Buchpreis aufgeschlagen werden, so wie bis dahin die großen Prozentsätze von den nicht mit der Wimper zuckenden Händlern aufgeschlagen worden waren. Bescheiden fragte der Schriftsteller an: Ihr erhöht für euch jeden Monat den Verkaufspreis des Buches um 50 oder 100% – wollt ihr nicht einmal 5 oder 10 Prozent für uns, die Werteschaffer, aufschlagen? Hohngelächter der Hölle antwortete dem Fragesteller. Der Schriftsteller hatte die Frechheit, auch an der Inflation verdienen zu wollen. Das war noch nicht dagewesen. Der Werteschaffer wollte satt werden, wo der Werteverschacherer alle Hände voll damit zu tun hatte, seinem Bauch die Substanz zuzuführen, die er dem Schriftsteller genommen hatte. Die Reichskulturabgabe war eine Idee und nicht einmal eine schöne: so ungefähr lautete der echt deutschnationale Spruch der Buchhändler.

Heute haben sich die Zeiten etwas geändert. Es gibt Schriftsteller, die satt werden, die nicht als Kassenboten in Banken herumflitzen, die nicht Lohnzettel mit Geist ausfüllen, wo man sie ja doch ohne Geist besser bearbeitet. Verdienst der Buchhändler und Verleger ist dies nicht, sondern – unter anderm – der Buchgemeinschaften. Gegen diese aber kann man nichts machen. Auf den Gedanken, es besser zu machen, kommt man nicht. So geht man also gegen die Autoren los. Man stelle sich vor: Ein bedeutender Schriftsteller hat, um seine Familie nicht verhungern zu lassen, für eine Buchgemeinschaft ein Werk geschrieben. Da nun zieht auf Kommando des Börsenvereins der Buchhandel

sämtliche übrigen, in andern Verlagen erschienenen Werke dieses Mannes zurück und verhindert dadurch, daß der Schriftsteller zur Öffentlichkeit spricht. So behandelt das Volk der Dichter und Denker Diejenigen, auf die es sich bei der Reklamation des Platzes an der Sonne beruft. Dies geschieht auf Veranlassung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler.

Was sagt die deutsche Öffentlichkeit zu diesen ihren bestellten Geistverwaltern? Wird sie schreien, schreien, schreien, bis ihr der widerspänstige Buchhändler den Weg zu ihren wahren Führern, den Männern des Geistes, freigibt? Das Volk der Dichter und Denker hat den Boykott gegen die Schriftsteller ausgesprochen. Der Boykott bedeutet: Der Schriftsteller, der sich vor dem Verhungern rettet, wird des Landes verwiesen! Weil man die starke Konkurrenz nicht treffen kann, zielt man auf ihre schwächsten, aber edelsten Bundesgenossen. Warten wir ab, ob die Buchhändler sich dem Spruch ihrer Bonzen fügen werden. Vielleicht gibt es auch unter ihnen noch Menschen von Gewissen. Aber wie auch die Zukunft sich gestalten möge: In dem Kampf gegen seine geistigen Arbeiter ist Deutschland in der Welt vornan! Der Spruch des Börsenvereins, der das Hungern Denen verbietet, von deren Produkten sich die Herren des angeschlossenen Vereins den Bauch mästen, bleibt ein ewiges, ein unaustilgbares Dokument der Schande! *Ernst Moritz Häufig*

Der entlarvte Olymp

Im Herbst 1924 erhob sich das Parlament in Athen zu einem Verzicht von einer sittlichen Größe, der sich allen Heroismen dieses geheiligten klassischen Bodens würdig anreiht. Um den Vereinigten Staaten den Dank für ihre weitherzige Unterstützung der griechischen Flüchtlinge während des Krieges abzustatten, wohl auch als captatio benevolentiae für künftige Tage beschloß die hellenische Regierung, den Amerikanern den Hermes des Praxiteles zu schenken.

Das ist ein Geschenk von unschätzbarem Wert, vielleicht das kostbarste, das auf Erden jemals dargeboten worden. Der Hermes ist das einzige uns erhaltene Originalwerk des Meisters, der uns heute als der höchste Künder menschlicher Leibesschönheit gilt. Und wohl, um ihm, bevor er über den Ozean entschwindet, die Geheimnisse seiner Schönheit gründlich abzufragen und unserm aesthetischen Urteil ewige Maßstäbe zu schaffen, haben sich Gelehrte aller Länder den Hermes vorgenommen und seine Bestandteile bis herab zu den Zehennägeln des einen erhaltenen Fußes aufs genaueste gemessen.

Das Ergebnis ihrer Arbeiten wird jetzt in archäologischen Druckschriften veröffentlicht. Wir kennen nunmehr die Spannung jedes Muskels, alle Linien, Hebungen und Senkungen dieses unvergleichlichen Körpers auf den halben Millimeter. Und wir erfahren, daß der auf den herrlichen Schultern tadellos ansetzende Hals „das typische Muster eines vollendeten Rundkopfes“ trägt.

Uns wird schwül. Die völkische Forschung hat sich, wir Alle wissen es, das hohe Verdienst erworben, durch ihre gewissenhaften Schädelmessungen die Kennzeichen der Rasse unanfechtbar festzustellen. Heute ist jedem Kinde geläufig, daß der lange (dolichokephale) Kopf das Monopol und Merkmal der Arier ist, während die (brachykephalen) Semiten sich mit einem minderwertigen Kurz- oder Rundkopf durchs Leben schlagen müssen. Und Hermes hatte einen Rundkopf! Nicht etwa einen jener charakter- und stillosen Ramschrundköpfe, wie ein schlechter Witz der Natur ihn gelegentlich unter die naiven Germanen einschmuggelt. Nein; einen „typi-

schen, vollendeten Rundkopf“ von untrüglicher Beweiskraft. Der Doktor Stratz, wohl die größte Autorität auf diesem Gebiet, und Professor v. Langer, der berühmte Wiener Anatom, stimmen darin überein. Und hält man dazu das krause Haar, das diesen Rundkopf bekrönt — die Arier haben bekanntlich alle schlichtes Haar — , sowie die Wellenlinie der Nase und die „ein wenig nach oben geschobenen Ohren“, die Professor Langer gleichfalls ermittelt hat, dann muß, so heftig man sich dagegen sträubt, jeder Zweifel verstummen, daß Hermes ein Jude war. Die Lehrsätze der völkischen Ethnographie lassen einen andern Schluß nicht zu.

Verdächtig war er, offen gesagt, von jeher. Die Gerissenheit, mit der er seine wertlose Leier gegen fünfzig fette Rinder einzutauschen verstand, hat einen echt jüdischen Zug. Nicht umsonst pries Homer seine List und Verschlagenheit, nicht umsonst verehrten ihn die Diebe als ihren Gott. Aber der Trost, daß er eine Ausnahme sein könnte, führt uns nicht weit; der erste Schritt den wir weiterdenken, füllt uns mit lähmendem Schrecken. Wenn Hermes ein Jude war, dann müssen auch seine Eltern, seine Geschwister, seine Kinder Juden gewesen sein. Sein Großvater Atlas war ein Jude, Zeus und Maja waren Juden, Apoll war ein Jude, Pan, Priapos und wie seine zahllosen Söhne — jüdische Fruchtbarkeit! — geheißen haben mögen: alle, alle waren Juden! Eine Weltanschauung bricht zusammen, die Menschheit fühlt sich um tausendjährige Andachten betrogen.

Diese Erkenntnis ist niederschmetternd. Aber sie bringt uns auch Licht. Jetzt verstehen wir die Sittenlosigkeit dieser mythologischen Gesellschaft, ihre Rachgier, ihren Neid, ihre Eifersucht. Jetzt verstehen wir endlich auch die wunderliche Gewohnheit dieser Götter, sich, wenn sie zu den Menschen herabstiegen, am Ansatz der Schenkel ein Feigenblatt anzuheften. Dieser Betrug ist vorbei. Fortan kann nichts mehr verheimlicht werden. Die Feigenblätter sind durchschaut, der Olymp ist entlarvt.

Siegmund Feldmann

Wer? Sie? Nein, ich! Also doch Sie!

Diese ekelhafte Verquickung rein materialistischer Triebe mit der heimatsidealen Phrase ist es, die dem Deutschen, der doch alles Fremde, auch das Feindliche zu erfassen sucht, heute erschwert, irgendwelche wirkliche Herzensberührung zum französischen Wesen zu finden.

Aus einem Käseblatt

Liebe Weltbühne!

Emil Jannings erzählte eines Tages bei Pilsener und Bratheringen, wie fürstlich es im Haushalt eines seiner Filmkollegen zuginge. „Du kannst Dir das nicht denken! Sekt und Ananas und Caviar und Hummer — die Tische bogen sich . . .“ „Der Mann muß viel Geld verdienen,“ sagte Jemand, „ist er eigentlich reich?“ „Nein,“ sagte Jannings, „bei reich biegt sich nicht.“

Was geht denn das Herrn Schiele an?!

Wenn die Verwalter andrer Ressorts
— und seis am Ende seines Korridors —
ein bißchen sich mit Weltgeschichte plagen,
ist er durchaus nicht sonderlich bewegt.
Weil er nur wenig Wert aufs Äuß’re legt
Er weeß von nischt und kann nichts drüber sagen.

Erst wenn die Kugel ihren Lauf verließ
und Allen vor dem eignen Mute mies,
fühlt er sich mächtig zum Protest verpflichtet.
Zwar weiß er noch nicht recht, worum sichs dreht
— weil nichts davon im Telephonbuch steht — ,
und weil mans ihm nicht in sein Heim berichtet.

Wenn man Herrn Schiele gar nicht informiert
ist er natürlich und mit Recht pikiert.
Wo bleiben schließlich Hoffnung und Vertrauen?
Er äußert sich, wie man von auswärts hört,
betreffs des Äußern äußerlich empört.
Wer möchte wohl mal in sein — Inn’res schauen ?

Karl Schnog

Antworten

Ignaz Wrobel. Sie schreiben mir: „Erst nachdem ich, in Nummer 25, gefragt habe, wo denn die freiheitsliebenden deutschen Buchhändler seien, erfahre ich, daß der Verlag Hoffmann & Campe an den Vorstand der deutschen Buchhändler das folgende Telegramm gesandt hat: ‚Ablehne Teilnahme Generalversammlung und Feier wegen planmäßiger antisemitischer Pöbeleien Börsenblattes wie in Nummer 104. Gratuliere Redaktion und Verwaltung, die diesem zum Zweck antisemitischen Mörderschutzes verfaßten Artikel Raum gaben, zu geschmackvollem Auftakt der Jahrhundertfeier, der breiterer Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werden soll.‘“ Man kann dem Verlag zu seiner Haltung nur gratulieren und wünscht ihm aktive Kollegen von gleicher Gesinnung.

Dr. Carl Speyer. Zu dem Aufsatz über das bayrische Konkordat in Nummer 26, der überall sonst auf der Welt die schwerste politische Wirkung üben würde, aber bei uns selbstverständlich nicht beachtet wird, haben Sie Historiker die Freundlichkeit mir zu schreiben: „Der erste protestantische Bürger Münchens war nicht Heinrich Eckel, sondern Johann Balthasar Michel aus Mannheim. Und der erste bayrische König – aus der ursprünglich protestantischen Linie Pfalz-Zweibrücken – war erst im Hinblick auf die kinderlose Ehe Karl Theodors zum Katholizismus übergetreten. Seine zwei Gemahlinnen waren aus protestantischen Fürstenhäusern: die erste eine hessen-darmstädtische, die zweite eine badische Prinzessin. Von der hessen-darmstädtischen stammte König Ludwig I. Die erste Verbindung von Wittelsbachern und protestantischen Hohenzollern war die Ehe Friedrich Wilhelms IV. von Preußen mit der Prinzessin Elisabeth, der ältesten Tochter Max Josephs von Bayern aus eben jener seiner zweiten Ehe mit der badischen Prinzessin. Die zweite Verbindung von Wittelsbach und Hohenzollern war die Ehe zwischen Max II. von Bayern und der Prinzessin Maria von Preußen, Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, eines Vetters Wilhelms I.“ Das sind allerdings so verwickelte Familienverhältnisse, daß da meinem Mitarbeiter schon ein kleiner, für die hochwichtige Sache selbst ganz belangloser Irrtum passieren konnte.

Zuschauer. Die ‚Polemik‘, die in Nummer 24 der ‚Weltbühne‘ Wilhelm Michel mit Friedrich Wilhelm Foerster begonnen hat, ist von dem in Nummer 27 der ‚Menschheit‘ aufgenommen worden. Beschafft euch das Blatt vom Verlag Friede durch Recht in Wiesbaden, Garten-Straße 18.

Tübinger Student. Am 2. Juli sollte E. J. Gumbel in einem Gasthofsaal Ihrer Universitätsstadt einen Vortrag halten. Trotzdem das Reichsbanner von Reutlingen der Polizei die Saaleingänge sichern half; trotzdem der Saal selbst zur Hälfte von Gewerkschaften besetzt war; trotzdem der Führer der Reichsbannerleute, der Vorsitzende der Vereinigten Gewerkschaften und ein Universitätsprofessor sich vom Podium herab um Herstellung von Ruhe und Ordnung bemühten – trotzdem kam es nicht einmal zur Eröffnung der Versammlung, da der Lärm der drinnen versammelten und draußen gegen die Türen drängenden Studenten zu groß war. Nachdem man sich im Saal mit Stöcken und Stühlen blutig geprügelt hatte, wurde die Versammlung nach einem Gasthof in Lustnau verlegt, wo Gumbel seinen Vortrag beginnen und so lange fortführen konnte, bis die Studenten aus Tübingen in genügender Anzahl eingetroffen waren. Der ‚Tübinger Chronik‘ zufolge, „entstand bald neuer Lärm, Pfeifen und Gejohle. Im Saal ertönte der Ruf; Reichsbanner heraus! Im gleichen Moment flogen von außen Holzscheite und Steine gegen die Fenster. Im Saale waren die Redner und Versammlungsleiter sichtlich bemüht,

die Veranstaltung in ruhigen Bahnen zu halten. Man verbarrikadierte die Fenster mit Tischen, um die anwesenden Frauen gegen den Steinhagel zu schützen. In den Straßen kam es zu Zusammenstößen, die ganz bedrohliche Formen annahmen. Als Waffen wurden Spazierstöcke, Bohnenstangen, Zaunlatten, Holzprügel, Bierflaschen, Steine, und was sonst irgend Brauchbares zu erreichen war, benutzt. Auf beiden Seiten gab es Verletzte, zum Teil Schwerverwundete. Um ½11 Uhr ertönte in der Ortschaft Feueralarm. Die Glocken läuteten Sturm. Trommler und Trompeter riefen die Feuerwehr zusammen, die mit der Hydrantenspritze Wasserstrahlen auf die Kämpfenden losließ. Der ganze Ort geriet in einen entsetzlichen Aufruhr.“ Dazu schreiben Sie mir: „Mir bleibt nur übrig, Ihnen zu versichern, daß an den beiden Universitäten, die Sie in letzter Zeit als besonders reaktionär hinstellten: München und Heidelberg, eine solche widerspruchslose Einmütigkeit nicht zu erzielen gewesen wäre. Man muß sich über die Natur derartiger Begebenheiten im Klaren sein: es handelt sich nicht um Demonstrationen radaulüsterner ‚völkisch verseuchter‘ Gruppen, sondern was geschah, war der vollkommene Ausdruck des allgemein in der deutschen Studentenschaft herrschenden Geistes, wenn es in diesem Zusammenhang nicht eine Schändung bedeutet, das Wort Geist zu gebrauchen. Und so fragt man sich: Hat es denn überhaupt noch einen Zweck, hier zu kämpfen?“ Ja, den hat es. Man soll sich den Glauben an die Entwicklung und die Vernunft durch nichts nehmen lassen. Man darf aus Ereignissen wie diesen nur den Mut zum Kampf mit der Einsicht in dessen Notwendigkeit schöpfen. Und man muß nun erst recht Alfons Steiniger helfen, Ernst zu machen.

Deutsche. Der Deutsche Notbund gegen die Schwarze Schmach und die Bedrückung der besetzten Gebiete — Adresse: München, Schützen-Straße 1a — versendet nach eigenem Eingeständnis Agenten ins Ausland, um gegen Frankreich zu hetzen. Er bettelt dazu um Geld. Gebt ihm nichts.

Trauernder Vater. „Wie aus Rostock gemeldet wird, ereignete sich dort ein bedauerliches Vorkommnis. Ein auf dem Exerzierplatz in der Richtung nach dem Handgranatenstand gehendes Paar wurde von dem Posten mehrmals angerufen. Als es nicht stehen blieb, gab der Posten zunächst zwei Schreckschüsse ab, dann zielte er auf das junge Mädchen. Das Mädchen, ein Fräulein Anna Lübke, erhielt einen Schuß in den Unterleib und ist heute gestorben. Hierzu erfahren wir von der zuständigen amtlichen Stelle, daß eine Untersuchung des Vorfalls unverzüglich eingeleitet worden ist. Ob, wie behauptet wird, der Posten bei dem Gebrauch der Schußwaffe seine Befugnisse überschritten hat, steht noch dahin.“ Wohin? Seitdem Wilhelm II. den Gefreiten Luck für die Ermordung eines Arbeiters noch belobt hat, wird bei uns immer ganz straflos geschossen, wenn der Schütze in Uniform ist. (Oder wenn er dem Wiking-Bund angehört und seine Zielscheibe dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold.) Das tröstet Sie nicht? Dann malen Sie, der Sie ein Patriot sein wollen, sich doch gefälligst einmal aus, daß Ihre Tochter wirklich bis zu dem Handgranatenstand vorgedrungen wäre, und welches entsetzliche Unheil sie dadurch über das ohnehin genug gemarterte Vaterland hätte heraufbeschwören können. Die Reichswehr schießt leicht, wie’s trifft. Manchmal trifft es Hans Paasche und manchmal zur Abwechslung eine junge Dame. Aber Alles etatsmäßig, Alles etatsmäßig.

Verantwortlich : Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki - Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy, 6

XXI. Jahrgang 28. Juli 1925 Nummer 30

Europas Ende? von Alfons Steiniger

1.

Was in Marokko vor sich geht, ist kein kolonialer Aufruhr, sondern der anhebende Einigungskrieg der freien afrikanischen Staaten. Langsam reift hier eine kulturelle Hypothese politischer Wirklichkeit entgegen: „Afrika – eine Einheit“, die Lehre Leos Frobenius, wird durch diesen Befreiungskampf, dessen erste und mächtige Zuckungen wir in diesen Monaten erleben und erleiden, aus der Behauptung eine Realität. Wie der Krieg der Kolonie Amerika einst, so entspannt der Kampf der Kolonie Afrika jetzt nicht nur die freiheitlichen und nationalen Regungen, sondern auch grade die übervölkischen, kontinentalen: Herkunft, Zielgedanke und Wegrichtung beider schändlich-blutigen Auseinandersetzungen sind von einer besondern und sehr merkwürdigen Parallelität. (Im Übrigen scheinen auf beiden Seiten deutsche Landsknechte sich gegenseitig und andern Menschenbrüdern den Schädel einzuschlagen.)

Inzwischen intoniert China nichts Kleineres als den Auftakt, den zunächst sehr gewaltigen Auftakt der grandiosen Komposition: Pan-Asien. Die rein außenpolitische Verbindung zwischen Moskau und Kanton – den Einen phantastische Hoffnung, den Andern gespenstische Drohung – wird unjournalistische Wahrheit. Und die kulturelle Lockung, die von der Akademie des Ostens in die fernere und wahrhaft östliche Welt ausstrahlte – längst schon vor der politischen Verdeutlichung dieser werdenden Einheit – , ist zuletzt nur das geistige Symptom für eine Gefühlstatsache, für das aufwachende Einheitsgefühl des großen freien Ost-Reichs. Der asiatische Block bereitet sich heute in einer Deutlichkeit vor, daß allmählich selbst die Blinden sehend werden sollten.

2.

Pan-Afrika, Pan-Asien werden in derselben erdhistorischen Stunde zusammengezimmert, da Europa an zwanzig Ecken zusammenkracht. Das Duell der nächsten Zukunft bereitet sich mit wachsender Schnelligkeit vor: die Auseinandersetzung zwischen dem marxistischen Pan-Asien und dem kapitalistischen Pan-Amerika, während Pan-Afrika den Sekundanten macht und der vielgliedrige Zwerg Europa, als uralter Weisheitskrämer, den Wundarzt.

Ist bei dieser Konstellation Europa noch zu retten? Überhaupt? Und so oder anders? Die Klügsten unter

uns, die mit kaufmännischem Hausse-Baisse-Instinkt die Versackung, den Einsturz, die Entwertung Europas wittern, suchen schleunigst den Anschluß an die Hamburg-Amerika-Linie oder beziehen sich dem östlichen Aufbaukreis der kommunistischen Organisatoren ein. Ihre Klugheit ist sondergleichen, ihr Kopf ist gewaltiger als ihr Herz. Denn das ist ja grade das Besondere, Quälende, Zermürbende an dieser europäischen Revue, die sich da in immer tollern, buntern, absurdern Bildern höllisch schnell und laut und hell vor uns abspielt: daß wir nicht nur obligatorische Zuschauer hier sind, sondern zugleich auch aus herzlichem Zwang Spieler, Regisseure, Bühnenarbeiter und Rezensenten. Ein Rest jenes Heimatgefühls, jener geistigen Nähe und Blutsgemeinschaft, deren verkrampfte Übersteigerung den heutigen Nationalismus zur Welt gebracht hat, zwingt uns hinein und hält uns fest bei diesem Theatrum europaeum, spornt uns zu dem Wagnis der Rettung, da und wo eigentlich Alles schon verloren ist.

Auf diese Art ists wohl gekommen, daß der hochbegabte Coudenhove-Kalergi, in seinen Forderungen sehr gemäßigt, für seine Pan-Europa-Propaganda fast überall offene Tore findet – selbst bei Geistern und Geistfeinden, die lieber im engsten Kreise bleiben möchten. Man kann eben gegen die Feuerversicherung sagen, soviel man will – brennts erst, so braucht man sie doch: nicht lange wirds dauern und der bornierteste Chauvinist wird einsehen müssen, daß Europa an allen Ecken brennt, und daß ohne den Alarmruf „Paneuropäische Nothilfe“ die verschiedenen Vaterländer hoffnungslos zu Schutt und Asche verkohlen. Die Pfiffigern unter den Chauvinisten haben diese Tendenz bereits erkannt und bauen als kluge Männer vor; sie sagen sich: wenn schon Pan-Europa unvermeidlich ist, dann seis Interessengemeinschaft der Geldgeber. Die Gefahr, die heute eigentlich schon heraufgezogen ist und dauernd drohender wird, ist das kapitalistische Akzept auf Coudenhove-Kalergis Wechsel, der nun unter den diskontfähigen Männern dieses Erdteils umgeht, und den schließlich dessen Völker mit ihrem Blut und Schweiß einzulösen haben werden.

Ich weiß wohl: wenn überhaupt noch Europa und sein Kulturkreis in seiner Bedeutung zu stützen ist, wenn das absinkende Imperium europaeum noch zur Lebensrealität heraufgebaggert werden kann, so allenfalls durch die Einigung zum Block Pan-Europa. Aber ich sehe keinen Sinn und kein Recht, diesen letzten hoffnungsreichsten Ausweg zu versuchen, wenn er auf die Unrechtsstraße des Kapitalismus, den Unsinnpfad des Militarismus zurückführt. Pan-Europa könnte und sollte die äußere Verwirklichung eines mehr nach innen gerichteten Postulats sein, das

Schiller für das Individuum in den herrlichen synthetischen Satz gespannt hat: „Herstellung der Totalität ist Zweck höchster Kultur der Persönlichkeit“. Im übrigen ist diese Totalität – ins Äußere der Erdorganisation übertragen – erst erreicht mit dem Erdballstaat, als dessen bewußten Vorboten Pan-Europa sich zu fühlen hätte. Aber so sehr auch der Europäische Block sich aus geistiger Notwendigkeit und politischer Zweckmäßigkeit rechtfertigt und bestimmt: er wird schimpfliches Unrecht, wenn er nur kapitalistischer Koloß mit gesteigertem Universalchauvinismus werden will. Coudenhove-Kalergi wird sich klar und bündig erklären müssen, welche Formel die seine ist: „Europa den europäischen Völkern!“ oder „Europa den europäischen Kapitalisten!“ Wird die paneuropäische Lösung zum bürgerlichen Kampfruf von morgen, so haben alle Zukunftsstreiter die Hände von diesem Experiment wegzuziehen. Soll sie erster Schritt zum künftigen Sternstaat sein, so haben ihn die Aktivisten aller Art zu wagen – selbst auf die Gefahr hin, mit dem versackenden Erdteil in die Flut des Chaos abzusinken.

3.

Und sollte also gar nichts bleiben von Europa als nur die Erinnerung und das eingebrachte Stammgut an Geistwerten? Sollte keine Wiederkunft uns blühen? Die Hoffnung hängt sich bis zuletzt ans sinkende Schiff und sucht mit vergrößerndem Blick rettende, tragende Kräfte: die Hoffnung spricht den Namen Katholizismus aus. Niemand kann sagen, was sich in Rom vorbereitet; aber wenn die katholische Organisation sich so weit zu revolutionieren vermöchte, um das Duell Lenin – Ford, Pan-Asien – Pan-Amerika zu synthetischer Steigerung hinaufzuläutern, die Diagonale beider Kräfte auszumitteln und ethisch zu verfestigen: dann könnte es ein Erwachen der ältesten europäischen Macht geben in Maßen und Formen, von denen klügste Schulweisheit sich noch nichts träumen läßt.

Freilich: die Zeit drängt. Das ungeeinte Europa spielt sich auf eine unerhört ekelhafte Art zu Tode: auf eine sehr moderne Art. Keine antike Tragödie, kein ebenmäßig verklingendes Schauspiel, kein leidenschaftliches Drama ist dieser Untergang, sondern eine Revue: frech, schweinisch, geistlos, unverschämt, großmäulig, bunt und teuer, wie all diese burlesken Schaubietungen. Die Revue rast mit vielleicht haltloser Schnelligkeit ihrem Ende zu. Wenn der Vorhang, der eiserne Vorhang des letzten europäischen Krieges sich über dem Schlußakt und über Europa selbst gesenkt haben wird, kann kein Gott und auch keiner seiner Stellvertreter den Leichnam Europa, die verweste Bühnenmarionette zum Atmen mehr bringen.

Die italienische Deutschfreundlichkeit von Ernst Bloch

Wir doch lieben uns jetzt nicht allzu sehr. Sehen mindestens, wie nichts sich scheidet oder gar entscheidet.

Noch weniger konnten wir uns die Andern als Freunde gewinnen. Nach den Erinnerungen des Kriegs, während der verächtlichen Praktiken unsrer Inflation. Ganz gleich, wie die Welt uns enttäuscht hat: wir haben sie sicherlich noch viel mehr enttäuscht. Die Westländer, Amerika vor allen, glaubten an die latente deutsche Demokratie, an das Bild von der befreiten Jungfrau und dem erschlagenen Drachen. Rußland glaubte noch gründlicher an das geheime Deutschland, als das Land der höchsten Technik, des organisiertesten Proletariats, des scharfsinnigsten theoretischen Bewußtseins. Aber beide, Amerika wie Rußland, der Völkerbund wie die Zweite Internationale, sahen schließlich die Höhle leer. Der feudal-militaristische Drache schien nicht nur der Zwingherr des Landes gewesen zu sein, sondern auch sein einziger nennenswerter Bewohner.

Desto auffallender, sich irgendwo ganz und gar geschätzt zu sehen. Die Italiener haben die Kunst vollbracht: ihre Deutschfreundlichkeit ist stärker als je. Sie geht auf jeden Deutschen als einen ehrlichen Menschen ohne weiteres, und sie geht auf das ganze Land als ein geordnetes schlechthin. Sie ist im Grund völlig abstrakt, fast ohne Interesse für die tatsächlichen Vorgänge, den tatsächlichen Zustand Deutschlands selber. Tausende von Deutschen könnten hier Wirte und Geschäftsleute betrügen, wie sie ja auch getan haben: der Italiener will nicht vom Einzelnen aufs Ganze schließen, und dies Ganze ist schließlich sein Glaube, er will an Deutschland glauben. Nicht einmal die Inflation – anderswo der letzte Ruin, den sich Deutschland noch zufügen konnte – hat hier sonderlich geschadet; die Legende von der deutschen Treue und Ehrlichkeit bleibt unerschüttert, abstrakt wie Mutterliebe, fast wie Religion, durch matter of fact nicht widerlegbar. Der Krieg ging gegen Oesterreich, nicht gegen Deutschland; die demokratische Kriegsideologie war schon damals, bei den Parteien der Intervention, nicht ganz ausschlaggebend, und Marinetti, als stärkster Interventionist, ist heute der Freund Mussolinis. Aber man liebt deshalb nicht etwa nur das reaktionäre Deutschland, weil es reaktionär ist, im bestimmten Sinn einer Partei. Sondern diese Liebe eben ist großzügig, geht auf Deutschland als ein unerschütterliches Kraftgebilde der Ordnung, wie es auch kommen mag; es könnte sogar kommunistisch kommen, und man würde trauern, nicht hassen. Der italienische Bürger sähe selbst in diesem Fall keinen plündernden Pöbel vor sich, als den er sich die heimischen und die russischen Kommunisten gern vorstellt, sondern irgendeine sonderbare Verirrung, vielleicht sogar nur einen Umweg, von Deutschland, als dem Prinzip der Ehrlichkeit und Ordnungsgewalt schlechthin, eingeschlagen. Die Wahlen vom Dezember 1924 erregten hier kaum ein Inter-

esse, sehr zum Unterschied von den französischen oder englischen Wahlen, wo man konkret und inhaltlich hinsieht, wo Politik allein und keine Mythologie getrieben wird. Wie Bismarck einmal sagte, auch das konservativste Blatt sei immer noch mehr Blatt als konservativ: so ist dem heutigen Italiener des bürgerlichen Durchschnitts, also der regierenden Klasse, Deutschland allein der Generalnenner and alles dort konkret Geschehende eine bloße wesenlose Begleiterscheinung, ihm nicht wichtig. Deutschland steht für Tüchtigkeit, für den Inbegriff aller bürgerlichen Tugenden, schließlich für Staatssubstanz selber; Mißwirtschaft wird nicht gesehen, Partei konstellation kaum gewertet, reale Zustände sind ein bloßes Adjektiv an der legendarisch verklärten Substanz, und kaum selbst ein Attribut. Der gebildete Italiener schätzt überdies kaum weniger abstrakt das sogenannte deutsche Geistesleben, die Superiorität der deutschen Geisteskultur. Einige Ausnahmen werden hier zwar gemacht: so kehrte sich Benedetto Croce gegen Spengler, spielte Vico, Herder, Hegel, die organische Geschichtsphilosophie also, gegen Spenglers Mechanismus und Determinismus aus. Aber auch diese Verwerfung geschah zum großen Teil von den Maßen der deutschen Philosophie her, war über die Hälfte mehr von Hegel als von Italien her bestimmt. Nichts hindert sonst daran, die deutsche wissenschaftliche Arbeit, schon weil sie deutsch sei, besonders zu ehren; manche unsrer offiziellsten Flachköpfe genießen hier in der Tat ein Ansehen, als seien sie noch mit den Insignien Kants geschmückt. Auch Verdi ist den Italienern gering gegen Richard Wagner; das Land Kants und Hegels ist ihnen eine fast zeitlos dauernde Realität, und sie gebrauchen die Schulsprache der klassischen deutschen Philosophie fast völlig als ihre eigne. So stark, so einheitlich leuchtet den Italienern Deutschland vor, ungeteilt, weder Drache noch Jungfrau, weder Potsdam noch Weimar, sondern ein abstrakter Schematismus von Ordnung und Substanz, wie man ihn sich denkt, als eigne Ergänzung, als eignes Vorbild.

Wie dies möglich sei? Das ist durchaus nicht so leicht zu beantworten. Die Deutschen etwa sind gemütlich, das gefällt schon und täuscht. Da ist auch manche Nachwirkung des Kriegs, sowohl irgendein Unbehagen darüber, die starken Deutschen besiegt zu haben, wie vor Allem ungemeine Enttäuschung über Frankreich. Über den alten Konkurrenten im Mittelmeer, der so riesengroß aus dem Krieg nachhause kam, daß er kaum mehr noch Konkurrent ist, sondern einfach Herr. Der nächste Krieg, mit Deutschland gegen Frankreich: das ist eine beliebte Heimphrase des italienischen Bürgers und eine stehende Huldigung an den deutschen Gast.

Wichtiger aber ist ein andres Motiv zur Deutschfreundlichkeit; der wirtschaftlichen Lage, Vergangenheit und Aspiration Italiens genauer entsprechend. Denn so früh auch in Italien die kapitalistische Entwicklung begann, so früh blieb sie stecken. Die Kleinstaaterei, der Kohlenmangel, der konsumtionsfrohe, läßliche Katholizismus, die schlechte, noch heute im Süden des Landes übliche Pachtwirt-

schaft – alle diese sehr verschiedenen Momente hielten Italien hinter dem Norden zurück, verhinderten den kapitalistischen Typus. Seit der Einigung wurde dies zwar wesentlich anders, ein grade heute besonders stark quellender Nachwuchs liefert Arbeitskräfte, und der Norden des Landes vor Allem deckte sich mit Fabriken, leistungsfähig von der Teigware bis zum Automobil. Hier auch hat der Fascismus seinen Boden oder, besser gesagt, seine Zuschüsse; hier ist der Unterbau für diese feurige Kapitalisten- und Imperialismus-Partei, für diese revolutionäre Reaktion. Desto stärker aber auch kontrastiert die neue Idolatrie von Fleiß, Zucht und Ordnung mit dem alten Italien, seinem Bettel, seinem Schmutz, seinen gutmütigen, aufdringlichen, sanguinischen Menschen. Oft glaubt man ja in der Tat, hier einen andern Erdteil betreten zu haben, ein paradoxes Kolonialland mit sechs Kulturen übereinander, von denen keine mehr lebt, es sei denn in mählich verschwindenden Volksgebräuchen; „al gusto europeo" heißt ein Modegeschäft in Neapel an großer, belebter Straße, und in der Tat liegt gar Vieles an der bloßen europäischen Peripherie. Noch zeigen die meisten Läden, von den Glanzstraßen und einigen norditalienischen Großstädten abgesehen, halborientalischen Bazarcharakter, noch lebt der vorenglische, vorkapitalistische Geschäftsgebrauch der fließenden Preise, des Handelns, des Einkaufs als einer Schlacht oder eines Kunstwerks. Noch herrscht große technische Primitivität – wie sie ja schon Goethe auffiel, im Vergleich zu seinem gewiß nicht allzu komfortabeln, durchrationalisierten Deutschland – ; und der Geschmack selber hat nach wie vor den Tiefstand unsrer siebziger Jahre, brillierend in Attrappen, niggerhaftem Aufputz, mißverstandenem Barockkitsch und ähnlichen Übergangsstadien, ohne jeden Begriff vom allein jetzt möglichen, vom sachlichen Gebrauchsstil. Desto leidenschaftlicher eben auch ist der Wille, die ausgelassene „Zivilisation" zu gewinnen, statt des bloßen Zusammen von Analphabeten und museal gewordener Kultur; und zwar Zivilisation in ihrer englisch-amerikanisch-deutschen Gestalt vor Allem, als Technik, Comfort, Solidität. So Viele schon aus den italienischen Bergdörfern waren in Amerika, üben am Sonntag in kopierten Saloons amerikanische Drinks und breitspurige Gesten. In den großen Hafenstädten genießt aller westnördliche Habitus desgleichen eine fast abergläubische Verehrung, ist fast ähnlich ein Objekt romantischer Sehnsucht, Spielerei und Sentimentalität, wie es Italien selber den Engländern und Deutschen war und bleibt, wenngleich aus umgekehrten Gründen. Auch den Deutschen ist ja die Verehrung des Engländers als des geformtesten Bürgers nicht unbekannt; hier in Italien aber umgreift sie den ganzen germanischen Zivilisationskreis; und wie die italienische Frau auf Paris, so blickt der italienische Bürger, als Patriot seiner Klasse, auf London, New York, Berlin.

Doch wäre dieser Blick allein noch zu weit, um die Deutschen so besonders zu treffen, wie dies der Fall ist. Denn nicht nur kapitalistisch will Italien werden, sondern auch imperialistisch, dazu aber gibt oder gab ihm Deutschland das klarere

Muster. Amerika, England, die rein kapitalistischen Staaten, sind de facto imperialistisch, aber nicht im tönenden, machthaften, militärischen Stil, als welchen das Bürgertum nie aus sich erzeugt. Frankreich wiederum hat gewiß Phrase und Tradition de gloire, ist zudem blutsverwandt, wie denn ja auch Suarès den Don Quixote als Genius der gesamten lateinischen Rasse feiert. Aber Frankeich ist nicht nur eben der ungeliebte, der allzu mächtige, allzu nahe Konkurrent, sondern entbehrt vor Allem des nüchtern-soliden Schimmers oder besser gesagt: der mehr als bloß kleinrentnerischen, der großzügigen Solidität, der geschäftlichen Exaktheit auch noch im Abenteuer und in der Expansion. Nur der germanisch-protestantische Konzern zeigt diese Züge; und Deutschland allein eben pflegt außerdem noch den Machtzauber, hat Imperialismus als solchen noch in sich, als Nachklang der römischen, der mittelalterlichen, der kaiserlichen Universitätsidee. Ungemein stark nun lebt eine verwandte Machtsucht um ihrer selbst willen auch im modernen bürgerlichen Italien, ein Götzendienst vor Italien als Idee, als dem Boden und Erben des Römischen Reichs. Dieser Imperialismus findet in seiner eignen, rein italienischen Vergangenheit — so zerklüftet, so aufgeteilt unter Stadtstaaten, wohl gar fremde Potentaten — kaum ein Zeugnis, kaum eine Tradition; sieht man von der venetianischen Macht- und Kolonialpolitik, als einem bloßen Sonderfall, ab. Wohl aber vereinigt Italien mit Deutschland eine sich vielfach durchkreuzende Geschichte, geeint im Geist des Römischen Reichs, ein Machtspiel zwischen Kaiser und Papst und den Städten, oft auf kaiserlicher Seite. Nirgends hat sich das Bewußtsein vom Karolingischen Reich so lange erhalten wie auf seiner Süd-Nord-Strecke; nirgends auch konnte die neuerblühte italienische Staatsmystik solche ideologischen Allianzen finden wie im Preußentum, im Alldeutschtum als den Rechtsnachfolgern der Universalstaatsidee und zuletzt des Römischen Reichs. Nachdem die liberalistische Ideologie ihre Dienste gegen Oesterreich geleistet hat, tritt die ältere, die römisch-deutsche Tradition offenbar auch stärker hervor und ist eines der Motive sowohl des Fascismus wie der Verbundenheit mit Deutschland, mit seinen Gefahren und Tugenden.

Auch geistig sind die Gegensätze zwischen Italien und Deutschland nicht so stark, grade historisch nicht so kontrastiert, wie das deutsche Kontrastbedürfnis und eine klassizistische Legende wahr haben wollen. Dazu ist zuviel deutsches Blut im Süden, zuviel römische Schulung bei uns selber zuhause. Italien hat mindestens ebenso sehr Leben, Fülle, Überschwang, ja Übermaß und brausende, dunkle Tiefe, wie Deutschland umgekehrt Elemente der Besonnenheit und eines konstitutivern Gestaltwillens enthält. Der Gegensatz von italienischer Form und deutschem Ineinander, von künstlerischer und mystischer Begabung also ist ein bloßes Cliché, wie schon die beiden Barocken zeigen, von denen das deutsche geschlossener ist; oft gar enthält die italienische Kunst mehr Cuore als die deutsche und die deutsche Kunst umgekehrt mehr Rom, mehr Kolosseum, mehr gestaltete Monumentalität als die

italienische. Grade der deutsche Gestalt- und Staatswille auch in Kunst und Philosophie, grade die Nachwirkung des alten Universalreichs zieht ja die Italiener vor Allem und auch als Geist an. Das „Gesamt-Kunstwerk“ Richard Wagners mit seinem schwellenden Lyrismus dazu, die „Universalphilosophie“ Hegels, alle diese synthetischen Energien Deutschlands grade erscheinen den Italienern so vorbildlich wie wahlverwandt. Und Deutschland wird mehr als nur Gegenwart und Sache der Politik, wird ein Mythos, geboren aus Erinnerung, genährt von sonderbaren Verbundenheiten.

Auch noch ein andres, sehr viel größeres Volk zeigt sich derart deutschfreundlich gesinnt. In Rußland wirkt sogar über den gewaltigsten Umsturz, bei neuen Machthabern, die „traditionelle Freundschaft“ nach. Auch hierzu liefert irgendeine nicht-westliche Macht-Tradition das offenbar stärkste Motiv. Das fascistische Italien, das kommunistische Rußland sind in Germanophilie geeint, in der Liebe zu irgendetwas also wohl, das die Welt vier Jahre lang bekämpfte und, wie es schien, besiegte. Die Zukunft schien der Demokratie zu gehören: aber die Länder der stärksten Geburtenzahl, Italien, Deutschland, Rußland vor Allem, dieses Arsenal der ganzen europäischen Zukunft, zeigen am wenigsten Demokratie westeuropäischen Stils. Ein geistreicher Franzose sagte einmal, das untergegangene Römische Reich habe uns zwei gleich schwere Probleme hinterlassen: im Westen den Stuhl Petri, im Osten die Balkan-Frage. Der Satz selbst freilich ist nicht einmal geistreich, sondern einfach liberalistisch und Horizont des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts. Begreift man indes die Hartnäckigkeit des italienisch-deutschen West-Rom, des russischen Byzanz, so bekommt dieser Satz doch seinen Sinn, so blickt uns aus ihm manche bedenkliche, manche nachdenkliche Wahrheit entgegen. Der Gefahren sind hier viele, wenigstens aber auch hat sich Nach-Rom mit dem Liberalismus, mit der bloß halben, also ganz schlechten Verwirklichung der Freiheit, mit der „krauchenden messianischen Bewegung“ nicht den Appetit verlegt. Und wie Rußland zeigt, geht selbst der Appetit von Byzanz letzthin nur auf Revolution, Marxismus und, schließlich, moralische Anarchie. Das ist ein Umweg, ein offenbar zum zweiten Mal in der Geschichte notwendiger: Kartoffeln zieht man in Böotien, gewiß, Eulen in Athen, noch gewisser, aber Christentum doch offenbar nur in „Rom“.

Zu diesem Anschluß von Georg Herwegh

Töricht zwar ins Herz geschlossen
Hatt ich einst ein Ideal,
Das zerfetzt nun und zerschossen
Liegt im preußischen Spital.
Doch was kümmern uns die Wunden,
Die der Ruhm der Freiheit schlug!
Mag sie, was sie kann, gesunden:
Wir sind groß — das ist genug.

Eine vergewaltigte Nation von V. Blasco Ibañez

IV.

Primo de Rivera und seine Trabanten

Während des letzten halben Jahrhunderts hat sich die Monarchie in Spanien nur damit beschäftigt, die Armee zu umschmeicheln. Gestützt auf die bewaffnete Macht glaubt sie, jeden Protest mit Kugeln ersticken zu können. Das übrige Spanien hat für die Herrscher keine Bedeutung. Jeder Fortschritt wurde gehemmt. Ich, ein Spanier, erkläre voll Schmerz und Scham, daß Spanien heute von allen Ländern am schlechtesten organisiert ist. Seine reichsten und arbeitsamsten Gebiete, Catalonien zum Beispiel, haben eine beharrliche Neigung zur Separation.

Spanien als Nation hatte Ideale, die vielleicht falsch waren, die vielleicht auf einem Irrtum beruhten, die aber in ihrer Hochherzigkeit von der ganzen Welt anerkannt waren. Die Monarchie hat in einem halben Jahrhundert ein rein materielles Volk geschaffen, dessen Moral tief gesunken ist.

In fünfzig Jahren haben die Könige von Spanien keine Schulen gegründet und auch sonst nicht das Geringste für den kulturellen Fortschritt des Landes getan. Wohl aber hängen sie an den überkommenen barbarischen Gebräuchen, deren Ausübung bei ihnen als patriotische Tugend gilt.

Die Lage des Königs Alphons XIII. wurde immer schwieriger. Auf der einen Seite sah er sich bedroht von der separatistischen Bewegung, auf der andern Seite von dem sozialen Klassenkampf. Auf eine starke Regierung konnte er nicht bauen, da er verstanden hatte, im Lauf der Jahre zu verhindern, daß eine sich bildete. Zur Zeit von Alphons XII. und der Königin-Regentin gab es in Spanien nur zwei Parteien: die Liberalen unter Canovas und die Konservativen unter Sagasta, die abwechselnd die Regierung übernahmen. Jeder von diesen Staatsmännern hatte, gestützt auf seine Partei, genügend Autorität, um den Willen des Parlaments auch dem König und seinem Hof gegenüber durchzusetzen. Alphons XIII. aber gelang es, durch seine Intriguen, Belohnungen und andre Mittel diese beiden Parteien zu sprengen nach dem jesuitischen Grundsatz: Divide et impera! So traten an die Stelle der beiden alten Parteien ein Dutzend neuer, von denen keine genügend stark war, um sich in der Regierung zu behaupten. In ständigem Kampf mit den andern Parteien mußte diejenige, die an der Regierung war, sich, um es zu bleiben, den Zumutungen des Königs beugen.

Der verhängnisvolle Einfluß der spanischen Bourbonen erstreckte sich nicht nur auf die Nation, sondern auch auf das Heer. Während des 19. Jahrhunderts intervenierte die Armee oft im politischen Leben, manches Mal im liberalen, manches Mal im reaktionären Sinne. Aber stets zeigte das Offiziercorps einen gewissen Idealismus, der eine Hoffnung für das Land bedeutete. Alphons XIII. und vor ihm seine Mutter haben diesen Geist der alten Armee vernichtet. Aus dem Offiziercorps sind Gewerkschaften geworden, die sich nur mit den Vorteilen ihres

Berufs beschäftigen. So kamen im Jahre 1917 die sogenannten „Juntas“ auf, uniformierte Sowjets im russischen Stil, in denen nur Offiziere Stimme hatten. Diese soziale Klasse, von ihrer Bedeutung überzeugt, wollte nunmehr ihre Machtstellung ausbeuten. Die Armee, davon durchdrungen, das Schicksal der Monarchie in der Hand zu haben, begann, durch ihre Juntas Gehaltserhöhung und Vorrechte zu fordern. So bildete sich innerhalb des Staats eine Sonderklasse mit eignen Gesetzen, die unangreifbar geworden und jeder Diskussion entrückt ist. Man kann in Spanien Alles diskutieren; in einem Lande, wo der Katholizismus Staatsreligion ist, sogar die Existenz Gottes. Wer aber diese Sonderklasse kritisiert, wird auch als Zivilist vor ein Kriegsgericht gestellt und kommt unfehlbar ins Gefängnis.

Vier Jahre haben die Vorbereitungen zum Staatsstreich gedauert. Der König, mit der ihm eigentümlichen Unbesonnenheit, enthüllte vorzeitig den Plan. Nach einem üppigen Bankett, das 1922 in Cordova stattfand, beklagte er sich bitter über die traurige Rolle, die er als konstitutioneller Herrscher spiele, gab dann aber zu verstehen, daß er demnächst als absoluter Monarch regieren werde.

Anfänglich war zum Diktator der Präsident des höchsten Militärgerichtshofs, General Aguilera, ausersehen. Aber eines Tages gab es ganz unerwartet im Senat eine heftige Diskussion zwischen Offizieren und Zivilisten. Als der General Aguilera äußerte, daß die Ehre eines Offiziers höher stünde als die eines Zivilisten, erhielt er von dem frühern Ministerpräsidenten Sanchez Guerra als Antwort zwei Ohrfeigen. Nach diesem skandalösen Vorgang kam der General von Aguilera nicht mehr in Betracht. Der König bestimmte nun den General Primo de Rivera, damals Militäroberbefehlshaber von Catalonien. Dieser Miguel Primo de Rivera hat eine ungewöhnliche Karriere hinter sich. Seit dreißig Jahren zitiert man ihn in der spanischen Armee als klassisches Beispiel von unerhört skandalöser Begünstigung. Sein kinderloser Onkel, der Capitan-General Primo de Rivera, der die revolutionäre Regierung 1874 verriet und die Restaurierung der Bourbonen unterstützte, gebrauchte seinen ganzen Einfluß, um seinen Neffen zu lancieren. Überall, wo Spanien Krieg führte, auf Cuba, den Philippinen und in Afrika, war der junge Rivera zu finden. Aber was andern Offizieren nur eine ehrende Erwähnung im Rapport eintrug, wurde bei ihm zu einer Heldentat gestempelt. So wurde er mit dreißig Jahren General.

Ich habe mich zweimal mit ihm unterhalten. Da er weder durch Intelligenz hervorragt noch komplizierter Natur ist, genügt das, um ihn zu beurteilen. Er ist von einer albernen Geschwätzigkeit, zweifelt nicht an seinem Heroismus und glaubt, verdorben durch seine rapide Karriere, Alles zu wissen und zur Lösung der schwierigsten Probleme befähigt zu sein. Trotzdem er jetzt Generalleutnant ist, Spanien beherrscht und auch dem König seinen Willen aufzwingt, nennt ihn doch ganz Spanien „Miguelito“, das „Michelchen“, denn heute noch ist er der Leutnant von früher.

Die Gewohnheit, nachts öffentliche Häuser zu besuchen, hat er beibehalten. Außerdem ist er einer der bekanntesten Spieler. Es gibt wohl keinen Spielklub in ganz Spanien, in dem er nicht verkehrt hat. Sein eignes und fremdes Geld hat er verspielt, und als er die Regierung an sich riß, um in Spanien wieder moralische Zustände einzuführen, fehlte ihm nichts so sehr wie Bargeld.

Als Militäroberbefehlshaber von Catalonien wußte er die Situation auszubeuten, indem er sich den konservativen und reaktionären Kreisen als Retter anbot. Unbekümmert um die Zivilgouverneure in Barcelona mengte er sich in alle sozialen Konflikte ein. Oft waren die Arbeitgeber bereit, sich mit den streikenden Arbeitern gutwillig zu einigen – doch Rivera war stets gegen eine derartige Regelung. „Laßt mich nur machen! Es ist Zeit, daß die Kanaille auf einen Mann wie mich stößt. Ich werde sie in meiner Faust zerdrücken.“

Von Barcelona aus verständigte er sich mit dem König über die Militärrevolte, deren Erfolg dadurch gesichert war. Das schwächliche Kabinett des Ministerpräsidenten Marquis von Alhucemas leistete nicht den geringsten Widerstand. Dazu kam, daß der Kriegsminister, General Aizpuru, ein skrupelloser Mensch, die Regierung verriet und die Empörung vom Ministerium aus unterstützte, wofür ihn das siegreiche Direktorium zum Generalgouverneur von Marokko ernannte.

Wenn Alphons XIII. willens gewesen wäre, den in Catalonien ausgebrochenen militärischen Aufstand zu unterdrücken, so hätte damals ein telegrapbischer Befehl an den Chef der Polizei in Barcelona genügt, um Primo de Rivera am Ohr zu nehmen und ins Gefängnis zu setzen.

Die Revolte in Barcelona wie in Madrid und andern Städten beschränkte sich ganz und gar auf die Offiziere. Sie sprachen und drohten im Namen der Armee. Die Truppen waren in ihren Kasernen eingeschlossen und durften keine Verbindung mit der Öffentlichkeit aufnehmen. Die Erhebung in Barcelona war geglückt. Sie hatte sogar den rauschenden Beifall gewisser Schichten der Bevölkerung. Kein Wunder, denn Miguelito zeigte sich eingenommen für die catalonischen Bestrebungen nach Selbstverwaltung. Industrielle und Kapitalisten glaubten außerdem, an ihm einen starken Hort zu haben in ihren Kämpfen mit der Arbeiterschaft.

Für die Verwirrung des Urteils hatte man ja doch beizeiten gesorgt. Man hatte dem Volke die Meinung beigebracht, daß alles Übel von den Politikern herstamme. Sie allein hinderten den König, seine Pläne für das Volkswohl auszuführen.

Miguelito, von derselben „Mentalität“ wie die große Menge, fand schnell ein revolutionäres Programm, um sie zu begeistern: „Alle Politiker, die bis heute Spanien regiert haben, sind weiter nichts als eine Bande von Spitzbuben. Ich werde ihnen die Maske abreißen und sie ins Gefängnis werfen.“

Und mit diesem feierlichen Versprechen brach der von der Vorsehung gesandte Mann nach Madrid auf, um ganz Spanien einem Läuterungsprozeß zu unterziehen. (*Fortsetzung folgt*)

Generalprokurator Krylenko von Oscar Blum

Krylenko war der Ankläger der Dittmar, Kindermann und Wolscht. Ich sehe ihn, wie er da steht vor seinem Ankläger-pult und die Angeklagten mustert, während diese des Spruches ihrer Richter harren. Krylenko beantragt immer – oder nahezu immer – die Todesstrafe. Und erweckt den Eindruck, als sei dies der einzige Augenblick, der ihn bei der ganzen Sache freut. Ein Zittern geht durch seinen Körper, ein wollüstiges Erschauern vor der Unmittelbarkeit des Todes, in dessen Nähe er die Angeklagten rückt. Dann, wenn der Spruch erfolgt ist, ist Alles auch für ihn vorbei. Schlapp fällt die kleine, ein wenig aufgedunsene Gestalt zusammen; Schweißperlen werden auf der Stirn sichtbar; die kleinen, grauen, tückischen Augen schließen sich.

*

Man sagte in Moskau, Krylenko wäre Sadist. Ich habe das nie geglaubt. Das ist nicht das Geheimnis seines Wesens. Sondern in ihm läßt sich der hysterische Kraftaufwand eines Intellektuellen beobachten, den Verbitterung und Ingrimm so lange würgten, bis eine günstige Gelegenheit ihm fremdes Leben in die Hand gab. Sein Haß ist die Besessenheit eines schiffbrüchigen Literaten. Seine Berserkerwut ist die Rache des verkannten Debattierers. Sein Zorn die Selbstbefriedigung einer durch tausendfache Erniedrigungen gegangenen Seele. In ihm nimmt die Menschheit an sich selbst Rache für die Kleinheit ihrer seelischen Ausmaße.

Sollte hier aber doch von Sadismus gesprochen werden können, so kommt er bei Krylenko nicht aus dem Sexus, sondern aus dem Intellekt. Es ist ein rationalistisches Schwelgen, ein Machtrausch, der das Hirn benebelt. Gelesenes und Gedachtes – nicht: Erlebtes und Gefühltes – sind die Triebkräfte dieser geistigen Maschinerie. Nichts geht über die Grausamkeit eines Intellektuellen, der sich seiner Grausamkeit bewußt ist. Grausamkeit ist naturhaft; aber sie ist auch – wie alles Naturhafte – aufrichtig und läßt sich leicht zum Besseren wenden. Doch wehe, wenn sie nur zur Maske wird, wenn sie ein Antlitz zu verbergen hat, dessen Züge sonst wesenlos wären; wenn eine mangelhafte Persönlichkeit, der alle Lust der Welt unzugänglich ward, sich im delirium tremens der Grausamkeit austobt. Krylenko ist ein Schulfall. Er wurde zum Paragraphen-schinder der Revolution, weil er ihre sterile Seite darstellte. Weil ihm die Revolution zum Paragraphen ward, dessen Buchstaben seinen Hirnkasten ausfüllten, ohne ihn zu befruchten. Er ist ein trockener Schleicher neben den blutvollen Gestalten seiner Kameradschaft. Er wurde zum öffentlichen Ankläger im Namen des Bolschewismus, zum Generalprokurator der Sowjet-Republik, weil einzig dieses Amt ihm ermöglichte, den Mangel an Persönlichkeit zu kaschieren. Er ist der geborene Unrechts-anwalt: denn wofür immer er sich auch einsetzen mag – es wird unter den Hämmern seiner scharfen Stimme zu Unrecht. Was ihn treibt, ist nicht Überzeugung, sondern Autosuggestion, kalt berechnende Impotenz. Er glaubt nie an Das, worum es

geht. Aber immer an die Daseinsberechtigung seiner Klugheit, die mit fremdem Leben Fangball spielt.

*

1905 tauchte Krylenko zum ersten Mal in Petersburg auf. Damals war er noch blutjunger Student, Petrarschizkis, des großen Kriminalisten, begabtester Schüler. Fast in sämtlichen politischen Versammlungen jener buntbewegten Zeit machte er sich bemerkbar. Sein Deckname war: Genosse Abram. Er zählte zu den gefährlichsten Gegnern des Kadettenführers Roditschew, dank seinem rationalistischen Sarkasmus, seiner scharfen Kälte, seiner stechenden Eloquenz. Seit jener Zeit blieb Genosse Abram ununterbrochen in der Bolschewisten-Partei tätig. Er ging mit Lenin durch Dick und Dünn und ward zum eifrigsten Schüler des Fraktionsgeistes und Fraktionshasses. Der Krieg rief ihn – als Fähnrich der Reserve – unter die Waffen; und damit begann die Zeit seiner stärksten Wirkung. Als Propagandist des Bolschewismus hat er Hervorragendes geleistet. „Fähnrich Krylenko“ war bald die populärste Persönlichkeit in der IX. Armee – derselben, deren „Geist“ zuallererst vom Bazillus der Kriegsmüdigkeit infiziert wurde.

1917 sehen wir ihn wieder in Petersburg. Dort stellt er sich alsbald an die Spitze der bolschewistischen Bewegung und tritt dem militär-revolutionären Ausschuß bei, der den Oktober-Aufstand leitete. Doch der Mann der Tat hielt nicht Alles, was der Propagandist versprochen hatte. Andre waren rühriger und tatkräftiger. Krylenko wirkte mehr im Hintergrund, gab Ratschläge, verfaßte Beschlüsse, intriguierte und konspirierte. Am 25. Oktober befindet er sich zufällig am Apparat, als Lenin das Gespräch mit dem Oberkommando führt. Sonst ist Niemand bei der Hand – und, rasch entschlossen, ernennt ihn Lenin zum Oberbefehlshaber aller russischen Streitkräfte. Fähnrich Krylenko geht nach Mogilew, vermag aber an Ort und Stelle nichts Andres als heillose Konfusion anzurichten. Bald erweist sich als notwendig, ihn abzuberufen. Der improvisierte Generalfeldmarschall wird zum Generalprokurator der Republik; und hier erst findet er das entsprechende Tätigkeitsfeld. Hier braucht und gebraucht er nichts als das Wort. Hier gilt Ingrimm als Energie, Verbissenheit als Tatkraft, Zynismus als Stärke. Krylenko war der prädestinierte Staatsanwalt des neuen Regimes.

*

Krylenko besitzt nicht die Gabe der großen, leidenschaftlichen Beredsamkeit. Seine Rede ist scharf, aber trocken. Seine Anklagen sind gut gemacht, doch fehlt es ihnen durchweg an innerer Überzeugung. Darum hat er immer etwas vom Taschenspieler. Er jongliert mit Tatsachen, entstellt sie, reiht sie beliebig an einander, erfindet Niedagewesenes, leugnet Evidentes – dies Alles mit der sardonischen Ruhe eines Menschen, dem nichts passieren kann, weil er vor nichts Halt macht. Krylenko hat keine Ehrfurcht vor dem Leben. Darum gibt es keine Schranke, vor der seine kalte Strebsamkeit zurückschrecken würde.

Dennoch kam auch über diese kleine Seele eine große Passion. Als die Tyrannenstürmer schlichte Beamte wurden und Revolutionäre Minister, da brachen plötzlich alle Leidenschaften aus, die bis dahin von der strengen Zucht der Parteikasteiung niedergehalten worden waren. Fast Jeder – Lenin, wie immer, ausgenommen – trachtete, die langen Jahre der Armut, der Entbehrungen, der Enthaltsamkeit einzuholen. Man erlag den Versuchungen der bürgerlichen Üppigkeit – nachdem man die Üppigkeit des Bürgertums abgeschafft hatte. Karachan ließ sich Anzüge aus London und Zigarren aus Paris kommen und richtete seiner Geliebten ein prachtvolles Haus am Arbat ein. Kamenew umgab sich mit dem raffinierten Luxus eines Landlords. Stecklow entpuppte sich als ein wahres Verdienergenie. Radek konnte endlich in vollen Zügen die Wohltat materieller Unabhängigkeit auskosten. Überall blühte ein neuer Aristokratismus. Man schwelgte im Wohlstand.

Krylenko blieb äußerlich, der er gewesen. Keine der landläufigen Versuchungen berührte ihn. Weder Weiber noch Wein noch Luxus. Aber über Nacht ward er ein großer Jäger vor dem Herrn. Diese grandseigneurale Leidenschaft erfaßte ihn mit unbezwingbarer Kraft. Jeden freien Augenblick verbringt er nun außerhalb Moskaus in jenen Wäldern, die noch vom ehemaligen Reichtum Rußlands an Wild Zeugnis ablegen. Dort streift er herum, schießt Hasen und Rebhühner, häuft die Jagdbeute – und erschauert jedesmal, wenn ein guter Schuß das Opfer zur Strecke bringt. Er bleibt Generalprokurator auch auf Jagdgründen – wie er passionierter Jäger als Generalprokurator ist. Keine problematische Natur. Aber eine abgerundete und abgeschlossene Gestalt.

Das jüdische Element in der Weltliteratur von Lucy v. Jacobi

So heißt das neue Buch von Arthur Sakheim, das im Verlag Hazoref in Hamburg erschienen ist.

Aus einer entschlossenen Subjektivität heraus ist dieses Buch entstanden. Meine profunde Ignoranz ist nicht imstande, den ungeheuern Apparat zu beurteilen. Ich müßte vorher Sakheim, den Enkel hochgelehrter Rabbinen, bitten, mir Privatvorlesungen zu halten über die Karäer, die Marannen, die Stellungnahme der Juden zu den Kreuzzügen, über Rodrigo Lopez, Arzt der Königin Elisabeth und Vorbild des Shylock anscheinend, über die Lurianische Lehre, die Tossafisten, die Epistolae obscurorum virorum – um nur ganz willkürlich ein paar Themen herauszugreifen; Sakheim erwähnt dies und viel andres Interessantes wie Dinge, deren genaueste Kenntnis selbstverständliche Voraussetzung ist. Gewiß trifft das auch auf einen Teil dieses winzigen und aufregenden Volkes zu, das seit ein paar Jahrtausenden schon die rauflustigen, rohen Flegeljahre hinter sich hat und wie Petrarca erkennt: „Altro diletto qu’ imperar non provo.“ Seligkeit geduldeten Fastens auf schmalen einsamen Wegen, Überseligkeit des Blitzlichts der Erkenntnis – Anbetung des dreimal Heiligen Geistes. „Volk des Buches“

nennt es Mohamed im frühen Osten. Und im späten Westen sagt Fontane wehmütig: „Wirkliche Liebe zur deutschen Dichtung hat doch nur die Karl-Emil-Franzos-Gegend.“ Vergebliche Ausschau nach Itzenplitzen und Quitzows und dann der resignierte Stoßseufzer: „Kommen Sie, Cohn!“ Denn der sommersprossige kleine Cohn kennt, liebt, braucht ihn – er kann schon lesen, während die Itzenplitz noch mit Säbel, Schießgewehr und Trompete spielen.

Von der Verehrung des Heiligen Geistes weiß jedes verhungerte Bocherchen mehr als die stolzen Blüten der Nation mit den bunten Affenjankerln und dem Pour le mérite. Und weil allein in Gott – das ist: im GEIST Wahrheit und Kraft ist, so können alle tumben Schwerter und rost’gen Kronen dieses hungerblassen Bocherchens nicht Herr werden.

In Sakheims Buch ist viel verschämter Stolz, heiße und verschämte Liebe zu seinem in Torturen und Feuern gehärteten Volk. Zuweilen ist mir eine Träne der Erschütterung aus dem Aug gekollert, zuweilen hab ich gelächelt über seinen streitbaren Subjektivismus. Wie er da, zum Beispiel, gegen den teuflisch genialen Sektenstifter und Apostaten Jacob Frank wütet, den er ganz intim einen „Haderlumpen“ und viel Ärgeres noch nennt, weil er unter anderm mit seiner wunderschönen Tochter Eva selbst die römische Majestät Josefs II. hineinzulegen versuchte – eine grandiose Objektivität bei der Darstellung solchen Geschehens wäre mir fast lieber. Ich würde mich auch mit einer „antisemitischen Burleske“ und dergleichen nicht so weit einlassen, daß ich sie „blödsinnig“ nennte – ich würde lieber meine Stiefelspitze mit derlei nicht in Berührung bringen.

Aber was für wunderbare Dinge pflückt Sakheim aus dem Islam, wo zu lesen steht, daß Sarah ihre Hände im Blut der Hagar waschen wollte, weil über der Stirn der schwangern Magd das Licht Mohameds strahlt. Der Erzengel Gabriel – der arbeitsüberlastete nennt ihn Sakheim – offenbart Mohamed den Koran. Alle großen Namen der jüdisch-christlichen Bibel finden wir auch im Islam wieder, von Adam und Eva, von Abraham bis zu David und Salomon, der die Königin von Saba zum Islam bekehrt. Wie klein ist die Erde und wie engverbunden die böse Familie Mensch! Zwar wird mir nicht leicht, meinen Großvater Adam in dieser Eigenschaft auch Herrn Ludendorff oder Ehrhardt zuzubilligen, aber wenn es geschrieben steht, will ich mich drein finden. (Obgleich Lord Beaconsfield den Darwinismus recht eigentlich für die Sorte erfunden glaubte. „Wir“, sagte er, der Jude, „haben nichts mit dem Darwinismus zu schaffen – unser Stammbaum und unser Geschlechtsregister geht bis auf die Erzengel zurück.“) Aber man faßt sich immer wieder an den Kopf, wenn man etwa an die Kreuzzüge denkt, und wie Christen – nein, o nein, keine Christen, aber sagen wir: Abendländer die teuersten Stätten der Pietät, die gleicherweise allen Kindern Gottes gehören, aber von dem Blute Israels getränkt sind, durch Einbruch, Mord, Brand und Plünderung teuflisch schänden konnten.

Wir erfahren von dem jüdischen Minnesänger Süßkind von Trimberg, von dem großen Troubadour an spanischen Königs-

höfen Antonio de Montoro, von Haus aus ein jüdisches Schneiderlein aus Cordoba. Ein Rabbiner Salomon Halevi trat eines Tages – Sakheim nennt diesen Tag „verderblich“, aber Gott allein kennt Weg und Ziel – zum Katholizismus über. Die Welt kennt ihn unter dem Namen Paul de Santa Maria oder Paul von Burgos. Und über ein kleines wurde aus dem abtrünnigen Rabbiner ein Bischof, Erzbischof und Kanzler von Castilien. Und ein hartnäckiger Verfolger seiner verratenen Brüder. Seine Frau jedoch ließ sich nicht taufen und ruht nach ihrem Tode als Jüdin zur Seite des Kirchenfürsten. San Jago, der Nationalheilige Spaniens, der Märtyrer von Campostella, ist der Apostel Christi, Jacobus. Der sich am zögerndsten von Christi Gebot löste: „Mein Geheimnis aber bewahre für mich und die Söhne meines Hauses.“ Der als Jude Judenapostel und nicht Heidenapostel sein wollte, denn Heiden sind nicht zu bekehren; und wenn Christus vom Himmel niederstiege: es gelänge ihm nicht, aus Foch oder Wulle einen Christen zu machen. Das wußten diese Weisen des Herzens schon vor zweitausend Jahren.

Die Juden saßen seit 1400 Jahren im Land, länger als die „Spanier“. Und sie liebten das Land, das sie eines Tages grausam verstieß, so heiß, da sie durch Generationen im Exil seine Sprache sprachen und sich zum Laubhüttenfest Zweige von Andalusiens Zitronenbäumen zu verschaffen wußten.

Harun al Raschid schickte einen Juden namens Machir als Gesandten zu Karl dem Großen nach Frankreich; Machir gründete eine Schule zu Narbonne; in Toulouse, Troyes, Montpellier, Béziers, Lunel und Limoges entstanden Mittelpunkte hoher jüdischer Kultur. Nicolaus de Lyra – den Sakheim einen der bedeutsamsten christlichen Exegeten nennt – preist den großen Rabbi von Troyes, Raschi, dessen „genialem Spürsinn“ er so viel zu verdanken habe, und Sakheim zitiert einen alten Spruch: „Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset.“ Hätte Lyra nicht aufgespielt, so hätte Luther nicht getanzt.

Wir lernen Immanuel ha-Romi kennen, einen Freund Dantes, der als Gegenstück zur Göttlichen eine Menschliche Komödie geschrieben hat. Für den Astronomen Levi ben Gerson interessierte sich nicht nur Papst Clemens der Sechste, sondern sogar Keppler. Nostradamus, Michel de Notre Dame, war Jude, und Montaigne entstammte mütterlicherseits einer nach Frankreich verschlagenen geadelten Marannenfamilie.

Wunderlich genug klingt, was Sakheim vom Wolga-Reich der Chasaren zu erzählen weiß. Man vermutete Juden in ihnen, indes stellte sich heraus, daß sie der mongolischen Rasse angehörten. Aber: „Königshaus und Adel und ein Teil des Volkes hatten sogar ein rabbinisch gefärbtes Judentum angenommen. Dieses ungefüge Riesenreich zertrümmerte der Russen-Großfürst Swatoslaw. Es wird berichtet, daß die Chasaren ihre Sprache mit hebräischen Lettern schrieben.“

Ferner erzählt Sakheim von einem Mann, Sacharja aus Kiew, der die Russen zum Judentum bekehren wollte. „Es gelang ihm, bei der Geistlichkeit und Intelligenz der westeuropäisch orientierten Stadt Nowgorod durchzudringen, und viele Nowgoroder schwuren ihrem Glauben ab und bekannten sich

begeistert zur alt-neuen Lehre, darunter zwei Archipopen, Alexius und Dionysius, die nunmehr als russisch-orthodoxe Geistliche und Propagandaträger des Judentums nach Moskau gingen. Sogar die Schwiegertochter Iwans III., Jelena, wurde Jüdin. Und wäre ihr Mann nicht rechtzeitig beseitigt worden, wir hätten vielleicht eine andre Weltgeschichte.“

Das Material ist unerschöpflich, und immer wieder staunt man über die ungeheure, unermüdliche Arbeit, die unter den oft feindlichsten Bedingungen geleistet wurde. Es ist die ruhmvolle Geschichte der Heiligen Flamme, angefangen von den wilden Wüstensöhnen, den Chabiri, aus dem Kindesalter des Volkes Gottes bis auf die Tage Freuds und Einsteins und Wiltstätters – über den englischen Staatsmann Disraeli-Beaconsfield und Sarah Bernhardt und die Rachel bis auf Hiller, Polgar und – last not least – Jacobsohn. Ich glaube, Sakheim hat keinen Baustein, geschweige denn einen Eckstein vergessen. Und es ist eine stattliche Reihe. Im Verhältnis zu den wenigen Millionen Menschen, die das Volk umfaßt, sogar erschütternd.

Nur um Eines bin ich diesem ungewöhnlichen Werk Arthur Sakheims ein wenig gram: Rahel von Varnhagen, in der sich die ganze leidenshelle klare Geistigkeit und Lauterkeit, Güte und Anmut und das strömende Gerechtigkeitsgefühl ihres reinen jüdischen Blutes am strahlendsten verklärt – sie liebt er nicht genug. Er findet nicht Worte, die hart genug die Haltung der Pharisäer gegen Spinoza treffen, er findet das Wort nicht für die höchste Blüte des Judentums, für den Dichter, das Herz und den Stern: Jesus Christus.

Die Träne um Rosa Luxemburg und Gustav Landauer muß salziger brennen. Lassalle und Marx, Heine und Börne – „wir haben dem Erdkreis ... Christentum, Islam, Sozialismus geschenkt . . . Aber eine innere Beziehung hatten die Altmeister des Sozialismus . . . jüdischer Abstammung zum Judentum nicht“, meint Sakheim. „Denn ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, du seiest mein Heil bis an der Welt Ende.“ Und darum sage ich euch: Diese haben nach dem Willen Gottes ihre Mission noch getreuer erfüllt als – bei aller Ehrfurcht – sämtliche Gaonims und Luzzattos.

Sakheims Buch ist eine stolze Ahnentafel, und man kann nicht umhin, sich daran zu erfreuen, wie schon unsre Urväter an unserm Gehirn gearbeitet haben. Das macht stolz und verpflichtet. Indes – wo gibt es Weizen, in den nicht Spreu gemengt ist? Es gibt auch Spreu unter Israels Weizen, und Sakheim kargt nicht mit Namen. Engel sind seine Kinder gewiß nicht durchweg, obgleich sie schon klug genug sind, um zu wissen, wie dumm und unersprießlich das Schlechte ist. Ich stehe oft leidenschaftlich forschend vor der Galerie der Steckbrief-Photographien auf der Polizei und versuche schmerzhaft gespannt, das Geheimnis dieser Gesichter zu ergründen, in denen noch nichts Menschliches geschrieben steht – und so traurig es einen macht, muß man sich doch sagen: Wenn diese Züge Juden gehörten, könnte man keiner Nation verdenken, daß sie derlei nicht unter sich haben will und Schädigung fürchtet. Es ist aber nie ein Jude dabei. Das ist sachlich festzustellen.

Trunkenes Schiff von Arthur Rimbaud

Nachdichtung von Alfred Wolfenstein

Als ich hinabfuhr die breiten gefühllosen Flüsse,
Kamen die Schiffszieher jäh aus dem Takt:
Opfer der Rothäute, Zielscheiben gellender Schüsse,
Schnell genagelt an farbigen Marterpfahl nackt.

Gleichgültig war mir, wo meine Mannschaft steckte,
Wie das flämische Korn, die englische Wolle im Kiel.
Als mit den Schiffsziehern all dies Wesen verreckte,
Ließen die Flüsse mich schwimmen, wohin mirs gefiel.

Durch der Wellen schnaubendes Schwanken
Härter als Winter, taub wie ein Kindergehirn
Trieb ich! Halbinseln losgekettet versanken
Brausend in rings triumphierenden Wasserwirrn.

Sturmgesegnet mein ozeanisch Erwachen —
Achtlos auf Licht an den Ufern, Wink ohne Sinn,
Über des ewigen Menschenfressers Rachen
Leichter als Kork tanzt’ ich zehn Nächte lang hin.

Sanft, wie wenn Kinder die Säure von Äpfeln lecken,
Sog mein tannener Kahn grünes Wasser ein,
Steuer und Anker ging weg, es wusch mich von Flecken
Blauen Weins und Erbrochenem rein.

Dann verfiel ich ganz den strömenden Fluren,
Die der Himmel mit Sternen und Milchglanz nährt,
Trank den grünen Azur, wo auf bleichen Spuren
Selig mancher Ertrunkene fährt;

Wo aufpulsend in langen Stößen ein Fieber
Plötzlich aus Rhythmen des Lichtes loht,
Stärker als Alkohol, schwungvoller als eure Lieder,
Färbend die Bläuen mit bitterem Liebesrot!

Und ich weiß nun, wie Blitze die Himmel verwirren,
Traf des Tornado Strudel, der Windhose Wehn,
Dämmrungen, die wie ein aufgeregt Taubenvolk schwirren,
Und ich sah, was der Mensch geglaubt hat zu sehn.

Sah die tiefe Sonne mit wundervollen
Schrecken gefleckt, Gerinseln violetter Glut,
Sah gleich alten erhabenen Schauspielern rollen
Weithin die Faltenschauer der Flut.

Träumte Nacht, die mit langsam schwellendem Eise
Wie mit Küssen das Auge des Meers bedeckt,
Und noch niemals enthüllter Säfte Kreise,
Klingenden Phosphor, blaugelb, der morgendlich weckt.

Monate folgt’ ich den schwappenden Ungeheuern,
Die mit hysterischen Eutern das Riff umschrein
Und mit den überfließenden Mäulern scheuern
An der Küste glänzendem Bein.

Neue Floriden fand ich, Rätselräume,
Blumen mit Pantherblick, Menschenhaut blumenhaft bunt,
Regenbogen, die hängen hinab wie Zäune
Meergrüner Herden, weidend am Boden des Sund.

Gärende Sümpfe, Fangnetze tödlicher Dämpfe,
Wo im Schilfe fault des Leviathans Pracht,
Mitten in Meeresstille Wasserkrämpfe,
Fernes Reich, das abwärts wie Katarakt kracht.

Silberne Sonnen, Baien im Perlmutterglanze,
Wracke, die dumpfer Golfgrund umfaßt,
Riesenschlangen, die rund zerfressen von Wanzen
Fallen vom stinkenden, düster gewundenen Ast.

Gerne hätte ich Kindern die Flutparadiese
Goldener Fische, singender Fische gezeigt,
Täglich wiegte mich Schaumes Wiese,
Mich beflügelte Wind, meinen Fahrten geneigt.

Und wenn ich matt war, aller Pole und Zonen
Märtyrer, hoben sich schlingernde Seufzer und spien
Schattenblüten mit gelben zaubrischen Kronen,
Und ich lag dann wie ein Frau auf den Knien.

Wie eine Insel, still . . . besetzt alle Ränder
Mit blondäugiger Vögel Gezänk und Kot,
Schaukelnd bloß, wenn durch die gelösten Bänder
Meines Fahrzeugs ein Leichnam zurückglitt zum Tod.

So, verloren in waldiger Buchten Fransen,
Vogellosen Aether durchfliegend, Orkanes Geschoß,
Nicht von Monitoren und Seglern der Hansen
Aufgefischt im von Wassern trunkenen Floß.

Frei, ganz frei, rauchend vom Schauer
Bunter Nebel, durchstoßend des Himmels Leim,
Den, zur Lust guter Dichter, wie hochrote Mauer
Flechten der Sonne umziehn, azurner Schleim.

Ich, von elektrischen Monden gesprenkelt, auf tollen
Planken, in der Seepferde schwarzem Geleit,
Von den Keulenschlägen des Juli umschollen,
Wenn er die Wolkengewölbe durch Gluttrichter seiht.

Der ich des Maelstroms wuchtiges Malmen und Käuen
Nahe schweifend auf Meilen vernahm — durchs All
Fahrender, Landstreicher in der Unendlichkeit Bläuen:
Ich fürchte Europas alten Wall.

Sternarchipele besucht“ ich, mit blitzenden Schächten,
Wo der Himmel offen dem Wogenden klafft:
Schlummerst du in diesen grundlosen Nächten,
O Million von Goldvögeln, künftige Kraft?

Ich aber weinte zuviel. Die Morgen enttäuschen,
Gräulich ist jeder Mond, die Sonne ist schwer.
Heiße Liebe dehnt mich zu größeren Räuschen.
O! zerplatze mein Brett! o! ich gehe ins Meer!

Muß ich an ein Wasser Europas denken,
ist es ein Tümpel, ein schwarzes frostiges Ding,
Wo im Abendduft traurig ein Kind hockt, zu schwenken
Sein Schiffchen wie einen Maischmetterling.

Ich, nach eurer Umarmung, o Wogen, kann nicht mehr
In der Baumwoll-Lastkähne Kielwasser gehn
Oder im Schwall der Fahnen und Fackeln, kann nicht mehr
In die schaurigen Augen der Schiffsbrücken sehn.

Gespräche mit und über Verlaine von Frank Haris

Paul Verlaine sah keineswegs aus wie das Ideal eines Dichters. (Sein bestes Porträt ist Rothensteins Bleistiftskizze.) Er hatte eine außerordentliche Ähnlichkeit mit Sokrates. Man hätte schwören können, daß die alte Silen-Maske zu einem neuen Leben in ihm erwacht war. Aber Verlaine hatte nicht die Gestalt des großen Kämpfers – obwohl mittelgroß, war er schwächlich gebaut und wirkte kurz und gedrungen. In seinem nachlässigen, verschlampten Anzug würde er unbemerkt in jeder Straßenmenge Frankreichs oder Englands verschwunden sein. Er schien auch wirklich in erster Linie alles Auffällige vermeiden zu wollen. Es war etwas Ängstliches und Scheues, ja sogar Schreckhaftes in ihm, das sich eher auf eine physische Nervosität als auf die Reserviertheit seiner Natur zurückführen ließ. In Gegenwart von Freunden gab sich Verlaine so frei und einfach im Gespräch wie in seinen Schriften. Ich habe nie einen Menschen mit einer ähnlich kindlichen, vollkommenen Offenheit, einer so durchsichtigen Ehrlichkeit in seinem ganzen Wesen gesehen. Nach einigen Stunden mit ihm fragte ich mich, wie es möglich sei, durch bloße Offenheit so unglaublich reizvoll zu wirken. Es war der Mangel an Bosheit in Verlaine, der gänzliche Mangel an Neid und Haß, die warmblütige Liebenswürdigkeit, was ihn so anziehend machte, und eine lustige, humoristische Ader gab seiner kindlich-gutmütigen Natur etwas unerhört Faszinierendes.

Am ersten Abend, als wir zusammen aßen, erzählte er mir von einem Erlebnis, das mir sehr charakteristisch schien. Nachdem er das Gefängnis in Belgien verlassen hatte, ging er nach England. In London zwang ihn die Armut, sich eine Stellung als Lehrer der französischen Sprache zu suchen.

„Ich wurde fast sofort“, erzählte er, „von einem Pfarrer in Bornemouth mit 70 Pfund im Jahr ‚sans blanchissage‘ engagiert. Ohne Wäsche war ganz richtig für mich,“ fügte er hinzu, „denn ich brauche ja so wenig davon“, sagte er lächelnd.

„Die Ankunftszeit des Zuges wurde vereinbart, und ich wurde auf der Station von einem großen Mann, der sich als der Pfarrer herausstellte, empfangen.

‚Sind Sie Mr. Verlaine ?‘ fragte er.

Ich bestätigte es, und er schüttelte mir die Hand und sprach mit mir in dem furchtbarsten Französisch, das ich je

gehört habe. Sein Akzent war mehr als ein Akzent: es war eine neue Sprache. Man mußte sich über den Sinn den Kopf zerbrechen. Ich konnte ihn eigentlich besser verstehen, wenn er Englisch sprach, obwohl ich nur einige Worte kannte. Er führte mich in sein Haus, wo sich die Schule befand, und behandelte mich herrlich. Er zeigte mir das Zimmer, das ich bewohnen sollte, und lud mich zum Essen ein. Seine Frau war bezaubernd zu mir, und beide versicherten mir, daß schon Alles gut werden würde. Ich konnte nur sagen, daß ich mir alle Mühe geben wollte. Nach dem Essen sagte mir der Pfarrer, daß es wohl besser für mich wäre, mich noch am nächsten Tage zu erholen und mich mit dem Ort und der Schule vertraut zu machen. Er war sehr nett zu mir und rücksichtsvoll. In meinem Zimmer hingen verschiedene kolorierte Inschriften, sehr schöne Inschriften, und ein Stundenplan fürs Haus, und eine Bibel lag auf meinem Nachttisch. Der Pfarrer war eben sehr englisch. Ich wollte gern sofort anfangen, aber er wollte nichts davon hören, und so ruhte ich mich den ganzen Tag aus. Am nächsten Morgen kam er in mein Zimmer, um mich den Knaben vorzustellen.

‚In der ersten Klasse übernehmen Sie die Zeichenstunde‘, sagte er.

‚Zeichenstunde?‘ rief ich aus. ‚Aber ich habe keine Ahnung vom Zeichnen!‘

‚Jeder Franzose kann zeichnen‘, erwiderte er.

‚Aber ich kann nicht!‘, stöhnte er in äußerster Seelennot, ‚wirklich nicht! Ich habe in meinem ganzen Leben keinen Bleistift in der Hand gehabt. Ich bin hergekommen, um französische Stunden zu geben. Französisch kann ich wirklich.‘

‚Ja,‘ sagte er lächelnd und legte die Hand auf meine Schulter, ‚aber Sie sprechen noch sehr wenig Englisch, und ich denke, bis Sie es besser gelernt haben, werde ich wohl lieber selbst weiter französischen Unterricht geben.‘

Mon Dieu, mon Dieu! sagte ich zu mir selbst; aber ich konnte nicht die entsprechenden Worte finden, um ihm zu antworten. Er führte mich in die Klasse hinunter, stellte einen hölzernen Würfel auf den Tisch und befahl den Knaben, ihn abzuzeichnen. Ich sollte ihre Zeichnungen korrigieren. Was ich den Kindern beigebracht habe, weiß ich nicht. Ich habe damals mich selbst mehr belehrt als je in meinem Leben. Fieberhaft studierte ich eine Stunde lang Licht und Schatten. Selbstverständlich fiel meine Zeichnung etwas besser aus als die der Knaben. Aber ich war ebenso wenig ein Zeichenlehrer wie er ein Lehrer der französischen Sprache. O, sein Französisch – es war furchtbar! Er rief die Verben mit lauter Stimme aus, und die ganze Klasse mußte sie wiederholen. Kein Franzose hätte ein Wort davon verstanden. Eine solche Sprache habe ich in meinem Leben nicht gehört. Er war sehr englisch, aber er war immer sehr gut zu mir. Ich mußte mit den Knaben lange Spaziergänge machen. Unter den ältern Jungen waren einige ganz interessant, und die Gegend war wunderschön. Das englische Leben war etwas ganz Neues für mich. Es war sehr seltsam und nahm mich gefangen: es heilte mich. Es war wie eine

Oase in der glühenden Wüste meines Lebens. Es ging mir ganz gut in Bornemouth.“

„Es freut mich, daß Ihnen das englische Leben und Bournemouth gefallen haben“, sagte ich zu ihm.

„Es war sehr gesund,“ erwiderte er, „und der Pfarrer meinte es so gut mit seinen Inschriften und Stundenplänen. Und ich habe eine Menge Englisch gelernt und etwas Shakespeare gelesen. Quel divin poète! Unbegreiflich, wie dieser Pfarrer und Shakespeare derselben Rasse angehören konnten!“

Ich versuchte herauszufinden, wieviel Verlaine über Shakespeare wußte, ob er überhaupt eine Ahnung von ihm hatte. Aber als ich Näheres erfahren wollte, flüchtete er sich in Allgemeinheiten. Als ich mich bemühte, ihn in die Enge zu treiben, ließ er sich nicht fangen. Er verglich Shakespeares sprachliche Schönheit mit der Racines, und als ich ihm darauf erwiderte, daß Racine keine Kraft habe, kein Wort und keinen Gedanken, die sich mit Shakespeare vergleichen ließen, quittierte er meine Äußerung mit einem freundlichen Lächeln. In diesem Lächeln lag mehr Höflichkeit als Überzeugtheit.

Es war schwierig, zu der Seele dieses Mannes durchzudringen, schwierig, dieses bezaubernde faunische Wesen mit dem Helden einer seltsamen und tragischen Geschichte in Einklang zu bringen, und doch fühlte ich, daß die beiden identisch waren, daß hinter Verlaines Offenheit und Ehrlichkeit ungeheure Tiefen des Gefühls klafften. Jeder, der Verlaines frühe lyrische Gedichte kennt, muß auch von der Tragödie seines Lebens, seiner leidenschaftlichen Bewunderung für den Jüngling Arthur Rimbaud und dem furchtbaren Ende gehört haben.

Verlaine verließ seine Frau und sein Kind und ging mit Rimbaud nach Brüssel. Nachdem sie eine Zeitlang zusammengelebt hatten, zankten sie sich, und Verlaine verfolgte seinen Freund eines Nachts bis in ein Bordell und schoß ihn in leidenschaftlicher Eifersucht nieder. Während Rimbaud verwundet im Spital lag, wurde Verlaine zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Im Gefängnis gelangte der Dichter zu der Reue und der Demut des christlichen Glaubens, und so entstand die scheinbare Disharmonie seiner dualistischen Existenz. Sein ganzes späteres Leben ist zwischen Leidenschaft und Reue, zwischen Bejahung des Fleisches und Buße für Sünden zerrissen. Es hat nie einen ähnlichen Sünder und eine ähnliche ehrliche Reue gegeben.

Aber die Meisten kennen kaum mehr als die Umrisse der Geschichte, und so befragte ich im Jahre 1915 Madame Verlaine darüber. Sie war damals eine behäbige alte Dame und hatte die „dünnen Arme“, die der Dichter besungen, seit langem verloren, obwohl man noch einen Begriff von den „lustigen Augen“ ihrer Jugend bekam. Sie war Alles eher als mißtrauisch und sprach von ihrer Vergangenheit mit vollendeter Unbefangenheit und einer seltsamen Objektivität.

„Wir waren grade vom Lande zurückgekehrt,“ begann sie, „wo wir im Landhaus meines Gatten in Fampoux gewesen waren. Wir machten einen Besuch bei Lemerre (dem Verleger). Man zeigte Verlaine einen Brief mit einem Gedicht, der die

Unterschrift Rimbauds trug. ‚Es ist sehr gut,‘ sagte er und zeigte es meiner Mutter, Charles Cros und Banville. ‚Ausgezeichnet‘, stimmten Alle überein. ‚Sie müssen sich den Dichter kommen lassen.‘ Und auf der Stelle beschlossen sie, die Kosten der Reise zu zeichnen. Damals lebten wir mit meinen Eltern in einem kleinen Hôtel der Rue Nicolet. In dem Schrankzimmer stand eine kleine eiserne Bettstelle, die mein Bruder Charles de Sigry manchmal einem bedürftigen Studienfreund zur Verfügung stellte. Sie sollte Rimbaud überlassen werden.

Verlaine ging auf die Bahn, um ihn abzuholen. Während er weg war, kam Rimbaud an: eine große unordentliche Haarmähne, dicke Backen, sonnengebräunte Haut, schöne Augen und kurze Hosen. Er schien mißgestimmt und verlegen. Er muß ungefähr in meinem Alter gewesen sein.“ Madame Verlaine dachte einen Augenblick nach. „Ungefähr 17 Jahre alt. Verlaine kam zurück. Es entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch. Von diesem Augenblick an war Verlaine mir gegenüber wie verändert. Er nahm das Caféhausleben und das Trinken am frühen Morgen auf und kam in der schlechtesten Laune nach Hause. Ich war damals ja doch sehr jung und schrieb Verlaines Zuneigung zu Rimbaud den wunderbaren Gedichten zu, denn Rimbaud wurde allgemein bewundert; aber ich sagte mir trotzdem, daß sein Einfluß auf Verlaine sehr schlecht sei. Dann bekam ich meinen Sohn Georg, und er entschädigte mich für die dauernden Szenen.

Eines Morgens wachte ich mit einer furchtbaren Neuralgie auf. Verlaine ging weg, wie er sagte, um Dr. Cros zu holen. Bis zu Mittag war er nicht zurückgekehrt. Die Nacht kam, und von Verlaine keine Spur. Vier Tage lang durchsuchte mein Vater ganz Paris nach ihm. Er war mit Rimbaud geflüchtet und hatte sein ganzes Geld mitgenommen. (Ich hatte nur eine winzige Rente.) Zuerst war ich ganz überwältigt – dann kehrte mein Mut zurück. Ich wollte meinen Mann nicht so kampflos aufgeben. Es gelang mir, seine Adresse herauszukriegen. Ich schrieb ihm nach Brüssel. Schließlich willigte er ein, mich zu sehen. Ich ging mit meiner Mutter hin und ließ mein Kind in Paris zurück.

Ich traf Verlaine am Morgen in einem kleinen Hotel; ich glaube, es hieß Hotel Liègeois. Ich bat ihn, mit mir zurückzukehren. Er weigerte sich. Ich schlug ihm eine Reise vor. Er lehnte ab. Dann kam mir eine neue Idee. Wie wäre es, wenn wir nach Neu-Caledonien gingen, wo er Freunde hatte, Louise Michel und Andre? Wenn wir neue Länder sähen? Der Gedanke gefiel ihm. Er wollte mich am Nachmittag treffen und mir die Antwort geben. Um fünf Uhr abends trafen wir uns im Park in der Nähe des Bahnhofs. Er schien verdrossen wie immer, wenn er Kaffee getrunken hatte. Also? Er erwiderte ganz beiläufig, daß er mit mir reisen würde. Ich kam freudezitternd ins Hotel zurück und sagte meiner Mutter: ‚Er nimmt an!‘ ‚Was denn?‘ ‚Laß uns keine Zeit verlieren, wir wollen gleich abfahren!‘

Wir gingen Alle zum Bahnhof und stiegen in den Pariser Zug ein. Nachdem sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, aßen

wir von mitgebrachtem kalten Huhn. Verlaine sprach kein Wort. Er zog seinen Hut bis über die Augen herunter und schlief. Wir erreichten die Grenze und gingen zur Zollrevision, dann stiegen wir wieder in den Zug ein. Aber Verlaine war nicht zu finden. Wir jagten überall nach ihm herum – vergeblich! Der Zug war schon in Bewegung. Die Schaffner stießen uns hinein. Ich war ganz von Sinnen. Plötzlich sah ich auf dem Bahnsteig Verlaine stehen. ‚Steig ein, steig ein!‘ rief ihm meine Mutter zu. ‚Komm,‘ schrie ich, ‚der Zug fährt doch!‘ ‚Ich komm nicht mit‘, erwiderte er und zog entschlossen den weichen Filzhut tief herunter. Ich habe ihn nie wiedergesehen. . . .

Zuerst war ich furchtbar unglücklich. Verlaine nennt in einem Gedicht meine Stimme schwach und schwindsüchtig. Es stimmt: der Kummer hat mich krank gemacht. Fünf Jahre lang war ich dem Tode nah; nur der Gedanke an meinen Sohn gab mir Kraft für den Kampf. Einmal bekam das Kind Masern und war sehr krank. Ich werde nie meine Angst vergessen. Ich war verzweifelt.

Und grade um diese Zeit wollte Verlaine ihn sehen. Meine Mutter willigte ein, in der Hoffnung, eine Versöhnung herbeizuführen. Ich hatte keine Hoffnung, kaum noch den Wunsch. Verlaine war so schwach, so veränderlich. Ich blieb im Nebenzimmer und wollte ihn nicht sehen. Ich hatte recht. Er kam nie wieder zurück. . . O ja, er schrieb mir – endlose, unzählige Briefe! Drei Jahre lang behielt ich sie ungeöffnet. Ich erinnere mich, daß ich einmal einen Brief von ihm bekam, worin er schrieb: ‚Wenn Du nicht bis Mittag bei mir bist, nehme ich mir das Leben.‘ Ich habe es erst drei Jahre später gelesen. . . Ich nehme an, daß er mich noch immer liebte oder sichs wenigstens einbildete. Er war gütig, aber so schwach, so unstet und unzuverlässig – wie Wasser, ganz furchtbar. Ich gab mir Mühe, ihn zu vergessen, und es gelang mir schließlich – ich mußte ja.“

Wie natürlich diese Szenen sind, wie lebenswahr die Schauspieler! Kann man je Verlaine auf dem Bahnsteig vergessen, wie er verdrossen den Hut bis an die Augen herabzieht? „Ich komm nicht mit!“ Und sie, halb Kind, halb Frau, in wilder Angst um ihren Jungen, aber entschlossen, den Vater nicht zu sehen, im nächsten Zimmer wartend, bis er weggeht – er hat sie zu tief verletzt: „Ich gab mir Mühe, ihn zu vergessen. . . Ich mußte ja!“ Welch ein Bild, vom Leben selbst gestochen!

Ich stand dauernd in Beziehung zu Verlaine – sowohl als Herausgeber wie als Freund – während der letzten Jahre seines Lebens. Ich veröffentlichte einige seiner Gedichte in der ‚Fortnightly Review‘, obwohl ich eine Menge Schwierigkeiten mit meinen Geschäftsführern hatte, um ein anständiges Honorar für Gedichte zu bekommen, und grade französische Gedichte waren für sie ein Horror. Wenn ich Verlaine seinen Scheck sandte, dankte er mir dafür brieflich, und gegen Monatsende schrieb er mir einen andern Brief, sprach die Hoffnung aus, daß mir sein Gedicht gefallen habe, und bat mich, ihm das Geld an die angegebene Adresse zu senden. Selbstverständlich schrieb ich ihm zurück, daß ich bereits das Geld abgeschickt hatte und

seine Bestätigung in Händen hielte. Er entschuldigte sich damit, daß es ihm schlecht ginge, und daß ihm in einer solchen Situation der Gedanke angenehm sei, sein Honorar noch nicht erhalten zu haben. Ich tat, was Andre in meiner Lage getan hätten, und schickte ihm mehr, als ich ihm schuldete. Seine kindliche Offenheit hatte eine gewisse Beimischung von Klugheit der Schlangen.

Am besten sah man Verlaine in dieser Spätzeit seines Lebens in einem Restaurant auf dem Boul’ Mich’, wo er oft seine Abende verbrachte. Er saß dann gewöhnlich in einer Ecke, trank und sprach über Poesie und Literatur, von einer Schar glühender Bewunderer umgeben. Jeder Student, der hereinkam, hielt es für seine Pflicht, ihn im Vorübergehen mit einer tiefen Verbeugung und einem herzlichen: „Cher Maître!“ zu begrüßen.

Verlaine nahm die Ehrung mit einer ungeschminkten, naiven Freude entgegen. Es war für ihn eine Art von Apotheose, die Entschädigung für viele Leiden. Eines Nachts bat ihn Jemand, ‚Le pauvre Gaspard‘ zu rezitieren, jenes höchst charakteristische Gedicht, vielleicht so kennzeichnend für Verlaine wie ‚The last Word‘ für Mathew Arnold. Zugrunde liegt dem Gedicht, wenn ich nicht irre, Alfred de Mussets Frage: „Suis-je né trop tôt ou trop tard?“ Aber die Frage bekommt durch Verlaine eine tiefere Bedeutung. Die letzten Zeilen lauten:

> Suis-je né trop tôt ou trop tard?
> Qu’est-ce que je fais en ce monde!
> Oh, vous tous, ma peine est profonde:
> Priez pour le pauvre Gaspard.

Er sprach die Verse ausgezeichnet, holte ihr ganzes Pathos heraus und markierte dabei den Rhythmus mit einer Geste seiner linken Hand. Ein Schweigen zurückgehaltener Tränen folgte seinen Worten, und in dem tiefen Schweigen wiederholte er den letzten Satz, als ob er ihn zu sich selbst spräche, langsam, traurig, bis plötzlich seine Laune umschlug: er ersetzte in der letzten Zeile „priez“ durch „payez“ und lächelte uns dabei verschmitzt an. Selbstverständlich beeilten wir uns mit Freude, für „den armen Gaspard“ zu zahlen.

Verlaine als Dichter? Man kennt sein Werk überall, wo französisch gelesen wird. Nichts Schöneres ist in dieser Sprache geschrieben worden. Verlaine steht als Lyriker neben Villon. Seine religiösen Gedichte haben vielleicht einen noch höhern Rang verdient. Er ist der größte christliche Sänger seit Dante, und die leidenschaftliche Ehrlichkeit seines Gefühls hat neue Wirkungen in die französische Poesie gebracht. In seinen besten Gedichten liegt eine Unmittelbarkeit und Einfachheit ohnegleichen, und durch kindliche Wiederholungen erreicht er eine außerordentliche Tiefe des Eindrucks.

> Vous connaissez tout cela, tout cela,
> Et que je suis plus pauvre que personne,
> Vous connaissez tout cela, tout cela,
> Mais ce que j’ai, mon Dieu, je vous le donne.

Einzige autorisierte Uebersetzung von Antonia Vallentin

Der Schleier der Pierrette von Alfred Polgar

Das ist eine zart dramatische Pantomime von Schnitzler, mit Musik von Dohnanyi. Pierrot, die bekannte Figur aus Mondschein, Reismehl und etwas himbeerfarbenem Herzblut, liebt Pierrette, weil sie aus den gleichen Substanzen ist. Doch können sie einander nicht gehören, denn Pierrette ist Arlechinos Braut. „Was sollen wir tun?“ mimt sie, „wir haben kein Geld.“ Ich muß in der Partitur nachlesen, wie Dohnanyi das musikalisch ausdrückt. Das Liebespaar beschließt, Gift zu nehmen. Pierrot trinkt zuerst, der Mann ist immer die Wurzen. Pierrette bringt keinen Tropfen über die Lippen. Da schlägt er ihr, sterbend, das Glas „verächtlich“ aus der Hand. Warum verächtlich? Schöner wäre es, wenn er ihr das Glas liebevoll aus der Hand schlüge, noch mit seinem letzten Atem zwischen den Tod und die schwache Gefährtin träte. Im zweiten Bild wird Hochzeit gefeiert. Pierrots Geist erscheint der tanzenden Pierrette, und sie muß ihm folgen. Im dritten Bild läßt der rachsüchtige Arlechino die Braut mit dem Toten allein. Da wird sie irre und tanzt was sie kann (im gegebenen Fall ist das nicht viel), bis sie hinsinkt und vergeht.

Diesen zierlich spukhaften Vorgängen schmiegt sich Dohnanyis gefühlvoll und auch witzig pointierte Musik enge wie nasses Trikot an. Im Schnitt ist es wohl schon ein wenig altmodisch.

Pantomime scheint die Kunstform, in der die Grundsätze des Theaters Tairoff am reinsten sich auswirken können. Hier ist ganz sinngemäß Alles Bewegung, Tanz, Expression – das Geistige bleibt Nebensache – , Alles hat eine natürliche Unnatur, die von Geburt her mit Stil behaftet ist und sich der gesteigerten Geste als ihrer Muttersprache bedient. Es war auch, obgleich im Ganzen wunderlich zahm und verhalten, stellenweise sehr reizend, durchgearbeitet bis in die Fingerspitzen der Akteure. Und wenn Frau Alice Coonen, die Pierrette, mehr wäre als die reizvolle, zur Begabung entschlossene Frau, die sie ist, nämlich eine Persönlichkeit, hätte der Abend unter einem ganz besonders freundlichen Sowjetstern gestanden.

Tairoffs Pantomimen-Bühne ist schlicht. Ihre Pointe sind lotrecht gespannte Stricke, entleibte Säulen, die den Raum luftig gliedern. Dem Szenenbild geben diese Stricke zwar ein bißchen das Aussehen eines „verregneten“ Films, aber sie geben auch die Illusion gespannter Saiten, durch die die Pantomime harft. Das tänzerische Geschick der Spielenden, besonders der Herren, ist groß. Musikalisch fließende Bewegung, Posen wie in die Luft geschnitzt, Gebärden von hoher Anmut loben Tairoffs Schule der Geläufigkeit sämtlicher Gliedmaßen. Nicht nur die Solisten, Alle sind durch Mienen- und Körperspiel an den Vorgängen lebhaft beteiligt und dem Rhythmus mit jedem Muskel ergeben. Beachtenswert ihre Kunst, Gemütsbewegung in Körperbewegung umzusetzen, ohne eigentlich zu spielen (wie das törichterweise Kino-Darsteller oft tun, im Film Über-Pantomime treibend, obgleich jener eine ganz andre Art der Gebärdensprache will als diese, denn er supponiert taube

Zuschauer, die Pantomime aber stumme Schauspieler. Der Unterschied ist groß.)

Herrn Rumneffs Pierrot, leichter als Luft, bezaubert durch die morbide Anmut, durch das Fliehende, kaum den Boden Streifende seines Spiels. Er weht nur so dahin, und noch als Toter fällt er melodisch vom Sessel herab.

Zwei Lärme von Peter Panter

Ich möchte einmal da leben, wo es kein Hundegebell und kein Klavierspiel gibt.

Auf jedem Quadratmeter menschlicher Niederlassung schlägt ein Achtel menschliches Wesen auf ein Klavier, macht: ein Stück auf acht Quadratmeter. Sie kennen Laforgues ‚Complainte des Pianos qu'on entend dans les quartiers aisés'? Hören Sie.

> Ces enfants, à quoi rêvent-elles
> Dans les ennuis des ritournelles?
>
> „Préaux des soirs,
> Christs des dortoirs!
>
> Tu t'en vas et tu nous laisses,
> Tu nous laisses et tu t'en vas,
> Défaire et refaire ses tresses,
> Broder d'éternels canevas."

Max Brod und Franz Blei haben das so übersetzt:

> Die Mädchen, wovon träumen sie
> Zu ihrer faden Melodie?
>
> „Mein Heiland ach
> Im Schlafgemach!
>
> Du gehst weg und läßt uns da,
> Läßt uns da und gehst vom Haus,
> Und wir flechten unser Haar,
> Sticken ewig Deckchen aus."

So singt das Klavier, das Pianino, der Flügel. Es singt aber auch:

„Humtarumtatumta – das habe ich gestern im Varieté gehört, mit Max, und es macht mir Spaß, das noch einmal aufzuwärmen, den holden Rotkohl der Erinnerung! Humtarumta – da hat die Schulreiterin Maxn angelacht, und ich habe ihn geneckt und ihn gefragt: Willst du Die? Da hat er mich gekniffen – mich mochte er, aber nicht sie! Humtarumtatumta – nachher waren wir in einer Bar, wir sind vor Schluß des Programms weggegangen, damit Mama nichts merkt, und dann war ich bei ihm. Und Niemand weiß es. Humtarumtatumta . . ." So singt der Flügel, so spielt das Mädchen.
Und der brennende Ehrgeiz rast auf den Tasten, dreihundertmal das Selbe, und es wird nicht besser und wird nicht besser, es soll aber besser werden. Ich bin versucht, der Dame ein Pfefferkuchenverschen durch das stets geöffnete Fenster zu schleudern:

Zwei Mädchen spielten am Klavier.
Da sagt die eine: „Denke dir,
was ich nicht Alles spielen kann.“
Die andre nahm sich einen Mann.

Diese nahm sich keinen Mann. „Ich will im Salon eine Rolle spielen und diese Sonate; sie ist so modern, daß ich mir Alles und Nichts dabei denken kann, und das ist grade das Schöne dabei. So gut wie die Grigorjewa spiele ich schon alle Tage, und wenn sie das eben mit dem Geld und mit den Beziehungen – von vorn die Passage! – macht, dann mache ich das mit der Begabung. Ich bin sehr begabt. Der Professor hat es mir noch gestern gesagt. Ich darf die Stunden bei ihm fortsetzen, und wenn ich mir das Geld dazu absparen sollte – ich bin sehr begabt. Jetzt noch ein paar Tonleitern! Das Armband stört mich, ich wills ablegen. Die Gregorjewa legt nie ihre Armbänder ab, die Protzin. Das Cis klingt nicht mehr, die Taste ist entzwei – wovon mag das kommen?“

Ich weiß es. Und bin nur froh, daß sie nicht auch noch heult. Singende Frauen sind um eine Oktave selbstbewußter, dümmer und anmaßender als Tenöre. Und singen alle das Selbe.

Kinder üben und trainieren sich auf Beethoven. Weiber, die der Himmel ernährt, oder die gar für die Kunst hungern – ein ganz besonderer Fall von Derwischismus – , hacken Musik. Und ich habe die Musik bei mir, über mir, unter mir, bei mir. Darf Jemand zu mir hereinkommen und mir Schuberts ‚Sang an Aegir‘ und Schrekers ‚Hakenkreuz am Stahlhelm‘ vorsingen? Nein. Aber durch Rabitz, Stein und Luftraum klingt es und singt es. Das darf er.

Duette sind hübscher. Und darum bellen die Hunde.

„Ausschlaggebend ist aber das Bellen des Hundes: die absolut verneinende Ausdrucksbewegung. Sie beweist, daß der Hund ein Symbol des Verbrechers ist. Goethe hat dies, wenn es ihm vielleicht auch nicht ganz-klar geworden ist, doch sehr deutlich empfunden. Der Teufel wählt bei ihm den Leib eines Hundes. Während Faust im Evangelium laut liest, bellt der Hund immer heftiger: der Haß gegen Christus, gegen das Gute und Wahre.“ Und: „Interessant ist es, wen der Hund anbellt: es sind im Allgemeinen gute Menschen, die er anbellt, gemeine, hündische Naturen nicht.“ Aber das hat Einer gesagt, der schon mit zweiundzwanzig Jahren nicht mehr wollte, so nicht mehr wollte.

Was am dauernden Hundegebell aufreizt, ist das völlig Sinnlose. Wenn die armen Luder, die der Mensch anbindet, bellen, so ist das Hilferuf und Aufschrei eines gequälten Tiers. Ein Kettenhund ist etwas beinah so Naturwidriges wie ein Ziehhund oder ein dressierter Varieté-Affe. Aber das stundenlange, nicht ablassende, immer auf einen Ton gestellte Gebell – das ist bitter. Es zerhackt die Zeit. Es ist wie eine unablässig schlagende Uhr: wieder eine Sekunde ist herum, du mußt sterben, erhebe dich ja nicht in irgendwelche Höhen, bleibe mit den Sohlen auf der Erde, sterben mußt du, du bist aus demselben Staub wie ich Hund, du gehörst zu uns, zu mir, zur Erde, bau-wau-hau!

Und dann sieh hinaus und betrachte dir den da. Wen er anbellt. Was ihm nicht paßt. Wie ers nicht will. Der Wagen soll nicht fahren. Das Pferd soll nicht laufen. Das Kind soll nicht rufen. Er hat Angst, und darum ist er frech. Er ist auch noch da, will er dir mitteilen. Du willst es gar nicht wissen? Dann teilt er dirs nochmal mit. Er schaltet sich in alle Vorgänge ein; er spektakelt, wenn er allein ist, weil er allein ist, und wenn Leute da sind, weil Leute da sind; er muß sich bellen hören, um an sich zu glauben. Er bewacht, was gestohlen ist, verteidigt Den, der gemordet hat, er ist treu um der Treue willen und weil er Futter bekommt. Hat nicht ein Philosoph die Empfindungen eines Wachhundes bei Nacht zerlegt? Sie sind so simpel und machen so viel Lärm. Im Grunde um nichts. Und so habe ich auch die Hunde bei mir.

Das Ohr transponiert. Allmorgendlich versammeln sich zwei singende Klavierspielerinnen und sechs Hunde in meinem Zimmer, treffen dort zusammen, die Hunde heulen Symphonien, die Klaviere bellen, die Sängerinnen jaulen. Sie zerstören das Beste: die Ruhe.

Was wächst nicht Alles in der Ruhe! Was kommt nicht Alles zur Blüte in der Ruhe! Alexander von Villiers sagts in den ‚Briefen eines Unbekannten': „Ich liege im Bett und spüre die zitternde Succession der Sekunden . . ." Stille. Ich sehne mich, nach Stille. Schweigen heißt ja nicht: stumm sein. Wenn man Pflanzen spazieren fährt, wachsen sie wohl nicht recht. Sechs Stunden tiefe Ruhe machen satt und schwer, der Atem geht gleichmäßig, die Pulse bewegen sich ganz leise. Der Tribut an das körperliche Leben ist gering. In Stille kann man hineinhorchen, sie durchzieht dich, du verlierst dich an sie und kommst gekräftigt zurück.

Horch! Hektor brüllt, und Fräulein Wegemann macht Musik, nach Noten.

Es gibt vielerlei Lärme. Aber es gibt nur eine Stille. Wo es kein Hundegebell und kein Klavierspiel gibt — da möchte ich leben.

Die Seele in der Silberschicht von Rudolf Arnheim

Die Erfindung der Photographie war insofern von allergrößter Wichtigkeit für die prinzipielle Aesthetik, als auf ein Mal möglich wurde, die Ideale der „naturalistischen" Kunsttheorie auf rein maschinellem Wege im Extrem zu realisieren und so die Überflüssigkeit dieser speziellen Kunstziele schlagend zu erweisen. Die nachimpressionistischen Kunstprogramme leiteten daraus die Forderung ab, die Wirklichkeit umzugestalten: ein brauchbares Argument gegen die „Naturnachahmer" war geschaffen. Immerhin hat sich die eigentliche wissenschaftliche Aesthetik bisher ein wenig darum herumgedrückt, die Photographie zur bildenden Kunst ins richtige Verhältnis zu setzen, und das Problem befindet sich immer noch im Ei-Stadium.

In Nummer 22 der ‚Weltbühne' hat Adolf Behne dieses Ei mit leichtem Knacks auf den Tisch gestellt: „Die Photographie ist ganz einfach die moderne Zeichenkunst." Herr Behne ist ein

moderner Mensch, und er kann nun einmal nicht mitansehen, daß noch hie und da mit vermoderter Ruhe der Dachshaarpinsel geschwungen wird. Ein Photobild dauert knapp fünf Minuten; Cézanne brauchte zu einem seiner Aquarelle – horribile! – vierzig Sitzungen. Es wird mir stets eine liebe Erinnerung und ein brauchbares Paradigma bleiben, daß Herr Behne hier an das berühmte „Tempo unsrer Zeit“ erinnert und so das Aktuelle der Phototechnik ableiten will. Er spricht auch vom Auto, das wir jetzt anstelle der Postkutsche benutzen. Nun: die Schreibmaschine überhebt uns der Mühe, mit der Hand zu schreiben. Dadurch sparen wir Zeit und bleiben mit dem Tempo der Gegenwart in Tuchfühlung – aber verlieren wir nicht auch wichtige Werte aesthetischer und menschlicher Art? Geht uns nicht der reiche Zauber, der im Geschriebenen steckt, geht uns nicht die Graphologie verloren?

Die Photographie ist zunächst einmal das getreue Abbild der Wirklichkeit. (Das scheint Herr Behne nicht zu meinen, denn er sagt, Photographie sei keine Reproduktionsangelegenheit.) Zweitens jedoch hat es der Photograph in der Hand, durch Lichtwirkungen und charakteristische Ausschnitte Eignes hinzuzufügen. (Das scheint Herr Behne aber auch nicht zu meinen, denn er verübelt den deutschen Filmen, daß sie auf „malerische statt auf photographische Schönheit“ gehen. Was Herr Behne nun mit photographischer Schönheit meint, das hätten wir – anstelle der bloßen Benennung und Proklamierung – gern gewußt!) Aber selbst wenn wir diese zweite Möglichkeit in Betracht ziehen, bleibt die Photographie ein mechanischer Prozeß, der uns bestenfalls die Gegenstandsauffassung eines künstlerisch sehenden Menschen vermitteln und nie den Darstellungsakt geben kann. Das Kunstwerk als fixierte Ausdrucksbewegung ist damit verloren – die kostbare Menschlichkeit des Erlebnisses: an der Strichführung eines Frans Hals oder van Gogh oder überhaupt in den Werken aller jener Leute, denen Herr Behne „mittelalterlich-handwerklich-muffige Zeichentechnik“ nachsagt, und deren „Popoismus“ er Herrn Raffke und dem gebildeten Spießer in den Salon wünscht, die Arbeit des Genies handgreiflich vor Augen zu haben. Und nur auf den großen Menschen kommt es uns ja doch an und gar so wenig auf seine zufällige Ausdruckssphäre: die Naturerscheinung; möge diese auch noch so viele „Schönheiten des Lichts“ aufzuweisen haben. Doch grade hierauf: auf den Gegenstand verschiebt Herr Behne den Schwerpunkt künstlerischer Wertung, wenn er sagt, das gemalte Bild habe nur da noch einen Sinn, wo es Dinge schaffe, die vorläufig die Photographie noch nicht bewältigen könne – also als abstrakte Farbgestaltung. Er verrät damit, daß er die Kunst nach Darstellungsobjekten ordnet, wie Herr Raffke seine Bücher nach Einbänden. Wir wollen hier nicht diskutieren, ob die Photographie eine Kunst sei; daß sie aber ein gradueller Fortschritt unsrer Zeichentechnik sei oder gar ein Ersatz für diese, das wird mit aller Bestimmtheit geleugnet.

Wenn die Photographie einer Proletarierwonnung eindringlicher wirkt als eine Zeichnung von George Grosz, so liegt das

nach Herrn Behne eben daran, daß sich der Photograph in einer fortschrittlichern Technik ausgedrückt hat als der wohl popoistisch zu nennende Zeichner, und daß er daher das größere Kunstwerk geschaffen hat. Abgesehen davon, daß man das Werk eines Musikers nicht danach zu beurteilen pflegt, in welchem Jahr die von ihm benutzten Musikinstrumente zum Patent angemeldet worden sind, so ist doch hier offenbar politische und rein menschliche Wirkung mit der künstlerischen zu einer rettungslosen quaternio terminorum verheddert. Und: wenn Fernand Léger graziöser als Slevogt ist, was ich erfreut unterschreibe – sollte es nicht mehr an dem Unterschied der Begabung beider Männer als an den von ihnen benutzten Kunstmethoden liegen? Und schließlich: wenn man, um zu beweisen, daß die Photographie ebenso wie die Zeichnung schwindeln könne, anführt, daß die geschickt geknipsten Rüdersdorfer Kalkberge von Nubien nicht zu unterscheiden seien, so hat man die Unwissenheit des beurteilenden Betrachters der Linse zur Last gelegt, die doch treu und wahrheitsliebend ihr Objekt abgezeichnet hat. Und das ist gradezu ein Justizmord. Denn wenn Jemand von einer Eiche sagt, sie sei eine Platane, so hat damit weder die Eiche geschwindelt, noch ist ihre Authentizität anzuzweifeln, sondern es hat Jemand über Botanik geredet, obwohl er nichts davon versteht – was in andern Wissenschaften auch mal vorkommen soll.

Deutsche Pleite von Theobald Tiger

„Die Geschäfte gehn nicht. Kein Mensch hat Geld.
Es ist ein Elend auf der Welt!
Keine Kredite und keine Kunden!
Wie soll Deutschland dabei gesunden?
Geschäfte machen hat gar keinen Sinn.
Herzliche Grüße! Wir sitzen hier in
Lugano.“

„Heut habe ich wieder welche entlassen.
Wissen Sie, Eins kann ich gar nicht fassen,
ununterbrochen frage ich mich:
Wovon leben die Leute eigentlich?
Kredite . . . Aufwertung . . . Großindustrie . . .
Agrarpolitik . . . Wo wohnen Sie?.
Ich im Palace.“

Alle klagen und Alle stöhnen;
Keiner kann sich an Friede gewöhnen.
Alle stöhnen und Alle klagen
und jammern nach alten Dollartagen.
Manche hört man aber nicht jammern.
Zu Sechsen und Zehnen in engen Kammern.
Ausgesperrt. Arbeitslos. Ohne Zeitung,
ohne Leitartikel zur Klagenverbreitung.
Die Tuberkulose sei ihnen gnädig ...
   Die Andern jammern in Rom und Venedig.
   „Kein Geld!“ in den Bergen. „Kein Kredit!“ am Strand.
     Armes Land.
        Armes Land.

Ruhr und Saar von Morus

Die Räumung des Ruhrgebiets

In dieser Woche müßten sich eigentlich etliche hohe Herren in Grund und Boden schämen. Erinnert Ihr euch noch, wie die ganze Presse vom Morgen bis zum Abend versicherte, die Franzosen wollten das Ruhrgebiet dauernd an sich reißen? Wie alle nationalistische Wut angestachelt, wie der ganze Ruhrkampf ja doch mit der Begründung geführt wurde, daß freiwillig die Franzosen nie die Ruhr räumen würden? Wie sich bezahlte und unbezahlte Spezialisten fanden, die genau bewiesen, wie die Franzosen das Ruhrgebiet für ihre Zwecke ausbeuten wollten?

Unter all diesen Hetzern hat keiner den Mut gefunden, wenigstens einzugestehen, daß er sich geirrt habe, daß die Franzosen wirklich nichts Andres im Ruhrgebiet wollten als der Gerichtsvollzieher, der einen säumigen Schuldner exekutiert, und daß sie das Pfand freigeben, nachdem der Schuldner sich eines Bessern besonnen hat. Statt dessen jubeln sie einer Note zu, die das bißchen Vernunft des deutschen Memorandums wieder dezimiert.

Gewiß war die Form diesmal nicht so ungehobelt, wie man es sonst von den diplomatischen Holzschnitzerarbeiten des Auswärtigen Amtes gewöhnt war. Es ist schon zu spüren, daß die Antwortnote ebenso wie das deutsche Memorandum vom Februar im Palais Strousberg, der Residenz des Botschafters d'Abernon, die letzte Politur bekommen hatte. Aber inhaltlich kann weder die Note noch der Säusel-Kommentar Stresemanns und erst recht nicht der scharfe Epilog Luthers darüber täuschen, daß die Note uns zwei Schritte rückwärts gebracht hat. Denn nunmehr steht fest, daß in absehbarer Zeit keine Sonderkonferenz über den Sicherheitspakt zu erwarten ist, und daß Deutschland keinerlei Neigung hat, bis zur Septembertagung in den Völkerbund einzutreten. Die Friedenstaube des Herrn Stresemann ist doch ein komisches Federvieh. Sobald Graf Westarp die Flinte lädt, geht sie nieder und watschelt einher wie eine pommersche Gans. Wenn nur zuletzt keine Ente daraus wird.

Der gescheiterte Handelsvertrag

Man hat, in der Fülle der Ereignisse, nicht viel Aufhebens davon gemacht, daß Herr Trendelenburg, der Führer der deutschen Handelsvertragsdelegation, nach neunmonatigen Beratungen mit leeren Händen nach Berlin zurückgekehrt ist. Da wir mit Polen im Zollkrieg liegen, den spanischen Handelsvertrag gekündigt haben und den englischen nicht glatt ratifizieren wollen, kommt es ja auch auf einen „vertraglosen Zustand" mehr nicht an. Viel Feind, viel Ehr! Neuhaus und der neue Zolltarif werdens schon schaffen. Das ist so ungefähr der Grundton, in dem die Luther-Koalition zur Zeit Handelspolitik treibt.

Aber auch dann wird man die Frage aufwerfen müssen, weshalb man überhaupt dreiviertel Jahre verhandelt, wenn

man auf ein positives Ergebnis anscheinend gar keinen so großen Wert legt. Die erste Antwort darauf muß wohl lauten: Die deutsche Vertragsdelegation, insonderheit Herr Trendelenburg, hat die Folgen des vertraglosen Zustandes für Frankreich offenbar falsch eingeschätzt. Die Herren vom Reichswirtschaftsministerium und ihre industriellen Berater glaubten, wenn die bisherigen Kontingente für die elsässische Textilindustrie fortfielen, würde Frankreich in kurzem winselnd auf den Knien liegen. Aber Frankreich winselte nicht, und die elsässische Textilindustrie brach auch nicht zusammen. Dafür sorgten schon die Preise in Deutschland und die Schwankungen der Franc-Währung. Mit dieser Methode war es also nichts.

Inzwischen hatten aber die deutschen Eisenindustriellen auf eigene Faust mit dem Comité des Forges Verhandlungen eingeleitet, ohne viel nach den amtlichen deutsch-französischen Verhandlungen zu fragen, und waren schon beinahe handelseinig, während Trendelenburg noch immer bei den Vorberatungen stand. Erst als die Presse Lärm schlug, bremste die Schwerindustrie und fügte sich dem Gang der offiziellen Beratungen ein. Die hatten für die deutsche Delegation dadurch ein andres Gesicht bekommen, daß Herr Reinaldy, ein belangloser, unorientierter Provinzadvokat, dem Herriot das Handelsministerium anvertraut hatte, den Weg alles Irdischen gegangen war. Sein Nachfolger wurde der Senator Chaumet, ein in Frankreich sehr angesehener Wirtschaftspolitiker. Begründer des Comité Chaumet, das den politisch reaktionären Bestrebungen der Union des interêts économiques des famosen Herrn Billiet entgegenarbeitet. Ein Mann, der selbstverständlich die französischen Industrie-Interessen wahrnimmt, mit dem sich aber doch reden läßt. Den technischen Teil der Verhandlungen führte auf französischer Seite nach wie vor Herr Serruys, der eigentliche Matador im pariser Handelsministerium, ein ungewöhnlicher, kenntnisreicher Beamter, von Haus aus Professor, der eigentliche Begründer des neuen französischen Zollsystems, bei dem es keine generelle Meistbegünstigung mehr gibt.

Diesen Männern stand auf deutscher Seite der immer nervöse, leicht gereizte, dazu kränkelnde und durch häusliche Trauer noch mehr aus dem Gleichmaß gebrachte Herr Trendelenburg gegenüber, umgeben von einem Schwarm Industrieller, die als „Sachverständige“ in den wichtigsten Entscheidungen den Ausschlag gaben. Dazu immer unter Druck gehalten von Berlin aus, wo man bald Hü und bald Hott zog. Stresemann war, schon um des eignen Prestiges willen, für einen Abschluß mit Frankreich. Neuhaus, nächst Luther der klügste, aber auch der gefährlichste unter den Männern dieses Kabinetts, trieb in aller Stille, ohne sich öffentlich zu kompromittieren, auch hier die Politik der Intransigenz. Anscheinend lag ihm am Abschluß der schwerindustriellen Verhandlungen mehr als am Abschluß des Handelsvertrags. Der Knalleffekt war jedenfalls, daß Luther Herrn Fritz Thyssen nach Berlin kommen ließ und die Eisenindustriellen animierte, den Pakt mit der französischen Schwerindustrie zum Abschluß zu bringen. Das wurde in dem Luxemburger Abkommen vom 13. Juni prompt

besorgt. Aber mit diesem Abkommen war der amtlichen deutschen Delegation das wichtigste Tauschobjekt, die Vergünstigung für die Einfuhr französischen Eisens nach Deutschland, aus der Hand geschlagen. Infolgedessen kamen die deutsch-französischen Handelsvertragsverhandlungen ganz ins Stocken. Die eisenverarbeitenden Industriellen, die als Sachverständige Herrn Trendelenburg berieten, wollten unter diesen Umständen nicht abschließen, ein paar kleinere Industrien leisteten ebenfalls Widerstand, und die deutschen Winzer, die schon bei dem spanischen Handelsvertrag Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatten, machten auch diesmal wieder schärfste Opposition gegen die Einfuhr ausländischer Weine. Trendelenburg, der zwar persönlich wohl nicht auf seiten der Schwerindustrie steht, aber gegen die schwerindustrielle Politik seines Ministers auch nicht anzukämpfen wagt, wußte keinen andern Ausweg, als die Verhandlungen abzubrechen.

Durch das Scheitern des Handelsvertrags kann nun allerdings auch das Luxemburger Abkommen nicht sofort in Kraft gesetzt werden. Aber die Schwerindustrie hat gottlob wieder ein Hintertürchen gefunden, durch das sie doch auf ihre Kosten kommt. Am Tage, bevor Herr Trendelenburg aus Paris abreiste, haben die Kammer und der Senat einstimmig das Saar-Abkommen angenommen, das Trendelenburg, oder richtiger Herr von Friedberg, der Saar-Referent des Auswärtigen Amtes noch zuguterletzt mit den Franzosen ins Reine gebracht hat. Daß man sich wenigstens über den Außenhandel des Saargebiets friedlich verständigt hat, ist gewiß erfreulich. Aber der Haken bei der Geschichte ist, daß durch das Saar-Abkommen tatsächlich ein wesentlicher Teil des Luxemburger Eisenpakts zur Durchführung gelangt. Nach dem Luxemburger Abkommen sollten 1¾ Millionen von dem Eisen aus Lothringen, Luxemburg und dem Saargebiet zu halbem Zollsatz von der deutschen Rohstahlgemeinschaft übernommen werden. Von diesen 1¾ Millionen entfielen auf das Saargebiet ¾ Millionen. Nun aber werden 636 000 Tonnen auf Grund des Saar-Abkommens vollkommenn zollfrei nach Deutschland hereingelassen. Selbst wenn nicht auf dem Umweg über die Saar auch lothringisches Eisen einwandert, so bedeutet das Saar-Abkommen, auf das Herr Trendelenburg mangels andrer Ergebnisse besonders stolz ist, doch eine weitere Hemmung für das Zustandekommen eines allgemeinen Handelsvertrages. Denn zwischen den Saarwerken und den lothringischen Werken scheint eine Vereinbarung dahin zustande zu kommen, daß die Saarwerke den lothringischen Werken die Hälfte des Eisenzolls zahlen, den jetzt die Lothringer bei der Einfuhr nach Deutschland zu tragen haben. Die französische Schwerindustrie wird also an einem Abschluß des deutsch-französischen Handelsvertrages aufs stärkste desinteressiert. Entsprechend verschlechtern sich die Chancen für künftige deutsche Verhandlungen — was selbstverständlich die Deutschnationalen bei der Verabschieduag der Saar-Abkommens durch den Reichstag nicht hindern wird, abermals mit heroischer Geste den Opfertod zu sterben.

Drei junge Oldenburger

Je mehr die Mechanisierung und Egalisierung des deutschen Lebens fortschreitet – Eine Gehirnspurenweite, Ein Hühneraugenmittel, Eine Staatsgesinnung –, umso mehr bemühen sich die Annoncenpapiere, dem Leser Vielfältigkeit, Buntheit und altväterisches Biedermeier-Leben vorzutäuschen. „Eine junge Bielefelderin spazierte gestern abend . .“ Welch ein Mädchen aus der Fremde! „Drei junge Oldenburger wollten vor zwei Tagen . . .“ Drei junge Oldenburger: man sieht ordentlich die weißen Bauerntaler von den roten Westen herabklingeln, ungewohnt ist den ländlichen Gestalten der städtische Asphalt, und mit diesem landsmännischen Unfug wird die deutsche Vaterlandsliebe großgezogen. Denn weil die Mehrzahl der Köpfe unfähig ist, sich einen großen, fast immer ins Abstrakte verschwimmenden Verband vorzustellen, dem sie heutzutage knapp angehören, so werden die alten Gruppen aufrechterhalten, die es heute nur noch gibt, damit es sie gibt. Was fingen wir auch ohne einen „Lippischen Staatsrat“ an? Nicht auszudenken.

Nun hat es eine deutsche Kultur nie gegeben, und eine deutsche Städtekultur nur an ganz wenigen Orten. Hamburg hat so etwas, vielleicht auch noch Frankfurt am Main – wenn du aber sonst mit verbundenen Augen in eines der Weinkabaretten, in eine Beamtenfamilie, in eine Schule geführt wirst, so kannst du nach verrutschter Binde nicht unterscheiden, wo du bist: ob in Bitterfeld, Glauchau, Nürnberg oder Köln. Vor dem Denkmal der hochseligen Kaiserin Augusta am Brandenburger Tor stand einmal ein Arbeiter und sah sich die Puppe lange an. Und sprach: „Die sieht so eenjal aus...!“ Deutschland auch.

Nun ist Uniformierung noch keine Stammeseigenart, sondern Mangel an Phantasie. Und weil sich die langweilt, wird dieses bunte landsmannschaftliche Leben konstruiert, diese Kostüm- und G’schnasfeste: Deutsche Akademie (unter Teilnahme garantierter Dichter!), Tausend Jahre Rheinland, Fünfhundert Jahre Bremen, Hundert Jahre Verkehrsstockung am Potsdamer Platz – und jedesmal der gleiche Auftrieb von Schmöcken, Inseratenagenten, wuchernden Hoteliers, Universitätsprofessoren, Fahnenweihen, Kunstausstellungen, Rundfunkunfug, Ministerreden.

Dem Vollbart ist es noch eine Überzeugungssache; dem Glattrasierten mit der Hornbrille ein kühles Geschäft. Die Textbeilage Kleiner und Großer Anzeigen registriert die Volksstimmung: „Die Kieler Frauen haben gestern . . .“ Wenn man schon keine Individualität hat, dann borgt man sich eine. Am besten beim Maskenverleihgeschäft. Als olle ehrliche Seemänner verkleidet gehen da die Kinobesucher der Einheitsfilme, die gleichen Leser von Tarzan, die gleichen Verbraucher von 4711 umher, sehen sich an, kneifen das linke Auge zu und erkennen sich als Landsleute: als alte Hessen-Nassauer.

Ignaz Wrobel

Ein Sicherheitspakt gegen den Sicherheitspakt

Es wird in den auswärtigen Ämtern und in den Parlamenten beängstigend viel von Sicherheit, Garantien und europäischem Frieden gesprochen. Kein Zweifel also: die Sicherheit existiert nicht, die Garantien sind brüchig und der europäische Friede ist in Gefahr. Wir haben wieder den Zustand, daß ein Krieg, als wäre er nicht von Menschen gemacht und von ihnen nicht zu verhindern, über Nacht ausbrechen kann wie ein Naturereignis.

Aber wie ist das möglich, da doch der Krieg von Menschen geführt wird, die ihn weder er-

klärt noch gewollt, die weder Sicherheitspakte noch Garantien geschlossen haben, die, wenn es nach ihrem Sinne ginge, friedlich Güter und Waren mit dem Nachbarn tauschen würden?

Die, welche die Sicherheitspakte schließen, tun, als wäre es selbstverständlich, daß, wenn der Garantiepakt nichts taugt, einfach das Menschenpack für die Garantie mit seinem Blute einstehen muß. Weil die Völker ungefragt bleiben, setzt man voraus, daß sie einverstanden seien. Weil sie bis heute noch nicht das einfache Mittel gefunden haben, zunächst einmal für ihre eigne Sicherheit zu garantieren, sind sie die unfreiwilligen Garanten diplomatieverpfuschter Verhandlungen oder böswilliger Machinationen.

Alle Sicherheitsgarantien sind das Gegenteil von Sicherheit und Garantie, sind wahre Keimherde des Krieges, solange nicht die Völker selbst und unmittelbar, sei es durch ihre Gewerkschaften und proletarischen Verbände, sei es durch andre große politische und kulturelle Gruppierungen (Linkskartelle) den wahren Pakt der Sicherheit geschlossen haben: keinen Mann, keine Granate, keinen Truppentransport und nicht das geringste Kriegswerkzeug zu stellen. Nun mögen die Kriegsverführer zusehen, wie man Krieg führt, wenn in allen Völkern diese Non-cooperation-Bewegung organisiert wird; wenn das Proletariat, dessen natürliche Heimat die Internationale ist, den heiligen Pakt schließt, lieber unter den Kugeln der eigenen Schergen zu fallen, als mit ihrer Hände Arbeit das wechselseitige Gemetzel zu ermöglichen. Auf diesen Sicherheitspakt, von Gewerkschaft zu Gewerkschaft, von Verband zu Verband, von Volk zu Volk geschlossen, kommt es an. Eine Sicherheit, die man sich auf dem Papier in vielen Klauseln garantiert, immer mit dem Hintergedanken, im Fall des Kontraktbruchs die Konventionalstrafe mit dem Blut der Andern zu bezahlen, ist die Ausgeburt einer vor Dünkel und Macht irrsinnigen Kabinettspolitik; ihr heimliches Imperatorentum – der Kaiser rief, und Alle, Alle kamen – ist im demokratischen Gewand des Parlamentarismus doppelt verderblich. Es liegt nur an den Völkern, ihre Kabinette und Parlamente wissen zu lassen, daß auch nicht Einer kommen wird, wenn man sie ruft, weil sie hoch über dem fragwürdigen Sicherheitspakt der Verträge ihre Sicherheit mit dem Händedruck eines neuen Bundes verbürgt und besiegelt haben.

N. O. Kent

Revolutionsfilm

Der russische Film: ‚Sein Mahnruf' ist das Vermächtnis Lenins. Inhalt: die Geschichte eines Mädchens, der Tochter eines Moskauer Arbeiters, vom Beginn der Revolution bis zu Lenins Tod. Gleich der Anfang ein gewaltiges Furioso: Straßenkämpfe in Moskau, in denen der Vater des kleinen Mädchens durch die Kugel eines Weißen fällt. Kind und Großmutter verlassen die Stadt und erleben nun in einem Dorf bei Petersburg den ganzen Verlauf der Revolution: Enteignung der Grundbesitzer; Flucht des Fabrikanten, Vaters jenes Offiziers, der den Arbeiter erschossen hat; Sozialisierung der Fabriken; Gründung und Aufbau der Kinderheime und Arbeiterklubs. Dazwischen mit meisterhafter Herausarbeitung der Kontraste die Geschichte der emigrierten Fabrikantenfamilie in Paris. Wie hier mit einer primitiven, aber grade im Film noch nicht dagewesenen packenden Symbolik die Gegensätze unvermittelt nebeneinandergestellt werden, das zeugt von der souveränsten Beherrschung des Apparats und virtuosester Ausschöpfung der photographischen Möglichkeiten. Die Mühle des Dorfes wird in Gang gebracht, das Rad beginnt sich zu drehen – plötzlich wird das Bild durch

eine rotierende Roulette überblendet: die Emigranten, Vater und Sohn, verspielen ihr letztes Geld in einem Pariser Nachtlokal. Theateraufführung im Arbeiterklub und Jazz in einer Bar, die Verlotterung der Emigration und der wirtschaftliche Aufbau des neuen Rußland — dieser Film kann auf alle Zwischen-Texte und -Titel verzichten. Auch die Amerikaner haben — in der ‚Karawane' — einen Abschnitt ihrer Geschichte: den Zug einiger Dutzend deutscher Auswanderer nach dem fernen Westen zur Handlung eines Filmdramas gemacht; aber während sie noch gezwungen waren, das Epos der Prärie mit einer kitschigen und verlogenen, den dümmsten Instinkten des Kinobesuchers schmeichelnden Liebesgeschichte zu umranken, fügt sich die einfache Geschichte des kleinen russischen Mädchens zwanglos in das Drama ein, dessen eigentlicher Träger die Revolution ist. Der weiße Offizier kehrt mit gefälschten Papieren nach Rußland zurück, um den vergrabenen Familienschmuck ins Ausland zu bringen. Das Mädchen verliebt sich in den Fremden, der später bei einem Einbruch ertappt und auf der Flucht erschossen wird. Hier bricht die Handlung ab. Und dann kommt der letzte Akt

Gerüchte über Lenins Krankheit flattern ins Dorf. Es soll schlimm um ihn stehen. Und eines Abends, die Arbeiter sind im Klub versammelt, wo eine Theateraufführung inszeniert wird, Meldung, Lenin liege im Sterben. Ein Mann wird zur nächsten Bahnstation gesandt, um Näheres zu erfahren. Inzwischen sitzen die Arbeiter, Männer, Frauen und Kinder, im Saal und warten. Die Zeit verrinnt, bleierne, fürchterliche Stunden. Der Zuschauer fühlt, wie sich dieser Alb zentnerschwer auf seine Brust legt. Niemand spricht, es geschieht nichts, man sieht nicht einmal, wie in amerikanischen Filmen, das Vorrücken des Uhrzeigers, keine Steigerung der Handlung durch den wilden Ritt des Kuriers — immer nur die versteinerten Gestalten der schwerbedrückten Arbeiter, deren düsteres Mienenspiel alle Schattierungen von Kummer, Unruhe, Spannung zeigt. So warten sie. Warten noch immer...

Noch nichts im Film ist aufregender und erschütternder gewesen. Und wenn man seine Nerven fast reißen glaubt unter dieser überlangen Ungewißheit, da stürzt der Kurier in den Saal und reißt den Mund auf und will schreien und findet, atemlos, keine Worte. Und dann schreit er, schreit, daß uns die Ohren gellen: Lenin ist tot! Und da ist es, als bekomme man einen Stoß mitten vor die Brust — und da ist Alles ausgelöscht, da gibt es keine kühle Überlegung mehr, keine Distanz zwischen Bühne und Zuschauer, Spiel und Wirklichkeit verschwimmen zu Einem. Die Trauer des verwaisten, sich verwaist fühlenden Rußland springt mit einer Vehemenz ohnegleichen über.

Und erst später wird einem bewußt, daß es Schauspieler gewesen sind, die man im Film gesehen hat. Dutzende von Buben und Mädchen, die alle Wunderkinder weit in den Schatten stellen — Schauspieler? Nein: herrliche, natürliche, russische Menschen.

Leo Lania

Heyses Leopardi

Mit großem Vergnügen habe ich Emil Ludwigs ausgezeichneten Aufsatz über Leopardi in Nummer 26 der ‚Weltbühne' gelesen. Ich kann aber nicht unterlassen, auf einen Irrtum aufmerksam zu machen, den ich richtigstellen möchte zur Ehrenrettung sowohl der ältern Generation, die Leopardi sehr geliebt hat, als auch des deutschen Buchhandels, der keineswegs an diesem „größten Künstler und Menschen, den Italien seit den Tagen Dantes hervorgebracht hat", achtlos vorübergegangen ist. 1878 hat Paul Heyse —

hier wäre sogar die abgedroschene Phrase: „kein Geringerer als“ berechtigt — in zwei Bänden Leopardis Werke bei Wilhelm Hertz herausgegeben, und zwar sämtliche Gedichte und Gespräche, die Novelle ‚Nerina‘ und eine sorgfältige Auswahl der ‚Gedanken‘. Auch denjenigen Wünschen Emil Ludwigs, die Ludwig Wolde in seiner Insel-Ausgabe nicht erfüllt hat, ist Heyse gerecht geworden. Den ersten Band schmückt er mit der in Stahlstich ausgezeichnet wiedergegebenen Büste des Dichters, dem zweiten stellt er das „Seelenportrait“ mit seinem Aufsatz: ‚Leopardis Weltanschauung‘ voran. Darin erklärt Heyse ganz aufrichtig, daß Leopardis Pessimismus nicht seine Weltanschauung sei, was man von diesem „Schoßkind des Glückes“ einem „Sorgenkind des Lebens“ gegenüber nur zu gut versteht. Aber auch der Anhänger des Optimismus kann „dem persönlichen Zauber dieser hohen, adligen Erscheinung nicht widerstehen“, „die dunkle Melodie seiner Verse bestrickt“, „die hochherzige Gesinnung, der mutige Wahrheitsdurst und die sittliche Reinheit dieses seltenen Dulders“ reißen ihn hin.

Daß die Übersetzung des Formkünstlers Heyse dem Original gerecht wird, darf wohl nicht bezweifelt werden. Er hat liebevoll viele Jahre an dem Werk gearbeitet, und der unvergeßliche Wilhelm Hertz hat Heyses Arbeit in zwei entzückenden Bänden herausgebracht, deren holzfreies festes Papier heute noch die Farbe der Jugend bewahrt, deren Lettern scharf und schwarz geblieben sind, deren Halblederband und Goldschnitt sorgfältigste Handarbeit zeigen. Hertzens Nachfolger, Emil Ludwigs eigner Verleger Cotta, dürfte die Ausgabe wohl noch haben. Sollte sie vergriffen sein, so ist es ein Beweis mehr dafür, daß wir Alten, vor vierzig Jahren, als wir jung waren, solche Bücher gern gekauft haben. Ich kann nur wünschen, daß die Jugend von heute, für die der Dichter anscheinend ganz neu entdeckt worden ist, ein Gleiches tut. *Fritz Th. Cohn*

Der und das Gehalt deutscher Justiz

Am 27. und 28. Juni hielt der Verein Sächsischer Richter und Staatsanwälte in Plauen seinen Vertretertag ab, zu dem Abgeordnete sämtlicher Bezirksvereine des Landes entsandt und andre Mitglieder in stattlicher Zahl erschienen waren. Im Interesse des Ansehens der Rechtspflege und der Hebung des gesunkenen Vertrauens zu ihr wurde eine der außerordentlich erhöhten Verantwortlichkeit und dem gesteigerten Maße von Arbeitsleistung entsprechende Gewährung von Bezügen gefordert.

Dresdner Anzeiger

Liebe Weltbühne !

Jean Cocteau wurde neulich in einer Pariser Gesellschaft nach seiner Meinung über Victor Hugo gefragt.
Er antwortete: „Victor Hugo; das war ein armer Irrer, der sich für Victor Hugo hielt.“

Befreites Gebiet

Schneller, als wir hofften und geglaubt,
hat man uns der Schwarzen Schmach beraubt,
Um die Propaganda ist es schade.
Da dies schöne Argument verstaubt
und die Zwischenfälle nicht erlaubt:
Alle Mann zur Hakenkreuzparade !
Frohe Erhardt-Lieder angestimmt.
Weist dem Pack, wo unser Funke glimmt,
Rückt dem innern Feinde auf die Bude.
Wer sich jetzt nicht laut Comment benimmt,
kriegt von uns den wohlverdienten Zimmt,
denn er ist Verräter oder Jude!
Heute dürft Ihr machen, was Ihr wollt.
Die Behörden sind euch freund und hold,
hassen selber die Novemberbande.
Flaggt so’n Bruder gar noch schwarzrotgold,
zeigt er uns, daß er in Feindes Sold.
Drauf, Ihr jungen Krieger! Rächt die Schande!!

Karl Schnog

Antworten

Reichsverband akademischer Kriegsteilnehmer. Ihr versendet ein Rundschreiben, worin es heißt: „Eingedenk der Verpflichtung, die Tradition unsres idealistisch gerichteten Geistes- und Bildungswesens allen Deutschen auferlegt, eingedenk der Zukunft unsrer Nation, die in die Hände von Männern gelegt werden muß, die durch ihre im Felde bewährte Tatkraft, Entschlossenheit und Disziplin an erster Stelle berufen sind, auch die Vorkämpfer auf dem geistigen und wirtschaftlichen Kampffelde zu werden, bitten wir...“ Um Geld, selbstverständlich. Aber davon abgesehen: Ihr seid nicht berufen. Grade jene Art Energie, die nicht nach dem Ziel gefragt hat, jene Art Entschlossenheit an der falschen Stelle; jene Art Disziplin, die immer nur von Andern verlangt und mit Zuchthausstrafen erzwungen wurde – grade jene Gesinnung wird den anständigen Teil von Deutschlands Jugend abhalten, solche Leute jemals wieder als Führer anzuerkennen.

Republikaner. Anfang Mai ist ein ‚Thomas Münzer‘ von Berta Lask in der Viva, den Vereinigten Internationalen Verlags-Anstalten, erschienen. Auf einer Pfingsttagung bei Eisleben ist dieses Bauernkriegsdrama vor vielen tausend Arbeitern aufgeführt worden. Daraufhin ist eine Konfiskation des Buches erfolgt, gemäß solcher Paragraphen des Gesetzes zum Schutze der Republik, die den Staatsgerichtshof in Stand setzen, jederzeit auch ein Hochverratsverfahren gegen die Dichterin einzuleiten und eine Strafe bis zu zehn Jahren Zuchthaus zu verhängen. Auf die Rezitation revolutionärer Gedichte stehen fünfviertel Jahre Gefängnis – auf die Erschießung eines deiner Gesinnungsgenossen, Republikaner, steht Freispruch. Aber nur so lange, wie deine wahrhaft himmlische oder wahrhaft schafsmäßige Langmut es zuläßt.

Wandervogel. „Fidus, des Lichtgläubigen, Bildnis auf Kunstdruckpapier und Büttenpapier. Fidus urteilt: ‚Es gibt ganz mein jetziges Aussehen wieder, den vorwiegend ringenden und sorgenden Ausdruck und die werktätige Hemdärmeligkeit des Deutschen. Alle späteren Aufnahmen sind nicht so treu.‘“ Schade.

Kontinentalpolitiker. Felix Stössinger wünscht die Aufnahme der folgenden Antwort: „Im selben Heft der ‚Weltbühne‘ (28), das meinen Artikel über den Sicherheitspakt gebracht hat, stehen zehn Zeilen von Morus, so vielfach aus Irrtümern zusammengesetzt, daß es nicht möglich ist, sie im engen Rahmen einer Antwort vollständig zu widerlegen, wie ja stets schneller ein Faden zu verknoten als ein Knoten aufzulösen ist. Zur Berichtigung nur Folgendes: 1. Es ist unwahr, daß das deutsche Paktangebot den ‚eingeschworenen‘ Kontinentalpolitikern keine ungemischte Freude bereitet. Wahr ist vielmehr, daß sie über das deutsche Angebot ungemischte Freude empfinden, weil es nun endlich zur Klarheit führen wird, ob England und Deutschland eine feste Fundierung des Friedens wirklich wollen. Im übrigen gibt es nur ‚eingeschworene‘ Kontinentalpolitiker. Erst nach dem Sieg dieser Idee wird es auch weniger eingeschworene, nämlich nachlaufende geben, darunter solche, die einmal vorauslaufende sein wollten. 2. Zwischen dem Kontinental-Europa der von Joseph Bloch geleiteten ‚Sozialistischen Monatshefte‘ und dem Pan-Europa der von Coudenhove-Kadergi geführten Union gibt es nicht den kleinsten Unterschied in der Sache. Der Altersvorsprung der Kontinentalpolitik ändert nichts an der Gleichheit des gemeinsamen Wollens. 3. Infolgedessen gibt es auch keinen Unterschied zwischen Kontinental-Europa und Pan-Europa in Bezug auf Rußland. Nach dem Vorbild der Kontinentaleuropäer kennen auch die Paneuropäer fünf Wirtschaftsimperien, die wir auch Wirtschaftskontinente nennen, Die sind:

Kontinental-Europa. Rußland. Ostasien. Das Empire. Amerika.
4. Nicht zu berichtigen ist dagegen die Auffassung von Morus, daß die Kontinentalpolitiker einer höhern Region angehören und Diejenigen, die den Weg einer angeblich von England beherrschten Völkerbundpolitik gehen, ‚arme Bewohner der niedern Regionen' sind. Denen ist allerdings zu raten, sich schleunigst um die Erkenntnis der höhern Regionen zu bemühen, wenn sie nicht schon in sehr naher Zukunft einen beträchtlichen Krach ihrer frühern Reputation erleben wollen."

Kurt Götz. Hat Ihnen eigentlich Ihr Ausschnittbüro seinerzeit die Kritik der ‚Augsburger Neuesten Nachrichten' zugesandt? Hoffentlich — denn sonst hätten Sie was versäumt. Nämlich dies: „Einen kindergesegneten Oberlehrer zur Zielscheibe eines zersetzenden Witzes zu machen, wie es in der ‚Toten Tante' geschieht, die dem Einaktertrio den Namen gibt, ist weder neu noch eine Kunst. Dieses billige Vergnügen leistet sich jeder Kalauerreisende auch. Wenn der Autor, um das Zwerchfell seiner Zuhörer um jeden Preis zu kitzeln, auf dieses Niveau herabsteigen will, so ist das seine Sache. Aber dagegen ist Verwahrung einzulegen, daß ein literarischer Spaßmacher einem Oberlehrer auch nur die Möglichkeit eines Verzichts auf ethische Grundsätze andichtet, sobald der Dollar winkt. Es offenbart sich darin eine so üble Seelen- und Geistesverfassung, daß einem das Lachen über solchen Witz auf den Lippen erstirbt. Es kann Jemand in puncto uneheliche Mutterschaft Muckertum beweisen. Gut, reißt ihm die Maske ab, und wir klatschen Beifall dazu! Aber von der Psyche eines Professors, der 12 Kinder in die Welt setzt, versteht Herr Kurt Götz blutwenig, wenn er auch nur entfernt glaubt oder glauben machen will, ein solcher Mann wäre bereit, um 250 000 Dollars eines seiner Kinder der ‚Schande' unehelicher Mutterschaft auszuliefern." Wenn Sie Ihre tote Tante sehn — ich laß sie grüßen; und reiche ihr die ‚Augsburger Neuesten Nachrichten' ins Erbbegräbnis.

Nationaloekonom. In der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' vom 19. Juni heißt es in einem Artikel über ‚Schwerindustrie auf der Jahrtausendausstellung': „Schräg gegenüber an der andern Wand ein Bild von Hugo Stinnes im Alter von zehn Monaten. Auffallend sind die großen Augen und die Ansätze zu dem energischen Schnitt der Gesichtszüge, die den Mann in seinen reifen Jahren kennzeichneten." Ob wohl damals schon die Augen größer waren als der Magen?

Teutscher. Eins deiner Bücher, an denen sich pensionierte Sadisten und beamtete Masochisten im stillen Kämmerlein delektieren, wird so angepriesen: „Der Ausklang: eine Vision; Hermann der Cherusker reitet bei Nacht wie der apokalyptische Reiter durch die Lüfte. Schaurig schallt sein Schlachtruf: ‚Gallien im Land!' zu Tal. Er reitet zum Kyffhäuser, ruft seine Getreuen auf: ‚Gallier im Land!' Ihm folgen Erzengel Michael, die Germania, selbst der große Karl steigt aus seiner Gruft. Und Tag des Gerichts. Hoch gehen des Rheines Wogen. Blutrot ist seine Flut." Der Verfasser scheint ein welscher Jude zu sein. So lügt er. Denn tatsächlich fuhr auf des Rheines Wogen an diesem Tage Fridericus Rex mit der Königin Luise — die deutsche Zukunft vor sich und die Deutsche Zeitung hinter sich. Herzbergeheil!

Sommertheaterdirektor. Was Sie am 1. August zur Erinnerung spielen? „Zwölf Millionen suchen einen Autor."

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki - Verlag G.m.b.H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy, 6

West oder Ost? von Otto Corbach

In Nummer 29 der ‚Weltbühne‘ hat Joseph Friedfeld den Gegensatz zwischen britischem Imperialismus und russischem Bolschewismus klar und scharf umrissen. Die gegenwärtigen englisch-russischen Beziehungen erscheinen indessen in seiner Betrachtung viel weniger kompliziert, als sie sind; und da es grade diese Kompliziertheit ist, deren Auswirkungen vom deutschen Standpunkt aus die allergrößte Aufmerksamkeit verdienen, so verlohnt sich, Friedfelds Ausführungen in dieser Beziehung zu ergänzen.

Friedfeld weist darauf hin, daß die konservative Regierung in England gehofft habe, den rechten Flügel der Arbeiterführer, insbesondere MacDonald und Thomas, bei Unternehmungen gegen Rußland und China auf ihrer Seite zu haben. Sie habe sich geirrt. Genügt aber nicht schon diese Feststellung, um die Heldenmiene, die Birkenhead und Chamberlain gegen Sowjet-Rußland aufsetzen, verdächtig erscheinen zu lassen? Friedfeld erinnert daran, daß MacDonald als Ministerpräsident durch seine schroff ablehnende Haltung Zaglul gegenüber selbst eine ausgesprochen imperialistische Gesinnung verraten habe. Ist das nicht ein Fingerzeig, den Gegensatz zwischen Birkenhead-Chamberlain und MacDonald in der russischen Frage als einen nur taktischen und keinen grundsätzlichen zu werten? Sollte es den gegenwärtigen Lenkern des britischen Weltreichs bei ihrer antibolschewistischen Taktik nicht viel eher darauf ankommen, andre Regierungen als sich selbst auf eine antibolschewistische Politik festzulegen? Sollten sie, selbst wenn sie ernsthaft bemüht wären, kriegerische Konflikte heraufzubeschwören, doch weniger darauf aus sein, den bolschewistischen Kreml sturmreif, als vielmehr, ihn im britischen Sinne verhandlungsreif zu machen?

Auf jeden Fall äußert sich der gesunde politische Instinkt der angelsächsischen Rasse heute viel mehr in der sowjetfreundlichen Haltung der englischen Arbeiterschaft als in der antibolschewistischen Taktik der regierenden britischen Staatsmänner, und für jene Haltung ist grade bezeichnend, daß sie viel mehr auf nationalpolitische als klassenkämpferische Motive zurückzuleiten ist. Die englischen Gewerkschaftsführer, die im November und Dezember 1924 Sowjet-Rußland bereisten, heben im Vorwort zu ihrem Bericht hervor, daß sie von Berlin aus mit Vertretern der deutschen Regierung, die sich zu Verhandlungen über ein deutsch-russisches Handelsabkommen nach Moskau begaben, denselben Zug benutzten. „Nach einem scharfen Angriff auf die Arbeiter-Partei wegen ihres Versuchs, ein Handelsabkommen mit Rußland zustande zu bringen, hatten wir grade unser Land verlassen: es ist wohl

nicht notwendig, näher darauf einzugehen, daß wir auf unsrer Reise und im selben Zuge mit den offiziellen Vertretern eines Landes zusammentrafen, das jahrelang unser erfolgreichster Konkurrent war, besonders auf dem russischen Markt, mit Vertretern, die die ausdrückliche Aufgabe hatten, die Handelsinteressen ihres Landes zu fördern.“

Wenn englische Arbeiterführer so die gegenwärtige konservative englische Regierung durch ein deutsches amtliches Beispiel beschämt wissen möchten, so ist das verständlich; aber man wird vom deutschen Standpunkt aus, um ehrlich gegen sich selber zu sein, eher in dem Beispiel der englischen Arbeiterdelegation etwas Beschämendes für das deutsche Volk im Allgemeinen und die deutsche Arbeiterschaft im Besondern sehen müssen. Die deutsche Diplomatie hatte schon unmittelbar nach dem Abschluß des Rapallo-Vertrages die Angst vor der eignen Courage befallen; sie ist sie seitdem nicht wieder losgeworden, und sie steht heute in dringendem Verdacht, ihr Erstgeburtsrecht auf sowjetrussische Freundschaft für ein Linsengericht, oder gar nur die Vorspiegelung eines solchen, an die Entente verkaufen zu wollen. Englands verantwortliche Staatsmänner würden ruhig schlafen, wenn sie für ihr Land von Rußland her keine schlimmern Gefahren aufsteigen sähen als die, die der Rapallo-Vertrag mit sich bringen könnte, wenn er auf deutscher Seite überhaupt noch ernst gemeint wäre. Viel wesentlicher für einen Vergleich zwischen den englisch-russischen und den deutsch-russischen Beziehungen ist jedenfalls, daß auf englischer Seite eine starke Volksinitiative zu einem guten Verhältnis mit Rußland drängt, auf deutscher Seite nur eine obrigkeitliche Initiative, die noch dazu mit allen Anzeichen innerer Unwahrhaftigkeit und Unsicherheit behaftet ist.

In diesem Unterschied offenbart sich eben wieder, daß dem deutschen Volk der monarchistische Obrigkeitsstaat noch tief im Blute steckt. Seine republikanische Verfassung ist nur Mimicry, äußerliche Anpassung an eine feindliche Umwelt; seine innere Verfassung ist noch die alte. Die deutsche öffentliche Meinung erschöpft sich unverändert in einer Bierbankpolitik, die auf die jeweilige Regierung weidlich zu schimpfen gestattet, nicht aber: ihr in den Arm zu fallen, ihr Richtlinien vorzuschreiben, am allerwenigsten, eigne politische Initiative zu entfalten.

Gewiß: es ist auch eine deutsche Arbeiterdelegation, die außer 20 kommunistischen sogar 40 sozialdemokratische Mitglieder umfaßt, jetzt dabei, die sowjetrussische Wirklichkeit aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Zu spät! Es kommt im Leben immer darauf an, wessen Geist am ersten aus dem Schlaf der Gewohnheit erwacht. Für ihn wird sich auf absehbare Zeit jedesmal am ehesten die Gelegenheit einstellen, das Fett von der Suppe, die an neuem Herde kocht, abzuschöpfen.

Er wird den Andern bei Allem immer mindestens um eine Nasenlänge voraus sein, und diese werden sich — weil sie wieder und wieder erfahren müssen, daß ihr Verstandesuhrwerk nachgeht, und daß sie deshalb jeden richtigen Augenblick zu entscheidendem Handeln verpassen — überhaupt abgewöhnen, selbständig zu denken und zu handeln. Die englische Arbeiterdelegation hat die sowjetrussische Wirklichkeit für die westliche Arbeiterschaft entdeckt. Sie hat damit ihrem Volke politisch die führende Rolle in Westeuropa für die Zeit nach dem unausweichlich herannahenden Zusammenbruch des britischen Imperialismus gesichert.

Daß der parteipolitische Kommunismus in Deutschland raschere Fortschritte gemacht hat und weiter machen wird als in England, kommt demgegenüber zu wenig in Betracht. Darin bekundet sich eben die Instinktüberlegenheit der englischen Arbeiterschaft, daß sie mit Sowjet-Rußland Fühlung sucht, trotzdem sie noch auf eine andre Façon selig werden zu können glaubt als die russischen Kommunisten. Ermangelten nicht die breiten Massen der deutschen Arbeiterschaft fast ebenso sehr politischer Instinktsicherheit wie das deutsche Bürgertum, so hätten seine sozialdemokratischen Führer sich lange nicht so viel Vogelstraußpolitik gegenüber sowjetrussischer Wirklichkeit leisten können, wie sie fast ungestört vermochten und noch vermögen. Und es ließe sich der Fall denken, daß Deutschland nach einer geglückten bolschewistischen Revolution Sowjetrepublik geworden wäre, und daß dennoch ein kapitalistisches England besser in seinen Beziehungen zu Sowjet-Rußland abschneiden würde. Man kann eben Kommunist werden und ein Tölpel bleiben.

Zu diesem Antisemitismus von Fürst Pückler-Muskau

Die Emanzipation der Juden, die in England Gesetz geworden, ist wahrlich ein ernstes und glorreiches Zeichen des Fortschritts ihrer geistigen Kultur und wird für sie selbst zur Milderung und Aufklärung ihrer Religionsbegriffe die wohltätigsten Folgen haben; denn ein Schritt im Guten führt eben so sicher zum Bessern als umgekehrt das Böse immer Böseres muß gebären. Heil dir also, edles Volk, das uns in so Vielem schon vorleuchtete und nun auch die Axt an jene stupide Barbarei gelegt hat, mit der wir im ganzen Europa so lange Zeit, zu unsrer ewigen Schmach, eine zahlreiche Klasse unsrer Mitmenschen verfolgten und sie erst selbst verderbten, um sie nachher dieser Verderbnis wegen anklagen zu können.

Es ist ein schöner, endlicher Sieg der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, der Welt zum Beispiel aufgestellt, und wir wollen gern einen Schleier darüber decken, welche Tendenzen zu derselben Zeit bei uns in dieser Hinsicht laut wurden. Ich weiß nicht, wie andre Christen darüber denken, aber was mich betrifft, so kann ich wohl sagen, daß, seit ich zu Verstande gekommen bin, ich nie einem gebildeten Juden begegnete, ohne mich gewissermaßen vor ihm zu schämen, indem ich lebhaft fühlte: daß nicht wir zur Verachtung seiner Glaubensgenossen, wohl aber er zur Verachtung der unsrigen ein Recht habe.

Eine vergewaltigte Nation von V. Blasco Ibañez

V.

Die Mißerfolge des Direktoriums

Der erste Regierungsakt Primo de Riveras war: durch ein Manifest zu Anzeigen aufzufordern – wobei er den Angebern selbst völlige Straflosigkeit zusicherte. Zur Ehre des Landes steht fest, daß nur sehr wenige Spanier diesem Aufruf Folge leisteten.

Er hatte seine Revolution begonnen mit dem Rufe: Nieder mit den politischen Spitzbuben! Bis heute ist dem Diktator noch nicht gelungen, unter den verhaßten Politikern einen einzigen Spitzbuben festzustellen. Sein und des Direktoriums Haß richtete sich vor Allem gegen den Senor Alba, dessen liberale Ansichten ihm ebenso zuwider waren wie eine Reihe von Maßnahmen, die er als Minister getroffen hatte. So beabsichtigte Alba, eine Steuer zu erheben von den Profiten der Kriegslieferanten. Er hatte weiter den obligatorischen katholischen Religionsunterricht in den Schulen aufgehoben. Alba wagte auch, den religiösen Orden zum ersten Mal Steuern aufzulegen, wodurch er es mit der Kirche und der reaktionären Partei, auf die das Direktorium sich stützte, ganz und gar verdarb. Alphons XIII. haßte Alba, weil der sich erkühnt hatte, ihm jedesmal entgegenzutreten, wenn der König seine verfassungsmäßigen Rechte überschreiten wollte. Den Haß der Militärpartei hatte er sich zugezogen, als er kurz vor dem Staatsstreich einige Generale wegen Unfähigkeit verabschiedete.

Alba vermochte rechtzeitig zu flüchten. Das Direktorium eröffnete ein Verfahren gegen ihn. Zum Richter ernannte der Diktator einen seiner Adjutanten! Alle Akten und die gesamen Privatpapiere des Ministers wurden durchsucht, ohne daß auch nur das kleinste Delikt festzustellen war. Primo de Rivera vermutete Ungeschicklichkeit seines Adjutanten und ersetzte ihn durch einen Berufsrichter und zwar den Sohn eines alten Dieners seiner Familie. Auch dieser Richter, ein Geschöpf des Diktators, sah sich nach einer Untersuchung von acht Monaten trotz allen Einschüchterungen der Zeugen gezwungen, Alba vollständig freizusprechen.

Ebenso erging es dem Diktator bei den Prozessen gegen andre Politiker. Die Bande von Spitzbuben, die ihm als Vorwand für seine Revolte gedient hatte, existierte nicht.

Auch auf anderm Gebiet ist der Kampf des Direktoriums für die Moral sehr interessant.

Die Familie eines Theaterunternehmers in Madrid hatte sich, weil dieser völlig unter dem Einfluß eines Straßenmädchens, namens La Caoba, stand, an die Staatsanwaltschaft gewandt. Als der Staatsanwalt festgestellt hatte, daß La Caoba ihrem alten Freunde Cocaïn und ähnliche verbotene Mittel eingab, eröffnete er ein Verfahren. In diesem Stadium der Angelegenheit läßt der Diktator alle Staatsgeschäfte ruhen und konzentriert seine ganzen Fähigkeiten als Krieger und

Staatsmann darauf, eine befriedigende Lösung der Affäre zu finden. Sicherlich haben seine Duzfreundinnen, die er nächtlicherweile in den öffentlichen Häusern von Madrid besucht, seine Hilfe erfleht.

Der Diktator befahl tatsächlich dem Staatsanwalt, das Verfahren einzustellen. Dieser ließ sich aber nicht zu einer Rechtsbeugung herbei, sondern teilte dem General mit, er würde seinen Brief zu den Prozeßakten nehmen. Primo de Rivera verlangte nun von dem Präsidenten des höchsten Gerichtshofs die Bestrafung des Staatsanwalts. Der Präsident erklärte, daß er das Verhalten des Staatsanwalts völlig billige. Diese Erklärung kostete dem Präsidenten seine Stellung. Und das Alles für La Caoba!

Zur Praxis des Direktoriums gehört auch, fremde Briefe zu öffnen und sich dadurch Informationen zu verschaffen. Mein Freund, der hervorragende Schriftsteller Miguel de Unamuno, anerkannt als eine der führenden Intelligenzen Europas, ein Mann von lauterstem Charakter, wurde zur Deportation nach den Kanarischen Inseln verurteilt, weil er seinem Freunde brieflich seine Meinung über das Direktorium mitgeteilt hatte.

Der konservative Exminister Ossorio y Gallardo hatte den Senor Maura, einen Führer der Rechten, von einem schmutzigen Geschäft des Direktoriums in Kenntnis gesetzt. Primo de Rivera ersah das aus dem einen Brief, den er hatte erbrechen lassen, und warf den Senor Ossorio y Gallardo ins Gefängnis.

Der Marquis de Cortina hatte eine Broschüre veröffentlicht, worin er die Finanzpolitik des Direktoriums kritisierte. Da er seine Abhandlung nicht vorher der Zensur unterbreitet hatte, wurde er auf die Kanarischen Inseln verbannt.

Primo de Riveras Vorbild ist Mussolini. Der Unterschied zwischen Beiden ist aber riesengroß. Mussolini kam von unten herauf, hatte eine Partei hinter sich und stützte sich auf Massen des Volkes, die ihn zu der ersten Stelle emporhoben. Der heldenhafte Primo de Rivera machte den umgekehrten Weg. Er bemächtigte sich der Gewalt, und dann begann er, von oben nach unten zu arbeiten: eine politische Partei, die ‚Union patriotica', zu sammeln, durch deren Existenz er seinen Staatsstreich rechtfertigen wollte. Um für diese Partei, die besser Verein hieße, Mitglieder zu werben, scheut kein Organ der Regierung den stärksten Druck.

Das größte Ereignis im politischen Leben des Diktators ist die Reise, die er mit seinem Schützling Alphons XIII. nach Italien unternahm. Wie muß Mussolini, der diesem wortreichen Militär so weit überlegen ist, innerlich gelächelt haben, wenn Miguelito, der sich selbst den Mussolini Spaniens nennt, ihn Kamerad titulierte!

Bei dieser Gelegenheit beging Alphons XIII. eine der größten Dummheiten seines Lebens. Als er den Papst besuchte, verlas er eine mit Recht berühmt gewordene Ansprache von vollendeter Absurdität und religiöser Unverträglichkeit. Zur Entlastung des Königs ist aber festzustellen, daß die Ansprache nicht von ihm selbst verfaßt war, sondern von dem berüchtigten Jesuitenpater Torres in Madrid.

Alphons XIII. erinnerte daran, daß Spanien seit Jahrhunderten Krieg gegen den Islam geführt hätte, und erklärte, sein Ziel in Afrika sei, das Kreuz dort aufzurichten und die Mohamedaner zum Christentum zu zwingen.

Um die Rifkabylen leichter zu unterwerfen, hatten die spanischen Vertreter in Marokko seit Jahren kundgetan, daß die spanische Regierung den Islam anerkennen würde, und daß seine Anhänger vollkommene Glaubensfreiheit hätten, wie in den englischen und französischen Kolonien. Dieses mühsame Werk spanischer Propaganda wurde von Alphons XIII. in wenigen Minuten zerstört.

Abd el Krim, der viele Jahre im Dienste Spaniens zugebracht hat und eine ganze Reihe spanischer Generale mitsamt dem König kennt, benutzte selbstverständlich diese ausgezeichnete Gelegenheit, um seine Pläne zu fördern. Er ließ die literarische Arbeit des Jesuitenpaters, die der König verlesen hatte, ins Arabische übersetzen und an alle Stämme der unter spanischem Protektorat stehenden Marokkaner verteilen.

Man muß wissen, was für die Mohamedaner der Papst bedeutet und ein Versprechen, wie es Alphons XIII. im Vatikan ausgesprochen hatte. Diese Rede gab der Sache Abd el Krims neues Leben und gewann ihm mehr Anhänger, als wenn er Millionen ausgegeben hätte. Der Krieg nahm jetzt einen religiösen Charakter an und erstreckte sich auch auf den Westen, der bis dahin ruhig gewesen war.

In der Verwaltung wie in der Leitung der Kriegsoperationen in Marokko hat das Direktorium völlig versagt. In Marokko waren während des Krieges unerhörte Unregelmäßigkeiten vorgekommen. Als der zur Untersuchung entsandte General Bazan, ein Mann von einwandfreiem Charakter, diese Skandalaffären aufdeckte, griff der Direktor ein und schlug die Untersuchung nieder. Die natürliche Folge ist, daß der gute Geist der Armee zerstört wird. Die anständigen Offiziere schämen sich und leiden darunter, mit Spitzbuben verwechselt zu werden.

Die Art der Kriegführung in Afrika ist ein Verbrechen. Zehn Monate reiste der Diktator durch die spanischen Provinzen, um sich von seinen Trabanten huldigen zu lassen. Er nahm an, er könnte die spanischen Truppen so lange in ihren Stellungen belassen, wie ihm beliebe, und hoffte auf eine günstige Gelegenheit zum Angriff. Leider rechnete dieser gloriose Kriegsheld nicht mit Abd el Krim. Tatsächlich sind die spanischen Truppen fast immer nur in Bewegung geraten, wenn Abd el Krim es wollte. Die Initiative kam stets von ihm.

Die Ursache der letzten, der größten Katastrophe in Marokko war die Rede des Diktators auf einem Bankett in Malaga. Primo de Rivera enthüllte dort seine kriegerischen Pläne: daß er nämlich den größten Teil des jetzt besetzten Gebietes aufgeben und sich darauf beschränken wolle, die alten spanischen Stellungen und festen Plätze zu behaupten. Diese Rede wurde in der Presse veröffentlicht. Ich weiß, daß der französische Marschall Lyautey, zweifellos einer der erfahrensten Kenner der marokkanischen Verhältnisse, über diese un-

geheuerliche Dummheit entsetzt war und erklärte: „Wenn solche Maßnahmen notwendig sind, werden sie ausgeführt, aber niemals vorher bekannt gegeben.“

Die Rede des Diktators, die seinen Rückzug ankündigte, wurde wiederum von Abd el Krim ins Arabische übersetzt und im ganzen Westen Marokkos verteilt, wo sie wie ein Blitz einschlug. Alle Kabylenstämme, die bis dahin auf Spaniens Seite gestanden hatten, auch die nur neutral geblieben waren, wußten, daß sie beim Rückzug der Spanier hilflos der Rache Abd el Krims ausgeliefert waren.

Sie zogen vor, sich mit ihm zu versöhnen, und entschlossen sich zu dem einzigen Mittel, eine grausame Bestrafung durch Abd el Krim zu vermeiden. Ohne Ausnahme erhoben sie sich, fielen über die spanischen Truppen her und bereiteten ihnen ein Blutbad, grausamer als das von Annual im Jahre 1923.

Das spanische Heer verlor 17 000 Mann. In Abd el Krims Hand blieben über 2000 Gefangene, dazu ein enormer Artillerie- und Munitionspark.

Freunde des Direktoriums behaupteten früher, daß Frankreich die Rifkabylen mit Waffen versorge, wie sie später sagten, die Waffen kämen von England.

Abd el Krim lächelt über solche Behauptungen: „Hab’ ich denn Waffen von andern europäischen Nationen nötig? Was mir die spanischen General bei ihren Niederlagen zurücklassen, ist mehr als genug.“
Aber auch die ruinöse Verwaltung des Direktoriums ist beispiellos. Wohl läßt sich der Diktator auf seinen Reisen durchs Land als Retter Spaniens huldigen. Aber Zahlen beweisen.

Spaniens schwebende Schuld ist, seit das Direktorium die Geschäfte übernommen hat, in einem Jahr um eine Milliarde Peseten größer geworden.

Als die verfassungsmäßige Regierung gestürzt wurde, hatte die spanische Valuta im Vergleich zum Gold eine Einbuße von etwa 26 Centimos erlitten. Heute wird die Peseta nur noch mit fünfzig Prozent gehandelt und fällt ständig.

Die notwendigsten Bedarfsartikel unterliegen einer ständigen Preissteigerung. Der Handel stagniert. Im ganzen Lande herrscht Kirchhofsruhe, da seit dem Staatsstreich der Kriegszustand erklärt ist und alle verfassungsmäßigen Rechte aufgehoben sind. Mehr als 4000 Offiziere sind in der staatlichen und kommunalen Verwaltung untergebracht und üben einen furchtbaren Terror aus, um dem Diktator falsche Statistiken und andres Material zu liefern, womit er die Berechtigung des Staatsstreichs und die Segnungen seiner Verwaltung beweist.

Bekannt ist, daß Spaniens Schulwesen an letzter Stelle in Europa steht. Auf Grund von genauen Erhebungen steht fest, daß etwa 50 000 neue Schulen eingerichtet werden müßten, um Spanien auf das Niveau der europäischen Kulturnationen zu bringen. Das Direktorium hat bis heute für diesen Zweck kein Geld gehabt. Dafür kostet der Krieg in Marokko jeden Tag fünf Millionen Peseten. Mit der Hälfte dieser Summe wären 50 000 moderne Schulen zu unterhalten. (*Schluß folgt*)

Südsteiermark von Otto Flake

1

Ich sah ein Städtchen in dem Zustand, den es zur Zeit Goethes gehabt haben muß. Seine Bastionen liegen als zackiger Stern auf Wiesen, die nicht bebaut sind, und tragen Gärten schon seit der Zeit, wo sie keine Aufgabe mehr zu erfüllen hatten, weil die Türken nicht mehr die Drau heraufzogen.

Wer in diesen Gärten neben Sonnenblumen, die größer als er sind, steht und nach Osten blickt, schaut zwischen letzten Hügeln, auf denen Reben wachsen und weiße Landhäuser blinken, in das ebene Ungarn hinein.

Wendet er sich um, so sieht er, wie die dunkelfarbige Mur das Städtchen in zwei Teile schneidet: jenseits, über der Holzbrücke, ragt, nicht sehr hoch, der Zahnkiefer eines Schlosses aus Bäumen, die der Kegel mit sich nach oben zieht.

Das Schloß heißt Oberradkersburg und ist jetzt jugoslawisch; das Städtchen heißt Radkersburg und ist heute der südöstlichste deutsche Ort; die Mur ward Grenze.

Anno 19 und 20 ging es erregt hier zu, als die Jugoslawen die Stadt und einen Kranz von Dörfern besetzt hielten, unter denen ein paar slowenische waren, die aber bei Oesterreich zu bleiben verlangten. Der zweite Bürgermeister, Dr. Kamniker, ein energischer Mann, erreichte bei den Gewalthabern in Saint Germain, daß dieser Bezirk am linken Mur-Ufer Deutschoesterreich zurückgegeben wurde; es dauerte indessen noch ein Jahr, bis die Jugoslawen sich zum Abzug verstanden.

Diese zwei Jahre, in denen Radkersburg Radgona hieß, waren die heroische Zeit des Städtchens, schmerzhaft durch Brutalisierungen und den dumpfen Druck der Ungewißheit. Die Ungarn, betäubt von der Verstümmelung ihres Landes und, wie es scheint, einem verzweifelten Alles oder Nichts nachgebend, taten wenig, um auch für sich die Mur als Grenze zu erlangen – die Steiermark grenzt nun hier nicht mehr an Ungarn, und Radkersburg liegt in einer toten Ecke, im Süden und Osten von Jugoslawien eingeschlossen.

Es verlor sein engeres Hinterland, das Abstaller Becken, und die Verbindung mit dem fruchtbaren Strich weiter südlich; Marburg, Cilli, Pettau, Luttenberg, Friedau sind jugoslawisch geworden. Schlimmer als die kulturelle Trennung ist vorerst die wirtschaftliche Krise, die durch politische Diktate verursacht wird

2

Ich bin Gast auf einem Hof, der eine Viertelstunde vor Radkersburg an der Mur liegt. Er war einst das Wirtschaftsgut eines Adelssitzes in der Stadt; noch führt deutlich durch Obstgärten und Wiesen die Allee, die beide Besitze in schnurgrader Linie verband. Ich sah alte Stiche des Hofes: fast Alles ist, wie es war.

Der Hof umfaßt eine Getreidemühle, eine Turbine, die die Wasserkraft in elektrische verwandelt, und Landwirtschaft. Das Elektrizitätswerk kann, unter Verzicht auf das Gebiet jenseits der Mur, immerhin die Stadt mit Energie versorgen; die Mühle ist durch die Grenze

von den Bauern, die ihr Getreide ihr zuführten, abgeschnitten; die Landwirtschaft erweist sich als unabhängig.

Wie schön ist ein Stall gefüllt mit dem Geruch von fünfzig Kühen, wenn er licht gebaut wurde; Krippe reiht sich an Krippe. Noch habe ich den Ton im Ohr, mit dem die Mäuler das Futter mahlen. Ein neuer Schweinestall ist im Entstehen; keine dunkeln Koben mehr, die man nur öffnen kann, indem man sich bückt; und eben ist man dabei, den Mistlachen vor den Stallwänden ein Ende zu machen; die wertvolle Jauche wird nicht mehr in den Boden sickern, sondern fortan in gemauerten und überdeckten Gruben gesammelt.

Der junge Besitzer ging vor dem Krieg von der Hochschule nach Amerika und arbeitete auf argentinischen Estanzias, während sie sich in Europa mordeten. Er brachte neue Ideen mit, betreffend vernünftige Wirtschaft; es ist Gewinn, draußen gewesen zu sein, und es kommt auch dem Seelischen zu gut, wenn Einer gelernt hat, den Lasso zu handhaben, auf Pampas, die groß wie Provinzen sind.

Er las Reisebriefe von mir, lud mich ein, und obwohl ich nie einen Lasso meistern konnte, haben wir doch eine verwandte Art, zu sehen: der Eine näherte sich von der Realität dem Geistigen und der Andre von diesem jener. In den Pampas hatte er Zeit, nachzudenken: wozu das Alles, dieses Kleine und Gehässige in den Städten, dieses Einanderüberwachen? Er gewann Abstand von Europa, dem europäischen Wesen fern.

Dann, nach Jahren, faßte er doch einen Abscheu vor Dem, was dort, auf den von englischen Spekulanten durch Eisenbahnen erschlossenen Gebieten getrieben wird, dem Tieremachen, wie er es nannte, dem Fleischextraktmachen und dem Gefrierfleischmachen. Er kehrte zurück, nun fähig, in der Heimat bodenständig zu werden, im engen Kreis zu wirken; Natürliches muß man unter den Füßen haben, ganz wie die Leute da in der Kleinstadt, nur wissender, freier, weniger gierig.

Man gibt sich eine Tätigkeit, aber man fühlt auch, daß es leicht fiele, auf Scholle, Geld, Wirkung zu verzichten, wieder hinauszuziehen, wieder Cowboy oder sonst ein Geschöpf Gottes zu werden. Und von den Städten her, nie Europa fern, fand ich meinerseits in langsamen Jahren zu dem gleichen Verhältnis von Wichtig und Unwichtig, Abstand und Nähe, Kühle und Wärme; das mag uns einander sympathisch machen.

Gemeinsam gehen wir nun ein wenig der Geschichte dieses Landes an der Mur nach; Kelten, Römer, Germanen, Slawen, Ungarn, Türken kamen, eroberten, zerstörten, bauten auf, in ewigem Wechsel. Wieviel Leid, Grausames, Rohes; wieviel Staub von Gebeinen, wieviel verwehende Gefühle; Namen sind wie Spreu und bedeuteten doch Besitzfreude, Habgier, Zähigkeit. Wenn die Zimmer dieses einen Hauses, in dem wir wohnen, erzählen könnten. Durch dieselbe Tür, die Generationen diente, geht man in dieselben Schlafzimmer und legt sich an einer Wand nieder, die alle menschlichen Laute vernahm.

Wenn man in der Nacht aufwacht und daran denkt, könnte man sich fürchten und auf Geisterstimmen lauschen; aber nur die Grillen am großen, alten Herd der Küche zirpen, wie vor dreihundert Jahren, damals, als auf dem Gut die protestantische Kirche stand, die von der

Gegenreformation so wild zerstört wurde, daß die Forscher, die heute kommen, sie nicht mehr finden können.

3

Je durchsichtiger Dem, der sich das Leben und die Menschen aneignet, der Wechsel von Kommen und Gehen wird, desto wirklicher wird ihm auch Geschichte.

Wenn ich durch die Gassen dieses Städtchens streife, kann mich selbst das Mittagslicht, in dem die Häuser doppelt weiß und doppelt gelb glühen, nicht mehr hindern, sie Alle zu sehen, die als Freund oder Feind, Garnison oder Eindringling kamen, die Kroaten der Religionskriege, die Panduren, die Janitscharen, die Adligen, die hier Stadthäuser bauten, weil sie vor den Toren Weingüter besaßen, zuletzt die feudalen Offiziere des ungarischen Grenzregiments. Mag sein, daß man älter wird; früher hätte mir die Vergangenheit nicht Schatten in den heißen Mittag geworfen; langsam lernt man unterscheiden: Das, was immer ist und die Perioden über sich ergehen läßt, den Boden, den Ort, die Bauten, und Das, was den Boden, den Ort, die Bauten für ein paar Jahre übernimmt, die Menschen.

Es gibt Ueberraschungen in Radkersburg, eine Fülle von Adelssitzen. Sie stehen alle in derselben, langen, gebogenen, niedern Reihe wie die Bürgerhäuser und haben mit ihnen diese liebenswerten Fensterläden gemeinsam, die an Straßburg, Innsbruck, Wien erinnern.

Aber dann ist ein Wappen über der Tür, ein Torweg, so tief und schön wie in Grazer Häusern, und zuletzt, im Hof stößt man einen Ruf der Ueberraschung aus. Denn was kann unerwarteter sein, als nach Verona oder Bergamo versetzt zu werden. Um den Hof laufen in zwei Stockwerken die geweißten Gewölbegalerien der oberitalienischen Städte.

Ich erfuhr dann, daß italienische Baumeister hier gewirkt haben. Liegt ein blauer Himmel über diesen Höfen, dann ist die Illusion vollkommen. Auch hier etwas von der Vermählung deutscher Art mit italienischer, die Südtirol so bezaubernd machte. Wenn ein Filmregisseur oberitalienisches Milieu braucht, findet er es, ohne über die Grenze zu gehen.

Ich sehe größere Geschäfte, als ein Ort von zweieinhalbtausend Einwohnern erwarten läßt; es ist der Wein, der die Bürger wohlhabend macht. Wo Wein wächst, wachsen auch andre gute Dinge, Obst, Edelkastanien, Getreide. Aber das Alles fast liegt nun auf dem andern Ufer der Mur, wo es auf den Hügeln von Sommerhäusern schimmert. Immerhin sind die Beziehungen schon so normal geworden, daß die Radkersburger Besitzer ihre Trauben zollfrei heimholen können.

4

Wir fahren oft hinüber. Unter dem Schloß liegt Oberradkersburg, hier sind alle Inschriften jugoslawisch, die der Behörden bereits in cyrillischen Buchstaben; diese sollen die lateinischen ersetzen — eine Erschwerung des Verkehrs. Auch die Tschechen sind sich ihres slawischen Charakters bewußt, ohne doch jenes Alphabet einzuführen.

Hinter Oberradkersburg beginnt das Abstaller Becken, ein schmaler Landstrich zwischen der Mur und den Weinhügeln, voll Gemüse-

gärten, Feldern und Wiesen; und fast ganz von deutschen Bauern bewohnt.

Wir besuchen einige dieser Dörfer; die Inschriften sind deutsch und slowenisch, dieses an erster Stelle. Die Einwohner wissen nicht, ob diese Duldsamkeit nur Uebergang oder — vernünftigerweise — von Dauer ist. Auch in den Schulen hält sich der Chauvinismus zurück, Jugoslawisch ist Unterrichtsgegenstand, aber nicht Unterrichtssprache. Vor Gericht wird deutsch gesprochen, ebenso in der Kirche.

Die Verhältnisse liegen also weit besser als in Südtirol, wo die Italiener ihre Beteuerungen von 1918 unverantwortlich verleugnet haben. Kürzlich kamen in Belgrad neue Bestimmungen über Paßwesen und Fremdenverkehr heraus, liberal, erleichternd, sichtbares Zeichen einer Entspannung, auf die das beiderseitige Interesse drängt.

Auch hier wird einmal das Vernünftige siegen, das Getrennte sich wirtschaftlich suchen. Die Kroaten waren nicht oesterreichfeindlich, noch immer gehen tausend Kulturfäden von dem einen Volk zum andern, und ich fand in Oesterreich Niemand, der nicht von der Zukunft Jugoslawiens überzeugt gewesen wäre. Durch Spielfeld, einige Kilometer von Radkersburg, fahren die Züge nach Belgrad, Triest, Abbazia, und wenn hier eine Ecke ohne Hinterland ist, so brechen doch in sie die Stränge des großen Verkehrs.

Leider darf ich mit meinem Grenzschein nur zehn Kilometer ins Land hinein, der Besuch von Marburg ist mir versagt, und ich weiß nicht, wie es sich dort mit den Schulen nach der Ausübung der kulturellen Rechte des Deutschen verhält. Ich lese nur auf einer Familienanzeige statt Marburg Maribor, und das erscheint nun mir wieder als falsche Taktik, erinnert mich übrigens an einen Reichsdeutschen, der in einer meraner Tabaktrafik ungeachtet der deutschen Antworten der Verkäuferin hartnäckig darauf bestand, sein Begehren in schlechtestem Italienisch vorzubringen. Die Deutschen sind merkwürdige Leute, nie treffen sie die Nuance.

5

Solange die Völker den Boden zum Gegenstand ihrer Gier machen, wird der Reisende nicht umhin können, sich über jeden Streifen zu freuen, der für die eigne Nation gerettet wurde, und bei jedem, der verloren ging, Bedauern zu empfinden.

Diese Gefühle haben etwas Infantiles, aber wenn man sich um Das, was ist, kümmert, sind sie gegeben, und bei jedem Gang durch die Fluren tritt ein absoluteres Gefühl auf, das für Gerechtigkeit. Es wäre lächerlich, immer nur von den Deutschen zu erwarten, daß sie sich verschachern lassen.

Man kann eine Landschaft an sich auf Sinne und Geist wirken lassen; aber die genaueste Phantasie wird neben dem allgemein Seienden auch das spezifisch Gewordene suchen, anders gesagt: sich für Besitz und Besitzer interessieren.

Wenn man, wie es mir ging, ein halbes Jahr lang dem Nationalitätenhader nachgeht, wird man merken, daß auf ein Zwischenstadium des Ueberdrusses ein neues folgt, in dem man Das, was für die Menschen wichtig ist, auch wichtig nimmt.

Ich bin daher keineswegs gleichgiltig, als wir an einem andern Tag über die Rebhügel südlich der Mur gehen, in Begleitung eines alten Oesterreichers, der hier eines seiner Weingüter hat und einen bekannten Schaumwein herstellt.

Es ist ein gutes Jahr für die Aepfel, aber ein schlechtes für die Trauben. In den Senkungen der Hügel liegen Sonnenblumenfelder und Wiesen. In jenen stehen die Stauden in doppelter Mannesgröße, sie werden hier des Oeles wegen gezogen, Kopf neben Kopf, und jeder ist eine kleine Sonnenfinsternis, schwarze Scheibe mit goldnem Rand.

Auf den Wiesen arbeitet die ganze Bevölkerung, um den warmen Tag auszunutzen und das Heu zu wenden. Bevölkerung heißt hier: Insassen der Landhäuser. Es sitzt viel Adel aus der alten Monarchie da zur Ruhe, über einen Hund kommen wir ins Gespräch mit einer der allen Recherinnen, es ist eine Baronin oder Gräfin, ich vergaß es, und der Hund hatte vierundsechzig Ahnen; er verträgt diese Belastung so wenig wie die Menschen, Züchtung schützt nicht vor Räude.

Es ist immer interessant, einen Begleiter zu haben, der sich auf sein Fach versteht. Der unsre erklärte uns die Natur und die Eigenschaften der Aepfelsorten und der Trauben. Poetisch klingt das Klappern der hier üblichen Vogelscheuchen durch den Morgen.

An einer Stange dreht sich im Wind eine Art Mühlenflügel; geht der Wind stark, so folgen sich die Schläge rasch, und da der Widerstand aus Holz ist, entsteht ein gutklingender Ton. Man kann zehn, zwanzig dieser Klappern auf ein Mal hören, sie ergeben eine Art Glockenspiel. Als ich die erste vernahm, schaute ich mich nach Störchen um; aber an der Mur sah ich wohl Reiher, doch der Storch gehört zu den aussterbenden Vögeln.

Es ist Mittag, als wir das Landhaus erreichen. Es liegt auf dem Hügel, dessen Rebstecken rechtwinklige Schatten werfen. Die zahmen Kastanien, aus denen sie hergestellt werden, drängen sich hinter dem Haus und vor ihm Nußbäume; unter den Nußbäumen steht der gedeckte Tisch.

Kinder, Frauen, junge Männer begrüßen uns; die Töchter, Schwiegersöhne und Enkel des alten Herrn. Alle vereinigen sich hier zwei Monate im Jahr, sie kommen aus Kroatien, den oesterreichischen Ländern, dem Reich; der alte Herr kann auf sein Lebenswerk stolz sein. Kunstvoll variiert und steigert er die Weine, die er zum Mahl vorsetzt.

Vom Marsch, von der durchsichtigen Herbstluft, von der weiten Szenerie erregt, überläßt man sich willig den Geistern des Weines, schwatzt, lacht, trinkt sich zu – zuletzt mit dem am Ort hergestellten Champagner. Wein ist besser als Champagner, aber der Schäumende gut zum Anstoßen.

Während ich anstoße, mit Menschen, von denen mir die wenigsten auch nur dem Namen nach bekannt sind, denke ich plötzlich an die dionysischen Dinge. Ist es ein gesuchter Gedanke? Kaum. Mein ganzes inneres Leben besteht im Grunde in der Wiederaneignung des Absoluten, zu dem auch das Natürliche und Elementare gehört, und in der Relativierung des Bürgerlichen und durch Normen Abgegrenzten.

Positiv gesehen ist der Mensch der Zivilisation gebändigtes Chaos; aber wie weit sind wir doch entfernt von der Auffassung unsrer Großväter, die im Prozeß der Zivilisierung ohne Vorbehalt den Fortschritt, das Glück, den Sinn und das Ziel sahen.

Der das Moralische glühende Schiller hätte sich nicht träumen lassen, daß die Konsequenz der Zivilisierung Das ist, was wir heute Mechanisierung nennen, und Humboldt nicht, daß seine hohe Konzeption der humanistischen Schule in praxi zum Gelehrtenbetrieb, zur Aeußerlichkeit, zum Schematismus der Mittelmäßigkeit werden mußte.

Da sitzt man in der Szenerie Pans und der bacchantischen Götter; eine Erinnerung steigt aus der hallenden Ebene, dem Weinduft der Gärten auf an überdeckte Mysterien. Götter und Feste waren nur Fixierungen dieser Triebe; wir aber biegen ihnen aus, ebenso degradiert wie Haustiere, die durch die Zähmung ihren Charakter verloren haben. Und wenn es hoch kommt, erwerben wir uns das Verlorene in der Vorstellung zurück, und Die, die darum wissen, und die Andern, die nur darum Ferien vom Bürodienst in der Bank erhalten, damit sie nach vier Wochen wieder ins Joch kriechen, ohne in diesen vier Wochen die Bank vergessen zu haben – sie sitzen wohl räumlich neben einander, aber geistig sind sie in einem Maße getrennt, für das man keinen Vergleich mehr findet, melancholisches Schicksal.

Was hilft es, in den Augen der Frauen zu lesen, daß sie noch immer zum Dionysischen finden? Wenn sie es tun, geschieht es illegitim privat, will sagen, ohne daß die Kultur eine Einrichtung enthält, die erlauben würde, den Mysterien gottesdienstliche Ehren zu erweisen.

Statt zu entspannen, wird der bürgerliche Mensch unglücklich: das ist die Bilanz der von den Oberlehrern gepriesenen Entwicklung. Kein Ausweg, es sei denn der stoische des schweigenden Erkennens und einer verhaßten Resignation, die stärker ist als der tragisch nutzlose Mut des Wiederentdeckers des Gottes Dionysos.

Es fröstelt mich in der vollen Sonne, und ich möchte instinktiv die Gebärde des Stoa machen, im Namen des entthronten Gottes den Mantel um das Gesicht schlagen; es gilt, auszuharren und sich einen Glauben zu schaffen, daß diese Erde der Unvereinbarkeiten nur eine Stufe ist.

6

Das Städtchen feiert ein Fest. Wir können uns nicht ausschließen, sitzen im Saal vor einem Glas Bier und harren der Dinge, die sich auf der Bühne vollziehen sollen, wo man einen Turnbarren sieht.

Es ist der Tag des Turnvereins, der seinen vierzigsten Tag begeht, sein vierzigstes Wiegenfest, wie zehn Redner oder mehr so lange betonen, daß ich es nie mehr vergessen werde. Und, man denke, die Frauenriege feiert zugleich ihren fünfundzwanzigsten Jahrestag.

Ich habe die schlechte Eigenschaft, bei Begegnungen und Zusammenkünften bald zu erfassen, um wen und was es sich handelt, und welchen Verlauf die Sache nehmen wird; so befällt mich meist in einem Salon, einem Theater, einem feierlichen Akt nach einer Viertelstunde Langeweile.

Aber hier nun, mein Lieber, heißt es, wenigstens auszuharren, bis die zwölf gedruckten Punkte des Programms abgespielt sind, Turnen

der jungen Mädchen, der jungen Männer (der Barren wird höhergeschraubt), die zehn Reden, die Lebenden Bilder, die Ernennungen zur Ehrenmitgliedschaft und der Rest.

Es ist eine Gelegenheit, den öffentlichen Geist, der einen Grenzort überspannt, kennen zu lernen. Man muß gerecht sein, die Lobpreisungen des Turnens, die stark an die Abwandlung eines Schulaufsatzes erinnern, sind hier, eben weil die Stadt auf Grenzwache liegt, tiefer erlebt, als ein Spötter zugeben würde.

Es ist sogar wahr, was einer der akademischen Redner sagt (man sitzt an Akademikertischen und andern, dafür ist man unter Deutschen), es ist also sogar wahr, daß der Militärdienst etwas für die „körperliche Ertüchtigung“ tat, und daß jetzt der Sport, am meisten aber das Turnen diese Aufgabe übernommen hat. Das Turnen ist derjenige Sport, der am durchgreifendsten national organisiert wurde; Konsequenz (sagt der Redner): Die Fremdrassigen sind nicht willkommen.

Ein andrer erwähnt das geringe Interesse, das die Habsburger für die deutsche Sache zeigten, und dieser scharfe Satz beleuchtet blitzhaft eine innere Abrechnung und die Endgiltigkeit eines historischen Schlußaktes.

Ein dritter erhofft vom fleißigen Turnen (die Frauenriege, die Mütter werden eingeschlossen) die Vorbereitung jenes Tages, an dem neue Grenzlinien sich als nicht endgiltig erweisen werden. Die Mädchenriege tritt auf und führt ein Fahnenschwenken vor. Es sind die Farben Schwarzrotgold. Beide Tatsachen sind interessant, jene Hoffnung und diese Vorliebe für die im Reich befehdeten Farben.

Wie die Dinge in Oesterreich liegen, werden die Alldeutschen nie ein ernsthafter Faktor werden, für Oesterreich gibt es nur Ausgleich und Versöhnung mit den Nachfolgerstaaten; es wäre also zu wünschen, daß selbst die Akademiker ihre Hoffnungen der Ideologie entkleideten und real dächten. Die Farben aber – angenommen, ein Gesinnungsbruder aus dem Reich wäre an diesem Tag anwesend gewesen, so hätte er angesichts der Tatsache, daß nicht Eine Fahne das oesterreichische Rotweißrot zeigte, an den Farben der deutschen Demokratie (die auch in Böhmen die Farben der Deutschen sind), erkennen müssen, welcher Gedanke in Weimar der Wahl des Schwarzrotgold zu Grunde lag, der der deutschen Einheit.

Es ist für Leute wie mich, die dazu neigen, die höhern Ideen für wirklicher zu halten, als sie sind, von Vorteil, solchen Abenden beizuwohnen. Man lernt den Menschen kennen, fast hätte ich gesagt: den Gegner, an den man sich wendet; man stellt fest, was eigentlich selbstverständlich ist und doch so gern vergessen wird, daß der öffentliche Geist einer Stadt, eines Landes der des Durchschnitts ist, daher man bald wie ein durchgehendes Pferd vorangaloppiert, wenn man nicht zurückblickt und den Abstand im Auge behält. Alle diese Redner, auch die geübten, waren gründlich banal, die wissenden (für mein Gefühl) zynisch und demagogisch. Aber es ist gut, Geistiger, wenn du das weißt.

7

Das Gig, auf dem ich noch grade Platz neben meinem Gastgeber habe, steht vor dem Haus; wir wollen einen Ausflug nach Mura-

Szombat machen, dem Hauptort des ungarischen Streifens, der jugoslawisch wurde.

Es ist eine Fahrt durch die Ebene, auch schon auf oesterreichischer Seite. Der Weg ist besät mit Pestsäulen; einige sind verfallen, andre renoviert, sie stellen ein Mittelding zwischen Gedenkstein und Kapelle dar, aus der Zeit, wo diese Geißel die Grenze hinauf nach Norden zog.

Die Hütten sind noch meist mit Stroh gedeckt und sehen, da sich dieses Dach gern senkt, verfallener und düsterer aus, als ihnen zukommt. In den Gärten fallen mir die Flaschenkürbisse auf, wie Keulen hängen sie an grünen Hälsen – die andern erdnahen, runden Kürbisse kriechen über alle Aecker; kein Mensch weiß, was aus diesem gelben Segen wird.

Hirsefelder wechseln mit Buchweizenäckern; dazwischen lange Streifen mit Kukuruz, vulgo Mais, und Sonnenblumen. So geht es bis zur Grenze, wo wir, auf jugoslawischer Seite, von einem Russen der weißen Armee abgefertigt werden, und auf ungarischem Boden abermals eine Stunde oder länger.

Hier steht es, teilweise, nicht gut um die Bestellung. Die neuen Herren haben den Großgrundbesitz aufgeteilt, ein berechtigtes Prinzip; aber es läßt sich nicht leugnen, daß entweder die Arbeitskräfte fehlen oder die neuen Kolonisten ohne Eifer sind. Die Prinzipien haben Konsequenzen, die nicht in den Absichten ihrer Ersinner liegen. Die Leute, die uns begegnen, grüßen devot, auch das erinnert an die Feudalzeit, die erst gestern war.

Als das erste Haus kommt, lese ich den ersten Namen; er ist jüdisch. Es folgen noch viele jüdische Namen; wenn sie nicht deutsch sind, sind sie slawisiert, nachdem sie, ebenfalls erst gestern, magyarisiert waren. Man mag leicht darüber spotten, die Juden eines ungarischen Landstädtchens haben es nicht leicht mit den wechselnden Herren.

Wir spannen im Gasthof aus, nicht ohne die Staffage der ortsüblichen Zigeunerin mit dem Kind in der Rückenfalte, dann besuchen wir einen Laden, einen Advokaten und den Bürgermeister. Der Advokat verhilft uns zu einer interessanten Besichtigung. Er empfiehlt uns dem Verwalter des Schlosses, das dem ungarischen Grafen gehört, der sein Land in London vertritt.

Man hat ihn enteignet; leider weiß ich die Zahlen nicht mehr, rechnete aber die Proportion 1 zu 35 aus; was blieb, dürfte nicht viel mehr als der Park sein, aus dem der alte Bau weiß schimmert. Früher fuhr der Magnat vier- oder gar sechsspännig nach Radkersburg; heute sind ihm fremde Bewohner in einen Flügel und mehr gelegt, darunter drei Generale eben jener Bermondt- oder Wrangel-Armee, deren jedem er täglich 40 Dinare aussetzen muß.

Mit der Schloßkapelle beginnen wir nur, weil sie dem Aufgang zunächst liegt. An der Wand hängt ein Palma Vecchio, der mich nicht eben überzeugt, und ein Sortiment mit vielen Dutzend Heiligenreliquien, wie man sie in Rom zusammenstellte, offenbar hatte man beliebig viele Knochen.

Wir steigen in den ersten Stock und durchschreiten die Zimmerflucht. Alles, wie es der Vorstellung einer kleinen Residenz ent-

spricht, aber wohnlich und bis zum Umsturz bewohnt. Einige Bilder sind von den Kugeln der Bolschewisten durchlöchert; wenn die Ereignisse historisch geworden sind, vermehren sie das Cachet.

Wir hören ein halbes Märchen über die Geschichte dieser Familie; der Urahn soll persischer Kaufmann gewesen sein; nach der letzten Türkenschlacht bei dem nahen Sankt Gotthard erhielt ein Nachkomme diesen Besitz; unter Maria Theresia wurde ein andrer Graf, was auf Ungarisch Grof heißt. Er richtete ein Maria-Theresia-Zimmer ein; schaut man hinaus, so geht der Blick über Wiesen, deren einziger und schönster Schmuck ihr Grün ist; keine Statuen, keine Beete, nur der kostbare Smaragd in der natürlichen Fassung von zurückweichenden Bäumen.

Im Schlafzimmer und Wohnzimmer habe ich ein Gefühl der Indiskretion, weil das Alles noch eben benutzte Räume sind. Ich verstehe recht gut, daß man das Stammhaus nicht mehr betritt, weil es jenseits einer in Willkür gezogenen Grenze liegt.

Wir lassen das Gig ausspannen und fahren im Abend zurück, froh, die Grenze hinter uns zu bringen. Solange Grenzen dieses Gefühl wecken, ist die Welt nicht in Ordnung. Fünfzehnmal habe ich mich in einem Jahre der Grenzkontrolle unterzogen, und mein Paß ist ein Museumsstück.

Alexander Hohenlohe von Arthur Eloesser

Prinz Alexander von Hohenlohe starb mit 62 Jahren zu Badenweiler am 17. Mai 1924; er hinterließ autobiographische Aufzeichnungen, die von Gottlieb Anhäuser zu einem Bande geordnet worden sind: Aus meinem Leben (Frankfurter Sozietätsdruckerei). Dem Sohn des frühern bayrischen Ministerpräsidenten, Statthalters von Elsaß-Lothringen und dritten Reichskanzlers schien ein Ziel erlaubten und durch seine Vorbildung besonders berechtigten Ehrgeizes, es einmal irgendwo zum Botschafter des Reiches zu bringen. Schließlich wurde er Journalist. Wenn ers nicht weiter als bis zu einem der Unsern brachte, es sind äußere und innere Gründe gewesen, die uns einen Menschen von seltenem Wert, von großer Reinlichkeit und Unabhängigkeit des Charakters zugeführt haben. Der Journalismus mußte zur Erhaltung des nicht mehr jungen und nicht mehr gesunden Fürsten beitragen, da seine Güter im Ausland infolge des Krieges konfisziert oder sequestiert waren. Der Journalismus war ihm aber schon vorher eine Tätigkeit innerlichen Gebotes geworden, weil er während des Krieges etwas zu sagen hatte, weil er, aus der Hierarchie des kaiserlichen Deutschland herausgefallen oder herausbefördert, der Sache seines Landes und Europas nicht anders dienen konnte. Der junge Hohenlohe fiel für immer in Ungnade, als er die Memoiren seines Vaters herausgab, die zu den bedeutenden Quellenwerken der europäischen und nicht nur der besonders diplomatischen Geschichte gehören. Aber „Onkel Chlodwig“, wie ihn der Kaiser genannt hatte und nun wohl nicht mehr nannte, war in seinen Aufzeichnungen etwas weit gegangen: er hatte die Entlassung Bismarcks, damals noch sehr frische, sehr sensationelle Geschichte, ge-

schildert, ohne für den Gestürzten Partei zu nehmen, den er für überlebt hielt, aber auch ohne den jungen Kaiser in seiner Allmacht und Allweisheit zu glorifizieren. Man war damals an Enthüllungen von oben noch nicht wie heute gewöhnt, und der Sohn mußte für den Vater büßen, wenn auch nicht so schlimm wie vor ihm Geffcken unter Bismarck für das Tagebuch Kaiser Friedrichs. Wenn man Geschichte zurückrollen könnte – wäre es uns nicht besser bekommen, wenn Bismarck eine seiner frühen Abschiedsdrohungen ausgeführt und den Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst nach eignem Wunsch zum Nachfolger erhalten hätte, zwanzig Jahre vor seiner Kanzlerschaft unter Wilhelm II., der der Fünfundsiebzigjährige nicht mehr gewachsen war, und die ihm wahrscheinlich eine von Holstein eingefädelte Intrige auferlegt hatte? Sein zweiter Sohn sagt in seinen Aufzeichnungen, was zu sagen ist: daß Bismarck dem deutschen Parlamentarismus das Genick gebrochen, daß sein Absolutismus eine materialisierte, byzantinisierte, verstreberte Gesellschaft hinterlassen hat, die sich das Theater des neuen Herrn gefallen ließ.

Alexander von Hohenlohe lebte während des Krieges in der Schweiz. Er fiel auch vor andern Instanzen zum zweiten Mal in Ungnade, weil er für einen Verständigungsfrieden eintrat, weil er, der von dort eine freiere Aussicht über Europa und überhaupt den staatsmännischen Blick hatte, die Mittel erwog, durch die Millionen Menschenleben und manches Andre noch zu retten waren. Der Krieg schien ihm zum Selbstzweck geworden, die Kräfte unsres Volkes mit Anforderungen überspannend, die seinen Ruin herbeiführen mußten. Das konnte er in Deutschland nicht sagen, und man muß dem Toten nachrühmen, daß er es so gesagt hat, wie sichs für den Sohn eines Landes und derselben Mutter gehört. Am Ende seiner Aufzeichnungen vermerkt der Prinz nicht ohne Melancholie, daß die besten Überzeugungen einen in die merkwürdigste Gesellschaft führen können, in der Viele, bei Lichte besehen, schließlich ganz andre Absichten und Ziele haben. „Es war merkwürdig zu beobachten, was für sonderbare, komische, manchmal traurige und krasse Gestalten dabei zum Vorschein kamen, fragwürdige Existenzen, welche die Sache nur als Mittel für ihre egoistischen Zwecke gebrauchten, oder Individuen, bei denen man sich fragen mußte, ob ihr geistiges Gleichgewicht noch vorhanden sei, arme Schlucker und harmlose Wichte mit hochfliegenden Idealen, Utopisten und dann wieder Betrüger und plötzlich, unerwartet, mitten darunter oft eine edle, wertvolle Persönlichkeit, ein Charakter, den kennen gelernt zu haben ein dauernder Gewinn blieb. Ich habe mich dadurch nicht abschrecken lassen.“

Die Hohenlohes sind eine merkwürdige Familie, überall in Europa zu Hause, mit allen regierenden Häusern verwandt, und noch einmal dadurch merkwürdig, daß sie die Richtigkeit und Wichtigkeit der berühmten Vererbung sehr in Frage stellen. Ihre Vorfahren haben für alle möglichen Herren Armeen kommandiert, für Preußen, Oesterreich, Rußland und auch für die Generalstaaten, was man schon Freiheitskampf

nennen kann. Der letzte, Alexander, stammt durch seine Mutter von den Sayn- Wittgensteins, durch seine Großmutter von den polnischen Radziwills. Ein Hohenlohe verlor die Schlacht bei Jena, ein Wittgenstein kämpfte gegen Napoleon, und zwar, wie Tolstoi ihn sehr nationalistisch kritisiert, auf viel zu deutsche oder europäische Weise, während der bedächtige Kutusow es richtiger machte im Bunde mit der russischen Natur, des Landes und des Volkes. Ein Urgroßvater Radziwill hielt auf eigne Kosten zehntausend Mann Haustruppen. Die polnischen Magnaten brauchten so viel Soldaten für die Prozesse, die sie manchmal Jahrhunderte lang unter einander führten. Bei günstigem Urteil mußten sie das ihnen zugesprochene Gebiet erst erobern, bei ungünstigem Urteil taten sie das Selbe. Prinz Alexander wie sein Vater jagten auf den ungeheuern Besitzungen am Pripet, die aus der Radziwillschen Erbschaft stammten, und die Mutter, die den Riesenbesitz in die Familie gebracht hatte, schrieb sehr genau vor, wieviel Elche oder Bären von ihrer stolzen Hochjagd auf ihre Gäste und auch auf ihre eignen Herren kommen durften.
Andre werden von Dekadenz sprechen, nennen wir es Entwicklung, Vergeistigung, Differenzierung — schon der Vater hatte nichts von einem Krieger, von einem Jäger, noch weniger von einem kleinen Despoten und nicht einmal von einem Reichsunmittelbaren, der den Fürstentraum seiner Vorfahren weiterspinnt. Der alte Fürst war durch und durch Zivilist, ein Mann von großer Urbanität. Prinz Alexander hat das Bild des Vaters, der aus scheuer Diskretion auch den Sohn kühl, höflich, sachlich behandelte, sehr fein aufgenommen: „Klein, beinahe schmächtig, wenn auch wohlproportioniert von Wuchs, mit großen schönen Augen, deren Blick durchdringend sein konnte, für gewöhnlich kühl und reserviert, wie verschleiert im Ausdruck, in seiner ganzen Haltung eine gemessene, etwas müde Ruhe, was sich auch in der meist gesenkten Haltung des im Gegensatz zu seinem kleinen Körper auffallend großen, mächtig gewölbten Kopfes zeigte.“

Vater und Sohn haben Manches gemeinsam: einen angeborenen Liberalismus, eine unweichliche Humanität, eine über solide Kenntnisse ausgebreitete Bildung, eine intelligente Aufmerksamkeit für alles Menschliche, die sich von Oben nicht einschüchtern, von Unten nicht erschrecken läßt. Man weiß von dem alten Fürsten, der sich übrigens mit Thiers so gut wie mit Grévy stand, daß er als Pariser Botschafter ein Sorgenkind der französischen Regierung war, weil er, passionierter Spaziergänger und Beobachter, sich so gern in einer Volksversammlung wie in irgendeiner dunkeln Straße verlor, die sogar berüchtigt sein durfte. Wenn aber die Hohenloheschen Damen, schreibt der Sohn, sich auf ihren Ausgängen überwacht fühlten, so geschah es nicht durch die Pariser Polizei, sondern durch den Attaché Baron Holstein, der schon damals seine fanatische und ihm so nützliche Passion der Spionage bewährte. Von einem mehr sachlichen als zärtlichen und politisch höchst erfahrenen Vater konnte Prinz Alexander viel lernen; wir dürfen dem Sohn des Botschafters glauben, daß er

schon mit dreizehn oder vierzehn Jahren eine Übersicht über die diplomatischen Verhältnisse Europas und eine ungewöhnliche Personalkenntnis hatte. Das war eine Art englischer Schule, selbstverständliche Einführung in die sogenannte große Welt, die einem als das eigne Haus nicht mehr imponiert.

Der Prinz hat von seinem Vater das Journalistische geerbt, die Fertigkeit, gut zu sehen und genau darzustellen, diejenige Art der dauernden Beobachtung, die sich fast unbewußt wie eine geistige Porenatmung vollzieht, und vor Allem auch die große menschliche Fähigkeit, sich trotz aller Erfahrung immer noch an der rechten Stelle wundern zu können. Wenn ich mich der Denkwürdigkeiten des Ältern erinnere, so entdecke ich zu meinem Vergnügen manche Übereinstimmung in der stillen und doch entschiedenen Art, wie sie sich wundern. Nach dem Attentat von 1861 in Baden-Baden verzeichnet der alte Fürst ein Huldigungstelegramm an König Wilhelm, das ungefähr folgendermaßen lautet: Preußische Studenten von Tharandt, nach kräftigem Pereat auf Attentäter, reiben patriotischen Salamander auf glückliche Errettung Seiner Majestät. Einige zwanzig Jahre später wundert sich der Sohn als Göttinger Student über die Zwangssauferei der dortigen Corps, vom Frühschoppen bis zum Nachtschoppen. Pro patria! Bismarck ist auch so ein toller Kerl gewesen und hat es doch zu was gebracht, und wer es heute zu etwas bringen will, muß erst recht Corpsstudent sein, weil der Erbe des Reichs die Kneipjacke getragen hat. Corpsstudent und Reserveleutnant – das macht einen Herrn, das macht einen Sklaven. „Ich glaube, in keinem Lande der Welt war es für einen Menschen mit einem die Unabhängigkeit liebenden Charakter, und der das Bedürfnis hatte, nicht nur selbständig zu denken, sondern auch Das, was er dachte, offen auszusprechen und danach zu handeln, so schwer, im Staatsdienst sich nützlich zu erweisen als grade in Deutschland und besonders in Preußen.“

Alexander Hohenlohe war während der Statthalterschaft seines Vaters Kreisdirektor in Elsaß-Lothringen, auch Reichstagsabgeordneter, erst Freikonservativer, dann ein „Wilder“, dem man nachrühmen muß, daß er immer mehr zum Wilden geworden ist, also zu der Art Mensch, von der wir seit Jahrzehnten zu wenig hatten, und die wir heute am nötigsten brauchen, wenn ein Volk, zunächst in einigen Individuen, wieder ehrlich, klar, tapfer denken lernen will. Wie er zweimal in Ungnade fiel, so ist er zweimal enttäuscht worden, das eine Mal von dem kaiserlichen Deutschland, das andre Mal von dem revolutionären. Alexander Hohenlohe hat an die Ideale der Revolution geglaubt, bevor sie von den Führern selbst abgeleitet und versumpft wurde. Erinnerte er sich, daß sein realpolitischerer Vater im Winter 1848 die Grüße des Erzherzog-Reichsverwesers an den König von Griechenland überbracht hat, daß die Stadt des Aristides sich zu Ehren der deutschen Republik mit schwarz-rot-goldenen Fahnen schmückte?

Armes Pecus! sagt Anatole France. Armes halbblindes Rhinozeros, sagt ein Andrer, das in seiner Wut einmal Alles zertrampelt, was ihm in den Weg kommt, bis es sich niederlegt.

„Jetzt kommt es nur darauf an, es einzufangen“, fährt Hohenlohe fort, „und ihm einen genügenden Weideplatz zu verschaffen, wo es sich behaglich einpferchen läßt. Im Grunde liegt ihm doch nur am Fraß.“ Ist dieser letzte Hohenlohe, der krank, müde, enttäuscht aus dem Leben ging, naiv oder allzu gläubig gewesen? In seinen Abschiedsworten beschuldigt er vielmehr unsre Zeit des wüsten Aberglaubens. Drei Mächte: Kirche, Staat, Presse sorgen dafür, daß überhaupt nur noch geglaubt und nicht mehr gedacht wird. Es sind, wenn ich mir das schöne Wort erlauben darf, die drei großen Molocher, die das Volk einschlucken, und wenn Hekatomben verzehrt sind, den Übrigbleibenden mit ihrer Dunstglut noch das Gehirn ausdörren. Wer sein Hirn und Herz behalten will, ist ein Bekenner, wie ein Freund den Exilierten genannt hat. Und der Bekenner wird, mindestens moralisch, immer noch umgebracht. Liest man diese Aufzeichnungen, darunter außerordentliche Momentbilder von Bismarck, sehr bedachte und grade durch ihre Ruhe vernichtende Charakteristiken des Kaisers, „der dem Monarchismus mehr als der revolutionärste Kommunist geschadet hat“, so bleibt ein Bedauern, daß Deutschland von diesem klaren Kopfe, von diesem schlichten, tapfern Herzen nicht mehr gehabt hat. Die Aufzeichnungen schließen sich in mehr als zeitlicher Hinsicht an die des Vaters, des höchsterfahrenen und bis zu seiner Kanzlerschaft erfolgreichen Staatsmannes an; sie bekunden nach einer realpolitischen Rechenschaft eine idealpolitische Gesinnung, zu einem Manne gehörig, der trotz innerm Recht und Anspruch nicht wirken durfte. Alexander Hohenlohe ist eine melancholische Figur, ist es wenigstens so lange, wie wir die Gesinnungen, die Hoffnungen eines wahren Humanus in keiner Weise gerechtfertigt haben.

Friedenswerke von Upton Sinclair

Vor vielen Jahren hatte ich das Vergnügen, den Physiologen Jaques Loeb zu besuchen, der damals sein Laboratorium nach Kalifornien verlegt hatte. In seinem Zimmer befand sich ein Glasgefäß voll junger See-Igel. Vielleicht waren es auch andre Tiere; ich entsinne mich nur an winzige schwarze Geschöpfe, die im Wasser umherschwammen. Als der große Gelehrte ein oder zwei Tropfen einer chemischen Verbindung ins Wasser geträufelt hatte, hasteten die kleinen Geschöpfe sofort nach der Seite des Gefäßes, die dem Sonnenlicht am nächsten war. „Es sind menschliche Wesen“, meinte lächelnd der Gelehrte. „Zweifellos erwacht in ihnen irgendein Gefühl, eine Überzeugung, die sie veranlassen, dem Licht zuzustreben. Sie sind sicher, daß sie das Schicksal der Welt bestimmen. Tatsächlich aber handelt es sich um gewisse Chemikalien, aus denen ihr Körper zusammengesetzt ist. Diese Bewegung nach dem Licht wird ‚Tropismus‘ genannt.“

Die Zeit verging, und ich sah die See-Igel in jenem großen Glasgefängnis, das wir die Welt nennen, von seltsamen und furchtbaren „Tropismen“ erfaßt. Ich sah, wie sie zu Millionen vorstürzten, um einander zu ermorden. Heute sehe ich, wie sie

einander erniedrigen und foltern – und mich verlangt danach, von einem großen Psychologen die Erklärung der chemischen Verbindungen der Weltpolitik zu erhalten und zu erfahren: Was ist in das Wasser gegossen worden, das von den Menschen getrunken, was in die Luft gestreut worden, die von den Menschen eingeatmet wird?

Diese Frage interessiert heute Jedermann; und eine Gruppe hervorragender Leute hat einen Preis von 100 000 Dollars ausgesetzt für Denjenigen, der die genaueste Erklärung des „Kriegs-Tropismus“ liefert und das entsprechende Gegenmittel. Meine Ansicht darüber? Der ‚Bok-Plan‘, um den sichs hier handelt, vermag den Kriegen kein Ende zu bereiten, aus dem einfachen Grunde, weil man sich an die falschen Gelehrten gewandt hat. Es ist ein politischer Plan und soll von Politikern ausgeführt werden – die Tropismen des modernen Krieges hingegen sind wirtschaftlicher Natur. Darin besteht überhaupt der gewaltige Irrtum der Meisten von uns, die wir die Übel der Welt beheben wollen. Wir betrachten die Kriege, sehen, daß sie von den Regierungen verursacht werden, und glauben deshalb, es gelte vor Allem, die Regierungen am Erlaß von Kriegserklärungen und an der Führung von Kriegen zu hindern. Wir sind noch nicht klug genug, um uns hinter die Kulissen der Regierungen zu begeben und zu entdecken, daß diese Regierungen keineswegs das Produkt sozialer Kräfte sind, sondern das Mittel wirtschaftlicher Klassen, deren Willen zu vollstrecken.

Um die Sache so einfach wie möglich darzulegen: Der moderne Krieg entsteht aus der Konkurrenz der einzelnen großen Geschäfts-Gruppen um den Auslandsmarkt und das Rohmaterial. Die modernen Regierungen aber sind nichts weiter als Organisationen, die die Beschlüsse dieser Gruppen in die Tat umsetzen. Moderne „Nationen“ sind die Einheit von Proletariern, die von diesen Gruppen beherrscht und im Kampf gegen andre Gruppen eingesetzt werden.

Nichts törichter und lächerlicher als jene Menschen, die da glauben, sie könnten den „Kriegs-Tropismus“ vernichten, solange wirtschaftlicher Neid und wirtschaftliche Habgier die Welt beherrschen – solange die Besitzenden auch die Macht besitzen, Munition und Waffen herzustellen, sie mit Profit zu verkaufen, ihren Kandidaten durch Geld zur Wahl zu verhelfen, Staatsbeamte zu bestechen, die Nachrichtenquellen zu kontrollieren und die Völker in den Krieg zu treiben. Etliche Leute wollten den letzten Krieg verhindern; es mißlang ihnen. Andre, wie ich, waren ursprünglich für den Krieg und hofften, aus ihm etwas Gutes herauszuschlagen; es mißlang ihnen. Nun wenden diese Leute ihre Aufmerksamkeit dem nächsten, immer näher kommenden Kriege zu und suchen ein Mittel gegen ihn.

Eines der wichtigsten Mittel ist, selbstverständlich, die Erziehung. Das Problem muß den ungeheuern Massen, die bisher in der Angelegenheit nichts zu sagen hatten, erklärt werden: denn diese Massen müssen etwas zu sagen haben, soll der Krieg aus der Welt verschwinden. Hierbei gilt es vor Allem, die noch immer bestehende Überschätzung der Politik ebenso zu korrigieren wie die Unterschätzung der wirtschaftlichen Dinge;

und grade das verdammt den ‚Bok-Plan‘ zur Unzulänglichkeit und Ohnmacht. Seht einmal die Lehrbücher durch, aus denen unsre Jugend, in der Schule wie auf der Hochschule, ihre Geschichtskenntnisse schöpft. Nicht nur, daß der größte Teil eines solchen Buches von Kriegen ausgefüllt, nicht nur, daß der Krieg verherrlicht wird – nein, er wird auch als etwas Politisches hingestellt. Es werden die politischen Ereignisse geschildert, die angeblich zum Kriege geführt, sowie jene, die ihn beendet haben; die wirtschaftlichen Kräfte und Interessen hingegen, die damit in Verbindung stehen, werden kaum erwähnt. Mit einer einzigen Ausnahme – wenn es sich nämlich um die wirtschaftlichen Interessen des Feindes, um dessen Selbstsucht und Habgier und die Verderbtheit seiner Spekulanten und Finanziers handelt. Wir Amerikaner wissen alle ganz genau, weshalb die herrschende Klasse Englands den Handel der amerikanischen Kolonien besteuern wollte; aber ist einem Schulkind bekannt, welche Interessentengruppen sich am mexikanischen Krieg bereichert haben, oder weshalb die Sklavenhalter den Krieg haben wollten? Abraham Lincoln, der damals im Kongreß war, wußte die Wahrheit und teilte sie dem Lande mit – wo sind die Lehrbücher, die auf diesen Teil seiner Verdienste hinweisen? Wer von uns weiß, welche Interessentengruppen sich am Sezessionskrieg und welche sich am Weltkrieg bereichert haben?

Es wäre erfreulich, wenn diese wirtschaftlichen Wahrheiten zuerst von den andern Nationen bekannt gegeben würden. Und wirklich: sie fangen damit an. Für die französischen Kinder wird von Nutzen sein, einsehen zu lernen, daß sich die Interessen des Comité des Forges keineswegs mit denen des französischen Volkes decken, und daß dieses Comité augenblicklich ganz Frankreich beherrscht und Millionen von Afrikanern ausbildet, um die Völker Mitteleuropas unter Militärherrschaft zu halten.

Und das geschieht in einem äußerst bedeutsamen Buche: ‚Die Geschichte des französischen Volkes‘; dieses Werk soll der erste Band einer Serie sein, die sich ‚Geschichte der Völker‘ nennt. Das französische Werk hat eine Einleitung von Henri Barbusse, der bisher seinem Lande auf dreierlei Arten gedient hat: als Soldat in den Schützengräben; als Autor des bedeutsamsten kriegsfeindlichen Buches: ‚Das Feuer‘; als Erzieher der Jugend, der durch die Clarté-Propaganda echten Idealismus und wahre Freiheitsliebe in ihr zu erwecken versucht.

In der Einleitung zu diesem neuartigen Lehrbuch der Geschichte teilt Barbusse uns mit, was er und die beiden Verfasser anstreben, nämlich: sich mit dem Volk und dessen Angelegenheiten zu befassen, nicht aber mit „Schlachten, königlichen Abenteuern und der Idealisierung und Verherrlichung der ‚Großen‘.“ Er erklärt: Die Wahrheit ist nicht in den Theaterdekorationen zu finden; sie liegt im Drama selbst, in dem tiefgreifenden bedeutsamen Drama des Leidens und Fortschritts, in dem scharfen Zusammenprall oder dem langsamen Druck wirtschaftlicher Notwendigkeiten, in den Hoffnungen und Kämpfen, die im Laufe der Jahrhunderte durch die immer klarere Erkenntnis dieser Notwendigkeiten erzeugt werden. Die Verfasser des Werkes: Guy de la Batut und Georges Fried-

mann haben tatsächlich ihren Plan ausgeführt. Sie geben ein klares, ehrliches Bild, und wenn Kinder französische Geschichte lernen sollen, so mögen sie es aus diesem Buche tun, das Frankreichs Rolle in der Welt aufrichtig darstellt. Ich hoffe, daß die Verleger dieser Serie nicht lange werden warten müssen, bis sie ein Werk herausbringen können, das die Wahrheit über das englische Volk und dessen Kämpfe mit seinen Herrschern und Finanziers verkündet, ein ähnliches Werk über das deutsche Volk und später vielleicht eins über das Volk von Afghanistan oder Mesopotamien oder Korea.

Und schließlich: wenn wir uns allmählich an die historische Wahrheit vom Standpunkt der Wirtschaft gewöhnt haben, so könnte man bei uns in Amerika vielleicht den Vorschlag wagen, es möge sich ein Komitee bilden, das wenigstens feststellt, ob gesetzlich gestattet wäre, ein derartiges Schulbuch für die Kinder der Vereinigten Staaten zu schreiben – also des Landes, über das unsre Jugend noch lieber als über jedes andre die Wahrheit erführe.

Einzig berechtigte Übertragung aus dem Amerikanischen von Hermynia Zur Mühlen

---

Der Telegrammblock von Ignaz Wrobel

Vor mir liegt ein Pack Blätter, durch zwei Kartonstücke zusammengehalten und auf sonderbare Weise geheftet: statt des dünnen Heftdrahtes hat man dicken Eisendraht genommen, etwa von der Art, wie er an den Kochgeschirren der Soldaten befestigt war.

Es sind blaugedruckte Formulare: „Station . . . angenommen am . . . aufgenommen am . . . befördert am . . .“ Telegrammformulare. Telegramme der Station Neuflise, Fernsprüche vom 30. IX. 1918 11.56 vormittags bis 30. IX. 1918 11.50 nachmittags.

*

Am 1. Oktober des Jahres 1918 nachmittags um fünf Uhr erhielt ein französischer Offizier in der Gegend des Chemin des Dames den Befehl, zu erkunden, was sich in der Strohmiete zwischen den beiderseitigen Horchposten im Niemandslande befände. Die Horchposten lagen an dieser Stelle ungefähr dreißig Meter auseinander. Die Gräben an hundert. Es war schon dunkel, als die Patrouille ihren Weg antrat.

In der Miete stak ein deutscher Telegraphist. Er hob, als er der Fremden ansichtig wurde, den Revolver – der Franzose war schneller und schoß zuerst. „Es war ein großer, rothaariger Mensch,“ sagt der Offizier, der neben mir sitzt, „er trug eine Brille und war gleich tot. Diesen Block habe ich ihm abgenommen.“

Der Block enthielt keine militärischen Geheimnisse – man hat ihn dem Franzosen als Andenken gelassen. Urlaubsgesuche, Ablehnung und Bewilligung von Urlaubsgesuchen, in der Mitte einer jener verlogenen Berichte der deutschen Heeresleitung, die durch viereinhalb Jahre hindurch unentwegt siegte, ununterbrochen, von der Marne-Schlacht an bis zum letzten Tage, bis zur Desertion ihres obersten Kriegsherrn und

seines Sohnes. „Örtliche Einbruchsstellen wurden im Gegenstoß wieder gesäubert . . .“ Welche Reinmachefrauen — !

Dieser ganze Dienstkram ist — mit Ausnahme der mit Fernschreiber aufgenommenen Münchhauseniade des Hauptquartiers — fein säuberlich mit der Hand geschrieben. „gefreiter brannhalter erbittet nachurlaub wegen todesfall bruder büürgermeister sprottau“, steht da zu lesen. Irgendso ein uniformiertes Stück Unglück hatte zwar das Recht, seine Familie sterben zu sehen — aber zur Beerdigung hatte er doch erst auf ein Amtszimmer zu laufen und sich alles Mögliche bescheinigen zu lassen: daß es ihn gab, daß es das Amtszimmer gab, daß Tote tot sind und auch mitunter beerdigt werden . . . Laufende Nummer, Name, Dienstgrad — es war Alles in schönster Ordnung. Der Block ist musterhaft geführt: da fehlt kein Vermerk der Aufsicht, der Vorgesetzten, die Nummern, die Zeitangaben ... Sogar der Gummistempel ist da, ohne den man heute keinen Krieg führen kann: 1. Batterie Fuß-Artl. Batl. 124. Und soweit wäre Alles gut, wenn die letzte Seite nicht wäre.

Auf der letzten Seite sind noch alle Sparten genau ausgefüllt: die Zeit- und Ortsangaben, die Namen des Telephonisten, das Datum — und unten steht noch: „An Absender zurück, mit Angabe, welches Wernow...“ Aber kein Text mehr.

Anstelle des Textes finde ich viele mißgestaltete, braune Flecke, Spuren einer Flüssigkeit, die auf das Blatt gespritzt sein muß. „Was ist das?“ frage ich den Offizier. Er sagt es. Der Telegraphist muß den Block grade in der Hand gehalten haben. Er fiel offenbar auf den Block. Da, wo der Text stehen müßte, sind nun die Flecke. Weiter hatte er an diesem Tage nichts mehr zu bemerken.

*

Der Mörder sitzt neben mir. Es ist ein honetter Mann, der Leiter eines Textilunternehmens, ein anständiger Kaufmann von reputierlichem Äußern, ein Mann, dem Niemand einen Mord zutrauen wurde. Er sich auch nicht. Er erzählt die Ereignisse des ersten Oktober durchaus nicht ruhmredig. „Es war einfach Notwehr“, sagt er. „Er oder ich — Einer war geliefert. Sie hätten an meiner Stelle grade so gehandelt.“ Sicherlich.

Es war ein anonymer Mord, der Mord in der Kollektivität. Herr Angerstein hatte eine Idee, als er acht Personen mordete — wahrscheinlich eine irrsinnige. Dies hier war die irrsinnig gewordene Ideenlosigkeit. Man kommt von der Patrouille zurück, bekommt ein Bändchen angeheftet, läßt sich entlausen und hat eine etwas trübe Erinnerung. Er oder ich.

Und wenn ich nun den Ermordeten kennte, wenn er vielleicht mein Freund gewesen wäre, so stünde ich neben einem Mörder, dem ich nichts tun dürfte. Denn jetzt ist Friede — „der Mann hat seine Pflicht getan“ — , und es hätte nur einer kleinen Wendung durch Gottes Fügung bedurft, so säße ich jetzt vielleicht in Sprottau neben einem rotblonden, großen Burschen mit Brille, der mir erzählte: „Also — am 1. Oktober — nachmittags — da kommen drei Franzosen in die Strohmiete...“ Und eine Frau schleppte in Paris ihr zerbrochenes Leben weiter statt wie jetzt eine in Sprottau.

Vor elf Jahren fing es an und ist doch schon halbvergessen. Nicht ganz: denn emsig probieren auf allen Seiten die Commis des Krieges neue Apparate und schmieren die alte Gesinnung mit dem schmutzigen Öl des Patriotismus. Paraden, Orden, Gas, Wachtmeister mit den Generalsabzeichen: gefährliche, in Freiheit lebende Irre. Und so, wie sich ein Hexengericht im tiefsten verletzt gefühlt haben mag, als Friedrich von Spee jene Blutorgien bekämpfte, damit an den Grundlagen des Staates rütteInd, so glauben heute ernsthaft nicht nur die Nutznießer der Abdeckereien, sondern Philosophen, Zeitungsleute, Dichter, Kaufleute ernsthaft, daß das so sein muß. Und es muß so sein, weil die Geschäfte daran hängen.

Keine illustrierte Zeitung, kein großes Blatt, kein Verlag wagt, gegen die Interessenten der Industrien zu sprechen: was weiß die junge Generation von den Schrecken des Krieges – wer sagts ihr so oft, wies nötig ist: also immer wieder? Wunderschön ausgeklügelte Resolutionen bezeugen das taktische Verständnis der Klugschnacker – das Triviale, das Wirksam-Banale ist fast nur auf der andern Seite.

Es gibt ein geistiges Mittel, es ist das Rezept Victor Hugos: „Déshonorons la guerre!“

Es gibt – für die nächste Zeit – ein praktisches: die Verweigerung der Wehrpflicht.

Auf ein Soldatenbild von Theobald Tiger

Hoher Kragen, eingezwängt
in die Affenjacke;
der Zivilleib, angestrengt,
weicht dem Zeitgeschmacke.
    Fremd und leer blickt dein Gesicht.
    Du verstehst das Ganze nicht.

Letztes Bild und letzter Klang –
du bist weggegangen
Und ich muß nun lebenslang
mich nach beiden bangen.
    Um dich pflügt der Bauernpflug
    Du bist Lehm und hast genug.

Lieber, seh ich heut dich an,
häßlich und verkleidet,
hab ich oft dich toten Mann
grüßend sehr beneidet.
    Läuse, Leutnant, blutiges Gras -
    Sage, wofür tatst du das?

Auf uns sieht derselbe Mond,
sehn dieselben Sterne –
Deutschland, ewig knechtgewohnt
lechzt nach der Kaserne.
    Qual, vier Jahr, gestohlnes Fressen
    sind vergessen – sind vergessen ...
    Brüllend rufen Rottenlieder:
    „Morgen wieder! Morgen wieder!“

Gruß dir – !
       Du bist dran zerschellt:
an dem letzten Dreck der Welt.

Reichswehrmann Eberle von Kurt Kersten

Zum elften Mal jährt sich jener scheußliche Tag, wo sie blank zogen und in ihren frischen, fröhlichen Krieg stürzten, der noch nicht zu Ende ist und schon langsam wieder zu neuen Blutströmen anschwillt. Vier Jahre Mord auf den imperialistischen Schlachtfeldern, sieben Jahre Terror im Innern – der „alte Geist“ ist noch nicht in den Blutschwaden verdampft, die tagtäglich über den Gefilden Ungarns, Bulgariens, Chinas, Marokkos hochschweben; die Seufzer 7000 „Politischer“ in deutschen Kerkern verhallen ungehört; „Amnestie“ ist ein Witz geworden.

Der „alte Preußengott“ lebt noch. Ihr denkt nur an die Fahnen, die Justiz, die Bureaukratie, die Frechheit der Unternehmer – an manches Andre, an manche Andern . . .

Es gibt weit konkretere Fälle. Der „alte Preußengeist“ hat sich wie ein Bazillus in den Volkskörper eingefressen und richtet weiter entsetzliche Verheerungen an. Wir könnten in diesen Gedenktagen tausend Erinnerungen aufleben lassen und Wesen, „Geist“ und Sinn jener furchtbar geschlagenen „alten Armee“ illustrieren. Wir wollen das lassen, wir brauchen nicht in die Vergangenheit zu schweifen.

Es gibt den Fall des Soldaten Eberle. Dieser Fall beleuchtet grell die Situation. Er beweist, daß der „alte Geist“ noch lebt. Und wie lebt er!

Eberle diente in einem Reichswehrregiment zu München. Er kam um seinen Abschied ein. Nun, dies faßte man gleich als persönliche Beleidigung auf; die Antwort war: Schikane, Schikane und wiederum Schikane. Die Antwort hallte aus dem 18. Jahrhundert, hallte aus der „alten“ Armee, die Antwort war eine Äußerung fanatischen Menschenhasses. Eberle durfte ein halbes Jahr lang abends nicht ausgehen, sollte ein halbes Jahr lang ständig in der Kaserne bleiben. Ein solcher Akt von Freiheitsberaubung ist heute möglich. Solche Strafen werden ganz einfach diktiert, solche Fälle sind möglich – hier, nebenan, in einer Welt, von der du glaubst, überall herrschten dieselben Gesetze. Aber dicht neben dir liegt eine andre Welt mit andern, furchtbaren Gesetzen, von denen du nichts ahnst, nichts weißt. Ein Feldwebel gab diesen Befehl. Der arme Eberle beschwerte sich – die Beschwerde drang nicht durch. Dies Alles war möglich, dies Alles ist möglich, dies Alles verrät den Preußengeist in Bayern. Endlich lief Eberle eines Abends davon, zu seinen Eltern, und erklärte, er kehre nicht wieder lebend zurück. Da schickte man vier Unteroffiziere in Zivil in das Elternhaus, ließ Eberle holen, schleppte ihn in die Kaserne – in einem unbewachten Augenblick erschoß sich der Arme. Und ist begraben und ist unser „unbekannte“ Soldat, ist das Opfer des Systems, des „alten“ Geistes, ist der Verbrecher wider Ordnung und Pflichterfüllung, hats nicht geduldet und hat sich umgebracht und hat viele, viele Vorgänger und wird viele, viele Erben haben...

Und in Berlin wird der Fall – nun, was wird er wohl? Er wird untersucht – und wenn man fragt, wird einem vielleicht

übers Jahr das Ergebnis mitgeteilt, vielleicht wird man auch angeschnauzt, wahrscheinlich heißt es auch: Eberle war belastet, und um drei Uhr grade hatte Jemand starke Zahnschmerzen, und so erklärt sich Alles – da ist doch der Fall klar, und jetzt Ruhe!

Und der alte Geist lebt weiter, wütet weiter – und wer will, wer nicht anders will, ist wehrlos, bleibt wehrlos, bis ein Ende gemacht wird...

*

Diese neue Armee ist eine noch fürchterlichere Institution als die alte: sie ist ein Fremdkörper im Staat, hat gar keine Fühlung und Verbindung mit dem Volke. In die alte Armee strömten doch wenigstens jährlich Hunderttausende hinein und heraus – so entstand doch immerhin ein gewisses Verhältnis, es gab eine gewisse Öffentlichkeit. Aber diese neue Armee ist eine Kaste, ein geschlossener Stand, ein Körper mit ganz eignem Leben, fremd, unnahbar, undurchdringlich, eine unheimliche Sekte, in der älteste Vorurteile, älteste Formen konserviert werden, aus der nur in den seltensten Fällen etwas hinausdringt. Was hört, was weiß man von dieser uniformierten Sekte? Daß es dort Traditionen, Traditionskompanien gibt, daß diese Sekte zuweilen „eingesetzt“ wird – etwa zum Feldzug gegen Sachsen, um Minister verfassungswiderrechtlich zu verhaften, um mit Arbeitern zu kämpfen, zwischen Massen zu schießen. Und wer zieht sie zur Verantwortung? Dann geschieht ein solcher Fall Eberle. Das ist nicht der Einzige! Man spricht ja schon von ganzen „Selbstmordformationen“ . . .

Dieser fremde Körper mit seinem eignen Leben, der obendrein noch von vermotteten, verschimmelten Traditionen lebt, muß verschwinden. Die Entente hat ihn uns aufgesackt. Dieser alte Clemenceau, dieser Renegat aller Renegaten, dieser Experte in Revolutionen wußte schon, was er tat, als er uns ein solches Söldnerheer aufhalste. Damit schlug er zwei Fliegen: damit suchte er eine Entfremdung zwischen Heer und Volk zu schaffen; damit suchte er eine Kaste zu schaffen, die im Klassenkampf möglichst unberührt von allen Einflüssen ihren „Mann“ zu stehen vermochte. Und, Ironie der Geschichte: der Körper selbst strebt danach, diese Tendenzen der Isolierung noch zu verstärken, fordert jetzt – und zwar ganz in der Richtung dieser Linie – Reform des Militärstrafrechtes, will ganz losgelöst sein, will immer weiter unabhängig, fremd in seine Welt hineinleben, sich konservieren, sich streng abschließen, immer weiter auf dem Weg zum Prätorianerheer, zu einer neuen, unheimlich gefährlichen Macht.

Der Soldat Eberle ist aus dem Käfig gesprungen und dabei umgekommen. Der Soldat Eberle gibt ein Alarmsignal. Sein Fall leuchtet grell in dunkle Höhlen, in denen wir tief erschrocken die Geister der Vergangenheit grauenhaft gespenstern sehen. Aber zugleich wird der Weg sichtbar, den eine Institution auf eigne Faust zu gehen gewillt ist – für unser Geld, zu unserm Schaden.

Schlachtfeld und Museumsinsel von Adolf Behne

Das vornehm stilisierte Schlachtfeld

An dem alten Satz, daß die Baukunst der klarste Ausdruck einer Epoche sei, scheint doch einiges Wahre zu sein. Wie sind die Zustände in Deutschland? Mittelalterlich! Mittelalterlich die Politik, mittelalterlich die Justiz, mittelalterlich die Schule, und mittelalterlich ist auch die Architektur. Man könnte sich für den gegenwärtigen Geisteszustand dieses Landes gar nicht einen gleich treffenden Ausdruck ausdenken, wie ihn seine muffig-trutzige Ritterarchitektur überall tatsächlich gibt.

Ob sich der Bildhauer Hötger in Worpswede eine germanische Herdfeuer-Höhlen-Villa baut mit einer Garage aus unbehauenen Baumstämmen; ob Herr Höger in Hamburg eine schneidig-ritterspitze, messerscharfe Büro-Burg auftürmt; ob Fritz Schumacher den Zugang zur Hängebrücke in Köln mit einem klotzigen Gralspalast für Tietz überwölbt; ob Herr Fahrenkamp für die Rheinischen Stahlwerke ein finster-dummes Waffenarsenal zu Bürozwecken entwirft; ob Wilhelm Kreis in Düsseldorf ein Hochhaus baut, an dem zwei Stockwerke Zinnen sind: es ist immer dieselbe Panzer-Reiter-Melodie. Kein Hochhaus, das nicht zu einem mittelalterlichen Stadttor würde – Marke Tangermünde oder Neu-Brandenburg – ; keine Fassade, die nicht klirrte wie eine verrostete Rüstung, ganz gleich, ob Zeitungshaus (Preise der D.A.Z.), ob Bank (Hamburger Privatbank in einem zackig expressionistischen Parzival-Stil), ob Post (Projekt für Hamburg) oder simples Landhaus (von Arthur Korn).

Mittelalter oder der neue deutsche Baustil. Und ganz wunderschön paßt dazu die neue Fünf-Pfennig-Marke. Wem dieser dolle Adlerschnabel etwa zu grimmig sein sollte, der hat eben kein National-Empfinden.

Auf dem Schlachtfeld von Tannenberg wird ein Mal errichtet werden. Die ‚Bauwelt‘ sagt, bei Tannenberg sei „europäische Eigenart gegen Asien verteidigt worden“. Deshalb baut der zur Ausführung bestimmte Entwurf – eine Hunnenburg!
Es ist wirklich amüsant zu sehen, wie alle diese Male des siegreichen und eigenartigen Europa kläglich schwächliche Riesenanleihen bei dem überwundenen „Asien“ sind: bei China, bei Indien, bei Assyrien und Babylon, bei Persien, bei Tibet – und bei Serbien!!! Hier etwas über die preisgekrönten Arbeiten: „Besser passend erscheint die offene Pfeilerhalle des Entwurfs ‚Wir treten zum Beten‘, an die sich schon ein weites Paradefeld anschließen ließe“; „Vier Türme mit ragenden Schwertern – das scheint einfach und klar“ (na ob!); „Das Denkmal ist nicht nur ein Zeichen der Schlacht, es ist auch ein Zeichen von unserm kulturellen Stande“. Allerdings! Von unserm tiefen, tiefen Mittelalter!

Das Museum hinter Wall und Graben

Messel-Hoffmanns Bauten auf der Museums-Insel werden in absehbarer Zeit fertig sein, und es stellt sich heraus, daß Groß-Berlin umgebaut werden muß, damit es richtig zu der Achse dieses Museums steht. Einfältige Menschen werden meinen, es wäre doch bequemer gewesen, wenn sich der Architekt

nach dem immerhin schon bestehenden Groß-Berlin gerichtet hätte. Bequemer wohl – aber keine Kunst.

Was ein richtiger Architekt ist, der legt zunächst einmal eine Achse. Messel wurde zwischen Kaiser-Friedrich-Museum, Stadtbahn, National-Galerie, Neuem Museum und dem Kupfergraben ein undankbarer Bauplatz gegeben, auf dem sehr schwierig war eine Achse zu legen. Viel leichter wäre gewesen, auf dem Platze ein von der Museumsstraße aus zugängliches, praktisches, helles Museum sozusagen einfach zu bauen – aber man hätte dann kaum eine schöne Fassade entwickeln können. Messel bekam das Kunststück fertig, eine Achse zu legen. Diese geht senkrecht zur Achse des Neuen Museums und zaubert uns einen wahrhaft großartigen Ehrenhof, der sich öffnet ausgerechnet nach der Seite, wo die Tür geschlossen ist – nach dem Kupfergraben.

Aber kein Strom der Welt ist so breit, daß man ihn nicht überbrücken konnte. Bauen wir also eine Brücke über den Kupfergraben. Die Achse will es!

Diese Brücke – mit Sphinxen am Eingang, Löwen am Ende – steht nun freilich ein bißchen dumm in derLandschaft. Kaum hat sie begonnen, da läuft sie sich schon an der Häuserwand der Straße Am Kupfergraben tot. Aber kein Häuserblock ist so dick, daß man ihn nicht durchbrechen könnte. So machte Ludwig Hoffmann schon vor dem Kriege ein Projekt – man nennt das „moderne Stadtbaukunst“ – , genau in der Achse des Museums und der Brücke eine Straße durchzubrechen, die das fabelhafte Glück hat, auf den netten kleinen Hegel-Platz zu stoßen. Welch herrliche Gelegenheit für Säulen und Kolonnaden! Hegels dialektischer Kopf wird hier genauer Schnittpunkt zweier Achsen: der Universitäts-Achse und der Museums-Achse. Ich schlage aber vor, die Museums-Achse auch nach Osten zu verlängern. Sie führt dann über eine neue Spreebrücke husch husch husch zum Zirkus Busch.

Vorkriegsangelegenheiten? Keineswegs! Karl Scheffler in der ‚Vossischen Zeitung‘ vom 14. Mai 1925 fordert Brücke und Durchbruch, „weil die repräsentative Schauseite des Museums notwendig eine Zufahrtstraße braucht“.

Aber die Achse braucht noch mehr. Die Brücke muß wie eine Rampe oder Zugbrücke zur Museums-Insel hinaufgeführt werden, weil das Niveau der Museen – natürlich – viel höher liegt als die Straße Am Kupfergraben. Um die Steigung zu verringern, muß die Straße Am Kupfergraben höher gelegt werden. Unter der nur 80 Meter von der Achse entfernten Stadtbahnüberführung darf sie aber nicht höher gelegt werden, weil sonst die Durchfahrt nicht ausreichen würde. Will man also der Stadtbahn nicht eine andre Trace geben, so muß man die eben erhöhte Straße hier wieder abfallen lassen. Karl Scheffler besorgt, daß sich bei Regenwetter da leicht Pfützen bilden könnten. Ganz ausgeschlossen ist das allerdings nicht. Aber der Kupfergraben ist ja nahe, und eine kleine Kanalisationsanlage ist uns die Achse schon noch wert.

Karl Scheffler hat auch Sorgen, wie wohl im Notfall die Feuerwehr an das Museum herankommen sollte. Da wäre eine

Zufahrtstraße quer durch die City zu empfehlen, möglichst unterirdisch.

Ich glaube, es ist das Beste, die Achse auch noch zu vergolden. Und dann stellen wir das Museum in ein Museum – oder auf das Schlachtfeld von Tannenberg. Es hat wenigstens europäische Eigenart und ist ein Meisterstück der Verteidigungskunst.

Das Gewitter von Alfred Polgar

‚Das Gewitter‘ von Ostrowsky, ein auch im alten Rußland oft gespieltes Volksstück, ist ein schlichter dramatischer Beitrag zum Thema „Väter und Söhne“. Die arme Katerina, ihres Anspruchs auf Liebe und Glück im Innersten gewiß, aber zu schwach und hilfelos, um ihn durchzutrotzen, bezahlt eine kurze Auflehnung gegen das Moralgesetz mit ihrem Leben. Kenner rühmen den liedhaften, weichen Klang dieses Volksstücks, durch dessen Melodie Natur und Landschaft, in die es gesetzt ist, ihre besondern Stimmen weben. Von solcher Natur-Verwobenheit geben die Balken und Bretter der Tairoff-Szene geringe Ahnung. Doch sind sie sehr praktikabel, taugen zu Stube, Straße, Haus, Brücke. Nur ganz und gar nicht zur Liebe. Das zärtliche Paar, wenn es in die Laube will, muß in ein viereckiges Kellerloch hinunter, zu den Ratten. Stimmungs-Hilfen werden dem Zimmermann, dessen Axt diese Natur aufgeschlagen hat, durch das Licht – ein Scheinwerfer läßt an der Luft seine farbige, an den Gesichtern seine grellweiße Roheit aus – und durch die dünne Melancholie der Balalaika-Klänge, die bald ferner, bald näher um das Holz der Szene schwirren. Es wird gutes, redliches Theater gemacht. Ein Stückchen über dieses hinaus führt das Spiel der jungen Maria Egorowa. Sie ist lebenswahr und -warm, graziös im Derben, ohne Dressur und Künstelei, kein Papier, kein Stroh. Der Atem solches frischen Wesens und Talents bringt Erquickung. Dann ist Sokoloff da, der prachtvolle, höchst liebenswerte Sokoloff, ein Schauspieler von Gottes, nicht von der Turnschule Gnaden. Wenn er auf der Szene ist, geschieht das alte Wunder: Totes Holz blüht. Wie wurschtig wird sofort alles theoretische Geschwätz, wie gleichgültig, ob neues oder altes Theater, wenn ein Mensch in der lebendigen Fülle seiner Menschlichkeiten auf der Bühne steht und Geist und Gefühl der Zuschauer mühelos in jede Falle lockt, die sein Spiel ihnen legen mag – der gefesselte Zuschauer ist wichtiger als das entfesselte Theater – , wie fegt er mit einer Handbewegung, einem Blick, einem Lachen ganze Pakete von Prinzipien in den Müll, wo sie hingehören, und schöpft, soweit er Schöpfer ist, Alles aus der Tiefe und dem Reichtum seines originalen Wesens. Sokoloff ist so ein Schauspieler. Er hat Wärme, Kraft, den aus der Minute geborenen strahlenden Einfall, er hat Herz und Humor und das undefinierbar Liebenswürdige, das gewinnt, ohne zu spielen. Durchaus Dinge, die dem Theater aller Zeit, bis zum letzten Mal der letzte Vorhang fällt, mehr bedeuten werden als Treppen und Maschinen und selbst Weltanschauungen.

Zolldiktatur von Morus

Was jetzt noch kommt, ist Hokuspokus. Die Regierungsparteien haben die Industriezölle ohne erstern Widerstand durchgepeitscht, für die Agrarzölle hat man ein Kompromiß gefunden, das kleine Verbesserungen und größere Verschlechterungen gegenüber der Vorlage bringt. Graf Kanitz hat sein Placet gesprochen. Der Handelspolitische Ausschuß hat bereits seine Zustimmung erteilt. Ein paar Reden noch im Plenum – dann hat mans auch da geschafft. Die letzten Bedenken, die Stegerwald und Genossen den christlichen Gewerkschaften zu Ehren anstandshalber glaubten äußern zu müssen, sind unter der ewig freundlichen Gnadensonne des Herrn Reichskanzlers dahingeschmolzen. Man stelle sich aber auch vor: acht Tage lang im Reichskanzlerpalais einquartiert werden, mit Mittag- und Abendbrot und süßen Reden, als ob Zucker steuerfrei wäre, wer kann da widerstehen? Die einzige Gefahr, die der Zollvorlage noch erwachsen kann, besteht darin, daß einige Koalitionsparteiler nicht mehr die Sommerluft am Königsplatze aushalten und auf das Risiko, die Diäten einzubüßen, mit Muttern oder so in die Ferien fahren. Gegen diese vorsätzlichen oder fahrlässigen Zollflüchtlinge hat Herr Geheimrat Hugenberg, der Vertrauensmann der Schwerindustrie im Reichstag, jetzt einen umfangreichen Bewachungsdienst organisiert. Erbarmungslos werden die Fraktionsgenossen, die sich erdreisten, einer Abstimmung fernzubleiben, der öffentlichen Verachtung sämtlicher Lokalanzeiger-Leser preisgegeben. Das Bruderblatt, der ‚Tag' ist sogar schon zum Schwarzen Listensystem übergegangen, damit ja kein Drückeberger dem Volkszorn entschlüpfe. Herr Hugenberg selbst aber, sonst ein recht seltener Gast in diesen heiligen Hallen, geht allen Braven mit gutem Beispiel voran und läßt keine Sitzung aus. Bei so treuen Bundesgenossen kann der Sieg der Regierung nicht ausbleiben.

Herr Doktor Hans Luther, der deutschen Republik klügster und gewalttätigster Bürovorsteher, hat sich aber nicht damit begnügt, sich von den Zentrumsarbeitern die Zölle bewilligen zu lassen. Er ist noch einen tüchtigen Schritt weitergegangen und hat versucht, sich für alle Fälle eine Generalvollmacht zu besorgen, die ihm, wie in der Stabilisierungszeit, die Möglichkeit gibt, das Parlament in puncto Zollpolitik für die nächsten Jahre auszuschalten. Die Regierung sollte ermächtigt werden, „im Falle eines dringenden wirtschaftlichen Bedürfnisses" die Zölle für zollpflichtige Waren zu ändern oder aufzuheben und Waren, die nach dem neuen Tarif noch zollfrei sind, mit Einfuhrzöllen zu belegen. Kurzum: was jetzt im Reichstag beschlossen wird, wäre für die Regierung nicht bindend. Sie könnte schalten und walten, wie sie will. Das Kompromiß der Regierungsparteien, das scheinbar die Minimalzölle für Getreide fallen läßt, gilt ja ohnehin nur für acht Monate. Dann soll die unumschränkte Zolldiktatur beginnen. Zwar muß, nach Plan Luthers, die Regierung bei Ausübung ihrer Diktatur sich mit dem Reichsrat und einem Ausschuß des

Reichstags in Verbindung setzen, und der Reichstagsausschuß hat nicht nur, wie weiland die Fünfzehner-Kommission unter dem großen Ermächtigungsgesetz, beratende Funktionen, sondern er muß zu den Regierungsmaßnahmen seine Zustimmung erteilen. Aber was das praktisch bedeutet, weiß man ja von frühern Versuchen dieser Art. Ganz abgesehen davon, daß ja auch in diesem Ausschuß die Regierungsparteien die Mehrheit haben werden – das Entscheidende ist: das Plenum des Parlaments und damit die Öffentlichkeit wird in der wichtigsten wirtschaftspolitischen Materie ausgeschaltet. Der Reichstag, für den Dr. Luther die ganze innere Verachtung hat, die Oberbürgermeister für ihre Stadtverordnetenversammlungen zu haben pflegen, ist mit einer Handbewegung auf zwei Jahre beiseite geschoben. Die Verfassungswidrigkeit dieser Methode konnte die Regierung nicht besser kennzeichnen, als daß sie sich auf das Vorbild des Notgesetzes vom 2. Februar 1923 berief – einer verfassungsmäßig auch schon recht fragwürdigen Maßnahme, die in der Zeit des Ruhrkampfes und der schlimmsten Inflation erlassen wurde. Aber die zollwütigen Mehrheitsparteien waren bereit, auch diese Zumutung zu schlucken, wenn ihnen Luther nur höhere Preise zusicherte. Erst im letzten Augenblick tauchten den Deutschnationalen Bedenken auf, nicht etwa an der Verfassungmäßigkeit der Generalvollmacht, sondern daran, ob es gut sei, sich auf Gnade und Ungnade Herrn Doktor Luther zu verschreiben. So bewilligte man denn einstweilen nur dem Reichsfinanzminister, die einzelnen Zollpositionen zu verschiedenen Zeiten in Kraft zu setzen – eine Vollmacht, die in ihren Wirkungen auch schon der Bedeutung eines einschneidenden Wirtschaftsgesetzes gleichkommt. Ob Luthers diktatorische Neigungen sich damit zufrieden geben werden, oder ob er nicht doch noch vor der dritten Lesung im Plenum versuchen wird, sich plein pouvoir zu beschaffen, bleibt abzuwarten.

In welchen Fällen die Regierung von ihren Vollmachten Gebrauch machen will, hat Graf Kanitz in der Schlußdebatte des Handelspolitischen Ausschusses bereits angedeutet. Die ermäßigten Zollsätze, erklärte er, dürfen nicht über den ersten April des nächsten Jahres verlängert werden, damit die Regierung „andern Staaten gegenüber, die mit Deutschland keine Verträge schließen wollen, zum Beispiel Polen“, die Möglichkeit größerer Differenzierung habe. Aber die Möglichkeit bis zu der Grenze von 7,50 Mark für Getreide und und bis zu den andern überspannten Zollsätzen der Vorlage zu differenzieren, reicht offenbar den Herren Luther, Kanitz und Neuhaus noch nicht aus. Es genügt ihnen nicht, einen Revolver am Gurt zu tragen, wenn sie sich an den Verhandlungstisch setzen: sie wollen dazu auch noch einen besonders scharf geladenen Browning in der Tasche haben. Daß man mit solcher kriegerischen Ausrüstung den Verständigungsgeist fördern könnte, der doch auch zu Handelsverträgen Voraussetzung ist, glaubt Dr. Luther wohl selber nicht. Ihm selbst liegt gewiß auch nichts daran, extreme Zollkriegsvorbereitungen zu treffen, eher vielleicht einigen seiner Kollegen. Der Grund zu dieser Revolverpolitik ist erst ein-

mal seine persönliche Neigung zur Bürgermeister-Diktatur, sodann: das Bestreben, die Deutschnationalen an der Kandarre zu halten. Je mehr Vollmachten er der Regierung verschafft, desto größer wird das Interesse der Deutschnationalen, in dieser Regierung drin zu bleiben und nicht aus außenpolitischen Reklamerücksichten gelegentlich auszubrechen. Aus dem gleichen Grunde hat Luther sich auch dazu bereit gefunden, die Mindestzölle für Getreide fallen zu lassen. Bleibt euerm Luther hübsch treu, behaltet euern Neuhaus im Kabinett, und es wird euch wohlergehen auf Erden. Das ist die letzte Bibelweisheit, nach der gegenwärtig Deutschland regiert wird.

Aber diese innenpolitischen Gründe ändern selbstverständlich nichts an den außenpolitischen Wirkungen. Und die bleiben bei den jetzt eingeleiteten Außenhandelsmethoden katastrophal. Der schwerste Fehler bei dem neudeutschen Zollsystem besteht darin, daß es von den andern Mächten sehr leicht nachgeahmt werden kann, und daß unter dem Druck der allgemeinen Wirtschaftskrise etliche Länder gewiß nicht versäumen werden, dem Vorbild Luthers nachzueifern. Neben diesen unmittelbaren Folgen darf man aber auch nicht ganz die psychologischen Wirkungen übersehen, die die deutsche Zollpolitik im Auslande hervorrufen wird. Das Wettrüsten auf zollpolitischem Gebiet, das durch Deutschland einen neuen starken Impuls bekommt, muß über kurz oder lang, wenn die Zollrepressalien allein nicht genügen, zu einem Kampf mit andern Waffen führen. Grade in der offiziösen deutschnationalen und volksparteilichen Geschichtsschreibung gilt als selbstverständlich, daß die modernen Kriege, einschließlich dem Weltkrieg, der Wirtschaftskonkurrenz ihre Entstehung verdanken. Soll man aber wirklich wieder warten, bis die Wirtschaftsgegensätze mit militärischen Mitteln ausgetragen werden, oder dürfte es nicht für Deutschland auf absehbare Zeit ratsamer sein, rechtzeitig den Weg der Wirtschaftsverständigung einzuschlagen? Einer Regierung, die sich krampfhaft bemüht, einer Konferenz über den Sicherheitspakt aus dem Wege zu gehen, darf man ja wohl nicht zutrauen, daß sie etwa den Mut fände, eine Internationale Zollkonferenz anzuregen, um dem zollpolitischen Wettrüsten Europas und Amerikas einen Riegel vorzuschieben. Aber vielleicht findet sich in einem der Länder, wo noch nicht die Reaktion Oberwasser hat, eine Regierung, die die Initiative zu einer allgemeinen Zollkonferenz ergreift, um dem immer gefährlicher und kindlicher werdenden Protektionismus die Spitze abzubrechen.

Daß eine Regierung – in Frage käme vor Allem die französische – sich zu einem derartigen Entschluß aufrafft, ist umso notwendiger, als die Zollgegner, in Deutschland ebenso wie im Ausland, sich aus agitatorischen Gründen selbstverständlich vorwiegend mit den innenpolitischen Auswirkungen des Hochschutzzolls befassen. Von diesem primitivsten Recht, sich zur Wehr zu setzen, wenn es ums tägliche Brot geht, scheint ja nun sogar die deutsche Sozialdemokratie Gebrauch zu machen. Die ersten Versuche, die Arbeiterschaft für die Zollfrage zu inter-

essieren und zu mobilisieren, haben freilich gezeigt, wie schwer es ist, nach den vielen Fehlschlägen der Revolution und nach der langen Lethargie der letzten Jahre das Stadtvolk wieder auf die Beine zu bringen. Man wird selbst den Großstädtern noch etliche Male sagen müssen, daß allein die Agrarzölle bei voller Auswirkung dem Arbeiter 100 bis 150 Mark im Jahre kosten, bis er begreift, daß es sich wirklich hier nicht nur um eine parlamentarisch-taktische Angelegenheit handelt, sondern um einen „Gegenstand des täglichen Bedarfs“, um eine Magenfrage, um die Aufteilung des Volkseinkommens und nichts Andres.

Die Agitation gegen die Brotzölle hat allerdings leider den Nachteil, daß die Öffentlichkeit sich zu wenig mit dem andern, fast noch schlimmern Teil der Zollvorlage beschäftigt, nämlich mit den Industriezöllen. Bei den Zollvorlagen der Vorkriegszeit war es so, daß diejenigen Wirtschaftsgruppen, die an den Zöllen kein besonderes Interesse hatten, sich rechtzeitig ihrer Haut wehrten und von sich aus den Kampf gegen die Hochschutzzölle führten. Daß es diesmal einen ernsthaften Kampf gegen die Industriezölle, insbesondere gegen den Eisenzoll, überhaupt nicht gegeben hat, liegt nicht etwa daran, daß die Schwerindustrie über die bessern Syndici verfügt, oder daß der Reichsverband der deutschen Industrie allgemein die Parole ausgegeben hat: nur nichts gegen die Zollvorlage sagen. Der Grund ist viel einfacher: es gibt effektiv kaum einen größern Zweig der weiterverarbeitenden Industrie, der bei Luthers Zollvorlage nicht seine Prämie und sein Schweigegeld erhalten hat. Die energischsten unter den weiterverarbeitenden Industrien, die Maschinenfabrikanten und die Textilindustrie, haben sogar Zölle bekommen, gegen die der Zollschutz der Schwerindustrie noch ein Kinderspiel ist. Dazu kommt, daß bei der vertikalen Organisation der deutschen Industrie mindestens immer die eine Produktionsstufe Interesse an hohen Zollsätzen hat, wenn schon andre Konzerngesellschaften von Vernunft wegen für den Freihandel sein müssen. So bleiben eigentlich nur gewisse Zweige des Großhandels und der Einzelhandel übrig, die riskieren können, offen gegen die Zollvorlage aufzutreten. Spät, reichlich spät haben sich diese Gruppen zu einem „Arbeitsausschuß für Handelspolitik“ zusammengefunden, der gemeinsam mit den Gewerkschaften den Kampf gegen die Hochschutzzölle aufnehmen will. Ob diese Kampffront stark genug sein wird, um sich in absehbarer Zeit gegen die Schutzzöllner durchzusetzen, erscheint zweifelhaft. Aber der Kampf muß selbstverständlich sofort aufgenommen werden. In einiger Zeit werden ja vielleicht auch manche Industriegruppen, die sich jetzt noch nicht hervorwagen, merken, daß die Schutzzölle für sie ein höchst zweifelhaftes Geschenk waren, und daß ihnen auf dem Umweg über den lückenlosen Zollschutz, über Lohnsteigerungen und Preissteigerungen für Rohstoffe Das wieder abgenommen wird, was sie bei Luthers Zollvorlage für sich selbst herauszuschlagen hofften.

Ah — ça . . .!

„Sagen Sie bitte: bei dem gelieferten Kleiderschrank wackelt ein Bein. Das Bein hat vom ersten Tag an gewackelt. Das Modell, das Sie mir gezeigt haben, hat nicht gewackelt. Können Sie mir ein andres Bein nachliefern?“

Deutsche Ablehnung: „Ausgeschlossen. Wir haben den Schrank in einwandfreiem Zustand geliefert – Sie hätten sofort nachprüfen müssen, dann wäre Ihre Reklamation eventuell geprüft worden. Wahrscheinlich haben Sie Mäuse, und die haben das Bein angeknabbert. Oder Ihre Kinder haben damit gespielt. Jedenfalls muß meine Firma die Haftung ablehnen.“

„Sagen Sie bitte: bei dem gelieferten Kleiderschrank . . .“ (wie oben).

Französische Ablehnung: „Ah ça . . .!“

Bei „Ah“ werden die Schultern leicht angehoben, es ist kein Zucken, sondern nur der leichte Ansatz dazu. Bei „ça“ ist der Hals eingezogen, die Augenbrauen flattern empor, das Gesicht ist recht nachdenklich. Wenn der Franzose „Ah – ça“ sagt, ist der Punkt erreicht, wo gewöhnlich nichts mehr zu machen ist. „Ah – ça“ heißt: Force majeure. „Ah – ça“ heißt: Auch dem menschlichen Wirken, mein Lieber, sind von den vernünftigen Mächten Schranken gesetzt. Hier ist eine solche. Bescheide dich.

Es gibt auch eine pantomimische Abkürzung des „Ah – ça“. Sie besteht darin, daß die Unterlippe ganz leicht vorgezogen wird, die so entstehende Schippe läßt Luft ab. Hals und Schultern wie bei „Ah – ca . . .“ Auch dieses populäre Pusten bedeutet: Aus. Nichts mehr zu machen.

„Ah – ça“ ist allemal erreicht, wenn man in Frankreich, zum Beispiel, auf haarscharf exakte Einhaltung von Bedingungen hält. Das ist des Landes nicht der Brauch. (Übrigens lebt das Land damit weitaus glücklicher als die Korrekten.) „Ah – ça“ ist der Stoßseufzer des indirekten Steuerzahlers, auf dem die Gewalten regieren. Er erkennt sie nicht an – jeder Franzose ist Frondeur – , aber er unterwirft sich, solange es nicht lohnt, sich aufzulehnen. Meist lohnt es nicht. So haben auch im Kriege neben den rigorosesten Strafen die Offiziere mit Überredung viel mehr ausgerichtet als mit: „Ich fordere Sie dienstlich auf . . .“

„Ah – ça“ ist viel leichter und graziler als die deutsche Ablehnung. Aber man muß Ohren haben zu hören – der französische Mensch reagiert viel feiner, sein Seismograph schlägt bei der leichtesten Erschütterung haargenau aus. Ich habe immer gefunden, daß der Deutsche – ich auch –.viel zu grob mit den Franzosen spricht; nicht etwa, daß er sich rüplig benimmt, sondern er ist zu grob, wie ein Raster, ein Sieb zu grob ist – man braucht einfach eine Nummer feiner. Sie genügt auch.
Ja: die grobe wird gar nicht verstanden. Die Franzosen fühlen auf dreihundert Meter gegen den Wind, daß Jemand unzufrieden, entschlossen, unnachgiebig ist – man braucht ihnen das gar nicht erst ausdrücklich mitzuteilen. Es genügt, ganz leise anzuspielen . . . Ball, Bande, Ball – es kommt an.

Und er wird, umgekehrt, genau so reagieren. Sein „Ja“ ist kein rocher de bronce, sein „Nein“ kein wilder Entrüstungsschrei. Da, wo es nicht mehr weiter geht, sagt er es, aber leise, ohne Geschrei, ohne Anrufung der Gesetzbücher und andrer Polizeiheiligen. „Ah – ça“. . . je ne peux pas vous le garantir...“

Dann weiß man: Es ist aus.

Sie kennen ja die Geschichte mit dem Diplomaten, der nie Nein, und der Dame, die nie Ja sagen darf. So ähnlich ist es.

„Wir möchten gern eine Republik machen, eine pazifistische, solange wir nicht schießen, eine zurückhaltende, solange wir Sie nicht unterbieten können; leben Sie doch mit uns in Frieden, solange es uns gefällt; lassen Sie uns doch unsre Würde, die darin besteht, daß wir Alles annehmen, was Sie fordern, und im Innern den Vertragsgegner wüst beschimpfen, wir sind uns das schuldig – bitte sagen Sie uns; können wir so zusammenleben . . .?“

„Ah – ça!“

Peter Panter

Erholung in Berlin

Berlin ist leer. Die wenig beliebten Berliner und Berlinerinnen haben sich teils in die Ostsee ergossen, teils in die Wälder verflogen, teils die Familien in der Provinz besucht, aus der sie stammen. Soweit sich in den Straßen noch etwas bewegt, bewegen sich dort die Fremden, wie wir hier in Deutschland Gäste zu nennen pflegen. Die Gäste begeben sich logisch zu den Gastwirten, die sich unpersönlich auf beschränkte Haftung nach Gebrauch zurückgezogen haben, und die vor dem Gebrauch persönlich durch Grüßonkel repräsentiert werden. Grüßonkel sind Herren in gereiftem Lebensalter, die sich im Besitz eines staubigen Gehrocks und staubiger Manieren fühlen. Sie machen die Fremden auf die vielen leeren Tische aufmerksam, nicht ohne darauf hinzuweisen, daß hier Platz sei. Wenn durch das Eintreffen eines überfüllten Sonderzuges etwa alle Plätze besetzt sind, so weisen sie prophetisch darauf hin, daß in einiger Zeit Platz sein werde. Die Fremden begeben sich lieber in besetzte Lokale, damit sie sich zunächst einmal in den Besitz von Wasser und Handtuch setzen können, das die deutsche Reichsbahn wegen des Weltkrieges ihren Beziehern noch immer fernhält. Nach der Einheitsspeise, die unter vielfältigen Namen verabfolgt wird, begibt man sich allerseits in den Lunapark. Der Lunapark ist eine Vogelwiese neuen Stils, ohne Vögel und ohne Wiese, aber an einem Wasser gelegen, das großzügig Halensee heißt. Auf diesem Wasser ist ein Boot verankert, aber nur, um die Vorstellung Wasser zu erwecken. Das Boot ist auch kein Boot, es ist ein Brettergerüst, für das tatsächlich das Wasser die Balken bildet. Soweit der Zutritt von Luft gestattet wird, nennt man es Deck, soweit es gegen Luft und Wasser verdichtet ist, nennt man es Kajüte. Hier kann man ein Einheitsgetränk unter den bekannten Namen Wein, Pilsener, Cognac, Whisky, Coctail und Grill einnehmen, ohne daß der Einheitspreis dadurch wesentlich gestört wird. Hierzu spielt ein Konservatorist mit dem Zeugnis der Unreife auf einer Violine, während ein Herr auf einem Klavier Töne gibt, das schon in der Vorkriegszeit zu ähnlichen Zwecken mißbraucht wurde. Weil aber nun ein dritter Herr hierzu sich abwechselnd auf einer Trommel und auf einem Deckel die Knöchel wundreibt, nennt man das Ensemble Jazz. Die Fremden sind meistens so über die Getränke bestürzt oder mit der bekannten Analyse beschäftigt, daß sie der Aufforderung zum Tanz nicht nachkommen. Indessen mengt sich Wasser mit Feuer, unter lebhaftem Getöse spritzen Feuerfunken in den besorgten Himmel, und auf dem Rundpodium im Freien üben die Elevinnen einer Ballettschule emsig weiter. Diese Übungen, die noch keine Meister gemacht haben, kann man besser von den Terrassen beobachten, die in drei Kategorien eingeteilt sind. Durch die Bezeichnung wird jedenfalls die Absicht der Getränke gekennzeichnet. Sie heißen Kaffeeterrasse, Bierterrasse und Weinterrasse. Auf der Kaffeeterrasse darf man auch Bargetränke zu sich nehmen, da man den Kaffee unter keinen Umständen zu sich

nehmen kann; auf der Bierterrasse wird die Tschechoslowakei durch das Wort Pilsener beleidigt; und auf der Weinterrasse lernen wir den deutschen Strom kennen und lieben. Die Fleischgerichte haben allgemein Margarine in sich. Dafür wird aber ein Auto verlost, und zwar auf je dreihunderttausend Besucher eins. Ferner darf man Tombola spielen und Dorftaschenmesser gewinnen. Große Freude bereitet den Fremden die Verkehrsregelung. Die sogenannten Kreuzpunkte des Verkehrs sind durch Rasen kenntlich gemacht. Grade an solchen Punkten muß Ozon für die werktätige Bevölkerung erzeugt werden. Das sind die hygienischen Gesichtspunkte. Neben dem Rasen, auf Rasen darf nicht getreten werden, machen uniformierte Herren Freiübungen, die sinngemäß je nach Stand und Lage rot, grün oder gelb beleuchtet werden. Auf den Wechsel der Stellungen wird durch Klingeln aufmerksam gemacht. An den Schnittpunkten der Verkehrspunkte sammelt sich stets ein größeres Publikum, das mit Interesse dem Theater so lange zuschaut, bis es überfahren wird. Radfahrer haben ihre jungen Räder stets an der Hand zu führen. Motorräder werden von den Elektrischen angeschoben, und die Leute in den Elektrischen haben sowieso Zeit. Sie sind hier in Berlin eine Art Nervenheilanstalten, die zum Gleichmut des Lebens beitragen. Die Fremden aber, die sich ohne mondäne Absichten, aber mit Kulturbedürfnis nach Berlin begeben haben, ziehen sich in die Theater zurück. Auch die Theater haben einen Einheitsnamen, sie heißen Sommerspielzeit. Es wird ein Einheitsoperettenschauspiel gegeben, an dem sich verschiedene Autoren verzeichnet haben. Autoren sind Herren, die Wert auf ein anständiges Einkommen ohne unanständige Tätigkeit legen. Sie rühren nicht einmal gern eine Feder an, lassen sich hingegen bewährte Arbeiten, und zwar gegen angemessene Zahlung, abschreiben. Die Direktoren, die Regisseure, die Theatermaler und die Schauspielwütigen geben etwas Senf dazu. Der französische wird bevorzugt. Auf dem Potsdamer Platz werden Blumen und Blätter gehandelt. Aber die Elegante Welt geht nicht, sagt der Straßenverkäufer, sie ist nämlich verreist. Und Berlin geht nicht ohne die Berliner. *Herwarth Walden*

Kochrezepte

Deutscher Wähler auf demokratische Art

Einem Kalbskopf wird das Fell über die Ohren gezogen und tüchtig geklopft. Aber nur auf einer Seite. Diese Seite nimmt eine schwarzblaue Färbung an, während die ungefärbte blaßrot bleibt. Die schwarzblaue Seite spicke man mit Versprechungen. Die blaßrote lasse man ungarniert und begieße sie mit Milch frommer Denkungsart, verhindere aber, daß es durchläuft. Die schwarzblaue Seite wird mit altem Geist getränkt, der so stark aufzutragen ist, daß er auf die blaßrote Seite durchsickert. Man rolle das so zugerichtete Stück und brate es im eignen Fett, vergesse aber ja nicht, vorher das Gehirn aus dem Kopf zu entfernen, sofern überhaupt eins vorhanden ist. Der Kalbskopf wird abgebrüht. Man gibt ihm nur wenig Salz und keine andern Gewürze bei. Er muß fad schmecken, weil die Eigenart dieses Gerichtes es so verlangt. Wer ihn in dieser Form nicht genießen kann, stopfe ihm aufgewärmte Zeitungsenten ins Maul, die in der heißen Brühe ganz frisch und knusprig werden und sogar der verwöhnten Zunge standhalten. *Bruno Manuel*

Das letzte Kapitel

In Nummer 23 der ‚Weltbühne' steht ein schöner Aufsatz von Wolfgang Schumann über das ‚Letzte Kapitel' von Hamsun. Da hört man vom Realismus in der europäischen Literatur im All-

gemeinen und in der nordischen im Besondern. Vom Realismus in der nordischen Literatur im Allgemeinen und bei Hamsun im Besondern. Vom Realismus bei Hamsun im Allgemeinen und im ‚Letzten Kapitel‘ im Besondern. Der Aufsatz ist weit und breit und lang und tief. Aber — findet man darin das wahre Verständnis für das Wesentliche? Nein, das findet man erst bei Velhagen & Klasings! Wie treffen die doch in ihren Monatsheften des Pudels Kern auf den Kopf! Da steht unter ‚Neuigkeiten vom Büchertisch‘ schlicht nur dies:

Hamsun, Knut. Das letzte Kapitel. Roman. 2 Bände.
Grethlein & Co., Leipzig.
Das Gegenüber des genießerischen Berghotels und der einsamen Alm ist von dem norwegischen Meister zu einer vielverästelten, aber zwingenden Handlung mit großer Kunst benutzt. *Grete Wels*

Mein Mann is Waschfrau und ick bin Soldat

Aber nicht nur die Juristen, sondern auch ihre Objekte erregen oft Heiterkeit. Vor einer Berliner Strafkammer ist Frau Zulicke wegen Kuppelei angeklagt. Dem Vorsitzenden steigen bei Durchsicht der Akten Zweifel an der Richtigkeit der Namensbezeichnung auf. „Sind Sie denn die Frau Z.?“ „Na, warum sollte ich denn nicht die Frau Zulicken sein?“ „Sind Sie nicht verheiratet?“ „Nee, verheiratet bin ich nicht. Mein Mann ist ooch nicht verheiratet.“ Der mitangeklagte Mann: „Wir leben, wie die Herren sagen, im Zölibat!“ *8 Uhr-Abendblatt*

Liebe Weltbühne!

Die Gräfin Franziska Reventlow, Ernsts bezaubernde, heitere, begabte und deshalb früh verstorbene Schwester, hatte einen Sohn, der ihre ewigen Geldverlegenheiten begreiflicherweise noch erhöhte. In seiner frühsten Kindheit äußerte sie einmal zu ihrem Verleger:
„Es ist doch ein wahres Glück, daß ich das Lehrerinnenexamen gemacht hab! Da kann ich später immer behaupten, daß ich ihn selbst unterrichte, und dabei das Schulgeld sparen.“
„Und was soll der Junge bei dieser Methode werden?“, fragte der erschütterte Verleger.
„Na — Liftboy“, antwortete die Mutter fröhlich.

*

Dasselbe hoffnungsvolle Kind lag eines Tages krank, und die Freunde, mit denen sich die Mutter zu einem Faschingsfest verabredet hatte, fürchteten, daß sie nicht kommen werde. Als man grade beriet, ob noch gewartet werden solle, flog die Tür auf, und Franziska stand strahlend, in einem Pagenkostüm, auf der Schwelle.
„Also gehts dem Jungen wieder gut?“, fragte man erleichtert.
„Ach, wißt Ihr,“ antwortete sie glückselig, „der arme Kerl hat ja soo Fieber — der hat überhaupt nicht gemerkt, wie ich fort bin.. .“

Feldgrau

Dreißigster Juli: Gestellungsbefehl!
Abschiednehmen und Grüßenlernen.
Stiefelappell. Schikane. Krakehl.
Dann ins Feld aus verwanzten Kasernen.
Elf Jahre . . . Und heute seid Ihr fidel.
Verging euch nicht für immer der Spaß?
Erinnert euch: Die Leuchtraketen...
zerschossene Gräben . . dürftiger Fraß . . .
Leichen, in die Ihr hineingetreten...
Flammenwerfer, Minen und Gas!
Wißt Ihr nicht mehr: Verschüttet! Vermißt!
Niedergemacht in vorderster Sappe ...
Latrinen und Läuse. Das Heimweh frißt . .
Saufen und Huren der lieben Etappe...
Komisch, daß man sowas vergißt.
Wie meint Ihr? Man hat sich etabliert
und endlich genug von ollen Kamellen!?
Jetzt wird geschafft und drauflosamüsiert !
Na ja, Ihr müßt euch nie mehr „gestellen“.
Doch wenn das euern Jungens passiert??

Karl Schnog

H. K. in D. ‚Das andre Deutschland' heißt eine pazifistische Wochenzeitung, die zu Hagen in Westfalen erscheint. Gegen ihren Herausgeber Fr. Küster ist ein Verfahren wegen Landesverrats eingeleitet worden, weil er einen Artikel über das Massenunglück auf der Weser veröffentlicht hat. Die Ortsgruppe Dortmund der Deutschen Friedensgesellschaft hat deshalb an den Reichspräsidenten, den Reichskanzler und dem Reichsjustizminister folgendes Telegramm gerichtet: „Friedensfreunde Dortmunds nehmen mit höchstem Erstaunen Kenntnis von erneutem Landesverratsverfahren gegen Küster in Hagen. Sie verlangen, daß nunmehr endlich gegen Diejenigen vorgegangen wird, die die Gesetze übertreten, statt gegen Diejenigen, die die Übertretung der Gesetze zu öffentlicher Kenntnis bringen, und sie zweifeln nicht an sofortiger Einstellung des Verfahrens gegen Küster, in einem Staate, der ein Rechtsstaat sein will." Aber leider an jedem Tage beweist, daß er keiner ist.

Ernst Prinz von Ratibor. Sie schreiben: „Wir Alle fühlen ja bewußt oder noch unklar, daß diese verhängnisvolle Zersplitterung im bürgerlichen Lager, dieses Erbübel unsres Parteihaders unsre heutige Schwäche im Kampfe gegen Marxismus und sittlichkeitzerstörenden Internationalismus ist. Wir Alle wissen auch, daß leider grade Intelligenz und Bildung der günstigste Nährboden dieses zerstörenden Bazillus sind." Weshalb die Agitation Ihrer Partei, der deutschnationalen – mit noch größerm Erfolg als der Internationalismus auf Intelligenz und Bildung – sich auf die Züchter der dicksten Kartoffeln geworfen hat.

Dr. med. Franz L. in F. Sie schreiben mir: „Im ‚Zentralblatt für Gynäkologie' zerbricht sich Herr Karl Holzapfel in Kiel den Kopf über das Thema: Unterbrechung der Schwangerschaft und Strafrecht. ‚Für die grundsätzliche Freigabe werden verschiedene Gründe aufgeführt. Einmal das Recht der Frau auf ihren Körper. Hiergegen ist einzuwenden, daß die Schwangere nicht nur für den eignen Körper die Verantwortung trägt, sondern auch für die Frucht. Die Sorge für die Frucht ist ihr „zu treuen Händen" übergeben, und sie kann nicht berechtigt sein, dieses ihr innewohnende lebende Wesen nach Gutdünken zu vernichten. Es liegt hier etwa so, wie bei einem Vertrag zugunsten eines Dritten, der ohne Einwilligung des Dritten, hier der Frucht, nicht gelöst werden kann.' Herr Holzapfel serviert da sehr saure Vergleiche, um das Recht der Frau auf ihren Körper als Unrecht erscheinen zu lassen. Es gibt passendere Bilder. Die Sorge für die Frucht ist ihr ‚zu treuen Schleimhäuten' übergeben worden – hätte er sagen müssen. Der ‚Vertrag zugunsten eines Dritten', hier der Frucht, hätte auch etwas näher geschildert werden können, nachdem so klipp und klar gesagt ist, daß dieses Früchtchen bei der Frau eine Wohnung innehat. Die Sache gehört dann doch vors Wohnungsamt und nicht vor den Strafsenat. Wie nun, wenn solch ein Früchtchen seine Einwilligung gäbe, den Vertrag mit der Mutter zu lösen? Wie ist der Instanzenweg von der treuen Schleimhaut zum Vorsitzenden des Wohnungsamts? Wie verhält es sich mit der freien Willensbestimmung (§ 51) eines Foetus, der gegen den Willen seines Vaters, gegen den Willen seiner Mutter und ohne seinen eignen Willen gezeugt ist? Könnte er ausgetragenenfalls in seinem eignen Prozeß als Nebenkläger, als Zeuge vernommen werden? Welche Fülle von Doktorarbeiten! Aber noch etwas Andres lehrt der Artikel von Holzapfel: Welcher der 26 deutschen Bundesstaaten bringt die lebensfähigsten Foeten hervor? Bayern? I wo! ‚Um diese Zeit ist die Frucht durchschnittlich 35 Zentimeter lang. Mit dieser Länge ist das Kind von Amts wegen lebensfähig in allen Bundesstaaten, außer in Preußen.

In Preußen schließt die Lebensunfähigkeit mit 32 Zentimeter ab (Ministerialreskript vom 19. Dezember 1923).‘ Ich glaube nicht, daß diese Zahl für alle Preußen zutrifft. Angenommen, zum Beispiel, Stresemann wäre mit 31 Zentimetern geboren – er würde zweifellos die mit 32 geborenen Mitglieder seiner diversen Kabinette sämtlich überleben.“ Haben Sie Dank. Die Strafprozeßreform wird im Jahre 1995 fertiggestellt sein. Sie wird eine Verschlechterung des geltenden Strafrechts bringen. Wenn das möglich ist.

Otto Lehmann-Rußbüldt. Sie richten an Front- und Etappensoldaten den folgenden Appell: „Ein deutscher Staatsanwalt findet, das alte deutsche Offiziercorps sei dadurch beleidigt, daß ich in einem Flugblatt behauptet habe, daß im Feld und in der Etappe der Offizier auf Kosten des Mannes gelebt habe, daß Offiziere bis zum General hinauf das gegessen haben, was für die Soldaten bestimmt war. Es gibt in Deutschland einen Staatsanwalt, der glaubt, daß das nicht wahr sei. Ich will ihm beweisen, daß es doch wahr ist. Soldaten aus dem Kriege! Ich bitte die, die darüber etwas wissen, sich zu melden unter möglichst genauer Angabe von Truppenteil, Standort, beteiligten Offizieren und Mannschaften. Ich bitte um baldige Meldung an meine Adresse: Berlin, Wilhelm-Straße 48.“ Sie werden ganze Wagenladungen kriegen. Aber was wetten wir, daß sie auf den Staatsanwalt nicht den geringsten Eindruck machen werden?

Georg T. in Dresden. Der Deutschvölkische Verlag in Stuttgart bietet Ihnen an: „Dr. Rohling: Der Talmudjude. In einer Stunde können Sie zwanzig Stück absetzen.“ Besonders bei den Verwandten des Autors.

Impfgegner. Sie sollten nicht dulden, daß eine an sich diskutable Bewegung Kindereien treibt wie diese: „Impffreunde und Impfgegner im Lichte einer objektiven Charakterologie.“ Und dann wird dem Bahnbrecher Jenner, dessen überaus angenehm wirkendes Bild beigegeben ist, und den die Deinen noch im Grab verfolgen, dieser Steckbrief hier ausgestellt: „Körperbildung (massiges Gesicht) und mittelmäßige, 40 – 45gradige Kraft deuten auf eine flache (materialistische) Gefühlskraft hin. Das grobe, mittelkräftige, sonst noch zu wenig tiefe (kurzes Vordergehirn), begrenzte (tief angesetztes Vordergehirn), unkritische Denken (freiliegendes Auge) bedingt eine flachmaterialistische (alltägliche, durchschnittliche) Verstandeskraft, die sich infolge Systematik (breite Stirn), Ruhe und Besonnenheit (helles Auge und Haar) und Charakterstärke (verhältnismäßige Gesichtsbreite) mit Gediegenheit (Väterlichkeit) zu umkränzen sucht. Das erzeugt einen Typus Mensch, der durch Rührigkeit, Zähigkeit und Geschmeidigkeit, durch Größe im Kleinen Größe vortäuscht und selbst an sie glaubt, obwohl er nur auf niederer Ebene, im niedrig (satanisch) Ideellen trefflich zu Hause ist.“ Dagegen gibts allerdings kein Serum.

Melancholiker. Lesen Sie das beste deutsche Witzblatt des deutschen Sprachgebiets, das Buchhändlerbörsenblatt. „Dem ‚Daily Telegraph‘ zufolge ist Raisuli, dessen Tod und Wiedergenesung an dieser Stelle gemeldet wurde, von Abd el Krim gefangen genommen worden.“ Dies unerforschte Land, aus dess Bezirk kein Wanderer wiederkehrt . . .? Hier ist der erste. Schade, daß er sofort in Abd el Krims rauhe Hände gefallen ist, der seine Beute nachhaltiger hinzumähen weiß als der Sensenmann. Wir hätten sonst mehr Dinge erfahren, als unsre Schulweisheit sich träumt, Horatio. Und die Tat des Columbus wäre übertroffen gewesen.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki - Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy, 6

Luftpolitik von Konrad Widerhold

Deutschland hat von der Botschafterkonferenz eine neue Luftfahrtnote erhalten – die Antwort auf die Forderung, die „Begriffs-Bestimmungen für die deutsche Luftfahrt“ zu ändern. Durch diese Bestimmungen sind dem deutschen Flugzeugbau gewisse Beschränkungen auferlegt. Eine Änderung dieser Bestimmungen soll nach dem Stand der Technik alle zwei Jahre erfolgen. Wenn man die Lösung politischer Fragen von technischen Einzelheiten abhängig macht, die zudem nur einem kleinen Kreis von Spezialisten verständlich sind und deshalb auch bei „führenden“ Politikern immer ein Gefühl der Unsicherheit erzeugen, so ist nicht verwunderlich, daß dabei Machenschaften möglich sind, die an „Schiebung“ und „böswillige Verdrehung“ grenzen. Da aber Europa den umgekehrten Weg bis jetzt noch nicht gefunden hat – die Lösung technischer Fragen von der Befriedung und Entspannung der gesamten politischen Atmosphäre zu erreichen – , so braucht man sich über die Ergebnisse des andern Weges nicht zu wundern, zumal ja nicht unbekannt ist, daß Deutschland für die Reinigung der politischen Atmosphäre bisher leider noch herzlich wenig getan hat.

So sind denn die „Vergünstigungen“ der neuen Note nicht nur direkt lächerlich – anstatt 170 Kilometer Stundengeschwindigkeit 180; anstatt Mitnahme von 0,8 Kilo pro PS genau 0,818; Höchstgrenze für Zuladung anstatt 600 Kilo 900 (moderne ausländische Verkehrsflugzeuge durchschnittlich 1500) –, sondern sie bringen sogar, im Gegenteil, der deutschen Luftfahrt neue Zwangsmaßnahmen, indem eine Kontrolle der neuen Konstruktionspläne, die Festlegung der Zahl der Motoren und ihrer Einzel- und Ersatzteile sowie der Piloten und Flugschüler verlangt wird. Im Ganzen bedeutet die Note deshalb keine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung. Aber – es müssen schließlich auch Gründe dafür vorhanden sein.

Daß die Presse von den Demokraten bis zu den Völkischen jede Regierungsmeinung über die Luftfahrtnote kritiklos hinnimmt, ist durch die Exklusivität der Fliegerei ja allenfalls zu erklären. Interessant ist trotzdem die Hilflosigkeit der Sozialdemokraten, die nicht wissen, was sie sagen sollen, obwohl sie ahnen, daß ein Gegenstand, der die Botschafterkonferenz beschäftigt, nicht nur eine deutsche, sondern eine europäische Angelegenheit ist. Im übrigen hört man ringsum nichts als die bewährten Schlagwörter: Konkurrenzneid und Industriespionage. Nicht ausgeschlossen, daß manche ausländische Firma auf ihre Regierung in diesem Sinne einzuwirken versucht, vielleicht sogar mit Erfolg. Wir haben ja in Deutschland selbst

genug unter der Verflechtung von Kapital und Politik zu leiden. Aber der ganzen Note diese Motive zu Grunde zu legen . . .!

Die deutsche Fliegerpresse, politisch urteilslos, wie sie ist, pflegt auf der ersten Seite zu jammern, wie schrecklich die deutsche Luftfahrt von der Entente erdrosselt, geknebelt, an die Wand gedrückt und bespioniert wird, und auf der dritten zu jubeln und zu prahlen, wie herrlich weit wir es trotzdem oder grade deswegen gebracht haben, wie mustergültig der deutsche Luftverkehr ist – stimmt! – , und mit welchen Riesenschritten das deutsche Verkehrsflugzeug seinen Siegeszug in der Welt antritt – 35% des Weltluftverkehrs wird mit deutschen Maschinen, aber meist englischen Motoren, bestritten. Diesen Ton nimmt dann auch die Tagespresse auf. Aber der Kardinalpunkt der ganzen europäischen Luftpolitik wird dabei überhaupt nicht berührt. Das Leitmotiv der ganzen europäischen Luftpolitik ist: unter allen Umständen zu verhindern, daß sich in Deutschland heimlich, auf dem Umweg über Verkehrs- und Sportfliegerei, eine neue Kriegsluftflotte heranbildet, die, dazu noch im Besitz der nötigen Gasmengen, bei dem bekannten Geisteszustand Preußen-Deutschlands eine ständige Gefahr für den europäischen Frieden wäre. Die Luftfahrtnote ist der Beweis dafür, daß Europa von den Fortschritten der Abrüstung des geistigen Militarismus in Deutschland noch lange nicht überzeugt ist. Die Befreiung der deutschen Luftfahrt aus den „Fesseln" der Begriffsbestimmungen wird – wie die Lösung aller Probleme der deutschen Außenpolitik – davon abhängen, wie sehr sich in den Herzen und Hirnen der Deutschen die „Europa-Gefühle" einbürgern, namentlich jener Deutschen – und sie bilden die Hälfte des Volkes – , die sich sogar noch rühmen, ohne Europa-Gefühle zu sein.

Das Garantiekomitee will die Zahl der Jungflieger festsetzen. Ausländische Zeitungen veröffentlichen von Zeit zu Zeit übertriebene Alarmnachrichten über die Ausbildung junger Flieger – zur Schaffung militärischer Pilotenkadres – an staatlichen Fliegerschulen. Diese Fliegerschulen werden alle von ehemaligen Fliegeroffizieren geleitet, die politisch fast durchweg „rechts" stehen und deshalb leicht Beziehungen zu „vaterländischen Verbänden" anbahnen können. Daß bei dem großen Andrang, der zu diesen Schulen herrscht, die Angehörigen solcher Verbände oder solcher Geistesrichtungen eher als Andre Aussicht haben, bei der engern Wahl berücksichtigt zu werden, ist klar. Daher die Furcht ausländischer Blätter vor den „militärischen Fliegerschulen" in Deutschland. Unsre Fliegerschulen sind keine „militärischen" Anstalten. Immerhin ist merkwürdig, daß Angehörige des Reichsbanners oder republikanischer Parteien bei der engern Wahl in diesen Fliegerschulen stets unterliegen. Ein zweiter Einwand des Auslands ist dann, die Fliegerschulen bestünden mit staatlicher Unterstützung, obwohl das

im Versailler Vertrag verboten ist. Unsre Regierung und unsre Presse leugnen es, also muß es wohl zutreffen. Nun hat da, Anfang April dieses Jahres, der bayrische Minister für Handel und Gewerbe im bayrischen Landtag oder in einem seiner Ausschüsse rühmend betont, daß die bayrische Regierung namhafte Summen für die bayrischen Fliegerschulen bereit gestellt habe, während die württembergische (die darin vielleicht nur nicht so ungeschickt vorlaut ist) nichts für diese Zwecke tue. Die Rede des Herrn Ministers wurde von der bayrischen und württembergischen Presse mit und ohne Kommentar veröffentlicht. Resultat: Das Garantiekomitee erkundigt sich beim Reichsluftamt; dort große Aufregung über den redseligen bayrischen Kollegen; Telegramme und Telephongespräche zwischen Berlin und München; Vertreter des Komitees und des Reichsluftamtes fahren nach München, untersuchen den so offen daliegenden bayrischen Fall – und die deutsche Presse schweigt den „Fall“ tot, bis jetzt von der Botschafterkonferenz die Antwort da ist.

Die Handelsluftfahrt kann nur international betrieben werden – oder überhaupt nicht! Der gegenwärtige Stand der Verkehrsfliegerei weist höchstens Ansätze und Vorbereitungen für eine zukünftige internationale Entwicklung auf. In der deutschen Fachpresse wird die Grundlage der Handelsluftfahrt – ihre Internationalität – meist richtig erfaßt und dargelegt, aber kaum irgendein Weg zu ihrer Ausnutzung gezeigt. Man ist der Ansicht, daß nur das Ausland die Schuld trage, wenn ein organischer Aufbau der Handelsluftfahrt heute noch nicht erreicht sei, und daß er in Deutschland jederzeit beginnen könne, sobald die Begriffsbestimmungen aufgehoben seien. Die deutsche Flugzeugindustrie hat diese Begriffsbestimmungen teilweise durch ihre Auswanderung aufgehoben. Dornier in Pisa, Rohrbach in Kopenhagen, Heinkel in Stockholm und Junkers in Moskau bauen dort überall frei und unbehindert und verwenden ihre Flugzeuge, die dank ihrer technischen Vollkommenheit jeder internationalen Konkurrenz standhalten, im deutschen und ausländischen Luftverkehr. Diese Auswanderung macht erst möglich, daß deutsche Maschinen 35% des Weltluftverkehrs bestreiten.

Daneben stützt sich die deutsche Luftpolitik auf den „passiven Widerstand“. Deutschland verweigert allen solchen ausländischen Handelsflugzeugen, deren Bau uns verboten ist – es sind das die meisten – das Ein- und Überflugsrecht. Das deutsche „Hoheitsgebiet“ wirkt also als Verkehrssperre, als Verkehrshindernis für die Entwicklung eines planmäßigen internationalen Luftverkehrs. Es kann, zum Beispiel, die englisch-indische Luftlinie über Mitteleuropa – Vorderasien, die wichtigste des zukünftigen englischen Luftverkehrs, so lange nicht in Betrieb genommen werden, wie der deutsche Sperrblock dazwischen liegt. Das Selbe gilt für einen englisch-russischen oder englisch-baltischen Luftverkehr und einen französischen in diese

Gegenden, obwohl Frankreich auf der Linie Straßburg – Prag – Warschau zweimal deutsches Gebiet überfliegt, aber mit der Beschlagnahme seiner Flugzeuge bei Notlandungen, weil alle deutschen Wettermeldungen fehlen, jederzeit rechnen muß.

In der richtigen Erkenntnis, daß die Zukunft des Luftverkehrs nur in großen zusammenhängenden internationalen Linienführungen bestehen kann, glaubt die deutsche Regierung durch ihre Politik des „passiven Widerstandes“, der die sichere Inbetriebsetzung dieser für Frankreich und vor Allem für England wichtigen Luftlinien verhindert, diese Regierungen zum Verzicht auf die Deutschland auferlegten Begriffsbestimmungen zwingen zu können. Auch hier ist überdies, wie in der ganzen Politik unsres A. A., der Weisheit letzter Schluß, England gegen Frankreich auszuspielen. Die Hoffnungen, Wünsche und Intriguen, die vorigen Winter, beim Besuch des englischen Vizeluftmarschalls General Branker in Berlin, ausgesponnen wurden, das Spiel einer gegen Frankreich gerichteten deutsch-englischen Luftentente mit einem gemeinsamen russisch-asiatischen Monopol – all das ist an der neuen Luftfahrtnote wie eine Seifenblase zerplatzt. Es konnte nicht einmal erreicht werden, daß England – nicht Frankreich! – seinen hartnäckigen Widerstand gegen den unbehinderten Bau von Zeppelinen aufgab, trotzdem heute jeder Fachmann von der militärischen Wertlosigkeit dieser Luftschiffe überzeugt ist. Solange man sich nicht dazu bequemt, mit Frankreich eine aufrichtige und keine notgedrungene Verständigung zu erzielen, werden in der großen Politik wie in der Luftpolitik solche Extratouren immer scheitern. Denn schließlich beherrscht Frankreich, nicht England den europäischen Kontinent.

Es wird also der groteske Zustand, daß Europa durch eine Anzahl luftpolitischer „Hoheitsgebiete“ verbarrikadiert ist, jedenfalls noch eine Reihe von Jahren aufrecht erhalten werden. Der Luftverkehr, berufen, über die einzelnen Vaterländer Brücken verständiger Zusammenarbeit zu schlagen, wird sich darauf beschränken müssen, interessante Spazierfahrten über diesen Vaterländern zu organisieren. Deutschland glaubt mit der Miene einer vergewaltigten Unschuld in seiner Trutzpolitik verharren zu können, bis die Andern zu der Einsicht gekommen sind, welches Unrecht sie diesem Staat angetan haben. Ein internationaler Luftverkehr erfordert zunächst ein internationales Luftrecht, das die gleichberechtigte Zusammenarbeit aller Beteiligten garantiert und mit Kriegsrüstungen nichts zu tun hat. Dieses Recht verlangt den Verzicht auf „Hoheitsrechte“ von allen Ländern, also auch von Deutschland. Solange man bei uns bei der bornierten Ansicht bleibt, die Andern hätten zuerst nachzugeben, ehe wir unsre Sperrpolitik „abbauen“, so lange wird uns wohl kaum die geringste Erleichterung zuteil werden. Dazu müssen ferner gewisse Monopolträume deutscher Luftver-

kehrs- und Flugzeugbaugesellschaften ausgeträumt werden — , zum Beispiel auf dem russisch-asiatischen Kontingent — , und auch die Meinung, die man leider in deutschen Fliegerkreisen großzieht, wird sich nicht grade als besonders zutreffend erweisen: daß englische, französische und italienische Verkehrsflugzeuge den deutschen gegenüber minderwertig seien.

Was der Verantwortliche Leiter der deutschen Luftpolitik, Ministerialrat Brandenburg — von der Luftfahrtabteilung des Reichsverkehrsministeriums — auf seinem Flug mit dem Reichskanzler Luther nach Wyk über die neue Luftfahrtnote gesprochen hat, ist noch nicht bekannt geworden. Der Reichstag wird sich, wie immer, erst damit beschäftigen, wenn es zu spät ist. Voraussichtlich wird man die Note abzulehnen und zu sabotieren versuchen und an der bewährten „alten“ Politik festhalten, die den deutschen Luftverkehr von jeder großen internationalen Zusammenarbeit ausschließt. Deutschland wird sich dann auf seinen sehr gut organisierten Verkehr innerhalb seiner Luftfahrtunionen beschränken müssen: im Süden mit der Schweiz und Oesterreich-Ungarn; im Norden mit Holland, den skandinavischen und baltischen Staaten; sowie mit einem östlichen und einem westlichen Verkehrsarm nach Moskau und London. Die deutsche Flugzeugindustrie wird, in Deutschland zu sehr beschränkt, ihre auswärtigen Filialen weiter ausbauen, und Deutschland wird damit wichtige Keime zukünftiger industrieller Entwicklung verlieren, wenn es sich nicht entschließt, seine Luftpolitik ein bißchen psychologischer zu betreiben. Denn schließlich wird auch die „Entente“ die deutsche Verkehrssperre nicht grade als gottgewollte Gegebenheit betrachten. Man wird versuchen, Polen, das nicht reichsdeutsche Mitteleuropa und den Balkan mit ihrer breiten östlichen Front über die Schweiz, Oesterreich und Italien an Westeuropa anzuschließen, sodaß sich hier in einigen Jahren auch ohne Deutschlands Mitwirkung die ersten großen transkontinentalen Luftverkehrslinien entwickeln können. Wenn dann Deutschland nachgeben muß, weil es nicht in einem toten Winkel des Weltluftverkehrs liegen bleiben will — auch die Strecke Straßburg — Prag — Warschau wird dann, mit großen Flugzeugen, sicherer als heute zurückzulegen sein — : dann wird es sich diesen Tatsachen gegenüber in einer schwächern Position befinden als heute, wo es bei einer andern Haltung immerhin noch begründete Aussicht hat, als gleichberechtigtes und gleichwertiges Glied in eine Luftverkehrsinternationale einbezogen zu werden. Diese Politik würde sicherlich größere Gewähr dafür bieten, daß die veralteten und technisch unsinnigen Begriffsbestimmungen dem tatsächlichen Stand der Technik angepaßt werden. Geschieht es nicht, so wird wirksamer als heute eine Sperrpolitik dann sein, wenn erst einmal internationale Luftlinien über deutschem Luftgebiet eingerichtet sind.

Eine vergewaltigte Nation von V. Blasco Ibañez

(*Schluß*)

VI.

Die Gefahr des spanischen Militarismus

Das Direktorium ist eine Gefahr für die ganze Welt, und die demokratischen Völker haben die Pflicht, ihre Aufmerksamkeit auf den militärischen Terror zu richten.

Die südamerikanischen Republiken, die in Spanien ihr Mutterland sehen, leiden unter diesem verhängnisvollen Einfluß. Einige tyrannische Präsidenten rechtfertigen bereits ihr Verhalten mit der militärischen Diktatur in Spanien.

Unerhört ist die mittelalterliche Stellungnahme des Königs zu Andersgläubigen. Die Jesuiten sind auf dem besten Wege, sich ganz Spaniens zu bemächtigen. Alphons XIII. lud während seiner Anwesenheit in Rom den Jesuitengeneral ein, sein Volk zu besuchen. Seit den Zeiten des Ignatius von Loyola war es das erste Mal, daß ein Jesuitengeneral nach Spanien kam. Er wurde mit beinah königlichen Ehren empfangen. Die Jesuiten benutzten diese Gelegenheit, um von dem Direktorium das Privileg des Religionsunterrichts an den Universitäten zu fordern – das sicherste Mittel, um die gesamten höhern Bildungsanstalten Spaniens völlig unter ihren Einfluß zu bringen.

Sowohl Alphons XIII. wie das Direktorium scheinen überzeugt, daß ein Zusammenbruch kommen muß. Deshalb suchen sie mit allen Mitteln Geld zusammenzuscharren, um ihre Zukunft zu sichern. Das Direktorium hat die schmutzigsten Geschäfte gemacht. Den Eisenbahngesellschaften werden skandalöse Konzessionen eingeräumt. Für enorme Schmiergelder hat man einer Gesellschaft das Telephonmonopol für ganz Spanien erteilt, ohne öffentliche Ausschreibung, mit Übergehung der gesamten Konkurrenz.

Für alle Theater, Kinos und Stiergefechte hat ein Generalpächter das Monopol, das er offiziell mit einer Million Peseten im Jahr bezahlt, und woran er seine Freunde im Direktorium heimlich mitverdienen läßt.

Die nächste Idee des Diktators ist, ein Spielmonopol für ganz Spanien zu errichten, das imstande wäre, die Finanzen des Direktoriums zu sanieren.

Wenn Spanien in diesem Schlamm nicht ersticken soll, dann gibt es nur ein Mittel: Fort mit dem König, fort mit dem Direktorium! Bilden wir dann eine provisorische Regierung, so wird nach einigen Monaten das Volk, frei von dem jetzigen Druck, imstande sein, durch eine Volksabstimmung kundzutun, welche Form der Regierung es wünscht. Sollte sichs für die Monarchie entscheiden: gut. Aber dann jedenfalls einen König andern Schlages als Alphons XIII. Nach all den Entsetzlichkeiten, die Spanien dieser Monarchie verdankt, glaube ich nicht an ein solches Votum.

Entscheidet sich das Volk aber für die Republik, so hat Spanien Frieden, Fortschritt, Schulen, Meinungs-, Presse- und Glaubensfreiheit und ein wahrhaft nationales Heer im Dienst des Gesetzes.

Alphons XIII. muß zur Rechenschaft gezogen werden.
25 000 Spanier, deren Knochen in Afrika bleichen, erheben diese Forderung.

Und die Prozesse von Königen enden, wenn sie nicht rechtzeitig außer Land gehen, manchmal tragisch.

Davon weiß die Revolutionsgeschichte sowohl Englands wie Frankreichs zu erzählen.

Paris, den 14. Juli von Ignaz Wrobel

Ludwig Fulda, dieser – wie ihn Efraim Frisch einmal genannt hat – „Seiltänzer auf dem Parkett“, weist unter seinen gedichteten Schriften auch das Drama eines dicken Seeräubers auf, der alt geworden ist und keineswegs mehr so romantisch kann, wie die Frauen das von ihm erwarten. Ich habe das Stück nicht gelesen, aber ich bin davon überzeugt, daß dieses schöne Thema rettungslos verpfuscht und verniedlicht ist. Ein dick gewordener Caesar . . . nein, mehr: ein bürgerlich gewordener Held, einer, der morgens beim Kaffee die Zeitung liest, hier und da einmal nachsieht, wie denn das damals in dem Seegefecht bei den Azoren war, und grundsätzlich auf keinen Dampfer mehr geht, weil es nun genug ist . . . Aber er erinnert sich doch gern.

* * *

Nun haben sie also hier in Paris – wie alljährlich – den 14. Juli gefeiert. Vor 136 Jahren stürmten die wahrhaftigsten Revolutionäre der alten Welt das dicktürmige Gebäude, das heute nicht mehr da ist. Ein paar Steine stehen noch in Paris herum, einige davon stecken in der Concorde-Brücke, graue Linien bezeichnen auf dem Platz der Bastille das Ausmaß eines der Türme – das ist Alles.

Feste pflegen sich lange zu halten – ihre Motive weniger. (Die Komik deutscher Tannenberg-Feiern, die ein gewonnenes Gefecht hochbrüllen und einen verlorenen Krieg darüber vergessen, macht eine Ausnahme.) Der 14. Juli ist ein französischer Nationalfeiertag, mit allem Brimborium eines solchen: mit behördlichen Feuerwerken, offiziellen Gratisvorstellungen, amtlichen Feiern, militärischen Paraden – in Paris hatte Painlevé übrigens auf eine Parade verzichtet – , mit einem freien Tag, wo die Leute ausruhen können. Der 14. Juli wird in Frankreich traditionell gefeiert: bunt, laut, vergnügt, ohne Drohungen gegen andre Völker, genügsam. Aber warum er gefeiert wird, und was da gefeiert wird, das verdickt sich doch langsam in den Gemütern, weil es schon so oft gesagt worden ist, als sei es nie gesagt worden, die Lorbeeren sind platt gesessen, sie stechen nicht mehr.

„Diese gemeinen Menschen, die, ohne zu arbeiten, die Früchte des Schweißes der Handarbeiter verschlingen, die der Nation nie irgendeinen Dienst erwiesen haben, hatten sich in den Kellern versteckt. Als sie sahen, daß die besitzlosen Klassen allein die Revolution machten, sind sie aus ihren Schlupflöchern gekrochen und haben uns wie Straßenräuber

behandelt, denn als die Gefahr vorüber war, haben sie in den Distrikten intrigiert, um ihre Stellen wiederzubekommen, sie haben Uniformen und Achselstücke angelegt; heute, wo sie sich für die Stärkeren halten, möchten sie uns unter das härteste Joch beugen: sie vernichten uns ohne Mitleid und Gewissen."

Das hat nicht etwa ein verzweifelter Kommunist in Deutschland oder sonstwo im Jahre 1925 gesprochen, sondern Marat drei Jahre nach dem Bastille-Sturm. Inzwischen ist die Revolution in ihren Gedanken siegreich gewesen und für die heute Regierenden zurechtgebogen, ihr sterbliches Teil ist voll konsumiert. Und so feiert man noch, aus alter Gewohnheit, jenen Tag.

Man stürmt heute keine Bastillen mehr. Das äußerlich greifbare Symbol ist seltener geworden, und man muß schon ein bißchen künstlich nachhelfen, wenn man einer modernen revolutionären Bewegung zu Gedenktagen verhelfen will. Die Unterdrücker sitzen nicht mehr in einem einzigen Palast der Stadt, der zu stürmen wäre, Banken stehen an jeder Ecke, selten gerinnen Reaktion, Nutznießertum und die Pest der Unterdrückung zu einem Mann, zu einem Haus, zu einer Fahne. Das Leben spielt sich heute auf dem Papier ab, in Telephondrähten, an der Börse. Schwer, das zu stürmen und den Sturm kenntlich zu machen.

Fröhlich tanzen die freundlichen französischen Kleinbürger auf den öffentlichen Plätzen. Sie denken sich nichts weiter dabei, als daß eben frei ist, und diese Freiheit heißt: einmal nicht arbeiten müssen. Und weil fast Niemand in Frankreich so erbarmungslos proletarisiert ist wie die gleichen Schichten in Deutschland, weil es wenig Arbeitslose und viele zufriedene Menschen gibt, so wird dieser Tanz nicht mehr als Erinnerung an die Befreiung von einem Joch empfunden, das es nicht mehr gibt, und noch nicht als Ausdruck von Bestrebungen, von einem Joch loszukommen, das kräftig wächst. Es ist wie ein religiöser Feiertag für Leute, die nie in die Kirche gehen. Es ist eben heute frei.

Die Kleinbürger tanzen. Der dritte Stand, der sich sein geschichtliches Recht erkämpft hat, tanzt. Auf wem – ? In Frankreich sicherlich noch nicht auf dem vierten. Aber der Steuerpächter Ludwigs XIV. wäre schon erstaunt gewesen, wenn man ihn, den honetten, mitunter gebildeten Mann, den Plauderer im Salon und den guten Gastgeber auf dem Schloß, eine „Pestbeule der menschlichen Gesellschaft" genannt hätte. Der Noble spottete damals über den Citoyen; der Citoyen macht sich heute über den Camarade lustig. Das ist der Lauf der Welt.

Der unverwelkliche Ruhm der französischen Revolution lebt. Solange Revolutionen entstehen und zur Vollendung getrieben werden, wird man sich dieser Männer erinnern, die gegen ihre Zeit für die Zukunft eine schlimme Vergangenheit in den Staub gestürzt haben. Nun sieht sich der dick gewordene Romantiker seine ehemaligen Erfolge gemächlich mit an und macht ein Tänzchen.

Wo stünden heute Robespierre, Marat, Danton? Was täten sie heute?

Henri Barbusse hat einen Protest der intellektuellen Arbeiter Frankreichs herausgeschleudert, der sich gegen den Kolonialkrieg in Marokko wendet. Die Reaktion der Geistigen hat wütend geantwortet, er sei nicht der Repräsentant der französischen Geisteswelt und habe nicht das Recht, allein für sie zu sprechen. Das ist richtig, denn eine homogene intellektuelle Schicht gibt es weder in Frankreich noch anderswo. André Germain hat ihm geantwortet, Victor Basch... schonend, voll Anstrengung, zu verstehen, zu vermitteln, etwas zu überbrücken...

Die französischen Sozialisten und das Kartell — sie haben sich noch nicht strikt und klar gegen diesen Krieg ausgesprochen. Er ist nicht populär, dieser Krieg, man mag ihn nicht, und Niemand — mit Ausnahme des interessierten Militärs und eines Kerns der Reaktion — empfindet ihn als glorios. Das aktive Heer genügt zunächst, Freiwillige gibt es immer und überall, das Land geht seinen Geschäften nach und liest von diesen Dingen wie die Preußen von den Kriegen Friedrichs des Zweiten. Là-bas...

Victor Basch entschuldigt und begründet das damit, daß er sagt: „Wir wissen nicht. Wir sind nicht unterrichtet.“ Nun kann in der Tat Niemand in dieses trübe Gemisch von Geschäften der Kolonialgesellschaften, Militärs, Abenteurer hineinsehen; sicher ist, daß bei beiden Parteien das Wasser, mit dem da gekocht wird, nicht das klarste ist, und daß wohl auch auf Seiten Abd el Krims englische Kaufleute und deutsche Landsknechte mithelfen, das Land ja nicht zur Ruhe kommen zu lassen... Und Niemand weiß, ob der Vorwurf, den die Radikalen dem Marschall Liautey machen, richtig ist — der Vorwurf, er, dessen Stellung heute erschüttert ist, habe diesen Einfall der Rifleute vorhergewußt, wenn nicht gar indirekt begünstigt... Die Niederlage der Spanier gab das Signal. Es geht gar nicht gegen Frankreich. Es geht gegen die Kolonialmächte Europas überhaupt.

Die Franzosen spielen ein schweres Spiel. Sie haben den Sozialisten Malvy, den Schicksalsgenossen von Caillaux, nach Madrid geschickt, zu großem Mißvergnügen übrigens der spanischen Emigranten in Paris, die darin eine Anerkennung der Diktatur durch die Demokratie sehen. (Recht fraglich, ob beide Vokabeln glücklich gewählt sind.) Malvy hat dort verhandelt, und man hat sich zu einigen versucht, wie man heil aus dem Abenteuer herauskommen kann: der Eine böse angestoßen, der Andre nicht sehr glücklich.

Spanien, Abd el Krim — und noch eine Front: die Kommunisten. Ich will nicht untersuchen, ob ihre Taktik in Frankreich bisher jemals geschickt gewesen ist. Immerhin ergibt sich aus ihrer durchaus diskutierbaren Anschauung über Kolonialreiche der merkwürdige Widerspruch, daß Arbeiterdeputierte Farbige — gegen wen unterstützen? Gegen den Kapitalismus? Aber zunächst gegen uniformierte Arbeiter, die da unten ihr „régiment“ abdienen — kein sehr erfreulicher Anblick. Das Ge-

schrei mit dem Hochverrat wollen wir ja nun beiseite lassen — aber selbst vom kommunistischen Standpunkt aus wirkt hier Manches fatal. Denn darin haben noch die unmodernsten Liberalen Frankreichs recht: nur mit einer Förderung der Kabylen ist die Sache ja nicht abgetan.

Das Beispiel Englands, dieses kleinen Venedig mit der riesigen Seemacht und dem noch größern Kolonialbesitz, gibt für Alle den Ausschlag. „Geben wir jetzt Afrika preis," sagt Victor Basch ungefähr, „dann nehmen es die Andern. Wir geben es also gar nicht den Eigentümern zurück, sondern schaffen eine gewissermaßen herrenlose Sache, die sofort aufgegriffen werden wird." André Germain zögert; er weiß keinen Ausweg. Paul Painlevé hält einige maßvolle Reden, aus denen doch deutlich genug etwas klingt, was einer Militärmusik nicht unähnlich ist... Niemand weiß Rat. Die alten Dreyfusards nicht und die neuen Sozialisten schon gar nicht. Die Kontrolle durch das Parlament — wie überall — eine Farce.

Wo steht heute die Bastille — ?

* * *

Sie tanzen.

So haben sie, beispielsweise, auch vor elf Jahren getanzt, zum Andenken und zu Ehren einer Freiheitstat, die ihnen wirklich etwas gegeben und bedeutet hat. Damals, im Jahre 1914, ahnten die Tänzer noch nichts... Was heute Staub und Mergel und verdickte Erde in den Kalkgruben um Verdun ist, tanzte damals, fröhlich, sorglos, vergnügt... Tränen sind getrocknet, Spuren verweht, Menschen zerbrochen an dem, was damals geschah. Die Meisten trösteten sich, denn es geht ja immer weiter, auch Trauer verwächst, das ist schrecklich und gesund. „Dies aber kann ich nicht ertragen, daß so wie sonst die Stunden gehn . . ." Doch, sie gehn.

Wo steht heute die Bastille — ?

Wo —?

Der Eiffelturm ist illuminiert. Um im Stil seiner Erbauungszeit zu bleiben: mit bleichen Sternen und Figürchen und Schlangenlinien und blitzenden Punkten, und nur, wenn die feine Figur der schlanken Nadel, durch tausend Glühlampen nachgezogen, aufleuchtet, ist er hübsch anzusehen. Heute leuchtet und jubiliert er besonders in Farbe und Licht.

An Wochentagen aber strahlt er als Reklame. Herr Citroën hat sich das Recht gekauft, die Buchstaben seines Namens von oben nach unten auf den Turm zu malen, und nun flammen sie da in die Nacht hinaus, groß und deutlich und schreiend.

Heute, am 14. Juli, sieht man nur Figuren und Punkte und bleiche Sterne. Dazwischen aber, undeutlich, heute nicht voll geschaltet, Fetzen von Buchstaben, zu erratende Fragmente. Ein halbes C, vielleicht ein I, ein O . . .

Da ragt der Eiffelturm in die Nacht, in den hellen Lichtern seines republikanischen Freudenfeuers. Darunter, fast verdeckt, undeutlich und doch erkennbar, die Buchstaben eines Namens, eines Programms, einer Ursache.

Noch immer bayrische Justizopfer von Albert Winter

Weihnachten 1924 hat die bayrische Regierung die Räte-Republikaner Mühsam, Sauber und Olschewsky als letzte aus der Festungshaft und die anno 1922 wegen „Landesverrats“ verurteilten Fechenbach, Lembke und Gargas mit Bewährungsfrist aus dem Zuchthaus entlassen. Gleichzeitig erhielten die Führer des völkischen Putsches vom November 1923, die Hitler, Kriebel und Weber, Bewährungsfrist.

Allgemein wurde erwartet, daß die bayrische Regierung nach Auflassung der Festungshaftanstalt Niederschönenfeld auch die Räte-Republikaner begnadigen werde, die im Zuchthaus Straubing ihre fürchterlichen Strafen absitzen. Es war in der Zeit unmittelbar nach Niederwerfung der Münchner Räte-Republik oft nur Zufall oder Willkür, daß Räte-Republikaner von Stand- und Volksgerichten zu Zuchthaus verurteilt wurden. Unterzöge man heute alle diese Urteile einer Periode äußerster Erregtheit der Nachprüfung, so kämen die schreiendsten Ungerechtigkeiten zutage. Durch die ad infinitum verschleppte Hindenburg-Amnestie soll weiter in das Belieben der bayrischen Regierung gestellt bleiben, wie sie mit den Opfern einer weißen Schreckensjustiz verfährt.

Auch die zu 12 und 15 Jahren Zuchthaus verurteilten Räte-Republikaner, die in engerer oder entfernterer Beziehung zum sogenannten Geiselmord standen, müßten endlich begnadigt werden. Unter den „Geiselmördern“ in Straubing befinden sich Leute, die zur Zeit der Tat erst 18, 19 und 20 Jahre alt waren, die mit dem Geiselmord nur in losem Zusammenhang standen, und die sich der Tragweite ihrer Handlungen in einem Augenblick furchtbarster Erregung gar nicht bewußt sein konnten. Erstens lag ein Befehl vor; zweitens waren die Geiseln als Mitglieder einer geheimen reaktionären Paßfälscherverbindung durchaus nicht politisch harmlos; drittens stellt sich der Geiselmord als eine Vergeltungsmaßregel für die willkürlichen Erschießungen von Rotgardisten und roten Sanitätern in Starnberg dar; viertens vergißt der empörte Bürger nur zu gern, daß die Festnahme von Geiseln und deren Erschießung von Bismarck im deutsch-französischen Kriege wiedereingeführt wurde, und daß dieselben Soldaten, die im Bürgerkrieg die münchner Geiseln erschossen, an diese Methode der Kriegführung durch die Praktiken der Okkupationspolitik in Belgien und Nordfrankreich längst gewöhnt waren. „Die eingewurzelten Gewohnheiten, die den Soldaten unter der Zucht der Feinde der Arbeiter beigebracht worden, verlieren sich selbstredend nicht in demselben Augenblick, wo diese Soldaten zu den Arbeitern übergehen“, schreibt Karl Marx treffend in seiner Adresse über die Pariser Kommune.

*

Im Zuchthaus Straubing sitzt noch ein andres Opfer der bayrischen Revolution, das in den tragischen Konflikt Auer-Eisner blutig verstrickt worden war: der Metzger Alois Lindner, ein ungebärdiges revolutionäres Temperament, das in harten

Fesseln gehalten wird. Lindner wollte unmittelbar nach der Ermordung Eisners Auer erschießen und tötete dabei in Notwehr den Major Jahreis. Er bekam nach der Auslieferung durch Oesterreich wegen erschwerten Totschlags 14 Jahre Zuchthaus. Lindner war nur unter der Bedingung ausgeliefert worden, daß keine Todesstrafe über ihn verhängt würde. Man muß die erschütternden Erinnerungen lesen, die Lindner in den ‚Abenteurerfahrten eines revolutionären Arbeiters‘ niedergelegt hat (Neuer Deutscher Verlag, Berlin, Unter den Linden 11), um so ein Proletarierleben zu verstehen, das in den untersten Tiefen der Gesellschaft begonnen hat, und das durch den Weltkrieg und die Revolution bis ins Mark aufgewühlt wurde. Man muß lesen, mit welchen bescheidenen und zitternden Worten er die Stimmung schildert, in der er zur Waffe gegriffen hat: „Wer sprach für den Ermordeten? Auer, der geistige Urheber des Mordes! Blitze zuckten durch das Gehirn. Ein fahler Schleier legte sich vor die Augen. Eine unbekannte Gewalt nahm mich in ihre Fäuste. Der Ermordete stand vor meinem geistigen Auge, aus vielen Wunden blutend . . . Die Tränen des Zornes, die nach innen stürzten, schlugen Flammen in meine Seele. Ich hob den Arm. Die aufzuckenden Blitze aus der Pistole zerrissen den Schleier vor meinen Augen.“

Und am Schlusse des kleinen Büchleins: „In meiner Zelle hängt ein Kruzifix. Oh, der Staat ist barmherzig! Er hängt in unsre Zelle das Bild des großen Empörers — und drückt uns in christlicher Barmherzigkeit die Gurgel zu.“

An die bayrische Regierung, die über das Schicksal der unglücklichen Räte-Republikaner im Zuchthaus Straubing zu bestimmen hat, muß die Forderung gerichtet werden: Drückt ihnen nicht länger die Gurgel zu!

*

Nach der Räte-Republik wurde Bayern zum Sumpfboden der Gegenrevolution, die sich in den letzten Jahren durch einige Justizopfer Absolution zu erteilen versuchte: durch die Verurteilung des Freiherrn von Leoprechting und des Professors Fuchs. Das schwärzeste Kapitel der bayrischen Politik nach der Beseitigung der Regierung Hoffmann: die Separationsbestrebungen sollten mit den Urteilen gegen Leoprechting und Fuchs verdeckt werden. Um von den eigentlichen Zentren der bayrischen Separationspolitik abzulenken, schlug man zwei Schächer ans Kreuz, die so unvorsichtig gewesen waren, ihre eignen Ziele zu verfolgen.

Leoprechting und Fuchs sind in jeder Beziehung unsympathische Gestalten, politische Charlatane, die mit dem Feuer der bayrischen Lostrennungspolitik spielten, nachdem andre, einflußreichere Leute es angefacht hatten. Sie sind deklassierte Elemente, die der Weltkrieg und die Revolution geistig und moralisch entwurzelt hat.

Aber Opfer einer drakonischen bayrischen Volksgerichtsjustiz sind sie dennoch. Leoprechting, der lebenslängliches Zuchthaus bekam, wurde von demselben Richter Haß verurteilt, der Fechenbach ins Zuchthaus schickte. Das genügt allein zur Kennzeichnung dieses Urteils, durch das vor Allem der in

München unbeliebte Reichsgesandte Graf Zech getroffen werden sollte, weil er so unvorsichtig gewesen war, von Leoprechting Berichte entgegenzunehmen. Leoprechting stand in Verbindung mit dem französischen Gesandten Dard, den die von Heim gelenkte Politik der Bayrischen Volkspartei nach München gebracht hatte. Er wurde von Dard als Nachrichtenagent benutzt und phantasierte für ihn einige „Exposés“ über die Möglichkeit einer Lostrennung Bayerns vom Reich zusammen.

Professor Fuchs, der 12 Jahre Zuchthaus bekam, ist schon ein alter Mann und Zeit seines Lebens in eine Art von Rheinbundromantik versponnen gewesen. Während des Ruhrkriegs, der das deutsche Volk zu Tode erschöpfte, glaubte er die Zeit für die Bildung eines neuen Rheinbunds gekommen. Er trat zu diesem Zweck mit dem französischen Agenten Richert in Verbindung und ließ sich von mehreren Lockspitzeln der nationalaktiven Verbände die Millionen abnehmen, die er von Richert empfangen hatte.

Durch den Londoner Pakt sind die rheinischen Separatisten, zu denen nicht nur „Gesindel“ zählte, wie man uns gerne weismachen möchte, amnestiert worden. Es ist daher nicht mehr als recht und billig, daß auch Fuchs und Leoprechting amnestiert werden, zumal der geistige Urheber aller bayrischen Separationspolitik nach dem Kriege, der Doktor Heim, gefeiert und in allen Ehren frei herumläuft, obwohl er „da und dort“ mit Franzosen über die Bildung eines neuen Rheinbunds intensiv „gespenzelt“ hat.

Die Buchgemeinschaften

Lieber Herr Jacobsohn!

Es ist nicht meines Amtes, den Buchhändler-Börsenverein gegen die Angriffe des Herrn Ernst Moritz Häufig in Nummer 29 der ‚Weltbühne‘ in Schutz zu nehmen. Dennoch möchte ich zu Häufigs Aufsatz ein paar Worte sagen dürfen, denn tatsächlich ist es wiederum der schönwissenschaftliche Verlag, der geschlagen wird.

Daß in der Inflationszeit die Ladenpreise nicht erhöht worden sind, sondern daß tatsächlich die Bücher weit unterm Friedensladenpreis verkauft wurden, weiß doch jetzt schließlich jedes Kind. Nicht teurer, sondern billiger wurden unsre Bücher, obgleich es nicht so schien. Die Kaufkraft der Mark war erheblich geringer als der Zuschlag, den wir staffelweise erhoben. Wir haben uns in der Inflationszeit buchstäblich ausgepowert. Die Frage, welchen Honoraranteil die Autoren zu bekommen hatten, ist längst in durchaus loyaler Weise zwischen den Schriftstellerverbänden und dem Verlag entschieden worden. Kein anständiger Verlag hat die berechtigten Ansprüche der Autoren abgelehnt. Dagegen sind sich die Schriftstellerverbände darüber klar geworden, daß viele Forderungen, die infolge der Inflation von den Schriftstellern als berechtigt angesehen wurden, dies durchaus nicht waren. Ich glaube nicht, daß hinter Herrn Häufig irgendwelche Schriftsteller von Namen stehen. Wir Verleger dürfen jetzt behaupten, daß

die Grundsätze, nach denen der Autor am Ertrag seiner Arbeit vom Verlag beteiligt wird, die Billigung der maßgebenden Spitzenorganisationen der Schriftstellerwelt gefunden haben.

Auch über die Reichskulturabgabe ist Herr Häufig ganz falsch orientiert. Der „echt deutschnationale Spruch der Buchhändler“ hat die Reichskulturabgabe nicht zu Fall gebracht. Diese ist vielmehr auf das Eingehendste mit den maßgebenden Behörden in vielen Sitzungen beraten worden. Man hat große Denkschriften darüber verfaßt, und wenn diese Reichskulturabgabe nicht Ereignis geworden ist oder werden wird – ich glaube, der Reichswirtschaftsrat berät noch immer darüber – , so sind die Buchhändler daran nur in ganz geringem Maße beteiligt. Die Musikverleger, die Musikagenturen, die Kunstverleger und Kunsthändler haben ein viel größeres Interesse an diesem Werk als wir Buchverleger. So gut die Idee ist, so wird sie meiner Überzeugung nach nicht an unserm Übelwollen scheitern, sondern an der Unmöglichkeit ihrer Ausführung. Die Organisation zur Erhebung dieser Kulturabgabe, der zudem die deutschen Steuergesetze in erheblichem Maße entgegenstehen, ist so kompliziert und hat solche Schwierigkeiten, daß selbst die Väter des Gedankens trotz aller Vorschläge sie nicht zu überwinden vermochten. Herr Häufig weiß gar nicht, daß wir „Buchmacher“ überhaupt die Kulturabgabe nicht zu zahlen hätten, sondern daß das Publikum diese neue Steuer tragen soll.

Diese beiden Punkte mögen hiermit vorab erledigt sein. Die Veranlassung zu dem Angriff aber gibt Herrn Häufig eine Bekanntmachung des Börsenvereins, die er als ein Verbot charakterisiert. Das ist wiederum eine Irreführung. Es handelt sich ganz kurz um Folgendes.

Die Gilde, bekanntlich die Vertreterin einer großen Anzahl deutscher Sortimenter, nicht einmal aller und nicht der größten, hat bei der letzten Kantateversammlung in Leipzig auf Beschluß ihren Mitgliedern empfohlen, sich für solche Autoren, die in Buchgemeinschaften Bücher verlegen, nicht mehr zu verwenden. Die Gründe für diesen Beschluß sind anfechtbar, der Beschluß selbst ist es nicht. Bisher hat stets jedem Buchhändler frei gestanden, sich für den Autor zu verwenden, für den er sich verwenden will. Es hat immer Sortimenter gegeben, deren Geschmack für die Beratung ihrer Kunden durchaus maßgebend gewesen ist, und es gibt gottseidank eine große Anzahl Sortimenter, deren Geschmack gut ist, und die das Bedürfnis fühlen, ihren Kunden gute Werke zu empfehlen, ihnen von schlechten abzuraten. Nun sind bei diesem Gildebeschluß allerdings solche idealen Gründe nicht maßgebend gewesen, sondern man hat die augenblickliche Notlage der Sortimenter berücksichtigt und sich gesagt, daß ihnen durch die Konkurrenz der Buchgemeinschaften eine große Anzahl ständiger Kunden entzogen wird. Ob dieses Argument richtig ist oder nicht, laß ich dahingestellt. Wenn der Sortimenter glaubt, durch diese Konkurrenz der Buchgemeinschaften geschädigt zu werden, so muß ihm überlassen bleiben, sich gegen die Konkurrenz zu wehren. Wir Verleger schönwissenschaftlicher Werke sind, wie Sie selbst als Verleger am besten wissen, auf die treue Mit-

arbeiterschaft der Sortimenter angewiesen. Uns ist nicht möglich, belletristische Werke ohne dieses über ganz Deutschland verbreitete engmaschige Netz der Sortimenter ins Publikum zu bringen. Wir haben also auch die Verpflichtung, das Sortiment zu unterstützen in einem Kampf, den es glaubt gegen die Konkurrenz aufnehmen zu müssen. Der schönwissenschaftliche Verlag hat daher von der Entschließung der Gilde Kenntnis genommen und dem Sortiment erklärt, er würde seinen Autoren diese Entschließung mitteilen. Das ist Alles, was der Verlag zu leisten versprochen hat und auch leistet. Es muß nun dem Autor überlassen bleiben, zu erwägen, ob ihm der Verlag eines einzelnen Buches bei einer Buchgemeinschaft so viel wert ist, daß er das Risiko laufen kann, von diesem oder jenem Sortimenter künftig der Kundschaft nicht mehr empfohlen zu werden.

Dazu muß man sich einmal klar machen, was eigentlich eine Buchgemeinschaft ist. Das Wort selbst finde ich überaus dumm. Ich kenne eine Bettgemeinschaft und eine Tischgemeinschaft, vielleicht auch eine Kegelgemeinschaft – aber unter einer Buchgemeinschaft kann ich mir überhaupt nichts denken. Der Erfinder dieses Wortes ist kein Sprachschöpfer. Jedenfalls ist falsch, zu glauben, daß die Buchgemeinschaften irgendwelche idealen Zwecke verfolgen. Sie sind Verleger mit Erwerbssinn, die eine alte Idee aufgenommen haben, und die sich meiner Überzeugung nach nicht an Bücherkäufer wenden, sondern an solche Leute, denen ein Buch nur ein Ausstattungsgegenstand ihrer Wohnung ist, wie ein Bild oder eine Vase oder ein Teppich. Wer einer Buchgemeinschaft beitritt und für den Jahresbeitrag, den er zahlt, vier oder sechs Bücher im Jahre erhält, von denen er nicht weiß, wer der Autor ist, was sie enthalten, ob sie ihn interessieren, und ob sie ihm nützlich sind: der ist kein Bücherfreund. So gut die Bücher der Buchgemeinschaften auch sein mögen: die individuelle Auswahl ist grade bei dem Buch für den wirklichen Bücherfreund die Hauptsache. Ich bin daher der Meinung, daß die Furcht des Sortimenters, in den Lesern der Buchgemeinschaft Kunden zu verlieren, übertrieben ist. Möglich ist sogar, daß Leute, die bisher keine Bücherfreunde waren, es durch die Buchgemeinschaft werden. Wenn sie durch die ihnen gelieferten Werke allmählich zu der Erkenntnis gekommen sind, welcher Wert im Besitz eines Buches steckt, welche Freuden ihnen dieser oder jener Autor, die Behandlung dieser oder jener Materie bietet, so werden sie daraufhin anfangen, Bücher zu kaufen und Kunden des Sortiments zu werden. Denn was bringen schließlich die Buchgemeinschaften? Von namhaften lebenden Autoren nur Werke, die vor vielen Jahren erschienen sind, vom regulären Verleger des Autors entweder nicht mehr aufgelegt werden, weil sie kein Publikum mehr finden, oder die der Autor selbst nicht mehr in sein Gesamtwerk aufgenommen sehen möchte. Er gibt sie an die Buchgemeinschaft, die ihm dafür ein anständiges Honorar bezahlt, weil er eben weiß: sie gehen an ein Publikum, das noch nichts von ihm kennt, das keinen literarischen Maßstab anlegt, und dem er daher als ein neuer Mann bekannt wird. Meistens ist es nur das Honorar, das ihn

lockt, und dieses Honorar ist es auch, das Herr Häufig als eine besondere Gnade der Buchgemeinschaften gegen den Autor preist. Aber die Buchgemeinschaften sind ja ein Konsumverein, der einen ganz bestimmten Kreis von Abnehmern hat, der also von vorn herein genau weiß, wie viele Exemplare er absetzt, und der allerdings diese Exemplare ruhig vorausbezahlen kann. Er kann auch, da der Abnehmerkreis groß ist, eine große Auflage drucken, die ihn selbstverständlich sehr billig zu stehen kommt. Da er von dem Preis, den er erhält, nur die Herstellung zu bezahlen hat, so kann er viel billiger sein als der Verleger. Ich brauche wirklich nicht vor den Lesern der ‚Weltbühne' auseinanderzusetzen, welche wirtschaftlichen Momente den Ladenpreis des regulären Verlags bestimmen. Der Sortimenter-Rabatt spielt gewiß eine große Rolle dabei — aber da das deutsche Volk nicht bereit ist, sich in eine Buchgemeinschaft zusammenzuschließen, sondern da der Geschmack des Einzelnen sich seine Lektüre selbst auszusuchen wünscht, so ist, noch einmal, das Sortiment nicht zu entbehren, und der Sortimenter-Rabatt muß als ein Faktor des Ladenpreises unter allen Umständen berücksichtigt werden. Im übrigen verdient der Verleger sicherlich an seinen hohen Ladenpreisen weniger als der Inhaber der Buchgemeinschaft an seinen niedrigen, und was das Honorar des Autors anbetrifft, so bekommt er sicherlich einen bedeutend höhern Prozentsatz von der Einnahme, als er bei den Buchgemeinschaften erhält, wenngleich die vorausgezahlte Summe für eine bestimmte Anzahl den Anschein erwecken muß, als würde er dort besonders hoch honoriert.

Und hier komme ich auf den Punkt, der für uns entscheidend war, auch unsrerseits die Tätigkeit der Buchgemeinschaften als eine den Gesamtbuchhandel schädigende Angelegenheit zu betrachten. Die billigen Preise der Buchgemeinschaft, die durchaus nicht so billig sind, sondern eben nur billig scheinen, geben dem großen Publikum eine ganz falsche Vorstellung von den wirtschaftlichen Notwendigkeiten, nach denen die Verleger ihre Ladenpreise festsetzen. Gleichzeitig mit der ‚Weltbühne' hat eine berliner Montagszeitung das Thema behandelt unter dem Sensationstitel: Buchhändler oder Buchwucherer? Ungetrübt von jeder Sachkenntnis oder angetan mit einer vermeintlichen Sachkenntnis, die an dem Wesen der Dinge durchaus vorbeigeht, erklärt der Verfasser dieses Artikels uns samt und sonders für Wucherer und noch dazu für Halsabschneider, die ihre Angestellten kümmerlich bezahlen und Hand in Hand mit den ebenfalls wucherischen Sortimentern das Publikum ausbeuten. Es lohnt nicht, auf diesen Unsinn zu antworten. Unsre Preise werden ganz scharf kalkuliert; wir sind nicht so dumm, höhere Preise zu nehmen, als wir unbedingt müssen, um lebensfähig zu bleiben. Wir wissen ganz genau, daß jede unberechtigte Preiserhöhung den Absatz schädigt, also nicht nur den Autor, sondern auch uns empfindlich trifft. Wir geben dem Sortiment kein Prozent mehr Rabatt, als nötig ist, um dieses Sortiment lebensfähig zu erhalten. Wir sehen uns die Sortimenter sehr genau daraufhin an, ob sie sich wirklich für unsre Autoren einsetzen oder nur Bücherbesorger sind. Wir bezahlen

unsre Angestellten durchaus nicht kümmerlich, sondern mindestens nach dem Tarif, meistens über dem Tarif, den die Arbeitnehmerorganisationen selbst festgesetzt haben. Wir haben jetzt sogar in Leipzig eine eigne Abteilung geschaffen, um uns einen tüchtigen Nachwuchs im Buchhandel heranzubilden. Wir haben Sommer-Akademien für die Buchhändler gegründet und haben das Bestreben, wieder gebildete und ihres hohen verantwortungsvollen Amtes sich bewußte Buchhändler aus der jungen Generation zu erziehen. Wenn der Artikelschreiber des Montagsblattes die Buchgemeinschaften mit den Volksbühnenvereinen in Parallele stellt, so mag das eine gewisse Berechtigung haben. Glaubt er aber, daß die Volksbühnen-Vereine den großen Bühnen Konkurrenz machen? Im Gegenteil: sie helfen ihnen in mancher Beziehung – aber niemals werden die Volksbühnen-Vereine Ersatz für die regulären Theater bieten können.

Ich möchte meine Ausführungen nicht schließen, ohne dem Wunsch Ausdruck zu geben, daß solche unfruchtbaren Erörterungen, die nur böses Blut machen und die seit Jahr und Tag guten Beziehungen zwischen dem schönwissenschaftlichen Verlag und seinen Autoren untergraben, künftig unterbleiben. Autoren und Verleger wissen ganz genau, daß sie Zwillingsbrüder sind, daß sie gemeinsame Interessen haben, und daß sie nicht in Kämpferstellung einander gegenüberstehen dürfen. Ich hoffe zuversichtlich, daß sich auch ein Weg finden lassen wird, um die Frage der Buchgemeinschaften zwischen Verlag und Autoren zu klären.

Mit den besten Grüßen

Ihr

Fritz Th. Cohn

Zur Naturgeschichte der Deutschnationalen von Max Hodann

Nicht in meiner Eigenschaft als Stadtarzt, sondern als Schriftsteller komme ich an dieser Stelle auf die Angriffe zurück, die im Berliner Stadtparlament vor wenigen Wochen von den Deutschnationalen, vertreten durch den Stadtverordneten Kirchner, im Auftrage des Evangelischen Elternbundes gegen mich und mein Buch ‚Bub und Mädel‘ erhoben worden sind. Ich tue das nicht, um mich mit meinen sittlich entrüsteten Gegnern auseinanderzusetzen. Das ist aussichtslos. Ich tue es ausschließlich, um der Öffentlichkeit ein klares Urteil über einige Punkte der Angelegenheit zu ermöglichen.

I.

Herr Dr. Kirchner hat festgestellt, daß „in diesem Buche die Anatomie der Geschlechtsorgane, unter Beifügung von Abbildungen, in einer so eingehenden Weise dargestellt ward, wie wir sie als Studenten der Medizin auf der Universität kaum gehabt haben (Lachen links, Zuruf: Darum auch!)“ (Stenographischer Bericht vom 19. Mai 1925). Ich bedaure, daß Herr Dr. Kirchner, als er Ministerialdirektor für Gesundheitsange-

legenheiten bei Seiner Majestät dem Kaiser war, nicht Gelegenheit genommen hat, diesem Übelstand abzuhelfen. Mich erinnert die Behauptung, daß zuviel Wissen bedenklich sei, an ein Erlebnis der Kriegszeit, aus den besetzten Gebieten des Ostens. Wie, Herr Dr. Kirchner, stand es denn damals unter militärobrigkeitlicher Aufsicht mit der Heiligkeit der Ehe und der christlichen Familie? Ist Ihnen bekannt, daß die kaiserliche Obrigkeit für die deutschen Soldaten, unter Mißbrauch ausländischer und inländischer Frauen, Bordelle eingerichtet hatte, wo man „nach Weib anstand", wie die „braven Feldgrauen" zu sagen pflegten? Das vertrug sich mit dem christlichen Gewissen Ihrer Parteifreunde offenbar sehr gut. Mich aber veranlaßte die ungeheure Gefährdung unsrer Soldaten durch Geschlechtskrankheiten, einige sehr ausführliche Artikel über diese Krankheiten über Schutzmaßnahmen und Behandlungserfordernisse für die ‚Deutsche Warschauer Zeitung' zu schreiben. Der erste Artikel war bereits gesetzt, als mir mitgeteilt wurde, daß die Militärzensur die Veröffentlichung verboten habe. Der Grund wurde mir offiziell verschwiegen, von meinen Gesinnungsfreunden in der Redaktion aber mitgeteilt: es bestand Gefahr, daß die durch die Artikel belehrten Soldaten ein Urteil darüber gewinnen könnten, wie saumäßig – im prächtigen Soldatendeutsch ausgedrückt – die „Helden des Vaterlandes" von den Herren Militärärzten behandelt wurden.

Man soll also immer nach den Gründen fragen, die für Begrenzung einer Belehrung des „gemeinen Volkes" in Frage kommen. Auch im Fall der Debatte über ‚Bub und Mädel'.

II.

Herr Dr. Kirchner hat unter Bezugnahme auf das Buch gesagt: „Er geht dann mit seinen 15 – 17 jährigen Knaben und Mädchen die Paragraphen 218–220 des Strafgesetzbuches durch, die sich auf das Verbot der Abtreibung beziehen. Er weiß durch geschickt gestellte Fragen die Kinder dahin zu bringen, daß sie diese Paragraphen für blödsinnig erklären und nicht einsehen, weshalb sie bestehen bleiben sollen. Also die Ehre unsrer jungen Mädchen, die Hochhaltung der Familie, der Schutz der Frucht im Mutterleibe (Zuruf links: Noch mehr?), sie alle werden hinwegeskamotiert..."

Da scheint es beinahe so, als wenn die Ehre der jungen Mädchen und der Schutz des keimenden Lebens, als wenn die Hochhaltung der Familie wirklich einzig und allein noch geschützt wären durch die Paragraphen 218 – 220. Herr Kirchner, haben Sie eine so schlechte Meinung von der deutschen Volksgemeinschaft, die Ihre Parteifreunde doch sonst immer so zu rühmen wissen?

Aber hören wir nun, warum in Wirklichkeit die Paragraphen bestehen bleiben sollen. Hochhaltung der Familie und dergleichen – das sind ja alles nur Kulissen. Der wahre Grund kommt ganz zum Schluß, wo die Polemik ein wissenschaftliches Gewand erhält: „Die Folge (des Geburtenüberschusses im Deutschen Reiche) war, daß wir auf allen Gebieten den nötigen Nachwuchs hatten, daß wir nicht nur in der Landwirtschaft und der Armee, sondern auch in der Wissenschaft, in der Kunst

Hervorragendes leisten konnten, daß unsre Schulen überfüllt waren.“ Also Arbeitskulis für die Großagrarier, Kanonenfutter für die Generale, überfüllte Schulen: das sind die Ziele der Partei, die sich Herrn Kirchner als erfreulich ehrlichen und rückhaltlosen Sprecher erkor. Wir danken ihm, daß er die Erwartungen seiner Partei erfüllt hat.

III.

Herr Kirchner sprach weiter: „Aber er begnügt sich nicht damit, die Ehre der Frau herunterzusetzen (Zuruf links: ‚Das ist ja unerhört!‘) und die Familie zu zerstören. Der Hauptfeind, den er zerstören will, ist das Christentum, und auf mehr als einer Seite macht er die schwersten Angriffe auf das Christentum (Zuruf links: ‚Unerhört!‘). Auf Seite 72 sagt er: ‚Überlegen wir: was erstreben die Vertreter des Christentums? Antwort: ‚Die machen die Menschen dumm.‘ (Links: ‚Richtig!‘). ‚Wieso?‘ ‚Na, die reden sowas von Gott und lauter Dingen, die es doch gar nicht gibt‘ (Links: ‚Sehr gut!‘). ‚Woher weißt Du denn das?‘ ‚So reden doch die Pastoren.‘ ‚Ich meine: woher weißt Du, daß es keinen Gott gibt?‘ Antwort: ‚Wie solls denn den geben! Mir hat er noch nicht geholfen!‘ (Zuruf links: ‚Das Wichtigste unterschlagen Sie bei Ihrem Zitieren!‘)“

Damit bricht das Zitat ab, und Herr Kirchner fällt sein Schlußurteil über diese Lektüre, durch die junge Menschen „zum Unrecht erzogen werden“. Herr Kirchner hat sich damit wissentlich, aus parteipolitischen Gründen, einer Irreführung der Stadtverordneten schuldig gemacht – er hat (nicht nur bei dieser Gelegenheit) die Fortsetzung unterschlagen, die ich wörtlich folgen lasse: „Hör’ mal, ich bin der Überzeugung, daß wir so oberflächlich nicht über Dinge sprechen sollten, die vielen Millionen Menschen heilig sind. Es ist leider so, daß in der Arbeiterbewegung sich eine Gewohnheit breit gemacht hat, religiöse Dinge mit einem Achselzucken oder irgendeiner verständnislosen Randbemerkung abzutun. Damit geht man den Dingen nicht auf den Grund. Wir wollen diese Frage hier mit dem gleichen Ernst behandeln wie alles Andre, worüber wir uns unterhalten. Vor allen Dingen sollten wir uns hüten, Schlagworten und albernen Phrasen zum Opfer zu fallen. Deine Behauptung, es sei Aufgabe des Christentums, die Leute dumm zu machen, hast Du doch nur irgendwo aufgeschnappt und nachgeredet, weil es so Mode ist. Wir dürfen nicht vergessen, daß vorläufig an das Christentum weit mehr Menschen glauben als an den Sozialismus. Und wir dürfen weiter nicht vergessen, daß Die, die ehrlich daran glauben, nicht die schlechtesten Menschen sind.“

Das Urteil über Herrn Kirchners Zitier-Methode kann der Öffentlichkeit überlassen bleiben. Ich hielt es für meine Pflicht, dieser Öffentlichkeit diesen kleinen Beitrag zur Naturgeschichte der Deutschnationalen zu liefern. Es war mir leider unmöglich, das Kulturdokument der Rede solch eines Stadtverordneten noch in die inzwischen erschienene Neuauflage von ‚Bub und Mädel‘ aufzunehmen. Ich verspreche aber, daß den Deutschnationalen volle Redefreiheit zugestanden werden soll. Vom 14. Tausend an wird das Buch den Wortlaut der Rede bringen.

Polsterung von Arnold Weiß-Rüthel

Aus der Anthologie: Großmütterchens Sonntagshöschen.

Großmütterchen nadelt
mit zitternden Händen,
doch innerlich fest,
einen Adler aus Bändern
auf schwärzliche Seide mit rötlichen Rändern.
Das Ganze will sie dann Hindenburg spenden.
Damit es – so meint sie – dem Präsidenten
das Sitzen erleichtre auf seinem, obschon
auch republikanischen, aber doch – Thron.
„Denn, weißt Du," sagt Großmütterchen
lieblich und lind...
„mir ist es wunderlich heute ergangen.
Mir träumte von einem Königskind
mit schwarzweißroten Wangen..."
Ich freute mich sehr, denn bei ältern Leuten
hat so ein Traumbild was zu bedeuten,
doch Großmütterchen äußert sofort diplomatisch:
„Leuten von früher ist das sehr sympathisch;
die können die Pölsterchen nicht so leicht missen
Drum kommt auch zum Schluß
auf das herrliche Kissen
das sinnige Motto: Dies sei Dein Gewissen!
Von dem Gesichtspunkt aus gesehn
kann Deutschland nur schwerlich untergehn.
Ward doch bei den allerhochwichtigsten Fragen
des Reiches gewaltiger Präsident
– wobei er mein Großmütterchen gar nicht mal kennt! –
von den allerwohlwollendsten Absichten getragen.
Ja, politisch
ist Großmütterchen schon sehr gerissen.
Und wir versprechen uns viel von dem Kissen.

Die heilige Johanna von Alfred Polgar

In Tairoffs ‚Heiliger Johanna' zeigt sich die Szene ganz vom dekorativen Fleisch gefallen, skelettiert. Ein leicht verschiebbares System von Bänken und dünnen, vierkantigen, nach oben sich verjüngenden Pfeilern, gibt den Spielern luftigsten Spielraum, mutet dem Auge des Zuschauers nichts und alles zu. Ein Spitzbogen, ein paar zum Gitter gereihte Speere . . . und wir sind im Bilde, das nicht da ist. Vom neutralen, lautlosen Holzbraun der Gerüste hebt sich das Bunt der Trachten, insbesondere das trompetende Rot, erquickend ab, die Zerlegung des Bodens in mehrere Böden unterschiedlicher Höhe gestattet Figuren-Gruppierung von ungewöhnlicher Lebendigkeit und Plastik. (Die neue Szene ist gewissermaßen, sehr symbolisch, aus dem Flachland ins Hügelterrain übersiedelt.) Niemals lenkt die Tairoff-Bühne vom Schauspieler ab, sie ist der Schemel seiner Souveränität, ihre Nüchternheit dient seiner Farbe, ihre Leere seiner Fülle. Es brauchten jetzt nur noch diese Souveränität und Fülle da zu sein, und Alles wäre gut.

Solche Entwicklung der Szene, die heute schon nichts mehr sein will als Luft, Licht und Bewegungsmöglichkeit für den Spieler, müßte in letzter Folge zum leeren Raum führen, den allein die Darsteller zu gestalten und zu beleben hätten, und der den einzig vollkommenen, hindernislosen Tummelplatz für die Emanationen ihres körperlichen und geistigen Ichs abgäbe. Interessant ist, daß zu solchem ideellen Treffpunkt auch die Schauspieler Tairoffs von ihrer Seite her hinstreben, indem sie, durch akrobatische Schulung, immer leichter und fliegefähiger werden, immer mehr der Hilfen von Weg und Steg nicht mehr zu bedürfen trachten, die ihrem heutigen Spiel die Szene noch bieten muß. Denn etwas tragende Materie braucht leider der Mensch, solange er, der Schwerkraft untertan, zum Mittelpunkt der Erde strebt.

Die ‚Heilige Johanna‘ der Russen macht die Ironie der Komödie optisch wahrnehmbar, verwandelt den satirischen Geist des Spiels in Realität. In Kostümen und Masken schon erscheint das Lächerliche der Figuren ausgeschwitzt und burlesk erstarrt. Das Hermelinkrägelchen des Dauphins ist ein Schlager, die Mischung von einst und heute in den englischen Uniformen sehr komisch, die Klerikerfratze, eine Zange aus Kinn und Nase, wie Gesicht und Werkzeug der Inquisition. Es geht sehr ulkig zu, am ulkigsten im Epilog, der, das Spiel krönend wie Schaum die Welle, ganz die schöne Freiheit und Froheit einer Exkneipe hat. Durch die skurrile Überdeutlichkeit der Masken geht leider den Komödien-Menschen der Reiz ihrer Mehrdeutigkeit verloren, das Zwielicht von Ernst und Spaß, das sie umflimmert, ist ausgelöscht, und der Zuhörer kommt um das Vergnügen des Erratens und Durchschauens. Die Figuren stehen am Pranger ihrer Absurdität, das Urteil ist ihnen gesprochen und an ihnen vollzogen, ehe der dramatische Prozeß noch begonnen hat. Hier berührt sich die jüngste mit der ältesten, schlichtesten Inszenierungskunst, die dem Bösewicht einen schwarzen Vollbart und dem Intriganten rotes Haar verlieh. In der Tat spricht ja auch das neue russische Theater zu einem naiven neuen Publikum – Tairoff erzählt, daß von seinen Moskauer Besuchern die Mehrzahl noch niemals ein andres Theater gesehen hat – , und auf unmittelbare geistige Reize kommt es ja der modernen russischen Bühnenkunst wohl gar nicht an. Alle Bilder dieser ‚Heiligen Johanna‘, die wilden Harlekinaden von Masken und Trachten, die rhythmische Bewegtheit der Szene, die Ornamente aus lächerlichen und fanatischen Gebärden, die unübertrefflich ausdrucksvollen Posen der Menschengruppen, die vollen Akkorde von Bosheit, Wut, Hohn, in denen die Gesichter zusammenklingen: all das täte genau so seine Wirkung, wenn man gar nicht wüßte, worum es sich eigentlich handelt. Den Klassikern wäre vielleicht mit der Methode Tairoffs noch zu helfen. Wenn ein literarischer Nihilist den Mut hätte, ihnen ein solches Theater einzurichten wie der Russe seinem Shaw, den Figuren ihr inneres Gesicht aufsetzte und sie das Unterfutter ihrer Pathetik nach außen gewendet tragen

ließe... ich glaube, so entfesselte Klassiker könnten hübsch ein paar Theater sanieren.

Nicht recht verständlich ist, warum die Figur der Johanna von dem rasenden Humor dieser Inszenierung verschont blieb. Die Johanna ist ja ein gutes, braves Mädchen und fällt als Opfer hassenswerter Gewalten, aber es gibt im ganzen Stück keine lächerlichere Lächerlichkeit als ihre idée fixe, dem Dauphin eine Krone, die nicht wackeln soll, auf das arme Schädelchen zu setzen. Trotzdem und trotz ihrer Kriegshysterie ist sie die Einzige im Tairoff-Spiel, die keinen blauen Vogel hat! Und wenn sie nicht gelegentlich ein paar weiße Reitstiefel mit hohen Absätzen – aus der großherzoglich Gerolsteinschen Garderobe – trüge, fiele sie gradezu in den Rahmen eines ernstgemeinten Schauspiels. Frau Alice Coonen ist schön anzusehen als Johanna. Lebhafte, symmetrische Gebärden – beide Arme machen immer die gleichen, Raum greifenden Tempi – begleiten den etwas leeren Tonfall der Deklamation. Das Wesentliche ihrer schauspielerischen Art läßt sich in zwei Worte fassen: temperamentvolle Kälte. Sokoloff, der Dauphin, voll kostbaren Schwachsinns, in dem doch etwas wie eine heimliche Lebensphilosophie steckt, ist sicherlich ein Künstler von Rang. Sein Spiel hat bei aller strengen Fügung ins Ganze nichts Subalternes. Und ein Licht leuchtet durch seine Clownereien, das nicht von Tairoff angesteckt ist. Rührend die leidenschaftliche Willigkeit, mit der alle Leute dieses genialen Führers bei der Arbeit des Theaters sind. Das Werturteil über ihre Schauspielerei ließe sich vielleicht so formulieren: Mittelmäßigkeit von bewundernswerter Intensität.

Herr Wendriner hat Gesellschaft von Kaspar Hauser

Auf Wiedersehn, Frau Doktor! Auf Wiedersehn, Herr Welsch! Kommen Sie gut nach Hause, guten Abend! Guten Abend...! Uff.

Wieviel Uhr ist es? Herrgott, viertel Zwei! Mannheimers wollten um halb Eins gehen, was hast du sie genötigt, noch zu bleiben...? Der Rotwein muß zugekorkt werden, der ist noch sehr gut. Hua – bin ich müde! Hast du die Korridortür zugeschlossen? Wer kommt da? Ach so, Marie. Na, Marie? Sind Se zufrieden, ja? Mach mal die Tür zu. Ich bin überzeugt, daß Gerolds nicht zwei Mark gegeben haben, die Frau ist derartig knickrig... Vera sah heute abend sehr gut aus, fandst du nich? Bis auf die Pickel – daß das Mädchen gar nichts dafür tut! Den Schlüsselring? Hab ich nich gesehn. Immer verlegste den Schlüsselring! Sieh doch mal im Nachttisch nach oder im Herrenzimmer! Nein, ich hab ihn nicht! Wie oft soll ich noch... Halt deine Sachen zusammen! Übrigens: Tante Jenny lad ich zu sonem Abend nicht mehr ein. Was frißt diese Person! Das ist ja fürchterlich! Bitte, das ist deine Verwandtschaft. Meine Verwandtschaft frißt nicht, die macht bloß Pleite. Haste die Schlüssel? Na, Gottseidank. Paß doch bloß auf deine Sachen auf! Der Hasenbraten war ganz gut, findste nich? Das Eis war ein bißchen zerlaufen, das Mädchen muß besser auf-

passen. Mit dem Likör hat mich der Marschall schön angeschmiert! Hat mir da erzählt, das war eine Ausnahme und nur für mich – nicht zu trinken das Zeug. Nu ja – es muß ihnen doch geschmeckt haben, es ist fast gar nichts mehr drin in der Flasche. Schade. Wo ist denn mein Zigarrenetui? Hanne! Hanne! Haste mein Zigarrenetui nicht gesehn? Wo ist denn mein Zigarrenetui? Wahrscheinlich gestohlen. Natürlich, wo solls denn sonst sein – ich habs doch noch eben... mach mich nicht nervös! Such lieber. So ein gutes Etui! Vielleicht hats Einer aus Versehen mitgenommen... ach, da ist es. Was packste denn noch so spät in der Nacht? Laß das das Mädchen morgen machen, nu komm zu Bett. Regierers scheinen übrigens die Geschichte mit Oskar doch zu wissen, ich hab gehört, wie sie über den Tisch zu Lotte gesagt hat: „Alte Möbel sind noch keine Mitgift!“ Frechheit. Hast du übrigens den Doktor Landmann gefragt, was du für die Bronchien tun sollst? Hätt ich ruhig getan – lächerlich. Für was ist der Mann Arzt? Jack lad ich nicht mehr ein – das sag ich dir – allen Leuten will er seine Versicherungspolicen andrehn. Bei mir macht man keine Geschäfte, im Salon macht man keine Geschäfte. Ich hab übrigens vorhin mit Bräunling gesprochen: er sagt, Meyerhold will das Aktienpaket nicht nehmen, das, von dem ich dir erzählt habe. Nu hör doch schon mit dem Packen auf, es ist halb Zwei. Haste das Tageblatt? Fritz sagt, der Artikel von T. W. war heute so gut – ich wer’n mal lesen. Was sollen denn die ganzen Flaschen hier aufm Klosett? Laß doch mal die Flaschen rausnehmen... Nu is das Mädchen schon zu Bett! Die Flaschen hättste aber wirklich vorher rausnehmen lassen können – wo soll ich denn jetzt hier sitzen? Hanne! Wo ist der Kurszettel? Der Kurszettel liegt nicht dabei! Wie konntste übrigens zu Paul sagen, daß Meinicke uns Extrapreise macht! Du weißt doch, daß er morgen hinläuft, und mir macht Meinicke dann Vorwürfe! Nein, dir nicht! Mir. So – ! Da stell die Flaschen nicht hierher! Nu heb schon mit auf – die ganze Badewanne ist grün, das geht nie wieder raus! Es wird schon wieder rausgehn – stell dich nicht so an! Diese Gesellschaften! Das hat Alles in Allem mindestens zweihundert Mark gekostet! Ich will gar nicht eingeladen werden – krieg ich dadurch mein teures Geld wieder? Außerdem revanchieren sich zum Beispiel Siegels nie – mal is ein Kind krank, mal haben sie kein Mädchen, so viel Ausreden möcht ich auch mal haben! Aber für die nächsten acht Wochen is nu Schluß mit Gesellschaft, das kann ich dir sagen! Nu mach, ich muß morgen früh aufstehen – komm schon, geh schon zu Bett. Ich komm gleich nach. Ich will bloß noch den Artikel lesen. Tritt da nicht rein. Ich bin froh, daß die Ferien kommen – ich kann sie schon Alle gar nicht mehr sehn. Na – in Garmisch werden wir ja unsre Ruhe haben. Meyerholds kommen übrigens auch hin. Welschs auch, und der alte Regierer. Vielleicht bringt Lotte Greten mit. So ist man wenigstens nicht verraten und verkauft, da unten. Hanne! Hanne! Es ist wieder kein Papier da ...! Jetzt hat die Gesellschaft sogar das ganze Papier aufgebraucht ! Na laß man – ich nehm die Zeitung ...

Es kriselt von Morus

Bergbausubventionen

Es hört sich vorzüglich an, wenn man jetzt überall von der „Weltkrisis der Kohle“ spricht. Das gibt Perspektiven: Wassertechnik, Öl, Wärmetechnik sind schuld daran, daß wir weniger Kohlen verbrauchen.

Aber grade weil die Blütezeit oder zum mindesten die Monopolstellung der Kohle vorüber ist, müßte man allen mit öffentlichen Mitteln ausgeführten Stützungsaktionen für den Kohlenbergbau besonders skeptisch gegenüberstehen. Auch wenn England eben eine Stützungsaktion großen Stils eingeleitet hat. Wir sind ja gewöhnt, Alles, was in England auf oekonomischem Gebiet geschieht, als Zeichen höchster weltwirtschaftlicher Erkenntnis und tiefster sozialer Einsicht hinzunehmen. Aber auch im englischen Parlament wird mit Kohle gekocht. Die Montanindustrie ist in der Konservativen Partei, angefangen mit Baldwin, vorzüglich vertreten, und solche Beziehungen pflegen die weltwirtschaftliche Erkenntnis und die soziale Einsicht, soweit Staatszuschüsse gegeben werden sollen, zu erleichtern. Immerhin muß man zugeben, daß die Kohlenkrisis in England und die Gefahr eines großen Streiks, zu dessen Abwendung der Staat jetzt 400 Millionen Mark bewilligt hat, von ganz andern Ausmaßen sind als die Schwierigkeiten im deutschen Bergbau. Annähernd 500 Gruben lagen ohnehin still, die auf den Halden aufgespeicherten Vorräte betragen ein Vielfaches der Vorräte im Ruhrgebiet.

Bei uns liegen die Dinge so, daß bis zum Mai die Steinkohlenförderung im heutigen Reichsgebiet durchschnittlich 10,8 Millionen Tonnen im Monat betrug gegenüber 11,7 Millionen im Jahre 1913. Dazu ist aber die Braunkohlenförderung von 7,2 Millionen auf 11,6 Millionen Tonnen gestiegen. Wenn man nach dem üblichen Umrechnungsverhältnis den Heizwert der Steinkohle 4½ mal so hoch ansetzt wie den der Braunkohle, dann ergibt sich, daß die gesamte Kohlenförderung vor dem Kriege monatlich 12,3 und im ersten Drittel des Jahres 1925 12,4 Millionen Tonnen betrug. Ganz so katastrophal, wie es jetzt gemacht wird, kann also doch wohl die Lage im Kohlenbergbau noch nicht sein. Allerdings hat in den letzten Monaten der Absatz und dementsprechend die Förderung im Ruhrbergbau nachgelassen, die Haldenbestände sind auf mehr als eine Monatsproduktion angewachsen. Aber von einer wirklich schweren Krisis im Bergbau kann in Deutschland keine Rede sein. Damit stimmen auch die Arbeitslosenziffern im Ruhrbergbau überein. Bis vor kurzem war, trotz allem Tamtam, nur etwa 1 – 1½ Prozent der gesamten Bergarbeiterschaft beschäftigungslos. In den letzten Wochen ist es allerdings schlimmer geworden. Mitte Juli waren 9000 Bergleute, das heißt: zwei Prozent ohne Arbeit. Anfang August sollen es 15 000 oder drei Prozent gewesen sein.

Daß die Arbeitslosen unterstützt werden müssen, daß der Versuch gemacht werden muß, sie in andern Gewerben, wo Arbeitermangel ist, wie in der Kali-Industrie, unterzubringen, ver-

steht sich. Aber die Arbeitslosen und die für sie plädierenden Gewerkschaften dürfen sich nicht wieder als Vorspann benutzen lassen, um eine große Hilfsaktion aus öffentlichen Mitteln in die Wege zu leiten, deren Notwendigkeit bisher nicht nachgewiesen ist. Zweifellos werden die Erfolge der englischen Montan-industrie auch auf die deutschen Unternehmer ermutigend wirken. Sie werden sich mit dem 15Millionenkredit, den sie von der Golddiskontbank erhalten haben, nicht zufriedengeben, sondern weiter bohren. Demgegenüber wird man, so roh es auch ist, schon daran erinnern müssen, daß die Ruhrbergherren zu Anfang dieses Jahres erst in Form der Micumentschädigungen über eine halbe Milliarde erhalten haben, und daß von diesen Entschädigungen 150 – 200 Millionen einfach geschenkt waren. Die großen Bergbausubsidien, die England jetzt auswirft, sind also in Deutschland schon vorweggegeben worden, nur mit dem Unterschied, daß die englische Regierung für ihr Geld wenig-stens eine Rationalisierung der Kohlenproduktion unter Aus-schaltung der minderwertigen Gruben verlangt, während die deutsche Regierung ihre Remunerationen à fonds perdu zu-erteilt hat. Und daß die Ruhrgelder volkswirtschaftlich wirklich hinausgeworfen waren, sieht man ja am Erfolg.

Der Zlotysturz

Kaum hat der Franc sich wieder befestigt, da fängt schon die polnische Währung zu wackeln an. Der Zloty, das neue pol-nische Geld, ist ungefähr ein Altersgenosse der Rentenmark, ein paar Monate jünger, aber doch schon über die Säuglings-krankheiten hinaus. Er hat sich als lebensfähig erwiesen. Nicht durch irgendwelche alchimistische Geheimnisse, sondern ganz einfach, weil der polnische Finanzminister Grabski mit großer Energie den Staatshaushalt in Ordnung gebracht hat, durch Einführung von Goldsteuern, Erhebung einer gehörigen Ver-mögensabgabe, Stillegung der Notenpresse für Etatzwecke. Da-durch gelang es, die wirtschaftlich notwendige Vermehrung des Geldumlaufs durchzuführen, ohne daß der Wert des Zloty größern Schwankungen unterlag. Selbstverständlich drängte in Polen die sogenannte Wirtschaft, genau so wie bei uns, die Notenbank nach mehr Geld und forderte Kredite, aber die Notenbank hielt sich zurück und man wird auch den jetzigen Notenumlauf von 650 Millionen – ein Zloty gleich einem Goldfranc – für ein Land von der Größe Polens nicht übermäßig hoch nennen können. Dazu wurde der Goldvorrat verdoppelt und der Devisenbestand, der gegen Ende der Infla-tion auf 12 Millionen zusammengeschrumpft war, auf 250 Millio-nen aufgefüllt, sodaß die polnischen Banknoten heute noch eine 40 – 50prozentige Gold- und Devisendeckung haben.

Aber neben der Notenbank, der Bank Polski, bestätigte sich auch der Staat als Geldmacher. Er nutzte das ihm gesetzlich zu-stehende Recht, 150 Millionen Zloty in Silber und Papier als Scheidegeld auszugeben, in sehr raschem Tempo aus, und da eine Einlösungspflicht dieses Geldes in Banknoten nicht be-stand, hatte es bald ein Disagio. Im Ausland mußte die Entwer-tung polnischen Geldes auch für die polnischen Banknoten un-

günstig wirken, und so bekamen auch die Noten der Bank Polski einen kleinen Stoß. Darüber scheint nun der Bankpräsident Parpinski etwas nervös geworden zu sein. Er begrenzte die Devisenabgabe an Ausländer auf 5000 Zloty, sodaß denen nichts übrig blieb, als im Ausland Zloty gegen andre Valuten einzutauschen. Der Erfolg davon war ein neuer, kräftigerer Sturz der polnischen Banknoten um etwa 10 Prozent.

Durch Intervention der Bank Polski ist der Kurssturz einigermaßen ausgeglichen worden, und man ist jetzt in Warschau auf der Suche nach der Schuldfrage, um das Übel an der Wurzel auszurotten. Dabei wird derselbe Fehler begangen, den man auch in Deutschland wieder und wieder gemacht hat. Man sucht an der Handelsbilanz herumzukurieren, anstatt sich erst einmal den Etat genau anzusehen. Gewiß ist der polnische Außenhandel stark passiv. Aber ausschlaggebend ist doch wohl, daß man auch in diesem Jahr mit einem Defizit im Etat rechnet, für das ausländische Anleihen als Ersatz herhalten müssen. Polen sollte einmal von seinem Heeresbudget, das mehr als den dritten Teil seines Zweimilliarden-Etats beansprucht, etwas abstreichen, und man wird sehen: der Zloty stabilisiert sich von selbst.

Amerikanische Arbeitszeit

Die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, die sich, seitdem sie unter dem Kommando des Herrn Ernst von Borsig steht, größter Scharfmacherei befleißigt, hat eine Sünde wider den heiligen Geist der Reaktion begangen. Als Heft 13 ihrer Schriften veröffentlicht sie „Wissenswertes aus Wirtschafts- und Sozialpolitik der Vereinigten Staaten“ von Direktor Dr. Bernhard Goldschmidt in Essen. Wirklich Wissenswertes: eine Reihe interessanten statistischen Materials, viel knapper und schlagender als das, was Herr Direktor Köttgen, der erste Adjunctus von Siemens, aus Amerika mitgebracht hat und nun in der deutschen Industrie kolportiert. Wir wissen nicht, ob die Arbeitergebervereinigung einem weniger prominentern Manne, als es der Chemie-Goldschmidt ist, auch das Wort zu so gefährlichen Äußerungen gegeben hätte. Aber nun stehts, so abscheulich es ist, schwarz auf weiß gedruckt: „Zum Teil erfolgreiche Streiks in den Jahren 1890 und 1905 bereiteten den Weg für die allgemeine Annahme des Grundsatzes des Achtstundentages in der Industrie vor. Die Bewegung machte noch weitere Fortschritte nach dem Ausbruch des Krieges von 1914; wenn diese auch in jener Zeit nicht zu einer weitern Verkürzung des Arbeitstages führte, so gelang es ihr doch, Zuschläge für eine längere als achtstündige Arbeitszeit zu erlangen (gewöhnlich das 1½fache).“ Und Bernhard Goldschmidt wendet sich von diesen grauenvollen Zuständen nicht mit Entsetzen ab, sondern er zieht daraus den Schluß: „Viel wichtiger als eine durch unsre Lage gebotene Verlängerung der Arbeitszeit ist es, in unsern Arbeitern die Lust an der Arbeit zu wecken, um die dadurch bedingte höhere Arbeitsleistung zu erreichen.“

Ich beantrage den Ausschluß des Herrn Bernhard Goldschmidt aus der guten Gesellschaft.

Reise an die oesterreichische Grenze von Erich Mühsam

Der 19. März ist der Tag des Heiligen Joseph. Da sind in Bayern alle Seppl besoffen – und ihre Freunde meistenteils auch.

Am 19. März, vormittag 9 Uhr 40, sollten wir von Passau weiterfahren – nach Wien. Ich sollte dort zu Gunsten der Roten Hilfe für die politischen Gefangenen in Deutschland Vorträge halten: über das Verhalten deutscher Gerichte in politischen Prozessen, wenn sie a) Befürworter des proletarischen Klassenkampfs, b) Mordjünglinge „Vaterländischer“ Formationen vor sich haben; über die Behandlung politischer Gefangener a) nationaler, b) internationaler Observanz in deutschen Gefängnissen und Zuchthäusern, ferner in deutschen, zumal bayrischen Festungen mit a) räterepublikanischer, b) aristokratisch-meuchelmörderischer oder fascistisch-militärischer Belegschaft; über Amnestierungen und gebrochene Amnestieversprechen in Deutschland; und über Manches noch, was vielleicht in Oesterreich die Sympathien für den Eintritt in eine Donauföderation unter Wittelsbacher Zepter stärken könnte. Außerdem sollte ich einige Vorlesungen aus meinen literarischen Arbeiten halten, und meine Frau freute sich auf die Möglichkeit, dadurch unsern bei der „Haussuchung“ am 2. Mai 1919 in das Eigentum der Noske-Truppen übergegangenen Gesamtbesitz an Wäsche, Kleidung, Eßbestecken, Schmuck und Wertsachen, da alle Ersatzansprüche an Staat und Militär kostenpflichtig abgewiesen worden sind, zu einem geringen Teil zu ergänzen. Schließlich lag auch eine Einladung in ein Wiener Sanatorium vor, wo ich nach 68 Monaten ziemlich unhygienischer Unterkunft im bayrischen Staatsgewahrsam unter der Obhut meiner Frau frische Kräfte zur Arbeit sammeln sollte.

Unser leichtes Gepäck harrte, im Koffernetz verstaut, der Zollrevision, unsre mit barbezahltem Visum des oesterreichischen Generalkonsuls in Berlin versehenen vollgültigen Reiseausweise harrten der Paßkontrolle. Die erschien zuerst, in Gestalt zweier Beamten der oesterreichischen Grenzpolizei. Man besah die Pässe, besah uns, gab sich gegenseitig Zeichen durch Augenzwinkern und befahl uns, mitsamt unsern Koffern auszusteigen und mitzukommen. Die Mitreisenden staunten, kuckten, fragten und sahen uns, wonnig erschauernd, der Dingfestmachung eines erwischten Verbrecherehepaares als Augenzeugen beiwohnen zu dürfen, zwischen den Rettern der oesterreichischen Republik in die Grenzwachstube des Passauer Bahnhofs verschwinden.

Dort wurde uns eröffnet, daß dem Schriftsteller Erich Mühsam ieber Ahnohrdnung des Buhndeskahnzlerahmtes trotz Visum die Einreise nach Ehsterreich verweigert werde. Proteste waren selbstverständlich in den Wind geredet, den der bereits nach Wien absausende Schnellzug in das kahle Amtszimmer blies. Der übrigens ganz freundliche Mann, der da das verschlossene Oesterreich vor uns repräsentierte, versicherte glaubhaft, daß er nur Beamter sei und an seinem Befehl

nichts ändern könne. Er gestattete mir, sein Amtstelephon zu gebrauchen, um die Wiener Genossen zu verständigen, bedauerte, tröstete und verabschiedete uns. Wir standen auf Passauer Pflaster – auf bayrischem Heimatboden.

Es war, wie gesagt, der 19. März und also der Tag des Heiligen Joseph – aber noch am Vormittag. Immerhin war das Hotel ‚Zur Eisenbahn' dem Bahnhof schräg gegenüber, bereits mit Guirlanden umwunden, in welche ein Schild gefügt war mit der Aufschrift „Humorator" und als wir das gastliche Haus betraten, saßen auch schon ziemlich viele Seppls da beim Frühschoppen; aber sie waren noch nicht besoffen, und unsre Aufnahme geschah in urbanen Formen. Auch als der in Bayern von Greueln umwobene Name von Tisch zu Tisch geflüstert wurde, blieb es bei scheuen Blicken; nur die Gespräche belebten sich in Reminiszenzen an die Zeit, da man selber die Flinte geschultert hatte, um das Land von den roten Verrätern zu säubern, und die gedämpften Stimmen mußten öfter als zuvor mit Humorator befeuchtet werden. Mit sichtlichem Respekt aber zahlte der Wirt mir eine telegraphische Postanweisung aus, die gegen Mittag auf meinen Anruf hin von Wien aus eintraf. Inzwischen hatten wir in einem Angestellten des Hotels eine helfende Seele gefunden, die uns vorsichtig und geheimnisvoll die Adresse eines ehedem unabhängigen sozialistischen Abgeordneten des bayrischen Landtags zusteckte: von dem könnten wir die Namen von Kommunisten erfahren. Tatsächlich gelangten wir auf diese Weise denn auch zu einem Genossen, einem jener stillen, überzeugten und entschlossenen Proletarier, auf denen die Zukunft der Menschheit ruht. Das sind die Fanatiker der Kleinarbeit, denen Upton Sinclair in seinem Jimmy Higgins das ehrendste Denkmal gesetzt hat, sie, deren Wirken Keiner sieht und Jeder spürt. Unser Jimmy Higgins von Passau also nahm sich unser an. Er führte uns durch die wunderschöne alte Stadt, die wundervollen Wege entlang, zu den Festungsanlagen zwischen Unterhaus und Oberhaus, der frühern bayrischen Festungsstrafanstalt für Offiziere und Studenten, die dem Dauergast von Niederschönenfeld besondere Betrachtungen nahelegte, und zu der Stelle, wo in breiten Wogen der Inn und die Ilz ins Mutterbett der Donau einfließen. Als er uns zurückbrachte ans Hotel ‚Zur Eisenbahn', da war es inzwischen später Nachmittag geworden, und die Seppls hatten schon ein kräftiges Stück Namenstag mit Humorator begossen.

Wir wollten nun nach neuen Telegrammen fragen, denn in Wien hoffte man, das Einreiseverbot gleich wieder rückgängig machen zu können, und Jimmy Higgins wartete so lange vor der umkränzten Tür. Die am Vormittag noch ziemlich lichten Wirtsräume hatten sich gewaltig gefüllt, mit Seppls, Seppl-Freuden und Lärm. Aber unser Eintritt wirkte, wie wenn ein Dirigent mitten im Allegro abklopft. Nur noch ein feindseliges Knurren rollte durch den Saal, und erst als wir hinausgingen, schwoll das Orchester moderato wieder an, noch gehalten von der Aufmerksamkeit, die ein Gast des Hauses durch ein kühnes Unternehmen auf sich zu lenken

wußte. Wir standen zwischen Wirtsstube und Hoteleingang, als dieser Mann uns einholte und mich ansprach. Ein unappetitlicher Bürger mit Hautblasen, Schweinsaugen, roten Händen und geölten schwarzen Haaren. Über der gelbgestreiften Hemdbrust prangte eine rotgestreifte Krawatte, die ihrerseits von einem talergroßen hakenkreuzgeschmückten Stahlhelm zusammengehalten wurde. Rechts am Rock gab eine schwarzweißrote Schleife, links ein erstaunlich großes Hakenkreuz beredtes Zeugnis von seiner hitlerfesten Gesinnung. Devot und unsicher blieb er vor mir stehen: „Herr Mühsam, wenn man Sie nicht über die Grenze lassen will, ich kann Sie schon rüberschaffen.“ „Was gehn Sie meine Angelegenheiten an?“, fragte ich, da die Provokation mir doch etwas zu plump schien. „Bitte, ich bin Kommunist.“ „Ihre Abzeichen lassen auf ganz was Andres schließen.“ „Ja, ich habe alle Abzeichen. Aber die leg ich bloß an, damit ich in Ruh gelassen werde.“ „Na, hören Sie mal, wenn man seinen revolutionären Charakter maskieren will, wird man doch mich nicht hier vor Aller Augen ansprechen – aber kommen Sie mal mit raus.“ Draußen fragte ich den Genossen: „Kennst du den Menschen? Er behauptet, er gehöre zu uns.“ Mein Jimmy Higgins machte eine abweisende Handbewegung, die meinen Verdacht bestätigte und das wandelnde Ehrhardt-Lied bewog, sich schleunigst zu den Humorator-Seppls zurückziehen. Wahrscheinlich hat er denen Heldenhaftes von der Rede erzählt, mit der er vor mir den bajuvarischen Volkszorn repräsentiert habe.

Gegen 9 Uhr abends kehrten wir ins Hotel zurück. Aus dem großen Gastraum scholl gewaltiges Getöse der allgemach von gigantischen Humorator-Mengen gesättigten Seppls. Unbemerkt von den nunmehr königstreu Besoffenen – ein Eingeborener erklärte mir einmal: „Bis zur sechsten Maß san mir Republikaner, aber nacha, da muß an Kini her“ – , gelangten wir in eine kleinere Wirtschaftsstube, deren gedeckte Tische auf ihre Bestimmung für landfremde Elemente hindeuteten. Wir bestellten und erhielten ein Abendessen. Jedoch während wir es verzehrten, trat die Kellnerin an den Tisch und richtete mir aus, der Wirt wolle mich sprechen. „Paß auf“, sagte ich zu meiner Frau, „jetzt werden wir rausgeschmissen.“ Ich aß meinen Kalbsnierenbraten zu Ende und ließ mich dann in das Privatkontor des Hoteliers führen.

Leicht gerötet von Erregung und Humorator trat mir groß, breit und semmelblond Herr Georg Dorner entgegen, Besitzer des Hotels ‚Zur Eisenbahn‘ in Passau. „Herr Mühsam,“ redete er mich an, „ich muß Sie in meinem und in Ihrem Interesse ersuchen, sich eine andre Unterkunft zu suchen.“ „Wieso sollte das in meinem Interesse Liegen?“ fragte ich. „Ich kann Ihnen nur sagen, daß Sie hier nicht bleiben können.“ „Sind Sie nicht verpflichtet, jedem Gast Quartier zu geben, der sich anständig benimmt und seine Rechnung bezahlt?“ „Nicht jedem, Herr Mühsam!“ (mit Betonung). „Es scheint also, als nähmen Sie aus meinen politischen Ansichten das Recht, mich aus Ihrem Hotel zu weisen.“ „Allerdings. Ich stehe auf einem vollständig andern politischen Standpunkt als Sie, und ich sage Ihnen noch

mal: meine Gäste sind schon sehr aufgeregt, und es liegt in Ihrem Interesse ebenso wie in meinem, daß Sie keine Schwierigkeiten machen.“ „Das heißt also, daß ich hier persönlich bedroht bin?“ Mit einem Räuspern: „Ich habe Sie nicht bedroht.“

Ich kenne vaterländisch gehobene Bajuvaren gut genug, um zu wissen, daß sie, in Massen vereint, von Humorator befeuert, gegen ein unbewaffnetes, durch die Reise ermüdetes, unfreiwillig nach Passau versprengtes Ehepaar von unbezähmbarer Tapferkeit sein können, noch dazu am Josephs-Tage. So beschränkte ich mich darauf, von dem gesinnungstüchtigen Hotelwirt, der seine Gäste der politischen Musterung unterwirft, ehrenvolle Rückzugsbedingungen zu erwirken. Ich erklärte ihm, daß ich nicht gesonnen sei, nachts um 10 Uhr mit meiner Frau in den Passauer Straßen herumzuirren und dabei noch unser Gepäck mitzuschleppen. Ich sei bereit, auszuziehen, sobald er, Herr Georg Dorner, uns ein andres anständiges Nachtquartier besorgt habe, wohin er auf seine Kosten unsre Koffer schaffen lassen müsse. Das wurde akzeptiert, und zwanzig Minuten später stand bereits der Hausdiener mit unserm Gepäck vor uns und geleitete uns ins Innere der Stadt Passau zum Hotel ‚Bayrischer Löwe‘.

Ich freue mich, das Gasthaus mit dem bedrohlichen Namen allen Reisenden, die ein unwirsches Geschick in die ebenso schöne wie gottverlassene Grenzstadt Passau verschlägt, als eine freundliche, saubere und wahrhaft gastliche Bleibe empfehlen zu können. Die Wirtsleute, die ebenso gut wie der Eisenbahn-Dorner wußten, mit wem sie es zu tun hatten, behandelten uns mit teilnahmsvoller Liebenswürdigkeit, was ihnen die Eingeborenen von Passau wahrhaftig nicht leicht machten.

Wir schliefen in guten Betten nach den, wie wir glaubten, überstandenen Beschwerlichkeiten die ganze Nacht durch friedlich und fest, bis uns um 8 Uhr ein kräftiges Pochen an die verschlossene Tür emporscheuchte. „Aufmachen! Fremdenpolizei!“

Ich öffnete. Herein trat ein Mann, dröhnendes Schrittes, den Hut auf dem Kopf. „Pässe zeigen!“ Ich gab ihm die Pässe. Den meinen überflog er, nahm alsdann den meiner Frau zur Hand und pflanzte sich, immer den Hut auf dem Kopf, breitbeinig vor ihrem Bett auf, Beschreibung und Lichtbild mit dem lebenden Original vergleichend. Dies hinlänglich getan, legte er den Paß auf den Tisch und öffnete, sichtlich enttäuscht, den Mund zu den Worten: „Die Pässe sind in Ordnung; da kann man nix machen.“ Ohne Gruß, wie er gekommen war, den Hut knallig auf dem Schädel, stampfte er zum Zimmer hinaus und schmiß die Tür zu. Da die staats- und kirchenfrommen Zeitungen vor sechs Jahren zur Vervollständigung meiner Schmach dem bayrischen Eigenartsvolk erzählt hatten, ich sei mit einer dicken polnischen Jüdin verheiratet, hoffte die Passauer Fremdenpolizei jedenfalls, in meiner durchaus nicht landfremd aussehenden Frau eine illegitime Begleitung des Verderbers Bayerns zu erwischen und damit erneut den Be-

weis zu erbringen, daß revolutionär und unzüchtig Synonyma seien.

Aus Wien trafen von mehreren Seiten Telegramme ein, ich solle noch nicht zurückreisen, im Reichsrat sei interpelliert worden und mit den Behörden werde unterhandelt wegen der Nachbewilligung der Einreise. Wir holten also unsern Jimmy Higgins ab und durchzogen die Straßen und Anlagen von Passau. Abends sollte uns dann der Genosse vom Hotel abholen. Da wir in der Stadt die grimmigen Blicke der Einwohner bemerkt hatten, zogen wir vor, die Mahlzeiten im Hotelzimmer unter vier Augen einzunehmen, und baten die Wirtin, unsern Freund, wenn er komme, gleich hinaufzuschicken. Statt seiner erschien der Wirt des ‚Bayrischen Löwen'. Der redete uns freundschaftlich zu, wir möchten den Kommunisten nicht ins Haus kommen lassen. Die Leute seien ja gradezu verrückt. Am Abend schon, gleich nachdem wir eingezogen wären, hätten sie sich auf der Straße angesammelt und aufgepaßt, an welchem Fenster Licht angedreht würde. Vormittags seien sie mit Knüppeln angerückt, um mich „aufzudünsten". Er habe ihnen aber gehörig die Wahrheit gesagt, ob sie vielleicht meinten, ich sei gern nach Passau gekommen, bloß um ihre dummen G'friesser anzuschauen; ihm sei ein Gast so lieb wie der andre, und wehe Dem, der mir etwas anzutun wage. Wir blieben also in unserm Zimmer, und es sei rühmend wiederholt: der Wirt und seine ganze Familie überboten sich in Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten, um uns das Bedrückliche der Lage vergessen zu machen.

Am nächsten Morgen beschlossen wir, da nach dem Humorator-Rausch nun vielleicht auch der Humorator-Katzenjammer der Passauer ausgeschlafen sein könnte, allen Gefahren zum Trotz, auszugehen und Jimmy Higgins zu besuchen. Als wir eben das Hotel verlassen wollten, traten uns auf dem Flur zwei Männer entgegen, von denen sich einer sofort als Polizeibeamter legitimierte und uns aufforderte, mit ihm in unser Zimmer hinaufzugehen. Die Sache sah genau so aus wie eine Verhaftung.

In der Hotelstube klärte uns der Beamte als Leiter der Passauer Sicherheitspolizei über seinen Besuch auf. Er sei verantwortlich dafür, daß in der Stadt nichts Schreckliches passiere. Meine Anwesenheit sei jedoch blitzschnell bekannt geworden, und die Bevölkerung sei in die größte Erregung darüber geraten. Nun habe die Passauer Polizei schon damals, als die Militärkommission der Entente von den Völkischen angegriffen worden sei, die ärgsten Unannehmlichkeiten gehabt. Wenn uns aber hier etwas Ernstliches zustoße, so sehe er noch viel schlimmere Folgen voraus. Er habe deshalb einen eignen polizeilichen Schutz für mich organisiert, der uns bereits gestern den ganzen Tag beobachtet habe, und darauf beschrieb mir der Schutzengel alle Wege, die wir auf unsern Spaziergängen berührt hatten. Inzwischen sei aber die feindselige Stimmung derart gewachsen, daß er für meine Sicherheit nur bürgen könne, wenn wir seine Anordnungen strikt befolgten. Auf seinen dringenden Rat entschlossen wir uns, die wiener Ent-

scheidungen nicht länger in Passau abzuwarten, sondern mit dem nächsten Zug nach München abzufahren. Dann empfahl er uns, unsre Stube bis zur Abreise am Nachmittag nicht mehr zu verlassen, Punkt 4 Uhr sollten wir fortgehen. Er werde alle seine verfügbaren Polizeibeamten auf dem Wege vom Hotel zum Bahnhof verteilen und selbst mit seinem Begleiter den Schutzdienst überwachen. Dann könne er mit Sicherheit verbürgen, daß wir heil aus Passau herauskommen würden.

Wir fügten uns selbstverständlich den sehr umsichtig und gewissenhaft geregelten Maßnahmen des Beamten, nahmen den Zimmerarrest bis zum Nachmittag auf uns und schnürten endlich unsre Bündel. Um ¼4 Uhr aber klopfte es und herein trat zu unsrer Überraschung unser braver Genosse. Die Polizei war auch bei ihm gewesen und hatte ihn gebeten, uns das Geleit zum Bahnhof zu geben. Wenn ein Einheimischer in unsrer Gesellschaft sei, werde er der beste Schutz gegen Unbesonnenheiten sein.

So zogen wir los, wir verhinderten Oesterreich-Fahrer zur Linken und zur Rechten und in der Mitte Jimmy Higgins. Auf den Wegen aber, an allen Straßenecken und Laternen standen anscheinend gelangweilte Bürger, dem geübten Auge des revolutionären alten Sünders unschwer als Kriminaler erkennbar, hier einmal wirklich in der Eigenschaft als Schutzmänner. Zwanzig Meter hinter uns, bald auf derselben Straßenseite, bald gegenüber folgte uns der Polizeiinspektor mit seinem Adlatus. Keine Hand erhob sich wider uns, kein Retter erstand dem Lande Bayern in Passau.

An den Bahnhof hatte Jimmy Higgins die paar Genossen bestellt, die den Mut fanden, sich eben nach Aufhebung des Verbots der Kommunistischen Partei in Bayerns reaktionärstem Kaff offen als Revolutionäre zu bekennen. Einer nach dem andern drückte uns die Hand. Plötzlich aber sprang der Polizeigewaltige dazu, deutete auf einen der Arbeiter und fragte unsern Getreuen: „Kennen Sie den?“ „Gewiß – das ist ja ein Genosse!“ „Dann ists gut.“ Die Polizei war beruhigt.

Bevor sich der Zug in Bewegung setzte, durchschritt der Leiter der Passauer Sicherheitsbehörde noch einmal unsern Wagen, fragte am Vorübergehen leise: „Alles in Ordnung?“ und ging auf unsre dankende Bestätigung mit dem Wunsch „Glückliche Reise“ und dem Ausdruck ehrlicher Erleichterung auf den Bahnsteig.

Wir fuhren nach München und konnten uns während der vierzehn Tage, die es dauerte, bis das oesterreichische Bundeskanzleramt seinen Standpunkt durchgesetzt hatte, daß mein Erscheinen in Wien den Bestand der Republik in Frage stellen müßte, der trüben Betrachtung einer Stadt hingeben, die lange Jahre hindurch die lebendigste, schönste, kunstfroheste Stadt Deutschlands gewesen war, die im Jahre 1919 kraftschwellend unter roten Fahnen den Höhepunkt ihrer Schönheit und ihres kulturellen Glanzes erlebt hat, und die im Laufe von sechs Jahren Zeloten- und Banausenherrschaft auf ein Niveau gesunken ist, das nicht mehr dem von Paris und Florenz, sondern eher dem von Passau vergleichbar ist.

Alle Welt sucht von Theobald Tiger

An Walt Withman

Von oben gesehen, sieht das ungefähr so aus:

Alle gehen um einander herum und suchen.

Fressen.

Der Bär tappt nachts durch den Wald und brummt, weil er hungrig
ist – er sucht ein Bienenloch oder etwas Andres zur Aufpluste-
rung seiner Speckhülle;
der Arbeitslose wickelt mit frostzitternden Händen ein zerfetztes
Zeitungspapier auseinander – vielleicht ist ein angebissenes
Brot darin?
der Japaner rülpst höflich und nimmt noch ein hochwohlgebornes
Schüsselchen Reis – mit den Augen sucht er das minder schöne,
weil er wohlerzogen ist;
der Säugling stößt ungeduldig an der Mutter Brust.

Liebe. .

Der Bankprokurist schwätzt schon zwei Stunden über Picasso und
überhaupt die moderne Kunst – dabei zieht er sie mit den
Augen aus;
Feldwebel greifen dem Bauernmädchen unter die Röcke;
ein Herr fragt zwinkernd den Hotelportier, wo man denn hier mal
repunsieren könne;
ein Weicher sucht einen Weichen;
die harrende Lehrerin bestellt ihren inzwischen erwachsenen Schüler
auf Dienstag abend;
die Tänzerin wirft während des Tanzes merkwürdige Blicke in die
Loge, wo die Frau des Warenhausbesitzers geschmückt strahlt;
Hans sucht Grete;
Mätzchen, der Kanarienvogel, hüpft aufgeregt auf der Stange hin und
her und schlägt mit den kleinen Flügeln, er muß mal.

Geld.

Millionen strömen morgens aus den grauen, rußigen Vorortbahn-
höfen in die Stadt, ihre Schritte schlurren, eine Wolke von
Menschendunst liegt auf ihnen;
Freunde verraten ihre Freunde, während sie suchen;
der Rentier entfaltet die Gewinnliste;
der Bettler sucht Einen, der ihm glaubt, daß er blind ist;
Spieler suchen, halbirr, einen Pump unterzubringen;
der Bankier sucht fremdes Geld.

Alle suchen.

Das vom Sessel herunterrutschende Geldstück und das abstürzende
Flugzeug suchen die Erde – geliebte Schwerkraft!
ein Mann sucht seinen Hund und der ihn;
meine Mama sucht ihren Schlüsselkorb;
Familien suchen eine Wohnung;
ein Verzweifelter sucht einen Grund, weshalb er auf der Welt ist.

Von oben gesehen, sieht das ungefähr so aus:
Niemand hat das, was er eigentlich braucht.
Alle Welt sucht.

Bluts-Freundschaft

Von authentischer Stelle wird aus Paris unterm 19. Juli gemeldet:

Die polnische Regierung- hat das französische Kriegsmmisterium verständigt, daß sie eine Division polnischer Soldaten an die Front nach Marokko der französischen Armee zu Hilfe senden will. Es soll sich um einen rein freundschaftlichen Akt handeln, der ausschließlich polnischer Initiative ist. Die freundschaftlichen polnisch-französischen Beziehungen sollen dadurch gestärkt werden.

Kriecht einem da nicht ein grenzenloses beklemmendes Grausen, ein wahnsinniger Schreck vom Herzen zur Kehle hinauf? Es ist überhaupt nicht zu fassen, was da geschehen soll. Was kommt denn nun noch? Wo endet das Spiel? Wir Unmächtigen der Welt leben in dem Schatten eines Damoklesschwertes, das in immer bedrohlichere Schwingungen gerät.

Eine kurze Zeitungsnotiz. Überschrift: Polen will Marokko retten. Weiter nichts. Und doch steckt in der kleinen unscheinbaren Meldung ein tausendfältiger, verzweifelter Schrei, und man meint schaudernd, der Schrei müßte die Wolken zerfetzen und den Himmel einreißen und die Welten erschreckt zusammenlaufen lassen. Aber nur ein paar Herzen erbeben. Und die Herren lächeln...

Eine Division, Tausende von Männern. Und jeder einzelne ein einzelnes eigengeartetes Wesen, mit einer kleinen Geschichte, mit Hoffnungen, Fähigkeiten, Einsamkeiten. Entsetzlicher Massenmord ist angekündigt! Und zerrissene Möglichkeiten, zertrampeltes Menschentum, Jammer unzähliger Familien. Aber Jammer ist etwas so Privates...

Un beau geste dagegen ist etwas Offizielles. Und alles Offizielle ist Blut wert. Viel Blut. Eine Division, Um einer verbindlichen Verbeugung willen, einer Höflichkeit von Regierung zu Regierung. Bleichsüchtige Gesellen möchten ihre Kollegen retten. Bitte schön. — tausende von Menschen. Nur ein kleiner Freundschaftsbeweis. Nicht der Rede wert.

Der Rifkrieg geht das polnische Volk selbstverständlich nicht das Geringste an. Und die Regierung ist unverfroren genug, sich die Mühe eines Vorwands zu ersparen und offen zuzugeben, daß sie sich mit einer großartigen Phrase auf Kosten des Volkes beliebt machen will. Für die Phrase, also für ein Nichts, opfert sie tausende von Menschen. Lebendige Menschen! Opfert sie Brüder, die ihr vertrauen, Ärmste, die sich nicht wehren können. Mord ohne Grund. Das kennt der gemeinste Verbrecher nicht. Da muß schon eine Staatsregierung kommen.

Blut soll das Zeichen der Freundschaft sein? So sollen die Herren zu dem Spiel doch selber ihr Blut hergeben!

Aber wer lacht da? W. Ackermann

Kochrezepte

Gefüllter Politiker
Man nehme ein Viertelpfund gut assortierte Belesenheit und beträufle sie mit zwei Teelöffeln Initiativgeist. Dann putze man ein faustdickes Stück Parteisinn sauber und bearbeite es gehörig mit der Reibekeule. Das Pulver wird mit einer Messerspitze voll menschlichen Rührens in den Brei gequirlt. Von einem Eßlöffel gutem Glauben stelle man eine Schwitze her, die dem Ganzen beigegeben und so lange verrührt wird, bis die Masse zäh ist. Man gebe ihr die gewünschte Form und bestreue sie, falls sie zu weich geraten sein sollte, mit einer Prise Theatralik, nicht mehr. Ein Gefäß mit flüssigem Kompromißschmalz ist bereitzustellen. Dahinein tauche man die Masse, bis sie von dem Fette trieft. Nun stelle man das Ganze auf ein nicht übertrieben loderndes Feuer und warte, bis es Blasen schlägt. Die Blasen steche man mit einer Ordens-

nadel auf und schütte so viel wie möglich vaterländische Gesinnung hinein.

Abgekühlt und mit einer pikanten Sauce übergossen ergibt das einen äußerst delikaten Politiker mit wohlschmeckender Füllung. Das Gericht läßt sich zu jeder Jahreszeit und in jeder Parteiküche bereiten. An ihm ist nichts zu verderben.

Bruno Manuel

Ein Vortragsbuch

Vortragsbücher rezitierender Virtuosen sind meist ein Scheul und ein Greul. Neckische Humoresken der zierlichen Schießbudenfigur Presber, Kindermünder und Dialektscherze in so falschem Sächsisch, daß Hans Reimann einschreiten müßte, Schauerballaden und Genrestücke – was man am besten deutsch ausspricht – und zum Schluß patriotische Verse, daß man dem Wort Parademarsch rechtens einen Reim anfügen sollte. Also das nicht.

Hingegen hat Ludwig Hardt ein ‚Vortragsbuch‘ (bei Gebrüder Enoch in Hamburg) zustande gebracht, das im Grunde ganz etwas Andres ist: nämlich ein wahres Schatzkästlein guter deutscher Literatur. Die Tatsache, daß Hardt diese vierhundert Seiten – und noch viele andre dazu – seit Jahren auswendig spricht, braucht für den Käufer nicht maßgebend zu sein: auch wer Keinen hat, dem er etwas vorlesen will, findet hier eine wundervolle Anthologie dessen, was uns lieb und wert ist.

Ludwig Hardt, der Hunderttausenden die Kenntnis der schönsten deutschen Sätze vermittelt hat, liebt die Dichtung um der Dichtung willen – nicht, weil manche ihrer Stücke rollende Rrrs bergen, mit denen er etwa protzen wollte. Die Gleichzeitigkeit seiner Mittel ist selten: er ist ernst, hat Würde (ohne Vollbart), ein starkes Gefühl für echte Tragik und Humor. Und so ist auch das Buch.

Da manche Verleger ihre Mitwirkung versagt haben, ist es wohl nicht ganz so vollständig wie seine Programme; aber was da steht, ist doch noch schön genug.

Da finden sich: Jakob Michael Lenz und Matthias Claudius und Johann Peter Hebel und Kleist und Bürger und Mörike und Hebbel und Storm und Liliencron, Frank Wedekind, verblühte Verse von Rilke und der einzige Kafka. Sowie der fast ganz vergessene große Lyriker Georg Heym, der mit acht Versen Alles, was heute mit B anfängt, in die Westentasche steckt, und Wilhelm Busch und Verlaine – und es ist gar nicht so weit von Einem zum Andern: sie Alle sind geeint durch die Zunge Hardts, die sich an ihnen und uns mit ihr delektiert.

Denn das ist das Geheimnis seines Erfolges, den ich ihm noch um Vieles größer wünsche: er spricht gern und mit Liebe, was er spricht. Und wir lesens gern.

Er hat die Stücke oft mit Anmerkungen versehen, „Fußnoten“, wie er sagt, „Worte zu Füßen der Dichtung“, in einem merkwürdig verschnörkelten Stil, aber tiefer Liebe voll zu den Meistern am Wort. So hat er Claudius ganz verstanden, so hat er – nur durch seine Vortragskunst – Uhlands an sich gleichgültige ‚Schwäbische Kunde‘ lustig verdreht oder den ursprünglichen Sinn oder Unsinn wiederhergestellt, und er begründet das kleine Kunststück recht fein.

Hardts Humor ist niederdeutsch – plattdeutscher Humor ist wohl ein Pleonasmus. Der ist breit und behäbig, bei Hardt nie spießig, nie nach angerauchten Pfeifen und Kneipenluft duftend, aber echt. Und weil er auch im Humor Ehrfurcht hat und grade da – so ist er deutsch, nicht teutsch, deutsch, wie es Rudolf Rittner war.

Vor Franz Kafka verstummt Hardt. Dieser große Prosaiker spricht durch seinen Mund aus dem Grabe – jedes Wort eine Kostbarkeit, schwer, ganz und gar

erdenfern, ein Weiser. Die kleine Seite, die Hardt dem Andenken des Toten geweiht hat, ist erschütternd wie die Widmung, die der Dichter dem Sprecher einst in ein Reisewerk vor einer verabredeten Reise schrieb: „Als Vorbereitung zu einer gemeinsamen Italienfahrt.“ Das Buch handelte von Sibirien. Aus dieser Reise ist denn auch nichts geworden, wohl aber für Kafka aus einer andern.

Wir haben Ludwig Hardt unsern Dank zu sagen für dieses schöne Buch, das uns an die Stunden erinnert, wo wir ihn gehört haben. Man möchte sich ihn manchmal abends bestellen, so, wie man früher einen Geiger geholt haben mag. Sprich eins. Und weil das nicht möglich ist – aber einmal wars doch möglich, Ludwig Hardt, und Dank für den Abend in Kurland! – , darum soll ihm Christian Lichtenberg seinen Gruß entbieten: „Wer zwey Paar Hosen hat, mache eins zu Geld und schaffe sich dieses Buch an!“ Die Aufforderung ist übrigens bisexuell.

Peter Panter

Von der Pariser Ausstellung

Sie heißt: Exposition des arts décoratifs. Aber Art décoratif ist ja doch Unsinn. Eine Kunst, die nicht dekorativ ist, ist keine Kunst.

In dieser Pariser Ausstellung glaubt man zuerst unter Verrückten zu sein. Was soll das Alles? Teppichnepper aus der Levante, Ausschuß aus Tunis, fiedelnde Tschechen, tanzende Hindus. Und diese Häuser! Diese Ausstellungshäuser! Das nennt sich expressionistisch und ist nur Dreck. Der Pont Alexandre war nie eine Schönheit; er sah in diesem anständig gebauten Paris immer so verdammt protzig aus, wie wenn Wilhelm der Zweite sich da betätigt hätte -– aber jetzt! Um Gottes Willen: da ist ja der selige Jugendstil wieder auferstanden! Diese Brücke mit ihren gelben Verkaufsbuden, und ihren Dächern in Wellenlinienform ist eine Katastrophe! Ein Albdruck! So sieht die Geschichte aus, ehe man Mut faßt und in die einzelnen Häuser reinkriecht.

Mal erst zu den Engländern. Kühl und anständig; selbstverständlich konnten sie sich allerlei Kirchliches nicht verkneifen. Dann zu den Dänen. Ihr Porzellan wächst einem schon kilometerlang zum Halse heraus. Die Schweden. Ein schwedischer Punsch im Leibe ist mir lieber als zehn gewebte Gobelins an der Wand. Japan – nichts. Deutschland: nicht vertreten. Oesterreich, sprich: Wiener Werkstätten, gut, geschmackvoll, g’schnasig. Hingegen haben diese Bundesbrüder noch eine Orgel an die Außenwand ihres Wiener Cafés geklebt, die erstens Krach macht und zweitens beilaifig nicht ganz zu den Krapfen und zum Guglhupf paßt. Aber dieser Guglhupf und ihr Schlagobers bedeuten für die Oesterreicher einen politischen Erfolg schwerster Sorte.

Jetzt dräuen von ferne diverse französische Häuschen, als da sind: die Gebäude der Warenhäuser (Printemps, La Fayette), der Möbelfabrikanten, der Glasfensterfabrikanten, der Klosett- und Badewannenfabrikanten – kurz: arts décoratifs.

So geht das noch eine Weile weiter. Aber dann kommt man ins Grand Palais, und da kriegt man nun doch den ersten Schlag ins Genick. Das ist grandios! Hier ist die Ausstellung der Pariser Juweliere und die Ausstellung der Pariser Modehäuser. Das können sie! Die Juwelen liegen hinter dickem Glas, außerdem sitzen Geheime und Uniformierte drum herum, es ist also nichts zu machen.

Die ausgestellten Toiletten sind von einzigartigem, höchstem Geschmack und vorzüglich aufgebaut. Nie wieder wird man diesen Reichtum an Kleidern und edlen Steinen in dieser Vollendung sehen. Nie wieder!

Denn nun – ja, ich geniere mich eigentlich, als alter skep-

tischer Berliner so etwas zu sagen, nun passiert etwas beinah Gespenstisches. Kaum hat man all die Pracht verlassen und steigt nur ein paar Stufen hinauf – da steht man in der Ausstellung der Russen.

Und wieder kriegt man den großen Schlag ins Genick, wieder ist man fassungslos, aber diesmal auf andre Art. Sofort, aber auch sofort, weiß man eins: So wird die Welt aussehen in zehn, zwanzig oder dreißig Jahren. So wird ein Plakat, so wird ein Buch, eine Zeitung, so werden Theater, Kino, Schulen, Dörfer aussehen – so wird, so muß es kommen.

Und nicht so wie da unten. Denn alle diese Brillanten, diese Toiletten sind für eine sterbende Welt geschliffen und geschneidert, für ein Käuferpublikum, das nur noch in geringer Menge drüben in Amerika, vielleicht auch noch in wenigen Exemplaren in England existiert, und das aussterben wird, weil eben auf die Dauer nicht mehr Tausende von Chinesenkindern, Schwarzen und Weißen in Fabriken und auf Plantagen schuften werden, damit Mrs. Soundso sich Brillanten von Taubeneiergroße an die Ohren bommeln kann.

Auch die Türken haben im Grand Palais ausgestellt, die Spanier und die Polen. Die Polen haben ein bemerkenswert hübsches Arrangement, hinter Glas und beleuchtet, aufgebaut. Eine Art plastischer Supraporte, entzückend, aber doch Vergangenheit Die Spanier haben erstaunlich gute Plakate. Die Türken zeigen Türkisches, als da sind: mieße Teppiche, Aschbecher und so weiter. Die Verkäufer sehen aus wie vom Hausvoigteiplatz und erinnerten mich lebhaft an den alten Vers: „Dieser Terke ist, wie ich bemerke, Einer aus meinem Bezerke.“ Es sind erstaunliche Leute. Wir hatten während des Krieges in der Kartographischen Abteilung des Großen Generalstabs türkische Offiziere. Nie habe ich Menschen so beneidet! Sie saßen steif da, ohne sich anzulehnen, in der Hand hielten sie den Zeichenstift, man glaubte, sie arbeiteten an ihren Karten. Es war Attrappe! Die schweren Augendeckel fest heruntergeklappt, saßen sie da und schliefen. Stundenlang.

Wie kribbelt es in Paris, wie wimmeln die Menschenmengen in der City von London, wie rackern sie Alle in Berlin herum – Kinder, Kinder! Ich fürchte: es ist auch nur Attrappe. Ich glaube: sie schlafen Alle. *Fritz Wolff*

Fürs Vaterland!

Unter diesem Titel enthält der ‚Alpen-Bote, Heimatblatt für Rottach-Egern, Tegernsee, Wiessee, Kreuth und Umgebung‘, am 29. Juli 1925 das folgende Gedicht:

Der Landwirt Würstlein von Sebelsdorf,
Voll Tatkraft, munter und ohne Schorf,
Hat stets sein festes Ziel in der Hand
Und wirkt und schafft für das Vaterland!
Der Jungen sieben hat er geschafft
In Deutschlands Liebe und Jugendkraft.
Und als das siebente Knäblein kam,
Er Kronprinz Rupprecht als Pate nahm.
Wir sehen, der alte, der schöne Brauch,
Lebt fort, trotz Republik, Schall und Rauch.
Haus Wittelsbach bleibt, was es immer war:
Vaterland, Taufstein und auch Altar!
Das wird es bleiben für alle Zeit,
Der Kronprinz stets als Pate bereit,
Hält hoch die alte Tradition,
Trotz Ach und Schmach für den Königsthron !
Der Landwirt Würstlein von Sebelsdorf,
Voll Tatkraft, munter und ohne Schorf,
Zeugt, was wir brauchen fürs Vaterland
Mit seinem festen Ziel in der Hand!
Wir brauchen Söhne fürs Vaterland,
Voll Schollenblut aus dem Bauernstand!
Der Landwirt Würstlein ist auf der Hut,
Wehe dir, wehe dir, welsche Brut!

Otto Menzinger

Verfassungsfeier

Hat Stresemann auf Schiele auch ’nen Pik,
an diesem Tag trägt er den Schmerz alleine.
Ein ragend Bild – gleich König Menelik –
sieht er der braven Reichswehr auf die Beine.
Die Arbeit ruht in Gruben und Fabrik
(doch wohl nicht dieserhalb) an Ruhr und Rheine.
Burgfriedenfest! Heut schweige die Kritik
im Land der Lessing, Goethe, Kant und Heine.
Das Deutschlandlied ist amtliche Musik,
der Noske liegt noch immer an der Leine:
Das deutsche Reich ist eine Republik!
Und was für eine. *Karl Schnog*

Mißhandelter. In allen Fällen, wo Jemand, wie so oft geschieht, von Polizeibeamten auf der Wache geprügelt wird, sollte ers nicht bei einer Strafanzeige bewenden lassen, die in der Regel zu nichts führt, sondern jedesmal den Fiskus auf Schadenersatz oder Zahlung einer Rente verklagen. Nach Artikel 131 der Reichsverfassung haftet der Staat für den Schaden, der durch Amtspflichtverletzung entsteht. Wenn der Staat sich weigert, dann berufen Sie sich auf das Urteil des Oberlandesgerichts Celle 8 U 545/24, veröffentlicht im ‚Hamburger Fremdenblatt' vom 10. Februar 1925.

Rudolf Weinmann. In Nummer 23 habe ich einen Vergleich, den Rudolf Großmann zwischen Friedrich Haase und Albert Bassermann ziehen zu dürfen glaubte, entschieden abgelehnt. Dazu schreiben Sie mir: „War Haase nicht trotz Virtuosität und Nuancen ein ganz großer Schauspieler (was sich vielleicht bei weniger Technik und Artistentum erst recht gezeigt hätte)? Wird man so berühmt und bleibt es und gehört eines Tages der Geschichte des Theaters an, wenn man nicht eine überragende Erscheinung ist? Muß er nicht einen hohen künstlerischen Persönlichkeitswert gehabt haben, um die Welt dermaßen zu faszinieren? Endlich: wie kam er sonst zu seinem – Ring??! Und erhielt er ihn nicht selbst von einem ganz Großen? (Ich glaube: von Ludwig Devrient). Und spricht endlich die Tatsache, daß er ihn an unsern herrlichen Bassermann weitergab, nicht wirklich für eine Verwandtschaft dieser beiden echten großen Komödianten?" All diese Fragen kann ich nicht besser beantworten als so, daß ich einfach abdrucke, was ich vor rund zwanzig Jahren geschrieben habe. „Unter der Erde schon liegt jene Zeit, deren repräsentativer Schauspieler Friedrich Haase gewesen ist. Unter der Erde lag sie schon lange, als Haase vor zehn Jahren im Schauspielhause zwei volle Monate hindurch einen höchst geräuschvollen Abschied nahm. Damals war der rechte Augenblick, die künstlerische Unterbilanz dieses dauerhaften Lebens zu ziehen. Heut läge nahe, einen Virtuosen einen Virtuosen sein, alte und neue Schauspielkunst auf sich beruhen zu lassen und einem wunderschönen, unerhört rüstigen alten Herrn freudig und im voraus neidisch dazu zu gratulieren, daß er noch atmet im rosigten Licht. Nur gehts leider nicht. Es ginge, wenn sich die Andern damit begnügten. Sie aber vollführen seit Tagen, seit Wochen einen lästigen Lärm, fabeln von dem größten deutschen Schauspieler des neunzehnten Jahrhunderts, von der leuchtendsten Zierde seines Standes, bedichten, photographieren und interviewen diese Zierde, verewigen die Weisheitssprüchel der Zierde über Ibsen und Hauptmann – kurzum; sie stiften, wie immer, Verwirrung. Da muß doch irgendwo auch die Wahrheit zu ihrem Recht kommen. Sie lautet, viel weniger volltönend als die Lüge: daß Friedrich Haase an und für sich ein oft amüsanter Episodenspieler, in seiner Machtstellung aber ein Feind der echten Schauspielkunst und ein Verderber des literarischen Geschmacks gewesen ist. Geburtsort und Erziehung haben hier wirklich einmal Wesen und Weg eines Künstlers bestimmt. Haase ist nicht nur in der Atmosphäre des Berliner Hofes aufgewachsen, sondern gleich im königlichen Schlosse geboren. Vater: Kammerdiener, Taufpate: Friedrich Wilhelm der Vierte, Lehrer: Ludwig Tieck. Tieck bleibt am unwirksamsten. Entscheidender ist das Hofmilieu. Es gibt vollendete Umgangsformen und zwingt zur elegantesten Hülle. Haase wird früh ein Modespiegel, wie später Sonnenthal in Wien, wie heute Le Bargy in Paris. Auch die körperlichen Mittel können nicht blendender sein: das feinste Profil, die geschmeidigste Gestalt, die ritterlichste Haltung, die schmalsten Lippen, die blaublütigsten Hände. Dazu findet sich das Rollenfach von selbst.

Es ist, in den verschiedensten Abschattungen, ein einziger Typus: der abenteuernde Aristokrat, der verschmitzte, glatte Diplomat, der blasierte Chevalier, der lüsterne Hagestolz von vornehmer Abkunft, der geckenhaft verlotternde Dümmling. Dieser Typus wird Haases Domäne, nachdem seine untiefen Anlagen und seine aufs Äußerlichste gehenden Absichten ihn am Berliner Hof-Theater neben Dessoir und Döring unmöglich gemacht und abgeklärte Männer wie Gubitz und Rötscher, die kritischen Mächte des vor- und des nachmärzlichen Berlin, fast zur Verrohtheit aufgereizt haben. In diesen Typus fallen Figuren wie der furchtbar traurige und furchtbar radebrechende Königsleutnant, wie der ausgemergelte Klingsberg und der behagliche Rocheferrier in der ‚Partie Piquet'. Mit diesen drei Rollen und ein paar ähnlichen, die alle durch mühsam ersonnene und geschickt aufgesetzte Nuancen von einander abgehoben wurden, ist Friedrich Haase ein halbes Jahrhundert durch die alte und die neue Welt gezogen, nichts in Ehren haltend als ‚die Dramaturgie des Kassenrapports und des Eisenbahnfahrplans' – um ein hübsches Wort von Max Martersteig zu gebrauchen. Wer sich ungefähr ein Bild machen will, wie Haase diese Rollen gespielt, was er überhaupt gekonnt hat, der sehe jetzt Bassermann in ‚Benignens Erlebnis'. Wer wissen will, was er nicht gekonnt hat, der sehe Bassermann in andern Rollen: als Traumulus, als Sala und als Volksfeind. Es ist schwer abzustreiten, daß hier erst die große Schauspielkunst beginnt, und daß Haase immer im Vorhof geblieben ist. Denn zum großen Schauspieler haben ihm so ziemlich alle Eigenschaften gefehlt. Er hatte keine Leidenschaft, keinen Humor, keine Naivität und keine Phantasie. Er konnte kein Herzeleid, keinen Übermut und keine Liebe ausdrücken. Diese äußerlich reich bemittelte war eine innerlich arme Natur. Wenn es Sache der Schauspielkunst ist, die Seele in den Körper zu treiben, dann war er eigentlich kein Schauspieler. Denn von Seele hat er nie etwas spüren lassen. So blieb der Körper. Und in der Beherrschung des Körpers hatte ers allerdings weit gebracht. Er spielte mit allen Vieren! Mit Schultern, Armen, Hüften und Waden. Wenns schicklich gewesen wäre, barfuß zu kommen, hätte er auch mit den Zehen gespielt. Was er sich da entgehen lassen mußte, kam dem vierten Finger der linken Hand zu gute, der nun umso öfter und umso lieber kratzend über den Tisch fuhr. Solcher drolligen Künste waren noch mehr: ein hochgezogenes Husten, Krähen und Krächzen, ein Quetschen, Quietschen, Gurgeln und Durcheinanderkollern der Vokale. Mit diesen Künsten wurden Shylock, Richard der Dritte, König Philipp und – Hamlet in gemäßigter Form ebenso liebevoll bedacht wie die Wachsfiguren von Raupach, Kotzebue, Benedix und Gutzkow. Die gute Schauspielkunst bemüht sich, noch aus Virtuosenstücken Naturgebilde zu machen: Friedrich Haases Kunst war immer bemüht, selbst aus dichterischen Naturgebilden Virtuoseneffekte zu schlagen. Die Schauspielkunst, die wieder Dialogkunst, Ensemblekunst werden wollte, nachdem sie zur Monologkunst wandernder Sterne herabgesunken war, hat ein Mann wie Haase zu lange und zu mächtig aufgehalten, als daß wir an seinem achtzigsten Geburtstag auch den Künstler, nicht nur den unerhört rüstigen alten Herrn zu feiern hätten. Freilich: ist er denn wirklich schon oder erst achtzig? Man kennt Baumeisters Antwort auf die Frage, wie alt Sonnenthal sei: ‚Bis vierzig waren wir gleich alt; dann hab ich ihn verloren.' Im Gegensatz zu den Schauspielern, die langsamer altern als ihre Altersgenossen, liebt es Haase, schneller und immer schneller zu altern. Im Jahre 1881 gab er an, 1829 geboren zu sein. 1896 bekannte er sich plötzlich zu 1826 und 1905 noch plötzlicher zu 1825. Es wäre böswillig, anzunehmen, daß er das getan hat, weil er die Feier des siebzigsten und des achtzigsten Geburtstags nicht erwarten konnte. Immerhin darf man

hiernach darauf gefaßt sein, daß er anno 1913 das Geburtsjahr Hebbels und Wagners zu dem seinigen machen wird: denn ganz anders als ein Neunzigjähriger wird nun doch einmal ein Hundertjähriger gefeiert.“ Den hundertsten Geburtstag hat der alte Herr leider nicht mehr erlebt. Aber wenn ich ihn unter dem frischen Eindruck vieler seiner Leistungen so habe charakterisieren müssen, dann ist kaum zu erwarten, daß ich ihn heute freundlicher beurteile — heute, wo alle jene Eindrücke vollständig verblaßt sind, während ein Mann wie Friedrich Mitterwurzer, den ich vor neunundzwanzig Jahren zum letzten Mal gesehen habe, in jedem Ton, jeder Miene und jeder Bewegung lebendig vor mir steht.

Eingeschriebenes Mitglied. Nichts erheiternder als die Parteipresse. Die rechte macht für das Schicksal der Optanten das preußische Ministerium des Innern verantwortlich, die linke das Reichsministerium des Innern. Dieses wird von einem Deutschnationalen geleitet, jenes von einem Sozialdemokraten. Wärs umgekehrt, würde auch die Schuld entsprechend verteilt werden. Dabei sollte immerhin festzustellen sein, wo sie wirklich liegt. Aber solange dieser primitivste Grad von Objektivität niemals aufgebracht wird, so lange ist keine Besserung der Zustände zu erwarten. Nichts betrüblicher als die Parteipresse.

Zeitungsleser. ‚Der Tag‘ die Nachtausgabe setzt vor die 2. Fortsetzung des Romans ‚Krieg, Liebe, Spekulation‘ die folgende Notiz: „Rolf Gert, der Sohn des Kommerzienrats Bracht, zeigt schon in seinen Knabenjahren ungebändigten Lebensdrang. Mit zehn Jahren reitet er ein Vollblut zuschanden, Rolf bekommt von seinem Vater ein Fahrrad und später ein Motorrad. Im Sommer spielt er Tennis und nimmt später Boxunterricht.“ Im Roman selbst geht es dann gleich weiter: „Seine Zerstörungslust erreichte den Gipfel, als ihm ein erster gutsitzender Uppercut auf die Oberlippe des Trainers glückte. Zwar mußte er das zerstörte goldene Gebiß teuer bezahlen.“ Und nun erwarten Sie täglich gleich der Lotosblume träumend die Nacht und die Nachtausgabe, um die nächste Fortsetzung zu verschlingen. Aber auch ein Mann Ihrer geistigen Verfassung müßte so viel Phantasie haben, um die Lebensgeschichte des hoffnungsvollen Jünglings allein fortzuführen. „Für Rolf Gert kam selbstverständlich nur eine Laufbahn in Frage: den Rock Seiner Majestät des Kaisers zu tragen. Als zwanzigjähriger Fähnrich schlug er kurz vor dem Weltkrieg irgendeinem Gehirnfatzken, der ihm versehentlich die Lackstiefel beschmutzt hatte, den Schädel ein. Sein Vater überwies der Witwe sofort 300 Mark. Als Oberleutnant machte er durch seine vielen Weibergeschichten in der ganzen französischen Etappe von sich reden und wurde der Schrecken aller aus der Front durchkommenden Gemeinen. Nach dem 9. November 1918 weist Rolf Gerts Lebensgeschichte eine kleine Lücke auf, da er sich so sicher zu verstecken wußte, daß nichts über ihn zu erfahren war. Aber schon Ende 1919 tritt er, mit dem Hakenkreuz geschmückt, in die nationale Bewegung ein und erledigt einige Jahre später im Auftrag der Organisation Consul aus dem Hinterhalt einige Republikaner. Obwohl eigentlich berechtigte Notwehr anzunehmen war, schwebt doch ein Verfahren vor dem Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik, das in Rolf Gerts 95. Lebensjahr auch zu einer Bestrafung geführt haben könnte, wenn der Hugenberg-Konzern nicht schon lange vorher den Staatsgerichtshof mitsamt der ganzen Republik aufgekauft gehabt hätte.“

Verantwortlich : Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki - Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy, 6

XXI. Jahrgang 18. August 1925 Nummer 33

No-cooperation der Intelligenz von Otto Flake

Ein weißer Rabe macht noch keinen Sommer, und was hilft es dem Tier, wenn es weise wird? Du gehörst ja doch einer Nation von Papageien an, immer wird sie Schlagworte kreischen.

Was für ein Erdteil! Sind die vier andern besser? Wo immer ein Volk sich gegen die Europäer erhebt, erlebt es seine Wiedergeburt im europäischen Geist. Es wirft seine Tradition über Bord, es kauft sich Maschinengewehre, seine Führer studierten auf Militärschulen und Universitäten der weißen Rasse.

Geht Europa unter? Sicherlich nicht in dem Sinn, daß seine Ideen und Methoden, seine Energiesteigerung und Tatverehrung untergingen. Alle haben begriffen, worauf es ankommt: auf Eigennutz, Bosheit, Schachern und Brutalisieren. Die Universalität ist hergestellt, die kosmische Gemeinschaft ist Wirklichkeit, der Europäer hat die Welt endgültig versaut.

Neulich legte mir Coudenhove, der eine Enquete macht, zwei Fragen vor: Halten Sie die Gründung der Vereinigten Staaten von Europa für notwendig? Halten Sie sie für möglich? Die Antwort auf die erste Frage war einfach, sie lautete: Ja. Die zweite bereitete mir Kopfschmerzen. Es ist eine Gretchenfrage, die man nach den Jahren abzählen muß. 1914: Ja; 1918: Ja und dreimal Ja; 1925: ? ?

Wer wagt 1925 noch Ja zu antworten? Wenn man inzwischen nicht zum sowohl weißen als weisen Raben geworden wäre, würde man sagen: Es gibt Zeiten des Niedergangs, es gibt auch Zeiten des Aufstiegs, setzen wir auf die Hausse und antworten Ja. Aber es sind dir da einige Zweifel gekommen, von jener Art, die grundsätzlich ist. Grundsätzlich gesehen, sind die Ideen Trauben, die zu hoch hängen, als daß sie den Füchsen da unten Beschwerde machten.

Ob der Sieg der Vernunft möglich ist, das ist eine Frage, die nur durch die Erfahrung beantwortet wird. Also muß man so handeln, als ob er möglich wäre. Je theoretischer man lebt, desto leichter fällt einem, in dem Alsob ein nur kleines Hindernis zu sehen. Je praktischer man lebt, desto mehr wächst es.

Jedenfalls: damit Idealismus eine Sache bleibt, mit der sich ein denkender Mensch abgeben kann, muß man ihn pessimistisch fundamentieren. Man macht das Treiben mit, nicht weil, sondenn obwohl. Nur kein Rückfall in Hegel. Der Staat als Verwirklichung des Absoluten? O ja: des Absolutismus, des Beamten, des Ehrgeizes, der Machtgier, der Massenaffekte. Diesen Heiligen wenigstens haben wir durchschaut, und kein Lebender sollte ihm noch Kerzen anzünden.

Wie die Dinge liegen, und sie liegen genau so definitiv wie die geologischen Schichten, geht alles wirkliche Denken wie

gegen die Stupidität der Gesellschaft, so gegen die Plumpheit des Staates. Denken zielt auf Freiheit, und wer energisch denkt, fügt hinzu: ohne Rücksicht auf die Konsequenzen. Man hat den Staat zum Gott gemacht, da man bereits keine andern Götter mehr hatte; der Gott wurde zum Götzen, und der Götze ist gestürzt. Im Denken ist er gestürzt, nicht in der Praxis. In der Praxis beglückt er der Reihe nach die Länder mit seinen Hohepriestern, den Diktatoren. Aber eben darum löst sich das Denken von ihm.

Jeder geistige Mensch ist heut in derselben Lage wie die Juden – außerstande, sich mit den Vaterländern eins zu erklären, und darauf angewiesen, von den Nationalstaaten zu sagen: Eure Angelegenheit, aber nicht meine.

Außenseiter sind wir Alle. Gewiß, es gibt Unterschiede. Das Essen in einem italienischen Speisewagen ist ebenso gut und heiter wie der Fraß in einem deutschen abscheulich und fatal. Aber ich fürchte: damit erschöpft sich der Unterschied zwischen Italien und Deutschland. Wenn ich mir vorstelle, ich sollte im Land des Fascismus leben, wo man Reptilien züchtet, wie anderswo Schnecken!

In Berlin kann es einem Italiener passieren, daß er von einem Teutonen angeschnauzt wird, weil er mit einer Dame italienisch spricht; in Pisa einem amerikanischen Konsul, daß er verprügelt wird, weil man ihn mit einem Liberalen verwechselte. Möchtest du Pole, Tscheche, Spanier sein? Überall ist ein Affenprozeß möglich, überall ist Dayton. Die Prügelstrafe kommt, und die Bestrafung des Selbstmordes ist schon da, vorläufig in Griechenland. Sogar eine bürgerliche Schweizer Zeitung gab die Definition: Demokratie ist Bürokratie.

Meine Hoffnung ist die französische Intelligenz. Sie umfaßt noch immer die klügsten und mutigsten Leute. Es gibt dort einige, die sich genieren, wenn ein Minister die Kredite für Marokko damit begründet, daß unter jenen Wilden die europäische Zivilisation gesichert werden müsse. Vielleicht überschätze ich diese Intelligenz. Aber gewiß nicht die deutsche, soweit sie nicht jüdisch ist.

Wann bekommen die Journalisten, die kommandierten Generäle der Presse, das Recht, alte Reichswehrmontur zu tragen? Im Sächsischen nahm der ehemalige König dieses Landes eine Parade über seine Offiziere und Vereine ab. Empörend? Ich war gar nicht empört. Ich sage: es ist Zeit, grundsätzlich zu werden. Man muß diese Sphäre durchschauen, in der es Könige, Republiken und Nationen gibt, nicht zu vergessen die Staatsanwälte, die der Hetzpresse Informationen geben und dann im Land mit Flugzeug und Motorboot herumtoben. Korrupte Justiz und Überspannung der Staatsidee, das geht zusammen. Die Fälle Höfle und Barmat – ja, wollt Ihr denn immer nur aufdecken, lies: nachträglich deklamieren,

und nie einsehen, daß Bürgerlichkeit, Fascismus und Bolschewismus dieselbe Teufelei in dreifacher Ausfertigung ist?

Ich blase nicht zum Rückzug auf den Individualismus. Ewig wahr bleibt das Wort: Man darf die Welt nicht den Schlechten überlassen, sonst wird sie noch schlechter. Aber Eines scheint mir nötig zu erkennen: daß man am besten Fall Widerstand leisten und das Gute am Aussterben hindern kann, niemals aber den Staat und die Gesellschaft nach der Idee der „Besten“ formen wird. Ewig werdet Ihr Minorität bleiben. Auch im Parlament der Ideen präsidiert die Gewalt.

Für die Leser dieser Zeitschrift wiederholt sich immer wieder der Vorgang, daß Einer verzweifelt fragt, ob man denn nicht die Phalanx der Guten organisieren könne. Dieser Appell umschreibt die Frage, ob man nicht Macht gewinnen könne. Wenn du Macht gewinnen willst, mein Lieber, mußt du mit dem Kapital oder gegen das Kapital gehen, das heißt: du mußt dich in Schmutz und Blut waschen. Als Drittes ist nur möglich, die Sache ganz anders anzufassen, nämlich die Depolitisierung aller Derer zu betreiben, die noch Herz und Verstand haben.

Man muß nicht mehr schwanken, ob man Kommunist, Demokrat, Republikaner sein will, und nicht glauben, daß man in einer dieser Formen positiv wirken könne. Man muß noch viel radikaler werden, als man schon ist, indem man „das ganz Andre“ des Staates zu einer bewußten Idee macht. Es gibt eine Sphäre jenseits des Politischen. Bis jetzt wohnen nur die Resignierten und Angeekelten in ihr — man kann sie ganz weit öffnen, für Alle, die der Politik, dem Staat, der Gesellschaft die Anerkennung verweigern, als Partei der Defaitisten.

Das Weitere wird sich zeigen. Verweigerung des Militärdienstes ist nicht genug. Verweigerung der Anerkennung der Mitarbeit ist mehr. Jede Flucht ist eine Umfüllung. Es kommt nur darauf an, wie Viele fliehen, und wer flieht. Tun heißt nicht: sofort tun, und vor Allem nicht: mit demselben Mitteln tun wie Die, die man ablehnt. Den Kredit kündigen, seinen Einsatz zurückziehen, die Mitarbeit verweigern, ist auch Tat. Negieren ist in gewissen Zeiten positiver als irgendein Positivismus.

Hat es irgendeinen Sinn, sich über die Polen zu empören, die jetzt die deutschen Optanten austreiben? Selbstverständlich ist dieses Vorgehen abscheulich. Aber die Wurzeln dieses Unglücks wuchsen einst aus preußischem Boden. Der deutsche Ostmarkenverein heißt jetzt polnischer Westmarkenverein. Wenn Gerhart Pohl hier neulich sich gegen den Terror der bulgarischen Weißen empörte, ist das für mich ein lobenswerter Affekt, aber der Terror der bulgarischen Roten eine gleichwertige Tatsache. Rettung findet nur, wer grundsätzlich beide Ideen ablehnt. Fort mit den Parteien, den Klassen, den Nationen. Ich für meine Person proklamiere fortan die Nocooperation der Intelligenz.

Die neue Labour Party von Joseph Friedfeld

Das Jahr 1924, da die LabourParty in England für zehn Monate die Geschicke des britischen Reiches zu lenken versuchte, hatte für die Entwicklung dieser Partei eine doppelte Bedeutung: teils lasten die Fehler und Unzulänglichkeiten ihrer Amtsführung nun auf ihr und hindern ihre Führer, auch in der Opposition, eine Politik gemäß den verkündeten Prinzipien zu führen; teils ist in immer größern Schichten der Partei grade aus den Lehren des Jahres 1924 die Erkenntnis erwachsen, daß die LabourParty, soll sie nicht ihre geschichtliche Berechtigung verlieren, nicht anstelle der Liberalen Partei als eine loyale Alternativ-Opposition treten darf. Durch diese beiden Tendenzen verstärken sich noch die Spannungen und Gegensätze in der Partei selbst. Aber die Entwicklung, die die Partei zu nehmen beginnt, ist nicht nur von Bedeutung für England in dem Augenblick, da es von schweren sozialen Kämpfen bedroht erscheint, sondern dank der Stellung der englischen Arbeiterschaft im internationalen Gewerkschaftsbund und in der Zweiten Internationale wie dank dem Einfluß, den jede Änderung im Kräfteverhältnis der englischen Politik auf die allgemeine Lage ausüben muß, auch von internationaler Bedeutung.

Als eine politische Macht ist die englische Arbeiterschaft verhältnismäßig jung, jünger als die kontinentale Sozialdemokratie. Die Spitzen der englischen Arbeiterschaft aber vermochten durch frühzeitige Organisierung schon lange vorher eine wirtschaftliche Macht zu werden und sich günstige Arheits- und Lebensbedingungen zu schaffen, die denen ihrer kontinentalen Kameraden weit vorauseilten. Der Reichtum und die Überlegenheit der englischen Industrie gestatteten das. So entstand unter den gelernten Arbeitern eine verhältnismäßig gut gestellte und saturierte Schicht, deren Führer von dem Bürgertum aufgesogen wurden. Der Londoner Hafenarbeiterstreik von 1889 war die erste Revolte des unorganisierten, unterbezahlten ungelernten Arbeiters. Von da an griff die Gewerkschaftsbewegung in immer weitere Kreise; aber die Führung blieb stets einer im Grunde konservativen und gut gestellten Führerschaft. Es war eine kleine Elite revolutionärer Arbeiterschaft und liberaler Intelligenz, die in sozialistischen Organisationen vereinigt waren, wenige Tausende Mitglieder zählten, in einer Koalition mit der Gewerkschaftsbewegung die politische LabourParty gründeten und in ihr den linken Flügel stellten, während die Gewerkschaftler selbst in ihrer überwiegenden Mehrheit auf dem rechten Flügel standen.

Diese Stellung der beiden Gruppen in der LabourParty blieb auch im Kriege unverändert. Auf dem linken Flügel stand die Independent LabourParty, die wohl nicht in ihrem Sozialismus, aber in ihrem Pazifismus radikal war, und der die weitaus größte Zahl der Kriegsdienstverweigerer angehörten. Auf dem rechten Flügel standen die Gewerkschaftler, die nach Art der kontinentalen Sozialdemokratie mit der Regierung zusammenarbeiteten, um den Sieg ihres Staates im Weltkrieg zu sichern. Aber die allgemeine Verschlechte-

rung der wirtschaftlichen Suprematie Englands durch die wachsende Konkurrenz andrer Industrieländer wie das erwachende Klassenbewußtsein führten zu Konflikten zwischen Unternehmern und Arbeitern, wobei in den untern Schichten der Arbeiterschaft immer mehr die Neigung wuchs, nicht auf parlamentarische Gesetzgebung zu vertrauen, sondern selbst zu handeln. Die Independent LabourParty dagegen war keine Klassenpartei und ihr Sozialismus stets sehr verschwommen und breit. Als Keir Hardie ihr Führer war, trug sie noch den Stempel dieses aufrichtigen und aufrechten Revolutionärs. Nach seinem Tode verschwand mit ihm auch sein Einfluß, während der im Kriege bewiesene Pazifismus der Independent Labour Party die Anhängerschaft vieler radikaler bürgerlicher Intellektuellen und ein großes Ansehen bei den linken Sozialisten auf dem Kontinent erwarb. So stieg der Einfluß der Independent LabourParty innerhalb der LabourParty, und mit den Stimmen der sogenannten Linken innerhalb der Partei wurde MacDonald zum Führer der Partei gegen den Gewerkschaftler Clynes gewählt und somit zum ersten Labourpremier designiert.

Während der Regierungszeit der LabourParty stellte sich nun heraus, daß MacDonald und die Seinen kein Programm hatten. Die Unzufriedenheit unter der Arbeiterschaft schwoll an. Die Arbeiter klagten, daß die Regierung sich in keiner Weise von den frühern Regierungen unterscheide. MacDonald und die Führer der Independent LabourParty waren für Zusammenarbeit der Klassen; sie verurteilten Streiks. Poplarismus, kurz: Alles, was den industriellen Frieden und durch direkte Aktion die Grundlagen der bestehenden Gesellschaftsordnung gefährden konnte. Aber weite Kreise der Arbeiterschaft, mit denen MacDonald und seine Gruppe schon lange außer Fühlung gekommen waren, hatten unterdessen am eignen Leibe die Realität des Klassenkampfes erfahren. Nach dem Kriege hatte die regierende Klasse ihre Versprechungen nicht gehalten. 1919 wurde die sogenannte Sankey Kommission eingesetzt, um die Bedingungen der Kohlenindustrie zu untersuchen und Reformen vorzuschlagen. Die Lage der Bergarbeiter war immer schlecht gewesen und hatte schon 1912 zu einer großen Ausstandsbewegung geführt. Die Vorschläge dieser offiziellen Kommission, die unter anderm die Nationalisierung der Bergwerke empfahl, wurden aber von der – nach dem siegreichen Kriege und nach Beseitigung der Revolutionsgefahr in Westeuropa aufs neue sich in Sicherheit wiegenden – regierenden Klasse zur Seite gelegt. Zugleich begann 1921 die scharfe wirtschaftliche Krise einzusetzen, die nicht nur ein Heer von manchmal fast zwei Millionen Arbeitsloser schuf, sondern auch den Industriellen die Gelegenheit bot, die Arbeitsbedingungen der Arbeitnehmer von dem vorm und im Kriege erreichten Standard herunterzudrücken. Wieder waren es die Bergarbeiter, die sich zuerst rührten. Ihre Aktion aber hatte nur Aussicht auf Erfolg, wenn sie von den kartellierten Eisenbahner- und Transportarbeiter-Gewerkschaften unterstützt wurde. Die Führer, die noch der alten Schule angehörten, zögerten, und so brach diese Allianz an dem „Schwarzen Freitag“,

dem 17. April 1921, zusammen. Von diesem Augenblick an ging die Gewerkschaftsbewegung immer mehr nach links. Eine neue Generation von Führern trat an die Spitze, und die Logik der wirtschaftlichen Notwendigkeiten zwang die Gewerkschaftler trotz dem Widerstand einiger ihrer ältern Führer zu der Erkenntnis, daß es keine Besserung ihrer Arbeitsbedingungen gibt außer durch Umgestaltung der Grundlagen der Wirtschaft, und daß dazu nur eine wohlvorbereitete direkte Aktion führt.

So ist es in den letzten Monaten dahin gekommen, daß MacDonald und die Independent LabourParty den äußersten rechten Flügel der Arbeiterpartei bilden, der parlamentarische Erfolge und eine Besserung der Lebensbedingungen der Arbeiterschaft durch Regierungsmaßnahmen anstrebt. Die Gewerkschaftsbewegung selbst unter Swales, dem Vorsitzenden des Generalrats des Gewerkschaftskongresses, der höchsten Zentralinstanz der Gewerkschaftsbewegung, und unter Purcell, dem Präsidenten des Amsterdamer Internationalen Gewerkschaftsbundes, steht heute auf dem linken Flügel und in lebhafter Opposition gegen die Gruppe um MacDonald. Diese Gewerkschaftsführer haben im Herbst 1924 Rußland besucht, und ihr Bericht hat große Bestürzung unter den kontinentalen Sozialdemokraten und in der Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale hervorgerufen. Sie sind die Vorkämpfer für eine einheitliche Front der russischen Roten Gewerkschaft und der Amsterdamer. Sie suchen die englische Arbeiterschaft zu dem Gedanken der direkten Aktion zu erziehen. Ihr Gegensatz gegen den rechten Flügel ist so groß, daß bei der Ersatzwahl ins Parlament, die vor kurzem in dem von Bergarbeitern bewohnten Forest of Dean Distrikt stattfand, wo Purcell als Kandidat der LabourParty aufgestellt war, vielfacher Druck auf MacDonald diesen nicht dazu gebracht hat, Purcell, der gewählt wurde, auch nur eines der in England bei Wahlen gebräuchlichen Ermutigungs- und Empfehlungsschreiben zu senden. Diese Neuorientierung der englischen Arbeiterschaft, die vielleicht bald eine Veränderung des politischen Antlitzes Großbritanniens mit sich bringen kann, ist von besonderer Bedeutung in dem Augenblick, wo die englischen Unternehmer zu einem neuen Angriff auf die Lebensbedingungen der Arbeiterklasse übergehen und diese entschlossen ist, Widerstand zu leisten. Das endgültige Resultat des jetzt anhebenden Kampfes ist noch ungewiß; aber sicher ist, daß als sein Ergebnis die Notwendigkeit eines festern Zusammenschlusses und einer geeinten Aktion der Gewerkschaften immer stärker empfunden werden und zugleich die Erkenntnis immer weitere Kreise erfassen wird, wie wenig die jetzige parlamentarische Tätigkeit der LabourParty den wirtschaftlichen Bedürfnissen und Nöten der Arbeiterklasse Rechnung trägt. Falls sich diese Neuorientierung in der englischen Arbeiterschaft auch nach außen hin in der Führung der Partei zur Geltung bringt, wird dies der Beginn einer neuen Periode in der politischen und sozialen Geschichte Englands sein. Dann erst wird die wahre Stellung des Jahres 1924 in der Verkettung der historischen Ereignisse voll eingeschätzt werden können.

Vorbekenntnis: Warum ich spreche

Als mehrjähriges Mitglied nationaler Wehrverbände habe ich Gelegenheit gehabt, die fürchterliche Fratze der Geheimorganisationen kennen zu lernen. Volkshaß, Selbstsucht und Bestialität dieser „Idealisten“ haben mir die Gefolgschaft verleidet. Nur mit größter Vorsicht gelang mir, aus den Reihen der Fanatiker zu weichen, da sie verstehen, durch ihr Femegespenst auch Die an sich zu ketten, die enttäuscht zurücktreten wollen, um sich friedlicher, verfassungsgemäßer Tätigkeit zu widmen.

Wer da glaubt, einwenden zu können, daß Manches in diesen Abschnitten sich auf Ereignisse bezieht, die schon eine Weile zurückliegen, dem ist die gewaltig um sich greifende Macht des Landsknechtsnationalismus nicht aufgegangen. Wer sich scheut, seine verderbliche Wirkung anzuerkennen, der mag weiter mit geschlossenen Augen durch sein Vaterland gehen. Aber er denke daran: Noch heute schaufeln die gleichen Kräfte am Grabe des deutschen Volkes!

Ich bin in die vaterländische Bewegung gekommen, ehrlich begeistert vom Ideal des nationalen Gedankens. Was ich dort fand, war ein Sumpf der niedrigsten Gesinnung und erbärmlichster Leidenschaften, eine Atmosphäre von Mordlust und Zynismus. Mit Entsetzen wandte ich mich zur Flucht.

Wenn ich in den folgenden Aufsätzen erzähle, was ich selbst erlebt habe, so tue ich es nicht, um an das Reinlichkeitsgefühl der Wehrmitglieder oder an das Verantwortungsgefühl der Bourgeoisie insgesamt als des Rekrutierungsdepots der Allzu-Unzufriedenen zu appellieren. Das scheint mir hoffnungslos. Ich tue es, damit das deutsche Volk, insbesondere die arbeitenden Massen, die Leute kennen lernen, die sich berufen fühlen, „Führer“ zu spielen. Und vor Allem hoffe ich, mich reinzuwaschen von der — wenn auch unbewußten — Schuld mehrjähriger Gemeinschaft mit diesen Leuten.

Ich widme meine Schrift allen Vätern und Müttern, namentlich aber den Erziehern der Jugend, den Lehrern und Lehrerinnen an den höhern Lehranstalten, die mit Stolz auf die schwarzweißrote Kokarde an den Mützen ihrer Zöglinge blicken. Mögen sie ihre Verantwortung erkennen!

I.
Die Schuld der Eltern

Man kennt die Vaterländischen Verbände nicht, man versteht nicht ihren Geist, wenn man nicht erlebt, wie sehr grade die Eltern der völkischen Jünglinge selber mit dem Herzen bei der „nationalen Sache“ sind.

Im Dezember 1923, zur Zeit des Konflikts zwischen Bayern und Reich, lagen in Oberwasungen bei Coburg Artilleristen. Keine Reichswehrsoldaten, sondern Freischärler, halb Wikinger, halb Jungdo, formiert im sogenannten Jungdeutschen Regiment. Mutig brüllten sie ihre antisemitischen Orgelweisen,

soffen dem Schankwirt gegen Kredit Schnaps und Bier weg und fraßen den vor roten Armeen zitternden Bauern das Haus aus. Nötig war ein Grenzschutz damals nicht mehr. Die preußische Reichswehr hatte Thüringen besetzt und jede Gefahr kommunistischer Putschbewegungen mit der ihr gegen „Linkser“ eignen festen Faust unterdrückt. Diese Landsknechte des bayrischen Grenzschutzes – gegen das Reich! – waren fast durchweg Söhne begüterter, mit Bildung prunkender und von Anständigkeit triefender Eltern. Einer dieser Jungen spielte mit einer Handgranatensprengkapsel, die er nicht kannte, deren aber jeder der „Soldaten“ mehrere besaß. Sie explodierte, riß dem kaum Siebzehnjährigen drei Finger von der Hand, zerstörte das rechte Auge, sodaß es herausgeschnitten werden mußte, und untergrub die Sehkraft des linken.

Der Formation war der Knabe nun selbstverständlich lästig geworden. Er wurde ins Coburger Krankenhaus eingeliefert. Niemand nahm an den feldgrauen, umgürteten und feldbemützten Besuchern Anstoß.

Ein Brief rief den Vater aus der Spreewaldgegend herbei. Kein Vorwurf, keine Reue, daß doch er schließlich an dem Unglück seines Kindes die Schuld trug. Ich sah, wie er mit Interesse den Erzählungen seines Sohnes lauschte. Kein Verbot unterbrach die Pläneschmiederei des jungen Fanatikers, der hoffte, bald doch noch gegen die thüringischen Arbeiter und – wenns sein müßte – auch gegen die regierungstreuen Bestandteile der Reichswehr marschieren zu dürfen. Noch gellt mir das dröhnende Lachen der Freude über diesen so „tüchtigen“ und „idealen“ Sohn im Ohr. Dann lud der Alte die Unteroffiziere und den Offizier, also Alle, die nach dem Vater die größte Schuld an der Zerstörung des jungen Bluts hatten, zu einer Sauferei ein.

So sind es die Eltern, Schule, Umgebung und Lektüre, die diese jungen Fanatiker in die Arme des vaterländischen Banditentums treiben. Vernarrt in den dürftigen Glorienglanz eines kriegerischen Scheinheldentums, reiben sich die Verderber die Hände, wenn sadistische Kampfbereitschaft aus den Jungenaugen leuchtet.

*

In F. besuchte mich der Vater eines Schülers, der mir für seine Ferienzeit zur Ausbildung übergeben war. Der Junge war grade in den besten Flegeljahren und mochte seinen Eltern viel zu schaffen machen. Sein Vater sah mir beim Exerzieren zu.

„Nehmen Sie meinen Sohn ordentlich ran!“

„Nicht mehr, als mir nötig erscheint.“

„Na, der hats nötig und kanns vertragen. Er soll ein Soldat werden, wie sein Vater einer war.“

Wenige Tage später brach der Knabe auf dem Kasernenhof in fürchterlichen Herzkrämpfen zusammen. Sein schwerer Herzfehler war mir verheimlicht worden.

Es war eine schreckliche Stunde für mich. Ein herbeigeholter Arzt schüttelte mißbilligend den Kopf; fast bedauernd sah er mich an. Endlich kam der Knabe zu sich. Bald darauf wurde er entlassen. Da erschien der Vater bei mir und sagte:

„Wie konnten Sie sich nur von meinem Sohn so beeinflussen lassen? Das ist ein Simulant, ein Drückeberger. Ich muß mich ja schämen – ich, seinerzeit der beste Unteroffizier meiner Kompagnie.“

Als ich ablehnte, den Sohn von neuem einzustellen, verließ der Vater mich zornig.

*

Diese Sorte Eltern will dressierte Mordbuben aus ihren Kindern machen. Ists nicht eine Schande, daß deutsche Mütter sich über ihre Kinder freuen, weil sie in schmucken Uniformen häßliche Großschnauzenlieder singen und mit leuchtenden Augen von bluttriefenden Plänen gegen das schaffende Volk reden? Haben sie die grauenhafte Tränenflut des Weltkriegs vergessen? Denken sie nicht mehr an die Gräber ihrer Gatten und Ältesten in fremder Erde? Jene starben immerhin im Kampfe gegen einen äußern Feind – aber diese rüsten oder besser: werden gerüstet gegen das eigne Volk. Denn das weiß doch jede Mutter, daß das Sinnen und Trachten ihres Sohnes gegen die Arbeiter gerichtet ist. Antirepublikanisch ist für den gedankenlosen Knaben, für die schwarzweißrot angestrichene Liebe der spießbürgerlichen Gemütsmutter und für den kannegießernden Herrn Vater gleichbedeutend mit antipazifistisch, antisozialistisch und antiproletarisch. Was man beim arbeitsmüden, ausgesogenen Kommunisten mit Mangel an Geistesfähigkeiten, mit Mangel an Selbständigkeit und Überblick entschuldigen oder verstehen kann: beim Bürger, der sich für geistig höherstehend hält, muß man es als bewußte Mordgier und gewollten Klassenhaß verdammen. Wie diese Eltern ihre Sünden an den eignen Kindern, deren Lebenspfad sie sonst mit überzärtlicher Sorgfalt bewachen und ebnen, vor dem Gott, zu dem sie beten, verantworten wollen, ist nicht zu begreifen.

*

Die sechzehnjährige Tochter eines Professors in einer norddeutschen Stadt gehörte der Mädchengruppe des Bismarck-Bundes an. In diesem Kreise hatte sie sich an nationalem Heldentum dermaßen berauscht, daß ihr die Idee kam, sie müßte selbst eine „nationale Tat“ vollbringen. Dem Radikalismus ihrer Umgebung entsprechend mußte es ein Attentat auf einen namhaften Linkspolitiker sein. Sie erzählte mir davon.

Ich ging zu den Eltern und machte sie auf die Gefahr, in der ihr Kind schwebte, aufmerksam. Erst lachte man mich aus. Als aber die herbeigerufene Tochter mit den Allüren einer Jungfrau von Orleans die Wahrheit bestätigte, herrschte großes Erstaunen im Salon der gnädigen Frau.

„Wo sie das bloß her hat? Wir sind doch so streng mit ihr. Nur in den Bismarck-Bund darf sie. In der Woche zweimal.“

In den Augen des Vaters kämpfte Angst um die Tochter mit sichtlichem Wohlgefallen. Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß grade dieser Bismarck-Bund für das schwärmerische Mädchen verderblich sei. Da aber richtete sich aller Zorn der „deutschnationalen“ Eltern gegen mich.

Immerhin mag in diesem Falle mein Hinweis doch veranlaßt haben, daß die Tochter aus dem Bismarck-Bund herausgenommen und in ein Pensionat geschickt wurde.

*

Etwas verständlicher wird die Stellung des Bürgertums, das das Rekrutierungskontingent der Wehrverbände bildet, wenn man sich vor Augen hält, daß sichs um das ehemals königliche oder großherzogliche oder sonstwie hochfürstliche Beamtentum handelt. Es ist sehr selten, daß sich Menschen durch Tatsachen überzeugen lassen. Meistens ziehen sie vor – besonders, wenn, wie hier, Adel, Militär und Großkapital, die Faktoren, die für den Bürger nächst Gott die herrlichsten sind, ihre edle Hand im Spiele haben – , aus der rauhen Wirklichkeit ins stille Reich der Träume und Märchen zu flüchten. So sind in ihrer Vorstellung die Begriffe Vaterland, Nationalehre, Heldenkampf zu den eigenartigen Gebilden geworden, die Verschrobenheiten jedes Genres zeitigen können.

Zwar anfangs war der Bürger aus Sehnsucht nach beschaulichem Dasein mit dem Herzen bei der Revolution, die dem Kriege und seinen Götzen den Krieg erklärte. Als ihm die Zeit aber die Erinnerung an die furchtbaren Nöte und Entbehrungen des Weltkrieges verwischte, öffnete er, verängstigt durch gewisse Erscheinungen der Revolution, seine Ohren den Einflüsterungen verkrachter Junker, deklassierter Nursoldaten und ihrer gewissenlosen Presse, die ihn in einen Haß gegen den neuen Staat hineintrieben.

Die alte Zeit hat sich nun wieder ihrer Gedanken und – was schlimmer ist – ihrer Kinder bemächtigt. Sie wurden in ihre Vorkriegsseligkeiten zurückgepeitscht, sehen im Militarismus – „ganz egal wie!“ – den Retter, in der Monarchie aber das verlorene Paradies.

Darum bleiben sie blind für den Untergang ihrer eignen Kinder, blind für die Forderungen der neuen Zeit. Wenige Jahre nach einem Kriege, der 10 Millionen Menschen, davon 2 Millionen Deutsche gefressen, wählen sie einen – General an ihre Spitze. Sie kokettieren mit dem rasselnden Säbel und konspirieren mit Allen, für die eine Handgranate mehr bedeutet als eine Schaufel. Denn – das wissen auch sie – : ein General ohne Krieg ist ein Ochs ohne Stroh.

Was das Bürgertum mit dieser Wahl gewollt, was es der lauernden Meute kriegsgeiler, rücksichtsloser Egoisten damit für Dienste geleistet hat, wird die Zukunft erweisen. Von jeher ging das Streben der Wehrverbände auf Umsturz und Militärdiktatur. Allerdings dachten sie immer an Ludendorff, als den „Herold des deutschen Volkes“.

Die Dinge haben sich (durch die Wahl Hindenburgs) anscheinend, wenn auch in andrer Form legalisiert. Aber der Geist ist geblieben und für die deutsche Republik umso gefährlicher geworden. Denn „Und doch!“ lautete die Parole des Fridericus-Rex-Bundes, wenn ein behördliches Gebot gegen ihn erlassen wurde. Dieser Trotz wird auch unter Hindenburg bestehen bleiben.

Ich möchte allen Eltern, deren Kinder irgendwelchen Verbänden angehören, zurufen: Ihr macht aus euern Kindern Landsknechte, Wüstlinge, Hysteriker, Meuchelmörder, solange Ihr sie zu den bis ins Mark verrohten Nursoldaten, deren Vaterlandsliebe der Volkshaß ist, in die Schule schickt!

II.
Landsknechte

Unsre lieben Frauen vom kalten Bronnen
Bescher' uns arme Landsknecht' ein warme Sonnen!
Auf daß wir nicht erfrieren,
Ziehn wir dem Bauersmann
Sein wollen Hemd vom Leibe –
Das steht ihm übel an!

So singt ein Lieblingslied des modernen Landsknechts. Moderner Landsknecht? Das ist leider kein Paradoxon, sondern verteufelt häßliche Wirklichkeit. Wer, wie ich, an den Räubertischen mit schwarzweißroten Tischfähnchen und Totenkopfwimpeln gehockt hat, wer gehört hat, wie sie ihre Banditenlieder sangen, wer gesehen hat, wie sie mit der Reitpeitsche um sich schlugen: der weiß, wie der Geist der Bundschuher, Schweden und Pappenheimer sie umkrallt hält.

Selbstverständlich findet man auch Ausnahmen. Aber: sie sind selten und – nicht erwünscht.

So begegnete mir in Coburg ein ehemaliger Leutnant, der von Berlin zu Fuß herübergelaufen war, um, wie er sagte, gegen den „Bolschewistenterror“ zu kämpfen. Die Führer des Regiments haben ihn ausgelacht und ihm einen untergeordneten Posten gegeben. Leute, die aus innerster Überzeugung mitmachen wollen, dabei aber „zu anständig bleiben, um sich Fahrgeld zu schnorren“, halten sie für unbrauchbar. Je geriebener, rücksichsloser und vorurteilsfreier ein Mann ist, umso lieber nehmen sie ihn auf, umso wichtiger wird sein Ressort. Wenn sie selbst nachher geprellt und betrogen werden von diesen Blüten der Menschheit, dann schütteln sie verständnislos den Kopf. In Oberschlesien brannten nach Beendigung des Insurgentenaufstands fast alle Kompagniefeldwebel mit den Kassen durch. Angehörige einer Batterie, die zur Sturmfahne ‚Oesterreicher‘ des Oberlandbundes gehörte, verkauften auf eigne Rechnung die Pferde und teilten die Beute. Es waren nicht etwa Arbeitslose oder sonst arme Gesellen, sondern – Studenten aus Steiermark. Der Regimentsadjutant des Jungdeutschen Regiments, Stab in Coburg, ein schneidiger „Oberleutnant“, wurde wegen Betrugs, Urkundenfälschung und andrer Delikte verhaftet. Da stellte sich heraus, daß er nicht Freiherr, sondern Kellner war und den Weltkrieg als Armierungssoldat mitgemacht hatte.

*

Der Grundzug des radikalnationalen Wesens ist die Hoffnung, in einem andern Deutschland zu Geld und Macht zu kommen. Wie oft habe ich in Thüringen und Schlesien, in Bayern und Preußen mit Offizieren dieser Geheimgarde zusammengesessen! Bei Bier, Schnaps und Sekt wurden Zoten erzählt

und zweideutige „Soldatenlieder“ gesungen, indeß die Mannschaften zerrissen und zerlumpt herumliefen. Oft machte sich Dieser oder Jener Luft durch das Lieblingswort aller Nationalisten: „Verdammt! Kein Geld, kein Krieg und nicht einmal ein Putsch in Aussicht!“ Dann haben sie auch wohl von der Zukunft geträumt. Die „verfluchten Proleten“ sollten gehenkt werden, ja, neue Foltersysteme wurden mit sadistischer Wollust ausgebaut. Die sie am meisten haßten, die wurden oft, ja fast täglich im Geiste zu Tode gemartert. Aber es waren keine Franzosen; sondern ihre „Erbfeinde“ waren: reiche Juden, dicke Bauern, sozialistische Arbeiter – und welcher Arbeiter ist für sie nicht Sozialist? – , Gewerkschaftssekretäre und Männer der Regierung, vor allen drei: der preußische Minister Severing, weil er scharf und rücksichtslos gegen sie vorgeht; der General der Reichswehr v. Seeckt, weil er – ein Kriegskamerad – nicht mehr mit ihnen konspiriert; der ehemalige Leiter der Abteilung I a des Berliner Polizeipräsidiums J. Weiß.

Bezeichnend für ihren „Idealismus“ ist, daß die Mitglieder eines Verbandes in den Führern andrer nationaler Vereinigungen Widersacher und Nebenbuhler sehen. Wenn sie von den möglichen Erfolgen phantasieren, spürt man den konzentrierten Egoismus in ihnen. Dann reden sie nämlich nie von den Pflichten, die sie auf sich nehmen müßten, sondern sie fangen an, das Schwein zu teilen, bevor es geschlachtet ist. Dabei kommt es oft zu heftigen Auseinandersetzungen und Streitigkeiten. Von den hehren Dingen, die sie ihrer Gefolgschaft vorschwärmen, reden sie nie – Morden und Beutemachen ist ihre ganze Sehnsucht.

*

Einer war Leutnant. Mit 18 Jahren im Feld Offizier geworden, konnte er nach der Revolution den Weg zur bürgerlichen Tätigkeit nicht finden. Abenteuerlustig, kämpfte er auf der Halbinsel Krim mit der „weißen“ gegen die „rote“ Armee. Dann schlug er sich durch Sowjet-Rußland nach Deutschland durch und geriet in die nationalradikale Bewegung. Sein Vorleben qualifizierte ihn zum Leiter einer größern Abteilung. Getreu dem Landsknechtspruch: „Stich und Hieb und ein Lieb muß ein Landsknecht haben“ suchte er sich ein Mädel. Das war leicht, denn die nationalen Mädchen sind ja auch organisiert. Seine Gonorrhöe genierte ihn nicht. Ich selbst habe erlebt, wie ihn die Schmerzen aus dem Bett trieben und durchs Zimmer jagten. Dazu war er – die Idealgestalt des Nationalisten – Morphinist. Trotzdem machte er das Mädchen schwanger und schickte sie dann, um sie loszuwerden, zu Verwandten nach Sachsen. Das Unteroffiziercorps seiner Abteilung bestand aus 6 Mann, davon waren 5 geschlechtskrank. Die Mannschaften setzten sich aus Schülern und Studenten zusammen.

Tragen nicht wirklich die Eltern, die ihre Kinder zu solchen Erziehern geben, Schuld am Verfall der deutschen Jugend? Rohlinge, für die das höchste Glück ist, in die Arbeitermassen zu schießen, verwegene Egoisten und perverse Schweine, denen jedes Gefühl für Sittlichkeit abhandengekommen ist, müssen unweigerlich aus einer solchen „Jugendbewe-

gung“ hervorgehen. Dabei betonen grade sie, daß sie die heiligsten Güter der Nation zu hüten und die Tradition des hehren Deutschtums, dem Treue, Reinheit und Vaterlandsliebe Alles sind, zu bewahren hätten.

*

Bezeichnend für die Landsknechtsnatur der Wehrverbände ist ihr Verhalten gegen den Bauernstand. Als „Arbeitsgemeinschaften“ aufgeteilt, werden ihre Mitglieder bei nationalen Bauern und Großgrundbesitzern einquartiert. Also wird das Verhältnis der umhergaunernden Radikalen zu den arbeitenden Bauern ja wohl freundlich sein? Keineswegs. Aber die Macht des Verbandes ist so groß, daß sich sogar der freie Bauer unterordnet. Die Großgrundbesitzer hingegen haben Freude an den modernen Raubrittern und leisten ihnen bei den widerlichsten Streichen Vorschub.

In Oberschlesien wurden regelrechte Plünderzüge in die benachbarten Dörfer veranstaltet.

In Oberwasungen bei Coburg wurde von Angehörigen der Batterie einem Bauern eine Kuh gestohlen. Als dieser Beschwerde führte, wurde er von dem Batterieführer mit den Worten abgefertigt:

„Denken Sie, daß wir unsre Haut umsonst für Euch zu Markte tragen?“

„Wenn ich keinen Schadenersatz erhalte, wende ich mich an das Gericht.“

Der Batterieführer lachte: „Haben Sie schon einmal was vom roten Hahn gehört?“

Selbstverständlich unterblieb jede Anzeige, denn – das wußte der Bauer – die nationale Justitia arbeitet schneller als die republikanische.

Der Erlös aus dem Raub wurde unter Offiziere und Unteroffiziere verteilt. Der Mannschaft wurde ein Vergnügen mit Freibier gewährt.

Die rücksichtslose und räuberische Handlungsweise dieser Idealisten steigerte die Empörung in der Bauernschaft schließlich so, daß sie zu tätlichem Angriff übergingen. Aber wenige Tage vorher war der Herr Batterieführer verschwunden und mit ihm ein Teil der Unteroffiziere.

*

Eine Mutter, deren Sohn in meiner Kompagnie war, hatte mich für die Dauer meines Urlaubs eingeladen.

„Helfen Sie mir“, sagte sie eines Tages, „helfen Sie mir. Seit mein Sohn aktiv ist, kümmert er sich nicht um die Sorgen seiner Eltern. Sein Vater ist krank – er muß mitverdienen.“

„Was ich tun kann, will ich gern tun. Aber warum spricht Ihr Gatte kein Machtwort?“

„Er fürchtet sich vor seinem eignen Kinde“, flüsterte weinend die Mutter.

Einige Tage darauf redete ich dem Jungen, einem flotten, gutmütigen Bengel, gut zu und schickte ihn nach Hause. Er hielt es nicht aus daheim und brannte durch. Seine Eltern holten ihn wieder. Heftige Szenen zerschlugen das einst fried-

liche Familienleben. Er wollte weg, „wieder zu den Kameraden“. Als Alles nicht half, machte er einen Selbstmordversuch, der glücklicherweise mißlang. Pflichtgemäß meldete ich meinem Vorgesetzten den Vorfall und bat, künftig mehr im Verein mit den Eltern unsrer Rekruten zu arbeiten. Da kam ich schön an! Seine Antwort ist die Antwort aller nationalen „Führer“ auf solche „bürgerlichen“ Einwände:

„Menschenskind! Denken Sie, wir wären eine Erziehungsanstalt? Der Junge hat recht, wenn er seinen Eltern davonläuft. Dieses laue Pack denkt niemals an die nationalen Ideale.“

Wenige Tage später wurde ich versetzt. Ich erfuhr noch zuletzt, daß der Junge „mit Erlaubnis seiner Eltern“ neueingestellt worden sei!

Viele, Vielzuviele habe ich so zu Grunde gehen sehen. Einer lernte stehlen, einer wurde Landesverräter, einer vergewaltigte ein Mädchen, einer lebte von einer Dirne, einer wurde Gewohnheitssäufer, einer Berufsspieler, einer kam auf die Landstraße, die nie nach Hause führt, viele gingen auf den „schwulen“ Strich, und alle, alle freuen sich auf den Bürgerkrieg, auf Plündern, Brennen und Morden und, am meisten, auf die Niederknüttlung der wehrlosen Massen des arbeitenden Volkes.

So sehen die Organisationen aus, in deren Programm „nationale Erziehung der Jugend“ und „körperliche Ertüchtigung“ steht!

*

Bei nationalen Tamtamfesten marschieren sie auf. Mit Hurragebrüll kitzeln sie das Bürgertum, dessen Sympathie und dessen Kinder sie mißbrauchen, um sich den Weg zu ebnen zu einer einträglichen Existenz. Es ist, als läge eine wilde Todbereitschaft über ihnen, als rissen sie mit harten Fäusten das Glück des Vaterlandes vom Himmel. Bluff! Theater, das mit dem Ungeschmack seiner Zuschauer rechnet. Und sie rechnen richtig: ihre Hörer sind wehrlos gegen den Schrei nach Rache für 1918, gegen die militärische Mystik, die aus diesen Augen zu leuchten scheint auf „Deutschen Tagen“, „Waldfesten“, „Werbeabenden“, „Vaterländischen Gedenkfeiern mit Tanz“. Untereinander streifen sie die lästige Maske, die sie zu den Vaterländischen Kostümfesten gebrauchen, ab, und der erschreckte Neuling, der noch an die „höchsten Güter der Nation“ in diesen Kreisen glaubt, erblickt entsetzt ihr wahres Gesicht.

III.
Das Netz der Organisationen und die Hintermänner

Bis zum Kapp-Putsch, zur Räte-Regierung in Bayern und zum Kampf im Ruhrgebiet gab es keine geheimen Organisationen. Erst als die Republik gegen Übergriffe von links gesichert war, als die nur lind bestraften Kapp-Leute, behördlich konzessioniert, gegen die Verfassung weiterwühlten – erst da wurden radikale Militärverbände verboten. Es galt also, sich „umzustellen“, was dadurch erreicht wurde, daß man sich offiziell auflöste, aber inoffiziell zusammenblieb, zum Beispiel: Organisation C, Brigade Ehrhardt, Oberland; oder daß man das Programm änderte, indem der Passus: „auf dem Boden der

Verfassung“ eingefügt wurde. Wollte man noch vorsichtiger sein, so sagte man: auf dem Boden der „jeweiligen“ Verfassung. Mit dieser scheinbaren Umstellung war der wortklauberischen Gerichtsbarkeit Deutschlands Genüge getan, in Wirklichkeit aber für die Republik nichts gewonnen.

Das heißt: die Geheimverbände werden uns in das Verderben des Bürgerkrieges hineinreiten, wenn ihrem Treiben nicht energisch ein Riegel vorgeschoben wird. Ihre tatsächliche Macht ist so groß, daß Attentate halb ungesühnt, Morde unverfolgt bleiben; ja, daß die Stütze des Staates: das Heer Gelder von vaterländischen Verbänden annimmt, wie der Reichswehrminister Geßler im Reichstag zugegeben hat.

Aber wenn sie so allmächtig sind: warum haben sie noch nichts erreicht?

Ich spreche nur von den Organisationen, die den Umsturz wollen und eine parlamentarische Umgestaltung als „langwierig und zweifelhaft“ verachten. Diese haben zwar schon wiederholt Versuche gemacht, aber einen wirklichen Erfolg nie verzeichnen können. Der Grund dieser Mißerfolge ist nicht ihre Schwäche, sondern ihre leichtfertige Voreiligkeit und ihre unaufhaltsame Mordlust. Auch ist die Ruhe, deren sie sich befleißigen, insofern ein Verdienst der KPD, als diese noch nicht losgeschlagen hat. Das ist der Augenblick, auf den alle Radikalorganisationen warten, um dann die Feinde der Republik und zugleich diese selbst zu zerschmettern. Daß dieser Angriff von links bisher ausgeblieben ist, hat sie nicht gehindert, den Küstriner Putsch und den Hitler-Putsch in München zu unternehmen. Der Mißerfolg in beiden Fällen erklärt sich aus zwei Momenten. Erstens verbieten den Verbandsleitern Ehrgeiz und Selbstsucht eine Unter- und Einordnung in die Aktionen andrer Organisationen, trotzdem die Ziele laut Programm die gleichen sind. Zweitens beschwindelt der Untergebene seinen Vorgesetzten nach Noten. So kam es, daß Leute wie Buchrucker und Hitler sich mächtiger glaubten, als sie in Wirklichkeit waren. Ruhmredigkeit, Blutwütigkeit und jugendlicher Sturm und Drang bei den Einen, Kritiklosigkeit, Nervosität und eine fürchterliche Gewissenlosigkeit bei den Andern sind die Voraussetzungen dieses Selbstbetrugs.

Auch mit der Disziplin, von der sie in so marktschreierischer Form reden und toben, ist es nichts. Wäre dort straffe Ordnung und unbedingter Gehorsam, dann würden nicht so viele Mitläufer und Jugendliche dabei sein. Außerdem kennt bekanntlich Niemand Pflichten, wo man für Rechte kämpft. Und schließlich sind die anständigen Führer der Bewegung romantische Phantasten, denen jede politische Schulung fehlt.

*

Man kann, da es „Vaterländische Verbände“, die überzeugt und tatsächlich auf dem Boden der Verfassung stehen, nicht gibt, drei Abteilungen machen:

1. Die Harmlosen, das heißt: diejenigen, die scheinbar auf dem Boden der Verfassung stehen. Das ist die größere Mehrheit der Jungdo-Balleien.

2. Die Wehrvereine, das heißt: diejenigen, die das militärische Moment in erster Linie berücksichtigen. Das sind die jugendvergiftenden Landsknechtsfähnlein: Stahlhelm, Jungsturm, Reichsflagge, Wikinger-Bund.

3. Die Verschwörer, das heißt: diejenigen, die geheim für Beseitigung der demokratischen Ordnung und Aufrichtung diktatorischer Tyrannei eintreten. Zu diesen Verbrechern an der vaterländischen Gemeinschaft unsres Volkes, den Mördern an der friedlichen Entwicklung der Menschheit gehören: Oberland, Roßbach, Organisation C, Brigade Ehrhardt und nicht zuletzt die Schwarze Reichswehr.

Die Nationalsozialisten stehen vereinzelt da, als eine Mißgeburt aus Partei und Verband der 3. Ordnung.

Führend in der ganzen nationalen Bewegung sind die rigorosen Geheimbünde, denen sich – mehr oder weniger – die „harmlosern" Verbände anschließen. Unter einander sind die „Geheimen" selbstverständlich bitter verfeindet, sodaß sich folgendes Bild ergibt:

Mit Oberland sympathisieren: Reichsflagge, Bayern und Reich, Nationalsozialisten (Bayern).

Mit Organisation C sympathisieren: Brigade Ehrhardt, Wikinger-Bund, Bismarck-Bund, Jungsturm, Nationalsozialisten (Norddeutschland).

Mit Roßbach sympathisiert: Stahlhelm.

Abseits steht – und das nicht prinzipiell – der Jungdeutsche Orden.

Aber alle sind geeint in ihren „nationalsozialistischen" Bestrebungen, eine Basis zu schaffen, auf der eine Zusammenfassung aller dieser Landsknechte möglich wäre – wenn dort nicht Führerehrgeiz mehr gälte als ihre Vorstellung vom „vaterländischen Gedanken".

Die Schwarze Reichswehr hat vor dem Küstriner Putsch dieses Experiment der Vereinigung aller Nationalisten gemacht, wobei ich schließlich folgendes Gegeneinander miterlebte:

Buchrucker, der geschobene Diktator des Küstriner Putsches, wollte der Erste sein. Ehrhardt war für seine Brigade und Unterführer, nicht für seine Person einverstanden. Hitler war gegen Beide, v. Graefe gegen die Drei. Roßbach ließ sich nicht in die Karten gucken. Mahraun, Hochmeister des Jungdeutschen Ordens, wetterte gegen alle seine Konkurrenten für den Thron des Diktators.

Als Buchrucker erledigt war, dachte Niemand an den Schaden, den die nationale Bewegung genommen hatte, sondern alle machten „Ätsch!" Dann zankten sie sich unter einander weiter:

Ehrhardt contra Hitler, weil dieser entgegen den Abmachungen losschlug, bevor Ehrhardt zu seiner Brigade, die in Coburg stand, gekommen war; v. Graefe contra Beide; der Jungdeutsche Orden teilte sich: eine Abteilung unter Führung des protestantischen Pfarrers Johnson ging zu Ehrhardt, während Mahraun die beruhigende Feststellung machen konnte, daß seine Jünger auf dem Boden der Verfassung, der auch der

seine sein soll, weniger fest stehen als auf dem Boden des blutigen Umsturzes. Roßbach ließ sich wieder nicht in die Karten gucken. So wurde Hitler erledigt.

Der Konflikt im Jungdeutschen Orden bestand auch noch nach dem Putsch. Erst eine Aussprache zwischen Mahraun und seinem ungehorsamen Comthur, die in Coburg stattfand, legte ihn endgültig bei.

Klar ist, daß es in den Reihen der Radikalen Persönlichkeiten genug gibt, die dieses Tohuwabohu und seine schädlichen Folgen für die nationale Bewegung erkennen. Aber wo nötig wäre, gegen Ehrgeiz, Selbstsucht und Führerneid in einer konzentrierten Form, wie sie in den Verbänden typisch sind, zu Felde zu ziehen, da ist an einen Erfolg nicht zu denken, selbst dann nicht, wenn sichs um Leute handelt, die vor „Vaterlandsliebe“ Schreikrämpfe kriegen.

Einen tatsächlichen Umsturz wird die Maulwurfstätigkeit der Nationalisten kaum herbeiführen, wenigstens nicht solange sie uneinig sind. Aber sie stürzen allein durch ihre Existenz Deutschland in immer neue innen- und außenpolitische Krisen, gefährden die seelische Gesundheit der Jugend und zertreten die Moral des deutschen Volkes.

*

Zu einer Tätigkeit, wie sie die Nationalen Verbände üben, gehört erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld. Nun ist unzweifelhaft, daß die aktiv tätigen Mitglieder arm wie Kirchenmäuse sind. Sind sie sie doch zum großen Teil nur dabei, um sich „gesund zu stoßen“. Es entspricht ihren Landsknechtnaturen, daß sie außerstande sind, mit den zur Verfügung gestellten Geldern zu wirtschaften. Wieviel Gutes könnte am deutschen Volke getan, wieviel Armut könnte geheilt werden, wenn all das Kapital, das sie „plattmachen“, sozialen Zwecken zugeführt würde! Der sinnlose Verbrauch des Geldes ist die Ursache, daß die meisten Organisationen mit Unterbilanz arbeiten, trotzdem sie ihre Leute schlecht besolden und es dadurch wieder verschulden, wenn Waffenschiebungen, Eigentumsdelikte und vereinzelte Rebellionen das „Ansehen“ des Verbandes schädigen. Die einzige Entschuldigung, die sie hören lassen, ist die, daß es ja doch bald losgeht, und daß dann schon Alles wieder glatt werden wird. Daß es ihnen bei ihren Aktionen nicht zuletzt auf den materiellen Erfolg ankommt, beweist eines ihrer geflügelten Worte, das scherzhaft klingt, aber wahr gemeint ist: „Wollen wir die Regierung stürzen? Quatsch! Schlagen wir ein Zigarettengeschäft ein – das ist das Selbe!“

Autofahrten, Werbereisen und Führergelder verschlingen den größten Teil der ihrer Herkunft nach geheimnisvollen Einkünfte. Den Rest verteilen sie auf die Konten: „Zur besondern Verwendung“, „Schmiergelder“, „Ausrüstung“ – und immer zuallerletzt auf das Konto: „Mannschaft“. Ihre eignen Nachfolger halten sie knapp, um zu verhindern, daß diese durch Geld in die Lage kommen, durchzubrennen. Das Elend bei den „Gemeinen“ ist so groß, daß ich wiederholt erlebt habe, wie sie zu Fuß „abhauten“ (davongingen).

Einen andern Ausweg fand ein ehemaliger Fähnrich. Er schloß sich einem Mädel an, das in einem Juweliergeschäft tätig war. Es war ihm leicht, sich von ihr Goldsachen verehren zu lassen, die er nachher versetzte.

Einfacher hatten es da schon die obern Führer, in dem sie die von der Landwirtschaft gestifteten Lebensmittel verkauften und ihre Leute weiter hungern ließen.

Bei Werbungen spricht man mindestens so viel wie von vaterländischer Arbeit von dem Spaß, den die Sache macht, und dem Bier, das an den Versammlungsabenden fässerweise „gestiftet" wird.

Woher nehmen sie nun all das Geld? Der am meisten zahlende Hintermann war – und ist zweifellos auch heute noch – der Landbund und die Landwirtschaftliche Arbeitgebervereinigung. Die Vaterländischen Vereine hatten dem Landbund Offiziere zur Verfügung gestellt, die die Aufgabe hatten, in den ihnen zugewiesenen Kreisen Produkte und Gelder für ihre Organisation zu sammeln. Diese „Kreisoffiziere" hatten nebenbei für die Ausbildung der jüngern Bündler Sorge zu tragen. Am vorbildlichsten ausgebaut war dieses System in den Provinzen Brandenburg und Schlesien und in Mecklenburg. Aber auch der Landbund selbst sorgte für seine Landbundtruppen. So zahlte Major a. D. Hagemann, Führer des Landbundes Brandenburg, tausende von amerikanischen und englischen Noten an eine bestimmte Organisation.

Daß auch das Finanzkapital dem schwarzweißroten Moloch Gelder opfert, ist sehr wahrscheinlich.

In Berlin wurde eine Bank umgebaut. Ein radikalnationaler Verband stellte die Nachtwachen. Auf Wach- und Schließgesellschaft oder ihre eignen Beamten war die Bank nicht angewiesen. Da ich das einnehmende Wesen dieses Verbandes kenne, bin ich überzeugt, daß der nationale Schutz verflucht teuer war. Aber bezeichnend für das Vertrauen, das die aktiven Putschisten bei den eignen Gesinnungsgenossen genießen: das die Bankleitung nicht umhin konnte, zu zwei Bündlern noch einen Vertrauensmann der Bank zu setzen. „Wenn die Herren etwas wünschen, wird er es ihnen beschaffen" lautete die kühle Motivierung dieses Mißtrauensvotums.

Inwieweit Industriekreise am Aufbau des „Tempels der Freiheit" mithelfen, wird schwer zu belegen sein. Daß aber auch hier mitgemacht wird, erkennt man aus den Liebesgaben, die von Zeit zu Zeit das ewig hungrige und durstige Herz des Landsknechts erfreuen. Eine berliner Weltfirma lehnte ab, an die Mitglieder der Brigade Ehrhardt weiter Liebesgaben zu senden, da sie „am 9. November Hitler verraten" hätten. An die Mitglieder einer andern Organisation wurden Pistolen verteilt, die nur in einer Fabrik der ‚Deutschen Werke' entstanden sein konnten! Zwar redete man davon, daß sie gestohlen seien, aber – es sind niemals Nachforschungen angestellt worden, sodaß wohl auch die Schlotbarone keine reine Weste tragen werden.

Und die alten Herrscherhäuser? Der Großherzog von Sachsen-Coburg-Gotha veranstaltete den Angehörigen der

Brigade Ehrhardt auf seinem Schloß Coburg ein Weihnachtsfest mit Bescherung. Nach Auflösung des bayrischen Selbstschutzes nahm er verschiedene dieser Landsknechte als Kutscher, Lakaien und Leibjäger an.

Die Hintermänner der nationalen Bewegung verraten den Kurs des Schiffes, das gewissenlose Egoisten steuern: mit Militarismus zu arbeiterfeindlichem Kapitalismus und freiheitmordendem Imperialismus.

Das Geld, das sie versaufen und verhuren, das sie gebrauchen, um ihr Mordpanzerschiff flott zu erhalten, gehört den Armen und Elenden, deren Deutschland viel zu viele hat, und den Kriegskrüppeln, die am Dank des Vaterlandes hungern.

IV.
Von der Schwarzen Reichswehr

Nachdem der Reichswehrminister die Existenz dieser Truppe für die Zeit des Ruhrkrieges zugegeben hat, tut man gut, sich auch um Einzelheiten zu kümmern, zumal es den Eindruck macht, als die obern Führer und verantwortlichen Stellen völlig ahnungslos seien.

Falsch ist, in den sogenannten Zeitfreiwilligen, die man vorübergehend in die reguläre Reichswehr einstellte, die Schwarze Reichswehr zu sehen. Diese ist durch den Küstriner Putsch, der sie als „National-Kommunisten“ berühmt gemacht hat, heftig geschwächt und zerstreut worden. Auch sie war nach dem Zeitfreiwilligen-System aufgebaut. Aber da sichs um eine ausgesprochene rechtsradikale Organisation handelte, war die Sache weit gefährlicher, als sie bei diesem System an sich zu sein braucht, indem ein vorübergehend in die Reichswehr Eingestellter sich ja doch nicht unbedingt umstürzlerisch betätigen muß.

Die Schwarze Reichswehr zu betrachten, ist schon aus dem Grunde lohnend, weil sie die Idealform eines staatsfeindlichen Verbandes gewesen ist und alle Eigenschaften einer Rechtsorganisation in erhöhtem Maße besitzt.

Meines Wissens entstand sie aus dem Bund ‚Fridericus Rex‘, von dem sie auch das Ziel: Errichtung der Militärdiktatur übernommen hat. Sie wurde Ende 1922 in dem Fort Gorgas bei Küstrin von einem Oberleutnant a. D. Schulz gegründet. Der Gründer, hervorgegangen aus der ehemaligen Unteroffizierschule in Potsdam, vereinigte alle Eigenschaften eines rücksichtslosen Willensmenschen und war Nursoldat in jeder Beziehung. Voll Ehrgeiz, sah er einzig in einer straffen Militärdiktatur ein dauerndes Heil für Deutschland und – für sich selbst. Die ersten Mitglieder waren Frontsoldaten und Offiziere, die sich nach dem Kriege in allen Welten herumgeschlagen hatten, voll Haß gegen die Revolution, die ihnen das Brot genommen. Für bürgerliche Arbeit fanden sie sich zu gut.

Die Gründung

Von dieser Gründung in Gorgast erzählen sie selbst: „Schulz ließ uns alle auf seinen Degen schwören. Es war Nacht. Mondschein legte über die alten, grauen Mauern des Forts einen feierlichen Glanz. Wir waren zu sechs. Da merkten

wir, daß wir belauscht wurden. Nach einer Jagd durch die dunkeln Gänge und Winkel erwischten wir den Beobachter. Er wurde niedergeschossen und verscharrt. Dann wurde auf dem Grabe des Opfers der Schwur auf den Degen des Schulz wiederholt.“

Darauf sind sie saufen gegangen und haben mit blutbespritzten Händen auf das „neue Deutschland“ angestoßen.

Monate später brüstete sich einer der Verschwörer: „Es war eine erhabene Stunde: auf dem Grabe des Verräters der Treueid dem Führer!“

Die Maske des Arbeitskommandos

Mit einem Übermaß von Arbeit fingen sie an, reinigten alte Waffen, „erfaßten“ die von der Landbevölkerung verborgen gehaltenen Waffen und führten sie der Reichswehr zu. Auf dieser Basis gelang ihnen, sich in das Vertrauen der Reichswehrführung einzuschleichen. Zunächst in Küstrin, dann in allen andern Garnisonen des Wehrkreises 3 wurden sie nun als zahlenmäßig geringe A.K. (Arbeitskommandos) legalisiert. Diese Abteilungen unterstanden dem Garnisonältesten; im Allgemeinen waren es nicht mehr als 3 – 5 Mann unter der Führung eines Offiziers. Die Löhnung war weit geringer als die der etatsmäßigen Reichswehr. Nur Arbeitszeug (Drillichanzug) wurde ihnen vom Staat geliefert. Im übrigen galten sie als Zivilarbeiter, worauf auch die von der Reichswehr ausgestellten Entlassungsscheine lauteten.

Truppenausweise

Schulz hatte mit der Legalisierung seiner Formation den ersten Schritt zur Vorbereitung der Militärdiktatur getan. Nur die fanatischsten Volkshasser, die lautesten Schreier gegen die soziale Revolution und die republikanische Staatsform wurden in das Stammpersonal der A.K. aufgenommen. Dieses war deshalb möglich, weil die Reichswehr die Einstellung der Arbeiter den einzelnen A.K.-Führern überließ. In kürzester Zeit wurden ungeheure Mengen von Waffen aller Art zusammengetragen. Der Erfolg imponierte der inspizierenden Reichswehr sehr, und so machte sie zwei grobe Fehler: erstens gab sie den „Schwarzen“ Truppenausweise und Militärkleidung, und zweitens übergab sie ihnen die Verwaltung der erfaßten Waffen. Schulz wurde als Leiter der gesamten A.K. in das Stabsgebäude des Wehrkreises 3 berufen. Zwar unterstand er samt seiner Abteilung einem etatsmäßigen Offizier. Aber die Aufsicht war zu locker, da man glaubte, dem Oberleutnant Schulz vertrauen zu können. Und dann war man in der Kurfürsten-Straße der raffinierten Arbeitsweise des Schulz in keiner Weise gewachsen.

So sah also die Bewegung im Frühjahr 1923 aus: Die A.K. rund um Berlin, nur von den zuverlässigsten Reaktionären besetzt, teilweise besser bewaffnet als die reguläre Truppe. Den Geist der Formation kennzeichnet die Tatsache, daß sie sich nicht scheuten, öffentlich mit auf den Kopf gestellten Reichsadler an der Mütze herumzulaufen. „Die Krähe ist abgeschossen“, war die humorvolle Erklärung für diesen vorschriftswidrigen Aufzug.

Schulz hatte sich die nationalen Geldquellen erschlossen und stand mit den Führern der nationalen Jugendbewegungen in Interessenverbindung. Vor Allem aber hatte er verstanden, seine Leute durch Gewalt an sich zu fesseln, und die Angst vor der Feme, die hier und da in erschreckender Weise in Tätigkeit gesetzt worden war, ließ Manchen mitlaufen, der am liebsten seine Finger von der ihm teilweise doch zu schmutzigen „Nationalarbeit“ gelassen hätte.

Als Ausbildungskommandos

Schulz glaubte sich stark genug, einen Schritt weiter zu wagen, indem er die Arbeitskommandos in Ausbildungskommandos umwandelte. Die Vaterländischen Verbände schickten gern ihre Mitglieder zu mehrwöchigen Ausbildungskursen, übergaben ihre Stammrollen und versprachen, durch Dick und Dünn mitzugehen. Wieder waren die einzelnen Reichswehr-Leitungen leichtsinnig genug, den „Schwarzen“ die Kammern zu öffnen und sie mit ordnungsgemäßen Rangausweisen zu versehen. Unmöglich kann der Reichswehr unbekannt geblieben sein, daß diese „Arbeitskommandos“, lies: nationale Brutstätten der antidemokratischen Staatsidee, zeitweise das 20 – 30 fache ihrer vorgesehenen Stärke aufwiesen. Die Truppenausweise und Uniformen wurden, soweit nicht freiwillig zur Verfügung gestellt, gestohlen unter Ausnützung des Vertrauens, das die Reichswehroffiziere ihren ehemaligen Kriegskameraden entgegenbrachten. Ein Teil der vorübergehenden Sportsoldaten blieb immer bei der Formation und wurde zum Stammpersonal gemacht, damit aber auf Tod und Leben an die Sache gebunden, die sich nur zu bald als Angelegenheit des politischen Ehrgeizes und lüsternen Machtkitzels Einzelner entpuppte. So stieg das aus 1 Offizier und 6 Mann bestehende Kommando in Frankfurt an der Oder zeitweise auf 40 Offiziere, 8 Unteroffiziere und 100 Mann. Andre Kommandos vergrößerten sich noch mehr. Der Führer des Frankfurter A.K. lief dauernd in blauer Uniform herum, in der Hand eine Reitpeitsche, ohne daß gegen die Provokation eingeschritten wurde. Schulz sprach, als es einmal Unzufriedenheit in seiner Truppe gab, die schönen Worte, die für die ganze Organisation charakteristisch sind: „Landsknechte! Hier in meiner Hand halte ich euch. Ihr gehört mir mit Leib und Seele. Denkt daran und an euern Eid!“

Um die aus Norddeutschen bestehende Formation zu veredeln, wurden Werbeoffiziere ausgerüstet, die in Bayern Leute anheuerten. Für die Reaktion bezeichnend sind die Lockmittel, mit denen der moderne Werber seine Gimpel fängt. Auf „Viel Geld“ hört Mancher, auf „Fürs Vaterland“ Keiner, aber auf „Bald gehts los!“, „Putsch“, „Militärdiktatur“ hörten, insbesondere dazumal und dort unten, Alle. Das ist die furchtbare Schuld der „nationalen“ Bewegung, daß es ihr nicht ankommt auf die Gesundung des Vaterlandes, sondern auf den Gewaltakt an sich.

Die Führer sind gefunden

Schon seit Mai 1923 drängten die einzelnen A.K.-Führer zum Losschlagen.

Schulz bekam mit oft unsäglicher Mühe und unter Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit – wie des Feme-Apparats – fertig, eine voreilige Aktion zu verhindern. Die Beziehungen zu den andern nationalen Bünden waren gefestigt, und in den Kreisen der ehemaligen Militärs hatte Schulz seine Diktaturpuppe, den jetzt inhaftierten Mann von Küstrin, Major a. D. Buchrucker, gefunden. Neben diesem waren noch andre namhafte Persönlichkeiten des Militär- und Landadels für das geplante Unternehmen gewonnen worden. Diese aufgepfropften Köpfe nehmen aber im Rahmen der Organisation nur eine beratende und oft nichts als repräsentative Stellung ein. Die eigentlichen Macher und Leiter sind und bleiben die brutalen Landsknechte und kriegsgeilen Nursoldaten. Wer mitangesehen hat, wie Graf Donar, eine politische Null schönster Rundung, die Reihen der Schwarzen Reichswehr musterte, wie er sich freute über das scheinbar nationale Feuer in den Augen der Landsknechte, der kanns ihm kaum übelnehmen, wenn er seinen Namen für die Umsturzidee der Schwarzen Reichswehr hergab und sich bereit erklärte, Regimentsführer in der neuen Armee zu werden.

Vorbereitungen zum Umsturz

Immer näher rückte der Augenblick des Losschlagens. Eine fieberhafte Tätigkeit entwickelte sich. Alle verfügbaren Kräfte wurden mobil gemacht. So wurden, unter anderm, im Stabsgebäude der Kurfürsten-Straße selbst, ohne Wissen der Reichswehr, Waffen gelagert und von der Brigade Ehrhardt abkommandierte Offiziere und Unteroffiziere, die zu einem Offiziersstoßtrupp formiert werden sollten, abends auf einem Zimmer in dem Gebrauch der Maschinenpistole, des leichten Maschinengewehrs und des Karabiners geübt und eingekleidet. Ja, Schulz hatte sogar die neuen zweiseitigen Fahnen – ehemalige Marineflagge mit Hakenkreuz auf der einen Seite und auf der andern Seite schwarzes Tuch mit Totenkopf – anfertigen lassen, die neuen Uniformen entworfen und einer berliner Kleiderfabrik bereits in Auftrag gegeben: so sicher war er seiner Sache.

Diese Uniform war zunächst für das 1. Regiment, das das Garde-Regiment des Militärstaates werden sollte, bestimmt. Sie hätte von Cooper oder Karl May ersonnen sein können. Die Uniform war von jägergrüner Farbe, mit grünsamtenen Aufschlägen, für Chargen blausamtener Kragen. Kopfbedeckung: grüner Afrikanerhut mit großer schwarzweißroter Kokarde am aufgeschlagenen Hutrand. Rock: grüne Ulanka, mit goldener Schießschnur. Dazu Reitbreeches mit aufgenähter Pistolentasche und hohe braune amerikanische Schnürstiefel. Das Koppel war der alte Kavalleriegurt mit Schulterriemen.

Aus allen Gegenden schickten die Verbände ihre Leute nach Berlin, von wo sie an die einzelnen A.K., rings um Berlin, weitergeleitet wurden. Lange Besprechungen fanden im Büro des Oberleutnants Schulz und in Privathäusern statt. Strategische Aufmarschpläne wurden festgelegt, die abzulösenden Stellen der Regierung besetzt, die Details der Reichswehrüberrumpelung auf das bestimmteste besprochen.

Da traten Verzögerungen ein, dank den persönlichen Meinungsverschiedenheiten der Verbandsführer. Selbst auf die Gefahr der Entdeckung hin mußte der „Tag der Freiheit“ von Woche zu Woche verschoben werden. Schließlich kam es zum Bruch zwischen den Nationalsozialisten und der Schwarzen Reichswehr. Das war die kritischste Zeit in der Geschichte dieser Formation. Die Abteilung Ia der Berliner Kriminalpolizei hatte das Gewühl und Gebrodel in den A.K. bemerkt und versuchte Einblick in ihre Leitung zu bekommen.

Der Putsch

Daß es noch zu dem Fiasko des Küstriner Putsches gekommen ist, ist der Blindekuhspielerei der Reichswehr zuzuschreiben. Daß sie von dem geplanten Hochverrat nicht ohne Kenntnis gewesen sein kann, läßt folgender Vorgang vermuten:

Ein Major der regulären Truppe war unangemeldet in die Zitadelle Spandau gefahren. Dort lag das Spandauer A.K., neben den Forts Hahneberg, Döberitz, Küstrin, Frankfurt an der Oder einer der am besten bewaffneten Teile der Schwarzen Reichswehr. Der Major hatte dort nicht allein die überetatsmäßige Stärke gesehen, sondern war auch auf eine offene Rebellion gegen seine militärische Person gestoßen. Er war nämlich bei den Schwarzen als „Schwarzrotgoldener“ bekannt. Empört über diese Zustände, machte er Meldung beim Wehrkreiskommando – und da blieb Alles still...

Buchruckers Nervosität kam am 1. Oktober 1923 in Küstrin zum Ausbruch. Ohne die andern A.K. von dem Umsturzversuch zu benachrichtigen, rückte er mit 500 Mann, die im Küstriner Zeughaus stationiert waren, in die Stadt. Die regierungstreue Haltung des Kommandanten Gudovius, der sofort die reguläre Reichswehr gegen die Aufrührer marschieren ließ und Buchrucker verhaftete, erstickte das Unternehmen in seinen ersten Anfängen, sodaß der Putsch fast unblutig verlief.

Die Korruption

Mit dem Zusammenbruch dieses Unternehmens war die Schwarze Reichswehr zunächst zersprengt. Zwar wurde ein geringer Teil als Abwicklungs-Kommando beibehalten, aber das Gros wurde entlassen oder floh. Jedoch ist mit den Landsknechten ein großer Teil der anvertrauten Waffen verschwunden, die auf Gütern versteckt wurden. Auch sind nur die harmlosern Führer zur Verantwortung gezogen und, wie es bei Rechtsputschen in Deutschland Usus ist, ganz gelinde bestraft worden, während die Hauptdrahtzieher in Freiheit blieben.

Ein Versuch, die Gerichtsverhandlung in Kottbus zu stören, scheiterte an Geldmitteln, die der Berliner Führer der Brigade Ehrhardt aus mir unbekannten Gründen verweigerte. Einige der ehemaligen Schwarzen versuchten, auf eigne Faust weiterzuwursteln, indem sie alle „brotlos“ gewordenen Landsknechte für sich zu gewinnen suchten. Die Führung dieser Umstürzler hatte der A.K.-Führer des Forts Hahneberg. Der weitaus größte Teil unter Führung des Freiherrn v. Senden zog nach Mecklenburg, wo die Mannschaft auf Güter verteilt wurde. Einige wurden in die Schweriner Reichswehr untergebracht.

Der Mann aber, auf dessen Gewissen alle Machenschaften der Schwarzen Reichswehr lasten, der bis dahin von edler Kameradschaft und glühender Vaterlandsliebe getrieft hatte, ließ seine Gefolgschaft im Stich – weil er mit Verzeihung und Übernahme in die etatsmäßige Reichswehr rechnen durfte. Beweis genug, daß sein ganzer Idealismus nur Pöstchenjägerei gewesen war.

Einige Fanatiker und gewissenlose Landsknechte sollen ein Attentat auf den General v. Seeckt geplant haben, das mit der Thormann-Grandel-Affäre nicht in Beziehungen steht.

V.

Die Feme

Die Vaterländischen Verbände, die alle weit neben dem Boden der Verfassung stehen, haben ihre Geheimnisse. Waffenlager wollen versteckt, Nachtübungen gemacht sein, und dann – der Putsch, den sie Alle vorbereiten. Selbstverständlich wissen nur die Treuesten und Wütendsten davon. Dennoch fürchten sie den Verrat. Kein Gesetz schützt ihre Mordwaffen vor Diebstahl, Beschlagnahme und Verkauf. In unsrer wehrhaften Zeit zahlt man viel für diese und jene „Kriegserinnerung“. Wiederum sind ihnen die wirklichen Idealisten oft unangenehm, da sie nur zu leicht vor den Mitteln zurückschrecken, mit denen die Verbände den Zweck entweihen. So suchen sie durch die Angst vor dem Femegericht ihre Leute zusammenzuhalten. Alle zittern vor ihrer eignen Organisation, vor dem „Abtun“, „Auswandern“, „Einsiedeln“, „Anbauen“, wie sie es mit ihren besondern Fachausdrücken benennen. Diese „Siedlungskommissionen“ sind das stärkste Band, das die Kameradschaft aufrecht erhält, diese unsichtbaren Hände liegen um aller Landsknechte Kehlen.

Schon das leiseste Mißtrauen eines Vorgesetzten, das geringste Mißverständnis genügt der lauernden Bestie zum Biß. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie sich einige Mitglieder danach sehnten, freizukommen, aber durch die Angst gelähmt wurden. Nur wenigen gelingt es, „abzuhauen“. Wem es aber endlich gelingt, der hat keine ruhige Minute mehr. Verfolgt von dem Medusenblick des weißen Todes wird ihm das Leben zur Last.

*

Mit der Knute und dem Despotismus des Altertums, mit der Devise: Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten! glaubt man in diesen Kreisen für die „Freiheit“ des deutschen Volkes kämpfen zu können.

Zu solchen Morden aus Selbsterhaltungstrieb kommen noch die Attentate, die jedoch von langer Hand vorbereitet werden, damit immer nachgewiesen werden kann, daß der Attentäter schon vor vielen Jahren aus seinem Verband ausgeschieden ist.

Als Neuling in solchen straff geführten Organisationen hatte ich von einer eignen Gerichtsbarkeit keine Ahnung. Eines Abends kam ich auf die Bude meiner Leute. Sofort fiel mir eine nervöse Aufregung auf. Truppweise standen sie flüsternd zusammen. Der Kommandoführer rennt vorbei, seine rohen

Landsknechtszüge grinsen höhnisch und doch mit einer nervösen Angst. Lauernd überblickt er die Mannschaften.

„Wer ists?“ – die bange Frage zittert durch die Reihen der sonst fröhlichen und frischen Jungen. Niemand wagt laut zu reden, aus Furcht, es selbst zu sein.

Was ist los? Auch mich faßt die eigenartige Spannung. Was ist denn los? Da erfahre ich es – und auch mir kitzelt Angst in der Kehle. Zum ersten Mal spüre ich, daß ich das Opfer einer verirrten Vaterlandsliebe bin. Zum ersten Mal will ich frei werden von den Ketten, die mich umschlingen.

Was war los? X. war da. Aus der Nacht aufgetaucht, wie ein fürchterlicher, unerwarteter Richter und Rächer. Hinter dem Tisch hockt er und säuft. Phosphorleuchtende Augen unter einer breiten, niedrigen Stirn, rohe Falten um die Lippen, Gewalttätigkeit in den breiten Fäusten. „Das ist einer der Besten. Er siedelt.“ Alle wissen es, darum schnürt ihnen die Angst die Kehle zu: das ist der weiße Tod. Von acht Mann spricht er. Das waren acht Namenlose, Kinder, die verschollen sind, vielleicht nur, weil sie sich zu unrechter Zeit nach Hause sehnten, weil sie nicht länger unter der beschmutzten schwarzweißroten Fahne dienen wollten, weil sie – zuviel wußten.

*

Bald darauf begegnete mir abermals der weiße Tod:

Es war Mittag. Scherze würzten das dünne Süppchen am Führertisch. Neben mir sitzt ein Oberfähnrich Y., ein verkrachter Mediziner, von Abenteuerlust und Alkohol aus dem Sattel geworfen. Er nimmt eine Zeitung, blättert gedankenlos darin. Plötzlich zittert seine Hand, bleiche Lippen formen das entsetzliche Wort: „Da war ich bei!“ Bebend zeigt seine Hand auf eine große Zeile: „MORD“. In einem Walde bei Bärwalde ist ein Toter, nur oberflächlich verscharrt, gefunden worden. Die Staatsanwaltschaft fahndet nach dem Täter. Dann erzählt Y., Angst vor der Vergeltung in den flackernden Augen:

„Wir fuhren im Auto hin und führten ihn in den Wald. Z. schlug ihn mit der Faust zu Boden – dann ein Schuß. Hastig wurde er verscharrt. Schnell fuhren wir fort. Da entdeckten wir, daß ein Militärmantel bei dem Grabe liegen geblieben ist. Der wird uns verraten.“

Er bestellt Bier und Schnaps und besäuft sich sinnlos, um zu vergessen.

Wer war der Ermordete? Ein Namenloser, den die Werbetrommel aus dem Vaterhause gelockt hatte. Für schwarzweißrote Fahnen, für irgend Einen, den er nicht kannte, wollte er kämpfen, bluten, sterben! Der weiße Tod, der eigne Freund biß ihm die Kehle durch.

Ich hatte Y. für einen famosen Menschen gehalten. Von da an wußte ich, daß man im besten Freund den Mörder fürchten mußte.

*

Über noch einen Mord der nationalen Tscheka, dessen Opfer, in einen Sack eingenäht, sehr verwest aus den Wassergräben bei Küstrin gelandet wurde, ist mir nichts Näheres bekannt. Doch vermute ich einen Zusammenhang zwischen diesem

Leichenfund und einer Erzählung, die im August und September 1923 in einem nationalen Verband kursierte. Danach soll ein Feme-Mitglied mit dem „Verräter", dessen Name mir unbekannt ist, in einen Keller des Küstriner Zeughauses eingeschlossen worden sein. Dort habe der Mörder sein Opfer erwürgt und die Leiche fortgeschafft.

*

A., eine große Metzgergestalt, war vorübergehend in meinem Zimmer einquartiert. Eines Abends erzählte er:

„Vorgestern, am Bahnhof Zoo, las ich einen Steckbrief. Im Döberitzer Sande sei eine Leiche gefunden worden – Leutnant Sand, seit Wochen verschollen. Ich hätte mich totlachen können. Ein Steckbrif gegen mich – und zehn Schritt neben mir döst ein Grüner."

In Erinnerung an seine Kaltblütigkeit wiehert er hölzern.

„Wenn man Sie erkannt hätte!"

„Pah!" – er schnippt mit den Fingern. „Eine kleine Sache – nur eine von den vielen, die ich gemacht habe."

In jener Nacht lernte ich die nationalen Mordbünde hassen – sie und Die, die hinter ihnen stehen. Aber ich wußte, daß ich nicht leicht loskommen würde von Denen, die ein Menschenleben eine „kleine Sache" nennen. Das Hakenkreuz am Stahlhelm, die schwarzweißrote Fahne in der Knochenfaust, ein breites Messer zwischen den Zähnen, so stand auch hinter mir der weiße Tod.

Darum mußten Monate vergehen, bis ich wagen durfte, Denen, die in den nationalen Verbänden nur „Soldatenspielerei" sehen, die Gefahr ihrer blutigen Tätigkeit zu zeigen. Je mächtiger sie werden, umso schneller steuert das deutsche Volk seinem Untergang, seinem kulturellen Ende zu. Das Blutbad von Moskau wollen sie uns ersparen und bereiten selbst ein schrecklicheres vor: durch Mord zum Bürgerkrieg.

Drei halbe Jahre liegen diese ungesühnten Taten der nationalen Tscheka zurück. Heftiger ist inzwischen die schwarzweißrote Bewegung geworden, rücksichtsloser klappert der Eisenschuh der wehrpflicht-tollen Landsknechte durch die Straßen – ob der weiße Tod müde sein darf?

Auch heute noch wird er, wie damals, seinen Blutweg unerbittlich fortschreiten, bis er Alle zu nationalen Mitmördern gemacht hat und an der wehrlosen Arbeiterschaft sein Mütchen kühlen kann.

Nachwort

Diese Enthüllungen aus dem Lager des Verbandsnationalismus sind so ungeheuerlich, daß man sie vielleicht für eine Ausgeburt phantastischer Sensationslüsternheit halten wird. Aus diesem Grunde lege ich Wert darauf, den Lesern bekanntzugeben, daß ich bereit bin, die Anklagen zu beeiden.

In einem Falle ist bereits das Gericht vorgegangen, und bei meiner Vernehmung habe ich mein Material zu Protokoll gegeben. Bei dieser Gelegenheit sind auch die andern Morde erwähnt und besprochen worden. Es ist zu erwarten, daß in kürzester Zeit Pressemeldungen von einem neuen Feme-Prozeß diese Ausführungen belegen werden.

Ein volksgefährlicher Beamter von W. Ackermann

Spanien führt Krieg. Es braucht somit Kanonenfutter. Das eigne Volk soll möglichst geschont werden. Nicht, weil die Regierung ein so gutes Herze hat. Sondern aus innenpolitischen Gründen. Also importiert man Menschen. Man kauft sie sich. Und kann sie kaputtschießen lassen. Selbstverständlich gießt man ihnen vorher nicht reinen Wein ein. Es gibt eine spanische Fremdenlegion.

Die ‚Vereinigung der Angehörigen deutscher Fremdenlegionäre' kämpft einen schweren Kampf gegen die Indolenz, gegen die sträfliche Unbeweglichkeit der deutschen Behörden.

Die Vereinigung veröffentlicht eine Feststellung über die spanische Fremdenlegion. Auf Grund amtlichen Materials.

> Bis Mai 1925 sind etwa 1700 Deutsche in die spanische Fremdenlegion eingetreten, von denen 692 in Hamburg durch den in Hamburg ansässigen Spanier Amoros angeworben sind; darunter befinden sich 61 Minderjährige, von denen bisher nur 13 entlassen und 6 desertiert sind. Die Gesamtzahl der gefallenen oder verstorbenen Deutschen beläuft sich auf etwa 830 Mann.

Die Sache mit den Minderjährigen machte besonders viel böses Blut. Die deutschen Behörden wurden gedrängt, die Spinne endlich zu zertreten. Sechs Monate ließen sie sich Zeit, bis sie sich entschlossen, gegen Amoros vorzugehen. Rücksichtsvolle Behörde. Der fremde Werber konnte in aller Ruhe sein gesamtes Material zusammenpacken und sich mit Hab und Gut, zufrieden mit seinen Erfolgen, ungehindert ins Ausland begeben. 692 deutsche Familien fluchen ihm. Amoros lächelt...

Immer wieder und immer dringlicher wurde die ‚Vereinigung der Angehörigen deutscher Fremdenlegionäre' beim Auswärtigen Amt vorstellig, bis endlich – erst Anfang dieses Jahres 1925 – die natürlichste Sache der Welt geschah: die Anweisung an die zuständige Behörde, bei Anfertigung von Pässen vorsichtig zu sein. Um diesen Federzug hat sich das Auswärtige Amt schmählich lange bitten lassen. Gehört das Amt auch zu den deutschen Brüdern, die vor Gefahr zu behüten sind? Ists nicht schmerzlich sinnlos, ein gutes Wort nicht schnell zu sprechen, ein kleines, müheloses Wort, das die Möglichkeit in sich trägt, das Leben von ein paar jungen Menschen zu retten? Aber ein Amt steht über den Herzen.

Die Sünden der Behörden im Reich liegen zumeist auf dem Gebiet der Passivität. Die ganz große Dummheit äußert sich aktiv. Und wenn Sünde sich zur Dummheit steigert, wird sie zum Verbrechen. Ein deutscher Konsul in der Rolle des Herrn Amoros! Ist solche Schamlosigkeit überhaupt denkbar?

Es gibt eine illustrierte Zeitschrift, die ihrem Namen nach das Organ der Sternickels und Haarmanns sein könnte. Hackebeils Illustrierte. „Warte, warte nur ein Weilchen, bald kommt Haarmann auch zu dir: mit dem kleinen Hackebeilchen macht er Schabefleisch aus dir“, singen die Kinder auf den Höfen im Berliner Norden. Aber Hackebeils Illustrierte ist nur so was Ähnliches. Sie ist nicht das Blatt der gewöhnlichen

Verbrecher. Immerhin ist sie das Blatt Derer, die ein schwarzes Herz, eine weiße Zunge und rote Hände haben. Solche Zeitschriften dienen unbewußt der Sache, die sie bekämpfen, und bekämpfen ebenso unbewußt die Sache, der sie dienen. Es würde Hackebeils „Mentalität“ entsprechen, dem deutschen Konsularwesen, das immer noch auf wilhelminischem Niveau steht und wilhelminisch zusammengesetzt ist, freundlich gesinnt zu sein und es gegen jeden Angriff des erwachenden Deutschland zu schützen. Dagegen erhält eine letzthin in seiner Illustrierten veröffentlichte Reisebeschreibung eine gradezu unerhörte Bloßstellung des deutschen Konsuls einer spanischen Hafenstadt.

Zwei junge Deutsche – Berliner Jungens – kamen kürzlich als blinde Passagiere von Hamburg nach Vigo und wurden dort der Polizei übergeben. Einer von ihnen erzählt:

> Am andern Tage lieferte man uns dem deutschen Konsul aus. Dieser Herr machte uns die Mitteilung, daß wir in vier Tagen wieder mit einem Dampfer nach Deutschland zurückgebracht werden sollten. Nebenbei eröffnete er uns aber noch einen andern Ausweg. Er gab uns zu verstehen, daß wir auch in die spanische Fremdenlegion eintreten könnten. Es wäre dort sehr schön, es gäbe ausreichenden Sold, gutes Essen und wenig Dienst, auch wären dort viele Deutsche. Wir hatten keine blasse Ahnung davon, daß es überhaupt eine spanische Legion gibt.
>
> Am andern Tage wurde uns ein Dolmetscher geschickt, dem wir ohne weiteres erklärten, daß wir in die Legion eintreten wollten, worauf derselbe gleich mit uns zum Werbebureau ging. Dort las er uns die Verträge vor, wir unterschrieben kurz entschlossen für fünf Jahre und bekamen jeder zwei Peseten eingehändigt.

Also: es wäre dort sehr schön, es gäbe ausreichenden Sold, gutes Essen und wenig Dienst, auch wären dort viele Deutsche. Hätte Amoros süßer flöten, mehr versprechen, stärker überreden können? In wessen Auftrag, auf welche Informationen hin sprach dieser Vertreter – nein, dieser Verräter Deutschlands? Amoros mag mir vergeben, daß ich diesen deutschen Konsul mit ihm verglichen habe. Amoros ist ein Ehrenmann, der seinem Vaterlande dient. Dieser hochgestellte Beamte aber sendet, statt seine klare Pflicht zu tun, seine hilfebedürftigen Landsleute ins Unheil, in den Tod. Er arbeitet gegen die mühseligen Bestrebungen der Heimatbehörden, der Fremdenlegion entgegenzuwirken. Er betrügt das Land, das ihm Würden und Ehren verliehen hat, und das ihn für seine Tätigkeit gut bezahlt. Bezahlt vielleicht Spanien mit – ?

Gewiß, es sind viele deutsche Kameraden dort in der Legion. 1700. Die ganze spanische Fremdenlegion umfaßt 6 Bataillone zu je 500 Mann, also 3000 Legionäre, von denen über die Hälfte Deutsche sind! 830 sind bereits gefallen. Wieviele hat der deutsche Konsul in Vigo auf dem Gewissen?

Die deutsche Regierung hat – göttlich ahnungslos – viel Unkraut ins Land gepflanzt. Sie besitzt wenig Konsulate, die gelobt werden; viele, über die man sich beklagt. Kasernenhof-

ton, Ungeschicklichkeit, Mangel an Takt sind große Übel, die weite Kreise ziehen. Es ist schlimm und traurig für das deutsche Volk, wenn der Vertreter Deutschlands nichts taugt. Wenn er aber in seinem Tun verbrecherisch wird und das Blut der Nation gefährdet, dann – dann, deutsches Volk, jag die Geduld zum Teufel, wehr dich, schlag drein und schreie: Fort mit dem Schädling! Aber ohne Pension!!

Schnipsel von Peter Panter

Ich gehe auf die Reise, Alles wird noch einmal durchsucht, geordnet, hin- und hergelegt. Der quadratische Wahnsinn hat mich erfaßt: wozu soll es gut sein, daß auf ein Mal alle Mappen, Bogen und Brief mit den Kanten aufeinanderliegen? – es ist wohl so eine Art Versuch, die leblose Materie zu beherrschen. Die Fensterläden werden verschlossen, die letzten Zettel fortgefegt. Auf dem Schreibtisch liegen Schnipsel, kleine Spähne von Papier. Das soll der Abschied sein. Da sind sie.

* * *

Neulich las ich in einem deutschen Blatt, Herr Soundso (ein deutscher Schauspieler) sei in Paris eine sehr populäre Persönlichkeit. Du lieber Gott...! Vor ein paar Tagen fuhr Dranem, der Operettenkomiker, über die Boulevards, in einem kleinen Automobil. Wenn er abends auf die Bühne kommt, wird es warm im Hause, die Leute setzen sich auf den Sitzen zurecht, stoßen sich an und flüstern: „Dranem – !“ An der Madeleine blieb er mit seinem Wagen stecken und schimpfte. Kein Aas kümmerte sich um ihn.

*

Da wurde ein dicker Curé aus der Bretagne jüngst von einem seiner Beichtkinder vor einem recht zugänglichen Hause mit einer großen Hausnummer betroffen. „Aber Herr Curé,“ sagte der Gläubige, „Sie gehen in solche Häuser – ?“ „Wie können Sie so etwas von mir denken!“ erwiderte der fromme Mann. „Ich habe hier nur meinen Regenschirm vergessen.“

*

Manchmal fahren zwei Eisenbahnzüge neben einander her, in derselben Richtung. Die Insassen des schnellern Zuges machen dann fröhliche Gesichter, sehen genau forschend hinüber, ein ganz klein wenig mitleidig. Die des langsamen Zuges schauen gleichgültig drein oder gucken gleichgültig fort. Schnellere Züge interessieren nicht sehr.

*

Früher wurden die Beamten von ihren Herren Eltern sorgsam mit der Hand hergestellt. Vater und Mutter zogen das so gewonnene Kind auf, ließen es ordentlich nichts lernen und brachten es dann in dem Beamtenkörper unter, wo es ein sauberes, wenn auch kärglich gebürstetes Dasein führte. Heute sind die Beamten Maschinenware geworden. Und weil jeder Mensch Beamter ist, auf irgendeine Weise, so sterben sie nicht aus, sondern regieren sich gegenseitig. Man sollte reine Untertanen züchten – bald wird es keine mehr geben.

*

Es gibt Menschen, die sind so rechthaberisch und haben eine solche Fähigkeit, sich Alles, was ihnen begegnet, zu ihren Gunsten zurechtzubiegen, daß man versucht ist, sie zu fragen: „Lieber, ist Ihnen noch nie aufgefallen, daß Sie in Ihrem Leben niemals Unrecht hatten, niemals Unrecht – ?“ Und sie werden hitzig antworten: „Was fällt Ihnen ein! Ich habe überhaupt nur Unrecht – !“ So dickköpfig sind manche Leute. Man kann sie leicht und sofort erkennen, denn sie gehören alle demselben Volksstamm an. Es sind die Andern.

*

Am 1. August 1925 betrat die etatsmäßige Fee Anastasia den deutschen Schauplatz und bot den Günstlingen des Glücks von ihrem Kräutlein „Vergiß mein“ an. „Damit Ihr die schreckliche Zeit vergesset, die hinter euch liegt!“, sagte sie. Zuerst ging sie zu einem berühmten Filmschauspieler. „Ich mag dich nicht,“ sagte dieser, Emil geheißen, „ich vergesse sonst, wo ich morgen drehe, ob in Los Angeles, Rom oder Rüdersdorf. Hebe dich hinweg von mir!“ Da ging die Fee zu einem berühmten Staatsmann, der seine Weisheit auf Bierflaschen zu ziehen pflegte. „Damit du die Schrecken der letzten Jahre vergessest!“, sagte sie und bot das Kräutlein dar. „Menschenskind!“, sagte Gustav, „ich habe sie ja schon alle vergessen!“ Traurig ging die Fee zu einem Feldmarschall. „Damit du die Schrecken des Krieges vergißt, Exzellenz!“, sagte sie. „Ich habe sie nie kennen gelernt“, sagte der alte Mann. Da fraß die Fee ihr Kräutlein selber und vergaß sich mit einem jungen Maler, einem Italiener, der hübsche Bilder malte, Alessandro hieß und sie prügelte, wenn er sie nicht liebte.

*

Manche kleinen Mädchen sehen aus wie „Mammi als Kind“. Es sind altkluge Photographiergesichter, die später einmal von den Kindern dieser Kinder in die Hand genommen werden, und das suchende Auge entdeckt in dem kleinen Oval „schon damals“ die vertrauten Züge der Mutter. Und dann sagt das Kind verwundert-glücklich: „Das ist Mammi als Kind.“

*

Dies ist, glaube ich, die Fundamentalregel alles Seins: „Das Leben ist gar nicht so. Es ist ganz anders.“

* * *

Das sind die Schnipsel. Aber nun klopft der Diener an die Tür und meldet: „Herr Regierungsrat! Der Wagen!“ Ich lasse den Butler bitten, die Wirtschafterin erscheint, der Silberdiener... Im Sommer ist nur das kleine Personal bei mir. Ich gebe Weisung, Aljoscha, die Hündin, sorgsamst zu pflegen, Piperkarka, den Papagei, zu füttern, Semmel, die rote Katze, gut zu betten und auch hier und da einmal bei der Gnädigen Frau nach dem Rechten zu sehen. Die gnädige Frau heißt Alice und daher Yane – sie darf nicht mit und liegt oben und heult. Ihr Weinen bricht mir das Herz, die Hündin kläfft, der Papagei schnattert, die Katze miaut, das Personal murmelt fromme Segenswünsche. Vornehm den Hut lüpfend, trete ich ins Freie. Und sage noch beim Herausgehen, den Kopf leicht nach hinten gewandt: „Fegen Sie die Schnipsel heraus – !“

Neue Bücher von Annette Kolb

Es ist sehr schade, daß Broussons Buch ‚Anatole France en pantoufles‘ vor ‚Anatole France à la Béchellerie‘ von Marcel le Goff (Editions Léo Delteil in Paris) erschienen ist. Jenes ist ebenso unzureichend wie dieses vorzüglich. Brousson versagt auf der ganzen Linie. Nur den Titel hat er richtig gewählt, denn er bringt uns von Anatole France wirklich nicht viel mehr als die Pantoffeln.

Marcel le Goffs Buch dagegen sprüht von Leben. Es ist wie noch einmal ein Werk von France, so „ähnlich“ ist es, so sehr dieser selbst; so ganz sein strahlender, wenn auch mehr in die Weite als in die Tiefe sich bemühender Geist, verehrungswürdig selbst da, wo er sich die eignen Schranken zieht, ja innerhalb ihrer sich gefällt. Wer ein Lebensbild seiner letzten Jahre gewinnen will, der erwerbe diese entzückenden ‚Propos et Souvenirs‘ und verliere keine Zeit mit dem Pantoffelbuch, das fast an das Diktum gemahnt, Keiner sei ein Held für seinen Kammerdiener.

*

Die Lebenserinnerungen der Gattin Dostojewskis (bei R. Piper & Cie. in München) sind, wie nicht anders zu erwarten war, von größtem Interesse; der erste Teil, welcher ihre Verlobung und die etwas verhagelte Zeit der ersten Monate ihrer Ehe schildert, ist sogar bezaubernd. Wohl lernen wir in der Folge eine durchaus hausbackene, wenn auch grundehrliche Natur in Anna Grigorjewna kennen, dabei dennoch eine Frau wie geschaffen, um die Gattin Dostojewskis und die Mutter seiner Kinder abzugeben. Sie war in ihrer grenzenlosen Hingebung und vielleicht auch durch ihre grenzenlose Einfachheit sein Halt. Sie ermöglichte ihm sein Doppelleben, ohne sie wäre er vielleicht zerschellt. Sie vergöttert ihn als den „edelsten, hochherzigsten Menschen“. Und für die Seinen war er auch der rührend besorgte Gatte und Vater, den sie in ihm sah. Seine tolle Eifersucht ist freilich kein untrüglicher Beweis für seine Treue; wohl aber gibt die Versicherung zu denken, die er ihr am Morgen seines Sterbetages gab. Frau Dostojewskis Buch ist unter die Rehabilitierungsschriften einzureihen, infolge der Kränkung, die ihr der bekannte Brief Strachows an Tolstoi bereitete. Zum Glück hat sie das Buch Chestows über Dostojewski nicht mehr erlebt.

Der Heroenkult scheint ja im großen Ganzen deutscher Art am meisten zu entsprechen (bis die wirklichen Heroen als solche konsakriert sind, haben sie es in Deutschland umso schwerer). Ein Russe, den ich einmal fragte, ob er Dostojewski liebe, gab mir zur Antwort: „Wir lieben ihn nicht, denn wie er uns beschreibt, genau so sind wir, und so war auch er.“ Ist aber dieser Heroenkult nicht besser, als ihnen am Zeug zu flicken, wenn sie tot sind? „Il ne faut pas médire les morts“ trifft wohl am besten für sie zu. Hat es einen Zweck, Lastern bei ihnen nachzuspüren, Verfehlungen, deren man sie nicht überführen kann, da sie sich nicht mehr verteidigen können? Was uns Anna Grigorjewna von Dostojewski, seiner kindlichen Uneigennützigkeit und der schamlosen Ausbeuterei durch seine Verwandten berichtet,

scheint mir interessanter. Sie erzählt manch rührenden Zug. Nichts Olympisches freilich haftet ihrem Abgott an. Statt des Gottes trägt er Dämonen in seiner Brust. Man kann nicht ungoethischer sein. Ja, Goethe ist non-existent für Dostojewski. Nun bin ich ganz und gar nicht der Meinung Meier-Graefes, daß wir Dostojewski „bitter nötig haben“. Im Gegenteil. Wo dem so wäre, da wärs gefehlt. Es wäre ein Zurückgreifen und eine Gefahr. Für den Westeuropäer ist Dostojewski ein ungeheures Kuriosum, ein unerhörtes Phaenomen, ein Eckstein in der Gestaltungskunst, aber dennoch in gewissem Sinne ein Barbar. Er steckt in den Problemen drin. Jamais il ne plane. Er hat Seiten konstruiert, unvergänglichen Statuen vergleichbar. Wer könnte des Fußes der Nastassia Philippowna vergessen, wie er marmorgleich aus den weißen Laken ihres Bettes hervorsieht, an dem ihr untröstlicher Mörder Rogoshin und ihr zu Tode getroffener Freund, der Fürst Myschkin, Wache halten. Es sind Bilder, in welche sich Welten des Erbarmens drängen, und es ist ein Erbarmen, das sich mit mystischem Schwunge dem leidensvollen Dichter zuwendet. So ist denn auch der Einblick in die Gejagtheit des armen Dostojewski das Wichtigste und Interessanteste an den Aufzeichnungen seiner Witwe. Er mußte seine Bücher zu seiner eigensten Unzufriedenheit und in dem Bewußtsein, daß sie viel vollendeter sein könnten, hinhetzen, well seine elende pekuniäre Lage ihn dazu zwang. Oft hat er keine Ahnung, während er „auf Termin“ ein Kapitel schreibt, wie das folgende sein soll. Nie ward einem Genie weniger Muße gewährt. Dies ist der nicht gut zu machende Schaden, der abscheuliche Skandal in Dostojewskis Leben. Aus ihm sollte man eine Lehre ziehen; ihn sollte man zur Streitfrage erheben!

*

Da wir von Frauenbüchern reden, so möchte ich meinen Kopf wetten, daß die ‚Chronik von St. Johann‘, deren Verfasser ungenannt bleibt (erschienen bei Kurt Wolff in München), von einer Frau ist, und zwar von einer jungen. Ich lasse mich auch durch die ausgesprochene Sicherheit der Feder nicht beirren. Die Verfasserin also, die Verfasserin steckt mit einem Fuß in den alten, mit dem andern in den neuen Jahresgängen. Der eine Fuß möchte losziehen, der andre aber ist noch gekettet. Frei durch ihr starkes Naturgefühl und ihr bukolisches Talent, trägt sie ein Herz von anno dazumal. Sie hat noch keine Konsequenzen gezogen. Dies bringt ihre Barke allemal zum Kentern. Sie ist zart und kommt gelegentlich mit einer Derbheit. Warum? Aus Abhängigkeit? Sie irritiert. Schließlich leben wir doch in einer Zeit, welche den Krieg erfuhr und den Maßnahmen zu einem zweiten zusieht. Obwohl schon jeder Halbidiot die Idiotie des Krieges einsieht, wissen die „Herren der Schöpfung“, die ihn selber machen und nicht zu machen brauchten, nicht, wie sie es anstellen sollen, ihn zu verhüten. Dies richtet sie auf Generationen. Die drei Frauen in der Chronik sind charmant. Der von ihnen vergötterte Daniel aber mitsamt seinen Notizbüchern, seinen geheimen Telephongesprächen und seinen eingebildeten Schmerzen leidet an Elephantiasis. Hinaus mit

ihm. Durch eine ganz andre Tür wieder herfür und, bitte, ohne Piedestal. Es spielen die Jahreszeiten, Wellengang und Garten, es webt die Natur wirklich schön in diese Chronik herein; und es ist ein unschuldvolles Buch. Die sind heute sehr selten. Es hat Fluß. Die Verfasserin hat Schwung und Atmosphäre. Sie kommt wie ein Vogel geflogen. Warum trägt sie so ein altes Brieferl am Fuß? Die sehr erlesene Ausstattung des Buches ist von E. v. Prätorius.

*

Die ‚Melancholische Herbstreise‘ von Wilhelm Hausenstein (erschienen in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart) ist zwar kein neues Buch, aber ich möchte wieder daran erinnern. Es ist ein Büchlein nur, aber mit bedeutenden und anregenden Stellen. Stimmungen, die mehr sind als nur Stimmungen. „Ich war von dankbarer Gleichgültigkeit erfüllt, die Welt konnte mir untergehen. War sie nicht schon beinahe untergegangen – war dies ein Wald, dies kleine Paradigma von Bäumchen, das vom Winde schief steht...? Die Wege waren schon Wege ohne Widerstand; Wege des Hades; Gleichnisse von Wegen...“ Hausenstein hat Bewegtheit und Grazie des Geistes.

Im Wagen durch den Englischen Garten fahrend von Klabund

Für Carla

Im Wagen durch den Englischen Garten fahrend,
Nachts, roter Mond über dem Kleinhesseloher See,
Nebel über den Wiesen, Dämmerung vor meiner Seele –
Mir ist so schwach in den Knien vor Sehnsucht nach Dir.

Der Kutscher schläft. Das Pferd läuft im Halbschlaf.
Gott schläft. Die Erde rollt ziellos durch den Raum.
Ich bin überwach. Ich komme von Dir. Ich fahre zu Dir.
Alle Wege führen mich an Deine Brust.

Seit Wochen lasse ich Dutzende von Briefen uneröffnet liegen.
Ich gehe nicht unter die Menschen. Sie sind mir widerlich.
Mit einem kleinen Hund, einem melancholischen Rehpinscher, gehe ich gern spazieren
Oder mit Dir.

In dieser regnerischen kalten Einsamkeit
Des tristen Sommers an mich hingeweht
Wie ein Leuchtkäfer auf einen Grashalm –
Ich spüre, daß ein Herz an meinem schlägt.

Dein Mund springt manchmal auf wie eine rote, reife Feige.
Nachts, roter Mond über dem Kleinhesseloher See,
Im Wagen durch den Englischen Garten fahrend,
Hinter den Schläfen donnert der Niagara meiner Sehnsucht.

Der Mann, der Donnerstag war von Alfred Polgar

So heißt ein unterhaltlicher Roman von Chesterton. Sieben Anarchisten, verbündet, um den König zu ermorden, erkennen einander, im Laufe von drolligen Begebenheiten, als sieben Geheimpolizisten. Es geht etwa so zu wie im schönen Liede von den „kleinen Negerlein“: Sieben kleine Anarchisten planten Tod dem Rex, einer ward entlarvt als Spitzel, da warens nur mehr sechs. Und so weiter. Indessen die Detektive sich gegenseitig draufkommen, daß sie es sind, wird der König ermordet: von dem einzigen wirklichen Anarchisten, den die sieben Schlauköpfe ihres Klubs verwiesen hatten.

Aus diesem Roman haben die Russen ein Stück gemacht und spielen es auf einem wunderlichen Gerüst, das selbst viele Stücke spielt. Brücken heben und senken sich, Schauplätze erscheinen und verschwinden wieder, schiefe Ebenen vermitteln Kommunikation, ein großer und ein kleiner Lift wandern unermüdlich zum Schnürboden hinauf und retour (Schauspiel in mehreren Aufzügen sozusagen), und schwindelfrei turnen die Darsteller durch das Gewirr aus Holz und Blech, Sparren und Spreiten. Nur gelegentlich machen sie auf einer der schmalen Plattformen der Maschine Halt, um etwas Dialog zu erledigen. Ringsherum aber tobt die Großstadt mit Licht und Lärm, Reflexe und Reklame wischen über den Hintergrund, Zeitungsverkäufer schreien ihre Journale aus, und die Jazzband spielt. Ich muß aber sagen, daß ich so was Bescheidenes von Toben einer Großstadt noch selten gehört habe. Ein bißchen Hupe, hie und da ein indefinites fernes Kratzen, dann und wann ein Glöckchen, das war Alles. Die Lichter taten auch nicht grade blenden, und die Jazzband spielte so etepetete, als gälte es, einen Schlummernden nicht zu wecken. Da ging es bei Karlheinz Martins ‚Franziska‘ entschieden tairoffscher zu, die Großstadt tobte weit großstädtischer, die Lichter schmetterten turbulent, die Jazzband tat das Selbe, und um wieviel nackter die Mädel waren, also daran darf man gar nicht denken.

Stellenweise ist der Sketch recht lustig, besonders wenn der bravouröse Sokoloff seinen persönlichen Humor in die Leere wirft. Und Kindern muß das Ganze sehr viel Spaß machen. Erwachsene außerhalb Rußlands werden aber nicht umhin können, das Mißverhältnis zwischen dem gewaltigen, komplizierten Bühnenapparat und der Lustbarkeit, die er vermittelt, als vollkommen kläglich zu empfinden.

Aller Zank um den Wert dieser neuen Kunst hörte auf, wenn die Russen ihr einen andern Namen als „Theater“ gäben. „Zeit-Spiele“ etwa, oder so ähnlich. Denn es handelt sich hier offenbar um ein völlig neues Genre öffentlicher Belustigung, und dieses Genre als fortgesetztes, entwickeltes „Theater“ anzusprechen, ist so unsinnig, wie es etwa wäre, den Kommunismus als Weiterbau der kapitalistischen Weltanschauung oder das Gottleugnen als neue Richtung der Theologie auszugeben. Wenn die Russen ihre höchst reizvollen und originellen Dar-

bietungen nicht mehr „Theater“ nennen wollten, würden die Mißverständnisse aufhören, der fade Geifer der Theoretiker nicht mehr fließen und die Krämpfe der jungen Kunstrichter sich beruhigen, die ganz mit Recht leidenschaftlich betonen, daß sie jung sind, denn was wären sie auch sonst, wenn sie das nicht wären?

Der Anilin-Konzern von Morus

Zum zweiten Mal innerhalb eines Jahres tritt der Anilin-Konzern eine große schwerindustrielle Erbschaft an: im vorigen September übernahm er zur Erweiterung seiner Kohlenbasis etwa 50 Prozent der zum Otto Wolff-Konzern gehörigen Rheinischen Stahlwerke, und jetzt erwirbt er für 16½ Millionen eines der wertvollsten Objekte aus der Liquidationsmasse des Stinnes-Konzerns, annähernd die Hälfte und praktisch die Majorität der Hugo Stinnes-Riebeck-Montan-Aktien, mit denen zugleich die Herrschaft über den Stinnesschen Ölbesitz verbunden ist. Da der Anilin-Konzern seit Jahren schon die Kohlenzeche Auguste Viktoria, die Wallendorfer Braunkohlenwerke bei Halle, auf denen die Fabrikation des Leunawerks ruht, und mehrere kleine Stein- und Braunkohlen-Beteiligungen besitzt, so rückt er damit allmählich in die erste Reihe der Montanindustrie.

Die neuen Erwerbungen sind aber nur die – vorläufig – letzte Etappe in einem fast ununterbrochenen zehnjährigen Eroberungszuge. Allerdings war die Expansion des Anilin-Konzerns nicht so bunt und so „interessant“, das heißt: so sinnlos und systemlos wie die der schwerindustriellen Aufkäufer, und deshalb hat sie auch in der Öffentlichkeit nur wenig Beachtung gefunden. Was der Anilin-Konzern machte, war, soweit der Laie in diesen von Fabrikationsgeheimnissen gepanzerten Industriekomplex einblicken kann, technisch plausibel und nicht nur von Raffgier bestimmt. Er kaufte nicht, weil etwas auf der Straße lag und weil es billig war, sondern er kaufte, was er brauchte. Aber diese organische Art des Aufbaus ändert doch nichts daran, daß auch der Anilin-Konzern zu den allergrößten Kriegs- und Inflationsgewinnern gehört. In seiner heutigen Gestalt ist er ausgesprochen ein Produkt der Kriegskonjunktur. Er hatte nicht einmal nötig, wie die Stinnes und Otto Wolff auf Umwegen, durch Aufkäufe die Kriegsgewinne zu verwerten und zu vervielfachen: da er unmittelbar zur Rüstungsindustrie gehörte, konnte er genau wie Krupp, nach Herzenslust auf Staatskosten bauen. Er lieferte dem Staat die Produkte, aber der Staat lieferte ihm dafür die Produktionsmittel. So entstanden im Eiltempo das Riesenwerk Leuna bei Merseburg und das schon vor dem Kriege begonnene große Werk in Oppau, aus denen die Heeresverwaltung den Stickstoff zum Verpulvern bezog. Aber während Krupp und die andern Kanonen- und Panzerplattenfabrikanten nach Versailles, so schwer es ihnen auch fiel, abrüsten mußten, brauchte der Anilin-Konzern sich nicht erst auf den Friedensbetrieb umzustellen. Das Kriegsprogramm, die Herstellung von 300 000 Tonnen

Stickstoff im Jahr, wurde unverändert übernommen und ebenso unverändert die Finanzierungsart. Die reinen Kriegssubventionen fielen fort, aber zu den mehr als 250 Millionen langfristigen Darlehen, die bereits im Jahre 1918 bestanden, kamen im folgenden Jahr eine Viertelmilliarde allein für Leuna hinzu. Genaue Abrechnungen über die Reichssubventionen der chemischen Industrie sind zwar der Öffentlichkeit nie vorgelegt worden, aber insgesamt dürfte das Reich weit über eine halbe Milliarde dem Anilin-Konzern zur Verfügung gestellt haben. Wenn das auch nicht mehr reine Goldmark waren, so war das Geld, das das Reich gab, jedenfalls sehr viel mehr wert als das, womit der Anilin-Konzern schließlich seine langfristigen Kredite zurückzahlte. Die Inflationsgewinne, die so gemacht worden sind, belaufen sich sicherlich auf eine hohe achtstellige, wenn nicht neunstellige Zahl.

Wie der technischen Unterbau, so stammt auch die Organisation des Konzerns aus der Kriegszeit. 1916, zur selben Zeit, als Hugo Stinnes mit der Gründung der Hamburger A.-G. für Seeschiffahrt und Überseehandel den Grundstock zu seinen Auslandseroberungen legte, schlossen sich die beiden schon seit zehn Jahren bestehenden großen chemischen Gruppen, die Badische Anilin- und Sodafabrik, die Elberfelder Farbenfabrik vormals Bayer & Co., die „Agfa“, die A.-G. für Anilinfabrikation in Treptow und auf der andern Seite die Höchster Farbwerke, die Leopold Casella G. m. b. H. in Frankfurt und die A.-G. Kalle & Co., Biebrich, zu einer Interessengemeinschaft zusammen, in die noch die Chemischen Fabriken Weiler-ter-Meer und die Chemischen Werke Griesheim A.-G. einbezogen wurden. Aus einer Patent- und Gewinngemeinschaft ist dann ein auf 80 Jahre laufender sehr enger Gemeinschaftsvertrag geworden, und neuerdings geht man sogar mit dem Plan um, den ganzen Konzern organisatorisch unter einen Hut, mit einem Generaldirektor an der Spitze, zu bringen. Der Öffentlichkeit gegenüber tritt der Konzern in seinen, immer sehr spärlichen, Ausweisen schon dadurch als Einheit auf, daß durch die schematisch aufgezogenen Bilanzen unmöglich gemacht wird, die Gesellschaftslage bei den einzelnen Gesellschaften zu beurteilen.

Selbstverständlich war auch für die chemische Industrie das Ende des Krieges nicht ohne Bedeutung. Das Ausland, das während des Krieges ohne die deutschen Anilinprodukte arbeiten mußte, hatte manches hinzugelernt, namentlich die Amerikaner hatten auf dem Gebiet der Farbenindustrie und der pharmazeutischen Präparate guten Ersatz geschaffen und sich große Absatzmärkte erschlossen. In den ersten Jahren nach dem Kriege schien daher die Monopolstellung der deutschen Anilinfabrikation auf dem Weltmarkt schwer erschüttert zu sein. Viel weniger schadeten die unmittelbaren Bestimmungen des Versailler Vertrages, insbesondere die Pflicht zur Auslieferung der Patente. Mit den Rezepten allein konnte man doch noch nichts Rechtes anfangen, und auf alle Fälle wars zu riskant, darauf so kostspielige Anlagen zu schaffen, wie sie die chemische Großindustrie erfordert. Als man sich aber

daran machte und deutsche Ingenieure zur Mitarbeit anforderte, drehte der Anilin-Konzern den Spieß um, schloß einen sehr weit gehenden Patent- und Herstellungsvertrag mit Frankreich ab, nutzte geschickt die englische Krisis aus, um auch mit der British Dyestuff Corporation einen günstigen Vertrag abzuschließen, und stellte dadurch auf dem europäischen Markt die Vorherrschaft wieder her. Zwischenfälle, wie das schwere Explosionsunglück in Oppau, konnten dem Geschäft nichts anhaben, und der Rettungsanker, zu dem auch der Anilin-Konzern gern und oft griff, war die Reichsbank, die mit der Diskontierung von Papiermark-Wechseln alle Wunden wieder heilte. Wie bekömmlich dieses Verfahren war, sah man in den ersten Goldbilanzen. Obwohl der Anilin-Konzern sein Aktienkapital in der Inflationszeit gewaltig aufgebläht hatte, brauchte er nur eine Zusammenlegung auf den fünften Teil vorzunehmen, und das zusammengelegte Kapital war noch immer 4½ mal so groß wie vor dem Kriege. Daß man sich mit dem nominalen Aktienkapital von 641 Millionen Goldmark und den 145 Millionen offenen Reserven nicht wohlhabender eintaxiert hatte, als man war, zeigte die Börsenbewertung. Der Anilin-Konzern war die einzige Großgruppe, deren Aktien nach der Goldumstellung auch nach den Börsenkursen einen höhern Wert repräsentierten als vor dem Kriege. Statt 735 Millionen Ende 1913 betrug der Kurswert der sechs großen Konzerngesellschaften Ende Dezember 1924 777 Millionen. Und selbst in der jetzigen Baisse haben die Anilin-Aktien – unter Berücksichtigung der Kapitalvermehrung – noch immer denselben Börsenwert wie vor dem Kriege.

Der Anilin-Konzern ist zweifellos heute die stärkste deutsche Kapitalmacht, wenn er auch von dieser Macht nicht so grob und lärmend Gebrauch macht, wie es die Schwerindustrie zu tun pflegt.

Duisberg, der Generaldirektor von Bayer-Leverkusen, ist zwar als Nachfolger Sorges Präsident des Reichsverbandes der deutschen Industrie geworden; Hummel, der frühere Bayrische Staatspräsident, den Carl Bosch in die Badische Anilin- und Sodafabrik berufen hat, sitzt als gutdemokratischer Abgeordneter im Reichstag; auch sonst ist für die üblichen „Lötstellen" zwischen Politik und Wirtschaft Vorsorge getroffen. Aber es fehlt das Provozierende, das nationalistische Getue, der arbeiterfeindliche Herrenton. Man macht seine Geschäfte, national und international, wie es grade kommt, und überläßt den Andern das Flaggen. Und es geht auch so.

Sturmgesang der Täufer von Carl Zuckmayer

Dran, dran, ob Sieg, ob Untergang,
ob Mann, ob Weib, ob Kinder.
Ihr beugtet lang und allzu bang
die Hälse euerm Schinder,
der Not und Drangsal heißt,
wir wollen ihn *erschlagen,
wie man ein schlechtes Werk zerschmeißt,
hilft ihm kein Flehn und Klagen.

Dran, dran, mit Wut- und Sturmgesang-,
der Himmel soll ihn hören,
auf unsre nackte Fahnenstang'
nun Gott den Treueid schwören.
Und zieht ein Stern voran,
der wird lebendig werden,
und Jeder wirket, Mann für Mann,
das himmlisch Reich auf Erden.

Emigranten

In Paris gibt es viele davon. Bei allem Mitgefühl: sie sind fast immer von einer leisen Komik umwittert. Italiener, Spanier, weiße Russen — alle sitzen hier und warten, daß ihr gesetzwidriges, akutes, momentanes Regime nun aber ganz bestimmt in diesen Tagen endlich zusammenbreche. Es bricht aber nicht.

An Voraussagen fehlts nicht. Die Bolschewisten können sich nicht mehr halten; Primo de Rivera, für den Unamuno jede Woche zwei neue Schimpfwörter ersinnt, purzelt selbstverständlich spätestens bis Montag ein Uhr, das syphilitische Schwein; bei Mussolini handelt sichs nur noch um Minuten. Ernst bei Seite: sie sind in ihrem Jammer ganz heiter — Alle zusammen.

Man darf sie nicht etwa sämtlich in einem Topf kochen. Die halbe Million italienischer Arbeiter, die zurZeit in Frankreich ist, setzt sich meistens aus Antifascisten zusammen, und das weißgekreidete „A Mussolini la Morte“ mit dem Totengebein darunter, das ich jeden Tag vor dem Bahntunnel zu sehen bekomme, ist durchaus ernst. Man hat diese Leute verjagt, terrorisiert, aus dem Lande herausnationalisiert — wahrscheinlich waren es keine „guten Italiener“. Die Spanier, die für meinen Geschmack ein klein wenig mehr von sich hermachen, als ihrer Affäre zu Grunde liegt, und die in allen Diskussionen so tun, als habe jenseits der Pyrenäen vor dem dicken General ein wirklich parlamentarisch regiertes Land nach und mit europäischen Begriffen bestanden, können nicht zurück, und nachdem die französische Neugier nachgelassen hat, langweilen sie sich ein bißchen und ihre Zuhörer übrigens auch. Die weißen Russen fangen an, legendär zu werden.

Und alle Diese sind zu beklagen, Einige zu unterstützen und zu bejahen — nur: wenn du einen Propheten suchst, geh nicht zu ihnen. Der Wunsch ist hier der illegitime Vater des Gedankens... So einfach läuft die Weltgeschichte doch nicht. Und es ist ja begreiflich, was sie zu ihren Weissagungen veranlaßt: nur wenige Menschen können sich vorstellen, daß es ohne sie geht. Ich nicht mehr dabei...? Die Welt stürzt zusammen! Sie wandelt aber still weiterhin ihren Plan.

Wenn man dieses Treiben betrachtet, so muß man an andre Emigranten denken. Die Prophezeiungen der Zimmerwalder Russen aus den Jahren 1915 bis 1917 liegen gedruckt vor, die Nummern der Zeitschriften mit der Datumsangabe sind noch erhalten... Das ist doch ein andres Format. Gradezu erschütternd sind diese Aufsätze. Darin steht Alles, Alles: das imperialistische Kriegsziel, der Zusammenbruch der Mittemächte und Rußlands, die Möglichkeiten und Ziele einer Arbeiterregierung — und das zu einer Zeit, wo diese Behauptungen überall auf Standgerichte stießen und auf keinen Politiker, der sie auch nur in den Kreis seiner Erwägungen gezogen hatte.

Verärgerte Bürgerliche sind noch keine Revolutionäre.

Ignaz Wrobel

Deutsche Justiz

Ach ja, die politischen Prozesse! sagt Mancher. Und die unpolitischen? Der Kammervorsitzende kommt zum Beisitzer: „Ich habe da folgenden Fall. Ein Kerl kommt auf den Gedanken, gemeinsam mit seinem Mädel in den Tod zu gehen. Er ist für Gas. Erst will sie nicht, aber dann ist sie einverstanden: er dreht den Gashahn auf. Man hat sie aber beide noch lebend vorgefunden. Ja, da möcht ich nun wegen ‚versuchten Mordes‘ eröffnen. Wenn wir das frühere Schwurgericht noch hätten, wäre natürlich nicht daran zu denken. Aber bei dem jetzigen — warum nicht?“

Der Verstand steht uns still. In diese traurigste Privatangelegenheit mischt sich – nicht etwa die helfende Hand, sondern die strafende Faust der Gesellschaft. Nach einem knapp dem Tode Entronnenen greift der Staatsanwalt. Dem Mädchen, das ein Kind von ihm hat, wird er weggerissen. Wär' er so vorsichtig gewesen, sie den Griff an den Gashahn tun zu lassen: man könnte ihm nicht das Mindeste anhaben. So aber: versuchter Mord!

Aber toller als all dies ist der Zynismus, daß der Richter zugibt: die alte Geschworenenbank (gegen die viel zu sagen ist) hätte ihm in diesem Falle doch sämtliche Schuldfragen verneint. Den neuen Laienrichtern, die nicht in freier Beratung sich selbst überlassen, sondern dem suggestiv-überlegenen Druck der Juristen hilflos preisgegeben sind – denen hofft er Alles einreden zu können. Auch „versuchten Mord".
O, man ist objektiv, man ist milde, und wird es wohl bei „Totschlag" bewenden lassen, gar „mildernde Umstände" zubilligen. Ein paar Monate werden immerhin hängen bleiben. Und wenn der ohnehin labile, durch solchen Schlag in seiner Existenz vernichtete Mann, aus dem Gefängnis kommend, wieder zum Gashahn greift, dann weiß er, warum.
Ist das noch „versuchter" Justizmord? Es ist vollendeter.

Ernst Zedlitz

Kochrezepte

Gedämpfter Journalist mit Beilage

Drei Liter klares Wasser werden lauwarm gemacht In einem besondern Topf koche man die Rückstände höherer Schulbildung gar, schäume sie ab, decke gut zu, damit sie nicht verflüchtigen. In das laue Wasser gieße man, unter ständigem Umrühren, den Extrakt einer verfehlten matura und füge nach einander je einen halben Tassenkopf Wißbegierde, Einbildungskraft und Leichtgläubigkeit hinzu. Dann drehe man die Flamme auf, lasse den stark nach oben drängenden Dampf abziehen, verhindere aber ein Überkochen der aufschäumenden Speise. Das Ganze gieße man nach einer halben Stunde Kochen in den Topf mit den Rückständen, in den man noch eine Reihe grammatikalischer Schnitzer hineingibt. Man lasse es ziehen. Ist die Masse eingedickt, so verleihe man ihr die wesentliche Verfeinerung. Ein halbes Pfund Aufschnitt – vom besten – wird durch den Wolf gedreht und darüber gestreut.
Auf der Pfanne sanft überbacken und mit einer Messerspitze versetztem Feuilleton versehen, ergibt es ein Gericht, das als Vorspeise dient. Es sättigt nicht, noch hindert es die Verdauung. Es regt nur die Magenwände an und sei Personen mit chronischer Appetitlosigkeit dringend ans Herz gelegt.

Bruno Manuel

Der Tumult

Durch fortgesetzte Zwischenrufe der Gegner kam es zu erregten Szenen. Es mußte ein Schutzmannsaufgebot den Saal räumen, der sich unter großem Tumulte, darunter auch unter Absingung des Hitlerliedes, leerte. *Miesbacher Anzeiger*

Ich suche die Wahrheit

Der Erfinder der Manschettenknöpfchen
trug schon lang im Hohenzollernköpfchen
seinen Plan für eine große Tat.
Wenn auch Tennis, Autowelt und Flieger
ihn empfingen überall als Sieger:
er ging hin und wurde Literat.
Schrieb nicht als Bescheidener und Reu'ger –
nein, als Kämpfer für den Herrn Erzeuger
zog der Sportgewandte in den Ring.
Und mit Worten, die wie Schwerter klirren,
zeigt er deutlich, daß die Völker irren,
und versetzt dem Ausland – peng – ein Ding.
Na, sein Aerger läßt sich ja verstehen,
und betrachtet er das Weltgeschehen,
(Dieses merkt man) kommt's ihm hoch!
Beim Genuß von solcherlei Lektüre,
wie ich bei den ersten Seiten spüre,
Kronprinz, Wilhelm, Mensch: mir ooch!

Karl Schmog

Antworten

Zeitungsleser. Am 5. August konntest du in vielen Zeitungen lesen: ‚Friedrich Engels. Zur Wiederkehr seines 30. Todestages.‘ Aber nicht früher, als bis der 30. Todestag dieser Zeitungen zum 10. Mal wiedergekehrt sein wird, ist zu erhoffen, daß Leute, die in Deutschland Zeitungen machen wollen, für nötig halten, dazu Deutsch zu lernen.

Otto Quitzow Verlag in Lübeck. Ihr habt in Nummer 17 Hafniensis über ‚Nordischen Antisemitismus‘ gelesen und schreibt mir dazu: „Als der Schriftsteller S. A. Duse voriges Jahr einen Roman antisemitischer Tendenz geschrieben hatte, weigerten sich sämtliche schwedischen Verleger, das Buch zu verlegen, und er mußte es in Finnland erscheinen lassen.“ Die Welt steht nit mehr lang, lang, lang? Jedenfalls nicht mehr so lange, bis Deutschland zu einem ähnlichen Grad von Kultur aufgestiegen ist.

Buchhändler. Am 3. und 4. Juli hat eine Vorstandssitzung des Buchhändlerbörsenvereins stattgefunden. Auf der Tagesordnung stand: Bekämpfung unzüchtiger Literatur. Im Protokoll heißt es: „Eine Erörterung dieses Punktes wird erforderlich, da der Vereinsausschuß die Akten betreffend Elena Gottschalk Verlag mit dem Antrag zurückgegeben hat, das Ausschlußverfahren gegen Elena Gottschalk auf Grund der Bestimmung des § 8 der Satzung — Gefährdung der buchhändlerischen Standesehre — zu stützen. Herr Dr. Heß rät von einem Eingehen auf diesen Antrag ab, da es rechtlich nicht möglich ist, in Fällen, die unbedingt unter § 8 b fallen, die Bestimmung des § 8 a heranzuziehen. Der Vorstand stimmt diesen Ausführungen zu und hält an seinem bisherigen Standpunkt fest, daß der Börsenverein keinesfalls als Zensurbehörde fungieren kann, daß vielmehr ein Einschreiten des Börsenvereins nur zu erfolgen habe, wenn eine gerichtliche Verurteilung vorliegt. Beschwerdeführer sind darauf hinzuweisen, daß sie zunächst Anzeige bei der Staatsanwaltschaft zu erstatten haben.“ Den Buchhändlerbörsenverein glaubte man auf dem Gipfel angekommen. Daß er seinen Mitgliedern einmal raten werde, unliebsame Kollegen bei der Staatsanwaltschaft zu denunzieren: darauf konnte man nicht gefaßt sein. Aber man soll eben niemals glauben, daß Steigerungen nicht mehr möglich seien.

Berliner. Die neue Revue Ihrer komischen Oper heißt: ‚Vom Paradies bis Hindenburg‘. Ist Herrn James Klein nicht bewußt, wie sehr er dadurch die Gefühle seiner deutschnationalen Kunden verletzt? Solange noch Zeit ist, sollte er im Geschäftsinteresse die Revue lieber ‚Von Hindenburg zum Paradies‘ betiteln.

Bayer. Dein Berchtesgaden lob ich mir. Die Amtliche Fremdenliste ist alphabetisch geordnet. Aber noch vor dem A steht hoch oben der Kurgast: „Ihre Majestät Kaiserin und Königin Hermine, Doorn“. Was dagegen ist den Berlinern am 11. August geboten worden! Manch wehrhafter Mann hat die Hand in der Hosentasche geballt, als er sah, wie sein Retter, wie der rüstige alte Generalfeldmarschall, wie dieser Bannerträger der deutschen Belange vor dem schwarzrotgelben Fetzen den Zylinderhut ziehen mußte. Da darf man sich freilich nicht wundern, daß auf den berliner Straßen die Republikaner verprügelt werden, und daß diejenigen von ihnen, die sich ihrer Haut wehren, ins Gefängnis wandern.

Deutscher Strafrichter. Schlafen Sie nachts eigentlich gut?

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki - Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy, 6

Sommerbilanz von Heinz Pol

Der Reichstag ist in den Ferien, der Reichspräsident hat sich in München feiern lassen, der Sechste Verfassungstag ist, bis auf einige Prügeleien, „würdig“ verlaufen, und der Sommer will kein Ende nehmen.

Wie ist das? Scheint es nicht so, als seien den letzten Monaten von all unsern Unheilsprophezeiungen keine in Erfüllung gegangen? Wo ist der Hindenburg-Putsch geblieben? Wo sind die Wolken der finstersten Reaktion, die unter dem neuen Regime über Deutschland ziehen sollten?

Nichts. Der Sommer war schön und heiß, im Reichstag haben sie sich ein bißchen gekeilt, die Lebensmittelpreise ziehen ein wenig an, die Steuern sind eigentlich ein Skandal. Was wollen denn nur diese Republikaner, die damals im Frühling Zeter und Mordio geschrien haben? Es herrscht doch Ruhe und Ordnung, und die Amtsgebäude des Deutschen Reiches ziehen hübsch brav die schwarz-rot-goldene Flagge auf. Und Hindenburg? „Hält sich doch glänzend der Mann.“ Ist schon beinahe Liebling des Volkes geworden. So was von republikanischer Gesinnung war noch nicht da. Nett sind wir von diesen radikalen Republikanern hineingelegt worden.

*

Dies Alles war ja vorauszusehen. Vorauszusehen, daß der künstlich politisch gemachte mittlere Deutsche von einem Extrem ins andre fallen werde. Dieser mittlere Deutsche ist heute im Vorstand der Parteiorganisation und nutzt die ihm von der Volkssouveränität übertragene Macht aus, um seine Schäflein so zu leiten, wie sein Fünfzig-Zentimeter-Horizont ihm erlaubt. Politik machen heißt bei ihm: in den Reichstagssitzungen gelegentlich einen Zwischenruf riskieren, vor der Öffentlichkeit den politischen Gegner in Grund und Boden schimpfen und hinterher in den Couloirs beim Gegner sich entschuldigen, daß man so grob gewesen sei. „Sie verstehen, Herr Kollege – nur aus taktischen Gründen.“

*

Wenn sie wenigstens wüßten, was politische Taktik ist! Dieser Sommer war eine Probe für die republikanischen Oppositionsparteien. Sie ist nicht bestanden worden. Ferner als je ist die Hoffnung, daß sich auch bei uns etwas herauskristallisiert, was mit dem Kartell der französischen Linken eine gewisse Ähnlichkeit hätte. Ferner als je die Hoffnung, daß die deutschen Oppositionsparteien begreifen, wie man Opposition auf lange Sicht macht.

Politische Saat geht nicht nach zwei Tagen auf. Die ganze Trostlosigkeit der deutschen Geistesverfassung schreit aus der

jetzt überall erhobenen Anklage: Warum habt Ihr uns damals so verhetzt – warum habt Ihr gesagt, daß Hindenburg das Ende der deutschen Republik bedeutet? Nichts ist eingetroffen, Ihr habt gelogen – das Ausland hat ja Vertrauen zu ihm!

Nun, da ist nichts zu machen. Selbst wenn man ihnen sagt, daß uns die Quittung der Aera Hindenburg erst in fünf, vielleicht erst in zehn Jahren präsentiert werden wird: sie werden es nicht glauben, denn sie leben in den Tag hinein, und der ist immer noch himmlisch blau. Bei dieser Geistesverfassung ist leider anzunehmen, daß man gar nicht merken wird, wie sich ganz langsam, von Tag zu Tag der Kurs immer ein wenig mehr verschiebt, bis dann schließlich nach Jahren das Ziel erreicht ist, von dem heute nur die wenigen „Schieber“ wissen, die abseits von den breiten Heerstraßen der allgemeinen Beurteilung Alles arrangieren. Das Ziel ist: die Verpreußung Deutschlands.

*

Und die Oppositionsparteien lassen die Zeit verstreichen. Sie führen einen völlig nutzlosen Kleinkrieg gegen eine Rechts-Regierung, der die Nadelstiche der Opposition umso gleichgültiger sind, als sie fester denn je im Sattel sitzt. Wir haben eben nichts gelernt in den verflossenen sechs Jahren, denn sonst könnte die Opposition sich nicht einbilden, durch einen Propagandafeldzug gegen Aufwertung, Zölle und Steuern die Wähler auf ihre Seite zu bringen. Die Wähler antworten seelenruhig: „Was, die Deutschnationalen sollen schuld sein? Laßt euch nicht auslachen! Nur die verfluchte Republik hat uns das Alles eingebrockt.“ Beim nächsten Mal wählen sie noch strammer rechts. Sechs Jahre lang hatten die republikanischen Parteien die parlamentarisch-politische Macht in Deutschland. Sie haben in den entscheidenden Punkten versagt. Gut, das wäre noch hinzunehmen. Aber statt jetzt endlich, wo der Kladderadatsch da ist, wo ihnen das Heft endgültig aus der Hand gerissen ist, statt jetzt endlich aufzuwachen, sich an die Brust zu schlagen und zu schwören, daß man es künftig anders machen werde – stattdessen schläft man weiter und wurstelt traumwandlerisch fort.

Die Andern, die haben, routiniert, den Blick für die große Linie und die Nerven, den unterirdischen Guerilla-Krieg durchzuhalten, der schrittweis zum Ziel führt. Bei uns wird nur Kleinkrieg geführt, ohne daß die Führer eine Ahnung haben, wo das Ziel liegt, und wie das Ziel aussehen wird. Ganze Urwälder voll Bedenken, Erwägungen, Verklausulierungen, taktischen Manövern, Invididualitätssüchten versperren den Weg. Niemand hat bisher auch nur den Versuch gemacht, die Rolle des Holzhackers zu übernehmen.

*

Sie kommt, die Verpreußung Deutschlands. Jene, die dafür den Weg bereiten, halten sich an die Richtigen: die Jugend. Wir, die Republikaner, ließen und lassen Jugend Jugend sein. Das wird sich schon austoben, meinen wir, und greinen dafür über die deutsche Justizschande, über unsre Schullehrer und unsre Universitätsprofessoren. Wartet nur kurze zehn Jahre, bis unsre Hindenburg-Jugend in den Ämtern sitzt und uns die Flötentöne beibringt. Dann wird euch die Schande der heutigen Generation wie das Paradies in Erinnerung sein.

Denn das ist unsre entsetzlichste Unterlassungssünde: daß man sich widerstandslos die Jugend hat fortziehen lassen. In unserm Lager herrscht Vergreisung. Leider ist sie so rüstig, daß an ihr Ableben gar nicht zu denken ist. Jene Jugend, die sich einmal aus innerer Verbundenheit in unser Lager gedrängt hat, um mit Bereitschaft des Herzens und der Muskeln das lasche Schwungrad in Gang zu bringen, die ist empfindlich vor den Kopf gestoßen worden durch gradezu grotesk überhebliche Belehrungen, wie man sich „taktisch“ zu benehmen habe. Die paar Jungen, die sich ruhig haben schulmeistern lassen, sind denn auch fromm und mild zu jenem politischen Scharfsinn herangebildet worden, der so kläglich Fiasko gemacht hat. Die Mehrzahl aber flieht diese Schule und radikalisiert sich zur Gummiknüppelreaktion hin. Deren Häscher stehen bereit und haben weiter nichts zu tun, als um die zuströmenden Kolonnen der Zwanzigjährigen den christlichen Mantel neudeutscher – preußischer! – Erziehung zu breiten. Wahrhaftig nicht schwer, diese geistig enttäuschten jungen Menschen durch „körperliche Ertüchtigung“ und einige ölige Phrasen für die heilige Sache zu entflammen.

*

Wird da je eine Wandlung kommen? Dieser Sommer hätte sie bringen, hätte wenigstens schwache Anzeichen eines Versuchs zeigen müssen. Nichts war zu spüren. Über allen Wipfeln ist Ruh’. Nur die Verkalkung schreitet rüstig fort.

Aber wenn dann in zehn Jahren die Quittung überreicht werden wird, wenn Neudeutschland in altem Glanz erstrahlt und die Welt weniger erzittern als erschaudern läßt, dann werden wir entsetzt aufheulen. Was sollen wir uns jetzt schon darüber Sorge machen, was in zehn Jahren passieren wird! Wir haben einen schönen runden Sommer gehabt. Was, mein Herze, begehrst du mehr? Die Deutschnationalen? Ihr Quengler, die sind doch nur halb so schlimm!

Trotzdem laßt euch sagen, liebe Leute, daß sie diesen Sommer gesät haben, was in zehn Jahren geerntet werden wird. Ihr aber habt während dessen, immer mal wieder, leeres Stroh gedroschen.

Empire und Labour von Joseph Friedfeld

Ende Juli hat in London die erste British Commonwealth Labour Conference stattgefunden. Die Labour Party in England hatte voriges Jahr die Regierung gebildet und ist nun die offizielle Opposition; in den meisten australischen Staaten befindet sich die Regierung in der Hand der Arbeiterpartei, in Süd-Afrika ist die Labour Party Teil der Regierungskoalition. Daher lag nahe, in Analogie zu den Reichskonferenzen der Ministerpräsidenten der verschiedenen Dominions eine Reichskonferenz der Arbeiterparteien zu veranstalten und zu versuchen, ob man nicht in wichtigen Fragen der Reichs- und der internationalen Politik eine einheitliche Stellungnahme herbeiführen könne.

Die erste Reichskonferenz der Arbeiterparteien hat diesen Erwartungen nicht entsprochen. In fast allen prinzipiellen Fragen wies sie einen ähnlichen Gegensatz auf wie die englische Arbeiterpartei innerhalb ihrer selbst. Es war vor Allem der Begriff des Empire, an dem sich die Geister schieden. Während der Amtsführung im vorigen Jahr hatte der rechte Flügel der Arbeiterpartei unter MacDonald und Thomas bewiesen, daß in ihrer Hand das Empire ebenso sicher sei wie in den Händen der Konservativen und der Liberalen Partei. In der Eröffnungsrede auf der Commonwealth Labour Conference betonte MacDonald wiederum die Gefühle der Loyalität dem Empire gegenüber. Dabei wird mit dem Wort „Empire“ ein Spiel getrieben, das MacDonald von den beiden ältern Parteien gelernt hat. Statt „Empire“ sagt man „Commonwealth“ und spricht von dem Bunde freier gleichberechtigter Völker, bedenkt aber dabei nicht, daß dies nur auf die von der weißen Rasse bewohnten Dominions mit ihren wenigen Millionen, nicht dagegen auf Indien und all die andern Kolonien zutrifft, ja nicht einmal auf die Farbigen der Süd-Afrikanischen Union. Man sieht gern in diesem auf freiwilliger Zusammenarbeit beruhenden Völkerbund eine vorbildliche Entwicklung im staatlichen Leben und geht darüber hinweg, daß an 400 Millionen Untertanen dieses Staatenbundes gegen ihren Willen in ihn einbezogen sind. Außer Delegierten der von der weißen Rasse bewohnten Dominions waren auch ein Inder und ein Neger aus British Guinea anwesend. Eine Resolution, die sofortige völlige Selbstverwaltung für Indien verlangte, wurde einstimmig angenommen; freilich: der Vorsitzende der Konferenz ließ keine Diskussion über die Auslegung dieser Resolution zu und vergaß auch zu erklären, warum im vorigen Jahr die englische Arbeiterregierung nicht den kleinsten Schritt zur Realisierung der Selbstverwaltung in Indien getan hat. Aber der linke Flügel der englischen Arbeiterpartei gab in den Worten Purcells, des Präsidenten der Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale, einer andern Auffassung vom Empire Ausdruck, als es MacDonald getan hatte. „Wir brauchen eine wirklich lebendige, aggressiv starke Gewerkschaftsinternationale, eine große kämpfende Kraft, eine Weltmacht, die groß und stark genug wäre, um radikal den tragisch niedergedrückten Standard der

Arbeiter der unterworfenen Rassen zu ändern und von da an zu der Eroberung der Macht für die Arbeiter der Welt zu führen... Mit gutem Recht und mit voller Wahrheit ist gesagt worden, daß das britische Empire eine einzige große Sklavenplantage der herrschenden britischen Klasse sei. Aber die englischen Arbeiter waren es, die die Lasten des Empire getragen haben. Der glitzernde Traum des Empire ist nun vor den Augen der Arbeiter paradiert worden — aber welchen Teil haben die Arbeiter Großbritanniens an der Ausbeute des Empire?“

So spricht der offizielle Vertreter der englischen Gewerkschaftsbewegung, die nicht nur die Menschen, sondern auch das Geld für die englische Labour Party stellt. Die kanadische Arbeiterpartei war ganz in Übereinstimmung mit dieser Ansicht. Die Süd-Afrikaner und die Australier waren gemäßigter, aber auch sie zeigten keine allzu warme Liebe für das Empire. Noch andre Fragen bildeten Gegenstand lebhafter Meinungsverschiedenheit und verhinderten die sonst bei englischen Konferenzen übliche Annahme von Beschlüssen und Erklärungen. Für Europa die wichtigste Frage in dieser Beziehung war die Frage des Verhaltens gegenüber dem Sicherheitspakt und dem Genfer Völkerbundsprotokoll. Die englische Arbeiterpartei will sich von den europäischen Angelegenheiten nicht zurückziehen; die Delegierten der überseeischen Besitzungen dagegen erklärten übereinstimmend, daß Europa außerhalb ihres Interessenkreises liege, und daß sie niemals mehr an irgendwelchen europäischen Konflikten teilnehmen und daher auch keine Garantien übernehmen wollen. Australien, Kanada und Süd-Afrika sind an den Problemen des Rheins oder der Weichsel unbeteiligt; Kanada lehnt sich immer mehr an die Vereinigten Staaten an, mit denen wirtschaftliche und kulturelle Bande und eine ähnliche Auffassung aller Fragen sie verbinden; Australien blickt auf die Vereinigten Staaten als einen natürlichen Bundesgenossen im Kriege gegen Japan, und der kürzlich erfolgte Besuch der amerikanischen Flotte in Australien war mehr als ein Akt bedeutungsloser Freundschaft; in Süd-Afrika endlich steht die Labour Party in einer Koalition mit den nationalistischen Buren, die für die Kämpfe Englands in Europa wenig Sympathie haben.

Einen andern wichtigen Gegenstand der Beratung, über den keine Einigung erzielt werden konnte, bildete die Rassenfrage in den Dominions, insbesondere die Behandlung der Inder in Süd-Afrika und ihre Zulassung in die übrigen Kolonien. Es ist bezeichnend, daß in dieser Frage die englische Partei weitaus den liberalsten und humanitärsten Standpunkt einnimmt. Die Arbeiterparteien in den Dominions sind das, was die englische Labour Party selbst vor wenigen Jahren war: eine ausschließlich aus Arbeitern bestehende Partei, die der Durchsetzung eines bessern Lebensstandards für ihre Mitglieder dient. In der englischen Labour Party dagegen sind es heute zum großen Teil die Intellektuellen, die die Führung innehaben: sie haben in einem gewissen Sinne den Horizont der Partei erweitert und ihr Ziele gesteckt, die über den Rahmen einer Gewerkschaftspolitik hinausgehen. Die Rassenfrage in den Domi-

nions und Kolonien ist von größter Bedeutung. Es war in den Kämpfen der Inder in Süd-Afrika um ihre bürgerliche Gleichstellung, daß Gandhi zum Anwalt und Führer seines Volkes wurde. Aber die Inder sind heute nicht mehr die einzigen Elemente, die Gleichstellung verlangen. Der südafrikanische Neger hat in den letzten Jahren außerordentliche Fortschritte auf dem Gebiet der kulturellen und wirtschaftlichen Schulung gemacht, und sein Selbstbewußtsein ist dadurch gewachsen. Er fordert größere Rechte und bessere Behandlung, und grade diese Forderung weckt den Widerstand bei den Weißen und führt zu neuer Rassen-Gesetzgebung. Zu diesen Fragen politischer Gleichberechtigung tritt die Frage der Einwanderung farbiger Elemente nach Kanada und Australien, die beide danach streben, Land des weißen Mannes zu bleiben. Und aus Gründen der Lohnpolitik und des Arbeitsmarktes sind es grade die Arbeiterparteien in den Dominions, die am schärfsten auf der Ausschließung der asiatischen Zuwanderer bestehen.

So hat die erste britische Konferenz der Arbeiterparteien aller Teile des Reiches nicht den Zweck erreicht, den der rechte Flügel der englischen Labour Party gewollt hat: Mittel zur Zementierung des Empire zu sein. Sie hat aber geholfen, die Tendenzen, die heute in allen diesen Parteien bestehen, klarer zu Tage treten zu lassen, und mit der wachsenden Bedeutung dieser Parteien innerhalb des britischen Weltreichs wächst auch die Bedeutung ihrer Ansichten und Tendenzen für Europa und die Weltpolitik. Und in den Tagen, da diese Konferenz, von der öffentlichen Meinung wenig beachtet, tagte, fiel eine der größten sozialen und industriellen Entscheidungen, die die jüngste Geschichte Englands kennt, und die zugleich bestimmt ist, auf die Entwicklung der englischen Arbeiterpartei von entscheidendem Einfluß zu sein. Die Bergwerksbesitzer hatten den Kollektivvertrag gekündigt und sowohl eine Reduzierung der Löhne wie eine Verlängerung der Arbeitszeit verlangt. Am 31. Juli lief die Frist ab. Die Regierung stand auf der Seite der Bergwerksbesitzer. Die Grubenarbeiter unter der Führung ihres Gewerkschaftssekretärs Cook, der der Kommunistischen Partei nahe steht, erzwangen, trotzdem der rechte Flügel der Arbeiterpartei zauderte, die Bildung einer neuen Allianz der Bergarbeiter, der Eisenbahner und der Transportarbeiter. Der Gewerkschaftskongreß unter Führung von Purcell und Swales stand geschlossen hinter den Bergarbeitern, und die Regierung sah sich plötzlich und unvermutet einer geeinigten Front der Arbeiterschaft gegenüber. So mußte sie, um eine Streikbewegung von unabsehbarer Größe zu verhüten, nachgeben, wenige Stunden vor dem Ablauf der Kündigung, und Arbeitsbedingungen, Löhne und Arbeitszeit der Bergarbeiter bleiben wenigstens für neun Monate die gleichen wie vorher. Der Angriff der Arbeitgeber ist diesmal in einer der bedeutendsten Schlüsselindustrien abgeschlagen worden. Dies ist von großer Bedeutung in einem Zeitpunkt, wo in den meisten Industrien die Unternehmer den bisherigen Standard der Arbeiter herunterzudrücken versuchen. Von größerer Bedeutung noch ist es für die Arbeiterschaft, die gelernt hat, daß sie bei

geeintem und entschlossenem Vorgehen ihre Forderungen selbst bei der jetzt so mächtigen konservativen Regierung durchsetzen kann. Gleichzeitig stellt dieser Erfolg einen Sieg des linken Flügels dar, der während der ganzen Verhandlungen die Führung in seiner Hand behielt, und stärkt sein Ansehen in der Partei. Er ist Zeichen des neuen Geistes in der Partei, der auch den Problemen des Empire gegenüber eine andre Stellung einnimmt als das Labour government im vorigen Jahr.

Erinnerungen an die Große Zeit von Hellmut v. Gerlach

I.

Vor dem Sturm

Als die Bomben in Serajewo ihr Werk getan hatten, da beschlich mich, wie manchen Andern, der bange Gedanke: Sollte das das Signal zum Weltkrieg sein?

Aber die nächsten Wochen verliefen so unendlich ruhig. Von dem, was in den politischen Hexenküchen von Wien und Berlin zusammengebraut wurde, ahnte das Publikum nichts. Die Geheimdiplomatie hielt völlig dicht. Es schien, als ob Oesterreich sich mit der gerichtlichen Ahndung des Verbrechens begnügen wollte.

So entschloß ich mich Mitte Juli, meinen Sommerurlaub mit meiner Familie in einem kleinen Seebad der Bretagne zuzubringen. Hätte ich eine Ahnung von der Blankovollmacht gehabt, die Wilhelm II. am 5. Juli in Potsdam den zum Krieg gegen Serbien entschlossenen Oesterreichern ausgestellt hatte – mir wäre jeder Gedanke an eine Sommerreise vergangen.

Ich fuhr mit meiner Frau und meinen beiden Kindern von acht und neun Jahren nach Saint Lunaire. Dort wohnten wir im Hôtel de Paris mit Engländern und Franzosen zusammen. Daß unter ihnen eine Anzahl von Offizieren waren, bestärkte mich in dem Gefühl der Beruhigung. Offiziere konnten doch kaum Urlaub haben, wenn irgend die Gefahr eines europäischen Krieges bestand.

Die Nachricht von dem Ultimatum Wiens an Serbien, die uns am 24. Juli erreichte, riß mich aus allen Himmeln. Lähmendes Entsetzen legte sich auf die Bevölkerung. Die erste französische Bürgersfrau, mit der ich in einer geschäftlichen Angelegenheit zu sprechen hatte, sagte mir tränenden Auges: „Mein Herr, halten Sie einen Krieg für möglich? Oh, er sollte unter zivilisierten Menschen unmöglich sein. Es ist etwas zu Furchtbares. Und schließlich leiden doch alle Teile darunter.“

Das ganze Hotel war erfüllt von politischen Gesprächen. Die Engländer, durchweg konservativ, nahmen die Sache sehr ruhig. Keiner von ihnen glaubte, daß selbst im Fall einer kontinentalen Konflagration England sich einmischen werde. Nur für den einen Fall war man besorgt: daß Deutschland die belgische Neutralität verletzte. Denn, erklärte ein englischer Offizier: „Antwerpen, eine der stärksten Festungen der Welt,

vier Stunden von England entfernt, in den Händen einer fremden Großmacht – das wäre allerdings für England unerträglich.“

Von diesem Augenblick an verließ mich der Gedanke an die Schicksalsrolle Belgiens nicht mehr.

Die nächsten Tage brachten wieder Beruhigung. Die französischen und englischen Zeitungen – deutsche waren in Saint Lunaire nicht zu haben – waren auf einen sehr friedlichen Ton abgestimmt. Selbst aus der nationalistischen Presse Frankreichs leuchtete nicht irgendwelcher Wunsch nach Krieg hervor. Und die Sozialisten unter der Führung des damals in der Kammer überragend einflußreichen Jaurès unternahmen die schärfste Campagne zugunsten des europäischen Friedens. Mit besonderer Genugtuung wurden die in demselben Sinn gehaltenen Kundgebungen der deutschen Sozialdemokratie, namentlich die in Berlin, verzeichnet. Unendlich oft hörte ich Vertrauen zu Wilhelm II. äußern: „Er hat doch immer gesagt, er wolle ein Friedenskaiser sein. Wenn er erst von seiner Nordlandsreise zurück ist, wird er seine Bundesgenossen schon zur Ordnung rufen.“ Nirgends auch nur der leiseste Verdacht, daß vor dem Ultimatum Wien und Berlin sich ins Einvernehmen gesetzt hatten.

Einen argen Stoß bekam meine Sicherheit am 26. Juli durch einen Brief aus Berlin. Ich war innerlich aufs tiefste erregt worden durch den Wortlaut des Wiener Ultimatums. Zu meiner Frau hatte ich sofort gesagt: „Ein Jammer, daß ich jetzt auf Urlaub bin! Daß ich nicht den Artikel gegen die Wiener Regierung schreiben kann! Daß ich nicht diesen Leuten die Wahrheit sagen kann, die so frivol Kriegsgefahr für Europa heraufbeschwören!“

Und jetzt schrieb mir ein älterer Herr, der mir politisch und menschlich nahe stand, einen Brief mit Ausdrücken lauten Entzückens über das Ultimatum! „Endlich einmal eine mannhafte Sprache! Wir freuen uns hier, daß den Serben gesagt wird, was ihnen längst hätte gesagt werden sollen.“

Ich faßte mir an den Kopf. Sah es wirklich so in Berlin aus? Ich konnte es mir nicht denken, hoffte, daß es sich nur um die Einzelmeinung eines Mannes handle, bei dem das alte Offiziersblut wieder durchgebrochen sei. Die deutsche Presse bekam ich ja im Original nicht zu sehen. Und was die englischen und französischen Zeitungen daraus abdruckten, klang nicht besorgniserregend. Mit besonderer Befriedigung verzeichneten sie die Schärfe, mit der sich rechtsstehende Blätter wie die ‚Post‘ und die ‚Rheinisch-Westfälische Zeitung‘ gegen das Ultimatum wandten.

Ich reiste daher, während meine Familie noch in der Bretagne bleiben sollte, am 27. Juli nach London ab. Es handelte sich für mich darum, einen seit Monaten sorgsam vorbereiteten Plan auszuführen. Ich wollte mit meinem alten Freunde Paul Helbeck aus Elberfeld, einem besonders guten Kenner der englischen Politik, eine gründliche Studienreise durch Irland antreten. Die irische Frage schien ja damals England bis an den

Rand des Bürgerkrieges zu führen. Ich empfand das Bedürfnis, mir an Ort und Stelle ein Urteil über die Berechtigung des Standpunkts beider Parteien zu bilden.

Als ich in London mit Helbeck zusammentraf, waren wir uns Beide darüber klar, daß wir nur dann nach Irland fahren dürften, wenn die Erhaltung des Friedens sicher wäre. Sonst hätten wir uns ja sehenden Auges in eine Mausefalle begeben.

Wir verschlangen die Zeitungen. Sie boten zunächst keinen Anlaß zur Aufregung. Daß die liberalen sämtlich für den Frieden eintraten, war ja selbstverständlich. Aber auch die konservativen hielten sich ganz zurück. Selbst Lord Northcliffs einflußreiche ‚Daily Mail', sonst das wüsteste Hetzblatt gegen Deutschland, befleißigte sich einer musterhaft maßvollen Sprache.

Wir sprachen mit allen erreichbaren Engländern. Ebensowenig wie in Frankreich fanden wir irgendwo Kriegsstimmung. Von Kriegslust ganz zu schweigen – nicht einmal die Spur des Glaubens an Kriegsgefahr kam uns zu Ohren.

Wir gingen ins Unterhaus und sahen eine Reihe von Abgeordneten der Liberalen, also der damals regierenden Partei. Auch bei ihnen fanden wir nicht den Glauben an die Unabwendbarkeit des Krieges. Man hoffte auf die Vermittlertätigkeit des Kaisers. Man verwies auf die unbedingt friedensfreundliche Erklärung des französischen Ministerpräsidenten Viviani.

Und selbst die Politiker, die dem Frieden auf dem Kontinent nicht ganz trauten, waren doch überzeugt davon, daß England auf alle Fälle draußen bleiben werde. „Wir haben eine gewaltige liberale Mehrheit. Sie ist absolut kriegsfeindlich. Wir stimmen Alle gegen den Krieg, wenn man ihn uns nicht aufzwingt."

Wie aber sollte der Krieg England aufgezwungen werden?

Ich vergesse nie die Unterhaltung, die ich damals mit dem ehrwürdigen pazifistischen Abgeordneten Joseph King hatte. Gradezu mit Leidenschaft verteidigte er sich und seine Parteigenossen gegen die von uns geäußerten Bedenken, daß England bei einem Zusammenprall von Zweibund und Dreibund schwerlich dauernd neutral bleiben könne. Plötzlich jedoch stutzte er. Mit traurig-nachdenklicher Miene erklärte er: „Allerdings: einen Fall gibt es, wo auch ich als Pazifist für den Krieg stimmen müßte. Das wäre, wenn Deutschland die belgische Neutralität verletzte, Antwerpen besetzte. Das könnte kein Engländer ruhig mitansehen. Aber – das weiß doch Ihre Regierung auch. Sie wird doch nicht wahnsinnig sein und uns in den Krieg hineinzwingen."

Als die Nachrichten vom Kontinent täglich ernster klangen, sandte ich telegraphisch mein ganzes entbehrliches Geld an meine Frau und drahtete ihr das dringende Ersuchen, sofort heimzureisen. Ich bekam promptest ein Telegramm, worin sie mir ihr Erstaunen über meine Nervosität aussprach, da in ihrem Hotel Niemand die Lage als bedrohlich ansehe. Ich telegraphierte ihr von neuem, daß ich nach Brüssel abreise und sie dort im Grand Hôtel erwarte.

Als ich am 31. Juli abends in Brüssel eintraf, war eben die Mobilisierung der belgischen Armee angeordnet worden. Das wirkte in diesem für ewig neutral erklärten Lande, das nie einen Krieg gesehen hatte, noch ganz anders als in irgendeinem Militärstaat. Fieberhafte Erregung lag in der Luft. Alles Hartgeld war wie durch Zauberschlag verschwunden. Papiergeld wurde fast nirgends angenommen. Mit einem Bündel von 100-Francs-Scheinen konnte man verhungern. Die Leute stellten sich abends um Sieben vor den Banken an, um früh um Neun ihre Noten gegen Gold umzutauschen.

Am Abend kam die Nachricht von dem Mord an Jaurès. Es war, als wenn der Stadt, wo er ein paar Tage vorher seine gewaltige Friedensrede gehalten hatte, der Atem stillstünde. Jaurès tot! Unfaßlich schien es Allen. Schmerz, ja Verzweiflung griff Platz. Nun gibt es wohl keine Rettung für Europa mehr!

Den ganzen Vormittag des 1. August rückten Truppen durch die Stadt oder kampierten auf den großen öffentlichen Plätzen. Frauen nahmen von ihren Männern Abschied. Manche Soldaten nahmen die Sache sehr ernst: Man weiß nie, was aus so etwas werden kann! Andre scherzten: Wir sind ja neutral . . . Ein bißchen die Grenze bewachen . . . Hoffentlich führen die Andern nicht zu lange Krieg, damit wir bald wieder nach Hause können.

Die Presse war im Allgemeinen erstaunlich zurückhaltend. Die katholische Presse, also die der regierenden Partei, zeigte sogar aus konfessionellen Gründen offensichtliche Sympathie für das katholische Oesterreich gegenüber dem schismatischen Rußland. Nur das chauvinistische Hetzblatt ‚Le Petit Bleu‘ brachte einen wüsten Artikel, der mit den Worten schloß: „Honte à la Barbarie! Vive la France!“ Das Blatt wurde sofort von der Regierung beschlagnahmt. Beinah jede Stunde wurde eine neue Ausgabe des von einem Konjunkturverleger gegründeten Blattes ‚La guerre européenne‘ ausgerufen.

Sonntag, den 2. August – die Soldaten waren verschwunden, die Stadt lag wie ausgestorben. Es war, als harre Alles schweigend des Unabwendbaren.

Ich brachte den größten Teil des Nachmittags und Abends in dem Deutschen Klub zu, dem Sammelpunkt der deutschen Kolonie, soweit sie aus begüterten Kaufleuten und Fabrikanten bestand. Es fand ein fast ununterbrochener Verkehr zwischen Klub und deutscher Gesandtschaft statt. Die Nachrichten widersprachen einander durchaus. Als ein Herr die Nachricht brachte, eben werde dementiert, daß Deutschland an Rußland den Krieg erklärt habe, ging ein Aufatmen der Erleichterung durch die Versammelten. Ein junger Fabrikant ließ sofort Sekt für Alle auffahren. Aber die bestellten Flaschen waren noch nicht geleert, da kam die neue Nachricht, daß zwar der französische Gesandte im Namen seiner Regierung die Versicherung der unbedingten Wahrung der belgischen Neutralität ausgesprochen, der deutsche Gesandte aber eine gleichlautende Erklärung verweigert habe. Die gefüllten Sektgläser blieben zum

Teil ungeleert stehen. Nur wenige unverwüstliche Optimisten fanden noch weiter Geschmack an dem Getränk.

Plötzlich tauchte – man wußte nicht, von wem zuerst ausgesprochen – das Gerücht auf, die deutsche Regierung wolle der belgischen ein Ultimatum stellen. Starres Entsetzen. Dann lebhafte Proteste: „Wir trauen der deutschen Regierung manche Dummheit zu. Aber so dumm kann sie doch nicht sein. Sie wird doch nicht ohne Not die Zahl ihrer Feinde um dreimalhunderttausend Soldaten vermehren wollen. Und dann der Eindruck auf die Welt!“

Ein Fabrikant, der einen sehr besonnenen Eindruck machte, war besonders entsetzt. „Das belgische Heer ist viel besser, als die Leute bei uns zu denken scheinen. Es hat Disziplin und Vaterlandsliebe. Die 28 von meinen Leuten, die Freitag Abend den Gestellungsbefehl bekamen, waren Sonnabend früh bis zum letzten bei der Truppe. Man spricht so gern in Deutschland von den ‚unkriegerischen Belgiern‘, weil sie noch keinen Krieg geführt haben. Aber die Armee ist in den letzten Jahren sehr verbessert worden. Und wenn die Belgier sich herausgefordert fühlen, dann geht der letzte Mann los.“

Man versuchte, von der deutschen Gesandtschaft etwas über das angebliche Ultimatum zu erfahren. Selbstverständlich vergebens. In sehr gedrückter Stimmung trennte sich Alles.

Montag früh fuhr ich aus dem Bett auf, jäh geweckt durch Lärm auf der Straße. Extrablätter wurden ausgebrüllt: „Ultimatum abgelehnt! Der Krieg ist da! Die Grenze ist schon überschritten!“

In der Tat war Sonntag Abend um 7 Uhr das deutsche Ultimatum mit zwölfstündiger Frist zugestellt und um 4 Uhr nachts durch den Kronrat unter Vorsitz des Königs negativ beantwortet worden.

Ich eilte auf die Straße. Ungeheure Menschenansammlungen bildeten sich überall, improvisierte Volksversammlungen mit improvisierenden Rednern. Ein Schrei der Empörung gellte durch die Stadt. Der erste Redner, den ich verstehen konnte, sagte: „Das rechtsbrecherische Deutschland muß von der Landkarte Europas verschwinden. Ehe wir Preußen werden, sterben wir lieber. Im Felde können wir nichts machen, aber den Guerillakrieg können wir führen.“ Frenetischer Beifall. Viele Gesichter erscheinen förmlich verzerrt vor Wut. Immer wieder erschallt der Ruf: „Nieder mit Preußen! Nieder mit dem Kaiser!“

Ich wußte, daß es keinen Zweck mehr hatte, in Brüssel auf meine Familie zu warten, und eilte nach dem Hôtel zurück, um, wenn möglich, noch nach Deutschland zurückzugelangen. Im Hôtel gab man mir, dem Deutschen, mit größter Höflichkeit Auskunft: der direkte Weg nach Deutschland sei unpassierbar, da die deutschen Truppen schon die Grenze überschritten hätten. Aber der Weg nach Holland sei noch offen. Ich möge den nächsten Zug dorthin nehmen.

Also tat ich und kam ungefährdet durch. Im holländischen Zuge traf ich eine Menge junger Deutscher, die aus England heimkehrten und begeistert Kriegslieder sangen.

Der Schweriner Feme-Prozeß von * * *

Noch immer können sich viele friedliche Bürger in Deutschland über den Ausschluß der Öffentlichkeit von einem Prozeß, der zum ersten Mal die Existenz einer „nationalen“ Tscheka erwiesen hat, nicht beruhigen. Mit berechtigter Sorge haben die Republikaner das eigenartige Verhalten der Schweriner Gerichtsbarkeit beobachtet und vergeblich versucht, die Gründe, die für die Notwendigkeit eines Ausschlusses der Öffentlichkeit angegeben wurden, zu begreifen und anzuerkennen. Gerüchte, die aus Mecklenburg in das Reich drangen, haben nicht dazu beigetragen, das stark erschütterte Vertrauen zur deutschen Justiz neu zu festigen.

Für den Ausschluß der Öffentlichkeit sind zwei Gründe angeführt worden. Zunächst fürchtete man – oder tat doch wenigstens so – eine Einmischung der Entente, die für die illegal-militaristischen Zustände der nationalen Freicorps ein großes Interesse hat. Aber es ist ja doch gradezu lächerlich, anzunehmen, daß die Alliierten von den mecklenburgischen Zuständen, die sich im hellsten Tageslicht abspielen, nicht längst unterrichtet ist. Es ist unmöglich, an die 1000 Mann in feldgrauen Uniformen, mit Koppeln umgürtet und teilweise mit Dolchen bewaffnet, vor der das deutsche Land durchreisenden Kommission zu verbergen. Daß diese Leute mit ihrem provozierenden Wesen und einen ausgeprägt militärischen Charakter waffenlos sein könnten, wird die ohnehin mißtrauische Entente niemals glauben. Dazu kommt, daß es – auch heute noch – in Schwerin und vor Allem in Wismar einem Fremden nicht schwer ist, in Erfahrung zu bringen, daß, zum Beispiel, auf der Insel Pöel umfangreiche Waffenlager der Vaterländischen verborgen sind. Das erzählen einem die Völkischen selbst; überzeugt davon, daß ihre Macht unantastbar ist. Diese in ganz Norddeutschland bekannten Dinge dürften also kaum die tatsächlichen Gründe für den Ausschluß der Öffentlichkeit gewesen sein.

Bei weitem annehmbarer und wahrscheinlicher ist ein andrer Grund, den man in Mecklenburg anerkennt, aber nur „streng vertraulich“ einander zuflüstert. Durch die im Prozeß verhandelten Dinge sollen nämlich namhafte Personen des öffentlichen Lebens und der Reichswehr kompromittiert worden sein. Um sich eine mildere Beurteilung zu sichern, haben die Angeklagten das ganze Milieu, das die Mörder des Holz zu ihrer Tat bestimmte, dargestellt. Ich möchte das als Nötigung auffassen. Hiernach wäre also in Schwerin über die Verbindung völkischer Verbände mit der Reichswehr und den mecklenburgischen Regierungsstellen (darunter Ministerpräsident v. Brandenstein und Regierungsrat Wiggers) gesprochen worden. Im Anschluß an die Erörterung des Mords und der Tatumstände wurde dann die augenblickliche Lage der vaterländischen Bewegung beleuchtet. Hierbei sind sicherlich die skandalösen Zustände in Nordmecklenburg und besonders eben auf der Insel Pöel geschildert worden. Eingeschritten ist jedoch bisher noch keine Behörde, obwohl das rätselhafte Verschwin-

den eines gewissen Kreuzfeld in jüngster Zeit ganz bestimmte Vermutungen zuläßt.

Kreuzfeld war als Entlastungszeuge in einem Prozeß geladen, der nächstens in Grevesmühlen gegen 17 Reichsbannerleute wegen Landfriedensbruch stattfindet. Seine Aussagen mußten seine eignen Frontbannerkameraden schwer belasten. Seit dem 13. Juli 1925 ist Kreuzfeld – nachdem ihn Roßbacher schwer verprügelt hatten – spurlos verschwunden.

Über die Ermordung des Holz, die auf einen unbegründeten Verdacht hin erfolgte, ist inzwischen genug an die Öffentlichkeit gedrungen. Weit interessanter und wichtiger ist, was dem Mord vorangegangen und gefolgt ist.

Schon Roßbach erkannte die für eine Reaktion günstige Lage im Mecklenburg der Großagrarier. Er brachte dort 1922 seine Leute als „Landarbeiter“ unter. Nach dem Küstriner Putsch flohen die Leute der Schwarzen Reichswehr nach Schwerin, wo ein Oberleutnant a. D. v. Senden und ein Oberleutnant a. D. v. Baargen – beides Offiziere der Schwarzen Reichswehr – im Verein mit dem Landbund für Unterkunft und Verpflegung sorgten. Die Aufnahme der preußischen Putschisten aus Döberitz, Spandau und Küstrin war splendid. Kein Gutsbesitzer schloß sich aus. Mit dem Infanterie-Regiment 6 (Wehrkreis 2) unterhielt v. Senden so gute Beziehungen, daß er einen Teil seiner Leute in Schwerin einstellen lassen konnte. Aus der Verschmelzung von Roßbachern, Schwarzer Reichswehr und später Nationalisten von München bildete sich Ende 1923 der sogenannte Frontbann; das ist die Vereinigung aller aktiv tätigen Mitglieder vaterländischer Verbände. Die militärische Oberleitung dieser Formation hatte 1923/24 – also zur Zeit der Morde – ihren Sitz auf Gut Calsow bei Wismar, dessen Besitzer Rittmeister Carl Magnus von der Lühe sowohl im Rathenau- wie im Kadow-Mord eine hervorragende Rolle spielt. Calsow wurde militärisch als „Hauptquartier“ bezeichnet. Die Leitung lag damals in Händen des Leutnants a. D. Mackensen. Die Grevensteiner Mühle (Besitzer: Bohse) unter einem Leutnant Fricke war Durchgangslager, Waffendepot und Gruppenquartier. Zu diesem Abschnitt gehörte unter anderm Gut Oberhof, wo Holz ermordet wurde.

Mit dem Landbund, der Reichswehr und andern Regierungsstellen stand der Frontbann in engster Beziehung. Der Landbund gab Gelder, die durch besondere „Adjutanten“ eingesammelt wurden. Bei der Reichswehr wurden die Leute eingestellt und später als „ungeeignet“ entlassen. (So: Ende Januar 1925 etwa 100 Mann, Angehörige vaterländischer Verbände; darunter 7 Mann aus Wismar.) Löhnung bekamen diese Zeitsoldaten nicht; sie wurden vom Landbund erhalten. Die Regierungsstellen drückten die Augen zu. Verbindungsleute zum Landbund waren: Gutsbesitzer Keding, von der Lühe, Fabrikdirektor Müller und Kaufmann Voß (Rostock und Güstrow). Verbindungsleute zur Reichswehr: Stahlhelmführer Heiliger aus Wismar.

Als die Fememorde ruchbar wurden – Mord an Kadow, Mord an Holz, Mord an Boldt, Mord an Böttcher – und Ober-

leutnant Schöler und Leutnant Lirga verhaftet werden mußten, übernahm der Oberleutnant Dr. Neiking, einquartiert auf Gut Nandin bei Schwerin, das Kommando des Frontbanns. Diese drei Offiziere waren bis Oktober 1923 in der Schwarzen Reichswehr Elstal, Döberitz und Spandau. Die Waffen und die besonders „gefährdeten“ Mannschaften kamen auf die Insel Pöel, wo von der Lühe ausgedehnte Besitzungen hat. Erst nach dem Urteilsspruch setzte eine neue Verschiebung ein. Während Nordmecklenburg und Pöel vom Frontbann besetzt bleiben, rücken die andern Abschnitte nach Westpreußen ab. Dort machen ein Hauptmann Kampf und ein Oberleutnant von der Aue Quartier. Der Abmarsch hat am 1. August 1925 begonnen.

Diese Dinge sind also im Prozeß eingehend besprochen worden. Es fragt sich nun nur noch: Wen wollte man weiter durch Ausschluß der Öffentlichkeit schützen? Die von der Verteidigung eingereichten Revisionsanträge haben einen rein aufschiebenden Charakter. Man will Zeit gewinnen: vielleicht bis Oberleutnant Neiking und Leutnant Köhler ihren Plan, zwei der Verurteilten zu befreien – die andern sind „umgefallen“ und sollen fallen gelassen werden – ausgeführt haben.

Die Wahrheit über den rheinischen Separatismus von Reinhold Strümpel

Über die rheinischen Separatisten und ihre Führer ist seinerzeit von dem natürlichen Gegner und seinen Trabanten viel gewettert und geschimpft worden. In allen preußischen Blättern war täglich zu lesen, daß diese Rheinländer vom „Feinde“ gekaufte Subjekte, Vaterlandsverräter und ganz gemeine Verbrecher seien, denen es nur darauf ankäme, zu plündern und zu brandschatzen. Der oberflächliche Leser in Deutschland hat das geglaubt, wie er seiner Zeitung während des Krieges geglaubt hat, daß die deutsche Armee die beste und immer siegreichste sei, daß der Endsieg Deutschlands nahe bevorstehe, daß die Kriegsanleihe ein mündelsicheres Papier und der Dank des Vaterlandes dem Kriegskrüppel ganz gewiß sei. Nach dem Kriege verkündeten die Blätter neue Wahrheiten. Wir haben die freieste Verfassung der Welt, mit dem Grundprinzip „Alle Macht geht vom Volke aus“; Freie Bahn dem Tüchtigen; Jeder kann seine Meinung in Wort und Schrift frei äußern; 1 Milliarde Mark = 1 Meter Festmark, 1 Billion Mark = 1 Reichsmark = 1 Goldmark – das Alles hat man gelesen und hat es geglaubt, bis man sah, daß das Gegenteil die Wahrheit war. Auch die Wahrheit über den rheinischen Separatismus wird sich eines Tages durchsetzen, und dann wird man sich die gleichen Vorwürfe machen, daß man so dumm gewesen, auf den Schwindel der Presse hineinzufallen.

Wahrheit ist doch: daß das Rheinland die Keimzelle des alten Deutschen Reiches ist; daß dieses alte Deutsche Reich ein Bundesstaat war, in dem jeder Staat gleichberechtigt und dem Reiche gleich verpflichtet war; daß der gewählte König das Amt des obersten Schiedsrichters innehatte; daß das alte

Deutsche Reich also eine ausgesprochene Föderation gewesen ist, und daß das deutsche Wesen das föderative und nie und nimmermehr das zentralistische System ist.

Als 1918 das undeutsche, zentralisierte Preußen, das sich die Herrschaft über die deutschen Stämme durch einen Bruderkrieg angemaßt hatte, militärisch zusammengebrochen war: da glaubten grade die Völker am Rhein, weil sie echt deutsch dachten, daß nun die Stunde gekommen sei, das alte Deutschland neu erstehen und den Traum von 1848 in Erfüllung gehen zu lassen. Der Gedanke des Selbstbestimmungsrechts der Völker, der köstliche Freiheit in sich birgt, war geboren und begeisterte besonders am Rhein verheißungsvoll alle Gemüter. Die fremde Besatzung sah man als vorübergehende Erscheinung an, gleichsam als Garantie dafür, daß preußischer Despotismus nicht mehr sein Haupt erheben könne, bis der Neuaufbau des deutschen föderativen Reiches vollendet und gefestigt dastünde. Ja, der deutsche Rheinländer spann den deutschen Gedanken noch weiter aus und sah schon die Zeit näher rücken, da sein Vaterland das Herz und der Grundstock für die föderalistisch verbundenen Vereinigten Staaten Europas sein würde. Die Separation von dem despotischen Preußengeist schien ihm selbstverständliche und vollendete Tatsache. Alle Rheinländer waren für dieses föderalistische Deutschland begeistert, selbst die internationalen Sozialdemokraten im Rheinland.

An die Spitze der jungen Bewegung traten Dr. Dorten und der Oberpfarrer Kastert. „Ein freier Rheinstaat im Rahmen des Deutschen Reiches“: das war Dortens Ziel, das er immer im Auge behalten hat. Plötzlich wurde von der Sozialdemokratie und dem Zentrum abgeblasen. Vom Kölner Kardinal wurde dem Oberpfarrer jede politische Betätigung untersagt. Im Blätterwald rauschte mit einem Mal preußischer Ostwind, der von dem partikularistischen Eigennutz, dem deutschen Fehler, immer neu verstärkt wurde. Wohl war Preußens Militärmacht, die äußere, gebrochen: aber sein wohlorganisierter Beamtenapparat, seine innere Macht, war unverletzt. Genau wie man heute im Reich, das den Namen Großpreußen verdient, die Zollvorlage, die tiefe Ursache zum neuen, furchtbarsten aller Weltkriege, durchzwingt, indem man den einzelnen Interessentengruppen das Recht gibt, das Volk auszubeuten, also auf den Eigennutz des Einzelnen spekuliert – genau so damals am Rhein. Die Zentrumsführer erkannten, daß Preußens Macht im Innern ungeschwächt dastand, daß das neue Reich nach Preußens Geist regiert werden würde. Folglich war ihr Einfluß, wenn sich das Rheinland von Preußen lossagte, in Preußen und damit im Reich gleich Null. Die Sozialdemokraten, die sich irreführend deutsch statt preußisch nennen, strebten ebenfalls danach, Deutschland zu beherrschen, nicht, ihm zu dienen; und um Regierungsposten und Pöstchen zu erlangen, haben beide Parteien den deutschen Gedanken der Separation von preußischen Geist verleugnet. Daß die zentralistische Gewalt, die sie gefordert haben, bald gegen sie selbst sich wendet, ist ein Naturgesetz. Wie kann man Gleichberechtigung ernten wollen, wenn man Despotismus sät?

Dorten gab die Hoffnung auf die Gründung eines freien Rheinstaates im Rahmen des deutschen Reichs noch nicht auf, da er in der Besatzung, die ja die äußere Macht Preußens niederhielt, einen Rückhalt erblickte, umso mehr, als das von ihm gewünschte Deutschland ein natürlicher Friedenshort und so für den westlichen Nachbar die beste Friedensgarantie sein mußte. Aus wohlverstandenem Interesse für das bessere Deutschland erbat er moralische und finanzielle Unterstützung von der Besatzung. Daß sie ihm von England nicht gegeben wurde, darf Niemand wundern. Denn englische Politik verlangt für die Aufrechterhaltung ihrer Macht, daß der Kontinent stets in Unfrieden lebe. Man sieht dies heute wieder ganz deutlich. England will den Frieden im Westen garantieren, im Osten aber nicht. Als wenn man den Frieden wie ein Butterbrot teilen könnte! Der Krieg an Deutschlands Ostgrenze ist genau so gut der Weltkrieg, wie der Krieg gegen Serbien es 1914 gewesen. Frankreich aber gab Dorten die erbetenen Unterstützungen, wenn nicht offiziell, dann inoffiziell. Die preußischen Blätter brauchten auf den Geldgeber Frankreich nicht hinzuweisen; die Rheinländer wußten ohne sie Bescheid. Daß aber Dorten und später Smeets leugneten, machte die Rheinländer an ihrer Ehrlichkeit irre. Deshalb wollten die Rheinländer, die mindestens zu 90 Prozent deutsch, das heißt: antipreußisch dachten und den freien Rheinstaat verlangten und es heute noch tun, nichts von den beiden Führern wissen. Die Idee, die Beide vertraten – Smeets, im Gegensatz zu Dorten, war für einen unabhängigen Rheinstaat, weil er im heutigen Deutschland nur und nicht mit Unrecht ein Großpreußen sah, aus welchem Rheinstaat sich dann erst wieder das wahre Deutschland aufbauen könne, das auch Dorten wünschte – , diese Idee also hatte in beiden Variationen ihre ungezählten Anhänger, nicht aber die Führer, weder Dorten noch Smeets.

So trugen diese Führer beider Parteien den Todeskeim in sich: die Lüge. Und es konnte nicht bei der einen Lüge bleiben: hinzu kam die Rivalität der Beiden, ihr Ehrgeiz, ihre Selbstsucht. Sie belogen ihre nächsten Freunde, sie belogen auch die vertrauensvollen Besatzungsbehörden, indem sie vorgaben, daß sie Hunderttausehde persönliche Anhänger hätten, und daß es nur eines geringen Anstoßes bedürfe, um den Rheinstaat ins Leben zu rufen. Wenn man berücksichtigt, daß zur Zeit des Ruhrkampfs führende Persönlichkeiten der Rheinlande sich bei Tirad in Coblenz bemühten; wenn man an die Not denkt, die im besetzten Gebiet mehr als sonstwo herrschte; wenn man sich an das Problem der rheinischen Goldnotenbank erinnert und daran denkt, daß ein Jarres die Rheinlande versacken lassen wollte, ja daß Preußen für eine Lostrennung das Rheinlands zu haben war um den Preis der Übernahme sämtlicher Reparationszahlungen – eine Bedingung, die weder Louis Hagen noch Adenauer unterschreiben wollte, damit er nicht von seinem Präsidentschaftskonkurrenten wegen des Verkaufs der Rheinlande ausgeschaltet würde – : dann kann man verstehen, daß Frankreich an die gewaltsame Erhebung der Rheinlande geglaubt hat.

Mittlerweiie war nämlich plötzlich ein dritter „Führer“ aufgetreten: Matthes. Die Kölnische Zeitung schrieb von ihm als einem Revolverjournalisten mit mehr als fragwürdiger Vergangenheit, der den „Auftrag“ habe, die beiden Parteien Dorten und Smeets zu einigen. Wer den Auftrag gegeben, hat sie allerdings nie verraten. Fest steht, daß Matthes vom unbesetzten Gebiet aus Deutschland kam und kein Rheinländer war. Ein Abenteurer, der die Konjunktur für sich und seinen Vorteil ausnutzen wollte? Wer weiß! Jedenfalls sammelte er die unzufriedenen Anhänger der Dorten und Smeets um sich, indem er den Tag der Befreiung von Preußen als sehr nahe bevorstehend verkündete. Dabei ließ er durchblicken, daß es ihm gegebenenfalls auch nicht auf ein bißchen Gewalt ankäme. Schnell wuchs seine „Unabhängigkeitspartei“ — er agitierte wie Smeets für eine vollständige Unabhängigkeit, da diese Idee mit der Zeit im Rheinland, das im Reich den Potsdamer Geist über den von Weimar dominieren sah, populärer geworden war —, eine Partei, in die er als Mitglied Jeden, der sich meldete, aufnahm. Ihm kam es nur auf Quantität, auf Masse an. Arbeitsscheues Gesindel von diesseits und jenseits des Rheins bildete den Kern seiner Partei.

Diese war es denn auch, die am 20. Oktober 1923 in Aachen ohne Wissen von Matthes den Putsch inszenierte. Wenn man preußische Geschichtsjournalistik treiben wollte, müßte man sagen, daß die rheinische Bewegung „spontan“ zum Ausbruch kam. Warum sagten die preußischen Blätter nicht, daß sich das Volk „spontan“ mit Gewalt von Preußen lossagen wollte? Doch nur deshalb nicht, weil man wußte, daß diese Leute nicht das rheinische Volk darstellen konnten, daß sie nichts mit dem Separatismus zu tun hatten, der nur die Gleichberechtigung der Staaten, die Verständigung, die föderative Verbindung aller deutschen Stämme wollte, nicht aber durch preußische Gewalt, sondern auf dem Wege der Abstimmung nach dem Grundsatz vom „Selbstbestimmungsrecht der Völker“. Der Putsch war preußisch in seiner Tendenz wie in seinen Interessen. Die wenigen echten Separatisten, die sich bis dahin noch um eine ehrliche Führung der Bewegung bemüht hatten, wandten sich sofort und endgültig von diesen undeutschen Männern ab. Matthes stellte sich zwar gleich an die Spitze der Aufständigen, aber seine Rolle war mehr die eines preußischen Räuberhauptmanns als eines politischen Führers.

Das war das Ende der Lüge der Dorten und Smeets. Ihre Unwahrheit, ihr Ehrgeiz, ihr egoistisches Strebertum haben fertig bekommen, daß der rheinische Separatismus und damit der Wiederaufbau des wahren deutschen Reiches zurückgedrängt ist. Aber getötet ist er nicht. Er lebt noch, und er wird leben — dafür sorgt Preußen selbst durch seine Macht-vor-Recht-Politik. Und der Tag wird kommen, wo alle deutschen Stämme sich vom preußischen Geist separieren. Dann wird der Separatismus Jedem eine Selbstverständlichkeit sein, nachdem er zuerst verachtet, zuzweit bekämpft worden war. Diese Stadien hat, wie Kant sagt, jede Wahrheit durchzumachen.

Sachsen von Fritz Bieligk

Sachsen ist nur ein kleiner Punkt in Deutschland. (Wie Deutschland nur ein kleiner Punkt in Europa und Europa in der Welt nicht mehr ist.) Aber so klein dieser Freistaat Sachsen ist, seine Entwicklung verdient doch Aufmerksamkeit.

1.

Der vernunftrepublikanische Kanzler der deutschen Republik weilte in Dresden. Als Gast einer Regierung, von der vier — unter sieben! — Ministern behaupten, daß sie Sozialdemokraten sind. Der Kurs der Luther-Politik ist offen und einwandfrei reaktionär. Republikanisch nur insoweit, wie sichs um die Festigung und den Ausbau einer Geldsackrepublik handelt. Der Ministerpräsident von Sachsen gehört zu den vier Ministern, die sich noch Sozialdemokraten nennen. Wäre er einer, dann... Also ein Sozialdemokrat mußte diesen Kanzler mit erfrischenden Wahrheiten und republikanischen Mahnungen begrüßen, wie sie die Kanzlerohren sonst nicht oder nur ganz von weitem vernehmen. Aber der Sozialdemokrat und Republikaner Heldt? Er weiß, was er seiner Staatsmannswürde schuldig ist:

> Wir rechnen es uns zur besondern Ehre an, daß Sie es trotz der Fülle der Arbeitsgeschäfte ermöglicht haben, heute die persönlichen Beziehungen mit unsrer Regierung aufzufrischen. In des Reiches schwerster Not, der Nachkriegszeit, haben Sie mit kraftvoller Hand zuerst als Reichminister und nunmehr als Reichskanzler das Steuer des Reiches geführt. Die Entwicklung unsrer Wirtschaft von der Inflationszeit zur Stabilisierung der Währung und damit zum Beginn einer langsamen Gesundung trägt den Stempel Ihrer Persönlichkeit. Auch die großen Aufgaben, die in den letzten Monaten von der Reichsregierung zu bewältigen waren, so insbesondere die Lösung des Aufwertungsproblems, die Steuergesetzgebung und die Zollvorlagen, werden stets mit Ihrem Namen verbunden sein.

Viele waren der Meinung, daß mit der Monarchie auch die Byzantinerei weggeräumt worden sei. Aber die Byzantinerei ist noch da — und die Monarchie wird es auch bald wieder sein, wenn die Republikaner alle solche Helden sind wie diesor Sozialdemokrat.

2.

Und Sachsens Landtagspräsident! Dr. Luther hatte die „hohe Ehre“, mit seinen Füßen das Landtagsgebäude zu betreten, nachdem eine frühere Regierung, der derselbe Dr. Luther als Reichsminister angehörte, den Landtag selbst mit Fußtritten traktiert hatte. Dabei war sogar die Reichs- und Landesverfassung gebrochen worden, ohne daß freilich ein Hochverratsprozeß vor dem Staatsgerichtshof angestrengt wurde. Einen Reichskommissar und noch dazu einen ehemaligen Reichsminister, der Dr. Heinze heißt, faßt der Staatsgerichtshof der deutschen Republik nicht. Ein republikanischer Landtagspräsident benutzt also die sich endlich bietende Gelegenheit, die schwere Vergewaltigung, die damals dem Lande und dem Landtag zugefügt wurde, zurückzuweisen. Aber dieser

Präsident? Er hat nicht einmal so viel Zivilcourage vor diesem Kanzler, wie sie die bürgerlichen Demokraten einst dem Monarchen gegenüber bewiesen haben. Er ist (nicht entschieden und nicht geschickt, sondern) brutal-rigoros nur gegen Kommunisten und linksstehende Sozialdemokraten. Wenn der Herr Dr. Luther kommt, liegt er auf dem Bauche.

> Ich begrüße Sie besonders herzlich, weil es wohl in der sächsischen Geschichte noch niemals da war, daß ein Kanzler des Deutschen Reiches in der frühern Zeit den Landtag besucht hat. Wir sind der Meinung, daß, wie in einer Familie, wo es nur einträchtig zugehen kann, wenn sich die Geschwister vertragen, es auch in einem Staatswesen wie dem Deutschen Reich heute nur einträchtig zugehen kann, wenn die einzelnen Staaten, die Glieder dieser großen Reichsfamilie, sich auch vertragen. Ich wünsche, daß, wenn Differenzen zwischen dem Vater Reich und dem kleinen Staat Sachsen bestanden haben sollten, diese mit dem Besuche wie durch ein Symbol geendet haben, und daß wir in treuer Freundschaft, der eine den andern brauchend und der andre den einen schützend, auskommen möchten.

Ich kenne den Reichskanzler nicht. Aber wenn er ein aufrechter, grade denkender Mensch ist, wird ihm der Ekel aufgestiegen sein.

3.

Die sächsische Regierung hat eine eigne Zeitung: die ‚Sächsische Staatszeitung'. Dieses Regierungsorgan war noch ausgesprochen monarchistisch, als Deutschland und Sachsen längst eine Republik waren. (Wo hätte wohl die Monarchie einem Republikaner ihr Organ anvertraut, das täglich von Amts wegen in tausende von Amtsstuben kommt?) Die Monarchisten in der ‚Sächsischen Staatszeitung' nutzten diesen Posten aus. Sie hielten gute – zu gute! – Verbindung mit den Monarchisten draußen. Der Pfahl im Fleisch der Republik saß fest. Als sie sich endlich von ihm befreite, heulten die Feinde der Republik auf. Aber zuverlässige Republikaner zogen ein. Noch bevor Zeigner, in kurzer Zeit, den größten Teil der sächsischen Verwaltung republikanisierte. Seitdem war die ‚Sächsische Staatszeitung' eine zuverlässige Kämpferin für die Republik und der reaktionäre Klüngel ihr erbitterter Feind. Das ist vorbei! Die jetzige Regierung – vier von sieben Ministern nennen sich Sozialdemokraten! – hat planmäßig die Republikaner aus dem Regierungsorgan entfernt. Die Deutsche Volkspartei forderte das. Und die „Sozialdemokraten" bewilligten es. Von roten Ketten macht euch frei allein die Deutsche Volkspartei! Allein? Seit achtzehn Monaten wird Sachsen von roten Ketten befreit, und Sozialdemokraten helfen lustig mit. Mit unheimlicher Griffsicherheit wird jeder Republikaner erfaßt und hinausgeworfen. So wird die Republik in Sachsen untergraben. Beamte werden dafür, daß sie Republikaner sind, bestraft. Schützinger, Günther, Wünsche, Menke, Schirmer, Kuhnt, Edel, Jolles – nur ein paar Männer aus einer langen Reihe, denen schlecht bekommen ist, in Sachsen Republikaner zu sein.

So ist die Republik, die mehr als ein Scheingebilde sein soll, in Sachsen ernsthaft gefährdet. Währenddessen exerziert

das Reichsbanner und demonstriert mit militärischem Aufputz gegen Hitler . . .

4. .

In Sachsen liegt auch Plauen i. V.; allerdings unweit der bayrischen Grenze. Dort fand im vorigen Jahr ein „Deutscher Tag“ statt. Die Republikaner und die sozialdemokratischen Arbeiter waren auf dem Posten. Nachdem sie eine Gegendemonstration angesetzt hatten, wurden von der Regierung beiden Parteien die geschlossenen Umzüge verboten. Die Reblikaner fügten sich – die Teutschen demonstrierten trotzdem! Kleine Zusammenstöße mit der Polizei, Verhaftung einiger renitenten Völkischen. Die Folge: zwei Gerichtsverhandlungen. Das Ergebnis? Der Völkische, weil er trotz Verbot an einem geschlossenen Umzug teilgenommen und entgegen der Aufforderung der Polizei die Zugteilnehmer zu geschlossenem Weitergehen aufgefordert hat, erhält vierzig Mark Geldstrafe. Ein Polizeimann aber, der versucht hat, den behördlichen Anordnungen Geltung zu verschaffen, wird von Völkischen angezeigt und von diesem selben Gericht zu fünfzig Mark verurteilt – weil er dabei einige Püffe ausgeteilt haben „soll!“ So bleibt in Sachsen die republikanische Gerechtigkeit gewahrt.

Dasselbe Gericht verurteilte einen sozialdemokratischen Redakteur zu sechs Wochen Gefängnis. Grund? Eine Kirche hatte am „Deutschen Tag“ geflaggt, und ihr Pfarrer war in der Uniform eines Jungdo-Helden herumgerannt – und der Zeitungsmann hatte darüber das Seine gesagt. Delikt? „Gotteslästerung“! Ein andres Gericht verurteilte gleichfalls einen sozialdemokratischen Redakteur zu einer Gefängnisstrafe, weil er aus einer Landtagsrede ein Stück herausgenommen und an besondere Stelle des Blattes gesetzt hatte. Jetzt hat ein Plauener Amtsgerichtsrat einem andern Redakteur einen Strafbefehl über drei Monate Gefängnis geschickt. Der Justizminister hatte sich beleidigt gefühlt, und von Dresden aus war auf die Beschleunigung des Verfahrens gedrängt worden.

5.

Was zeigen diese Bilder? Sie zeigen, daß der Kampf gegen die Republik und die Republikaner in Sachsen in vollem Gange ist. Die sich am wütigsten benehmen, werden ausgezeichnet. Der Leipziger Landgerichtsdirektor Miaskowsky, dessen harte Urteile gegen Republikaner Aufsehen erregt haben, wird unter Umgehung andrer Beamten zum Landgerichtspräsidenten ernannt werden. Schon beseitigt gewesene Monarchisten werden wieder in die Verwaltung hineingeworfen, während die Herren Luther und Schiele noch immer Republikaner aus der Reichsverwaltung hinauswerfen!

So ist Sachsen, das einst der roten Republik zustrebte, heute nicht einmal mehr eine schwarzrotgoldene Republik. Seine Verwaltung ist schwarzrotweiß. Seine Regierung zum größten Teil auch. Nicht trotz, sondern wegen der vier Minister – unter sieben! – , die sich Sozialdemokraten nennen. Bekämpft wird von den Monarchisten im Sächsischen Landtag nur der demokratische Finanzminister Reinhold.

Der neue Morand von Peter Panter

Über dem neuen Novellenband Paul Morands: L'Europe Galante (bei Bernard Grasset in Paris) steht der Nebentitel: Chronik des zwanzigsten Jahrhunderts. Chronik des zwanzigsten Jahrhunderts? Cum grano cocaïni.

Der Liebesgott der reichen Leute ist mitunter ein Floh. Er sticht, und wenn man lange genug zögert, gewährt juckendes Kratzen eine völlige Befriedigung. Nicht zu früh: dann wars keine Sensation. Nicht zu spät: dann brennts nicht mehr. Morand trifft genau den richtigen Zeitpunkt. Er juckt gut.

Von der französischen Leihbibliothek aus stofflichen Gründen verschlungen, ist aus dem Oeuvre des jungen Meisters hauptsächlich zu nennen: ‚Ouvert la nuit', ein sehr amüsanter Geschichtenkranz; ‚Fermé la nuit', ein amüsanter; und ‚Lewis et Irène', eine Finanzgeschichte der Liebe.

Das technische Niveau der romanischen Erzählungsliteratur liegt höher als das deutsche; gemacht sind diese Geschichten aus dem Handgelenk. Morand flirtet sich durch den Kontinent, wobei „flirten" in der Bedeutung jener englischen Anekdote aufzufassen wäre, wo vom Sergeanten berichtet wird, der 's Mädchen ohne Umstände in die dunkle Ecke drückt und dort gar nicht mehr verhandelt. Das Mädchen: „Oh – Sie Flirt!"

Manche Geschichten spielen in Paris, viele in Rußland, eine besonders unanständige in Lissabon. Was die russischen angeht, so muß ich ja sagen, daß ich sie nicht mehr lesen mag. Diese grelle Bilderbuchbuntheit, dieses dem Westen unverständliche Rußland, vom Emigranten aus gesehen, dieses ratlose Ironisieren einer Welt, die für den Betrachter in Wahrheit außerhalb seiner Geographie liegt – ich mag nicht mehr. Nicht mehr die Bartmänner, die so schön unmotiviert daherleben, wie wir das gelernt haben; nicht mehr die jüdisch-revolutionären Dichter, das beschneite Moskau und das nicht mehr oder doch schon wieder teilweise verlassene Petersburg, und schon gar nicht mehr die russischen Frauen mit ihren dreißig Epitheta. Rußland? Aber das ist so wenig Rußland wie diese gräßliche ‚Cave Caucasienne' in Paris, wo ein Harpyiengesindel von russischen Oberkellnern und die von elf bis drei Uhr schwermütigen Zigeuner englischen Vergnügungsreisenden und ihren Damen Pariser Nachtleben vorgaukeln. Also das nicht. Aber weil Spiegelbilder meist mehr vom Spiegel als vom Gespiegelten aussagen, so ist am besten das eigne Milieu des Autors gelungen.

Morand ist Diplomat. Es sind ihrer mehrere, eine ganze Reihe, die da am Quai d'Orsay zu gleicher Zeit Akten und Bücher schreiben: der klug verspielte Giraudoux, Crémieux – daß noch bis vor kurzem Paul Claudel in Tokio als Gesandter saß, werden Sie wissen. (Bei uns könnte man sich Maximilian Harden, Thomas oder Heinrich Mann als Gesandte vorstellen – im übrigen passen Auswärtiges Amt und Literaten nicht zusammen, was auf beide kein gutes Licht wirft.) Ja, also Morand brilliert, wenn er Autotopographie gibt. Reiche Leute sind ein besonderer Volksstamm, über dessen Sitten und Gebräuche wir fast immer falsch berichtet werden. Die spöttische Kälte, die

Sentimentalität mittags um zwölf Uhr in einem vollen Restaurant, die vollendete Routine in einem ausverkauften Bett, die glatte Selbstverständlichkeit, mit der das Schach der Gesellschaft gespielt wird, die Spielregeln, die immer dieselben bleiben und nur dann nicht gelten, wenn der Andre sie anwendet, der Haufe von Klatsch, Beziehungen, Wissen, Ahnen, der nur Vorwand für den Erzählenden ist... er hat seine kleine große Welt gut gesehn.

Eine Geschichte spielt in der Ruhr. Franzosen, die am Stadttheater in Halberstadt einen Possen-Marquis zu sehen bekommen, werden entweder lächeln oder böse sein: So etwas gibts in Frankreich nicht! Der Herr Walter v. Ruhm – merkwürdig, wie niemals ein Fremder fremde Namen erfinden kann! – existiert wahrscheinlich nicht, so nicht, nicht ganz so. Auch steht von ihm geschrieben: er habe eine reiche Heirat gemacht, weil er Geld brauchte, ruiniert durch den französischen Ruhr-Einfall. O ahnungsloser Engel du! Solch einen Ruhr-Einfall wünscht sich das Industriepack noch viele Male. Also ganz stimmts nicht. Aber es ist doch lustig zu sehen, wie sich dieser Industriellentypus in den Augen eines Franzosen darstellt, der die Deutschen nicht haßt (man haßt überhaupt keine Völker – sie sind einem unangenehm), wie sich der bewegt, mit dem Hakenkreuz im Manschettenknopf (unwahrscheinlich) und mit der leicht angesoffnen Erotik (wahrscheinlich). Die Geschichte ist ein wenig affenteuerlich, aber hübsch bunt. Die Gestalt der Francine sogar spitzendünn, reizend die kleinen Nebenbemerkungen. Das Heim v. Ruhms. „Picasso, Braque, niemals habe ich etwas von diesen Malern in Paris gehört.“ Und: „Frauen sollten ihre Liebesbriefe nicht an das Objekt ihrer Liebe senden, sondern an Freundinnen, vielleicht an Zufallsvertraute; diese Briefe hätten mehr Chance, verstanden zu werden, oder: gelesen zu werden. So empfange denn, Liebste, diese etwas plötzlichen Geständnisse; sie sind übrigens authentisch.“ Es geht dann zwischen dem Hakenkreuzmann und der Francine hin beziehungsweise her – aber nichts weiter. Mit allen Fingerspitzen zugleich ist ein alkoholisierter Abend gefühlt, der Mann ist dabei. (Anmerkung für die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung‘: Welch eine degenerierte Nation!) Über den Dreien schwebt eine Wolke von Spannung, eisgekühltem Alkohol, Kitzel, Zigarettenluft und Nachtstunde. „Alles konnte eintreten. Nichts geschah.“ Von solchen Stellen wimmelt das Buch.

Wie es ja denn überhaupt mühelos Das ist, wozu sich in der deutschen Literatur die Herren Autoren immer erst einen Ruck geben: mondän. Selbst Sternheim schreibt, wenn er von Paris spricht, gern mit der frisierten Schnauze, redet spitz und glaubt, alle Welt verachten zu müssen, weil er irgendwelchen kleinen Käse gegessen hat. Und Fritze Unruh? Da lachen ja die Hühner. Wie in dem Dingsda, dem ‚Flügel der Nike‘, Paris geschildert wird, das ist kaum zu glauben. Was mir da an Lakaien, Gobelins, feingeschliffenen Kristallen, edler Literatur, Grafen und Gräfinnen unter die Nase gerieben wird – hier! hier! siehst dus? merkst dus? – , und wie dann nebenbei auch nicht ein Komma mit der Wirklichkeit übereinstimmt...

das wird nur übertroffen von der Schilderung eines Diners beim deutschen Botschafter, einem Meisterstück ungewollten Humors. Wäre das pazifistische Wirken Unruhs nicht anständig und im Ausland nützlich gewesen: man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen. „Neben meiner Tasse liegt ein langes Weißbrot... ‚Warum‘, fragt Jacques und hilft es mir zerschneiden, ‚sprechen Ihre Landsleute so schlecht über Sie?‘ ‚Wo?‘ stotterte ich, von dieser unmittelbaren Frage getroffen. ‚Hier in Paris! Fast jeder Schriftsteller, der mich besucht, hat eine schlechte Meinung von Ihnen!‘“ Weil, Jacques, er kein Deutsch kann, kein Snob, sondern ein taktloser Schnopp ist, und weil bis auf die Seitenzahlen keine wahre Angabe in dem Buche zu finden ist. Sie halten es doch für Deutsch? In einer alten Berliner Faschingszeitung war einmal vor Jahren das Verfahren der Schundromane parodiert, die statt der Zwischenbemerkung „sagte er“ die Tätigkeit des Redenden setzten. Davon verspricht sich Unruh eine ganz besondere stilistische Feinheit. „‚O Gott!‘ legt Victor die Stirn auf die Faust.“ „‚Nein, nein!‘ rückt sich der Diplomat die Krawatte.“ Und, am treffendsten: „‚Vraiment‘, muß er mehrfach aufstoßen, ‚exzellent, was?‘“ Da kann man nichts tun, als heftig ‚Vraiment!‘ sagen. Übrigens können diese Weltreisenden nur zu Hause mit den ausländischen Verwandten protzen, die draußen gar nichts von ihnen wissen wollen. „Das Paris Herrn v. Unruhs“ – schreibt Geneviève Bianquis in der Revue ‚Les Langues Modernes‘ – „besteht aus mehr oder minder beschäftigungslosen jungen Leuten, die sich hauptsächlich damit beschäftigen, Champagner zu trinken und durch die Nachtlokale zu ziehen.“ Und eine deutsche Kollegin dieser Französin schreibt mir: „Ach, warum hat er nicht den Mut, so trivial zu sein, wie er wirklich ist – !“ Weil das gebildete Bürgertum seiner Zeitung weltmännische Marke haben will, Fräulein. Die Pariser Zeitschrift ‚Vient de paraître‘ hat neulich eine ganze Reihe dieser Herren erheblich abgeführt. Eine Figur ‚Gavroche‘ zu nennen, stand da ungefähr, „mon petit chou“ zu schreiben, genügt noch nicht, um als ein alter Bewohner von Montmartre zu gelten. Laßt das, junge Herren! Davon versteht Ihr nichts und könnt Ihr uns nichts erzählen. Erzählt uns von Berlin, von Deutschland, das ist eure Domäne. Unruh wurde in dem Blatt einfach ausgelacht. Aber, wenn man sonst nichts kann, was macht man da? Sich wichtig.

Entschuldigen Sie, Herr Morand, daß ich Sie habe warten lassen. Ja, am hübschsten ist die Confiserie in diesem Laden. „Rien ne l'atteint, mais tout le touche“ – das ist wirklich ein Damenideal. Und die kleinen bösen Blinzler auf die Französinnen... Bei einer zärtlichen Schlacht: „Elle ne s'écriait pas: ‚Qu'est-ce que je tiens!‘ comme les Françaises qui affectent de céder en délirant sous l'excès de la boisson et avec un oeuil prudent.“ Das schmeckt lecker.

Und fast jede Geschichte hat eine Spitze und tausend kleine Dächer, manche ist gruselig wie ein Buch aus der Frankfurter Societätsdruckerei, und auch hier fällt mir auf, wie einfach das Leben zu sein scheint. Man möchts fast nicht glauben. Da lernt Einer Chauffeur, der es vorher nie gewesen, und das

klappt! und er kennt alle Wege! und während das Patrons-Ehepaar mit einem andern Ehepaar im dunkeln Wald eine Quatruole bildet – Annonce: Die Freuden des Landlebens – , sitzt der Chauffeur, ein rumänischer Student, am Steuer und lernt beim Schein seiner elektrischen Lampe das Pensum für das morgige Examen beim Professor Basch in der Sorbonne... Morand! Nichts verschweigen und nichts hinzusetzen – ? Wir wollen Sie lieber unvereidigt lassen.

Nein, dieser Chauffeur ist so wenig ein Chauffeur, wie der Finanzmann Lewis ein Finanzmann war. Das telephoniert, macht ein paar Reisen, gibt ein paar Anweisungen... früher fragte man sich immer in den französischen Romanen: Wovon leben die Leute? Heute: Wie arbeiten diese Leute?

Es ist eine amüsante Welt. Manchmal von den Grenzen eines Arrondissements eingeschlossen, manchmal universell weit. Sehr selten spricht nicht der Mann, sondern das Männchen; sehr, sehr selten belauert mich ein rascher Blick, ob ich auch bemerkt habe, wie potent, wie international er ist... Ja, ich habs bemerkt.

Aber die schönste Geschichte heißt: Madame Fredda. Eine ziemlich umfangreiche Dame spricht den jungen Herrn an der Madeleine an, man ißt abends zusammen, und sie entblättert sich als Blumenzüchterin aus Amsterdam, die da in Paris einkaufen will. Sie kauft ihn gleich mit. Sie ist für rasches Wachstum. Sie hat keine Zeit. Das hört, am Tisch, so auf: „Je vous ai abordé, Monsieur le Joli, parce que je voudrais connaître l'amour avec un Français. Les Français ont, chez nous, une énorme réputation extraordinaire. Chambre 221. Garçon, payer.“ Das sitzt. Vergleichbar mit jenem ausgezeichneten Aktschluß bei Georg Kaiser in ‚Nebeneinander‘, jenem Aktschluß, den der Schauspieler Forster noch durch einen guten Zusatz gesteigert hat: „In Geschäften kenne ich keine Gefühle. Lützow 2601.“

Und sehr gut setzt Morand noch einen Schnörkel an den Schluß. Der junge Mann will erst aufbegehren, beleidigt sein... „Aber er gehörte zu jener Generation, die vor den Blumen die Waffen sinken läßt, vor den Blumen und vor diesem neuen Europa . . . und die nicht gelernt hat, jemals Nein zu sagen.“

Kein Zweifel: der Herr Morand lebt nicht nur in Frankreich, sondern auch im Jahre 1925, was in seinem Lande nicht überall das Gleiche ist. Er hat einen gut sitzenden Stil, die Ironie der letzten Monate, den Hut des Jahres und das Tempo seiner Zeit. Manchmal gehts kindlich zu, da wird gespielt: Verwechsel, verwechsel die Geschlechterchen, manchmal laufen die Nuancen wie (mit der Feder) geschmiert – aber lustig ists doch.

Hulle, bekommen Sie diese Zeilen zu Gesicht? Dann packen Sie sich das Buch auf den Nachttisch. Und an einem regnerischen Juli-Abend, wenn aus unerklärlichen Gründen Niemand weiter da ist, zünden Sie sich eine schwere Zigarette an, legen sich auf die Seite und beginnen, zu blättern. Sie werden die Liebesparoxysmen von vielen Paaren und mehr erleben. Sie werden lächeln. Und weils ja wunderschön ist, am Kamin zu sitzen, wenn draußen der Regen prasselt, werden Sie fühlen:

Endlich allein.

Peer Gynt von Alfred Polgar

Die Dichtung von Peer Gynt – dem Phantasten, Dichter, Lügner, Macht- und Geltungs-Träumer, dem Entwurf zum Genie, dem Springer über eignen Schatten, dem herzhaften Schwächling und verbrecherischen Romantiker, dem Manne, der auf der Suche nach seinem Ich stets auf der Flucht vor ihm, der sich preisgibt, um sich zu bewahren, viele Gestalten annimmt, um er selbst zu bleiben – diese Dichtung hat das Format einer Menschheitsdichtung. Denn Tropfen vom Blut des Peer Gynt kreisen in Jedem, dessen Leben nur seines Willens Schatten ist (also, nach Schopenhauer, wirklich: in Jedem), und in der Gleichung dieses sehr komplexen Sünders Peer sind Alle, die, an ihr Ich verloren, einhertaumeln auf der eignen Spur, ausgedrückt. Die besondere Lösung, die ihr der familienfromme Ibsen findet – da er seinen Helden einen halben Meter vorm Tode erkenen läßt, wo sein eigentlichstes Selbst verankert ruhte: in Glaube, Liebe, Hoffnung des ergebenen Weibes –, diese bürgerlich-sentimentale Lösung gilt allerdings nur für den Spezialfall Peer Gynt, welcher begabte Flunkerer somit als Blutsverwandter des alten Rubek agnosziert werden darf. Die Dichtung vom Peer Gynt, schwelgerisch in Philosophie und Vision, durchschimmert vom rosafarbenen Licht zarter Rührung, wie sie aus menschlichen Ur-Beziehungen gewonnen wird, und auch durchblitzt von etwas Schwefelflamme, erschließt ihre volle Schönheit nur dem Leser. Das poetische Rankenwerk, das Geflecht von Bild, Wort und Symbol, das den Sinn des Dramas sommerlich umblüht, verfilzt auf dem Theater zur Hecke, über die kein Mann hinwegkommt. Vor ihr liegt der Drache Langeweile.

Das Burgtheater spielt seinen ‚Peer Gynt' in Ludwig Fuldas Übertragung, in der die Verse abgeschliffen sind wie im Bach die Kieselsteine. Am Reime hängt, nach Reime drängt da Alles. Von ihm getreten krümmt sich die Zeile, ihn zu erreichen renkt sich der Satz aus seinem natürlichen Gefüge, neigen die Bilder sich bis zur gefährlichsten Schiefe. Solcher Tyrannei des Reimes fügt sich die edle Sprache oft nur mit sichtlicher Qual – „ward Ihnen einmal nur im Leben . . . der Sieg, der aufblüht aus dem Beben?“ – , und man merkt fast, wie sie vor Verlegenheit errötet, wenn sie, etwa damit es auf das Wort „alle“ klappe, zu der Wendung sich haben muß: „Sein Heim wird geplagt von des Hungers Kralle“. Aber der großen Mehrheit von Fuldas Versen fällt der Reim-Dienst ganz leicht. Sie biegen und fügen sich ohne Beschwerden, mit freiester subalterner Anmut. Es ist eine Sprache, die mehr Elastizität hat als Rückgrat, mehr Geschmeidigkeit als Charakter. Zu Ibsens Original dürfte sie sich etwa so verhalten wie Streusand zur Felsformation.

Remigius Geyling hat die vielen schönen – nur in der Farbe manchmal etwas vulgären – Bühnenbilder erfunden. Von feinen Künsten des Beleuchters unterstützt, sind sie dem Auge eine Weide und nähren auch die Phantasie. Durch das viel- und wunderlich gezackte Gebirge, das der Projektograph im Hintergrunde erstehen läßt, wird das Klima der Szene mächtig

beeinflußt, Märchen kann da gedeihen und Illusion Wurzel schlagen. Auch über die Stimmungen: Meer, glühender Strand, Wüste, Waldeinsamkeit improvisiert der Ausstatter mit Geschmack und Einfall. Es ist in der Burgtheater-Inszenierung des ‚Peer Gynt‘ viel Kunst an die Natur gewandt.

Damit erscheint – wird noch der Respekt ausgesprochen vor einer Arbeit, die fünf Wochen Probemühe erforderte und viereinhalb Stunden Zuschauermühe in Anspruch nimmt – alles Rühmenswerte der Aufführung gerühmt. Aus vielen Bildern wächst, trotz rascher Verwandlung, kein Bild, aus vielen Tönen keine melodische Linie. Die Regie macht gute Spielerei zum schlechten Spiel. Sie kann doch nicht hindern, daß zwischen scheintoten Versatzstücken das dramatische Gedicht ein kaltes, wächsernes Scheinleben führt. Von seinem großen Atem spürt man kaum einen Hauch. Es ist Grablegung des Textes ins Theater, nicht Auferstehung. Was an Poesie, an Heimlichem und Unheimlichem, an Werdendem und Schwebendem, an Trauer und Rührung und dramatischer Magie aus der Dichtung herausgeholt erscheint, haben Dekorateur und Beleuchter, Musik und die Windmaschine herausgeholt.

Dem Regisseur, Herrn Hans Brahm, ist kein Vorwurf zu machen. Er hatte keinen Peer Gynt, nur dessen Suite, die bewährte Peer-Gynt-Suite von Edvard Grieg: so fehlte dem Spiel Haupt und Seele, seiner Bewegtheit und Bewegung die natürliche Innervation. Aus Herrn Treßler tritt der Peer Gynt wie ein Gesicht aus einem blinden Spiegel. Gar nichts hat dieser schätzenswerte Schauspieler für die Rolle als seine Springlust und seine à tout prix-Leichtigkeit. Die Fülle der Hahas und Hohos und lustigen Trommelwirbel auf dem r reichte nicht aus, inneres Tempo zu offenbaren, den heimlichen Poeten, der sein Leben erfindet und lebt, was er schwadroniert, kann ihm Niemand glauben, die freche Ratio des Peer Gynt wird in seinem Munde Ulk, die Phantasterei Spielerei ohne geistige Nötigung; und von Trollen träumt er wie Einer, dem nicht im Traum einfällt, an Trolle zu glauben. Das Schlimmste ist, daß er die Figur immer wieder aus dem Gefühl verliert – etwa wie Andre Text aus dem Gedächtnis – und dann nur Luft mahlt, klipp, klapp, eine leere Mühle am rauschenden Bach. Einzig in Marokko, auf dem Boden nüchternen Wollens und Erwägens, stellt er seinen breitspurigen Mann. Da ist er zwischen weltläufigen Figuren und Themen heimisch und sicher.

Der Text, den die Aase der Frau Senders sprach, blieb Geheimnis. Man verstand nur einen geringen Bruchteil ihrer von Zorn und Zärtlichkeit verknautschten Rede. Sie war weniger Mütterchen als Märchenhexe und hätte im Dovre-Schloß gute Figur gemacht. Dort ging es, unter Daneggers jovialer Führung, ganz gemütlich zu, und nur Frau Mayer, „die Grüne“, brachte etwas Spukhaftes in das fidele Gemauze der Larven und Lemuren. Frau Pünkösdy ist rührend als Solveig, die liebt und wartet. Da sie singt, begreift man, daß Peer Gynt den Weg zu ihr „von außen herum“ nimmt, in einem großen Bogen über Afrika, und lieber in die Wüste geht, als in das distonierende Idyll. Lange nicht so gespenstisch wie die Szene, in der Solveigs

Lied die Kulissen erweichte, geriet dann die Szene im Irrenhaus zu Kairo. Da war Alles taghell, urnüchtern, blank, munter, nur das Grauen, so laut auch geschrien wurde, war nicht zu wecken. Ein paar Herren im Nachthemd trieben harmlosen privaten Unfug, und wer sich schon lange gewünscht hatte, einmal Meister Ernst Arndts nackte Beine zu sehen, dem ward hier unkarge Erfüllung.

Monolog mit Chören von Theobald Tiger

Ich bin so menschenmüde und wie ohne Haut.
Die Andern mag ich nicht – sie tun mir wehe.
Wenn ich nur fremde Menschen sehe,
lauf ich davon – wie sind sie derb und laut!
Ich bin so müde und wie ohne Haut!
(Chor der Arbeitslosen): Das ist ja kolossal interessant, Herr Tiger!

Ich spinn mich selig in die Schönheit ein.
Schönheit ist Einsamkeit. Ein stiller Morgen
im feuchten Park, allein und ohne Sorgen,
durchs Blattgrün schimmert eine Mauer, grau im Stein.
Ich spinn mich selig in die Schönheit ein.
(Chor der Proletariermütter): Wir wüßten nicht, was uns mehr zu Herzen ginge, Herr Tiger!

Ich dichte leis und sachte vor mich hin.
Wie fein analysier ich Seelenfäden,
zart psychologisch schildere ich jeden
und leg in die Nuance letzten Sinn...
(Chor der Tuberkulösen): Sie glauben nicht, wie wohl Sie uns damit tun, Herr Tiger!

Ich dichte leis und sachte vor mich hin . . .

(Alle Chöre): Wir haben keine Zeit, Nuancen zu betrachten!
Wir müssen in muffigen Löchern und Gasrohren übernachten!
Wir haben keine Lust, zu warten und immer zu warten!
Unsre Not schafft erst deine Einsamkeit, die Stille und den Garten!
Wir, Arbeitslose, welke Mütter, Tuberkelkranke wollen heraus
aus euerm Dreck in unser neues Haus!
Wir singen auch ein Lied. Das ist nicht fein.
Darauf kommts auch gar nicht an. Und wir stampfen es euch in die Ohren hinein:

Völker, hört die Signale!
Auf zum letzten Gefecht!
Die Internationale
Erkämpft das Menschenrecht – !

Der CCXLVII. Balneologen-Kongreß von Roda Roda

Nach Jahresfrist wieder versammelten sich die Badeärzte des Deutschen Reiches und der angrenzenden Länder, um ihre wissenschaftlichen Erfahrungen auszutauschen, über Wahrnehmung der Standesinteressen zu beraten. Wie auf dem vorigen Kongreß beschlossen worden, traf man sich in der alten Kaiser- und Quellenstadt Aachen. Montag, 9 Uhr vormittags, begannen die fachlichen Vorträge.

Von Beifall überschüttet, betrat der Nestor der deutschen Balneologie, der Geheime Obermedizinalrat Professor Dr. Ahn die Tribüne. Er gab einen Rückblick auf die medizinischen Errungenschaften der Zeit seit Beginn des Krieges. Es sind Jubeljahre nicht nur der Chirurgie. Nie werde, so führte der Redner unter lauter Zustimmung des Auditoriums aus, der Kunst, jawohl, Kunst des Meißels und der Säge wieder so reichliches, so schönes Menschenmaterial zur Verfügung stehen, nie mehr ein so ausgedehntes Versuchsfeld sich eröffnen. Doch auch die Seuchenvernichtung feierte Triumphe: Cholera und Typhus, in den ersten Monaten des Weltkriegs eingeschleppt, konnten niedergehalten werden; der Arzt wurde der Läuse und des Fleckfiebers Herr. Solche Erfolge lassen uns hoffen, daß auch die Bekämpfung der Psychosen und Neurosen, Folgeerscheinungen des Krieges und Umsturzes, gelingen werde. Redner erinnert an das massenhafte Auftreten des Kropfes – 50 Prozent der oesterreichischen Schulkinder, zum Beispiel, leiden daran – und die damit zusammenhängende Verbreitung der Idiotie.

In der nachfolgenden Diskussion griff Sanitätschef Professor Dr. Bahn-München das Problem auf. Es handle sich darum, einen Weg zu finden, der den Kropfträgern insgesamt regelmäßig eine minimale Jodmenge zuführt, ohne das Individuum merkbar zum Objekt ärztlicher Behandlung zu machen. Man dachte zunächst daran, das Trinkwasser der städtischen und ländlichen Leitungen mit Jod zu versetzen. Leider zeigt sich, daß grade die von Kropf befallenen Kreise der östlichen Alpenländer den Wassergenuß perhorreszieren. Daher müsse man zum schweizerischen System der Jodbeteilung durch das im Handel befindliche Kochsalz übergehen.

Universitätsprofessor Dr. Cahn-Frankfurt warnt vor einschneidenden Maßregeln. Allzu plötzliche Beseitigung der Kropfverbreitung könnte Wandlungen der politischen Anschauung breiter Volksschichten und damit Staatsumwälzungen im Gefolge haben.

In der Sitzung vom Dienstag wandte man sich einer Reihe von Sonderfragen zu. Im schwererzielten Vertrag von 1924 hatten sich die deutschen Badeorte auf einen Radiumgehalt von 3,5 Einheiten festgelegt. Nun tritt eine Schmutzkonkurrenz mit Ankündigung von 27 Einheiten auf den Plan. (Allseitiges: Pfui!) Leider kann dem Mißbrauch der Radiumreklame nicht durch Vorschreibung von Konventionalstrafen gesteuert werden, da sich die vertragsbrüchige Thermalquelle im Ausland befindet. Man wird aber mit unbarmherzigem Boykott

vorgehen. Oberregierungsrat Dr. Dahn-Gleichenberg regt an, versuchsweise einen Brunnen als „gänzlich radiumfrei und grade darum besonders heilkräftig“ anzupreisen. Doch findet der Vorschlag Dahn als unzeitgemäß nicht den Beifall der Mehrheit; Radium sei immer noch die große Mode.

Der praktische Arzt Dr. Ehn-Nauheim berichtet über einzigartige Erfolge des Bestrahlungsverfahrens mit Höhensonne. Eine wohlhabende Patientin aus New York („Ah!“) trug einen störenden Schnurrbart. Durch Bestrahlung in 60 halbstündigen Sitzungen konnte Referent nicht nur die vieljährigen Zinsen des in den Höhensonnen-Apparat investierten bedeutenden Kapitals hereinbringen, sondern auch dieses selbst restlos amortisieren.

Im Anschluß an die interessanten Ausführungen des Vorredners empfiehlt Dr. Fahn-Kissingen Höhensonne auch zur Bekämpfung der Glatze; er habe damit ebenso schöne Einnahmen erzielt.

Primarus Professor Dr. Giehn-Innsbruck demonstriert einen Fall ungewöhnlich starker Gefäßverkalkung, den er seit über 20 Jahren beobachtet, ohne daß sich die Symptome auch nur im mindesten geändert haben. Der Kranke, subjektiv bei bestem Wohlsein, war bei Beginn der Behandlung k. u. k. Generalmajor, brachte es als Feldherr zu hohen Ehren und bekleidet jetzt ein führendes Amt in der Aktienindustrie. Der Blutdruck des greisen Würdenträgers läßt sich durch eine kleine politische Debatte schon nach mäßiger Erhitzung auf 8 bis 9 Atmosphären steigern; Patient braust dann wie eine Lokomotive.

Gynäkologe Dr. Hahn-Franzensbad beklagt die unmäßige Ausübung des Sports. Der junge Mann von heute, stellt Redner fest, wird so von seinen natürlichen Pflichten gegen das weibliche Geschlecht abgelenkt – und wer hat die Pflichten nun in ihrer schier untragbaren Schwere zu übernehmen? Der Badearzt. („Sehr richtig!“)

Regierungsrat Dr. Janak-Teplice möchte in den amtlichen Kundgebungen des Balneologenkongresses anstelle der verballhornten germanisierten oder verwelschten Ortsnamen die ursprünglichen tschechischen verwendet sehen. Es muß demnach heißen; Karlové Vary – für: Karlsbad, Biařice – für: Biarritz, Břežánky – für: Bretagne, Blatnémoře – für: Baltimore, Kostiručka – für: Costarica.

Die Schlußberatung am Mittwoch war der Austragung einer peinlichen Affäre gewidmet. Ein unwürdiges Bundesmitglied, Dr. Kiehn-Wiesau, mußte sich die strengste Rüge gefallen lassen. Er hatte seine Kurgäste nicht nur in standesunwürdiger Tracht (ungestutztem Vollbart) empfangen, er verwandte auch zur Zählung der Pulsfrequenz nachweislich eine einfache goldne Uhr ohne Sprungdeckel, noch mehr: er entblödete sich nicht, einen Badebesucher mit der Diagnose wegzuschicken, die Quelle des Kurortes vermöge nicht alle irgend denkbaren Krankheiten zu heilen. Nur mit knapper Not entging der unkollegiale Vereinsgenosse der härtesten Strafe: dem Ausschluß aus der Balneologischen Gesellschaft.

Aus Menschenliebe

Erfurt, am 3. Erntemond 1925

Sehr geehrte Herren!

Ihre Zeitung ist mir schon lange Zeit bestens bekannt, weswegen ich mir auch die Freiheit nehme, mich grade an Sie zu wenden.

Die recht guten Beiträge der ‚Weltbühne' haben mir stets ausgezeichnet gefallen, sodaß ich sie schon früher las.

In der Einlage sende ich Ihnen nun zwei Gedichte von mir, die sich sicherlich zum Abdruck in Ihrer Zeitschrift vortrefflich eignen. ‚Deutschlands Sternhimmel' ist eine lustige Dichterbeschreibung, während sich der Sinn des Gedichtes ‚An Hölderlin' von selbst versteht.

Mit vorzüglicher Hochachtung

E. Fr. Schmidt

Deutschlands Sternhimmel

Üppiger wimmelt der funkelnde Himmel
Heute von Sternen als jemals zuvor.
Manche Planeten und viele Kometen
Leuchten und strahlen in blendendem Glanz.

Wollt ihr es wissen, wie man sie benennet,
Seht nach dem Wölbzelt! Das Schauspiel beginnt.
Vornweg – in glänzende Rüstung gehüllet –
Blickt ihr den Hauptmann, den Führer der Schar:

Hoch sitzt auf Pegasus stolz und erhaben
Dieser, der Glanzpunkt vom breiten Verein.
Seine Genossen und seine Vasallen
Folgen in passendem, mäßigen Trab.

Thomas, ein Mann von den besten der Truppe,
Wird von den sinnigen Freunden umjauchzt.
Karlchen aus München gewahrt dies mit Freuden;
Hofft, daß man gleichfalls sein Witzköpfchen lobt.

Walter von Molo und Herr von Münchhausen
Drängen sich stoßend und ringend hervor.
Dieser umpoltert der Menschheit Verderben;
Jener summt markische Liedlein vom Kampf.

Toller und Werfel, zwei wackere Knaben,
Reichen der trauernden Wahrheit die Hand.
Meister Klabund folgt dem ehrenden Beispiel.
Reimann, der spöttelnde, dichtet davon.

Zetterström, höret! und Dinter, der seltne,
Laufen die dichtenden Beine sich wund.
Frenssen und Bonsels, die beiden verschiednen,
Oben das Milchstraßen-Rennen erfreut.

Das sind die Sterne, die man von der Warte,
Weil sie von gar zu gewaltigem Schein,
Schon mit den glaslosen Augen erkennet.
Doch, wer gewahret die außer der Bahn?

Edmund, Hugo, Jacob von Morus

Der Bruderzwist im Hause Stinnes

Das Strangulierungsverfahren, das Herr Jacob Goldschmidt, oberster Kriegsherr der Darmstädter und Nationalbank und Obmann des Stützungskonsortiums, gegenüber Edmund Stinnes und den Aga-Automobilwerken angewandt hat, war für den unbeteiligten Zuschauer kein ästhetischer Genuß. Das Finanzkapital ist sicher dadurch nicht populärer geworden, daß es einem Industriewerk so offenkundig den Gashahn abdrehte, zumal Edmunds Reklametrick, das Aktiengeschenk an die Arbeiter, seine Wirkung auf das Publikum zweifellos nicht verfehlt hat. Aus Stinnesschen Revieren kommt dazu die Darstellung, der Kampf gegen Edmund sei garnicht eine gemeinsame Aktion der Banken, sondern ein privater Racheakt Goldschmidts, der sich auf die Berliner Handelsanteile spitzte. Jacob Goldschmidt habe nach der Darmstädter nun auch noch die Handelsgesellschaft erobern und durch einen Gewaltstreich das durchsetzen wollen, was dem alten Hugo Stinnes nicht gelungen ist: Carl Fürstenberg beiseite zu schieben. Edmund Stinnes aber, der gelernte Ethiker aus der Familie, hat das verhindert, indem er die Handelsteile rechtzeitig Fürstenberg in Lombard gab.

Auch wenn Goldschmidts übermäßiger Machtkitzel die Geschichte nicht ganz unglaubhaft erscheinen läßt, bedarf es nicht großartiger Vendettatragödien, um das Vorgehen der Banken zu erklären. Es steht außer Frage, daß die Banken die Stützungsaktion nicht aus Nächstenliebe, auch nicht aus volkswirtschaftlichen Motiven unternommen haben, sondern ganz einfach, weil sich hier – ganz abgesehen von allen Ankaufsmöglichkeiten – ein sehr lohnendes Zins- und Provisionsgeschäft bot. Nach mildesten Berechnungen stellen sie Stinnes ihre Kredite für 16 Prozent zur Verfügung, bekommen aber selbst für eben diesen Zweck 20 – 30 Millionen zu 10 Prozent von der Seehandlung. Es lohnte sich also schon, edel, hilfreich und gut zu sein. Trotz alledem kann ihnen und wird ihnen wahrscheinlich die Chose teuer zu stehen kommen. In den zwei Monaten, seitdem die Banken „abwickeln", ist mindestens die Hälfte des Stinnesschen Sachwertlagers verkauft, aber knapp der dritte Teil der Stinnesschen Schulden erlöst worden. Wie aus den Objekten, die jetzt noch zum Verkauf stehen, 115 Millionen herauszuholen sind, ist einigermaßen schleierhaft. Mißlingt das aber, dann wird es ernst mit dem „Geradestehen" der Banken, und der erste, der dafür verantwortlich ist, weil er den Ausverkauf geleitet hat und weil seine Bank bei Stinnes am tiefsten in der Tinte sitzt, ist Jacob Goldschmidt.

Es ist daher begreiflich, daß Goldschmidt auch die sogenannte Erbteilung nicht anerkennen und auf die Millionen, mit denen Edmund Stinnes von dannen gezogen ist, nicht verzichten will. Erstaunlich höchstens und verdächtig, daß die Banken nicht von Anfang an darauf bestanden haben, erst einmal diesen dunkelsten Punkt in der Affäre Stinnes

zu klären. Was ist das für eine merkwürdige Praxis, daß acht Tage vor dem völligen Zusammenbruch eines Familien- Unternehmens der älteste Sohn Millionenwerte in Automobil- und Versicherungsanteilen aus der Masse herausbekommt und dazu noch eine 1926 fällige Barabfindung von 6 Millionen Mark? Wenn ein Kaufmann unmittelbar vor dem Konkurs seiner Ehefrau einen Teil der Aktiven verschreibt, so nennt man das in der Umgangssprache und im Strafgesetzbuch betrügerischen Bankrott. Daß die Familie Stinnes, ohne die Hilfsaktion der Banken, damals schon konkursreif war, kann wohl nicht bezweifelt werden. Daß die verantwortlichen Leute im Stinnes-Konzern — und dazu gehören die beiden ältesten Söhne — ihre finanzielle Lage, vor Allem die Höhe der Schulden hätten kennen müssen, kann ebenfalls nicht zweifelhaft sein, selbst wenn man das Monstrum des Stinnes-Konzerns als mildernden Umstand gelten läßt. Bleibt also nur ein Unterschied: die beiden Brüder Stinnes haben sich nicht, wie Mann und Frau in dem berühmten Schulfall vom betrügerischen Bankrott, gütlich über die Verschiebung der Aktiven geeinigt, sondern der Übertragung des Nordstern-Pakets, der Aga und der andern Zutaten an Edmund ging ein schwerer häuslicher Zwist voraus; und auch das Ausscheiden Edmunds hat den Streit nicht beigelegt: die feindlichen Brüder blieben „böse“.

Aber diese Gefühlswallungen im Hause Stinnes geben noch immer keinen Aufschluß über die Art, wie das Familienvermögen kurz vor der großen Pleite aufgeteilt worden ist. Der alte Hugo Stinnes hatte sein gesamtes Vermögen seiner Frau hinterlassen, offenbar, um der Erbschaftssteuer zu entgehen, die beim Erbanfall der Kinder zehn Prozent, also doch wohl zwanzig, dreißig Millionen betragen hätte. Von einer nachträglichen Aufteilung der Erbschaft, bei der dieselben Steuern zu zahlen gewesen wären, ist bis zum Austritt von Edmund Stinnes im Mai dieses Jahres nichts bekannt geworden. Aber auch dann hat doch anscheinend keine gleichmäßige Aufteilung stattgefunden, sondern nur der älteste Sohn ist abgefunden worden. Hugo, der zweite, der sich in seinen ersten Siegesmeldungen über Edmund als nunmehro Alleinkommandierenden im Reiche Stinnesien vorstellte, war doch wohl nach wie vor nur Geschäftsführer, während seine Mutter die Eigentümerin blieb. Dann aber kann man gar nicht von einer Teilung zwischen den Brüdern sprechen, sondern Frau Clara Stinnes, geborene Wagenknecht, die alleinige Erbin des Stinnes-Vermögens, hat unmittelbar vor dem Krach einem ihrer Söhne einen erheblichen Teil ihrer Aktiven ausgehändigt. Die Ähnlichkeit mit dem Schulfall wird also noch viel größer. Denn selbst wenn Frau Stinnes ihren Zweiten, den Träger des väterlichen Namens, besonders ins Herz geschlossen und auch geschäftlich bevorzugt hat, kann man doch nicht annehmen, daß sämtliche Familienbande zwischen der Mutter und dem ältesten Sohn ein für allemal gelöst sind. Würde, was recht wahrscheinlich ist, der Partei Cläre Stinnes - Hugo Stinnes junior nach der Liquidation des Konzerns auch nichts mehr bleiben, so

bliebe, nach der jetzigen Lage, Frau Stinnes noch immer die Mutter eines mehrfachen Millionärs, der obendrein, bei aller geschäftlichen Primitivität, anscheinend auch noch verstanden hat, einen Teil seiner Abfindung sofort ins Ausland zu bringen. Vielleicht finden das Nordstern-Paket und die andern Werte, die nach Holland gewandert sind, dort noch gute Bekannte. Denn auch über den frühern Auslandsbesitz der Familie Stinnes ist es merkwürdig still geworden. Wo sind alle die Schätze, die der alte Hugo Stinnes in den letzten Jahren seines Lebens in aller Welt aufgekauft hatte, hingeraten? Die Plantagenbesitzungen in Niederländisch-Indien und die amerikanischen Petroleumfelder und der Grundbesitz in Skandanavien? Ist das Alles noch in den großen Sachwert-Komplexen enthalten, die jetzt zum Verkauf stehen, oder sind diese Werte schon vor dem Zusammenbruch verkauft worden, und wo sind die Gegenwerte dafür hingekommen?

Man sieht: es gibt bei dem Fall Stinnes noch eine Reihe von Dingen, für die sich eigentlich auch die Steuerbehörde interessieren sollte. Aber von deren Tätigkeit hat man bisher überhaupt noch nichts gehört. Zweimal sind der Reichsfinanzminister und sein Staatssekretär im Reichstag danach gefragt worden. Zuerst erklärten sie, die Untersuchung darüber sei noch im Gange, und dann verschanzten sie sich hinter das Steuergeheimnis. Jetzt werden sich die Finanzämter ja wohl nicht mehr zu bemühen brauchen. Denn wo nichts ist, nützen alle bevorrechteten Steuerforderungen nichts. Wenn die Steuerbehörde aber schon bei der Erbteilung im Mai auf dem Posten gewesen wäre und genaue Inventur vorgenommen hätte, dann wäre die ganze Abwicklung um Vieles einfacher und leichter von statten gegangen. Allerdings hatte das Reichsfinanzministerium schon einen guten Grund, daß sie das Cläre-obscure bei der Stinnes-Angelegenheit nicht aufhellte. Denn wenn rechtzeitig herausgekommen wäre, daß das Reich infolge des Zusammenbruchs die gesamte Erbschaftssteuer verloren hat, die es – nach der frühern Gesetzgebung – beim Tode des Hugo Stinnes zu erwarten hatte, dann wäre selbst in diesem Reichstag wohl nicht ein Gesetz durchgegangen, daß abermals Ehegatten von der Erbschaftssteuer vollkommen freiläßt. Das Testament des Hugo Stinnes, das von dieser Lizenz geschickt Gebrauch machte, hat dem Deutschen Reich ungefähr so viel gekostet, wie die ganze Erbschaftssteuer dem Reich im letzten Jahr eingebracht hat, nämlich 26 Millionen Mark. Solche Erkenntnis und die Verbreitung solcher Erkenntnisse mußte der Reichsfinanzminister von Schlieben, solange die Steuergesetze noch nicht verabschiedet waren, selbstverständlich unterdrücken. Am Ende hätte noch ein Hugenberg-Leser gemerkt, wie wir regiert werden.

Michaels Rückzug

Jacob Michael, der Überlebende aus der Zeit der hohen Zinsen, scheint in der Sonne des französischen Exils zu einem milden und genügsamen Manne heranzureifen. Nicht, daß seine Unternehmungslust geringer geworden ist. Wie uns aus Un-

garn berichtet wird, hat sich Herr Michael dort ganz hervorragend beim Ankauf der diesjährigen Ernte betätigt. Aber in Deutschland beginnt er allgemach zu resignieren. In München hat er drei seiner Gesellschaften, die Vis A.G. für Fahrzeug- und Motorenbau, die Mewag, Münchener Elektromotorenwerke A.G., zur Liquidation kommen lassen, nachdem die Vis bereits unter Geschäftsaufsicht gestellt war. Und auch im Norden geht nicht alles nach Wunsch. Vor einigen Wochen (in Nummer 27 der ‚Weltbühne‘) berichteten wir über seinen Vorstoß in der Hannoverschen Bodenkreditbank in Hildesheim, deren Aktienmajorität er besitzt. Michael hatte zwar nicht, wie damals irrtümlich gesagt war, die bisherigen Aufsichtsräte heraussetzen wollen, aber er wollte — was im Effekt auf dasSelbe hinauskommt — so viel neue Mitglieder in den Aufsichtsrat delegieren, daß seine Majorität dadurch gesichert war. Hiergegen hatte nun die Aufsichtsbehörde Einspruch erhoben, da zu befürchten war, daß Michael die Geschaftsführung der Bank in einer Weise beeinflussen könnte, die den Aktionären zwar bekömmlich, den Pfandbriefgläubigern aber gefährlich werden könnte. Darauf scharfer Protest von Michael, heftigste Angriffe der Michael getreuen Presse gegen den Gewaltakt der Staatsaufsicht. Wer eine andre Ansicht äußerte, bekam von Michaels erstem Direktor einen Brief, der die Anschaffung eines Knigge in der Mittelstraße dringend ratsam erscheinen läßt.

Ein interessantes Streitverfahren schien bevorzustehen. Statt dessen wird jetzt leise im Rahmen einer Bilanznotiz bekanntgegeben, daß die von Michael neu gewählten Aufsichtsräte „ihr Mandat zur Verfügung gestellt haben“ und nur ein Michaelianer, der Direktor Schlesinger, in den Aufsichtsrat der Bodenkreditbank hinein soll. Da nach Michaels eigner Darstellung von acht Aufsichtsräten bisher nur zwei seine Interessen vertraten und dazu einer von den beiden, Herr Jacob Michael in persona, „durch seinen Aufenthalt im Ausland an der Teilnahme der Aufsichtsratssitzungen verhindert ist“, so würde selbst die Massivität des Direktors Schlesinger seinem hohen Herrn noch keine Majorität bringen. Dieses aber nannte Adolf Hoffmann: den strategischen Rückzug antreten.

Amnestie von Erich Weinert

Als Moskau sprach, da war seit vielen Wochen
Die deutsche Seele voll zum Überkochen,
Die stets für heilge Menschenrechte focht
Die arme Seele ist schon fast zerkocht.
Ob welsche Brut in contumaciam
Auf einen deutschen General gefräßig,
Ob irgendein obskures Unschuldslamm
Verurteilt ward nach russischem Programm
Die deutsche Seele kochte vorschriftsmäßig.

Doch wenn Ihr noch so sehr Empörung schriet,
Viel lauter schreit das schauerliche Lied:
Tausend wurden erschossen
Von den gerechten Satten,
Siebentausend Genossen
Krepieren in Kasematten.
Und Lumpe leben in Amnestie!
Und Keiner schrie! Nein, Keiner schrie!
Das ist der Kehrreim der Melodie!

Für Jene, die den Geist verteidigt hatten,
Habt Ihr nicht mehr als Parlamentsdebatten ?
Und prüft noch immer jene Schandrubrik?
Ist das der Sinn der freien Republik?
Fühlt nicht einmal der Retter sich gerührt?
Wo ist das Recht? Wo sind die alten Roten?
Der freie Geist wird weiter schikaniert.
Das ganze Lumpenpack wird amnestiert
Und das besteht aus lauter Patridioten.

Was uns betrifft : Wir haben kein Gemüt
Und singen frech das schauerliche Lied:
Tausend wurden erschossen
Von den gerechten Satten,
Siebentausend Genossen
Krepieren in Kasematten.
Und Lumpe leben in Amnestie!
Und Keiner schrie? Nein, Keiner schrie!
Das ist der Kehrreim der Melodie!

Fort mit dem Visumzwang!

Zwischen Deutschland und Frankreich besteht noch immer der Zwang, sich die Einreise visieren zu lassen. Das muß aufhören.

Es ist ja vorläufig nicht anzunehmen, daß auch nur einer der beiden Staaten anfangen wird, mit dem andern wegen der Abschaffung dieser Formalität zu verhandeln – geschähe es, so kann ich mir ungefähr vorstellen, wie das geschieht. Von unendlicher Wichtigkeit, Bedenken, Anweisungen, Skrupeln, Takt- und Prestigefragen voll bis zum Hals werden die beiden Vertreter um einander herum reden und um Alles in der Welt nicht auf das schöne Recht verzichten wollen, durch einen Stempel zu bescheinigen, daß sie etwas durch einen Stempel bescheinigen.

Ganz abgesehen von dem Geld- und Zeitverlust hat diese Prozedur auf beiden Seiten etwas Beschämendes für erwachsene Menschen. Die lächerliche Pflicht, erst „nachzuweisen“, warum Einer nach Paris oder Berlin fahren will, die kindlichen Einwände zu hören: „Diese Reise interessiert uns nicht“ – als ob das nötig wäre, damit man nötig hat, sie zu unternehmen – , die vollkommene und klägliche Aussichtslosigkeit, jemals Einen an der Reise zu hindern; alles Das ist beklagenswert und durchaus geeignet, die Beziehungen der beiden Länder noch auf lange hinaus unersprießlich zu gestalten. Der Betrieb auf dem französischen Konsulat in Berlin und auf der deutschen Botschaft in Paris geht anständig vor sich; aber was da getrieben wird, ist in der Sache eine Torheit. Sie nützt Keinem, führt beiden Staaten ein paar nicht so erhebliche Einnahmen zu und schadet allen Beteiligten, verärgert sie, macht sie mißmutig.

Die Neunmalklugen und Einmaldummen werden antworten: „Es ist noch zu früh...“ Ich weiß. Es war im Jahre 1921 für die Frankfurter Snobs, die sich heute das Maul an der französischen Literatur zerreißen, auch zu früh, solche Berichte zu bringen, und so vergehen ungenutzt Jahre, weil die Tröpfe Klugheit mit schwerfälliger Bedenklichkeit verwechseln. Es ist keinen Tag zu früh – und von jetzt an alle Tage zu spät, mit dem Unfug aufzuräumen.

Man höre ja nicht auf die Einwürfe der politischen Fachleute, von denen aus nie Friede eintritt, weil die Zeit noch nicht gekommen ist. Wir haben schließlich keine Zeit, uns mit den Sorgen der Geheimräte aus dem A. A. und mit den Karriereaussichten von Botschaftsräten zu befassen. Sie müssen immerhin ihre Existenzberechtigung nachweisen. Für vernünftige Menschen liegt der Fall klar:

Der Kriegszustand ist aufgehoben. Die beiden Länder haben das größte Interesse daran, gegenseitig wieder mit einander Geschäfte zu machen und in einen geregelten Austausch ihrer geistigen und wirtschaftlichen Aktiva zu kommen. Der Paß hindert sie daran. Er ist unnötig, überflüssig, schädlich und schikanös. Es ist höchste Zeit, ihn aufzuheben.

Aber wahrlich, ich sage euch: „Eher gehet ein Diplomat durch ein Nadelöhr, denn daß ein Gerechter kommt in den Zustand der Visumlosigkeit (Matth. 19, 24). *Ignaz Wrobel*

Fechenbachs Zuchthausbuch

Wir alle kennen das ungeheure Schicksal Felix Fechenbachs. Schon das Urteil gegen ihn war eine Folter. Vier Stunden lang verliest Richter Haß die Urteilsbegründung und erst am Schlusse das Urteil: 11 Jahre Zuchthaus und 10 Jahre Ehrverlust. Vom 28. Oktober 1922 bis zum 20. Dezember 1924 saß er in Ebrach. Seine Eindrücke hat er in einem dünnen Band zusammen-

gefaßt: Das Haus der Freudlosen (bei J. H. W. Dietz zu Berlin). Ganz maßvoll, abgeklärt, unpersönlich schreibt er mit ruhiger Sachlichkeit über Dinge, die uns Allen das Blut in den Kopf treiben. Die an sich gutmütigen Unterbeamten werden durch die Routine des Dienstes abgestumpft, durch den Kampf mit renitenten Gefangenen verbittert. Über sie herrscht der eisenstirnige Paragraph, ins Leben übersetzt als Zuchthaus-direktor. Die Gefangenen dürfen nicht reden – eine ständige Gelegenheit zur Verhängung von Ordnungsstrafen und damit zur Erzeugung „renitenter" Gefangener. Zu ihrer Bändigung dient ein Raubtierkäfig. Darin lag Fechenbach die erste Nacht. Dann in Einzelhaft. Hier „durfte" er alle drei Monate einen Brief schreiben; keine Bücher; keine Zeitungen; aber immerhin Schreibgelegenheit: eine Schiefertafel. Monatelang hat Fechen-bach Düten gekleistert; für Jeden, der gewöhnt ist, geistig zu arbeiten, eine gradezu mörderische Beschäftigung. Hierüber die plastische Äußerung eines Gefangenen: „Am Abend greife ich mir an Kopf und Arsch, um festzustellen, ob mir noch nicht Schwanz und Hörner wachsen." Ein Bittgesuch, schneidern zu dürfen, wird abgewiesen. Eine Zeitung zu halten, Schreibmate-rial und eigne Bücher – nicht bewilligt. Briefe werden nur im Auszug ausgehändigt. Der Gefangene soll gebrochen werden; er soll nicht erfahren, daß sich die Öffentlichkeit mit dem ihm angetanen Unrecht beschäftigt. Ende April 1923 hört das Düten-kleben auf, aber nur, weil keine Aufträge mehr da sind. Jetzt heißt es Mehlsäcke stopfen. Vom Kleister in den Mehlstaub.

Da kommt die große Wandlung. Zureden hilft. Die Öffent-lichkeit interessiert sich für das Unrecht, das hier geschieht. Eine Reichstagsdebatte vom 3. Juli 1923 zeigt, daß diese Erkenntnis sich sogar unabhängig von der politischen „Einstellung" durch-setzt. Das wirkt sich aus, langsam vom Reichstag ins bayrische Ministerium, von dort ins Zuchthaus. Erster Erfolg: Hefte und Tinte werden erlaubt. Versetzung in Klasse II des Straf-vollzuges genehmigt. Eigne Bücher werden gestattet. Alle sechs Wochen ein Brief. Man beachte: dies ist Erleichterung. Eine Turnstunde und die Erlaubnis, im Hofe zu sprechen, gibt Erholung. Dann die Erlaubnis, eine Zeitung zu abonnieren. Die ‚Frankfurter Zeitung' wird in Bayern verboten. So wirkt die große Politik des Herrn v. Kahr bis in die finstersten Winkel des Zuchthauses. Wenigstens kommt die ‚Bayrische Staats-zeitung'. Es finden erzieherische Vorträge statt. Der Pastor liest den „Gefallenen" Missionsschriften vor, ein Oberlehrer den Außenhandel von 1910; der Direktor propagiert die Notwen-digkeit der Diktatur. Ob dies die Gefangenen sittlich hebt?

Was aber bedeuten Erleichterungen solcher Art gegenüber der unerhörten Wucht der Vorschriften, etwa dem Verbot, am Fen-ster zu stehen! All dies schildert Fechenbach mit erdenk-lichster Mässigung. Kein Wort der Empörung.

„Lest dies Buch und gleitet dann noch gedankenlos über Nachrichten von Zuchthausurteilen hinweg, wenn Ihr könnt!"

E. J. Gumbel

Arbeiterjugendtag

O, das war ein Argument über alle Argumente. Wir traten aus dem Theater: da rollte langsam die ungeheuer breite Große Allee entlang ein kraftvoller Strom blühender junger Men-schen. Unter den mächtigen alten Bäumen tausend und abertausend Fackeln in der warmen Sommernacht. Dreiunddreißigtausend junge, frische, frohe und kernfeste Menschen, die unter den roten flatternden Fahnen gingen und die Internationale sangen. Und an den Straßenrändern stan-

den Alte und Junge und Kinder mit Lampions und sangen mit. Jedes von der Not der Gegenwart noch so bedrückte Herz mußte aufatmen, tief und lang: da ist konkrete Zukunft, da ist wirkliches, greifbares Versprechen, da ist eine große, gute, herrliche Sicherheit. In diesen stillen, festen, klaren Gesichtern, die so tief erfüllt in die Sommernacht hineinschritten und sie mit tausend Fackeln und dem Glanz ihrer Jugend erhellten; in dieser unumstößlichen Überzeugtheit, die ich mit angstvoll beglückter Begierde von jeder Stirn las; in dieser disziplinierten Ordnung, in dieser zuversichtlichen Freudigkeit ohne Hast und ohne Übereilung; in der Gesundheit, die von all den jungen Stirnen strahlte; nicht zuletzt in ihrem reinlichen, vernünftigen, unauffälligen Anzug. Auch das hat seine Bedeutung, man unterschätze sie nicht. Helle Gesichter, überwiegend das nördliche Blond, blaue Augen, frohe Ruhe und Zuversicht auf jeder Stirn. Die Mädchen mit Zopfkranz oder Schnecken in ihren einfachen hübschen Kleidern, die Jungens mit straff zuruckgebürstetem Haar in grauen, blauen und grünbraunen Kitteln, zuweilen mit Hornbrille und Rucksack machten vorwiegend den Eindruck von intellektuellen Pfadfindern – ich kann es nicht anders ausdrücken, und ich bitte, die Definition in ihrem erfreulichsten Sinn, ohne Ironie, aufzufassen.

Wir standen und staunten mit freudegeschwelltem Herzen. Ohne Ende, ohne Ende schien das Flattern der roten und schwarz-rot-goldenen Fahnen. Die Großen trugen zuweilen nebst ihrer Wandertasche ein Brüderchen oder Schwesterchen auf den Schultern, denn das Heiligengeistfeld ist weit.

„Welch ein Unterschied von der Zille- und Kollwitz-Generation bis zu Diesen!“, sagte Mirjam aufatmend. Ja, Gott sei Dank! Zwischen dieser Generation und der vorigen klafft ein Abgrund wie zwischen drei Menschenaltern des entsetzlich lange währenden Mittelalters.

Seit dem ersten Jugendtag zu Weimar, im August 1919, ist dieser von Hamburg nun der vierte. Jedes Jahr treten die Delegierten zusammen, jedes zweite Jahr vereint sich die ganze Jugend zur Befestigung ihres Gelöbnisses: Die Internationale erkämpft das Menschenrecht!

Welche wundervolle, welche selbstverleugnende Arbeit ist hier geleistet worden, mit wie geringen Geldmitteln!

Große Aufführungen, ein Chorwerk von Bruno Schoenlank, Gesang, Spiel und Tanz – und Alles so wohlgeordnet, daß selbst den vernageltsten, verschlossensten reaktionären Herzen kein Angriffspunkt gegeben war – erfüllten Fest- und Feierstunden bis zum Verfassungstag. Einhundertdreißigtausend Menschen waren auf dem Heiligengeistfeld versammelt, und für die dreiunddreißigtausend Gäste waren so viel gastliche Stätten in den Arbeiterfamilien bereitet, daß, wie man mir in der Gewerkschaft erzählte, noch viel mehr hätten Platz finden können. Nächstes Mal – ! Ja, nächstes Mal! Über zwei Jahre werden ihrer noch viel mehr sein, Gott sei Dank. Sie sollen wachsen und blühen, diese Jungen, aber nicht damit sie wieder Stechschritt lernen und vor die Kanonen gejagt werden! Dafür werden sie nun selbst sorgen. Das darf man ihnen ruhig zutrauen.

Was mir schmerzlich fehlte, waren die kleinen entzückenden Bengels mit dem dreieckigen roten Sowjettüchlein um den Hals, die uns so tapfer in die Hand schlugen und so herzhaft duzten, als wir gemeinsam Erich Mühsam begrüßten. Sie können doch auch so schön die Internationale singen. Sie sind doch auch Kinder, denen die Zukunft und die Welt gehört. Sie kämpfen genau so für friedvolle, menschenwürdige Arbeit. Ihre Väter sind gemeinsam verreckt unter dem gleichen

himmelschreienden Unrecht. Warum waren sie nicht dabei?!

Lucy v. Jacobi

Nachher

Wir saßen auf der Wolke und ließen die Beine baumeln.

„Am liebsten“, sagte ich zu ihm, „waren mir zeitlebens die Betriebe, die ein wenig verfault waren. Da arbeitete ich so gern. Der Chef schon etwas gaga, wie die Franzosen das nennen, mümmlig, nicht mehr ganz auf dem Trab, vielleicht Alkoholiker; sein Stellvertreter ein gutmütiger Mann, der nicht allzu viel zu sagen hatte. Niemand hatte überhaupt viel zu sagen – der Begriff des Vorgesetzten war eingeschlafen. Auch Vorschriften nahm man nicht so genau – sie waren da, aber sie bedrückten Keinen. Diese Läden hatten immer so etwas von Morbidität, es ging zu Ende mit ihnen, ein leiser Verfall. Aber als ich noch lebte: in solchen habe ich am allerliebsten gearbeitet. Wissen Sie: man arbeitete, man faulenzte nicht, hatte Beschäftigung – – aber es war im großen Ganzen doch nur die Geste der Arbeit. Haben Sie mal in einer Posse eine Choristin die Möbel abpuscheln sehen? So etwas Ähnliches war es. Man fühlte sich ehrenhaft und gemütlich. Schrecklich, wenn der Betrieb etwa aufgefrischt werden sollte, ein neuer Mann kam, der gleich am ersten Tag erklärte: ‚Die Schweinerei hört jetzt auf!‘ Wie lange es immer dauerte, bis sich auch der Neue eingewöhnt hatte! Denn Verfall steckt an – unweigerlich. Ich bin zweiundsiebzig Jahre alt geworden; mir ist kein Fall bekannt, wo er nicht angesteckt hätte. Ja, Es gab viele Stätten solcher Art. Beim Militär habe ich sie gefunden, in der Industrie; auf dem Lande lagen solche Güter – Operettenbetriebe. Hübsch, da zu arbeiten. Sehr nett. Und immer so eine leise kitzelnde Angst vor dem Ende, denn mal mußte es kommen, das Ende – immer konnte es ja nicht so weitergehn.“
„Nein“, antwortete er, „immer konnte es natürlich nicht so weitergehn. Kommen Sie übrigens heute nachmittag zum lieben Gott?“
„Wer wird da sein – ?“, sagte ich. Er antwortete: „Gandhi, Alfred Polgar, einer von den unbekannten Soldaten und dann irgendein Neuer.“
„Ich mag die Neuen nicht“, sagte ich. „Sie kommen sich so feierlich vor. Wie finden Sie übrigens den lieben Gott?“
„Sehr sympathisch“, sagte er, „Er erinnert ein wenig an das, wovon Sie eben sprachen.“ „Ja“, sagte ich.
Dann ließen wir wieder die Beine baumeln.

Kaspar Hauser

Des Reiches Wehr

Es ist kaum anzunehmen, daß es gelingen wird, des Heidebrandes Herr zu werden, wenn nicht in den nächsten Stunden starke Reichswehrkräfte eingesetzt werden. Augenblicklich stehen aber keine weitern Truppen zur Verfügung, da größere Felddienstübungen in der Nähe von Munster im Gange sind.

Zeitungsmeldung

Die habens nötig!

Er gebärdete sich pathologisch,
brüllte lauter, als er je geschrie’n
Daß man ihn so kritisiere! Ihn!!
Er bezeichne das als demagogisch.
Was die ‚Tageszeitung‘ anbeträfe,
fände er die Tonart unerhört!
Ja, gehässig;! schrie er ganz empört.
Ausgerechnet der – von Graefe . . .
Er erkläre angesichts der Zölle,
daß die Landwirtschaft noch gnädig sei,
und er stimme der Erhöhung bei,
ohne daß er sie verteid’gen wölle.
Zwar, der Zustand sei nur ein akuter,
und er habe seine Pflicht getan.
Dennoch sehe er die Teurung nahn !
Ausgerechnet Doktor Luther...
Er besuche die Optantenläger,
da ihn daure ihre Lammsgeduld.
Und auch hieran wären Juden schuld,
und er stehe für sie ein als Kläger.
Trage auch die Dolchstoßwunde Schorf,
er ermahne sie durch den Besuch.
Deporteure treffe deutscher Fluch!
Ausgerechnet Herr von Ludendorff . . .

Karl Schnog

Antworten

Buchhändler. In Nummer 29 hat Ernst Moritz Häufig für, in Nummer 32 Fritz Th. Cohn gegen die Buchgemeinschaften gesprochen. Bevor in Nummer 35 Arthur Eloesser ebenfalls für sie spricht, möchte ich festhalten, was Sie mir schreiben: „Die Buchgemeinschaften schaffen sich durch Rundschreiben, Vertreterbesuche und andre moderne Reklamemittel eine Mitgliederschaft, die sich schriftlich verpflichten muß, jedes erscheinende Werk abzunehmen. Welch risikoloses Geschäft, einfach ein Buch in einer Auflage von 50 000 Exemplaren drucken zu lassen, wenn man weiß, daß man das eingesetzte Kapital nebst Gewinn innerhalb eines Monats wieder in Händen hat. Eine Buchgemeinschaft hat, beispielsweise 200 000 Mitglieder, und ein Werk kostet im Abonnement 4 Mark, in der Herstellung samt Honorar höchstens 2 Mark. Dann verdienen diese Idealisten innerhalb eines Monats zwei Fünftel einer Million, oder anders ausgedrückt: es gelingt ihnen innerhalb eines Monats, ihr Kapital zu verdoppeln. Wenn diese Buchgemeinschaft ihre Autoren so bezahlte wie der normale Verlag, so müßte der Autor, bei dem Durchschnittssatz seines Anteils, an dem einen Werk 15% von 800 000 Mark = 120 000 Mark verdienen. Das heißt: er könnte sich dann, als Junggeselle, getrost zur Ruhe setzen und von den Zinsen des Kapitals leben.“ Es wäre sehr interessant, von einer Buchgemeinschaft selbst zu erfahren, ob diese Rechnung richtig ist.

Ludwig G. Das ‚Industrieblatt‘ von Stuttgart leitartikelt über ein Geschäftsjubiläum der Feilenfabrik Fr. Dick in Eßlingen. Ein Absatz vor dem Schluß lautet: „Vielfach fand ich die blitzenden Stahlerzeugnisse, deren Entstehen ich soeben verfolgt hatte, zu Mustern aller Art vereinigt. Mir fiel dabei eine Zeitungsnotiz über ein Pariser Luxusfest ein, die ich kurz vorher gelesen hatte. Da war geschildert, wie 100 und mehr Jungfrauen des Montmartre, niedlich aufgemacht, in allerlei schönen Gruppierungen vorgeführt worden seien, wobei der Sekt in den üblichen Strömen floß. In der Gegenüberstellung der beiden Gruppen – im Dickschen Musterraume vollendete Arbeitsgeräte in ansprechender Weise vereinigt, auf dem Montmartre eine Gruppierung von Weiblichkeit – scheint mir deutsches und französisches Wesen aufs schärfste gekennzeichnet zu sein.“ Mir scheint dadurch gekennzeichnet zu sein, daß deutsch sein zwar heißt: eine Sache um ihrer selbst willen tun, aber nicht: eine sachliche Darstellung zu beenden, ohne daß die Gelegenheit, dem Erbfeind eins auszuwischen, bei den Achselhaaren seiner Freudenmädchen herbeigezerrt worden wäre.

Arthur Holitscher. Die Geschichten, die in Nummer 31 von Franziska Reventlow erzählt worden sind, haben Sie so gefreut, daß Sie mir schreiben: „Ich habe mit ihr im Bureau des ‚Simplicissimus‘ etwas Entzückendes erlebt. Eines Tages erschien sie, schwanger mit dem bewußten Sprößling, den sie später Liftboy werden lassen wollte, der aber Filmoperateur geworden ist, bei Albert Langen und bat um 40 Mark Vorschuß. ‚Wozu brauchen Sie dieses viele Geld, Frau Gräfin?‘, rief Langen entsetzt. Er freute sich immer, wenn er ‚Frau Gräfin‘ oder ‚Herr Baron‘ sagen konnte, er war schon solch ein Revolutionär. ‚Ich gedenke nächste Woche niederzukommen‘, sprach Franziska Reventlow treuherzig. ‚Aber doch nicht mit Zwillingen, um Gottes willen!‘, rief Langen entsetzt und gab ihr schließlich 20 Mark. Zwei Wochen später erschien sie wieder im Bureau. Sie war mit besagtem Sprößling glücklich niedergekommen. ‚Sehen Sie,‘ sagte Langen, ‚20 Mark haben genügt.‘ ‚Er ist aber auch danach!‘, erwiderte Franziska Reventlow und ersuchte Langen um einen neuen Vorschuß, diesmal auf eine Skizze aus dem bürgerlichen

Familienleben.“ Danke. Aber noch schöner, als was von ihr erzählt wird, ist doch, was sie zum Zweck der Veröffentlichung erzählt hat. ‚Von Paul zu Pedro‘ — welch eine Köstlichkeit! Und der ‚Geldkomplex‘ — wenn ich an den nur denke, kämpfen meine Lachtränen mit meinen Weintränen, daß diese große deutsche oder richtiger: aus der deutschen Art geschlagene Humoristin nicht mindestens so alt hat werden dürfen, wie ihr kleiner Bruder, der von Gott und allen guten Geistern verlassen ist und mit Recht Ernst heißt, unbedingt werden wird.

Zeitschriftenleser. Du stehst verblüfft und ratlos vor einer Zeitschrift, die soeben „in freier Folge“ zu erscheinen beginnt. Sie nennt sich: Gewaltige Wirklichkeit, Blätter der Wende menschlicher Geschichte (Verlag Friede durch Recht in Wiesbaden, Garten-Straße 18) und stellt mit ihrem ersten Heft manche deiner wohlgefestigten Anschauungen auf den Kopf. Du erinnerst dich des offiziellen Christentums, wie es vier Jahre lang Frankreich schlug und England haßte, und wie es auch im Frieden den Staat stützt, nämlich den alten, wo der Pastor mit dem Könige ging (was er zum Lob des Höchsten ja bald wieder tun wird). Du gedenkst all der Kanzeln in Stadt und Dorf, von denen wider die räuberischen und mörderischen Horden der Arbeiter und andrer Linksparteiler gepredigt wird. Du wendest dich mit Grausen und suchst. Und findest nun hier ein Christentum, das außerhalb der Evangelien längst ausgestorben war: Kommunismus, der nicht von Lenin, sondern von Christus kommt, Urchristentum, das aus tiefster Gläubigkeit nach der Erlösung von Lüge und Unrecht schreit, das politisch radikal ist, sein muß, weil es rein ist im Sinne des Heilands, unbeschmutzt vom Kompromißlertum Derer, deren Vertreter es heute — kompromittieren. Gegen sie und ihresgleichen erhebt sich die Stimme in der Wüste. Wem sie gehört? Wem sonst als dem Hauptmann Hans Jürgen v. Beerfelde, den sein unverfälschter und aktiver Glaube schon während des Krieges ins Gefängnis gebracht hat! Jetzt kämpft er wieder und weiter, mit der Zähigkeit des Soldaten und dem leidenschaftlichen Optimismus des Ritters de la Mancha. Kämpft in dieser seiner neuen Zeitschrift mit neuen Belegen für den Sieg der Wahrheit in der Kriegsschuldfrage; für die Erneuerung Deutschlands, das er heißer liebt als die Verfechter des Wohlstands und der Hochschutzzölle; für die Wiedergeburt des deutschen Menschen, den Not, Lüge und Notlüge der Zeit ersticken. Lies ihn, solange Staat und Kirche ihn in Freiheit schreiben Lassen. Es wird nicht ewig währen.

Republikaner. Verbände heraus! Nicht der ungeheuerlichste, wohl aber der blamabelste aller Justizmorde in eurer freiesten Republik der Welt ist die Verurteilung des Schauspielers Josef Gärtner, der ein paar revolutionäre Gedichte rezitiert hat, zu fünf Vierteljahren Gefängnis. Anfang September soll eine öffentliche Versammlung der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger gegen einen so widerwärtigen Rechtsbruch protestieren. Kommt in Geschwadern! Schreit diesen Richtern ihre Schande ins Gesicht! Schafft diesen Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik wieder ab, da er ihr niemals Cherub, sondern von Anfang an Maulwurf gewesen! Rüttelt das schlafende Volk endlich wach, bevors für Jahre und Jahrzehnte zu spät ist!

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki - Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

Demokratische Diktatur von Alfons Steiniger

Woran liegts, daß die Deutschen nichts lernen aus der Theorie, aus der Geschichte und aus ihrer Gegenwart? An den Zeitungen, den Lehrern und den Politikern.

Die Journalisten der paar großen Tagesblätter in den Städten und ihre Nachschreiber in der Provinz, also die eigentlichen Machthaber und Gesetzgeber dieses Reichs, haben eine unheilige, instinktsichere Furcht vor der revolutionären Kraft konstruktiver Gedanken: wenn nicht die Reklame eines geschickten Verlegers oder ein lärmender Zufall stärker ist als sie, schweigen sie geistpolitische Werke tot. Ist dann nicht länger zu verschweigen, daß Einer mit der Leidenschaft unbarmherziger, gütesuchender Vernunft ein Programmbuch der Wandlung geschrieben hat, aus dem der Ruf zu zerstörender und bauender Tat aufspringt, so hüten sie sich wohl, es nun zu Tode zu hetzen. Sie haben infamere Mittel gegen gefährliche Theorien: ein bißchen überlegenen Spott aus der Höhe arbeitender Erfahrung in die Niederungen spintisierender Nichtstuerei, dazu ein paar wohlwollend onkelnde Worte allgemeiner Teilnahme, und über den ganzen Brei die Schmiersauce verklebender und verpampender Phraseologie.

Diese Praxis einer sorgfältig verdummenden Journaille, Jahrzehnte hindurch betrieben, gelegentlich unterbrochen von intellektualistischer Scheinbegeisterung für irgendeinen konservierenden Ausverkäufer eingestaubter Idealitäten, frisch gewaschen, abgewedelt und blankgewichst – wer macht uns unsern Hellpach nach? – : sie hat erreicht, daß der deutsche Zeitungsleser die geistige Richtlinie in der Politik, die Zielpropaganda und das Verwirklichungsdenken als einen Festspaß für die Pfingstausgabe ansieht und für die Zwischenzeit, läuft ihm so ein Phantast über den Weg, mit ein paar klassischen Worten auskommt: Utopisterei... Hart im Raume stoßen sich die Sachen... Weiter!

Gegenmittel? Solange die kapitalistische Güterverteilung, die charakteristische Haltung ihrer Günstlinge vorhält, wirds außerordentlich schwierig sein und wahrscheinlich auch wenig nützen, revolutionäre Gegenblätter aufzumachen und hinauszuschicken. Und auch für ein einfaches Nachrichtenblatt ohne allen Beilagenklimbim, ohne Leitartikel und Seelenschmerz, das nur, nebeneinandergerückt, aktivistisch-aktivierendes (revolutionäres) Geschehen links, passivistisches, konservatives rechts brächte, gar nichts verschwiege und kein Jota hinzusetzte – das zu errichten und zu verbreiten, dafür ist auch wieder Geld nicht da. Armes Volk: einmal fehlt der Arzt, einmal das Geld zur Arznei, und allemal machts selber den störrischen Patienten.

Andre Völker, von der Presse, dieser internationalen Geißel, nicht weniger gequält, begreifen doch gelegentlich etwas aus ihrer Geschichte. Nun gehört zwar die „Lehrmeisterin Klio“ zum Vokabular aller normalen deutschen Geschichtslehrmeister; aber es wäre wahrhaftig besser, stünde dieses Brillenwort nicht in unserm Erziehungsprogramm. Aus der Geschichte lernen... heißt für den Geschichtslehrer: alles Ungewisse, Zukünftige, Unerprobte, Junge aus der Gegenwart wegscheuchen, die „Brücke in die Vergangenheit“ schlagen und sie von dorther dann abbrechen; Neues, Frisches, Wagstolzes als Verrat und Fahnenflucht dem Zuchthaus nahebringen. Da wäre ein stupides zusammenhangloses Nacheinander der Darstellung immerhin noch wohltuender: weils die Dummen nicht vergiftete, die Klugen aber weckte. Das Schlimmste freilich ist der liberale Geschichtslehrer; sein Wille ist: „das Wertvolle der Vergangenheit mit dem Bedeutenden der Gegenwart zu einer schönern Zukunft zu verbinden“. Auf diese Art verquirlt er Gewesenes zu lesebuchhafter, niedlicher Langweiligkeit in entsprechender Hochachtung, zerpflückt Geltendes ohne ernste Kritik, ohne leidenschaftliches Ja, ohne unerbittliches Nein und hindert junge Menschen, grundsätzlich zu denken, lenkt sie ab von der Strenge des Gedankens zu einem aufgeweichten, ausgewässerten Opportunismus.

Gegenmittel? Die paar kühnen Denker aller Systeme, denens ernst ist und heiß, zu Lehrern in der Geschichte ernennen, sie unmittelbar an die Jugend heranbringen oder, wofern es so nicht geht, ihnen die (ungeschriebenen) Geschichtsbücher unsrer Schulen zu synoptischen Darstellungen überantworten! Ja, wenn ein deutsches Land einen Kulturminister hätte!

Ist uns aber von unsern Journalisten, von unsern Magistern verwehrt, aus dem Gedanken, aus dem Gelebten zu lernen: warum in aller Welt nicht wenigstens aus unsrer Gegenwart? Weil wir überdies von ihren Bonzen gewählte und von uns bestätigte Politiker haben. Und weil Die sich hüten werden, das Karussell anzuhalten, auf dem wir lebelang im Kreis herumkutschieren unter dem Gekreisch fraktioneller Jahrmarktsmusik. Denn sie haben nichts Andres gelernt als eben das Karusselltreiben und wünschen auch gar nicht, daß Irgendwer zu etwas Anderm Lust bekäme als dazu: sich in schwindelnder Eile für seinen letzten Groschen im Kreis zu drehen.

2.

Wie wärs möglich, ohne diese verhängnisvollen Drei: ohne Journalisten, Geschichtslehrer und Politiker, daß unser Volk unter der Diktatur der Demokratie lebte – demütig-dumpf? Ohne die betrügerische Fiktion, die nie Wahrheit war und mit jedem Tag gröbere Unwahrheit wird: Demokratie sei der

Gegensatz der Diktatur? Haben alle theoretischen Belehrungen diese falsche Antithese im Volksbewußtsein nicht zurechtrücken können, hat selbst die geschichtliche Tatsache des aufgehobenen Dualismus von Krone und Parlament dessen funktionelle Bedeutung im allgemeinen Empfinden nicht aufzuheben vermocht, so sollte man doch mindestens glauben, daß die blutigen Lehren der Gegenwart wissende, begreifende Schüler finden müßten. Die Sommertagung des Reichstags wird von derPresse demokratischer, pro-parlamentarischer Parteien als eine fortgesetzte Vergewaltigung und Mundtotmachung der Minderheit verschrieen. Ja, merken denn diese Demokraten, diese Parlamentaristen nicht, daß sie mit ihren eignen Waffen über den Kopf geschlagen werden, und ist ihnen wirklich unmöglich, zu folgern, daß diese Waffen dann doch wohl gefährliches Spielzeug sein müssen? Was ist nicht demokratisch – sagen wir lieber: demokratistisch um nicht jene Demokratie den Häschern preiszugeben, für die Walt Whitman sang – , was ist nicht mehrheitsrechtlich-korrekt im Verhalten dieser schwarz-blauen Zollmajorität gewesen? Und wars nicht ein höllisch absurdes Symptom, daß die Demokraten, die wenigstens zu der gemäßigten Opposition dieses Reichstags hielten, innerlich zerrissen waren zwischen Protestaktionen und Rechtsbejahungen, daß sie zur Schlußabstimmung im Saale blieben? Ich glaube gar nicht, daß Das eingefrorener Oppositionseifer war, sondern sicherlich Furcht. Das als Unrecht zu geißeln, was man selber ein für alle Mal zum obersten Recht erhoben hatte: den Beschluß einer kaltschnäuzig-zynischen Mehrheit. Jenes angebliche Wort des heiligen Augustin ist das Bekenntnis dieser unbelehrbaren Gläubigen geworden, die ihre rechte Backe hinhalten, so man sie auf die linke geschlagen hat: Credo quia absurdum. Und weiter links von ihnen wechselt nur die Nuancierung: man schiebt auf Augenblickliches, was doch im Grundsätzlichen liegt. Man erkennt selbst nach diesen Erlebnissen nicht – oder erkennts doch nicht an – , daß parlamentarische Demokratie eine Form der Diktatur ist wie der Mussolinismus auch, nur: durch die Masse anonymer Statisten skrupelloser, durch die fraktionelle Bindung brutaler. Wer gehofft hatte, daß Deutschland die parlamentarische Schule als historischer Spätling schneller und sicherer noch als andre Nationen durchmachen und früher reif werden würde zu organischer Aufstufung seiner kollektiven Willensbildung, der hat sich, ich gestehs, getäuscht. Mag selbst eine sprunghafte Entwicklung zu einer mehr geistigen Diktatur gefährlich sein – Schlimmeres als diese „Pachulkokratie“, mit Kurt Hiller zu reden, kann sie nicht bringen. Nur daß das M. d. R. Pachulke kein harmloser, schwätzender Trottel ist – wie der Antiparlamentarist den Abgeordneten zeichnen würde – , sondern ein grausamer, gewissenloser Bursch mit dem Schlachtmesser.

Wäre die große sozialistische Partei nur ein Zehntel jünger, sozialistischer, aktivistischer, sie käme nach diesen Erfahrungen notgedrungen zum Kampf gegen die Fiktion, Parlamentarismus sei nicht Diktatur, sondern Regieren durch Verhandeln. Sie überließe die Propaganda gegen den demokratistischen Unfug, gegen dieses greisenhafte und abtötende Verfahren mechanisierter Ungerechtigkeit, nicht den Kommunisten allein, sondern machte daraus einen Aufklärungskampf im aktivistisch fühlenden Volk.

3.

Sollte jemals gelingen, die Neue Linke einzuberufen und zu gestalten, würde sie Partei statt Bewegung, nähme sie Teil an dem Unrecht, dem Unsinn der Mehrheitsdiktatur – ihr widerführe aus gutem Grunde schneller Tod. Nicht auf das Umfüllen, nicht einmal aufs Neufüllen alter Schläuche kommts an – sondern: auf neuen Inhalt in neuer Fassung! Mag der neue Inhalt nur in der Art neu sein, daß er aus den idealistischen Spezialitäten schöpferischer Zeitgenossen das synthetische Ideal schüfe – aus der Erkenntnis, daß erst die Verbindung gültiger, aber vereinzelter Zielvorstellungen das rundum wahre, werbende Ziel schafft, für das zu kämpfen lohnt – : die Form, die unverhüllt diktatorische, wird mit volksfeindlicher „demokratischer“ Diktatur nicht verwechselbar sein dürfen. Selbst der demokratische Professor M. J. Bonn schreibt in seinem sehr lesenswerten Buch über die ‚Krisis der Europäischen Demokratie‘ (bei Meyer & Jessen in München): „Es ist unmöglich, eine Ordnung herbeizuführen oder aufrechtzuerhalten, bei der die Vielen die Stimme haben und die Wenigen das Geld.“ Unsre geltende Ordnung ist eine jener unmöglichen Möglichkeiten.

Marokko von K. v. Schumacher

Fez, 10. August 1925

Schon lange vor dem Weltkrieg war das Marokko-Problem im Strom europäischer Geschichte eine der gefährlichsten Klippen gewesen. Marokko war trotz seiner Nähe zu Europa und trotz seinem Reichtum, unter der Scheinherrschaft eines Sultans stehend, ein Niemandsland geblieben, weil die Expansivkräfte der europäischen Staaten, sich gegenseitig paralysierend, nicht zu seiner Eroberung gebraucht werden konnten. Erst einer Einigung von England und Frankreich gelang es, Deutschland endgültig von der reichen Beute wegzudrängen, die dann den französischen Generälen preisgegeben und von diesen leicht eingeheimst wurde, allerdings erst nachdem der politisch wichtige Teil, der die Straße von Gibraltar und damit den Weg nach Indien beherrscht, dem machtlosen, also ungefährlichen Spanien zugeteilt worden war.

Heute ist der weitaus größte und wirtschaftlich wohl allein wertvolle Teil des Landes fest in den Händen Frankreichs,

während die Nordzone zwischen Algerien und dem Ozean immer noch nominell spanischer Herrschaft untersteht, wenn auch die besiegten Spanier schon lange aufgegeben haben, noch Rechte geltend zu machen, die ihrer Macht als der Mandatarin des Sultans Muley Jussuf verträglich zustehen.

Frankreich

Frankreich ist in Marokko vor Allem glücklicher Besitzer. Ihm gehören die weiten reichen Ebenen der marokkanischen Mesetta, auf deren fruchtbarer Erde Getreide, Mais und Wein wachsen und riesige Schafherden weiden, seiner Herrschaft unterstehen die Oasen des Südens mit ihren prachtvollen Palmenwäldern und den reichen Oliven- und Orangenhainen, die großen gewerbereichen Städte, Marakesch, Rabat, Fez, Meknes und Casa Blanca, das marokkanische Marseille. Erbittert haben die Spanier nach der Teilung, die ihnen nur die Berge des Rif mit ihren kargen Zwergpalmen und der wertlosen Macchia-Vegetation brachte, von dem Knochen gesprochen, den man ihnen zugeworfen, nachdem Andre das Fett und das Fleisch genommen.

Frankreich hat seinen Besitz erstaunlich auszunutzen gewußt. Jeder unbefangene Kenner des Landes muß diese Leistungen bewundern, doppelt in Anbetracht der kurzen Zeit, die das Land besetzt ist. Die paix françaises des Generals d’Amade und später des Marschalls Lyautey haben Marokko zu einer Blüte geführt, die seine Geschichte nur selten erlebt hat.

Aus Frankreichs Stellung als die des beatus possidens ergibt sich seine Politik, die zuallererst auf Erhaltung des gegenwärtigen Zustands ausgeht. Wenn man ihm den Vorwurf gemacht hat, es habe die Aufständischen im Rif gegen Spanien unterstützt, so läßt sich das nur aus einer völligen Unkenntnis marokkanischer Verhältnisse erklären. Jeder Kenner Marokkos muß sich sagen, daß es Wahnsinn gewesen wäre, um des armseligen Rifgebiets willen eine Bewegung anzufachen, die sich, wie die jetzige Entwicklung zeigt, ja doch früher oder später gegen Frankreich wenden mußte. Einem Kenner Nordafrikas wie Lyautey darf man das Spiel mit einem Feuer nicht zutrauen, das ganz Französisch-Afrika in Brand stecken könnte. Wenn in dieser Beziehung von Frankreich Fehler gemacht worden sind, dann sicherlich nur insofern, als man unterlassen hat, die Offensiven der Spanier zu unterstützen, indem man selber Angriffe unternahm, die einen Teil der marokkanischen Kräfte abgelenkt hätten.

Spanien

Wenn man nicht bestimmt wüßte, daß die Geschichte von Don Quixote, der auszog, um gegen Windmühlen zu kämpfen, schon Jahrhunderte alt ist, so müßte man glauben, sie sei als Satire auf Spaniens Marokko-Politik gedacht.

Weil England nicht dulden kann, daß eine Großmacht den Rif und damit die Straße von Gibraltar beherrsche, und weil auf der andern Seite notwendig schien, daß Jemand in der un-

heimlichen Ecke für Ordnung sorge, beschloß man, das Gebiet Spanien zur Pazifizierung anzuvertrauen. Es war ein Danaergeschenk. Aber das ahnje man in Spanien nicht. Mit Begeisterung zogen Generale und Armeen aus, um in den Bergen des Rif Lorbeeren zu pflücken. Kaufleute und Abenteurer rissen sich um Minen-Konzessionen, und Minister ließen sich vom König Marques-Titel geben, worin stolz und klangvoll die bisherigen Namen mit denen zu erobernder Gegenden und Städte sich verbanden. Frei von Kenntnissen des Kolonialkriegs, die sich die Franzosen innerhalb eines Jahrhunderts unter schwersten Opfern in Algerien angeeignet hatten, drangen die Spanier in die unwegsamen Täler des Rif ein, ohne auch nur dafür zu sorgen, daß die Bevölkerung entwaffnet werde, oder daß die Rückwärtsverbindungen genügten. Aufstände mußten zu Katastrophen führen, von denen die schrecklichste die von Annual war, wo über 20 000 Spanier in die Hände der Eingeborenen fielen und in der Gefangenschaft größtenteils umkamen. Spanien verlor in Marokko binnen weniger Jahre über hunderttausend Mann, und die Kosten des Feldzugs stiegen auf 5 Milliarden — aber das Ziel: die Unterwerfung des Rif wurde nicht erreicht.

Das Verdienst Primo de Riveras nach allen seinen Mißerfolgen war dann, daß dieser Diktator wagte, die Sinnlosigkeit einer Prestigepolitik offen anzuerkennen und an die Liquidation des Marokko-Abenteuers zu gehen. Unter Kämpfen und Verlusten, deren Schwere sich nur vorstellen kann, wer die Rückzüge im Herbst 1924 mitgemacht hat, gelang es, die Truppen von Chechauen und aus den hunderten von Blockhäusern zurückzuziehen, in denen sie großenteils von den Aufständischen eingeschlossen waren. Heute besitzt Spanien nur mehr Tetuan, einen Streifen zwischen Tanger und Larrache, und die Presidios, Festungen, die es schon in jener Zeit erobert hat, wo die christlichen Truppen, nachdem sie die Mauren aus Spanien vertrieben hatten, nach Afrika hinübersetzten, um die Mohammedaner drüben in Marokko zu bekämpfen.

England

England hat sich am direkten Besitz Marokkos außer im Condominium von Tanger desinteressiert, ohne deshalb etwa sein indirektes Interesse aufgegeben zu haben, das gleichbedeutend ist mit einer Sorge um die Beherrschung der Straße von Gibraltar. Besonders heute, wo die Reede vor der Felsenhalbinsel von Gibraltar nicht mehr vor weittragenden Geschützen sicher ist, mußte jeder Flottenstützpunkt einer Großmacht an der marokkanischen Mittelmeerküste den englischen Seeweg nach Indien aufs ernsteste bedrohen. Wenn man weiß, wie sehr die englische Vorkriegspolitik darauf gestellt war, ein flottenmächtiges Deutschland, das Großbritannien als seinen gefährlichsten Rivalen ansah, von Marokko und damit von der Straße von Gibraltar fernzuhalten, dann wird man verstehen, daß England auch heute noch keine Großmacht an der Lebensader des Weltreichs sich festsetzen zu lassen wünscht. Eine Großmacht, die die Rifküste besitzt, wäre jederzeit imstande, diese

Lebensader — wenn nicht durchzuschneiden, so doch aufs ärgste zu bedrohen.

Zukunftsfragen

Die Verträge, durch die Marokko in zwei Zonen geteilt worden war, hatten von Anfang an den Fehler, nur die außenpolitische Situation Marokkos zu berücksichtigen, nicht aber die des Landes selber. Frankreich wurden fast alle wertvollen Teile des Landes zugesprochen, aber nicht die Möglichkeit gegeben, den Unruheherd des Rif zu pazifizieren. Spanien dagegen, dem diese schwierige Aufgabe übertragen wurde, hatte eben wegen des geringen Wertes seiner Zone kein praktisches Interesse, die ihm übertragene Aufgabe auch auszuführen.

Die Entwicklung kam dann, wie vorauszusehen gewesen war. Als die Schwierigkeiten allzu sehr wuchsen, gab Spanien einfach seine Zone auf. Für Frankreich wurde daraus die denkbar verhängnisvollste Situation. Im Rif herrschte nach den Siegen der Rifenios Abd el Krim unbeschränkt, und seine kriegslustigen Bergstämme mußten äußerst gefährliche Nachbarn werden. Es ist schwer zu sagen, wie weit dann Fehler französischer Militärs zur Folge hatten, daß die Offensive des vergangenen Frühlings unternommen wurde, die eine Zeitlang Fez und Taza zu bedrohen vermochte und Frankreich zwang, Truppen in solcher Stärke zu entsenden, daß für das Land die härteste Belastung entstand.

Für den Augenblick steht die Frage des Kampfes gegen Abd el Krim derart im Vordergrund, daß die politischen Probleme vor ihr ganz zurücktreten müssen. Wenn aber doch, wie heute mehr als wahrscheinlich ist, die Kämpfe zu Gunsten Frankreichs entschieden sein werden, wird sich zeigen, wie sehr den Abmachungen von Algericas und allen später zwischen den Kabinetten von Paris und Madrid, Berlin und London getroffenen Abkommen durch die tatsächlichen Ereignisse der Boden entzogen ist.

Spanien hat allerdings heute schon praktisch auf einen Teil seiner Hoheitsrechte dadurch verzichtet, daß es Frankreich für die Nordzone des Protektorats ein Überfliegungs- und Verfolgungsrecht zugestanden hat. Wenn Frankreich zugunsten der Bourbonenmonarchie desgleichen tat, so war das nur ein Höflichkeitsakt. Damit hat Frankreich die Möglichkeit, Abd el Krim zu strafen und vielleicht sogar ihn zu vernichten, aber keineswegs die Verhältnisse des Rif so zu ordnen und zu stabilisieren, daß die Ruhe verbürgt wird. Das wäre nur durch eine dauernde Besetzung des Landes zu erreichen, die bestimmt zu einem Protest Englands führen würde, eben weil sein Weg nach Indien durch einen französischen Hafen an der Straße von Gibraltar bedroht wäre. Da aber wiederum mehr als unwahrscheinlich ist, daß Spanien selbst mit Hilfe Frankreichs noch einmal versuchen wird, den Rif zu pazifizieren, so sieht man das Marokko-Problem in neuer Gestalt auftauchen. Es scheint heute fast unmöglich, eine Lösung zu finden, die den verworrenen Interessen Spaniens und Frankreichs wie des indirekt, aber kaum weniger stark interessierten England gerecht zu werden vermag.

VII.

Felix Frank

Guter Leute Kind. Chlodwig Hohenlohes Behauptung, die wichtigste Vorbedingung politischer Erfolge sei, immer einen guten schwarzen Rock zu tragen und den Mund zu halten, könnte auch von ihm stammen, wenn er dasselbe Talent zur geistvollen Selbstironisierung hätte wie der dritte Reichskanzler. Wahrscheinlich ist Riedl, sein Vorgänger in Berlin, scharfsinniger, kenntnisreicher, persönlicher; aber Frank muß eine reine Erholung nach ihm sein. Er wird weder seine Landsleute vor den Kopf stoßen noch die Deutschnationalen in großpreußischer Politik bestärken, sondern die echt oesterreichischen Eigenschaften prästieren, die diesen deutschen Stamm vor allen andern zur Diplomatie geeignet machen. Er besitzt jene Eleganz, die man nicht beim Schneider kaufen kann. Ich glaube, man kann zu der Ernennung gratulieren.

Felix Frank ist der Typus des hohen Beamten. Die hohe Bureaukratie Oesterreichs aber hält sich im Allgemeinen zur Christlichsozialen Partei, die ihren konservativen, schwarzgelben Neigungen näher steht. Die Deutschnationalen, jetzt Großdeutsche genannt, haben zwar ihren wesentlichen Anhang unter Beamten, aber unter denen niedern und mittlern Ranges, die zum Karrieremachen weder die Anlagen noch den Ehrgeiz haben. Der jetzige Gesandte begann den Dienst bei der Staatsanwaltschaft, was an sich schon eine Art Auszeichnung und zugleich die Anwartschaft auf Höheres ist. Als er sich vor fünf Jahren der Partei anschloß, war er eine rara avis. Schlank, bartlos, macht eine exzellente Figur, ist gebildet, von entgegenkommendem, konniventem Wesen, immer liebenswürdig und heiter, ein feiner, logischer Sprecher, keineswegs ein Volksredner, ein Weltmann und vollkommen klar im Kopf. Mit einem Wort: er ist ganz und in jeder Einzelheit anders, als oesterreichische Deutschnationale zu sein pflegen, die der Tradition nach wehende Vollbärte, rauhe Sitten, Bierbäuche und Biergehirne haben und von den Belangen statt von Überlegungen beherrscht werden. Darum mußte er auch, war er einmal merkwürdigerweise in diese Partei hineingelangt, notwendig in ihr vorwärts kommen. Er war ihr grade erst beigetreten, als er schon Abgeordneter war, und kaum war er Abgeordneter, so kam die bürgerliche Koalitionsregierung, und er wurde Vizekanzler. Damals war die Zeit der großen Not, Seipel machte seine kühne Rundreise durch die europäischen Länder und brachte die Genfer Sanierung mit nach Hause. Für die Großdeutschen, deren einziger Programmpunkt der sofortige, durch furchtbares, schreckenerregendes Heil-Rufen zu erreichende Anschluß war, entstand die bange Frage, ob sie diese Politik mitmachen könnten. Schwerlich wäre ein andrer Führer imstande gewesen, aus teutonischen Mannen Gefolgsleute des Ententekapitals zu machen. Aber Frank brachte das mit freundlichem Lächeln und eleganter Geste fertig. Er ist eben

ein durchaus fremdes Element, dessen Klarheit das trübe Gebräu aus Gerstensaft und Rassentheorie zum Gerinnen bringen mußte. Seine Fähigkeit, folgerichtig zu denken und Gedanken folgerichtig zum Ausdruck zu bringen, hat der Partei das Rückgrat gebrochen. Sie wird sich kaum jemals von diesem Schlag erholen.

Als Vizekanzler ordnete er sich völlig der Überlegenheit des genialen Koalitionshauptes unter. Leute, die es wissen sollen, behaupten, daß Seipel immer zuerst mit dem Führer der Opposition beraten hat und nachher erst den Verbündeten informierte. Das kann allerdings nur für die Zeit stimmen, da der Prälat vertrauensvoll mit Otto Bauer zusammenarbeitete. Gegen Ende seiner Regierungszeit war er ja mit den Sozialdemokraten ebenso zerfallen wie mit der Mehrheit seiner eignen Partei. Und nur Frank hielt bedingungslos zu ihm und nahm auch kein Portefeuille im neuen Kabinett an. Ohne Phantasie und arm an Initiative hatte er die Überlegenheit des listenreichen Klerikers einmal erkannt und an der engen politischen Freundschaft durch alle Schwierigkeiten hindurch festgehalten.

Da nun das Anschlußgeschrei den Großdeutschen unmöglich wurde, weil sie doch „voll und ganz“ die Genfer Sanierung mitmachten, blieb ihnen nur Eines: der Antisemitismus, der ihnen noch dazu von den Christlichsozialen neidlos zum Alleingebrauch überlassen wurde. Fragte aber den Doktor Frank einer seiner Wähler: „Nun sag, wie hast Du’s mit der Religion?“, so würde wahrscheinlich nichts recht Befriedigendes herausschauen. Er ist sehr gut mit durchaus ungermanischen Journalisten, und wer von seinen Anhängern ihn nachmittags im Café Rebhuhn trifft, muß sprechen: „Es tut mir in der Seele weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh.“ Das ist allerdings Tradition unter den intelligentern oesterreichischen Antisemiten, daß sie gut mit den Juden sind, und auch der berühmte Bürgermeister von Wien, Karl Lueger, hat es ähnlich gehalten. Andre aber waren doch nicht gar so entblößt von Ideen und bar jedes positiven politischen Programms wie die heutigen Großdeutschen. Und darum ist es auch nicht grade Frank, der die Propaganda seiner Partei bestreiten könnte. Bei ihm aber ist wieder erstaunlich, was Alles mitanzusehen er imstande ist. Es geht in Oesterreich eine Linie von den wildesten Völkischen bis zu den mildesten Nationalen, Niemand kann klare Grenzpunkte erkennen. Der jetzt angeblich wahnsinnige Rothstock meuchelt den Schriftsteller Hugo Bettauer, sein Verteidiger Riehl (früher großdeutsch, dann Nationalsozialist, jetzt wieder großdeutsch) veröffentlicht einen Hymnus auf den jungen Helden und sitzt abends am selben Vorstandstisch einer antisemitischen Versammlung mit dem Justizminister und Vizekanzler Waber, Franks Nachfolger. Dieses Maß der Verwirrung geht selbst Oesterreichern über die Hutschnur, und endlich haben völkische Jünglinge den Dr. Frank einmal ordentlich ausgebrüllt, als er zu ihnen sprechen wollte. Vielleicht, daß das zu seinem Entschluß, als Gesandter nach Berlin zu gehen, beigetragen hat. Er soll auch

zu einer Deputation schwarzweißroter Studenten gesagt haben, sie möchten lieber etwas lernen, statt Mädchen mit Bubiköpfen durchzuprügeln. Ob er wirklich solche Kühnheit gewagt hat, weiß ich allerdings nicht gewiß. Aber sicher ist, daß er zur Zeit nicht sehr wertvoll für die Agitation wäre.

Die Morgengabe seiner neuen Funktion ist die Aufhebung des Paßvisums zwischen Deutschland und Oesterreich. Weniger wahrscheinlich ist, daß er sie gebracht, als daß man sie ihm mitgegeben hat. Warum, was man Riedl versagte, ihm gewährt wurde? Vielleicht, daß der unbequeme Riedl Mataja längst nicht mehr gefiel, und daß dieser gern den Anlaß benützte, ihn wegzuräumen. Aber wahrscheinlicher sollte inzwischen irgendetwas mit Tschechen, Italienern, Franzosen ausgepackelt werden. Auch dabei hat, wenn es so ist, Frank sicherlich nicht gestört. Denn so gewiß es ihm ernst ist mit großdeutscher Politik, so sehr ist er „Realpolitiker“. Das sind übrigens seine sämtlichen Parteigenossen bis zu den lautesten und blutrünstigsten nicht weniger. Nur, daß er auch noch auf die wilden Phrasen so gänzlich verzichtete, hätte ihn ohnehin auf die Dauer unmöglich gemacht. Mit Recht. Denn wovon und wofür soll schließlich diese Partei leben?

Luft- und „Luft“-Diplomatie von Albert Winter

In Nummer 32 der ‚Weltbühne‘ hat Konrad Widerhold sich über ‚Luftpolitik‘ geäußert und einen Vorfall erwähnt, der bei der Abfassung der letzten Luftfahrtnote von einiger Bedeutung gewesen und — daher, möchte man beinah sagen — der allgemeinen Aufmerksamkeit in Deutschland entgangen ist. Der bayrische Handelsminister Herr v. Meinel — der seinerzeit durch einen öffentlichen Affront gegen den Ministerpräsidenten Eisner seine Laufbahn begründete — hatte Anfang April im bayrischen Landtag ausdrücklich erwähnt, daß die bayrische Regierung für die bayrischen Fliegerschulen bedeutende Summen bereitgestellt habe. Daraufhin erkundigte sich das Garantiekomitee beim Reichsluftamt, und dort regte man sich über den vorlauten bayrischen Minister gewaltig auf. Es wird hin und her telephoniert und telegraphiert, hin und her gefahren, untersucht und — in der deutschen Presse totgeschwiegen, die über die Luftfahrtnote umsomehr schreibt und schreit.

Der „Fall“ Meinel war umso peinlicher, als man doch vereinbart hatte, „dem Ausland gegenüber auf alle Fälle zu bestreiten“, daß in der deutschen Hindenburg-Republik Fliegerschulen mit staatlicher Unterstützung bestünden. Fatale Sache das: immer wieder müssen die bayrischen Tölpelpfoten in die feinsten Gespinste greifen. Diese republikanische „Schweinerei“, daß Leute, die nicht durch die Schule der gewippten und gekippten deutschen Diplomatie gegangen sind, Minister werden und die wohlausgesonnenen Machenschaften des Auswärtigen stören oder gar zerstören, hat endlich aufzuhören.

Aber Herr v. Meinel kann sich trösten. Was er in seiner unschuldsvollen diplomatisch-bürokratischen Einfalt ver-

brochen hat, ist einem „Größern“ vor ihm, einem glatten klerikalen Diplomaten am 23. Juli 1914 passiert: dem damaligen bayrischen Ministerpräsidenten, Seiner Exzellenz Graf Hertling, der bekanntlich später Reichskanzler geworden ist.

M. Allizé, der damalige französische Gesandte in München, hatte am 23. Juli mit dem Grafen Hertling eine Unterredung, über deren Inhalt er dieses nach Paris berichtete: „Der Ministerpräsident insbesondere sagte mir heute, daß die oesterreichische Note, von der er Kenntnis hatte, seines Erachtens in für Serbien annehmbaren Sätzen redigiert worden sei, daß ihm aber nichtsdestoweniger die gegenwärtige Situation sehr ernst zu sein scheine.“ (Gelbbuch Nummer 21.) Mit andern Worten: Hertling war am 23. Juli 1914, am Tage der Überreichung des Ultimatums in Belgrad, über dessen Inhalt und sogar dessen Wortlaut unterrichtet.

Als durch die Veröffentlichung des französischen Gelbbuches auch die Meldung des Gesandten Allizé bekannt wurde, entstand in Berlin – wie im Fall Meinel – großes Aufsehen. Graf Wedel redete den bayrischen Gesandten in Berlin, Graf Lerchenfeld (der kürzlich als „verdienter“ deutscher „Staatsmann“ – er war sehr, sehr alt – gestorben ist), „auf die Sache an“, und Graf Lerchenfeld berichtete darüber am 9. Dezember 1914 nach München an den Grafen Hertling.
In diesem Bericht, der eine Glanzlei stung deutscher Diplomatenkunst darstellt, heißt es: „Das Auswärtige Amt habe allen Staaten und der Öffentlichkeit gegenüber immer daran festgehalten, daß ihm das oesterreichische Ultimatum vor seiner Überreichung in Belgrad nicht bekannt gewesen sei. Dieses Gebäude, das für die Stellung des Reiches den jetzigen Feinden gegenüber wichtig sei, würde durch die Äußerung Eurer Exzellenz an Herrn Allizé, wenn sie unwiderlegt bliebe, umgestürzt.“ Nun wisse er, Graf Lerchenfeld, daß Graf Hertling aus dem Bericht des Herrn v. Schoen vom 18. Juli 1914 „den wesentlichen Inhalt der oesterreichischen Ultimatumsnote ersehen hatte. Schoen hat aber in seinem Bericht darauf hingewiesen, daß Deutschland behaupten werde, es sei von der oesterreichischen Aktion ebenso überrascht worden wie alle andern Mächte. Dabei muß es selbstredend bleiben, und es muß daher auf alle Fälle bestritten werden, daß Euer Exzellenz den Inhalt des Ultimatums vor seiner Überreichung gekannt haben“. Und nun, Herr v. Meinel, Sie Anfänger in der Diplomatie, passen Sie scharf auf und lernen Sie: „Dem Ausland gegenüber muß, wie schon gesagt, auf alle Fälle Alles bestritten werden. Es ist endlich auch möglich, daß Unterstaatssekretär Zimmermann sich der Unterredung mit Schoen (vom 18. Juli) nicht mehr erinnert, und daß man den Bericht Schoens vom gleichen Tage ignorierte. Aber darauf ist kein Verlaß. Es scheint mir deshalb nicht zu empfehlen, dem Auswärtigen Amt jede Kenntnis der oesterreichischen Note in Abrede zu stellen. Aber ebensowenig notwendig, des Berichtes Schoens Erwähnung zu tun, wenn nicht danach gefragt wird.“ Zum Schluß versichert Lerchenfeld, daß es ihm nur darauf ankomme, „die Sache möglichst glatt aus der Welt geschafft zu sehen“.

Graf Hertling, der als alter Mann in der Unterredung mit Allizé etwas tatterig gewesen war, verstand selbstverständlich den Berliner Wink mit dem Zaunpfahl und hielt in einem Brief an Lerchenfeld und in einer amtlichen Notiz nachträglich „daran fest“, daß ihm „das oesterreichische Ultimatum vor seiner Überreichung in Belgrad nicht bekannt gewesen“ sei. Innerhalb der Grenzen praktischer deutscher Diplomatenvernunft war die Sache „möglichst glatt aus der Welt geschafft“.

Das Auswärtige Amt konnte freilich nicht voraussehen, daß der Briefwechsel Lerchenfeld-Hertling, der das innere Getriebe des deutschen Diplomatenhandwerks bloßlegt, einmal publik werden, und daß sich zehn Jahre später wieder ein bayrischer Minister finden würde, der in die Tatterigkeit des Grafen Hertling zurückfällt und aus dem Briefwechsel nicht erfahren hat, was für den deutschen Diplomaten das oberste Gebot sein sollte: „Dem Ausland gegenüber muß, wie schon gesagt, auf alle Fälle Alles bestritten werden.“

Zu diesem Antisemitismus von Wilhelm Schäfer

Verantwortung heißt nach dem Wortsinn: für eine Sache die Antwort der sittlichen Entscheidung in sich tragen. Dazu gehört, daß alle minderwertige Beeinflussung der Entscheidung ausgeschaltet wird. Eine solche Minderwertigkeit ist es aber, wenn in der Rassenfrage das einzelne Individuum die höhere Bewertung seiner und die Verachtung des andern Volkstums dummdreist voraussetzt. Das ist der Fall ziemlich aller Antisemiten, wenn sie die Rassenfrage vor ihren Wagen spannen. Wer es erlebt hat, daß eine Erscheinung wie Walther Rathenau, die als körperliche und geistige Vollendung, als Begabung wie als Sittlichkeit zu einer Höhe gewachsen war, die in jedem Sinn des Wortes weit über dem Gemeinen stand, als Judensau der gemeinsten Motive verdächtigt und aus dieser Verdächtigung abgeschlachtet werden konnte: der weiß, daß die entfesselten Instinkte des Pöbels sich hier einer Entscheidung bemächtigt haben, für die ihm alle Voraussetzungen fehlen. Wenn wir kein andres Deutschtum besäßen als dieses, so hätte sich unsre Minderwertigkeit derart dargetan, daß wir vor jedem Juden schamrot werden müßten.

Was die Summe gewisser Postsekretäre, Handlungsreisenden und Friseure ihr Deutschtum heißt, läßt alle freie und edle Menschlichkeit vermissen; nur eine solche aber hat das Recht, die Rassenfrage zu diskutieren, denn was sollte bei einer Züchtung herauskommen, die sich den Antisemiten mit dem Hakenkreuz als Ziel setzte? Nur die Hoheit des Deutschtums, wie sie am größten in Goethe war, könnte dieses Ziel darstellen. Der Idealmensch der Rassentheorie mag noch so blond und blauäugig sein — Goethe wie Beethoven, Luther wie Rembrandt waren dies bekanntlich kaum — : wenn nicht der volle Strom dessen hindurch geht, was wir den deutschen Gedanken nennen, bleibt er eine leere Hülle. Der Rassegedanke ist nur als Züchtungsgedanke wertvoll; und Züchtung geht weder bei Pferden noch bei Hunden auf schöne Ohren und Läufe, sondern auf Steigerung der Leistungen. Unsre Leistung ist der deutsche Gedanke, das heißt: die Lebensform, die er im deutschen Volk annimmt und für die Welt fruchtbar macht. Von hier aus allein kann der Rassegedanke auf die deutsche Judenfrage angewandt werden. Ihm nachgehen heißt also: ein Charakterbild des deutschen Menschen gegen das Charakterbild des jüdischen Menschen stellen, heißt: die Idee, des deutschen Volkstums an der des jüdischen Volkes prüfen.

Märtyrer von Ignaz Wrobel

Für den Dr. S. in Paris

In der langen rue de Vaugirard, die so lang ist wie ein Darm, so lang wie die Geduld mancher deutschen Pazifisten mit dem Reichswehrminister, den sie ununterbrochen „fragen, wann er denn nun endlich...“, die Armen, in der rue de Vaugirard, die so lang ist, daß man stundenlang durch sie hindurchspazieren kann, man tut es aber nicht, weil sie häßlich ist, die lange Straße, die, nach Südwesten laufend, vom Jardin du Luxembourg ausgeht, welcher dort den Senat aufgebaut hat, dem gegenüber das altberühmte Restaurant Foyot, das frühere Hôtel de l’Empereur Joseph II., welcher Name aber im Kriege unterdrückt... also so lang ist die rue de Vaugirard.

In der langen rue de Vaugirard hätten wir die No. 70, die birgt ein katholisches Seminar, eine Kapelle... die Straßenfront läuft ja unverändert fort, man sieht an der dunkelgrauen Steinmauer kaum auf, da ist wohl nichts. Doch, da ist etwas.

Ein guter alter Mann, der zunächst von dem Vorrecht aller Concierges Gebrauch macht, nicht da zu sein, kommt über den Hof geschlurcht, ja, ja, er wird uns das Alles zeigen, er nuckelt mit dem Kopf, scheppert mit den Schlüsseln, und dann lassen wir die wirklich nicht schöne Kapelle da liegen, wohin sie gehört, nämlich links – er führt uns einen engen Gang zwischen zwei Hausmauern hindurch, und dann steigen wir in die Krypta hinunter.

*

Die Konstituante der großen französischen Revolution hatte dem Klerus am 12. Juli 1790 eine neue Verfassung aufgebrummt und sie durch Dekrete des Jahres 1791 und 1792 dahingehend verschärft, daß die Priester, die im Amt bleiben wollten, einen Eid auf die neue Verfassung zu leisten hatten, bei Strafe der Deportation. Man trieb die widerspenstigen Kleriker zusammen, und diejenigen, die den Eid weigerten, wurden in das damalige Carmeliterkloster gesteckt, 70 rue de Vaugirard. Es war das ein Kloster der reformierten Carmeliter, ein altes Ding, mit einer kleinen Kirche, in die man die Gefangenen stopfte. Aus allen Ecken wurden sie zusammengeholt, schließlich kampierten da hundertundsechzig. Dann erleichterte sich ihr Los etwas, sie durften im Klostergarten spazieren gehen. Das war Mitte August 1792.

Es ging dem neuen Frankreich nicht gut, damals. Die Preußen hatten Longwy und eine Stadt namens Verdun eingenommen, in Paris waren alle Leute nervös, die sich mit Politik befaßten. (Nicht: ganz Paris brannte in Aufregung. Auch damals haben die Frauen morgens ihre Milch geholt, und so pathetisch und opernhaft ist keine Zeit und keine Stadt auf Monate hinaus, wie sich die Geschichtsschreiber und andre Filmregisseure das oft einbilden.) Danton hatte eine heftige Rede gegen konterrevolutionäre Umtriebe gehalten... Es stand nicht gut um die Eingesperrten. Der Carmeliterorden war nicht unbeliebt und wurde auch im Allgemeinen in Frieden gelassen – aber Diese hatten starr und stark den Eid auf

die neue Verfassung verweigert... Da war ein gewisser Manuel, der revolutionäre Staatsanwalt, der sich angelegentlichst mit dieser Sache befaßte. Am 1. September war er so weit. Am 2. September waren sie so weit.

Der 2. September war ein Sonntag, und die Gefangenen ahnten, was ihnen bevorstand. Man hatte sie in den Garten getrieben, und um halb Vier nachmittags erschien ein Haufe bewaffneter Leute, die anfingen, in die hin- und herlaufenden Gefangenen hineinzuschießen. Als sie bei der Arbeit waren — schon hatten sie den Erzbischof von Arles angeschossen und dann erschlagen — , erschien Manuel am Fenster und gebot aufzuhören. Das Morden stoppte ab. Der Revolutionär ließ die Lebenden in ein Zimmer des Refektoriums treten, setzte sich hinter einen Tisch auf dem Gang und rief sie namentlich auf. Sie kamen, zwei und zwei. „Wollen Sie den Eid auf die Verfassung leisten — ?“ „Nein.“ „Sie können gehen.“ Sie gingen, ins Freie, in den Garten, in den Tod. Rechts und links vor der Tür standen die Soldaten der Revolution und erschossen die Kleriker. Insgesamt hundertundvierzehn.

Als es vorbei war, beerdigte ein beauftragter Unternehmer die Leichen auf zwei Wagen, und weil ihm das zu viel wurde, warf er den Rest in den Klosterbrunnen.

Die Krypta hat elektrisches Licht. Der gute alte Mann erklärt, und ein Geistlicher hat sich angeschlossen, er trägt seinen niedrigen Hut in der Hand und hat ein Käppchen darunter auf den weißen Haaren, seine klugen Augen sehen durch die Brille. Auch er erklärt, wirft ein Wort ein, eine Ergänzung, ein Datum ...

Die Kirche hat ihren Märtyrern eine Kapelle errichtet. Die Kirche hat die Gebeine aus dem Brunnen geholt, die Schädel, die Beinknochen, die Hölzer, Teller, Scherben; Alles, was man damals hineingeworfen hat, ist sauber aufgebaut, in zwei großen Vertiefungen der Kapelle. Der Alte knipst das Licht an — da liegen zu hunderten die Knochen, darunter eine Inschrift: „Ayant préféré la mort à la violence...“ Manche Schädel liegen besonders, in zwei Wandschränken, jeder in seinem Kasten, man sieht die Kugelspuren, die Säbelhiebe... Die Namen sind in Marmor gegraben.

Im Nebenraum, unter Glas und Rahmen, ein großes Mauerstück mit einem braunen Wiederschein: das ist von der alten Kapelle, vor der die Exekution vor sich ging. Das Braune ist Blut. Wir steigen wieder hinauf.

Da ist der Garten. Er ist ein kleines Stück Friede, zwischen Mietshäusern, damals mochte er fünfmal so groß gewesen sein. Da ist die kleine Treppe mit der Tür, aus der sie herauskamen, ein Holzschild hängt da:

Hic ceciderunt.

Hier sind sie gefallen. Da ist der Vorraum mit den alten Fliesen, auf denen der Tisch des Richters stand, hier der Raum, aus dem sie kamen, zwei und zwei, hier die Treppe mit dem Fenster, aus dem Manuel herausrief, sie sollten aufhören... Und oben ist noch ein Zimmer, darin feierten die Revolutionäre ihr Werk, die Säbel hatten sie an die Wand gelehnt, das

Blut rieselte herunter, sorgfältig ist auch dies unter Glas gesetzt. An der Wand eine dünne Bleistiftspur, von bestrittener Authentizität: Vve. Beauharnais. Ja, das wäre Alles.

*

Im Jahre 1792 hat man sie erschlagen; ob das hat sein müssen oder nicht ...? Waren es wirklich Konterrevolutionäre? Waren es Harmlose?

Im Jahre 1867, also fünfundsiebzig Jahre später, hat die Kirche noch nichts vergessen und ihnen die Krypta gesetzt. Seit achtundfünfzig Jahren wird sie den Gläubigen, den Indifferenten, den Neugierigen gezeigt. Anschauungsunterricht: Sieh hier die Knochen, die Schädel – Niemand, der nicht aufmerkte. Wenn du willst, kannst du die Inschriften lesen... Niemand, der sie nicht läse. Dieser Baum stand damals schon, er war Zeuge der Vorgänge, diese Fliesen, jene Tür... Ansichtskarten beim Pförtner.

Ganz leise, und daher umso eindringlicher, spricht hier eine Politik. Sie ist das beste Recht der Kirche.

Es sind aber zwölf Millionen gefallen, obgleich sie nicht wußten, wofür sie losmarschierten, zerfetzt, damit sich Herr Generaldirektor Bunkenhausen eine neue Villa bauen konnte, verstümmelt, weil sich Petroleumindustrien nicht einigen mochten, blind geschossen, weil der Massenwahnsinn sie faßte, wohlpräpariert von einer Presse, die schlimmer war als ein Geschäft: ein verkapptes Geschäft; angefeuert von Blasorchestern und Journalisten, die den Charakter nicht aufbrachten, einmal abseits zu stehen und die Vernunft zu bewahren.

Sorgfältig streicht die Kirche Blutspuren auf einer Steinmauer an – sie werden nicht verschwinden. Es kommt nicht auf die historische Wahrheit an, es kommt auf den Geist an, der nicht vergessen kann und nicht vergessen will. Die zwölf Millionen? Hier war die Schlacht bei Verdun, hier verblutete über eine Million Menschen. Da sind auch noch einige Gräber.

Zu Hause errichten die dankbaren Kommunen Denkmäler, auf beiden Seiten dankbar, weil auf beiden Seiten die armen Helden Haus und Herd gegen den Angreifer schützten. Aber was da auch an pratschigen Siegesgöttinnen, Poilus und Feldgrauen, segnenden Vaterländern und markig verreckenden Kriegern ausgemeißelt worden ist, modern, schlicht, klassisch, wilhelminisch, bramsig, kunstgewerblich – an keiner Stelle, die ich bisher zu Gesicht bekommen habe, steht:

Nie wieder!

An keiner Stelle auch nur ein Bedauern für die sittliche Minderwertigkeit der Idee, für die Jene starben. An keiner Stelle ein Gelöbnis gegen das Morden. „Wir ehren die Toten ohne Politik ...“

Das ist nicht wahr. Ihr ehrt sie mit einer tosenden Reklame für den Kasernenhofwahnsinn, mit bengalischer Beleuchtung des armen Luders, das nie gewußt hat, warum es so leiden mußte, mit Tam-Tam für das nächste Mal.

Racheschwurhände erheben sich aus deutschem Marmor, Fackeln lodern, steinerne Handgranaten werden abgezogen... Hie ceciderunt?

Hätten wir Pazifisten Märtyrer unsrer Sache so aufgebahrt, mit einem so niemals verlöschenden Gedächtnis, mit einer solchen Stärke unnachgiebiger und nie verzeihender Kraft, Grausen aufbewahrend, Mordtaten für die Jahrzehnte stempelnd, sinnliche Eindrücke mit der Moral so geschickt vermischend wie die katholische Kirche, die eine ungeheure sittliche Kraft sein könnte, befolgte sie ihre Evangelien — : es sähe anders um unsre Sache aus.

Was in der rue de Vaugirard steht, ist ein Beispiel.

Was wissen unsre Kinder vom Krieg? Daß man das Schlachtvieh ehrt, in Lesebüchern und Mausoleen, in Bürgermeisterreden und Denkmalseinweihungen. Ihr wollt Pazifisten sein? Ein Bedauern für die Opfer. Einen Fußtritt aber dem Andenken der Generale, Fürsten, Präsidenten, Minister und Journalisten, die das Leben der Andern hingaben für die Ehre der Bilanz des Vaterlandes.

Levi und Luxemburg von Kurt Hiller

In den Nummern 5 und 6 dieses Jahrgangs der ‚Weltbühne‘ hatte ich die Leichtfertigkeit, Ungenauigkeit, grobe logische Nachlässigkeit aufgezeigt, mit der, in einer — sonst wertvollen — Streitschrift, Herr Doktor Paul Levi, linker Flügelmann der deutschen Sozialdemokratie, den bürgerlichen Pazifismus, vielmehr: was er so nannte, polemisch beschrieb; und, überzeugt, ein Einzelfall liege vor, hatte ich, trotz allen Zorns, diesen Mann, dessen intellektuelle Haltung von der Betriebsamkeit politisierender Kleinbürger immerhin abstach, einen der Köpfe seiner Partei genannt, der grade darum keines ihrer Häupter sei.

Trifft zu, was P. F. in der ‚Roten Fahne‘ unlängst über ihn enthüllt hat, dann bleibt zwar das Verfahren der Führerauslese in der Sozialdemokratie die Abderiterei, als die es leider noch nicht hinreichend erkannt ist; aber Herrn Levi zum Haupt zu küren, darf man dann keiner politischen Gemeinschaft mehr zumuten. Es gibt eine Nachlässigkeit im Menschlichen, vor deren Grellheit jede logische Nachlässigkeit verblaßt (womit übrigens, Irrationalisten, nicht behauptet sein soll, daß das Logische außerhalb der Bestände des Menschlichen läge).

Doktor Levi hat Rosa Luxemburgs Nachlaßwerk: ‚Einführung in die Nationaloekonomie‘ herausgegeben; das Manuskript war in seinem Besitz. Auf Grund eines Vertrages mit den Erben der Ermordeten hatte ers nach erfolgter Publikation diesen auszuhändigen. Das geschah (nicht ohne daß die Berechtigten zuvor mit Prozeß drohen mußten); und nun verglichen zwei kommunistische Genossen den Text des Manuskripts mit dem Text der von Levi besorgten Ausgabe. Da ergab sich: daß 293 Druckseiten mehr als 500 Fehler enthielten. Über 100 „reine Druckfehler“; der Rest: „Fahrlässigkeiten und bewußte Entstellungen“ (die Entstellungen, um Rosa Luxemburg evolutionistischer, kautskyanischer, unaktivistischer, mehr rechts gerichtet, levihafter erscheinen zu lassen, als sie — zumindest während der Abfassung dieses letzten Werkes — war).

Die ‚Rote Fahne‘ führt Beispiele an; mangels Raumes wenige nur; ihre Mitteilung klingt glaubwürdig. Ich muß sagen, daß die uneigennützige, aufopfernde Sachlichkeit etwas Rührendes hat – es gibt Rührungen ohne Schmalz – , mit der zwei Genossen, Jugendgenossen vielleicht – man sieht sie vor sich, in ihrem Eifer, in ihrer Glut – , Stunden und Stunden, Wochen und Wochen ihrer Freizeit der müdemachenden präzisen Vergleichung dieser Texte widmen, einer Arbeit, zu der expressionistische Revoluzzlyriker wohl imstande, aber nie fähig wären, einer im edelsten Sinn wissenschaftlichen Arbeit, ... aus Liebe zu einer großen Toten – und, ja, gewiß, auch aus Haß. Wie ekelhaft wirkt daneben die weltmännische Nonchalance eines Durchgesetzten, der ediert, weil es zum guten Ton seines Betriebes gehört, ihm in den Kram seines literarisch-politischen Büros paßt, seinen Ruhm billig mehrt, seinem Verleger ein Geschäft scheint, und der Fünf gerade sein läßt, als wäre das Edierte der Text eines Irgendwer. Empörend sind nicht so sehr die berechneten Fälschungen aus Tendenz – wennschon es auch für sie kein Verzeihen gibt – wie die fahrlässigen aus Schlamperei. Ein Toter ist wehrlos. Pietät, nicht als konventioneller, aber als geistiger Begriff, behält in revolutionären Bezirken die Giltigkeit, die er von Anbeginn hatte. Rußland an Lenin, und nicht nur an Lenin, zeigt, wie Pietät real sein kann in einer Gesellschaft, deren Gesetz polar zum überlieferten steht. Welch eine Gleichgültigkeit gegen die Tote, welche Verachtung ihrer, im Grunde auch welch ein Mangel an Selbstachtung steckt in dieser großartigen, jobberhaften Nachlässigkeit! Selbst wenn sie ein Irgendwer wäre, wie roh! Aber Rosa Luxemburg war weder die Suffragette, die dürre Megäre der Revolution, als die das bürgerliche Witzblatt sie zeichnete, noch die soziale Gefühlstante mit sozialem Gedankenmatsch, jene süß-giftige Blume, wie sie in den Bänken der gemäßigten Opposition heute vielfach blüht; Rosa Luxemburg war Menschin und Feuer des Hasses zugleich, Herz und zerlegende Hirnkraft. Eine Frau, die wollend dachte, wie nur irgendein Mann; ein Kopf, und doch frauen-innig. Solche Persönlichkeiten sind verdammt selten; ihnen zuallererst gebührt Ehre und Tat, die aus echter Ehrung entspringt. Solchem Wesen, zumal wenn es durch Meuchelmord dem Kreise der Streiter entrückt ist ... solchem Wesen in der Wehrlosigkeit des Todes Das anzutun, was Herr Levi Rosa Luxemburg antat, kann nur als Zeichen tiefer Gemeinheit gedeutet werden.

Ich bin nicht der Ansicht, daß aus einer Partei oder einem Verein, wer nicht pariert, fliegen soll. Bei aller kollektiv gebotenen Disziplin muß dem Einzelnen doch im Geistigen ein gut Teil Freiheit gewahrt bleiben; ein Übermaß zentralistischer Disziplin sprengt das Kollektivum. Aber das sind Angelegenheiten der intellektuellen Sphäre, nicht der charakterlichen. Wer einen solchen Tiefstand der Gesinnung, eine solche Roheit, eine so zum Himmel stinkende Ehrfurchtslosigkeit beweist wie Der, dessen Ausgabe des Nachlaßwerks eines führenden Menschen fünfhundert Fehler enthält, dem sollte von den befugten Instanzen seiner Partei nahegelegt werden, eine Volksgruppe

zu verlassen, deren Bemühungen auf eine edlere Form menschlicher Gesellung abzielen. Es bleibt dabei völlig gleich, ob Rosa Luxemburg Gelehrte, Dichterin oder, im engsten Sinn, Politikerin war; ob sie weiter rechts oder weiter links stand. Und noch gleichgültiger, wo Herr Levi steht. Mit politischem Richtungsstreit hat dies Alles nichts zu schaffen. Hätte ein Kommunist an einem toten Rechtssozialisten so gehandelt oder ein Demokrat an einem toten Führer der Schwarzweißroten: der Fall läge moralisch identisch – namentlich dann, wenn der Kommunist dem Rechtssozialisten oder der Demokrat dem Schwarzweißroten persönlich so viel zu verdanken hätte wie Levi der Rosa Luxemburg. Ist es nicht an der Zeit, die bitter nötige Auffrischung des deutschen Parlamentarismus nachgrade von der moralischen, von der personellen, von der charakterlichen Seite her zu beginnen – statt immer nur von der programmatischen? Man vergleiche einen Levi mit einem Löbe. Programmatisch steht mir Levi näher. Aber muß man einen saubern, wenn auch allzu korrekten Gehrock nicht einem mehr intellektuell-legeren Sakko vorziehen, der schmierig ist?

Schmierig. Ich weiß aus eignem Erleben, wie ein Mensch fühlt in solchen Fällen. Mir lag selbst, vor Jahren, einmal die Pflicht ob, den Nachlaß eines Toten, den ich verehrte, zu sichten und herauszugeben; die Arbeit war nicht leicht, und ich verrichtete sie – einschließlich der Korrekturen – mit ängstlicher Sorgfalt, als wenn es sich um eigne Philosopheme gehandelt hätte. Dies ist kein Ruhmestitel; jeder beliebige anständige Schriftsteller wäre ebenso verfahren. Aber wer umgekehrt verfährt, ist eben unanständig, ist eben verächtlich. Das steht fest, wenn irgendwas feststeht.

*

Was nicht gegen die Pietät verstieße, wäre: Polemik. Liebenswerter als Platon bleibt die Wahrheit; verehrenswerter als die ermordete Führerin Rosa Luxemburg die Idee einer großen verwirklichenden Linken, auf der Basis einer – sonst geht es nicht! – reformierten revolutionären Ideologie. Unter den von Herrn Levi fortgelassenen Stellen des Nachlaßwerks findet sich folgende:

> Aber von selbst, auf oekonomischem Wege, führt die kapitalistische Entwicklung nicht zur sozialistischen Wirtschaft, sondern zur Anarchie und Barbarei. Der Übergang kann nur durch gewaltsame Abschaffung des Privateigentums, das heißt: die politische Umwälzung durchgesetzt werden. Aber grade die oekonomischen Gesetze der Entwicklung führen zur Unvermeidlichkeit dieser politischen Revolution ...

O Rosa Luxemburg, auch dein Denken krankte an dem verhängnisvollen Widerspruch einer Doktrin, die zugleich mechanistisch und voluntaristisch, „wissenschaftlich“ und „revolutionär“ sein wollte. Du erkanntest, anders als Kautsky und die andern Käuze der „Selbsttätigkeit des dialektischen Prozesses“, daß die kapitalistische Entwicklung „von selbst“ nicht zum Sozialismus führe, und setztest den Faktor bewußter

revolutionärer Aktivität in den Kalkül. Aber kaum du diesen Schritt getan, tust du ihn wieder zurück und redest von der „Unvermeidlichkeit“ der politischen Revolution, kraft der oekonomischen Entwicklungsgesetze! Ist sie unvermeidlich, nun, dann kommt sie eben doch von selbst; und kommt sie nicht von selbst, dann ist sie nicht unvermeidlich. Die Lehre von der Unvermeidlichkeit der Revolution mag in manchen proletarischen Seelen ein Vertrauen wecken, das sonst nicht erstünde; in mehr Seelen lähmt sie den Schwung. Wozu Anspannung der eignen Kräfte, wozu Anstachlung der Andern, wenn die Revolution ohne unser Zutun, notwendig, unausbleiblich kommt? Die Lehre von der Unvermeidlichkeit der Revolution erzeugt einige revolutionäre Gläubige... und zahllose revolutionäre Philister. Die entsetzliche Welt-Ohnmacht des Sozialismus, nach achtzig Jahren Marxismus, ist – unter anderm – eine Folge dieser falschen Lehre. Marx selber ist gewiß nicht ganz unschuldig an ihr; die Hauptschuldigen sind die Epigonen; und die leuchtkräftigste Anekdote aus der politischen Philosophie bleibt die Geschichte von jenem französischen Sozialdenker, der Marx besuchte, um marxistische Thesen zu kritisieren, aber sehr verdutzt war, als er die Antwort des Meisters erhielt: „Moi, je ne suis pas marxiste!“

Erinnerungen an die Große Zeit von Hellmut v. Gerlach

II.
Im Militärzug

Der Eisenbahnverkehr war in den ersten Kriegstagen zumeist für das Zivil gesperrt. Überall verkehrten nur Militärzüge und Züge, die die Einberufenen in ihre Garnisonen brachten. Doch wir, die wir aus dem Ausland kamen, durften die sonst den Soldaten reservierten Züge bis zu unserm Wohnort benutzen.

So konnte ich, nachdem ich am Abend des 3. August die deutsche Grenze überschritten hatte, mit Militärzügen nach Berlin gelangen. Freilich gab es unendlichen Aufenthalt unterwegs, sodaß ich für die Reise 48 Stunden brauchte.

Die erste Station auf deutschem Boden war Goch. In den Wartesälen wurde viel Bier konsumiert. Deshalb war die Stimmung durchaus siegessicher. Ein Bahnbeamter schüttete Bier auf den Tisch und zeichnete damit die künftige Karte von Europa, sie mit lauter Stimme erörternd: „Belgien wird natürlich deutsch, die Baltischen Provinzen ebenso. Serbien verschwindet, kommt an seine Nachbarn. Frankreich braucht nur 30 Milliarden Entschädigung zu zahlen.“

So war ich in dem Augenblick, wo ich die deutsche Grenze überschritten hatte, schon mitten in der deutschen Kriegs-„Mentalität“ drin. Wenn übrigens die Annexionswünsche des Bier-Kartenzeichners verhältnismäßig bescheiden waren, so darf man nicht vergessen, daß damals erst ein paar Kriegserklärungen erfolgt waren.

In Wesel ging es wesentlich wilder zu. Banden verdächtig aussehender Individuen zogen durch die Straßen. Den An-

führer der einen, eine wahre Apachenfigur, hörte ich schreien: „Überall sind Spione. Paßt auf! Gleich Schlinge um den Hals“ (wobei er eine entsprechende Geste machte)! „Besser einer zu viel als zu wenig.“

Eine Rotunde war eingekreist von einem Kranz von Kindern, die, sich die Hände reichend, um sie herum tanzten unter dem taktmäßigen Gesang: „Spion! Spion!“ Ich fragte die Kinder, warum sie grade dies Institut für ihre Gymnastik gewählt hätten. Eifrig antworteten sie: „Da ist ein Spion reingegangen – den lassen wir nicht wieder raus!“

In den Wartesälen wurde plötzlich die Nachricht ausgerufen, 18 000 Franzosen seien gefangen. Riesiger Jubel. Ein Postbeamter kam hinzu: „Es sind nur 9000.“ Darauf ein Soldat: „9000 Gefangene – das lohnt nicht. Wir können nur Gefallene brauchen.“ Ein neuer Postbeamter trat ein: „Es ist eine Null zuviel telegraphiert worden.“

In Oberhausen hatten wir mitten in der Nacht stundenlangen Aufenthalt. Verzweifelt knüpfte ich bei meiner Promenade auf dem Bahnsteig ein Gespräch mit dem auf- und abpatrouillierenden Wachtposten an und fragte ihn, weshalb er eigentlich dahin gepflanzt sei. Stolz im Bewußtsein der ungeheuern Bedeutung seiner Stellung erwiderte er: „Ich muß auf Spione aufpassen. Aus jedem Zug holen wir welche raus. Oft auch Weiber.“ Auf meine Frage, woran er denn die Spione erkenne, hatte er die ganz sichere Antwort: „Sie haben so unruhige Augen und sehen dunkel aus.“ (Solche Leute mit dunkelm Teint und funkelnden Augen gab es massenhaft in der Gegend – die harmlosen italienischen Erdarbeiter.) Im Verlauf meines Gesprächs mit dem Spionenfänger ergab sich die von ihm mit Betrübnis festgestellte Tatsache, daß die Spione fast immer wieder laufen gelassen werden mußten, weil man ihnen nichts beweisen konnte.

Sehr lästig waren die Ordres, die unaufhörlich während der Fahrt an die Reisenden ergingen: mal wurde verboten, zu stehen; mal mußten die Fenster für eine Stunde geschlossen werden; mal durfte der Abort nicht benutzt werden – ob man fürchtete, daß er als Leitungsrohr für den Abwurf von Bomben benutzt werden könnte? Erklärungen für die Anordnungen wurden setbstverständlich nie gegeben. Es ging Alles militärisch, das heißt: für mich blutigen Zivilisten meist fast völlig unverständlich vor sich. Man hatte einfach das Maul zu halten und zu gehorchen. Für jede Zuwiderhandlung wurde immer Erschießen angedroht.

Sehr dreckig wäre es mir bei einem Haar in Gütersloh gegangen. Wir hielten ewig auf dem Bahnhof. Eine Schar von etwa zwanzig Reservisten sah vom Zug aus jenseits der Schienen eine Würstelbude. Das mochte ihnen Appetit machen. Kurz entschlossen liefen sie über die Schienen. Der Bahnhofsvorsteher sah es unglücklicherweise und lief mit einigen Beamten schimpfend hinterher. Die jungen Leute machten Kehrt, einer wurde aber vom Vorsteher abgefangen und einem Schaffner übergeben: „Führen Sie den Kerl ab!“ Dem jungen Mann kamen die Tränen. Die Reservisten meines Abteils, meist ge-

diente Förster, die zum Jägerbataillon in Bückeburg wollten, wurden sehr erregt über die Brutalität des Vorstehers. Das Publikum nahm eine so unruhige Haltung an, daß der Schaffner den Arrestanten wieder freigab. Worauf der Vorsteher auf den Schaffner zustürzte und ihn wahnsinnig anbrüllte. Das Publikum wurde noch ungemütlicher. Da versuchte der Vorsteher, sich aus der Affäre zu ziehen, indem er die Wacht am Rhein anstimmte. Es fiel aber Niemand ein.

Auf dem Bahnsteig promenierte in steifer Amtshaltung, von Zeit zu Zeit überlaut schreiend, ein bärtiger Teutone mit einer Binde am Arm auf und ab. Daß diese Binde seine Stellung als Bahnhofskommandant markieren sollte, habe ich erst später erfahren, desgleichen die Tatsache, daß es der mir aus der Presse bekannte Konservative, Oberlehrer Waltemath, Hauptmann der Landwehr, war. Ich fand den alten Mann mit seinem Getue, als hinge von ihm der siegreiche Ausgang des Weltkrieges ab, ziemlich komisch. Plötzlich sah ich, daß er einen jungen Mann zur Rede stellte. Ich hörte, wie er den ahnungslosen Jüngling mit sich überschlagender Stimme anfuhr: „Nehmen Sie die Hand aus der Tasche, wenn ich mit Ihnen rede.“ Unwillkürlich mußte ich lächeln. Waltemath bemerkt es und ruft den Bahnhofsvorsteher. „Der Mann hat über meine Anordnung gelacht.“ Worauf der Vorsteher zu mir: „Sie sind verhaftet.“ Beamte umringen mich. Ich mit der ganzen mir in solchen Fällen zur Verfügung stehenden Liebenswürdigkeit: „Bitte, lassen Sie mich wenigstens meinen Hut und meine Tasche aus meinem Abteil holen.“ Er: „Zu spät.“ Da kamen die Förster, meine Mitreisenden, und intervenierten sehr eindringlich: „Lassen Sie doch den Mann. Sie verderben ja uns Allen die Stimmung.“ Der Vorsteher und der Kommandant sahen sich völlig isoliert. Und so entging ich dem Schicksal, für ein Lächeln eingesperrt zu werden.

Beim Wiedereinsteigen sagte ein Förster ganz wütend: „Am besten wärs gewesen, man hätte dem Schweinehund einen Tritt in den Hintern gegeben.“

Das gemeinsame Erlebnis hatte meine Mitreisenden gesprächig gemacht. Sie schütteten mir auf der Weiterfahrt ihr Herz aus. Ein Industriearbeiter aus Hamborn wurde ganz weich, als er von seinem ersten Jungen erzählte, den er vorgestern bekommen habe. Ein Förster sagte wehmütig: „Ich bin seit sechs Monaten verheiratet, ein Kind ist unterwegs. Wer wird sich meiner Frau annehmen?“ Einem Mann, der erzählte, er habe sich freiwillig gemeldet, sei aber abgewiesen, erwiderte ein andrer in gesetzten Jahren: „Mit Ihnen würde ich tauschen.“ Zug auf Zug mit lachenden und begeistert singenden Soldaten fuhr an uns vorüber. Die Stimmung in unserm Abteil schien mir menschlicher.

In Hannover lief der Zug spät abends ein. Da es erst am frühen Morgen weiterging, mußte ich ein paar Nachtstunden in der Stadt zubringen.

Auf dem Platz vor dem Bahnhof standen viele Tausende. Ich fragte, worauf diese Leute alle warteten. Man sagte mir, man warte, ob wieder in der Nacht französische Flieger kom-

men würden. Die Nacht vorher seien auch welche beschossen worden. In der Tat hörte man bald darauf in der Ferne knatterndes Gewehrfeuer. Gleichzeitig wurde aber eine amtliche Mitteilung verbreitet, die das Publikum zur Vernunft ermahnte und mitteilte, die Schießerei vom vorigen Abend sei irrtümlich erfolgt. Man habe Wolkengebilde für fremde Flieger gehalten.

Vernunft und Publikum? Von dieser Synthese konnte ich gleich darauf ein schlagendes Beispiel erleben.

Ein Offizier in Ulanenuniform will den Bahnhof verlassen. An der Paßkontrolle wird er nach der Losung gefragt. Er weiß sie nicht. Papiere! Er greift in die Tasche, findet sie nicht gleich. Schon erhält er einen Schlag von hinten. Seine Mütze fliegt zwei Meter weit weg. Die Menge stürzt sich auf ihn, schlägt ihn zu Boden, tritt auf ihm herum. Da stürzt ein andrer Offizier hinzu. Die Menge weicht zurück. Nachdem der Niedergeschlagene sich erhoben hat, führt ihn sein Kamerad beiseite. Nach ein paar Sekunden schüttelt er ihm die Hand, geleitet ihn auf einem Seitenwege in die Stadt.

Ich frage einen der Männer, die ich so wütend auf ihn hatte einschlagen sehen, warum er das getan habe. Er: „Der Mann sah so braun aus, wurde auch ganz kreidebleich, als ihm die Mütze heruntergeschlagen wurde. Der hatte ein schlechtes Gewissen. Die gefährlichsten Spione haben immer deutsche Uniformen an.“

Wie ich später feststellte, war der „Spion“ ein Reserveoffizier, Rittergutsbesitzer und darum braun gebrannt, eben vom Lande eingetroffen und darum mit den strengen Bestimmungen noch nicht ganz vertraut. Ob er ohne die zufällige Anwesenheit des Kameraden wohl seinen Dienst hätte antreten können?

Am frühen Morgen des 5. August ging es weiter nach Berlin. Alle sprachen über die Reichstagssitzung vom Tage vorher. Ein ostpreußischer Graf in meinem Abteil spendete den Sozialdemokraten Lob: „Die Kerls haben sich unerwartet anständig benommen.“ Auf die Freisinnigen war er immer noch böse: „Diese Jüdisch-Frechsinnigen – na, der Bande blieb ja nichts andres übrig. Wäre ihnen sonst auch eklig gegangen. Aber nach dem Kriege – sollen sich nur nicht einbilden, daß sie nu mitregieren können.“

Langsam rollte der Zug. Auf jeder Station fast gab es langen Aufenthalt – willkommene Zeit, um die sehr charakteristischen Inschriften zu studieren, die die Soldaten mit Kreide auf ihren Transportwagen – 6 Pferde oder 48 Mann – angebracht hatten. Einige habe ich notiert: „Jeder Schuß, ein Russ’!“ „Jeder Stoß, ein Franzos!“ „Alle Russen werden kastriert.“ „Bei Regen findet die Schlacht im Saale statt.“ „Franzosen, Russen, Serbien, Alle müssen sterbien.“ „1, 2, 3 g’suffa!“ „Hängt die Schnapsjuden auf!“ (Daneben war ein Galgen abkonterfeit.)

In der Altmark stiegen ein paar Frauen in unser Abteil. Sie erzählten, es wimmle dort von Spionen. Erst gestern habe man zwei Französinnen aus der zweiten Klasse herausgeholt. Jede habe eine Bombe bei sich gehabt. Ich fragte, wie sie die

denn verborgen gehalten hätten. Beide wie aus einem Munde: „Vorn in der Brust hatten sie sie versteckt.“

Gläubig mußte ich auch das mitanhören. Jeder Zweifel war in jenen Tagen todeswürdiges Verbrechen. Wer ihn etwa hegte, mußte ihn so tief in seinem Busen bergen wie die altmärkischen Französinnen ihre Bomben.

Für die Buchgemeinschaften von Arthur Eloesser

Der Schriftsteller Ernst Moritz Häufig hat in Nummer 29 der ‚Weltbühne‘ den Boykott bezichtigt, mit dem Verleger und Sortimenter diejenigen Autoren bedrohen, die für die sogenannten Buchgemeinschaften arbeiten. Ich wiederhole: Buchgemeinschaften sind Vereinigungen, die ihren Mitgliedern – eine einzige hat schon mehrere Hunderttausende – gegen einen jährlichen Beitrag eine bestimmte Anzahl Bücher liefern und ihnen den Erwerb andrer unter besondern Vergünstigungen freistellen. Buchgemeinschaften sind also Konsumgenossenschaften, die, ähnlich wie die Volksbühnen, ihr Publikum organisieren und es hauptsächlich dank der Ausschaltung des Zwischenhandels, also des Sortimenters, billiger beliefern können. Schriftsteller pflegen ihre Sache nicht gut zu vertreten, weil sie, menschlich begreifbar, ihre Feder vor Entrüstung zittern lassen. Meine zittert nicht. Ein wertvoller Kollege hat mir eben erst Mangel an Entrüstung vorgeworfen, worauf ich ihm entgegnete, daß die Entrüstung schon innen bleiben muß und nur als sachverständige Tatkraft ausschlagen darf.

Der Verleger Fritz Th. Cohn, der aber auch gern schreibt, hat auf die Anklage des Kollegen in Nummer 32 geantwortet, oder vielmehr er hat nicht geantwortet, sondern das Thema mit den Blumen seiner Redekunst umkränzt: Teilt euch in den Kranz, Ihr Brüder, Schriftsteller, Verleger, Sortimenter, die Ihr treu auf einander angewiesen seid. Herr Fritz Th. Cohn, was sich begreifen läßt, versucht, die Verleger aus einer Kampfgemeinschaft herauszuhauen, die ihn in anerkennenswerter Weise innerlich nicht ganz glücklich macht. Der „Vertreter der schönwissenschaftlichen Verleger“, als der er gemeinsamer Verantwortung des Buchhändlerbörsenvereins ein wenig entweicht, beruft sich auf die schöne Harmonie, die sich selbst in schwerster Zeit, während der Inflation, zwischen Verleger und Schriftsteller eingestellt hat. Der neue und sehr erwünschte Burgfriede läßt Herrn Cohn vergessen, was für Anstrengungen es uns gekostet, was für Prozesse der immerhin nicht reiche Schutzverband Deutscher Schriftsteller geführt hat, bis wir angemessene Honorarabrechnungen durchsetzten, bis wir nicht mehr ein ganzes Jahr auf die Mark zu warten hatten, die inzwischen zu dem unausdenkbar kleinsten Teil eines Pfennigs zusammengeschrumpft war. Ganz gewiß, es gab anständige Verleger, die, von uns nur ein wenig moniert, beinah von selbst einsahen, daß die Mark, die sie bekamen, und die den Autorenanteil enthielt, nicht anders sein durfte, als die sie an uns weitergaben.

Aber, ich sage das nicht zum ersten Mal, der Verleger kennt den Verleger nicht, wenigstens nicht in einer Hinsicht. Ihr eßt zusammen, Ihr trinkt zusammen, Ihr laßt das deutsche Buch hochleben, aber Ihr wißt nicht, wie euer Nachbar, der prachtvolle Kerl, der mit dem vertrauenswürdigen Vollbart, der mit dem goldenen Humor, der mit dem deutschen Idealismus, der mit der alten Firmentradition, der seinem Drucker und Binder nichts schuldig bleibt, mit seinem Autor verfährt. Ich weiß, daß Ihr es nicht wißt, so wenig, wie Ihr wißt, ob er seine Frau ausschimpft und seine Kinder haut. Lassen wir das, die Inflation ist vorbei, die übrigens die Zahl der Verleger vermehrt, die der Schriftsteller vermindert hat. Aber eins, lieber Herr Cohn, scheinen Sie ganz vergessen zu haben, nämlich daß wir beiden Berufe uns nicht zuletzt deshalb einigten, weil wir uns gegen einen Dritten einigten. Und das war der Sortimenter, der unsre Bücher, ohne uns beiden etwas abzugeben, noch einmal verteuerte, und der mit seinen Teuerungszuschlägen beinahe das Heiligtum des Ladenpreises gebrochen hätte.

Unser alter Freund, Fritz Th. Cohn, steckt jedem eine Blume ins Knopfloch. Der Verlag hat sich ja auch mit beiden wieder vertragen, mit dem Schriftsteller und mit dem Sortimenter, „auf dessen treue Mitarbeiterschaft“ er angewiesen ist. Treue Mitarbeiterschaft sagt man, wenn man einen nicht loswerden kann, und wenn man vor dem einen auch noch ein bißchen Angst hat. In Wahrheit wird es viele Verleger geben, die die Buchgemeinschaft wegen ihrer Kalkulation, die den Zwischenhandel ausschließt, innig beneiden, und es wird wahrscheinlich sehr wenige geben ohne die Vorstellung eines Utopia, wo der Sortimenter nicht mehr seine vierzig und fünfzig Prozent für „das bißchen Zwischenhandel“ einschluckt. Ich habe nichts gegen Sortimenter, ich bedaure sie höchstens, weil es davon zu viel gibt. Obgleich ich dagegen abgestumpft sein sollte: vor einem fein ausstellenden Buchladen läuft mir heute noch das Wasser im Munde zusammen. Aber die Buchhändler, oder wenigsten diejenigen, deren Amt es ist, für die andern entrüstet zu sein, haben einen Akt der Barbarei, der Lynchjustiz, der Hungerblockade begangen, da sie den Boykott gegen die für Buchgemeinschaften arbeitenden Autoren beschlossen.

Lieber Herr Cohn, Sie sagen, daß Sie das nichts angeht, indem Sie als „schönwissenschaftlicher Verleger“ diesem Pogrom den Rücken zukehren. Es geht Sie eine Menge an; denn Ihre Freunde, die Verleger, hätten den wilden Sortimentern erklären müssen: Wenn Ihr den Buchgemeinschaften selbst nicht auf den Leib rücken könnt, so tretet wenigstens den Schriftstellern nicht auf den Magen, die die Inflation schon genug geschwächt hat. Ja, sie hat es, ich bin darin sehr sachverständig, als Direktor des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller – sie hat viele und nicht schlechte Leute aus ihrem Beruf herausgeworfen, hat sie in tiefe Misere, hat sie auch auf Cocain und Morphium geworfen. Ein Schriftsteller, und das heißt doch manchmal ein Phantasiemensch, ein Künstler, ist nicht verpflichtet, eiserne Nerven zu haben. Ich habe vorhin von einem Pogrom gesprochen, und das sehr bewußt; denn die Verleger

haben sich mit den Sortimentern gegenseitig in den Kampfruf gehetzt: Haust du meinen Juden, hau ich deinen Juden! Da aber die Verleger an die Buchgemeinschaften auch nicht herankonnten, so war der Schriftsteller Derjenige, der für beide Juden die Haue bekam. Ein Verleger war der Rufer im Streit, von dem die nun nicht mehr verschleierte Boykotterklärung ausging, wonach die Buchhändler beschlossen, Bücher von Autoren, die auch für Buchgemeinschaften arbeiten, nicht mehr zu führen. Die Buchgemeinschaften sind stark genug, um sich gegen diese Erklärung und ihre Anwendung zu wehren, die nicht nur gegen die guten Sitten, sondern auch gegen das Gesetz verstößt. Sie aber, lieber Herr Cohn, drehen Sie sich, bitte, wieder um. Sie kennen den Rufer im Streit sehr genau, Sie kennen ihn besser als ich. Sprechen wir also nicht von „unfruchtbaren Erörterungen“, wenn es unangenehme Erörterungen sind, und lassen Sie von Ihrer Beredsamkeit vor Allem Ihre Kollegen profitieren.

Meine Widerklage richtet sich gegen den Börsenverein deutscher Buchhändler, der die Verleger und die Sortimenter repräsentativ zusammenfaßt, und meine Wissenschaft beziehe ich aus seinem Organ, dem Buchhändlerbörsenblatt, einem oft sehr merkwürdigen Börsenblatt. Darin heißt es einmal, daß der Börsenverein durch die „ins Gewand edler Menschenfreundlichkeit gehüllten Buchgemeinschaften eine allgemeine Abdrängung des Publikums nach einer bestimmten Richtung“ beklagt. Aber der Börsenverein hielte es nicht für seine Aufgabe, „in diese Zusammenhänge hineinzuleuchten, vielmehr dürfte es der politischen Tagespresse zukommen, aufzuklären und Mißstände aufzudecken“. Die politische Tagespresse wurde also eingeladen, mitzuhauen, und sie hat sich das nicht zweimal sagen lassen. Ich stelle fest, daß die Zeitung, die so-recht ahnungslos den Namen eines geistreichen Mannes und Voltaireaners Fridericus Rex trägt, sofort die richtige Front gewonnen hat. Nachdem Fridericus einige lebende Autoren von Buchgemeinschaften auf ihre Rasse beschnüffelt hat, wird auch ein gewisser Jean Paul namhaft gemacht und ein Friedrich Hölderlin, doppelt verdächtig, weil er „das neue Vaterland“ besingt. Auf das Pedigree dieser Herren müsse besonders geachtet werden. Schämt Ihr euch, weil Ihr mißverstanden wurdet? Oder etwa, weil Ihr verstanden wurdet? Sage mir, wem du gefällst, und ich will dir sagen, wie du aussiehst. Aber im Augenblick wohl etwas sehr verlegen. Die vaterländischen Verbände vom Stahlhelm über Wiking und Jungdo bis herunter zum Werwolf haben nämlich nun auch eine Buchgemeinschaft gegründet, eine Tatsache, die aber das unglückliche Börsenblatt ohne jede Glosse verzeichnet. Pack an, Fridericus Rex! ein Paul de Lagarde ist dabei, das muß doch ein welscher Köter sein. Und ein Herr Gustav Roethe. Man prüfe sein Pedigree.

Und nun zur Hauptsache! Was haben die Buchgemeinschaften für Schaden gestiftet, außer daß sie in das Monopol von Verlegern und Sortimentern eingebrochen sind? Ich kann diese Frage nicht mit den Leuten verhandeln, deren Nase dem Fridericus gefällt, und ich wende mich vertraulich an Herrn

Fritz Th. Cohn, den wir ja verließen, als er sich wieder umgedreht hatte. Dieser erfahrene Verleger möchte die bedauernswerten, die von billigen Preisen verführten Mitglieder der Gemeinschaften nicht für echte Bücherkäufer halten, sondern für Leute, denen ein Buch nur ein Ausstattungsgegenstand in ihrer Wohnung ist. Ganz im Gegenteil! Es sind Leute aus bildungsfähigen, geistig rührigen Schichten, denen das Buch als ideeler Besitz ebenso erstrebenswert scheint wie eine Theatervorstellung den Mitgliedern der Volksbühnen, die ja die privaten und die staatlichen Theater auch nicht überflüssig machen. Was bringen die Buchgemeinschaften? Mein sehr vollständiges Material sagt mir: von der Weltliteratur das dauernd Wertvolle in guten Ausgaben, von modernen Autoren eine Literatur, die mindestens als sehr anständig bezeichnet werden muß, und die ganz bestimmt über dem Durchschnitt dessen steht, was der durchschnittliche Sortimenter zu verkaufen imstande ist. Dann von hervorragenden lebenden Autoren auch ältere Werke, die der erste Verleger abgetreten hat, wahrscheinlich weil sie sich, wenigstens für seinen Käuferkreis, ausgewirkt haben. Gehen diese Werke nur an ein neues Publikum, weil es „keinen literarischen Maßstab anlegt"? Aber lieber Herr Cohn, es ist nur ein Publikum, das nicht den Maßstab der Novität anlegt. Ist der dort wiederverlegte Roman einer berühmten Schriftstellerin, die Sie übrigens auch kennen, nur deshalb schlechter, weil er zu ihren ältern Werken gehört? Und sind die ‚Drei Nächte' von Hermann Stehr in einer Buchgemeinschaft schlechter geworden? Mich beruhigt schon die Vorstellung, daß ein hervorragender, vom kaufenden Publikum nicht eben verwöhnter Schöpfer mit der neuen Ausgabe zu einem neuen Honorar gekommen ist. Wir Schriftsteller leben nämlich furchtbar gern und am liebsten von unsrer Arbeit. Es gibt aber keinen unter uns, der nur für Buchgemeinschaften arbeitet, und es gibt sehr wenige, wir sind ja meistens studierte oder gelernte Leute, die die hübschen Herausgeberhonorare für neue Klassikerausgaben, abgesehen von der Freude an der Arbeit, entbehren möchten. Wenn das Bestechung ist, so geben wir sie gern zu und bitten um mehr.

An diesem erquicklichen Punkt angelangt erreicht mich die Nachricht, daß zwischen den Verbänden der Schriftsteller, Verleger und Sortimenter in einem berliner Ministerium eine Besprechung stattgefunden hat, an der ich, zu einer Badekur verurteilt, leider nicht teilnehmen konnte. In dieser Sitzung wurde die „Freiheit des Schriftstellers" ausgerufen, und es wurde betont, daß es den buchhändlerischen Verbänden fern gelegen habe, die „persönlichen Rechte der Schriftsteller irgendwie einengen zu wollen". Ihr wollt es also nicht mehr gewesen sein? Ihr habt den Boykott widerrufen? Gut! Ihr habt ihn sogar nie verhängt? Noch besser! Aber eine Resolution ist eine Resolution. Wir müssen unsrerseits darauf achten, daß sie von allen Seiten gehalten wird. Und darum müssen diese Bemerkungen auch nach dem Friedensschluß stehen bleiben, damit die Welt wisse, was einmal möglich war, und nicht gestatte, daß es wieder möglich werde.

Juarez und Maximilian von Alfred Polgar

Dem Erzherzog Ferdinand Max von Oesterreich wird ein Thron angeboten. Da sagt ein Habsburger nicht Nein. Maximilian geht nach Mexiko, und kaum ist er dort, nennt er die Fremde „Vaterland“, die Indianer seine Kinder. Diese zwei Lügen allein ergäben schon ein genügendes Maß tragischer Schuld. Doch war Maximilian, spricht sein Prager Homer die Wahrheit, ein Mann, der das sittliche Fundament, das er seiner Herrscherlust unterbaute, ernst nahm, so ernst, daß ihm das Fundament allmählich wichtiger wurde als die Tat, die es stützen sollte, ja daß sich in seinem Gefühl die Dinge bis zu dem Paradox verkehrten: Die Mittel heiligen den Zweck. Und das fügte zu der tragischen Schuld eine weitere, die wider die Vernunft. Denn angemaßte Macht verliert ihr Unsittliches nicht dadurch, daß man sie sittlich übt, und kommt eine unreine Sache in reine Hände, so kann dies nur zur Folge haben, daß die Hand beschmutzt, aber nie, daß die Sache purifiziert wird. Außer in Heiligenlegenden.

Nach einer solchen schmeckt manchmal Werfels maximilianische Passion. Das Stück gibt Stadien des Leidensweges, der den sanften Habsburger mit dem Erlöserwillen nach seinem Golgatha führte. Es fehlt in dieser Passion nicht der Judas, und auch eine Art Magdalena mischt sich inbrünstig in die schmerzliche Affäre. Aber an der Leiche des Maximilian gibt es nur Wehklage und Resignation, kein Hosianna. Sein Tod ist ein steriler Tod. Kein Gott nimmt das Opfer an, keiner Idee kommt es zugute, keinen Glauben stärkt es. „Jede Schönheit und jedes Opfer klingt fort und vermehrt den Licht-Schatz der Welt“, spricht der redliche Dr. Basch. Aber das sind so Grabreden, Trostköder, der keinen Hund vom Krematorium lockt. Klarer sieht der Staatsrat Herzfeld, wenn er sagt: „In drei Monaten ist Alles ein gelber Zeitungsfetzen, in einem Jahr eine Anekdote.“ Und in fünfzig Jahren eine Werfel-Premiere in der Wiener Josefstadt. Sic transit.

Die „dramatische Historie“ hat eine ungewöhnliche Gliederung: drei „Phasen“, die in dreizehn Bilder zerlegt sind. In sehr lebendig kolorierte Bilder. Schön koloriert ist auch der Geist der Figuren. Alle reden so, als wüßten sie, daß viel Publikum ihnen zuhöre, und daß sie ihre Worte vor der Literatur zu verantworten hätten. Erheblich ist Werfels Kunst, Geschichte wie eine Geschichte zu erzählen und den Fluß der Erzählung durch Welle und Schaum zu beleben. Manches allzu Edle und Süßliche im Werk erklärt sich wohl aus des Verfassers idealischer Befangenheit, aus einer zur Natur gewordenen dichterischen Gewöhnung, Erhabnes aus dem Staub zu ziehen, auch wenn keines drin ist. Die Sprache des Obersten Rincon-Gallardo gegen den Verräter Lopez zum Beispiel: „Oh krankes Verbrechen du, könnte ich dich zertreten! Du bist die erste Schande der Republik“ (er wendet sich ab), oder die Art, wie Diaz die erotischen Offerten der Prinzessin Salm zurückweist: „Schweigen Sie, Madame! Ich will Ihnen die Schande nicht antun, Sie zu verstehen“... also das ist unecht-pathetisch. An

solchen sehr getragenen, wie von Klassikern abgelegten Wendungen ist das Werk nicht arm. „Alles, was du anrührst, wird rein“, sagt Charlotte. „Ich Leere, ich Fruchtlose.“ „Die goldne Luft der Gipfel.“ So talentiert sprechen keine irdschen Weiber, außer wenn sie von Schiller sind.

Das echte Pathos, die echte Liebe Werfels gehört dem Maximilian, und sie ist suggestiv genug, die unsre für den schwachen Helden des Dramas zu wecken. Maximilian ist Romantiker und Schwärmer. Hört man ihn (und die Andern über ihn) reden, so könnte man glauben, er sei nicht von Miramare, sondern von Monsalvatsch nach Mexiko gekommen. Nach Juarez schmachtet er wie ein halbes Ich nach seinem Komplement. Machtwunsch und Kaisergedanke wurzeln wohl im Erotischen dieser Seele, die, um sich gehörig auszulieben, ein weites Objekt braucht, ein Reich, ein ganzes Volk. Zweimal verleugnet sich Maximilian: da er das Blutdekret unterzeichnet, und da ihn des Diaz Zumutung: Selbsterkenntnis! beleidigt und in die heroische Sackgasse treibt. Den Tod ampfängt er wie eine Majestät die andre. „Ich will meinen Tod erleben“, sagt er mit jener druckreifen Prägnanz, die letzten Worten, wenn ein Literat sie souffliert, eigentümlich sind.

Juarez erscheint nicht auf der Bühne. Er bleibt unsichtbar wie Wind, gleich diesem nur an seinen Wirkungen zu merken und zu messen. Er ist die reine, praktische Vernunft, die das Notwendige erkennt und leistet. Ihn „stört nicht im Innern... zu lebendiger Zeit... unnützes Erinnern... und vergeblicher Streit“. Er ist nüchtern und kühl, doch scheint auch ein Tropfen Cromwellscher Substanz in seinem eisenhaltigen Blut zu kreisen. Den „großen und wahren Herrn dieser Zeit“ nennt ihn die Prinzessin Salm. Er ist der unbestechliche Beamte seines Willens, ein pedantischer Fanatiker der Sendung, die ihm ward. Sachlichkeit ist seine Persönlichkeit.

So genau lernen wir den Juarez kennen, obgleich wir ihn gar nicht kennen lernen. In den Gesprächen der Andern wird so viel und so Bestimmendes von ihm ausgesagt, daß persönliche Vorstellung und Bekanntschaft überflüssig werden. Und das gilt nicht nur von Juarez. Die Methode nämlich, deren sich Werfel in seinem Stück zur Charakterisierung bedient, ist vorwiegend die direkte des Schilderns und Urteilens. Er gestaltet weniger, als er beschreibt. Teils sprechen die Personen selbst knappe Essais über ihr Ich, teils wird dessen Wesentliches von den Andern scharf formuliert. So könnte man zur Not wie den Juarez auch, den Maximilian streichen. Was von ihm ausgesagt wird, gibt ihn ganz; seine persönliche Erscheinung, sein Wandeln und Handeln im Drama fügt dem keine Linie hinzu. Er ist gewissermaßen nur da wie die Illustration zum Text. Und man könnte vielleicht in letzter Konsequenz das ganze Stück weglassen, wenn... doch diese Konsequenz ist zu verwegen, um sie auszudenken.

*

Max Reinhardts Regie gibt den Farben des farbenreichen Spiels Leuchtkraft, seinen Figuren den Vollklang ihres besondern Menschentums.

In die Spieler ist der Dämon Max gefahren und spricht aus ihnen. Sie alle zeigen unter ihrem persönlichen Dessin das Reinhardtsche Wasserzeichen. Fanatisches Theater. Genie und Anstrengung, Fieber und Dressur. Jedes Wort ist geladen, und wenn es ein ruhiges Wort ist, ist es mit Ruhe geladen. Wieviel Mühe auch im Leichten, wieviel Spannung im scheinbar Gelösten und Gelockerten! Eine Aufführung, deren Glanz und Not in zwei Worte zu fassen ist: krampfhafte Vollkommenheit.

Hartmann, weich und markig, Adelsmensch in jeder Faser und Phase, macht den Maximilian noch liebenswerter, als er von Dichters Gnaden schon ist. Was wär' er für ein herrlicher Florian Geyer! Wunderschön die flackernde, nervöse Hitze der Frau Thimig als Charlotte: da hat schon der Wahnsinn seinen Hauch im Spiel. (In der gleichen Rolle bezauberte dann die mehr als begabte Sybille Binder durch den natürlichen Adel ihres Wesens, durch das reizvolle Helldunkel von Schwermut und Leidenschaft in ihrem Spiel.) Auf festen, etwas eiteln Beinen steht der Porfirio Diaz des Herrn Feldhammer, körperlich wie geistig sehr gestrafft und sehr bewußt seiner Straffheit. Herr Kühne aus Berlin, Spezialist für Kleriker, gibt dem Erzbischof charakteristisch schmale Lippen und Gebärden. In seinem Händereiben steckt ein ganzes Kompendium der Jesuiterei. Dem Bazaine, den Herr Homolka spielt, dampft Brutalität aus allen Poren. Manchmal hat er einen Ton, der vermuten ließe, daß diesem französischem Marschall Verwandte in der Wiener Vorstadt leben. Ein Doktor Wundermild ist Herr Götz, und die sanguinische Treue, die Herr Romberg (Staatsrat Herzfeld) seinem Kaiser hält, hat auch Rührendes. Den Verräter Lopez zeichnet Herr Rainer sehr bizarr, in einer Linie, die aus lauter Kegelschnitten komponiert scheint. Frau Fein, Prinzessin Salm, explodiert prachtvoll. In einer Minute verpulvert diese Prinzessin das Temperament von hundert ungenutzten Nächten. Dem Korporal Wimberger gibt Herr Sima witzige, wienerische Note. Aber daß er von seinem heimatlichen „Krautstrudel“ schwärmt, läßt sich vor der Kulturgeschichte nicht verantworten. Wie die Philologen sagen: hier irrt Werfel. Krautstrudel ist eine jüdische Mehlspeise. Der Wiener füllt seinen Strudel mit anderm Obst. Egon Friedell verkörpert zwei Figuren: ihm macht das keine Schwierigkeiten.

Ein schöner Abend schönen, intensiven Theaters. Dennoch gingen die Hörer mehr ermüdet als erschüttert aus Mexiko. Das liegt wohl an der Dichtung. Trotz allem Geistigen, das als Putz dem Stofflichen aufgesetzt ist, trotz aller Gescheitheit und edeln Diktion: diese seelenvolle Frisur der Historie (wenn auch sozusagen aus deren echtem Haar) riecht nach Pomade, dieses ganze gespenstisch montierte Wachsfigurenkabinett von Generalen, Ministern, Uniformen, halben und ganzen Helden hat was Muffliges, das sich auf die Nerven legt. Der Kritiker, ist er sich auch aller Meriten des Werkes wohl bewußt, kann das nicht verschweigen. Auf den Vorwurf der Lieblosigkeit erwidert er mit den Worten des Porfirio Diaz, dritte Phase, elftes Bild: Diaz (mit kaltem Ernst): „Ich habe hier keine andre Aufgabe als mein Referat.“

Briand, Kröller, Luther von Morus

Die Antwortnote

Wer aus einiger Nähe die Paktpolitik der deutschen Regierung in den letzten Wochen unbefangen verfolgt hat, mußte zu dem Eindruck kommen: in der Wilhelm-Straße will man nicht. Man konnte zwar nicht gut das Angebot, das Luther selbst gemacht hat, ohne triftigen Grund zurückziehen, aber man suchte es tot zu diskutieren. Aristide Briand hat diesem Versuch durch eine ebenso geschmeidige wie resolute Note ein Ende gemacht und in sehr höflicher Form, doch nicht mißverständlich den Deutschen gesagt: nun Schluß mit dem papiernen Gerede, wir wollen uns an einen Tisch setzen und sehen, ob es geht oder ob es nicht geht.

Auf diese Aufforderung hat das regierende Deutschland drei Antworten gegeben. Das Kabinett Luther hat, wie man es in einer sorgfältig geleiteten Kanzlei tut, eine Empfangsbestätigung geschickt, nicht mehr und nicht weniger. Und zum Zeichen, daß es auch bestimmt nicht mehr ist, hat sich Dr. Luther auf mehrere Wochen nach Norderney begeben. Die zweite Antwort kam von Herrn Hergt, der als Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses erklärt hat, es liege kein Anlaß vor, in nächster Zeit den Ausschuß einzuberufen. Ob man überhaupt zu Verhandlungen über den Sicherheitspakt kommt — bisher hat es ja, nach deutschnationaler Terminologie, nur Vorverhandlungen gegeben — , sei noch höchst ungewiß. Nachdem sich so die Deutschnationale Partei geäußert hat, die hinter dem Kabinett Luther steht, haben sich auch noch die Vaterländischen Verbände gemeldet, die zum überwiegenden Teil hinter der Deutschnationalen Partei stehen und deren Einfluß auf die deutschnationale Außenpolitik — Ehrensache, Sie verstehen! — keineswegs gering ist. Der Baltikumer-General Graf v. d. Goltz erklärt zur Note Briands, daß „wir es wie seit Jahrtausenden auch jetzt mit dem verlogensten und hinterlistigstem Volk zu tun haben, das zu hassen und verachten, Daseinspflicht des deutschen Volkes ist.“ Sicherheitspakt und Völkerbund kommen nicht in Frage, „weil sie alle im Interesse unserer Feinde liegen und uns weiter versklaven“.

Bei diesem Echo kann man es verstehen, daß Herr Stresemann es offenbar schon für einen riesenhaften Erfolg hält, wenn ihm seine deutschnationalen Kollegen erlaubt haben, einen Ministerialdirektor zur Juristenbesprechung nach London zu schicken. Doch das Traurige in dieser Welt ist, daß es nicht darauf ankommt, wieviel Konzessiönchen Stresemann dem vergeßlichen Herrn Schiele abringt, sondern wie lange sich die regierende Rechte in Deutschland Provokationen solcher Art leisten kann. Es mag zur Diplomatenkunst gehören, sich ein wenig zu zieren und nicht zu schnell sein Jawort zu geben. Aber Deutschland hat schon einmal erfahren, daß man bei dieser Methode auch sitzen bleiben kann. Herr Luther, der späte Badegast von Norderney, sollte sich, wenn er auf den Spuren Bülows wandelt, gelegentlich daran erinnern, daß die

‚splendid isolation‘ für die Nerven äußerst stärkend, aber für die Politik unbekömmlich ist.

Der holländische Stinnes

Es scheint wirklich so zu sein, daß von den großen Nutznießern des Krieges und der Inflation keiner den Stabilisierungsprozeß überdauert. Glückstadt, Castiglioni, Barmat, Stinnes haben ganz abgebaut, Bosel und Michael zum Teil – von den kleinern, den Bronner, Cyprut, Kutisker ganz zu schweigen. Und nun ist auch der reichste Mann Hollands, A. G. Kröller, an der Reihe. Man hat in Deutschland nicht viel von ihm erfahren, obwohl er der Compagnon Otto Wolffs und auch sonst mit dem deutschen Wirtschaftsleben eng liiert war. Seine wichtigsten Gesellschaften aber lauteten auf den Namen William H. Müller, in dessen Geschäft er hochgekommen war, und das er schließlich übernommen hatte. In Holland selbst hatte sein Name metallischen Klang. Wo Kröller hinkam, wußte man, fließt Geld, nicht nur für ihn selbst, sondern auch für die Andern. Das unterschied den holländischen Stinnes von dem deutschen. Hugo Stinnes war, trotz der phantastischen Ausmaße seiner Wirtschaftsziele, ein trockener, amusischer Zahlenmensch, der der Welt nur Das bringen wollte, was ihm etwas einbrachte. Kröller liebte den öffentlichen Glanz bis zur Verschwendung. Die Stadt, die er bei Arnhem aufgebaut hat, mit Museen, Theater, Bibliotheken, ging vielleicht auch in den guten Zeiten schon über seine Kraft.

Sein Abstieg vollzog sich nicht in einer plötzlichen Katastrophe, sondern wird durch eine Reihe von Fehlschlägen gekennzeichnet. Zuerst das verfehlte Engagement in Sowjet-Rußland, bald darauf schwere Verluste bei der Compagnie Mercantiel Argentina, dann noch größere Verluste in nordamerikanischem Getreidegeschäft, die jetzt zur Liquidierung der Getreidefirma William H. Müller & Co. geführt haben. Die schwersten Einbußen aber hat er in seinen Bergwerksunternehmungen erlitten. Die Algemeene Mijnbouw Mij. hat in diesem Jahre einen Verlust von 4 Millionen Gulden von ihren Reserven abschreiben müssen. Die schwedischen Erzbergwerke Kröllers liegen still, angeblich weil in der deutschen Industrie der Bedarf an schwach phosphorhaltigen Erzen zurückgegangen ist. Seine spanischen Bergwerke sind durch schlechte Verwaltung heruntergekommen, die nordafrikanischen, in Französisch-Marokko, haben die andern Verluste nicht ausgleichen können. Um sich von seinem unnötigen Ballast zu befreien, scheint Kröller schon vor einiger Zeit in aller Stille seine Interessen am Phönix abgegeben zu haben, und man vermutet, daß sein großer holländischer Rivale, C. J. K. van Aalst, diese Erbschaft angetreten hat.

Bei der engen Verflechtung, die in Holland zwischen den Großbanken und dem Großhandel bestehen, konnten die Verluste Kröllers nicht ohne Wirkung auf die Banken bleiben. Die finanziellen Beziehungen Kröllers zu der Rotterdamsche Bankvereeniging sind immer etwas dunkel gewesen. Solange es Kröller gut ging, beherrschte er diese Bankengruppe, ohne sie formal zu kontrollieren. Aber gleichzeitig mit dem Verfall

des Kröller-Konzerns ist, gewiß nicht ohne innern Zusammenhang, auch der Stern der Rotterdamschen Bankvereeniging verblaßt. In Holland sieht man den Einzug des Dr. van Hengel von der Amsterdamschen Bank in die Leitung der Rotterdamschen Bank als einen Sieg über das Rotterdamer Haus an, und die eingesessenen Amsterdamer Finanzkreise, die den Rotterdamer Eindringlingen nie recht gewogen waren, triumphieren. In der holländischen Presse spiegelt sich von alledem nur ein schwacher Schein ab, denn die Bank- und Industriekreise dieses fetten Landes sind exklusiv und selbstbewußt genug, um ihre innern Streitigkeiten nicht vor dem niedern Volk auszutragen, und selbst wenn man, was nicht so selten vorkommt, öffentliche Gelder für Privatinstitute benötigt, so sind doch die Verbindungen zwischen Politik und Wirtschaft eng genug, daß man sich deshalb nicht zu decouvrieren braucht. Wem es grade schlecht geht, der hält den Mund und wartet, bis er wieder an der Reihe ist.

Die Teuerungsaktion

Keiner lacht, und Keiner streikt, auch die Gewerkschaften nicht. Alle setzen sich erfreut, wieder einmal in der Wilhelm-Straße zu sein, an den grünen Tisch und beraten mit den Zollministern, daß sich die Balken biegen. Wer wird nicht gegen die Teuerung sein? Die Teuerung ist ein Übel, und wenn man ohne Teuerung verdienen kann, desto besser. Wer an die Lehren der Lutherschen Nationaloekonomie glaubt, der braucht freilich nicht erst nach den Ursachen der Teuerung zu forschen. Sie liegen auf der Hand. Offenbar steigen die Preise, weil sich noch nicht die Segnungen der Hochschutzzölle ausgewirkt und weil wir nicht schon im vorigen Jahre Agrarzölle eingeführt haben. Sie wissen doch: Die neuen Zölle werden die Produktion von Landwirtschaft und Industrie so gewaltig heben, daß wir ein Überangebot sondergleichen bekommen, und da sich bekanntlich die Preise in diesem so gut wie kartellfreien Lande nach Angebot und Nachfrage richten, werden sie purzeln wie sozialdemokratische Minister. Aber zu spät ist nun einmal zu spät, und jetzt müssen wir schon Reden und durch-halten, bis die Zölle ihre Wirkung getan haben.

Es gereicht den Zollinteressenten zum Ruhme, daß sie sich die Luthersche Wirtschaftslehre nicht ganz zu eigen gemacht haben. Besonders die Landwirte haben diesmal rund heraus erklärt, daß es ihnen darauf ankommt, gegenüber der Industrie sich durchzusetzen, mit andern Worten: einen größeren Anteil am Volkseinkommen zu erlangen. Das alte Argument der Bülow- und Bismarck-Zeit, das Ausland müsse die Zölle tragen, ist nur noch von ein paar ganz weißhaarigen Herren vorgebracht worden. Die jüngeren Schutzzolleute, besonders der Theoretiker der Landwirtschaftskammern, Kurt Ritter, haben offen zugestanden, daß es mit der Verkaufswut des Auslandes, das unbedingt seine Waren in Deutschland absetzen will, diesmal wohl nichts werden wird, und daß man sich immerhin darauf gefaßt machen muß, die volle Zollspanne auf die Preise aufzuschlagen.

Die Industrie hat sich auf Zolltheorien und Zollargumente überhaupt nicht mehr eingelassen. Sie ist ja seit Jahren gewohnt, mit dem Satz ‚Sic volo, sic jubeo‘ zu arbeiten, und wie der Erfolg zeigt, ist sie mit diesem schlagenden Argument auch jetzt auskommen. Dafür haben die Gelehrten vom Reichsverband der Deutschen Industrie und von der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände eine besonders feine Methode ersonnen, um die Teuerung zu beseitigen. Da sich, wie auch Luther lehrt, der Preis nach Angebot und Nachfrage richtet, so hat man ein höchst einfaches Mittel in der Hand, den Preis zu senken. Man braucht nämlich nur die Löhne so niedrig zu halten, daß keine Nachfrage mehr entstehen kann. Ein paar Monate tüchtig hungern, und die Sache ist gemacht: die Kaufleute müssen ihre Ware billiger hergeben, und die Arbeiter können wieder in Saus und Braus leben. Das Rezept ist nicht ganz neu. Von den Bürgern der Stadt Schilda wird erzählt, daß ihnen ihr Gemeindegaul zu viel fraß. Aber da die Schildbürger energische Leute waren, hielten sie durch und gaben dem Tier jeden Tag etwas weniger zu fressen. Eine Weile ging es ganz gut: das Pferd schlug zwar öfter aus als früher, aber sonst zog es noch ganz ordentlich. Eines Morgens, als die Schildbürger in den Stall kamen, war das Pferd tot. Wie das gekommen ist, können sie sich heute noch nicht erklären.

Herr Wendriner beerdigt Einen von Kaspar Hauser

„Gräßlich, so ’n feuchter Regentag! Haben Sie Ihren Schirm? Ich nehm immer ’n Schirm mit. Schrecklich, die arme Frau. Ich hab ihn noch gekannt, wie er in der Alexander-Straße seinen kleinen Laden gehabt hat – ein grundanständiger Mann. Nu – die Frau ist versorgt, der Mann hinterläßt mindestens seine achtmalhunderttausend. Ich weiß nicht: ich hab ihn immer gern gehabt. Noch vor zwei Monaten haben wir über Gruschwitz Textil gesprochen, ich hab ihm den Tip gegeben, da hat er nebbich noch zweitausend dran verdient! Ich kann Weißensee schon nicht mehr sehn. Sehr gut hat der Doktor Schwarz gesprochen, ein ausgezeichneter Redner. Die? Das ist eine angeheiratete Cousine von seiner Frau, näher kenn ich sie auch nicht. Nu drehn Sie sich doch bloß mal um! Eine Geschmacklosigkeit, so zur Beerdigung zu kommen. Das ist doch hier keine Premiere. Da ham Se recht – eigentlich is es ja doch eine... Hier weiter drüben liegt ein alter Onkel von mir, an den muß ich so oft denken, der hat immer gesagt: Ich wünsch dir, daß du nie so von der Börse kommst, wie du hingegangen bist! Recht hat der Mann gehabt. Diese Flaute ist was Fürchterliches. Ja. Haben Sie übrigens gehört, Schuster & Burggraff vergrößern ihr Kapital? Sehr gute Leute – können Sie sagn, was Se wolln. Entschuldigen Sie! Jetzt hab ich meinem Vordermann schon zweimal auf die Hacken getreten. Es ist aber auch eine kolossale Beteiligung. Kalt is. Ich wer mir noch wer weiß was holen. Aber ich habs mir nich nehmen lassen, zu kommen. Meine Frau hab ich zu Hause gelassen. Sie regt sich immer so auf. Beerdigungen sind nichts für Frauen. Außerdem hat sie heute Anprobe bei der Schneiderin. Sie waren

doch neulich in Chemnitz? Sagen Sie mal, haben Sie da den kleinen Steinitz nicht gesehn? Der hat doch in eine Strumpffabrik reingeheiratet, sehr fixer Junge. Schade – ich hätt gern gewußt, was aus dem geworden ist. Ich arbeite gern mit Sachsen – die Leute gehn mit der Zeit mit. Sssss! Nicht so laut! Ach so, der Alte is schwerhörig! Soll er nicht auf den Kirchhof gehn – es gehört sich nicht, so laut hier zu reden. Haben wir uns nicht schon mal hier getroffen? Komisch, immer treffen wir uns hier – das ganze Jahr sieht man sich nicht, und dann muß man sich hier treffen. Haben Sie Ihr Auto warten lassen? Ich hab mein Auto warten lassen – man kriegt hier draußen keins. Na, solls schon kosten. Meine Handschuhe sin ein bißchen kaputt – man merkts gar nicht, man trägt sie doch sonst nicht... Wissen Sie, ich hab immer zu meiner Frau gesagt: Bei meiner Beerdigung möcht ich am liebsten keine Beteiligung haben. Musik, ein schönes Quartett, und weiter gar nichts. Sie auch? Nein. Und so schnell, nicht wahr? Vorvorige Woche war er noch auf der Börse und hat Witze gemacht. Sie haben sofort einen Spezialisten zugezogen, aber es war nichts mehr zu machen. Vernachlässigt, wahrscheinlich. Man müßt mehr Diät halten. Ich hab ihn immer sehr gern gehabt. Auf mich hat er zählen können. Was ist da vorn? Warum geht das nicht weiter? Was warten die? Ach so, die Träger haben abgesetzt. Na – wissen Sie, von mir aus kanns nu weitergehn. Ich hab schließlich noch was Andres zu tun, in der Stadt. Man hat doch seine Zeit nicht gestohlen. Skandal, diese Warterei! Na, endlich...! Mein Schwager hat übermorgen Geburtstag, wollen Sie ein Stündchen zu uns kommen? Ganz einfach, zum Butterbrot... Schäfflers kommen auch. Da können Sie ja gleich mal die Sache wegen der Anilin mit ihm besprechen. Meines Erachtens liegt die Sache wesentlich günstiger, als Sie glauben. Es klärt sich wieder auf. Ich bin doch nicht warm genug angezogen. Wissen Sie, wenn man das Alles hier so sieht, die Steine und die Kränze – ich frag mich so oft: die Aufregungen und die Arbeit und die Kalkulationen – für wen ist das eigentlich Alles? Man tuts doch nur für seine Familie. Zum Schluß liegt man hier und ist nicht mehr da. Meinen Zylinder hab ich schon zwölf Jahre. Fahren wir nachher zusammen zurück? Bezahlen Sie doch Ihren Wagen – natürlich kriegt der Mann hier eine neue Fuhre! Wir können uns ja teilen – das ist vorteilhafter. Gehen Sie nachher noch zu der Frau? Ich auch nicht. Da sind wir. Gehen Sie ans Grab? Man muß ans Grab gehn, glaub ich. Ziehn Sie sich Ihre Handschuhe an – man macht sich die Finger so schmutzig am Sand. Vor uns sind ja noch so Viele – wir haben noch Zeit. Neulich, wie der Eisner gestorben ist, wissen Sie, der von Eisner & Eisner, hat seine Nichte drei Tage lang nichts gegessen. Ich finde das übertrieben. Erinnern Sie mich, daß ich Ihnen nachher den Witz mit dem Ochsen im Schaufenster erzähle – großartig. Ach, wissen Sie, wenn ich hier draußen bin und so manchmal dran denke in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann – ich kann manchmal nicht schlafen, ich nehm Brom, nehmen Sie auch Brom? – , dann sage ich mir das Eine: Nur lebendig soll man sein!“

Der Hindenburgstiefel

Man entsinnt sich jener Zeichnung von George Grosz: irgendein Bürger leckt einen Generalstiefel.

Die Wirklichkeit hat diese Phantasie des Zeichners noch übertrumpft: der Hindenburgstiefel ist geschustert — er steht bereit, geleckt zu werden. Mit Andacht und Fleiß, mit wahrer Vaterlandsliebe, aufrichtiger Ergebenheit und haarsträubender Borniertheit haben sächsische Schuster den „größten Stiefel der Welt“ angefertigt. (Solche Imperative sind auch echt deutsch: der größte Dampfer, das größte Hotel, die größte Unterwürfigkeit.) Dieser Stiefel ist 5 Meter hoch, die Sohle ist 190 Zentimeter lang und 73 Zentimeter breit, der Absatz — merk dir das, du armer Hund! — ist 27 Zentimeter hoch. Und 10 Rindshäute und 184 Pfund Bodenleder haben Material geliefert, und sechs Innungsmeister haben diesen Stiefel, dies Sinhbild deutschen Fleißes, deutscher Tüchtigkeit in 750 Arbeitsstunden geschaffen...

Der Stiefel nennt sich Hindenburgstiefel und ist auf einem Jubelfest der Schuhmacherinnung in Döbeln zu sehen gewesen. In den Tagen der Zoll- und Steuergesetze, in den Tagen, da auf den Straßen Berlins die schwarz-weiß-rote Kanaille frecher denn je zuvor werden konnte. Der Reichsadler paßt ihnen nicht: mögen sie sich in ihr neues Wappen diesen Stiefel mit der Kaiserkrone setzen, mit der Mörderfahne bewimpelt — die Fahne ist ihr Eigen, den Stiefel sind sie wert. Man soll noch sagen, die Volksseele schaffe sich nicht instinktiv ihren wahren Ausdruck! Dieser Stiefel der Innungsmeister ist ein herrliches Symbol. Patriotische Gemüter jammern immer noch, daß man den Eisernen Hindenburg damals zu Kleinholz gehackt hat. Stellt diesen Stiefel — 5 Meter hoch, 2 Meter lang — vor der Siegessäule auf, macht ein Nationalheiligtum daraus: da habt Ihr die deutsche Schande, den deutschen Gedanken, das deutsche Wesen. *Kurt Kersten*

Wilhelm redet weiter

Das Holzhacken, Heiraten und mit allen Orden und selbstverliehenen Fangschnüren zum Diner Gehen hindert Wilhelm Hohenzollern nicht, seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Reden, eifrig zu huldigen.

Was er redet, ist furchtbar! Uns kann es nur recht sein, denn er gräbt das noch nicht sehr tiefe Grab der Monarchie tüchtig tiefer. Er schwätzt sich die Krone immer gründlicher von seinem wenig erfreulichen Haupte, die Krone, die ihm die vereinigten Kriecher Germaniens so gerne wieder aufs Haupt setzen wollen.

Eine neue Emanation kaiserlicher Weisheit, gegeben an die ehrfürchtig lauschenden Ohren des ungarischen evangelischen Pfarrers Duschik: „Die deutschen Bücher sind zum großen Teil wissenschaftliche Werke, dagegen die französischen Bücher erotischer oder pornographischer Natur, die englischen Bücher Geschichten von Sherlock Holmes und Nick Carter.“

Die Majestät scheint Deutschlands bestes Witzblatt, das Buchhändlerbörsenblatt, nicht zu kennen. Ebensowenig zu kennen wie die französische und englische Literatur. Es lebe Tarzan und die Courths Mahler und Dinters selige Erben!

Übrigens bezeichnend, was der „Hof“ in Doorn sich „französisch“ und „englisch“ kommen läßt. Denn S. M. sprechen doch stets aus Erfahrung.

Im gleichen Interview nannte Wilhelm den Arbeiter einen Aristokraten. Für ihn sei er kein Proletarier.

Welche tiefe soziologische Weisheit! Der deutsche Arbeiter

wird huldvollst Allerhöchst zum Aristokraten befördert. Ei! Wenn einmal der deutsche Aristokrat zum Arbeiter sich beförderte — das wäre was !

Solange aber S. M. die Löhne der Arbeiter nicht verdoppelt, bleibt der Arbeiter Proletarier, trotz allen gekrönten Geschwätzes.

Meint der ewige Redner, mit solchem Unsinn einen einzigen Arbeiter zu gewinnen? So dumm ist allerhöchstens ein . . . Na ja! Aber keinesfalls ein Arbeiter.

Und nachdem er Ähnliches über deutsche Frauen und über nordische und — selbstverständlich verruchte — südländische Rassen losgelassen, schloß Wilhelm mit den Worten, daß er und sein Volk seiner Rückkehr auf den Thron harren, „mit deutscher Herzenstreue".

Hoffen und Harren... *Paul Zöllner*

Deutsche Justiz

Ein Zug kommunistischer Jugend marschiert von einer Versammlung ab; allen Berichten zufolge: geordnet und ruhig. Polizeibeamte sehen sich veranlaßt, ihn „aufzulösen", indem sie mit Gummiknüppeln hineinhauen. Darauf setzen sich einige Demonstranten zur Wehr, und ein Schupomann wird von ihnen angeblich mißhandelt. Aufs Geratewohl werden Einzelne herausgegriffen und verhaftet. Eins dieser Opfer steht vor der Strafkammer, ein zitternder, stiller Mann. Er spricht wenig und ganz leise. Er bestreitet, auch nur an dem Zuge teilgenommen zu haben; er stand nur zufällig in der Nähe; Kommunist sei er nicht. Keiner der als Zeugen vernommenen Polizisten erkennt ihn wieder. Das Hauptargument des Staatsanwalts für seine Schuld ist: da er verhaftet wurde, muß er sich verdächtig gemacht haben! Also statt der Entscheidung, die das Gericht nach sorgfältiger Beweisaufnahme zu fällen hat, gilt als Orakel die vom blinden Zugriff des Schupomanns getroffene! Doch nein, es gibt auch andre Beweismomente: ein Beisitzer erklärt, daß Hornbrille und langes nach hinten gekämmtes Haar ein Beweis für Kommunismus seien. Diese Frisur trägt das Opfer, obgleich es eine Hornbrille zu seinem Glück nicht benutzt. Der Vorsitzende: „Angeklagter, drehen Sie sich mal um!" Der Angeklagte dreht sich um, aber sein Haar wird immerhin nicht lang genug befunden, um eine politische Zugehörigkeit eindeutig zu erweisen.

Der Strafantrag lautet auf sieben Monate Gefängnis wegen „Aufruhrs" Aber Alle, die vom guten Glauben dieser Justiz reden, müßten die Rede hören, die einer der Richter hält, kaum daß die Doppeltür des Beratungszimmers ihn für die Ohren der profanen Menge unhörbar gemacht hat. „Die kommunistische Bewegung überhaupt ist eben auf Unruhe, Aufruhr und Zerstörung gerichtet. Gott sei Dank schiebt die Polizei ihr vorläufig noch einen Riegel vor. Wir müssen sie rücksichtslos bekämpfen . . . Der Angeklagte ist ein ganz gerissener Mitarbeiter im Dienste einer Partei." Was wäre er erst, wenn er sich offen zu ihr bekannt hätte! Immerhin wird die Sache vertagt; man will noch Zeugen zur Identifizierung des Angeklagten laden. Kein Zweifel, daß sie (in den Augen solches Gerichts) gelingt; die sieben Monate sind ihm, dem bisher Unbescholtenen, sicher. Bewährungsfrist? Gibts bei Kommunismus nicht. Ja, wenn er ein paar Einbrüche gefingert hätte! Er steht hilflos und betreten da, begreift noch nicht ganz, wie er in die Lage gekommen; ein Aufrührer ist das bestimmt nicht.

Aber wenn er das Gefängnis verläßt, wird ers wohl geworden sein. Sie fragen, wie sich das Verfahren abgespielt hätte, wäre die Demonstration hakenkreuzlerisch gewesen? Da hätte sich doch die Polizei nicht zum „Auflösen" veranlaßt gesehen.

Ernst Zedlitz

Die Ruinierten

Wenn die Reichen erst einmal ruiniert sind,
ist, soweit meine Beobachtung langt,
Alles in Ordnung. *Stephen Leacock*

In dem Seebad wohnen, hart am Strande und mit dem Blick aufs Meer, die ruinierten Leute. Das sind Menschen, die aus dem Vollen wirtschaften können, weil ihre häuslichen Sorgen belangloser Natur sind. Ihre Unternehmungen befinden sich in einem chaotischen Zustand und bedürfen kaum der Wartung. Sie lösen sich leichter in Wohlgefallen auf, wenn man die Finger davon läßt. Dem Personal ist gekündigt worden. Die Geschäftsräume stehen zu Verkauf, jedoch will Niemand sie haben. Einlaufende Postschecks und Kundenbeträge sind nicht zu erwarten, und wofern unverhofft doch ein paar Mark eingehen, übernimmt der Konkursverwalter in angeborener Höflichkeit mit Vergnügen die Empfangsbestätigung.

Was haben die ruinierten Leute in der Heimat zu versäumen! Sie waren so gescheit, in Konkurs zu gehen. Weshalb sollten sie sich nun dümmer machen, als sie sind, und dem Ende der Dinge mit Andacht folgen, wo es doch an der See weit Amüsanteres zu erleben gibt! Wer weiß, wie lange sie sichs leisten können! Bald beginnen wieder sorgenvolle Tage, denn das Geschäft will neu etabliert sein, es wird gut gehen und einen Überschuß abwerfen, der mit Überlegung durchgebracht sein will. Es ist recht, daß die ruinierten Leute die Gelegenheit wahrnehmen. Erleichtert atmen sie auf aus den Fauteuils der Hotelhallen. Sie essen Kaviar zum Frühstück, Hummer zu Mittag und abends Gänseleberpastete. Sie konnten sich das nie leisten, solange sie reich waren und Geld wie Heu verdienten. Die Perspektive des ruinierten Mannes gehört dazu, das Leben in vollen Zügen zu genießen.

Ich traf im Bade viele Herren, die ungeheuern Aufwand entfalteten. Auf sie Schritt ich zu und gratulierte ihnen herzhaft. Ich hatte mich nicht getäuscht. Sie waren durch die Bank ruiniert. Einem sah man es nicht ohne weiteres an, daß er ruiniert war. Zwar besaß er eine Flucht von Zimmern im Palace Hotel. Zwar segelte er auf eigner Yacht, spielte Tennis und steuerte seinen Maybach-Wagen eigenhändig. Aber er ging diesen schweren Zerstreuungen mechanisch und freudlos nach. Die Vermutung lag nahe, er habe zu Hause ein gut gehendes Geschäft mit einem hübschen Überschuß. Das mochte ihn traurig stimmen. Ich unterließ, ihm zu gratulieren, und tat recht damit.

Auch dieser Mann war ruiniert. Jedoch sein Tiefsinn hatte Gründe. Es waren Kräfte am Werk, das Geschäft aufzurichten und längere Zeit in Balance zu halten. Von den vier Zimmern mit Bad, die er für sich allein beanspruchte, hatte er zwei bereits aufgeben müssen. Seit gestern wählte er nicht mehr das Diner zu zehn Mark. Er nahm mit einem bescheidenen Mahl für sechs Mark fünfzig vorlieb und wechselte vom Schaumwein zum Chablis hinüber, die ganze Flasche für zwölf Mark.

Den Maybach-Wagen muß er morgen samt Chauffeur nach Hause schicken, denn sein Sozius hat ernsthaft den Besuch von Kundschaft in Erwägung gezogen. Die Rückkehr zum Reichtum ist also unausbleiblich. Der ruinierte Herr muß sich ein Auto mieten oder mit der Eisenbahn in deren schäbiger Zweiter Klasse heimfahren. All die Niederträchtigkeiten des Geldverdienens stellen sich nach und nach wieder ein.

In einem schwachen Augenblick wollt’ ich den Ärmsten bedauern. Aber wozu? Weshalb läßt er sich denn den Ruin nehmen, den er sich mühselig erworben hat!

Bruno Manuel

Die Platte ‚De tant d'amour . . .'

Der Boston Irving Berlins heißt im französischen Text: „De tant d'amour, de tant d'ivresses – que restent-ils? Quelques fleurs." Und eine Jazzband spielt das. Ich weiß schon: der letzte Snobismus ist, keine Jazzband mehr zu lieben, man liebt sie schon wieder, nicht mehr oder noch nicht – das ist mir vollständig gleich. Wollen hören.

Die Begleitung gibt zu Beginn das Tempo eines preußischen Armeemarschs. Nur ein klein wenig schneller: eins, zwei, drei, vier, eins, zwei, drei, vier . . . Was ist das – ? Und da setzt das Saxophon ein.

Das Saxophon spielt richtig die Noten von ‚De tant d'amour', aber verzerrt im Rhythmus, auseinandergespreizt die sanften Takte der Hesitation, gradegereckt zu einem Fox-trot. Unten rummelt die unermüdliche Maschinerie der Rhythmus-Fabrik, unbarmherzig. Oben schwebt die Melodie wie ein gefesselter Ballon in der Luft. Das Saxophon singt klagend, es hört sich an wie die Stimme eines begrabenen Menschen, der aus seiner Höhle um Hilfe ruft. Welch sonderbare Art von Fröhlichkeit – !

„Ich war auch einmal ein zarter Tanz", sagt die Melodie. „Jetzt muß ich hier im eckigen Takt mitlaufen, vorbei ist das mit den sanftgeschwungenen Ovalen meines Liedes. Ich laufe mit – was wollen Sie? Man muß leben. Ich erinnere mich noch gern an die alten Zeiten – aber das ist ja grade das Traurige, daß nur meine alte Losgelöstheit noch durchklingt." Aber nun hat sie sich wohl zu weich erinnert, denn plötzlich nimmt sie der Eckentakt an die Leine, und sie wirft gehorsam die Glieder und klappt nur so, ganz staccato, herausgearbeitet, ganz scharf, es ist fast wie eine Parodie.
Und dann klagt wieder das Saxophon, diese vox inhuma. „Wir lassen nur zu Zweien tanzen", sagt es. „Reigentänze kann es nicht mehr geben – sieh dir die Tänzer an – jeder tanzt in die seine hinein, streng, egoistisch, durchaus mit sich allein." Vergessen sind der Boston und die Worte des ehemaligen Textes. „Que restent-ils? Quelques fleurs!" – das hört sich an wie: „Weitermachen! Geld verdienen! Wer nicht mitlacht, wird niedergetreten." Und da lachen schon lieber Alle mit. Noch einmal reißt der Mann am Schlagzeug das Ganze zusammen, daß es nur so kracht, mit einem saubern und scharfen Marsch verabschieden sich die Blumen, die Trunkenheit und die Liebe. Dann kocht das Grammophon noch eine kleine Weile – dann hört man gar nichts mehr. „Ich will," sprach König Heinrich der Vierte, „daß Jeder seinen Grammophon im Nachttopf habe." Und so geschah es.

Peter Panter

Daher!

In den deutschen gewerblichen Betrieben ereignen sich jährlich etwa 10 000 tödliche Unfälle, 35 000 Unfälle mit dauernder, 58 000 Unfälle mit vorübergehender Erwerbsunfähigkeit. 575 000 gemeldete Unfälle, und daraus ergibt sich für unsre Volkswirtschaft ein Kapitalverlust, den man mit 2,8 Milliarden Goldmark beziffert hat. Es ist daher von größter Wichtigkeit, in gefährlichen Betrieben die Arbeiter bei Einstellung und in Zeitabständen daraufhin zu untersuchen, ob die unfallverhütenden Fähigkeiten bei ihnen vorhanden sind. *Dresdner Anzeiger*

Hermannschlachtfest zu Detmold

Des Südens Pfarrer und des Nordens Skalde
sie schwangen Reden von Gewicht und Wert.
Und über ihnen glänzte Hermanns Schwert.
Es tat sich was im Teutoburger Walde.

Die Glut im Herzen, so erlöschen wollte,
ward hier aufs Neu gespeist mit frischem Docht.
Ein großer Vorrat Rache ward gekocht.
Ha, wie es in Gesangvereinen grollte!

Aus dieser Stunde wächst ein Volk von Helden.
Das zeigt die Flamme, die im Auge glänzt,
das weist dies Standbild, eichenlaubumkränzt.
Und auch die Wirte-Innung kanns vermelden. *Karl Schnog*

Theaterfreunde. „Wenn ich dies erzähle, so schwebt mir dabei ein Wort vor, welches mir viel zu denken gibt, die Jahre betrachtend, die hinter mir liegen seit jenem Abend. Ich habe viel gesehen und gelernt, seit ich die Welt des Scheins, die Bretter, die die Welt nur bedeuten, verließ, um mich hineinzustellen in die absolute Wirklichkeit und Wahrheit. Und wenn ich nun nach so langen Jahren den Boden wieder betrete, so wird mir sein, als wäre dies Alles nur Mittel zum Zweck, grade so wie meine Schneiderei oder früher meine Mitarbeit in Vaters Musikverlag oder wie jene nächtlichen Gänge in den Straßen Berlins im Dienste der Stadtmission, um die armen Dinger von ihrem entsetzlichen Gewerbe wegzulocken durch das Anerbieten, ihnen ein Bett, ein Heim, eine ehrliche Arbeit zu verschaffen. Und wie sollte ich ihnen das jetzt geben können ohne das unentbehrliche Geld? Wenn man mich nun Theater spielen sehen wird bei Reinhardt oder wo immer, wird kein Mensch mehr denken, ich tue das Alles zu meinem Vergnügen oder um meiner eignen Existenz willen." Das schreibt Hedwig Wangel im ‚Tor der Hoffnung', dem Organ der Hedwig-Wangel-Hilfe für weibliche Strafentlassene (Berlin, Steglitzer Straße 35, Postscheckkonto Berlin 37 213). Wir, denen ihre Kunst unvergeßlich geblieben — wir wären wohl nie auf den Gedanken gekommen, sie spiele zum Vergnügen oder um ihrer eignen Existenz willen. Wir hätten vielleicht geglaubt, sie spiele um des rätselhaften Dinges Kunst willen, das sie nie ganz losgelassen und nach fünfzehn Jahren wieder zurückgezogen habe; oder um unsertwillen, denen Dichters Wort und seine Interpretation noch immer köstlich ist wie ehedem. Aber sie spielt für die Armen und Ärmsten. Sie spielt, weil ihr großes, gutes, gotterfülltes Herz das unsägliche Leid der Enterbten, Erniedrigten und Beleidigten nicht ertragen kann, ohne auf das wirksamste Mittel zu seiner Linderung zu sinnen. Sie spielt, weil sie, wie die Welt nun einmal ist, dieses Mittel in ihrer Kunst findet. Die ist ihr nun nichts mehr als Mittel zum heutigen Zweck. Grund genug für unsereinen, sich doppelt tief vor ihr zu neigen.

Wahrheitsfanatiker. Ignaz Wrobel hat im ‚Andern Deutschland', der empfehlenswerten pazifistischen Wochenzeitung, einen Satz geschrieben, der nicht grade den Nationalisten gefallen sollte und ihnen auch gar nicht gefallen konnte, weil er sich von den Phrasen ihres Geschmacks nebenbei dadurch unterscheidet, daß er wahr ist. Also rasen sie über seine Unwahrheit. Am meisten ein Korvetten-Kapitän a. D. Freiherr v. Forstner. Der wird uns ja nun wohl zeigen, was Wahrheit ist. Nämlich: „daß jeder der unzähligen Revolutionsminister, von denen eine große Reihe — wir brauchen ihre Namen nicht aufzuführen, wir kennen sie zur Genüge — wegen schwerster Verfehlungen hinter Schloß und Riegel gesetzt werden müßte, der besondern Obhut des Gesetzes zum Schutze der Republik untersteht". Wenn der Freiherr damit recht hätte: der Staatsgerichtshof erhöbe auf der Stelle Anklage gegen ihn. Aber tatsächlich sind die Revolutionsminister vogelfrei. Das andre Deutschland, das einen beschäftigungslosen Offizier zwänge, die „große Reihe" verbrecherischer Minister „aufzuführen" und ihre „schwersten Verfehlungen" klipp und klar zu bezeichnen und zu beweisen, und das ihn, weil er dazu außerstande wäre, „hinter Schloß und Riegel" setzte — dieses Deutschland wird meine Generation leider nicht mehr erleben.

Arbeiter. Du bist kaum fähig, dein Parteiblatt zu abonnieren, und fragst, was die Enthüllungen über die Vaterländischen Verbände in Nummer 33 der ‚Weltbühne' auf der rechten Seite hervorgerufen haben? Was zu erwarten war: nicht einmal den Versuch einer Widerlegung oder Entkräftung, sondern nur Wutgekreisch und eine Denunziation. Den Kläffern antwortet die Berliner Volkszeitung:

„Die Deutsche Tageszeitung nennt es ‚schäbige Gesinnung‘, wenn in den völkischen Sumpf einmal gründlich hineingeleuchtet wird. Sie irrt sich. Die schäbige Gesinnung steckt da, wo man zu feige ist, Auswüchse der politischen Bewegung zu bekämpfen, wenn sie im eignen Lager vorkommen. Schäbige Gesinnung ist es, wenn man gleichgültig oder mit mehr oder weniger offener Duldung offenbare Verkommenheit als Werkzeug für die eignen Zwecke benutzt. Und das tun die Deutschnationalen und ihre gesamte Presse, die die völkischen Verschwörer jederzeit als Bundesgenossen benutzen, wenn sie damit selber Geschäfte machen können. Nein, nicht vertuschen hilft — der völkische Sumpf muß bloßgelegt werden. Allen sichtbar. So nur wird es möglich sein, ihn auszuheben!“ Die Denunziation stammt von den Vereinigten Vaterländischen Verbänden selber und lautet: „In Nummer 33 der ‚Weltbühne‘ schreibt ein Anonymer über seine Erlebnisse und Erfahrungen bei den Vaterländischen Verbänden. Die Auslassungen bewegen sich in der Art der bekannten Schrift des Herrn Dr. Gumbel, das heißt: sie liefern unsern Feinden Stoff zu neuen verschärften Kontrollen. Dadurch kritisiert sich der Inhalt von selbst. Wenn auch die V. V. V. D. durch derartige Sensationsnachrichten keineswegs berührt werden, so fühlen sie sich doch verpflichtet, die V. V. allgemein gegen die aus der Schrift deutlich ersichtliche Tendenz der Verächtlichmachung zu verwahren. Die V. V. V. D. erwarten außerdem das Einschreiten des Staatsanwalts wegen Landesverrats.“ Nun, darauf ist eine Antwort nicht nötig.

Karl Raichle. Sie schreiben mir: „Johannes R. Becher wurde am 20. August in Urach, wo er sich bei mir zur Erholung aufhielt, ohne Angabe von Gründen verhaftet und dem Amtsgericht Urach eingeliefert. Durch zweitägigen Hungerstreik mußte er die Haftbefehlsbegründung erzwingen. Es handelt sich um das bereits vor einem Monat beschlagnahmte Buch: ‚Der Leichnam auf dem Thron‘ und die vor einem Jahre erschienenen, nicht beschlagnahmten Bücher: ‚Vorwärts, du rote Front‘ und ‚Arbeiter, Bauern, Soldaten‘ (Taifun-Verlag). Die Beschlagnahme des ‚Leichnams auf dem Thron‘ erfolgte wegen Vergehens gegen dreizehn Paragraphen, darunter: Vorbereitung zum Hochverrat; Gotteslästerung; Aufreizung zum Klassenhaß; Vergehen gegen das Republikschutzgesetz. Herausgerissene Worte und Verszeilen werden als Begründung vorstehender Paragraphen angeführt. Zum Beispiel die Verszeile: ‚...nur die Reichen dürfen plündern...‘ ist ein Vergehen gegen das Republikschutzgesetz.“ Sie sind überzeugt, daß ich meiner Ansicht über diesen unerhörten Eingriff in künstlerisches Schaffen durch die Justizbehörde in entsprechender Weise Ausdruck geben werde. Aber wenn ich das tue, krieg ich ja mehr Jahre Zuchthaus als Becher selbst. Und ich habe an dem Lustrum, das mir die Denunziation der Vaterländischen Verbände eintragen wird, bis auf weiteres grade genug.

Verantwortlich : Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki - Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

XXI. Jahrgang 8. September 1925 Nummer 36

Der Kampf um die Scholle von Otto Corbach

Lieb Vaterland, magst ruhig sein, Fest steht und treu die Wacht — nicht am Rhein, aber an der Zollmauer. Von einer „Wacht am Rhein“ und was damit zusammenhängt ist nicht mehr die Rede. Die Reaktionäre, die uns regieren, haben sich gegenüber den Westmächten aus Saulussen in Paulusse verwandelt. Sie treiben eine entschiedenere Erfüllungspolitik als Die, die sie einst für Hochverräter erklärt haben. Der Sicherheitspakt wird zustande kommen, und Deutschland wird in den Völkerbund eintreten. Den Wählern der Rechtsparteien, die etwas ganz Andres erwarteten, weils ihnen vorgespiegelt wurde, ist nur der eine Trost geblieben: daß wir einen Generalfeldmarschall als Reichspräsidenten haben. Die Staatsmänner, die hinter seinem breiten Rücken wirklich regieren, sind viel zu klug, an Illusionen zu hängen, die sie in den breiten Massen des deutschen Volkes haben nähren lassen, um das Heft in der Hand zu behalten oder in die Hand zu bekommen. Sie wissen, daß das Verhängnis der Erfüllungspolitik seinen Lauf nehmen muß, und befolgen für die Cliquen, denen sie dienen, die Parole: Rette sich, wer kann, das ist der wahre Sinn der Zollpolitik.

Denn von allen Wirkungen, die den Zöllen zugeschrieben werden, ist nur eine mit Sicherheit zu erwarten: eine Verteuerung der notwendigsten Unterhaltsmittel für die breiten Massen zugunsten der einheimischen Erzeuger. Das gilt im Besondern von den landwirtschaftlichen Schutzzöllen. Die Vorstellung, daß das deutsche Volk sich durch diese Zölle, die man später zu einem „lückenlosen Zolltarif“ auszugestalten hofft, von jeglicher Lebensmittelzufuhr aus dem Ausland unabhängig machen könne, ist eine Illusion, an die man die breiten Massen glauben machen will, damit sie darüber vergessen, wie ihnen der Magen knurrt. Freilich folgt Berlin in dieser Hinsicht nur dem Beispiel andrer europäischer Regierungen. Die Völker Europas werden von politischen Bankerotteuren regiert, die so tun müssen, als ob sie das Unmöglichste möglich machen könnten, um sich noch eine Weile über Wasser zu halten. In Frankreich schrumpft die Weizenanbaufläche seit dem Kriege zusammen; immer größere Mengen Getreide oder Mehl müssen bei steigenden Weltmarktpreisen eingeführt werden, was den Franc weiter sinken machen hilft. Es handelt sich um eine unerbittliche Folge weltwirtschaftlicher Wandlungen, die aller dagegen getroffenen Maßnahmen spottet. Selbst in England, wo nur noch ein Fünftel des Nahrungsmittelbedarfs im eignen Lande erzeugt wird, träumen führende Staatsmänner davon, das volkswirtschaftliche Steuer in der Richtung landwirtschaftlicher Selbstversorgung umwerfen zu können. Wie aber soll das möglich sein, ohne daß man der

schon übermäßig gelichteten Landbevölkerung die Auswanderung in die eignen Dominions verbietet, die sie immer stärker anziehen, und ohne daß man diese Dominions vollends abstößt, die seit Jahren immer entschiedener die Bevorzugung der englischen Industrieerzeugnisse auf ihren Märkten an ihren eignen landwirtschaftlichen Erzeugnissen bei der Einfuhr in das Mutterland vergolten sehen wollen?

Bei den wachsenden Schwierigkeiten, die Ausfuhrüberschüsse zu erzielen, die zum Ausgleich der Nahrungsmittel-Einfuhr und der Schulden-Verzinsung und -Tilgung erforderlich sind, ist zwar verständlich genug, daß die europäischen Staatsmänner ihren Völkern das schöne romantische Lied von der Selbstbehauptung durch Arbeit auf der eignen Scholle vorsingen. Als ob auch nur im Traum noch von irgendwelcher Unabhängigkeit einer nationalen Landwirtschaft bei immer stärkerer Verflechtung der gegenseitigen Beziehungen der Staaten die Rede sein könnte! Durfte der russische Mushik im alten Zarenreich die Scholle, die er bestellte, als seine eigne betrachten, nachdem die Leibeigenschaft aufgehoben worden war? Im Gegenteil: er wurde nun erst recht zum Zinsknecht des westeuropäischen Finanzkapitals, zu dessen Gunsten der russische Staats- und Wirtschaftsapparat immer stärker funktionieren mußte. Es ist hauptsächlich die Angst der russischen Bauernschaft vor einem Rückfall in eine solche Zinsknechtschaft, die sie heute treu zur Sowjet-Regierung stehen läßt. Das Weltkapital hätte den Bolschewismus längst stürzen können: es brauchte nur dem russischen Volk gegenüber feierlich auf seine Ansprüche aus der Zarenzeit zu verzichten, statt sie mit konterrevolutionären Söldnertruppen zu verteidigen — nie hätte dann die Sowjet-Regierung in der russischen Bauernschaft den Rückhalt gewonnen, der ihr heute ihren Bestand sichert.

Wie dieses Beispiel lehrt, setzt ein ernsthafter Kampf um die eigne Scholle unter den heutigen weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Verhältnissen voraus, daß man sich von ihnen vollständig loslöst und ihnen so lange trotzt, bis man wirklich fest auf eignen Füßen steht. Man erwäge doch nur, wogegen europäische Volkswirtschaften, die durch Zollmauern von einander getrennt sind, im weltwirtschaftlichen Wettbewerb aufzukommen haben. Die gewaltige Ausdehnung des Gebiets, auf dem die Landwirtschaft der Vereinigten Staaten einheitlich organisiert werden konnte; die Unabhängigkeit des amerikanischen Farmertums von allem wirtschaftlichen Traditionalismus der Alten Welt; die Beweglichkeit, womit es seine Standorte nach den jeweiligen gesamten Produktionsverhältnissen des Landes wechselte; die Einmütigkeit, womit es auf jeden technischen Fortschritt jeweils prompt reagierte — alles Das und vieles Andre hat schließlich dazu geführt, daß das Volk der Vereinigten Staaten, um sich zu ernähren und zu bekleiden, nur

einen Bruchteil der Kraft und Mühe aufzuwenden braucht, die europäische Völker sich beides kosten lassen müssen.

Grade Das wird gewöhnlich bei Auseinandersetzungen über die Zollfrage übersehen. Man kämpft mit alten verrosteten Waffen aus den Arsenalen überlebter Freihandels- oder Schutzzolltheorien und wundert sich, daß umso größere Verwirrung entsteht, je mehr Getöse man macht. Was nützt es, daß die europäischen Landwirtschaften einen verhältnismäßig großen Anteil an der Versorgung der Bevölkerung des eignen Landes mit Lebensmitteln behaupten, wenn dies nur auf Kosten ihrer gesamten Wettbewerbsfähigkeit möglich ist! Die Völker Mittel- und Westeuropas müssen physisch und geistig degenerieren, wenn sie fortfahren, sich gegen sich und die übrige Welt durch Zölle abzusperren, um möglichst allein von den Früchten der eignen Scholle zu leben. In der nordamerikanischen Union sind es bestimmte Staaten, die vorwiegend Weizen, andre, die vorwiegend Reis, wieder andre, die vor Allem Kartoffeln bauen, während nur zwei Staaten, Kalifornien und Florida, fast den gesamten Obstbedarf des riesigen Landes decken und die Südstaaten sich fast ausschließlich der Baumwollkultur widmen können, ohne sich darum zu kümmern, wo das Brot gedeiht, das sie essen.

In diesem Sinn kann auch das Heil Europas nicht in zollpolitischer Spaltung, sondern nur in zollpolitischem Zusammenschluß gesucht werden. Nicht unter Ausschluß, sondern unter Einschluß Sowjet-Rußlands und Englands. Man kommt eben um die großen politischen Gegensätze, die Europa zerklüften, nicht herum. Sie müssen ausgetragen werden. Bis dahin sind Schutzzölle, Sicherheitspakte, „paneuropäische“ Unionen und dergleichen nur Variationen ein und derselben Vogelstraußpolitik.

Um den Küstriner Putsch von * * *

Geßler hat in seiner bekannten Reichswehr-Etat-Rede vor dem Reichstag am 26. Mai 1925 die Existenz der Schwarzen Reichswehr für die Zeit des Ruhrkrieges zugegeben, leider aber keine Veranlassung genommen, den Aufbau dieser Truppe und ihren offiziellen Zweck der Öffentlichkeit bekanntzugeben. Wahrscheinlich glaubte man, daß mit der Zeit neue Sorgen die Gedanken von den delikaten Geschichten im Wehrkreis 3 ablenken würden. Das war ein Trugschluß, der nicht mit der Mordorganisation der Schwarzen Reichswehr rechnete. Eine Unzahl Morde, von denen bisher „erst 18“ aufgeklärt sind, erschrecken aber den Bürger auch noch, wenn sie erst Jahre später aufgedeckt werden. Mit unüberhörbarer Dringlichkeit ertönt nun die Frage: Wie konnte eine Feme monatelang morden, ohne daß man sie aufdeckte? Die Antwort gibt sich selbst: Es waren Militärpersonen und als solche Mitglieder einer Exekutivbehörde, die gemordet haben! So verschieden die Dinge auch sind: Haarmann, der Sexualverbrecher, konnte ebenfalls

monatelang morden, weil er als Polizeispitzel einer Behörde nahestand. In beiden Fällen hat die Behörde eine gewisse Schuld, von der sie sich weder durch Dementis noch durch Landesverratsprozesse reinigen kann. Diese Schuld liegt in der gedankenlosen Verschleuderung ihres Vertrauens an Blender.

Nur kurze, entstellende Berichte sind nach dem Küstriner Putsch der Presse zugänglich gemacht worden. Eine Zensur, die an die Kriegszeit erinnert, überwachte die Zeitungen. Selbst der Kottbuser Prozeß gegen 14 Rädelsführer brachte keine Aufklärung, weil man dort nur die ausgeführte Tat ohne gerichtliche Voruntersuchung abzuurteilen hatte (Gesetz des Justizministers vom 4. Oktober 1923 über die Bildung dieses außerordentlichen Gerichts). Es ist, als wären die Regierungsstellen im letzten Augenblick zur Besinnung gekommen, als hätten sie plötzlich ihre Schuld erkannt und sie durch Gesetze gutmachen wollen. Nur so erklärt sich die vom Reichspräsidenten erwirkte Verordnung betreffend die Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und andre für das Reichsgebiet notwendige Maßnahmen vom 26. September 1923. Man bedenke: vier Tage vor dem Putsch diese Verordnung, einen Tag vor dem Putsch der Haftbefehl gegen Buchrucker – und vierzehn Tage später weiß kein Mensch etwas von den Zusammenhängen zwischen Schwarzer Reichswehr und Reichswehr. Das ist eine Wiedergutmachung, über die man sich nicht freuen kann, die niemals den Vorwurf auslöscht, daß die in Betracht kommenden Behörden – insbesondere das Reichswehrministerium – eine Mordtruppe geschützt, die Vorbereitung eines Angriffs auf die Verfassung zugelassen, gefördert und bis zum letzten Augenblick gebilligt haben. Durch die plötzliche Aufnahme von Feindseligkeiten gegen die Schwarze Reichswehr und die krampfhafte Vertuschung der Tatsachen vor der Öffentlichkeit geben sie selbst ihre Schuld zu. Daß eine Behörde betrogen wird, ist nicht unfaßlich; aber daß sie selbst den Betrüger vor öffentlicher Brandmarkung schützt, ist eine kitzlige Angelegenheit.

Nach allen Informationen, die bisher durchgesickert sind, handelt es sich bei der Schwarzen Reichswehr um eine 1922 neu aufgestellte, der Reichswehr angeschlossene Truppe. Waffenbeschaffung, Instandsetzung und Ausbildung ungedienter Leute waren ihre Aufgaben. Diese Formation wurde von Verbänden mit unbedingt zuverlässiger vaterländischer Gesinnung gestellt. Das wußte und billigte die Reichswehr. In Seeckts Erlaß vom 23. März 1923 heißt es:

„Von sogenannter national-sozialistischer Seite werden zur Zeit, wie ein Einzelfall zeigt, leider nicht immer vergebliche Versuche gemacht, Reichswehrangehörige für die politischen Ziele der Partei zu gewinnen. Diese Bestrebungen gehen auf eine Verleitung der Offiziere und Mannschaften zum Ungehorsam gegen Befehle ihrer Vorgesetzten hinaus und enthalten den verbrecherischen Versuch, die Disziplin unter ihnen zu erschüttern.“

Dieser Erlaß wirkt naiv, wenn man die tatsächlichen Zustände in der Reichswehr während des Sommers 1923 dagegen-

hält. Eine Besoldung aus eignen Mitteln und Vereidigung auf die Verfassung verweigerte die Reichswehr den „Schwarzen“ grundsätzlich. Wenn trotzdem Gelder gezahlt wurden, handelt es sich um solche, die von vaterländischen Organisationen der Reichswehr zur Verfügung gestellt wurden. Geßler gab auch diese Geldspenden in seiner Rede zu, lehnte aber ab, ihre Verwendung zu erörtern. Andrerseits wurden diese Zivilarbeiter – so hieß die Schwarze Reichswehr offiziell – militärisch uniformiert und mit Ausweisen versehen und unterstanden den militärischen Allgemeinbestimmungen, wonach, zum Beispiel, einer Zivilbehörde – Kriminalpolizei – untersagt ist, das militärische Gelände – Kasernen der Schwarzen Reichswehr – zu betreten. Offensichtlich hat hier die Reichswehr das Treiben einer verfassungsfeindlichen Macht im Staate – ob unbewußt oder fahrlässig, ist grade für die Wehrmacht gleichgültig – legalisiert. Ja, durch die Verweigerung einer ausreichenden Besoldung von Staats wegen hat sie die Schwarze Reichswehr gezwungen, illegale Wege zu völkisch-radikalen Kapitalkreisen zu gehen und von vorn herein eine durchaus mögliche einwandfreie Zusammenarbeit unterbunden.

Langsam, aber mit steter Sicherheit rückte die „Abrechnung mit den Novemberlingen“ heran. Immer mehr verstrickte sich die Reichswehr durch ihr Zweiaugenzudrücken in das Schuldgewebe. Dagegen, daß Seeckt selbst einwandfrei authentisch-offizielle Kenntnis von den Zuständen in seiner 100 000-Mann-Armee hatte, spricht schon sein Erlaß. Jedenfalls aber gingen die Fäden der Schwarzen Reichswehr bis in sein Vorzimmer. Erst die Aussicht auf eine Stabilisierung der Mark und damit verbundene Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse machte den Putsch für die Reichswehr unmöglich. Rechtzeitig drehte sich die Windfahne auf den Gebäuden der Behörden. Ein Haftbefehl gegen Buchrucker wurde schleunigst erwirkt, der Abbau der Schwarzen Reichswehr beschlossen. Die Putscher waren sprachlos über „die Niedertracht ihrer regulären Kameraden“. Ein ungeheurer Haß beherrschte sie gegen Seeckt, den „Spieler nach zwei Seiten“.

Es war der 30. September 1923, als die Liebäugelei der offiziellen Reichswehr mit den Schwarzen aufhörte. So überraschend kam der Gesinnungswechsel „höhern Orts“, daß Schulz noch am 30. September vormittags für vier Tage verreist war, nachdem er den Umsturz vom 1. auf den 6. Oktober verschoben hatte. Ohne ihn war Buchrucker machtlos. Er fuhr nach Küstrin und machte seinen Lokalputsch, ohne die rund um Berlin und in Berlin stationierten starken Kommandos der Schwarzen Reichswehr zu benachrichtigen. Der Major, der für eine höchste und verantwortungsvolle Stelle im neuen Alten Deutschland vorgesehen war, hatte einfach den Kopf verloren. Es ist ausgeschlossen, daß die Reichswehr, durchsetzt von reaktionärer Gesinnung, einem elementaren, gleichzeitigen Losbruch der Schwarzen Reichswehr standgehalten hätte. In der Bewaffnung und zahlenmäßig war die Schwarze Reichswehr mit ihren Rekrutierungsdepots wenigstens im Wehrkreis 3 der Reichswehr weit überlegen.

Gudovius aber, der Freund des Kommandanten der Schwarzen Reichswehr Küstrin, Major Herzer, erkannte, daß ein in Küstrin einsetzender Putsch niemals für Berlin gefährlich sein konnte. Buchruckers Nervosität und die Kenntnis von dem Haftbefehl gegen ihn machten auch die Wetterfahne auf der Küstriner Kommandantur locker. Energisch, verfassungstreu, ein Republikaner von überzeugter Glut, ließ Gudovius Buchrucker und seinen Freund Herzer verhaften. Herzer war wie aus allen Liebesmahlhimmeln gefallen; am Abend vorher hatten sie noch zusammen gekneipt. Im Kottbuser Prozeß sagte Gudovius wörtlich: „Für mich handelte es sich um die unglaubliche Tatsache, daß meine Forts, daß die unter meinem Befehl stehende Festung Küstrin der Reichswehr, dieses Bollwerks des deutschen Staates, von fremder Hand besetzt worden war. Nur unter diesem Gesichtspunkt handelte ich.“ Unter welchem Gesichtspunkt hat er wohl die Besetzung früher zugelassen und gefördert? Die angeklagten Rädelsführer waren anständig genug, stillschweigend die Aussagen ihrer Freunde zu ertragen.

Zwei Jahre vergingen, ohne daß sich das Manöver der Reichswehr als falsch erwies. Erst Geßlers Rede lenkte die Aufmerksamkeit in die Küstriner Zeit zurück. Das von E. J. Gumbel und den Seinen im Auftrag der Deutschen Liga für Menschenrechte herausgegebene Buch: ‚Geheime Rüstungen?‘ und der Mordprozeß von Schwerin taten ein Übriges. Da lief eine Meldung der Polizei durch die Presse, die von neuen Fememorden berichtete. Alle erkannten die Basis Schwarze Reichswehr – Küstrin – Mecklenburg, von der aus Mord auf Mord verübt worden war. Deutschland steht vor einem neuen Feme-Prozeß in Landsberg an der Warthe, einem Prozeß, der anscheinend ungleich höhere Bedeutung hat als der Schweriner, denn es ist der Prozeß der Schwarzen Reichswehr aus der Zeit bis zum Küstriner Putsch. Die Feme hatte in den letzten Monaten vor dem Putsch eine Unzahl Morde begangen, deren Opfer ausnahmslos 1923 gefunden wurden. Die beliebte Verschleppungstaktik, ein Justizprinzip bei Prozessen der Rechten, an das sich die Republik fast gewöhnt hat, ließ erst 1925 den Prozeß gegen die Täter reifen. Einer der Angeklagten ist Schulz; er ist nicht der Ehrenmann, seine ehemaligen Gönner durch Schweigen zu schützen. Er wird und will reden – dann müssen diese ausgiebiger antworten als in Kottbus. Aber der Ausschluß der Öffentlichkeit ist eine Pille, die leicht zu drehen ist und sicherlich auch geschluckt werden wird. Was geht es das Volk an, was seine Behörden machen?! L’état c’est moi! – und jetzt ists der Ehrenvorsitzende des Stahlhelmbundes, der auch mit der Schwarzen Reichswehr verschwägert war.

Es ist bedauerlich, immer wieder in Geschichten wühlen zu müssen, die Jahre zurückliegen. Aber heute darf man es, ohne der Republik, dem Staat zu schaden und ohne selbst Landesverräter gescholten zu werden. Hätte man damals die Geschichte der innenpolitischen Entwicklung Deutschlands stenographisch aufgenommen und sie ohne Zensur dem Volk zur Kenntnis gegeben: die Gegenwart hätte eine unangenehme Aufgabe weniger zu lösen.

Darwin bei den Angelsachsen von Oscar Levy

Deutsche Leser, die durch den sogenannten Affenprozeß in mehr oder minder amüsierte Aufregung versetzt sind, nimmt es Wunder, daß der Kampf zwischen Darwin und Bibel in Amerika immer noch nicht entschieden ist. Sie vergessen dabei leicht, daß die Entwicklungslehre von jeher in angelsächsischen Ländern auf größern Widerstand gestoßen ist als, zum Beispiel, in Deutschland. Und dies aus einem sehr einfachen Grunde: die Völker englischer Zunge haben zur Bibel ein tieferes Verhältnis und sind auch mit ihrem Wortlaut besser vertraut als wir andern Europäer. Sie haben aus der Bibel erfahren, daß Gott den Menschen zu seinem Ebenbilde erschuf (Genesis 1, 27), und der Sturz dieses Gottähnlichen zum Affenabkömmling – diese von vielen biologischen Forschern heute ganz aufgegebene These – war es hauptsächlich, was seinerzeit drüben die Frommen und Nichtfrommen gleichmäßig in Entrüstung versetzte.

Zu den Entrüsteten gehörte nicht nur, wie Professor Heinrich Hermelink in seinem schönen Aufsatz: ‚Darwin und Bibel‘ (Nummer 521 der ‚Frankfurter Zeitung‘) ausgeführt hat, der englische Staatsmann Gladstone, sondern auch sein großer Tory-Gegner Disraeli. Dieser, obwohl jüdischer Abstammung, oder grade weil jüdischer Abstammung, versäumte niemals, für die Rechte der Hochkirche und der semitischen Tradition – denn für ihn war das Christentum die Tochter des Judentums und dessen logische Folge – einzustehen. Disraeli war eigentlich ein Gegner der Entwicklungslehre vor Darwins ‚Origin of Species‘ von 1859. Daß diese Lehre schon vor dieser Veröffentlichung in der Luft lag, ersehen wir aus Disraelis Roman. ‚Tancred‘, der 1847 erschien und gewissermaßen eine Verteidigung der Tradition gegen die kommende Entwicklungslehre enthält. Im 8. Kapitel des zweiten Buches dieses ‚Tancred‘ (ins Deutsche von mir übersetzt und bei Georg Müller erschienen) finden wir den Titelhelden Tancred, einen englischen jungen Aristokraten, zu Besuch bei der wunderschönen Lady Constance, in die er sterblich verliebt ist. Lady Constance, die selbstverständlich im Vollbesitz damaliger Bildung ist, nimmt ein Buch vom Tisch und fragt ihren Verehrer:

> „Haben Sie hiervon schon gehört?“
>
> Tancred öffnete das Buch, das er nie vorher gesehen hatte und las den Titel: ‚Die Enthüllungen des Chaos‘, ein Buch, das soeben herausgekommen war, und von dem er schon hatte reden hören.
>
> „Nein,“ sagte Tancred, „ich habe es noch nicht gelesen.“
> „Wenn Sie wünschen, werde ich es Ihnen borgen; es ist eins jener Bücher, die man gelesen haben muß. Es erklärt Ihnen Alles und ist dabei sehr hübsch geschrieben.“
>
> „Es erklärt Alles!“, sagte Tancred, „nun, dann muß es wahrhaftig ein bemerkenswertes Buch sein!“
>
> „Es wird Ihnen sicherlich gefallen“, sagte Lady Constance. „Ich habe verschiedene Male an Sie gedacht, als ich darin las.“
>
> „Nach dem Titel zu urteilen, handelt es sich um ein sehr dunkles und schwieriges Thema“, sagte Tancred.

„Keineswegs“, sagte Lady Constance. „Es ist vollkommen wissenschaftlich gehalten. Alles ist durch Geologie und Astronomie und ähnliche Dinge erklärt. Es zeigt Ihnen genau, woraus ein Stern entstanden ist, wirklich sehr hübsch! Er entsteht nämlich aus einer Art verdichteten Dampfes, aus so einem bißchen verdickter Sahne der Milchstraße, und wird schließlich eine Art himmlischer Käse – ja, lachen Sie nur! Sie müssen es wahrhaftig lesen, es ist großartig!“

„Aber Niemand hat noch einen Stern entstehen sehen“, sagte Tancred.

„Das macht nichts. Sie müssen die ‚Enthüllungen‘ lesen – es ist Alles darin auseinandergesetzt. Aber das Interessanteste darin ist die Art und Weise, wie der Mensch entstanden ist. Sie wissen, daß Alles Entwicklung ist. Dies Prinzip geht nun immer weiter. Erst war Nichts, und dann war Etwas, und dann – das Nächste habe ich vergessen... ich glaube, es waren Muscheln und dann Fische, und dann kamen wir – warten Sie! kamen wir dann schon? Nun, es macht nichts – schließlich kamen wir eben. Und das nächste Entwicklungsstadium wird etwas viel Höheres sein als wir selber, etwas mit Flügeln, glaube ich. Ja, das wars: wir waren früher einmal Fische, und wir werden später einmal, glaube ich, Krähen werden. Sie müssen das wirklich lesen.“

„Ich glaube nicht, daß ich je ein Fisch war“, sagte Tancred.

„O, aber es ist ganz sicher bewiesen. Sie müssen nicht nach meiner flüchtigen Beschreibung allein urteilen – lesen Sie erst das Buch. Man ist sofort von der Wahrheit überzeugt. Es ist ganz wissenschaftlich gehalten, ganz anders als die andern Bücher, wo der Eine immer Dies und der Andre Jenes behauptet und Beide vielleicht Unrecht haben. Hier ist Alles bewiesen. Durch die Geologie, zum Beispiel. Sie können genau verfolgen, wie Alles entsteht; wieviele Welten schon dagewesen sind; wie lange sie gedauert haben; was vorher bestanden hat; und was nachher kommen wird. Wir sind nur ein Glied in der Kette, und die niedern Tiere sind früher dagewesen als wir; und schließlich wird die Entwicklung über uns hinausgehen, und wir werden die niedern Tiere sein und Alles, was von uns übrigbleiben wird, sind vielleicht ein paar Reliquien in einem neuen, roten Sandstein. Das nennt man eben die Entwicklung. Wir hatten Flossen, und wir können einmal auch Flügel haben.“

Die letzten Worte – „we had fins, we may have wings“ – sind auch in England zu geflügelten geworden: in einem erst kürzlich erschienenen Zirkularaufsatz über die Ereignisse von Monkeyville – Spottname für Dayton – werden sie auch von Lloyd George erwähnt.

Noch ein andres geflügeltes Wort über den Darwinismus, vielleicht das beste, das je gegen ihn gesprochen worden ist, stammt von Benjamin Disraeli. Es war im Jahre 1864: der Darwinismus erhob immer drohender sein Haupt. Man diskutierte über ihn schon in der Hochburg der High Church, Oxford, wo eine Konferenz über das Thema unter dem Vorsitz des Bischofs Wilberforce stattfand. Disraeli, damals nur ein wenig bekannter und noch weniger geschätzter Politiker, mischte sich unter die Zuhörer, erbat sich nach dem Vortrag zur Debatte das Wort und hielt folgende Rede:

Meine Herren! Man hat uns soeben erzählt, daß das Zeitalter des Glaubens vorüber sei. Ich erlaube mir, das zu be-

zweifeln. Wenn ich die geistige Atmosphäre nicht nur dieses Landes, sondern auch andrer Länder einer genauern Betrachtung unterziehe, so kommt mir der Gedanke, daß das Charakteristikum der heutigen Zeit keineswegs der Unglaube, sondern eine allgemeine Gläubigkeit ist. Diese Gläubigkeit sehen wir besonders auf dem Gebiet der Wissenschaft ihr Unheil anrichten. Was will nun eigentlich diese Wissenschaft? Worin liegt ihre hauptsächlichste Bedeutung? Die Bedeutung der Wissenschaft, so meine ich, liegt in ihrer Interpretation der Natur, und die Interpretation der höchsten Natur ist sicherlich die höchste Wissenschaft. Welches ist nun die höchste Natur? Sicherlich die des Menschen. Nun muß ich aber sagen: wenn ich die Interpretation der höchsten Natur durch die fortgeschrittenste wissenschaftliche Schule vernehme und sie vergleiche mit jener andern und seit langem bekannten Interpretation der Heiligen Schrift, dann kann ich durchaus nicht zugeben, daß dem Katheder eine vornehmere Bedeutung zukomme als der Kanzel. Welche Frage, zum Beispiel, steht heute zur Debatte und wird von der Wissenschaft mit zungenfertigster Gewandtheit unsrer Gesellschaft vorgelegt? Die Frage, um die es heute geht, lautet: Ist der Mensch ein Affe oder ein Engel? Nun, meine Damen und Herren: ich meinerseits bin auf Seiten der Engel."

Das Auditorium brach in lautes Gelächter aus, so berichtet der Biograph Disraeli J. A. Froude (auf Seite 177 seines Buches ‚The Earl of Beaconsfield', London, J. M. Dent & Co., 1905) und fügt hinzu:

Lehrer und Studenten wiederholten mit erschüttertem Zwerchfell die Phrase abends beim Port in ‚Common Room'. Die Zeitungen trugen die Kunde am folgenden Morgen bis in die entferntesten Ecken unsrer Insel, und die Leitartikler hatten die größte Mühe, den nötigen Journalisten-Ernst bei ihren Kommentaren zu bewahren. Das Wort „I am on the side of the angels" hat seitdem Karriere gemacht und ist historisch geworden, während die Proteste der professionellen Kanzlerredner mit dem Atem, der sie aussprach, verflogen sind. Die Note des Hohns, der das Wort durchdringt, hat es besser erhalten als irgendeine fromme Entrüstung, die vor einer erlauchten Gesellschaft von Akademikern und Bischöfen doch nicht am Platze gewesen wäre.

So weit Froude. Man ersieht hieraus, daß der Prophet Darwin im eignen Lande weniger schnell durchgedrungen ist als im fremden. Man versteht auch nunmehr, warum die Entwicklungslehre, die vielleicht einst ganz andre Bahnen als Darwins Lehre einschlagen wird, noch heute in angelsächsischen Ländern umkämpft wird.

Spiegel, du bleibst leer von Friedrich Markus Huebner

Für Louison

Spiegel: Blankes Nichts,
schuf sich heut und hier
denn der Glanz in dir
ihres Angesichts?

War es Schein, der trog,
daß noch eben, sprühend,
sie sich in dich sog,
mir entgegenblühend?

Heiß in das Genick
haucht' ich der Berauschten.
Wo blieb Kuß und Blick,
die in dir wir tauschten?

Ach, was gibt Gewähr,
daß, was war, geschah?
Beug ich mich auch nah
in dich: du bleibst leer.

Erinnerungen an die Große Zeit von Hellmut v. Gerlach

III.

Im Tollhaus

Nach meiner Rückkehr nach Berlin setzte ich mich sofort mit den Mitgliedern der Demokratischen Vereinigung in Verbindung. Ich hoffte, durch sie am raschesten und besten ins politische Bild zu kommen. War ich doch selbst Vorsitzender der Vereinigung. In ihr mußte ich also für meine eigne Stellung zum Kriege am ehesten Verständnis finden.

Ich sollte was Nettes erleben!

Zunächst wurde mir der zur Veröffentlichung bestimmte Vorstandsbeschluß vorgelegt, der kurz vor meiner Heimkehr gefaßt worden war. Er enthielt die Wendung von „dem uns aufgezwungenen Kriege". Selbstverständlich weigerte ich mich, mit meinem Namen eine Unwahrheit zu decken. Der Schriftführer erklärte mir, der Ausdruck sei auf Verlangen des Oberkommandos in den Marken eingefügt worden. Nur wenn er stehen bleibe, dürfe die Erklärung veröffentlicht werden.

Die Erklärung erschien, von den Namen meiner bisherigen Gesinnungsgenossen gedeckt. Ich war im Bilde – allerdings in einem andern, als ich mir gedacht hatte.

Die Demokratische Vereinigung hatte die Einstellung ihrer Tätigkeit für die Dauer des Krieges beschlossen. Eine Anzahl Mitglieder trafen sich doch oft in einem kleinen Restaurant der Potsdamer Straße. Ich bat dort um Belehrung über die Vorgänge in Berlin, da ich ja frisch aus dem Ansland importiert sei.

Na, da wurde nun ausgepackt. Jeder hatte einen Haufen Neuigkeiten aus den letzten Tagen zu berichten: der bekannte Lebensmittelgroßhändler Tamaschke sei wegen Spionage erschossen, ein berühmter Flieger – der Name ist mir entfallen – aus dem gleichen Grunde verhaftet worden. Unter den Linden hatten ein paar Russen ein Attentat auf den Kronprinzen verübt und seien von der Menge gelyncht worden, in der Friedrich-Straße habe man einen russischen Spion in Nonnenkleidern abgefaßt, gegen die Eisenbahnbrücke über die Spree sei ein Sprengversuch unternommen worden.

Mir schwirrte der Kopf. Das erste Mal war ich noch einigermaßen gläubig. Diese Männer, mit denen ich seit Jahren in engster politischer Gemeinschaft stand, waren mir alle als Leute bekannt, die immer den Grundsatz gepredigt hatten: Mißtrauen ist die oberste Tugend der Demokratie! Die mußten doch wohl wissen, was sie sagten.

Ein paar Dementis, zum Beispiel über das angebliche Attentat gegen den Kronprinzen, machten mich stutzig. Am nächsten Abend versuchte ich den Schreckensnachrichten auf den Grund zu gehen. Wer hat selber einen überführten Spion gesehen? Welche Brücke ist bisher in die Luft geflogen?

Es stellte sich heraus, daß Alle nur nach Hörensagen berichtet hatten. Aber Alle glaubten an den von ihnen berich-

teten Unsinn. Einer sagte mir ganz gekränkt: „Sie scheinen überhaupt nicht an Spione zu glauben. Dabei höre ich jeden Abend in der Alexander-Kaserne die Salven, wenn die Spione erschossen werden.“

So, nun hatte ich wenigstens einmal eine nachprüfbare Behauptung. Ich war nämlich zufällig mit einem Offizier des Alexander-Regiments befreundet. Den interpellierte ich sofort. Lachend erklärte er mir: „Ist ja kompletter Unsinn. Wir haben noch nie einen Spion in unsrer Kaserne gehabt, geschweige denn einen erschossen. Aber seitdem einmal abends aus Versehen ein Schuß losgegangen ist, wird überall erzählt, bei uns fänden Massenexekutionen von Spionen statt.“

Die Zusammenkünfte der Demokraten dauerten nicht allzu lange. Ich wurde den Andern verdächtig durch meine Skepsis. Einer nach dem Andern schrieb oder sagte mir, er könne nicht mehr kommen, da ich anscheinend den Erklärungen der deutschen Regierung und selbst denen der Obersten Heeresleitung nicht glaube. Die Stimmung wurde immer unbehaglicher, bis sich Alles in Wohlgefallen auflöste.

Wenn so schon bei den Jüngern Theodor Barths die Kriegspsychose grassierte, kann man sich denken, wie es im übrigen Volke aussah. Eine krankhafte Angst herrschte vor Vergiftungen. Das Rote Kreuz in Köln warnte öffentlich die Soldaten vor dem Genuß von Obst, da die Feinde vergiftetes Obst in den Handel gebracht hätten. In München verkündeten Offiziere von Autos herunter, die Wasserleitung sei vergiftet, worauf sich Alles mit Flaschenbier für den Mund und mit Mineralwasser für die Hände eindeckte. Ein Hauptmann aus Minden erzählte mir, man habe ihn dort sowohl am Baden wie am Wassertrinken verhindert, weil alles Wasser verdächtig sei. Sogar ein in Friedenszeiten so vernünftiges Blatt wie die ‚Frankfurter Zeitung‘ wußte aus Oesterreich zu melden, man habe dort einen Serben abgefaßt, der im Knopf seines Spazierstocks Bazillen zur Vergiftung des Wassers getragen habe. In Berlin tranken zahllose Familien das Wasser nur noch abgekocht. Und die Freibäder wurden den Leuten durch das Gerücht verekelt, der Müggelsee sei vergiftet. Es gab keinen Blödsinn, der nicht geglaubt wurde.

Eine besondere Rolle spielten die Goldautos, die von Frankreich nach Rußland unterwegs sein sollten. Der Vater dieser Ente scheint der Regierungspräsident von Düsseldorf gewesen zu sein, der durch W.T.B. melden ließ, bei Wolbeck hätten 80 französische Offiziere in preußischen Uniformen mit 12 Autos die deutsche Grenze überschritten, um Gold nach Rußland zu transportieren. Nun wurde die ganze Zivilbevölkerung Deutschlands mobil. In der Lokalpresse wimmelte es nur so von Nachrichten über die Goldautos. Aus den 12 wurden bald 24 oder gar 36. Mal sollten sie grün, mal blau angestrichen sein. In tausenden von Dörfern wurde Patrouillendienst eingerichtet. Nachts wurden Schranken oder Stricke über die Dorfstraße gezogen und daneben Posten mit Jagdgewehren, Heugabeln und Beilen aufgepflanzt. Wo ein Auto sich sehen ließ, wurde darauf geschossen. Zum mindesten

wurde es angehalten. Ein Auto, das eine Leiche im Sarg von Trier nach Koblenz zu bringen hatte, ist unterwegs 30 mal angehalten und 30 mal ist der Sarg geöffnet worden. Keine Vor weisung amtlicher Papiere schützte dagegen. „Die Stempel können ja gefälscht sein.“

Der Unfug mit den russischen Goldautos wurde erst gestoppt, als drei Standespersonen, darunter ein höherer Offizier und der Landrat des Kreises Schubin, zur Strecke gebracht und ein ganzes Auto voll Aristokratinnen in der Nähe Potsdams kaputt geschossen worden war. Da mit einem Mal ließ die Regierung amtlich erklären, daß es überhaupt nie russische Goldautos gegeben habe, und daß im Interesse des militärischen Kraftwagenverkehrs die Verfolgung von Autos zu unterbleiben habe.

Das ließ dieselbe Regierung erklären, die den ganzen Spuk entfesselt hatte! Denn nie hätte W.T.B. die Goldautos erfinden dürfen, wenns der Regierung nicht in den Kram gepaßt hätte. Sie hielt aber für nötig, die patriotische Stimmung anzuheizen. Bis sie selber sich gegen die Geister schützen mußte, die sie gerufen hatte.

Ein ganz ähnlicher Schwindel wie mit den russischen Autos wurde mit den französischen Fliegern getrieben. Auch sie waren eine amtliche Erfindung. Wieviel unnützes Pulver ist damals gegen den armen Himmel abgebrannt worden! Sogar vor den Toren Berlins, in Friedrichshagen, ließ die Gemeindebehörde tagelang einen Anschlag kleben, der darauf aufmerksam machte, daß 20 französische Flieger gemeldet seien. Die armen Friedrichshagener taten in jenen Nächten vor Angst kaum ein Auge zu.

Selbstverständlich war die Folge der Fliegerpsychose, daß auch alle deutschen Flugzeuge beschossen wurden. Da halfen amtliche Warnungen gar nichts mehr. In Zehlendorf hatte die Gemeindebehörde bekannt gegeben, daß zwei deutsche Flieger erwartet wurden. Kaum waren sie da, so stürzt Alles aus den Häusern, um sie mit Jagdflinten und Revolvern zu beschießen.

Deutsche Flieger sind glücklicherweise nicht zu Schaden gekommen. Ein Flugzeug ist für Zivilisten ja nicht so leicht zu treffen wie ein Auto.

Eine Behörde, die in diesen Zeiten des Massenwahnsinns einen klaren Kopf behalten hatte, war die Polizeidirektion Stuttgart. Sie veröffentlichte am 9. August folgende Warnung:

> Schutzleute! Die Einwohnerschaft fängt an, verrückt zu werden. Die Straßen sind von alten Weibern beiderlei Geschlechts erfüllt, die sich eines unwürdigen Treibens befleißigen. Jeder sieht in seinem Nebenmenschen einen russischen oder französischen Spion und meint, die Pflicht zu haben, ihn und den Schutzmann, der sich seiner annimmt, blutig zu schlagen, mindestens aber unter Verursachung eines großen Auflaufs ihn der Polizei zu übergeben. Wolken werden für Flieger, Sterne für Luftschiffe, Fahrradlenkstangen für Bomben gehalten, Telephon- und Telegraphendrähte mitten in Stuttgart sollen zerschnitten, Brücken gesprengt, Spione standrechtlich erschossen und die Wasserleitungen vergiftet worden sein. Es ist nicht abzusehen, wie sich das Alles gestalten soll,

wenn die Zeiten wirklich einmal schwierig werden. Festgestelltermaßen hat sich bis jetzt auch nicht das geringste Bedenkliche ereignet. Gleichwohl meint man, in einem Narrenhaus zu sein, während doch Jeder, wenn er nicht ein Feigling oder gefährlicher Müßiggänger ist, ruhig seine Pflicht tun sollte, wozu die Zeiten ernst genug sind. Schutzleute, behaltet auch weiterhin kaltes Blut! Seid wie bisher Männer und keine Weiber, laßt euch nicht ins Bockshorn jagen und habt die Augen offen, wie es eure Schuldigkeit ist!

Ein Gefahrenpunkt erster Ordnung war für Berlin der Potsdamer Platz: weniger wegen des übermäßigen Verkehrs, als weil er die Zentrale des Radaupatriotismus geworden war. Hier trafen sich die nationalistischen Banden, um patriotische Lieder zu singen, Ausländer zu verprügeln, Spione abzufangen und sich in dem zum ‚Café Vaterland' umgetauften Piccadilly unter Vorantritt eines Pastors unter Bier zu setzen. An einem einzigen Tage wurden auf die Polizeiwache des Potsdamer Bahnhofs 64 Spione eingeliefert, darunter eine ganze Anzahl Reserveoffiziere. Alle wurden als harmlos wieder entlassen.

Böse Tage durchlebten damals die neutralen Ausländer, die entweder der deutschen Sprache nicht mächtig waren oder in ihrem Äußern irgendeinem Feinde ähnelten. Sie konnten froh sein, wenn sie mit Anpöbeleien davonkamen. Besonders schlimm waren die französischen Schweizer, die Amerikaner und die Siamesen dran. Erst als die Einen sich das Schweizer Kreuz, die Andern das Sternenbanner und die Dritten den heimischen Elefanten angeheftet hatten, waren sie einigermaßen ihres Leibes und Lebens sicher.

Wer keine Heldentaten im Kampf gegen fremde Autos, fremde Flieger oder fremde Spione vollbringen konnte, der kämpfte wenigstens heldenmütig gegen die fremden Sprachen und Schriftzeichen.

Banden zogen durch Berlin, um die fremdländischen Aufschriften auszurotten. The Continental Bodega strich das The vor ihrem Namen und galt nun als genügend eingedeutscht. Café Windsor wurde kurz entschlossen Kaffee Winzer. Das arme Hôtel Bristol durfte seinen Namen, unter dem es in der Welt berühmt geworden war, begreiflicherweise nicht behalten, traute sich aber auch nicht, einen neuen unbekannten Namen anzunehmen. Es strich die alte Firma von der Straßenfront, ersetzte sie jedoch durch keine neue, blieb also den ganzen Krieg über das Hotel ohne Namen. Die Apotheke in meiner Straße trug den Vermerk: English and American Dispensary. Das „English“ wurde schleunigst ausgemerzt, sodaß die Aufschrift mit „and American“ begann. Die Englische Straße in Charlottenburg wurde in Deutsche Straße umgetauft.

In der Provinz ging man noch etwas radikaler vor. Herr v. Vietinghoff-Scheel, Stellvertretender Kommandierender General in Stettin, belegte mit dem Militärverbot die Hôtels, die sich weiter Hôtels nannten. Und das Stellvertretende Generalkommando in Cassel bedrohte jedes Hôtel mit Schließung, das diese Bezeichnung nicht verdeutschte. Jammernd klagte mir der Besitzer des Bahnhofshotels in Marburg, wo ich immer abgestiegen war, er wisse beim besten Willen nicht, wie er den

militärischen Befehl ausführen solle, ohne den Namen seines Hotels bis zur Unkenntlichkeit für seine alten treuen Kunden zu verstümmeln.

Die Speisekarten wurden bereinigt. Triumphierend meldete der Berliner Lokal-Anzeiger, daß in einem populären Bräu alle Gerichte mit französischen und englischen Namen, für die man keine Übersetzung gewußt habe, auf der Speisekarte einfach gestrichen seien. Ein feines Hôtel aber, das augenscheinlich juristische Sprachkünstler zu seiner Verfügung hatte, erwarb sich das nationale Verdienst, das Parfait durch Eiscrême, das Ragout fin en coquille durch Ragout in Muschelschalen und den Caviar malossol durch Kaviar ohne Salz zu ersetzen. War es auch noch nicht ganz deutsch: der Wille zum Deutschtum war doch anerkennenswert.

Ein Notar namens Georg Steigerthal in Hannover, veröffentlichte einen Aufruf: „Schreibt mit deutschen Buchstaben!“ Die lateinischen Buchstaben seien die Buchstaben des römischen Volkes, dessen Fesseln wir siegreich gebrochen hätten, seien die Schriftzeichen der Franzosen und Engländer, die wir hoffentlich ebenso zu Boden schmettern würden wie einst die Römer.

In verschiedenen höhern Schulen drohten die Kinder mit Streik, wenn man sie ferner nötigen wolle, die Sprachen der Feinde zu lernen.

Gegen die Fremdworte wurde ein Frontangriff unternommen. In allen möglichen Wirtschaften wurden Sparkassen aufgestellt, in die Jeder fünf Pfennige zu stecken hatte, der ein Fremdwort gebrauchte. Herzbewegende Aufrufe füllten die Zeitungen, worin um die Reinigung unsrer Sprache gefleht wurde. Wo der Ersatz eines Fremdwortes durch ein deutsches Wort zu schwer schien, da tauchten andre Vorschläge auf. In den ‚Münchner Neuesten Nachrichten‘ hatte ein Leser empfohlen, das Wort Gentleman aus unserm Sprachschatz auszumerzen. Ihm erwiderte ein andrer mit dem Gegenvorschlag, zur Erinnerung an die Niedertracht unsrer Vettern in Zukunft jeden ehrvergessenen, niederträchtigen Lumpen als Gentleman zu bezeichnen.

Der Hauptkampf galt einem Wort, an dem bis dahin Niemand Anstoß genommen hatte, dem „Adieu“. Die Avantgarde in diesem Kampf bildete die IIb-Klasse einer Knaben-Mittelschule in Kiel, die schon am 28. August 1914 einen flammenden Aufruf gegen das Adieu losließ.

Diesem Kampf ist ein voller Erfolg beschieden gewesen. Siegreich hat die Klasse IIb in Kiel zwar nicht Frankreich, aber doch das französische Adieu geschlagen. Allerdings: Wilhelm II. hat es bis zum Schluß angewandt. Aber das deutsche Volk hat es abgesetzt. „Auf Wiedersehen“ ist an seine Stelle getreten. Mit Befriedigung begrüßt jetzt der gute Deutsche den Gerichtsvollzieher bei seinem Abschied nicht mehr mit dem fremdländischen Ausdruck, sondern mit dem aus echtem deutschen Herzen kommenden Laut der Muttersprache: „Auf Wiedersehen!“

Das ist der Saldo des Weltkriegs für uns.

Les Abattoirs von Ignaz Wrobel

Ein grüngrauer, stumpfer Himmel liegt über La Villette, dem Arbeiterviertel im Nordosten der Stadt. Ein Stückchen Kanal durchschneidet quer die Straßen, von hier fahren die Kähne mit dem Fleisch durch rußige Wiesen. Es ist sieben Uhr früh.

Gegenüber dem begitterten Eingang zu den dunkeln Gebäuden des Schlachthofes hocken, sitzen, bummeln vor den Caféhäusern merkwürdige Männer und Frauen. Viele haben blutbespritzte Hosen, blutgetränkte Stiefel, ein grauer Mantel bedeckt das ein wenig. Einer ist nur in Jacke und Hose, unten ist er rot, als habe er in Blut gewatet, auf dem Kopf trägt er eine kleine, runde, rote Mütze – er sieht genau aus wie ein Gehilfe von Samson. Er raucht. Eine Uhr schlägt.

Die Massen strömen durch die große Pforte, hinten sieht man eine Hammelherde durch eine schattige Allee trappeln, mit raschen Schritten rücken die Mörder an. Ich mit.

Über den großen Vorhof, flankiert von Wärter- und Bureauhäuschen, an einer Uhrsäule vorüber, hinein in die „carrés“. Das sind lange Hallen, nach beiden zugigen Seiten hin offen, hoch, mit Stallöchern an den Seiten. Hier wird geschlachtet. Als ich in die erste Halle trete, ist Alles schon in vollem Gange. Blut rieselt mir entgegen.

Da liegt ein riesiger Ochs, gefesselt an allen Vieren, er hat eine schwarze Binde vor den Augen. Der Schlächter holt aus und jagt ihm einen Dorn in den Kopf. Der Ochse zappelt. Der Dorn wird herausgezogen, ein neuer, längerer wird eingeführt, nun beginnt das Hinterteil des Tieres wild zu schlagen, als wehre es sich gegen diesen letzten, entsetzlichen Schmerz.

Eine Viertelminute später ist die Kehle durchschnitten, das Blut kocht heraus. Man sieht in eine dunkle, rote Höhle, in den Ochsen hinein, aus dem Hohlen kommt das Blut herausgeschossen, es kollert wie ein Strudel, der Kopf des Ochsen sieht von der Seite her zu. Dann wird er gehäutet. Der nächste.

Der Nächste hat an der Stalltür angebunden gestanden, mit seiner Binde. Die ist ihm jetzt abgenommen, er schnüffelt und wittert, mit geducktem Hals sieht er sich den Vorgänger an, der da hängt, und beriecht eine riesige weiße Sache, einen Magen, der, einer Meeresqualle gleich, vor ihm auf dem Steinboden umherschwimmt.

Auf einem Bock liegen drei Kälbchen mit durchschnittenen Kehlen, noch lange zucken die Körper, werfen sich, immer wieder. Rasch fließt das Blut mit Wasser durchmischt in den Rinnsalen ab. Dort hinten schlachten sie die Hammel.

Zu acht und zehn liegen sie auf langen Böcken, auf dem Rücken liegen sie, den Kopf nach unten, die Beine nach oben. Und alle diese vierzig Beine schlagen ununterbrochen die Luft, wie eine einzige Maschine sieht das aus, als arbeiteten diese braunen und grauen Glieder geschäftig an etwas. Sie arbeiten an ihrem Tod. In der Ecke stehen die nächsten, sie sind schon gebunden, schnell nimmt der Schlächter eins nach dem andern hoch und legt es vor sich auf den Bock. Kein Schrei.

Drüben, in der nächsten Halle, wird à la juive geschlachtet. Der Mann, der schächtet, ist ein Jude aus dem Bilderbuch: ein langes, vergrämtes Gesicht mit einem Käppchen, in der Hand hat er einen riesigen Stahl, scharf wie ein Rasiermesser. Er probt die Schneide auf dem Nagel, er nimmt irgendeine religiöse Förmlichkeit mit ihm vor, seine Lippen bewegen sich. Die süddeutschen Gassenjungen übersetzten sich das Gebet so: I schneid di nit, i metz di nit, i will di bloß mal schächte!

Hier wird das Tier nicht vorher getötet und dann zum Ausbluten gebracht, sondern nur durch einen Schnitt getötet, sodaß es sich im Todeskampf ausblutet. Ich bin auf den Schnitt gespannt.

Der Ochse ist an den Vorderbeinen gefesselt, durch den Raum laufen über Rollen die Stricke, und zwei Kerls ziehen langsam an. Der Ochse strauchelt, schlägt mit den Beinen um sich, legt sich. Der Kopf hängt jetzt nach unten, die Gurgel strammt sich nach oben... Der Jude ist langsam nähergekommen, den Stahl in der Hand. Aber wann hat er den Schnitt getan – ? Er ist schon wieder zwei Meter fort, und dem Ochsen hängt der Kopf nur noch an einem fingerbreiten Streifen, das Blut brodelt heraus wie aus einer Wasserleitung. Das Tier bleibt so länger am Leben, unter der Rückenmuskulatur arbeitet es noch lange, fast zwei und eine halbe Minute. Ob es bei diesem System, wie behauptet wird, länger leidet, kann ich nicht beurteilen. Das Blut strömt. Erst dunkelrotes, später scharlachrotes, ein schreiendes Rot bildet seine Seen auf dem glitschrigen Boden. Nun ist das Tier still, der Augenausdruck hat sich kaum verändert. Neben ihm hat sich nun ein Mann auf den Boden gekniet, der die Haut mit einer Maschine ablöst. Sauber trennt der Apparat die Haut vom Fleisch, die Maschine schreit, es hört sich etwa an, wie wenn ein Metall gesägt wird, es kreischt. Dann wird dem riesigen Leib ein Schlauch ins Fleisch gestoßen, langsam schwillt er an: es wird komprimierte Luft eingepumpt. Das geschieht, wird gesagt, um die Haut leichter zu lösen. Es hat aber den Nachteil, daß diese Luft nicht rein ist, und das Fleisch scheint so schneller dem Verderben ausgesetzt zu sein. Und es hat den Vorteil, daß sich die Ware, da die Luft nicht so schnell entweicht, im Schaufenster besser präsentiert.

Carrés und wieder Carrés – der Auftrieb auf dem benachbarten Viehmarkt, der zweimal wöchentlich stattfindet, ist stark genug: gestern waren es 13 000 Tiere. Paris ist eine große Stadt, und es gibt nur noch kleinere Abattoirs, wie das an der Porte de Vaugirard und eines nur für Pferde in Aubervilliers. Jetzt ist das Pferdefleisch annähernd so teuer wie das reguläre – der Verbrauch hat wohl etwas nachgelassen. La Villette hat das größte Abattoir – keineswegs das modernste – , mit dem in Nancy und den großen Musterschlachthöfen in Amerika und Deutschland nicht zu vergleichen.

Stallungen und Stallungen. Viele Tiere sind unruhig, viele gleichgültig. An einer Stalltür ist ein Kalb angebunden, das bewegt unablässig die Nüstern, etwas gefällt ihm hier nicht. Zehn Uhr zwanzig, da ist nichts zu machen. Ein Ochse will

nicht, er wird furchtbar auf die Beine geschlagen. Sonst geht Alles glatt und sauber und sachlich vor sich. An einer Tür stehen zwanzig kurz abgeschnittene Rinderfüße, pars pro toto, eine kleine Herde. Hier liegt ein Schafbock und kaut zufrieden Heu. Es ist ein gewerkschaftlicher Gelber.

Der wird an die Spitze der kleinen Hammelherden gesetzt, die da einpassieren, er führt sie in den Tod, kurz vorher verkrümelt er sich und weiß von nichts mehr, der Anreißer. Er ist ganz zahm und kommt immer wieder zu seinem Futterplatz zurück. Dafür schenkt man ihm das Leben. Das muß ich schon mal irgendwo gehört haben.

Hier im großen Stall ist ein Pferch ganz voll von Schafen. Sie werden wohl gleich abgeholt, sie stehen so eng aufeinander, daß sie sich überhaupt nicht bewegen können, und sie stehen ganz still. Sie sehen stumm auf, kein Laut, hundertzwanzig feuchte Augen sehen dich an. Sie warten.

Durch Stallstraßen, an Eisfabriken und Konservenfabriken vorüber, zu den Schweinen. Eine höllische Idylle, eine idyllische Hölle.

In dem riesigen, runden Raum brennen in den einzelnen Kojen, die durch Bretterwände abgeteilt sind, große Strohfeuer. Die Rotunde hat Oberlicht, und die Schlächter, die Männer und Frauen, die die Kadaver sengen, sehen aus wie Angestellte der Firma Hephästos & Co. Die Schweine rummeln in den Kojen, durchsuchen das Stroh – der Schlächter mit einem großen Croquet-Hammer tritt näher, holt, heiliger Hodler, weit aus und schlägt das Tier vor den Kopf. Meist fällt es sofort lautlos um. Zappelt es noch, gibt er einen zweiten Schlag, dann liegt es still. Keine Panik unter den Mitschweinen, kein Laut, kein Schrecken. Draußen, in den Ställen drumherum, schreien sie, wie wenn sie abgestochen werden sollen – hier drinnen keinen Laut. Dem toten Schwein werden von Frauen die Borsten ausgerupft, mit denen du dich später rasierst, dann wird es ans Feuer getragen und abgesengt. Die schwarzen Kadaver, auf kleinen Wägelchen hochaufgeschichtet, fahren sie in den Nebensaal, wo man sie weiterverarbeitet. Hier, wie bei den Rindern, stehen Leute mit Gefäßen, die fangen das Blut auf. Das Blut raucht, es ist ganz schaumig, sie rühren ununterbrochen darin, damit es nicht gerinnt.

Die Schlächter stehen sich nicht schlecht: sie verdienen etwa 200 Francs die Woche. (Eine Umrechnung in Mark ergäbe bei den verschiedenen Lebensbedingungen ein falsches Bild; der Reallohn ist für deutsche Verhältnisse hoch: der französische Arbeiter wohnt schlechter als sein deutscher Genosse, ißt bedeutend besser, kleidet sich fast ebenso gut.)

Da an der Ecke stehen vor großen Trögen Männer und Frauen und kochen die Kalbsköpfe aus. Blutig kommen sie hinein, weiß kommen sie heraus. Auf dem Boden trudeln die abgeschnittenen Köpfe mit den noch geöffneten Augen – ein Mann ergreift sie und pumpt sie gleichfalls mit der Luftpumpe auf. Jedesmal bläht sich der Kopf, jedesmal schließt das tote Kalb langsam und wie nun erst verlöschend die Augen... dann werden sie gekocht.

Das einseitige Stiergefecht dauert noch an, bis Elf wirds so weiter gehen. An der Uhr, vorne am Eingang, hängen die Marktnotizen.

Da ist zunächst eine große erzene Tafel, den Toten des Krieges als Erinnerung gewidmet, aufgehängt von den vereinigten Großschlächtereien der Stadt Paris. Namen, eine Jahreszahl... Ich studiere die Markttafeln. Und beim Aufsehen bleiben mir ein paar Worte haften, ein paar Worte von der Inschrift, die da die Gefallenen ehren soll So:

La Boucherie en gros
1914-1918.

Die Parallele ist vollständig.

Lovis Corinth von Julius Elias

Ich habe ihn viele Jahrzehnte gekannt und bin an seiner Übersiedlung nach Berlin, dem großen Ereignis seines Lebens, nicht ganz unbeteiligt. Er gehörte zu den Erlebnissen meiner münchner Jahre und trat in meinen eignen Kampf um künstlerische Wirklichkeit und Wirklichkeitskunst zu einer Stunde, da ich der münchner gloires ein wenig überdrüssig war. Ich kam aus Paris und hatte den Impressionismus gesehen. Dieser Corinth, dessen Vorname sich damals noch nicht aus dem redlichen Louis in den schamhaften Lovis verwandelt hatte, war nun freilich kein Impressionist, aber er brachte doch in den schleichenden münchner Realismus die schärfste Tonart. Er schmiß dem Bürger Eier ins Gesicht, die dem Bürger stanken, aber sonst ganz frische Eier waren. Der Mut, sich auf seine Art so völlig durchzusetzen, imponierte mir. Hernach kam ich allerdings über die Grundlagen dieser breiten Lebens- und Wahrheitsgeste dieses witzigen Tumults auf andere Gedanken.

Zuerst erblickten meine Augen den zechenden Kraftmenschen. Es war in der kleinen Weinstube von Kurz, hinter der Frauenkirche. Benno Becker führte mich hin, dieser überlegen lächelnde Feinschmecker und Grandseigneur der Malerei und der malerischen Aesthetik. Niemand nahm Corinth ernst, auch Benno Becker nicht, wie Piglhein der Berater und das artistische Gewissen Vieler. Corinth war ein prächtigerer Konkneipant, als ich je auf den weitläufigen Kommersen meines Studententums gesehen hatte. Sie lächeln, mein lieber Jacobsohn – aber wirklich: ich war als Kommilitone kein arkadischer Schäfer, sondern saß mit Aristipp und Epikur bei Lyraklang und vollen Bechern. Meine heilige Frühschoppenzeit haben Sie leider nicht mehr erlebt... Corinth also trank lange und langsam, mit Vorbedacht jeglichen Stoff; seine stille Fröhlichkeit hob sich im Verhältnis zur Zahl der ausgestochenen Flaschen. Er war wortkarg, warf aber gegebenen Falles schlagende Kraftausdrücke in die immer gleiche Kunstrede seiner Kumpanei. Ließ sich durch geringschätzige Opposition nicht stören und spann den Faden seiner Gegenansicht ruhig weiter. Diese Rebellenmeinung war für mich die richtige Meinung, und der Malerbrei, den die Andern auftischten, kam mir höchst abschmeckend vor. Der Grundstoff war von Leibl, und oben-

drüber war Fritz August Kaulbachscher Zucker gestreut; die Milch kam von Wilhelm Trübner, der während der achtziger Jahre in seinem Atelier eine alte Ziege mythologischer Kompositionsmalerei gehalten hatte, und diese Ziege war zu ihrer Zeit aus Richard Wagners Landwirtschaft bezogen.

Corinth verkaufte damals kein Bild, Selbst als Geschenke wollten die Leute seine Bilder nicht haben. Ich war einmal im Atelier einer münchner Größe. Die Rede kam auf Corinth. Der Mann sagte: „Der gute Corinth hat mir neulich ein Bild geschenkt. Ach Gott, refüsieren konnte ich es ja nicht. Aber aufhängen werde ich es um keinen Preis.“ Ging hin und holte aus verstaubter Ecke eine prächtige „Schlächterei“ hervor. Ich schüttelte den Kopf: Kinder, Ihr seid ja ganz verrückt. Seht Ihr eingefleischten münchner Malmenschen denn nicht, daß dies ein Mann der Zukunft ist? Als die Münchner Sezession, die nur wie der Sturm im Wasserglase war, von Dill und Piglhein unter der Führung des modern aufgeklärten Traditionsmanns Georg Hirth begründet wurde, da lud man, halb aus Mitleid, auch Corinth ein. Er entfernte sich aber bald wieder aus einer Atmosphäre, wo die um Stuck, in der Stunde des rauh anrückenden Impressionismus, Feste sich selbst und ihrem Herzen gaben.

Mithin, Corinth hatte alle innern und äußern Gründe, nach lockendern Fernen zu streben. Die Münchner „24“ stellten Januar 1893 bei Schulte aus. Hier stand die Wiege von Corinths Ruhm. Er wurde von den Berlinern als das frischeste und sensibelste Talent der Gruppe erkannt und anerkannt, als der Münchner, der über das bilderrnalende München hinausrang und -drang, sodaß selbst der alte Pietsch aus der Fassung geriet und für ein Weilchen den Faden seiner neophobischen Zetereien verlor: Liebermann wohnte am Pariser Platz, war ihm, dem Pietsch, also zu nahe; dieser kleine „lion de passage“ aber konnte der berliner Klüngelwirtschaft nicht viel schaden. Wie in heiterm Spiel hat Corinth dann die Widerstände des größern Publikums überwunden... ähnlich wie sein Freund und Kombattant Leistikow, mit dem er damals — doch diesmal nicht platonisch — an einer wirklichen Sezession schmiedete.

Also er zog den ungeduldig gewordenen münchner Adam ganz aus und verlegte sein Sitzquartier vom „Veltliner“ in der Schiller-Straße zu „Frederich“ in der Potsdamer Straße. Was Uhde sich erträumte, aber schließlich nicht vermochte, was Keller und Habermann, indolent, nicht übers Herz brachten, das wagte der mit stärkern Nerven begabte Corinth: den Bruch und die Abwanderung in ein bunteres, tatkräftigeres, ausgiebigeres Milieu, wo seinem begehrlichen Temperament und fegenden Furor neue Strebemöglichkeiten blühten. Fertig kam er daher mit einem runden, lebhaften Stil oder richtiger: mit einem Sack von Stilen. Ein Adept Liebermanns konnte dieser keck Gewachsene, Leichtherzige, Vielgewandte, Stilgewandte natürlich nicht werden. Er verehrt den Meister in ihm; setzt sich an hohen Feiertagen respektvoll zu ihm in das Boot, das mit dem günstigen Winde der Opposition fuhr, nimmt etliche Anregungen stillschweigend von ihm hin, nicht nur malerische (siehe den

‚Schweinekoben‘), sondern beispielsweise auch die Kunstschreiberei, um ihr in einer Art Rotweinfidelität zu frönen: für gewöhnlich aber zog er unbekümmert seine Malerstraße, an der rechts und links grüne fette Weide lag, und über der der Himmel voller Geigen hing.

Und dennoch: dieser scheinbare Rebell war im Grund der Seele Traditionsmensch. In Königsberg, in München, in Paris hat er, ein eifriger und bewußter Kostgänger der „cuisines bourgeoises“, wie die Goncourts die Kunsthochschulen nannten, gründliches Wissen zusammengerafft. Für sein Wesen bestimmend wurden zeichnerische Flottheit und Sicherheit. Jene wertende landläufige Formel für das Künstlerproblem Corinth: Kraft- und Saftnatur; sinnlicher Furor; geistige Verwegenheit; sehr bewegliche Inspiration, die immer viel Eisen im Feuer hat, immer Überraschungen bietet und dauernde Quelle espritmäßiger Reizungen und weltlicher Fröhlichkeiten ist; ewige Neugier auf sich selbst – diese Formulierung schien mir immer auf schwachen Füßen zu stehen. Diese ganze ausschweifende oder kesse Wirklichkeitsgebärde darf nicht darüber täuschen, daß in Corinth sehr tief ein Akademiker steckte. Es gab zwei große Gesamtausstellungen: 1913 und 1918. Beide zeigten ein abgeschlossenes Lebenswerk: eine akademische Expansion, keine zeitbewegte Entwicklung.

Erst gegen Ende seines Lebens, als Krankheit und Tod über ihm hingen, kam die starke Evolution hinzu und offenbarte das Geniale in ihm. Die Landschaft hat ihn zu wirklicher Größe emporgeführt, sie und das Blumen- und Früchtestilleben, das Seele landschaftlichen Lebens sein soll. Bis dahin war die Landschaft partie honteuse seines Schaffens gewesen; Kompromißsache, zumal auf den großen Kompositionen. In der Stille des Walchensee-Geländes, auf eignem Grund und Boden, im Rembrandt-Alter, als der Körper zusammenbrach und der helle Geist sich befreite, gelang ihm eine real-poesievolle, diesseits-jenseitige, ganz auf die Intuition, auf persönliche Neuschaffung des Naturbildes gerichtete, naive Malerei. Nicht paysage intime. Der Impressionismus wurde ihm klar; aber auch wenn der Impressionismus gar nicht existiert hätte: am Walchensee hätte Corinth, ganz auf sein gutes Auge und die Emanzipation seines Geistes gestellt, den Impressionismus für sich selbst gefunden. Auch jene dekorativen Nebenbeziehungen, die Claude Monet zur Monumentalität führten und die „petits paysagistes“ Pissarro und Sisley in die zweite Reihe der Bewegung rückten. Die „kleine Lerche“ konnte er nicht machen: es mußte schon ein schöner schimmernder Falke sein.

Ursprünglich war Corinths Ideal (das Ideal Trübners), ein maître-peintre zu werden. Er müht sich bei Löfftz; er sitzt im Atelier des milden Epigonen Bouguereau, um in seiner Kunst wieder einmal von vorn anzufangen. An der hellen atmosphärischen Malerei des Impressionismus, dem grade das Jahr 1886 den vollkommenen Sieg zuführte, ging er, ohne jedes Interesse vorüber. Jene Kunstpädagogen waren Schüler von Ingres. Derselbe Ingres hat für den Neotraditionismus eines Corinth das Wort geschaffen: „Ich schreibe an die Tür meines Ateliers

‚Zeichenschule‘ und ich mache euch Maler... Die Zeichnung umfaßt, außer der Tönung, Alles. Sie ist der Ausdruck, die innere Form, der Plan, die Modellierung.“ Malerisch holt der Anregungsbedürftige und doch Disziplinierte das Seine von den Frühitalienern, von Rubens, Jordaens und Courbet. Mit unbefangener Koketterie hat Corinth sich später dem Rubens und Courbet verglichen. Und wirklich: wenn Corinth manchmal von der gesetzten Aktzeichnerei der „Akademie Julian“ zu der bluttriefenden Wirklichkeit eines benachbarten Fleischerladens schlich und die Malbarkeit dieser saftigen Stücke erwog, so hat man hier etwas von einem Courbet (einem Courbet, der von Rembrandts aufgerissenen Ochsen und Fleischereien inspiriert ist). Dort gewissenhafter Lehrling seiner Kunst, um Formsicherheit ängstlich bemüht; hier, nicht weniger altmeisterlich gesinnt, der Intensität physischen Lebens nachspürend, sehr sinnlichen Gesichten hingegeben, wie in Königsberg, wo er sich als Kunsthochschüler auch schon zu den Fleischern schlug. Ihn interessiert die Massigkeit und die Rassigkeit viehischer Kreatur, die Dichte und Fülle tierischen Wuchses, diese Anatomie, die zwar extravagant, aber doch alte Anatomie ist. In diesen Schlächtereien auch macht sich das farbige Feingefühl frei, das entweichenden Lebensenergien nachgeht: sehr zart wird seine Palette, wenn sie den leis erbleichenden (von Rembrandt her feststehenden) Perlmutterton der tierischen Eingeweide wiedergibt. Es ist ferner noch nicht bemerkt worden, daß in Paris eine Vermittlernatur wie Bastien-Lepage – dem auch Liebermann zeitweilig verfiel – Eindruck auf Corinth gemacht hat. Bastien, der den aufkommenden Impressionismus zu popularisieren, zu verzärteln oder ins Metaphysische umzubiegen versuchte: die realistische Glätte des ‚Mädchenreigens‘, die Art, wie Corinth manchmal eine Figur, ein Porträtmodell ganz vorn ins Bild setzt, einschneidend, sodaß der Raum eine gewisse künstliche Tiefe erhält, läßt unmittelbar an Bastien denken... Bei dieser Gelegenheit will ich verraten, daß Bernard Shaws ‚Heilige Johanna‘ entschieden von Bastiens ‚Jeanne d’Arc écoutant les voix‘ beeinflußt wurde, ähnlich wie Gerhart Hauptmanns ‚Hannele‘ und ‚Emanuel Quint‘ von Bildern Uhdes.

Im übrigen war die Welt für Corinth da, um gemalt zu werden. Um stoffliche Arbeitsgelegenheit war er nie bekümmert. Er hatte sein Modell und seine Werkstatt, und seine Werkstatt war sein Heim – eine Art Festung. Ich glaube, bis zur großen Alterswende hat er nie ein Bild im Freien fertig gemalt. Daher kommt, daß er für den gewöhnlichen Bedarf einen durchlaufenden Grundton hat, ein hohes starkes Blond (ein Uhde-, nicht Trübner-Blond). Er treibt, vor Allem, in seines Herzens Freude, Kunst sozusagen auf materialistischer Grundlage. In seiner nächsten Lebenssphäre nämlich sind die Wurzeln seiner Kraft. Vater, Onkel, Weib und Kinder, Freunde und Freundinnen – er muß die ganze Gesellschaft auf der Leinwand haben. Man kennt in der neuern Kunstgeschichte kaum einen Maler, der eine so ausgiebige Anatomie seiner eignen Familie hinterlassen hätte wie dieser Corinth.

Und eine Art Lebensding sind für ihn diese Rembrandt-Saskia-Stimmungen, diese Kinderstubenpoesie – eine 1905er Mutterschaft ist eine rosa Herrlichkeit, besonders die schöne, ebenmäßige Frauenhand, die sich federnd an den Kindeskörper drückt – und diese Bespiegelungen des eignen athletenhaften Ich mit ihren makabren Hintergründen. Porträtkunst war ihm: des nächsten Nachbars froh zu werden. Viel Pose ist in diesen Sachen – doch eine Pose, die schon wieder Natur geworden ist. Zu reinerer Charakterhöhe erheben sich Porträts wie Graf Keyserling und die alte Frau Rosenhagen, das „Muttchen“ von Hans, wahre „têtes d’expression“. Corinth kannte seine Galerie von Menschen aus dem ff., ob er nun aufrichtig schuf oder mit ihnen spielte.

Sein Verhältnis zur Natur war nämlich (damals) nicht rein, unbeirrt, tendenzlos, unverwickelt. Die burschikose, witzige Seele, die komisch gerichtete Einbildungskraft schlägt ihm in die Visionen des Auges und bringt Umwandlungen, unterstreichende Linien, burlesk und karikaturhaft umwertende Transpositionen einer „empfangenen Sensation“ hervor. Corinth also kommt uns naturalistisch-wuchtig, romantisch-realistisch, realistisch-idyllisch und visionär. Sein farbig-lineares Ausdrucksmittel hat einen lustigen Elan, eine himmlische Bravour. Er schreibt drastische Trauerspiele, fröhliche Blutvergießen, turbulente Grabesstimmungen, fesche Volksemeuten, grotesk sich enthüllende Liebesbrünste und Sinnenlüste, ulkig verzerrte Historien mit unbesorgt gleitender Rhythmik hin. Religion, Sage, Geschichte bereiten ihm die geringste Sorge; er ist das ungelehrteste Haus, Anti-Menzel und Antipode Klingers. Aber scherzhafte, genrehafte, gegenständlich lockende Eingebungen von so unterhaltsamer Dämonie, von so hüllenlosem Esprit, von so dramatischer Bewegtheit, daß man an die kleinen Wunder der großen modernen Parodisten, der wahrhaft künstlerischen Blagueure denken muß. Corinth ist wie sein Freund Th. Th. Heine, dem „der Satan zu seinem lieben Gott geworden ist“ (Corinths Wort), bewußter wie geheimer Teufeleien voll. So erblickt er die Passionsgeschichte, so das Leben von Heiligen und religiösen Fanatikern. Seiner griechischen Mythologie kann man beinahe Heines ‚Götter im Exil‘ und Offenbach als Texte unterlegen. Tritt er aber an fromme Dinge mit ernster Stirn heran, so wirkt die innere Erhebung gewollt, und die Ausdrucksform ist Akademie: gute Stücke überlieferter Malerei und Kompositionslehre – wenig mehr.

In witzigem Schönheitskult war Corinths Werk schon beschlossen und fast abgerundet. Er war nicht wie Liebermann, Slevogt, Trübner wachsende und stete Entfaltung einer malerischen Persönlichkeit. Dort erreichten Künstlermenschen typische Bedeutung mit ihrer Zeit und für ihre Zeit – hier aber war ein Elastischer und sehr früh Ausgereifter, der, in ewiger Jagd auf sich selbst, mit größter Leichtigkeit Werk auf Werk produzierte, wirksame und amüsante, doch auch ungleiche Werke, ein fröhliches Handwerk, ein kampfloses Weitergleiten oder Weitergetragenwerden in die Breite. Die Entsagungsfähigkeit gegenüber den schönen Dingen dieser Erde, die Degas ein-

mal den Meistern von geoffenbarten Werken als letzten Grund ihrer Größe zuschrieb, ist damals Corinths Sache nicht gewesen: seine Malereien und Graphiken kamen wie aus dem Nichts gesprungen – in lustigen Improvisationen: ein sinnenfroher Genußmensch, der mit leidenschaftlicher Willkür die höchst stoffliche Natur der Dinge an sich raffte und restlos sagte, was er sah. Den Erscheinungen das Höchste an Ergründung und Beseelung abzuzwingen, einfach und unmittelbar und innerlich beteiligt, war ihm bis dahin nicht gegeben. „Er ist nur durch die Welt gerannt.“ Sagte man um 1916.

...Bis seine Sehnsucht in klarer, unzweideutiger Natur Ruhe fand. Bis ihm die Offenbarung wurde. Bis ihm der Erdgeist redete. Bis ein Gott ihn mit reiner Flamme nährte –

„ – und der Geist, den ein Gott mit Flammen genährt,
Glänzt fort, wenn der Leib sich zu Asche verzehrt,
Und weithin wirft er den Schatten...“

Stimmen aus dem Dunkel von Alfred Polgar

Dieses Stück von H. R. Lenormand, das auf sehr anregende Art Langeweile erzeugt, ist eigentlich kein Stück, sondern eine Bilder-Folge: Stadien aus des Erotikers Lebenslauf. Ein Lebenslauf, der, mit Strömungen der Tiefe geheimnisvoll kommunizierend, schließlich in seine Quelle mündet.

Deutlicher als „Stimmen aus dem Dunkel“ (und als die Bezeichnung „ein Don-Juan-Spiel“, die dem Stück Lenormands im Burgtheater widerfahren ist) spricht der französische Titel „L’homme et ses Fantômes“ aus, worum es in diesem Schauspiel geht: um Hirn-Gespinste. Um Seelen-Gespinste, die der Mensch aus innerster Notwendigkeit produziert, und in denen sein Leben hängen bleibt. Als Untertitel des Stücks taugte vielleicht: „Zu ebener Erd’ und im Souterrain“, wobei als ebene Erde das Bewußtsein, als Souterrain die muffigen Räume, mit denen es unterkellert ist, zu verstehen wären. In „L’homme et ses Fantômes“ wird das Souterrain aufgeriegelt: was dort nistete, schwebt leibhaftig, geisthaftig nach oben.

„L’homme“, die Figur, die das Spiel und um die das Spiel sich dreht, ist der erotische Mann – neuerer Erkenntnis gilt das als Pleonasmus – , der Mann, der immer strebend geschlechtlich sich bemüht und so lange nach Phantomen jagt, bis er von ihnen gejagt wird. Da liegt er nun auf frühem Sterbebett, einen Kranz blühender Neurosen um welke Schläfen. Warum hat er sich auch nicht rechtzeitig analysieren lassen? Durchaus um seinen Mittelpunkt, welcher auch der des Dramas ist, herumgebaut, Wüstling aus Suchernot, Weiberfresser aus quälendem Hunger nach dem Komplement, ergab er sich der Lust, nicht weil sie ihm Steigerung seines Lebensgefühls bedeutete, sondern um der Unlust zu entfliehen. Daß er, der gejagte Jäger, über Leichen weg, in das Mitnehmerische, Furiose, Grausame des Don-Juan-Typs hineinkommt, das sind technische Äußerlichkeiten, die von seines Wesens Wesen nichts verraten. Er wird, und hierdurch unterscheidet er sich gründlich von seinem großen legendarischen Vetter, nicht verdammt, weil er Übles

tat, sondern er tut Übles, weil er verdammt ist. De natu et origine.

Die besondere Problematik dieses Frauenverzehrers steckt darin, daß den Hunger, der ihn quält, die Frauen, so viele er ihrer auch speisen mag, gar nicht befriedigen können. Lenormands Don Juan ist nämlich mittendurch, schlicht gesagt, ambivalent. Seine Sexualität hat doppelten Boden. Sein Verlangen zielt nicht nach der Frau, sondern durch sie hindurch anderswohin, die Donjuanerie taugt ihm nur, eine Sehnsucht, die er sich nicht einzugestehen vermag, hinwegzuschwindeln. Ein heller Kopf, der auch schon luzid heißende Luc de Bronte, sagt dem Mann grade heraus, wie schief es um ihn steht. „Don Juans Siege sind heimliche Niederlagen. Er rächt an den Frauen sein Unvermögen, bei den Frauen Glück zu finden, und sich selbst belügt er, wenn er sie belügt. So hütet er sein Geheimnis.“ „Welches?“ fragt (nervös) der Mann. Worauf Luc erwidert: „Je croyais vous l’avoir fait comprendre“, was zu deutsch etwa heißt: Tun Sie nicht so, Sie wissen schon ganz gut, was ich meine.

Auch ohne Luc le Bronte würde klar, wo den Armen die Analyse drückt. Es läuft ein warm ergebener Freund neben ihm durch das Stück, der ihm mehr ist als Freund; wir merken das in der Szene, in der Don Juan, die als Makulatur weggeworfene Geliebte beim Freunde findend, in Eifersucht gerät – auf die Geliebte! Weiter ist da die verlassene Laure. Im Narrenhaus, hellsichtigen Irrsinns, stülpt sie dem Mann ihren Frauenhut aufs Haupt, rufend: „Deine Hand ist eine Frauenhand, deine Kleider bergen Weiberfleisch!“ (Das Burgtheater hatte den Frauenhut gestrichen, Laure trug einen goldenen Kronreif. Ich weiß nicht, ob der Dichter solche Änderung selbst gewollt oder sie nur höflich geduldet hat. Er sieht nicht aus, als ob er Nein sagen könnte, wenn man ihn um was bittet. Jedenfalls wurde die Symbolkraft der Szene mit dieser Änderung gemindert, eine tiefere Absicht an die glattere Wirkung verraten und überdies der einzige Augenblick, wo gebührendermaßen ein Strahl von Lächerlichkeit den Helden trifft, weggetilgt.) Beachtenswert ist auch Don Juans Verhältnis zu Vater und Mutter. Etliches deutet darauf hin, daß die Inzest- und Mordwünsche, die er, die Eltern betreffend, wenn auch verdrängt, so doch obligatorisch zu hegen hat, umgelagert sind (wie ja auch manche Menschen den Blinddarm links oder das Herz auf der rechten Seite tragen). Sein Oedipus scheint bedenklich verbogen. Er haßt die Mutter Zeit ihres Lebens und liebt sie, da sie tot ist. Nur Einer kann das verstehen und verzeihen, sagt er: Mein Vater. Daß er dies „bas, rougissant“ sagt, spricht Bände des von Direktor A. J. Storfer geleiteten Psychoanalytischen Verlags. In der Stunde, da der Mann stirbt, renkt sich die Sache wieder ein. Tröstend und Qualgespenster verscheuchend, erscheint ihm das Phantom der Mutter, in Jugendschöne, überlebensgroß, wie das Kind Erwachsene sieht. „Habe ich dir sehr wehe getan,“ – fragt er – „dir viel Böses zugefügt?“ Und das Phantom erwidert, himmlisch zart und gütevoll: „Mein Gott, du warst ein bißchen schwierig dann und wann....

wie eben Kinder sind.“ In Mutterarmen findet der Erotiker seinen Frieden. Geheimstes Urverlangen erfüllt sich: er geht ein in Die, aus der er kam.

Auf der Suche danach, was denn seines Suchens Ziel und Sinn, kommt der durch Enttäuschung müd und mürb Gewordene, des Sinnlichen Satte und fürs Übersinnliche gut Präparierte auch zu den Spiritisten. Da sieht er nun wahrhaftig Geister: nicht die Schwindelgeister der komisch-törichten „séance“, aber die Geister, die in Tiefen seines eignen Ich gebannt waren und nun – die Trübung um Hirn und Aug ihres Meisters nützend – heraufschweben. Sein eignes Herz klopft in dem Tisch, der klopft. In dem Unheimlichen, das er wahrnimmt, offenbart sich sein Heimliches, und die Stimmen von oben, die er hört, das sind die Stimmen seines Unten. Es gibt Dinge zwischen Dir und Dir, oh Mensch, von denen deine Schulweisheit sich nichts träumen läßt! Der unschätzbare Luc de Bronte, auch hier sein rationalistisches Licht ins Dunkle werfend, sagt das so: „Wir Alle sind Dupes unsrer selbst... in uns Allen lebt ein Wesen, dessen Listen, Kräfte und Wünsche wir nicht kennen.“ (Womit er wohl auf das so beliebte und populäre „Es“ anspielt.)

Wie allgemein bekannt sein dürfte, ist das Leben ein Traum. Die Tiefseelenforschung fügt hinzu: „und umgekehrt“. (Tout ce qu’on rêve existe“, sagt die arme Laure.) Lenormands Stücke sind, im neuern Sinn, Traumstücke. Früher war das so, daß der Held sich am Schluß den Schlaf aus den Augen rieb und erkannte: Alles, Gott sei Dank, war nur Traum. Heute erkennt er, sich trügerische Klarheit aus den Augen reibend: Alles, auch der Traum, ist, Gott sei’s geklagt, Realität.

In diesem Stück werfen die Schatten Körper. Es ist ein Stück, erbaut am Fuß einer fruchtbaren, wenn auch mit ewigem Nebel bedeckten Terminologie, ein Stück in vier Akten, sechzehn Bildern, mehreren Komplexen, Verdrängungen, Übertragungen (die vortreffliche der Frau B. Zuckerkandl gar nicht mitgerechnet), Protesten und Fixierungen. Hier wird das Schwierige unternommen: durch Auflösung zu gestalten. Der Dichter als Analytiker oder der Schöpfer als Zerschöpfer. Aus dem Meere, das sie speisten, heißt er Strom und Bäche rückgewandt ihre Quellen suchen.

*

Professor Strnad erfand für das Spiel sehr hübsche Bühnenbilder mit tiefen Stimmungs-Perspektiven, und Herr Hans Brahm, der Regisseur, brachte Leben in sie. Die pariser Aufführung, im Odéon, war viel trockener als die im Burgtheater. So gab es hier, zum Beispiel, einen Friedhof, während es dort nur ein schlichtes Zimmer mit Trauergästen gab, und es regnete auf unserm Friedhof (seit ‚Frühlingserwachen‘ für feinere Regisseure gradezu das obligatorische Begräbniswetter), und es entfaltete sich in einer andern Szene wiewohl gänzlich überflüssiges, so doch sehr farbiges Pariser Straßenleben. Aber da alle diese Saftigkeit unter den sanften Augen des Dichters in die Aufführung gequollen ist, wird ihm das wohl so recht gewesen sein. Nur daß ihm die letzte Szene gefallen hätte, kann ich nicht glauben. Das Erscheinen der Phantome geriet da bis zur

Lächerlichkeit ungespenstisch, und ein überaus schlichter Vorgang, der des Sterbens, wurde, pomphaft aufgeplustert, mit Getue, Pathos und Posaunen an die Oper verraten.

Die Darstellung brachte viel Hübsches. Das Hübscheste: die „Hysterikerin“ des Fräulein Wall. Diese originelle junge Dame hat eine erstaunliche Fähigkeit burlesker Charakteristik, einen Witz des Tonfalls und der Pritzelpuppen-Gebärde, der die Figur, welcher er gilt, höchst belustigend dechiffriert. Sehr schön Fräulein Wagener als unglückliche Laure, von einer Traurigkeit umschattet, die aus der Tiefe kommt. Sie kann Tränen sprechen, ohne weinerlich zu werden, und hebt mit geringem Spiel der Mienen und Gebärden Fülle der Betrübnis aus ihrer, des Mitleids aus unsrer Seele. Herr Aslan spielt den „Mann“. Die Rolle ist leicht, kein Darsteller von einiger Haltung Körpers und des Geistes kann sie verfehlen. Frau Pünkösdys (Bäuerin Alberte) Herzweh hat die nötige rustikale Schwere, Frau Mayer gibt dem Medium, das schwindelt, um die wahrhaftigen Geister vor dem Versagen zu schützen, einen wirksamen Zusatz von Fanatischem, in Frau Bleibtreus Stimme ruht sichs, das glauben wir gerne dem Kindchen Don Juan, gut und warm wie in Mutterschoß.

Der Verkauf der D.A.Z. von Fritz Wolter

Fünf Jahre hat die Herrlichkeit gedauert. Im Mai 1920 kaufte Hugo Stinnes aus dem Nachlaß Reimar Hobbings die Norddeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt und damit die Deutsche Allgemeine Zeitung. Im August 1925 ist sie der Familie Stinnes entglitten. Als Stinnes sie erwarb, gab es eine kleine Revolution, draußen und drinnen. Die bürgerlichen Links-Zeitungen, die unter Führung des Berliner Tageblatts schon seit dem Kriege einen zähen, aber erfolglosen Kampf gegen die Eroberung der Presse durch die Großindustrie geführt hatten, schlugen Alarm, und bei der Gelegenheit wurde Hugo Stinnes, der damals eben erst bei der Zusammenschweißung des Elektro-Montan-Trusts war, für das große Publikum entdeckt.

In der Tat war es ein ungewöhnlicher, auch mit den vorangegangenen Aufkäufen der Druckerei Büxenstein und des Verlags Scherl nicht vergleichbarer Vorgang, daß ein Großindustrieller, der zu der damaligen Weimarer Koalitions-Regierung in schroffer Opposition stand, das offiziöse Organ des Reiches und Preußens mit totem und lebendem Inventar aufkaufte. Von dem lebenden Inventar erkannten Drei sofort die Situation und zogen die Konsequenz daraus. Otto Stolberg, der Verlagsdirektor, schied sofort aus und gründete einen eignen politischen Buchverlag, der es freilich zu keiner großen Blüte gebracht hat; Oskar Müller, der Leiter der Innenpolitik, begnügte sich mit einer bescheidenen Stelle als Berliner Vertreter des Frankfurter General-Anzeigers und wurde bald darauf Ministerialdirektor und Pressechef in der Regierung Wirth; Otto Jöhlinger, der Leiter des volkswirtschaftlichen Teils, bekam einen Ruf als Ministerialrat ins Preußische Finanzministerium. Die andern Redakteure, die sich mitübernehmen ließen, mußten

bald erkennen, daß sie auf verlorenen Posten standen, und daß alle Anpassungsfähigkeit ihnen nichts half. Denn der Kapitän Humann, den Hugo Stinnes zum Nachfolger Stolbergs einsetzte, hatte von seiner frühern Tätigkeit als Pressechef im Reichsmarineamt noch so viel seetüchtige Kameraden auf Lager, daß die alte Redaktion doch abgebaut werden mußte, um den schreiblustigen Freunden Humanns auf dem „Marine-Schulschiff“ Platz zu machen.

Was die Journalisten bei dem Ankauf der D.A.Z. durch Hugo Stinnes besonders kränkte, war die Heimlichkeit, womit er das Geschäft betrieben hatte. Aber damit knüpfte Hugo Stinnes nur an älteste und beste Traditionen dieser Zeitung an. Denn die Norddeutsche Allgemeine, die nach der Revolution neben einigem Andern auch das Wörtchen „Nord“ hatte fallen lassen, war von einem Manne begründet worden, dessen Wandlungsfähigkeit selbst die Tugenden Paul Lenschs in den Schatten stellt. August Brass, ein überradikaler Achtundvierziger, hatte die Norddeutsche Allgemeine als großdeutsch-radikales Blatt angefangen. Ein Jahr später aber schon schwenkte er zu Bismarck um, und zwar gegen Barzahlung. Das hinderte ihn nicht, seine linksradikalen Bekannten von früher zur Mitarbeit zu gebrauchen, ohne ihnen über die Finanzierung der Norddeutschen reinen Wein einzuschänken. So suchte er mit Karl Marx anzubandeln, und Wilhelm Liebknecht arbeitete bei ihm als Redakteur, bis er eines Tages dahinter kam, daß Brass von der preußischen Regierung Geld erhielt. Da war es aus.

Die lose Verbindung, die Bismarck auf dem Wege der glatten Korruption mit der Norddeutschen Allgemeinen angeknüpft hatte, wurde nach dem Kriege von 1870/71 in geregelte Bahnen gelenkt. Die Herren v. Ohlendorff übernahmen gemeinsam mit der Norddeutschen Bank in Hamburg die Zeitung und den Verlag, mit der Verpflichtung, Bismarck im Bedarfsfall das berühmte „Stück weißes Papier“ zur Verfügung zu stellen. Dafür gab es amtliche Informationen und einen Druckkostenzuschuß von 30 000 Mark. Aber während das W.T.B., dessen Aktien Bismarck seinem Leib- und Hofbankier Bleichröder zugeschanzt hatte, zeitweise ein recht einträgliches Überschußunternehmen war, wuchs bei der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung das Defizit. Die Norddeutsche Bank in Hamburg hatte bald genug davon. Doch die Brüder Ohlendorff hielten wacker durch und begnügten sich damit, ihren Mangel an Verdiensten bei der Norddeutschen Allgemeinen durch den erblichen Freiherrn-Titel und ähnliche Gnadenbeweise von Allerhöchster Stelle entgolten zu kriegen.

Vierundvierzig Jahre lang haben die Ohlendorffs in der Wilhelm-Straße regiert und den Moniteur Bismarcks und seiner Nachfolger in dieser Zeit zu dem langweiligsten und unsichtbarsten Blatt Deutschlands gemacht, obwohl die Kneipen, die sich verpflichteten, nicht den Vorwärts auszulegen, ein Freiabonnement bekamen. Während des Krieges, als mit vollen Segeln und ungezählten Geldern Aufklärung getrieben wurde, unterzog man auch die Norddeutsche Allgemeine einer Renovierung. Der Reformator, der im Dezember 1917 das

Blatt von der Familie Ohlendorff erwarb, hieß Reimar Hobbing, ein sehr rühriger Verlagsbuchhändler, der in seiner Heimatstadt Bremen als Propagandist beim Norddeutschen Lloyd begonnen, dann als Herausgeber der Konservativen Monatsschrift Beziehungen zu wilhelminischen Würdenträgern angeknüpft hatte und diese Beziehungen während der Kriegskonjunktur gründlich auszumünzen verstand. Er bekam von der Regierung große Druckaufträge, durfte in einer Zeit wachsender Papierknappheit eine Schrift über die Kriegswirtschaft des Jahres 1916 in 2 Millionen Exemplaren herstellen, und bei solchen vaterländischen Diensten blieb etwas. Die neue Verlegertätigkeit begann Hobbing damit, daß er bei der Ausschreibung neuer Redakteurstellen öffentlich bekannt gab, eine Stellung in seinem Verlag sei absolut kugelsicher und gewährleiste die Reklamation für die ganze Dauer des Krieges.

Einem so ungenierten Kaufmann konnte selbstverständlich auch die Revolution nichts anhaben. Die D.A.Z. hielt sich, wie die andern bürgerlichen Blätter, auf einer mittlern Linie, machte aber doch, ohne ihre Beamtenleserschaft vor den Kopf zu stoßen, eine Politik, die der Politik des Reiches und Preußens nicht direkt entgegenwirkte. Das blieb Hugo Stinnes vorbehalten, der nach Hobbings frühem Tode die Deutsche Allgemeine mit allen offiziösen Rechten und Pflichten übernahm. Stinnes erhielt also weiter nach dem Vertrag, den die Regierung 1917 mit Hobbing abgeschlossen hatte, 720 000 Mark für die Lieferung von 5000 Exemplaren an preußische Dienststellen, dazu den Druckauftrag für den Staatsanzeiger und eine Reihe andrer amtlicher Publikationen. Diese direkten und indirekten Subventionen hinderten ihn aber nicht, sehr bald in offenen Kampf gegen die Regierung zu treten, sodaß noch vor Ablauf des Subventionsvertrages die preußische Regierung sich gezwungen sah, öffentlich jede Verbindung mit dem Stinnesblatt abzulehnen. Die Reichsregierung raffte sich erst 1922 zu einem entsprechenden Schritt auf. Bis dahin hatte Stinnes sein Ziel erreicht und sich ein großes, beachtetes Blatt in Berlin geschaffen. Die Mittel, die er in den ersten Jahren in die Deutsche Allgemeine Zeitung hineinstecken mußte, waren erheblich. Viele Hunderttausende, wahrscheinlich sogar Millionen Goldmark wurden – neben der Staatssubvention – jährlich von Stinnes ausgeworfen; dazu übte er auf seine Konzerngesellschaften, ja zum Teil auf Firmen, die nur in losem Zusammenhang mit dem Stinnes-Konzern standen, einen gewaltigen Druck aus, um auch den Inseratenteil in Schwung zu bringen.

Die D.A.Z. war aber nur ein Teil der Norddeutschen Druckerei und Verlagsanstalt und diese wiederum nur ein Teil der großen Buch- und Zellstoffgewerbe Hugo Stinnes G.m.b.H., der B.U.Z., in der Stinnes alle seine Zeitungsunternehmungen zusammengefaßt hatte. Das Bankenkonsortium, das jetzt den Ausverkauf des Stinnes-Konzerns durchführt, plante anfangs, wie die Hotelbesitzungen und die Koholyt A.G., in der die Papier- und Zellstoffinteressen des Konzerns eingebracht sind, auch die B.U.Z. im Ganzen abzustoßen. Aber für einen so großen und innerlich

ungleichartigen Komplex fand sich kein Käufer. Wer die Modenfirma Vobach oder die Leipziger Großbuchbindereien Böttcher & Bongartz oder F. A. Bartel erwerben wollte, reflektierte nicht gleich auf eine großstädtische politische Tageszeitung. So trennte denn der Leiter der Buch- und Zellstoffgewerbe G.m.b.H., Dr. Tiktin, einen Teil der B.U.Z. ab, um ihn allein zum Verkauf zu stellen. Dieser Teil umfaßte die Norddeutsche Verlagsanstalt mit der D.A.Z. und ihrem großen Druckereibetrieb, den besonders wertvollen Druckauftrag des Reichs- und Staatsanzeigers – der alle gouvermentalen Heldentaten der Familie Stinnes überstanden hat – , zwei Gebäude in der Wilhelm-Straße und die Frankfurter Nachrichten mit einem dazugehörigen Gebäude in Frankfurt am Main. Nicht mit zum Verkauf gestellt wurden die Industrie- und Handelzeitung, die Textil-Zeitung, der ‚Kladderadatsch', die Eisenbahn-Reklame-Gesellschaft und andere Verlags- und Propaganda-Unternehmungen, die in enger Fühlungnahme mit dem Stinnesschen Zeitungszentrum in der Wilhelm-Straße arbeiteten.

Die Verkäufer forderten anfangs für diesen Teil der B.U.Z. nicht weniger als 8 Millionen Mark. Der Reihe nach wurden, als nächstliegende, sämtliche großen Berliner Verlagshäuser angegangen, aber zu 8 oder auch zu 7 Millionen wollte Niemand sich entschließen. Die Verkäufer mußten den Preis auf 5 Millionen senken – aber auch dafür fand sich Niemand. Am ausdauerndsten war Hugenberg, der sich diesen Fang nicht entgehen lassen wollte. Sein Generaldirektor Klitzsch aber riet entschieden vom Ankauf der D.A.Z. ab, und der alte Compagnon des Hugo Stinnes beim Aufkauf der deutschen Presse war zu sentimental, um die D.A.Z. mit zu übernehmen und sie dann eingehen zu lassen.

Selbstverständlich machten auch die nationalen Verbände Industriegruppen mobil, um diesen schwarz-weiß-roten Gral nicht in unrechte Hände kommen zu lassen. Aber bei der Industrie haperte es mit der Barzahlung. Am weitesten vorgeschritten waren die Verhandlungen mit den Zentrumsbrüdern Peter und Florian Klöckner, die anscheinend in dem Aufkauf der D.A.Z. ein wertvolles Gegengewicht gegen die noch immer nicht gezähmte demokratisch-katholische ‚Germania' schaffen wollten. Aber ehe die Klöckners noch zum Abschluß kamen, war der Zuschlag an die Herren Salinger und Weber erteilt worden, die zwar nur 3 Millionen boten, aber diese dafür auf den Tisch des Hauses zahlen konnten.

Damit tauchten zwei ganz neue Namen im Verlagswesen auf. Herr Dr. August Weber, ein früherer Bankdirektor, war zwar vor dem Kriege linksnationalliberaler Reichstagsabgeordneter gewesen, war dann nach der Revolution zu den Demokraten übergegangen und von diesen auch noch bei der letzten Reichstagswahl an aussichtsloser Stelle als Kandidat aufgestellt worden. Trotzdem ist er für das heutige politische Leben Berlins ein homo novus. Interessanter ist seine wirtschaftliche Position, denn er ist 37facher Aufsichtsrat, größtenteils in Textilgesellschaften, und in 14 Gesellschaften führt er sogar den Vorsitz. Die meisten dieser Posten stehen im Zusammenhang mit

seiner Stellung als Syndikus im Jute-Syndikat, das von dem Textilfabrikanten Blumenstein, einem Manne sehr großen, aber sehr jungen Reichtums beherrscht wird. Der andre Käufer ist trotz seines Namens Salinger eingeschriebenes Mitglied der Deutschen Volkspartei und außerdem und hauptberuflich Geschaftsinhaber der Papiergroßhandlung Salinger & Leppmann, in politischen Kreisen aber noch unbekannter als sein neuer Sozius.

Es ist begreiflich, daß diese beiden Käufer der D.A.Z. allgemein als Strohmänner angesehen wurden, hinter denen irgendeine bedrohliche Geheimmacht stände. Wenn jemand heute 3 Millionen bar zur Verfügung hat, so vermutet man ohnehin, daß dieser Jemand eine öffentliche Stelle ist, die mit den Steuergeldern andrer Leute wirtschaftet. Die Vermutung lag hier um so näher, als schon in dem ersten Stadium der Verkaufsverhandlungen Otto Stolberg, der frühere Verlagsdirektor der D.A.Z., versucht hatte, die Reichsregierung für den Kauf zu interessieren, und in Preußen der nie fehlende Staatssekretär Weismann bemüht war, die Ehe zustande zu bringen. Den Anknüpfungspunkt dazu bot der Reichs- und Staatsanzeiger, dessen Druckauftrag mit das wertvollste Aktivum des Kaufobjekts bildete. Zwar war sich auf den Ämtern jeder Mensch, der etwas von Pressedingen versteht, darüber klar, daß bei dem jetzigen Stand des Korrespondenzwesens, der direkten Fühlungnahme mit der Presse und des fortwährenden Richtungswechsels der Regierungen, ein offiziöses Blatt eine völlig sinnlose Institution wäre. Aber die preußische Regierung hat sich nach einigem Zögern von ihren Geschäftlhubern doch dazu breitschlagen lassen, den Herren Salinger und Weber 2 Millionen Mark für den Kauf zur Verfügung zu stellen, mit dem Recht, später den Druckereibetrieb zu übernehmen. Eine Beteiligung Preußens an der D.A.Z. wird vorläufig – formal zu Recht – von allen Beteiligten abgestritten, und zum Zeichen dessen, daß auch künftig die schwarz-weiß-rote und nicht die Severingsche schwarz-weiße Flagge in der Wilhelm-Straße 30 wehen soll, wird einstweilen der kranke Herr Humann im Aufsichtsrat und der stets beurlaubte Herr Lensch als Chefredakteur belassen. Das Kabinett Braun scheint demnach keine Neigung zu haben, der D.A.Z. einen Ruck nach links zu geben, und wenn es, was gewiß nicht mehr lange dauern wird, durch ein Rechtskabinett ersetzt ist, liegt keine Veranlassung vor, den Kurs zu ändern. Braun und Severing haben rechtzeitig ihren Nachfolgern das Bett bereitet.

Die Unkenntnis oder die Kenntnis dieses Tatbestandes hat inzwischen auch den Redakteuren der D.A.Z. das seelische Gleichgewicht wiedergegeben. Anfangs hatte schon die demokratische Mitgliedschaft des Herrn Weber ihnen soviel Schrecken eingejagt, daß sie sich an die nationale Ehre griffen und an der Spitze des Blattes versicherten, sie würden der nationalen Aufgabe treuer sein als den Herren Weber und Salinger und müßten sich jeden aktiven und passiven Abgang vorbehalten. Tags darauf, nachdem eine Gruppe von D.A.Z.-Redakteuren diesen mannhaften Beschluß gefaßt und veröffentlicht hatte, machten die neuen Verleger, die nach bewährtem Vorbild von Braß und

Stinnes ihr Geschäft unter völligem Ausschluß der Redaktion abgeschlossen hatten, ihre Anstandsvisite in der Wilhelm-Straße, und noch am selben Abend erschien abermals eine Erklärung der Redaktion „in eigner Sache“, worin feierlich versichert wurde: wenn die Mannschaften von gestern Abend gewußt hätten, daß Weber und Salinger wirklich der nationalen Sache nichts anhaben wollen, dann hätten sie sich die erste Erklärung erspart. So etwas kommt vor, wenn edle Menschen den Zwiespalt der Gefühle ihres Herzens und ihres Magens in die Öffentlichkeit tragen.

Land und Leute von Morus

Dumping-Prämien

Den Landwirten ist ein bedauerliches Unglück zugestoßen. Die Ernte war zu gut. Der Gott, der Roggen wachsen ließ, der wollte keine Zölle. Er hat so viel Roggen wachsen lassen, daß, nach den – inoffiziellen – Schätzungen der Landwirtschaftskammern, 3 – 4 Millionen Tonnen zur Ausfuhr frei sein werden. Diese Rekordernte, verbunden mit einem Preisrückgang auf dem Weltmarkt, hat die schönsten Hoffnungen Ostelbiens zunichte gemacht. Was nützen die besten Hochschutzzölle, wenn man im Inland so viel produziert, daß man die Ware billig losschlagen muß? Zwar verdient die Landwirtschaft an einer guten Ernte zu niedrigern Preisen immer noch mehr als an einer schlechten Ernte zu hohen Preisen. Aber das Ziel muß nun einmal sein: großer Ertrag und hohe Preise. Da man infolge der leidigen Konkurrenz die hohen Preise nicht halten und ein Kornkartell auch nicht aus dem Boden stampfen kann, bleibt nichts übrig, als gehörig Krach zu schlagen und die Gesetzgebungsmaschine in Bewegung zu setzen.

So hat man eben jetzt zu den Bülow-Zöllen auch noch die Caprivischen Einfuhrscheine wiederhergestellt. Wer Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Mehl oder Hülsenfrüchte ausführte, bekam nach einem Gesetz von 1894 eine Anweisung in Höhe des Zolles, der bei der Einfuhr der entsprechenden Menge zu zahlen gewesen wäre. Er brauchte aber für den Roggen, den er ausführte, nicht wieder Roggen einzuführen, sondern hatte eine große Freiliste von Waren, aus der er sich das Passende aussuchen konnte. Praktisch spielte sich der Vorgang so ab, daß der Landwirt den Gutschein auf zollfreie Einfuhr sofort zu Geld machte, ohne sich darum zu bekümmern, was später würde. Das Hauptgeschäft machten dabei die Getreidehändler, die den Landwirten die Scheine mit einem gehörigen Disagio abnahmen, um dann börsenmäßig damit zu handeln. Deshalb erfreute sich das Einfuhrschein-System besonderer Beliebtheit in gewissen liberalen Kreisen, die sich – da ja der ehrbare Kaufmann ganz ohne Moral nicht auskommt – darauf beriefen, daß durch die Einfuhrscheine quasi das starre protektionistische Zollschutzsystem durchbrochen würde. In Wirklichkeit waren die Einfuhrscheine Dumping-Prämien, deren Kosten der inländische Konsum zu tragen hatte.

Dieses famose Verfahren soll jetzt wieder eingeführt werden. Der Zweck der Übung wird von den Landwirten offen zugegeben: man will möglichst große Mengen deutschen Getreides auf den ausländischen Markt werfen – um mit dem angeblich ebenfalls dumpenden Polen konkurrieren zu können, zu möglichst niedrigen Preisen – und den Rest der Ernte desto höher in Deutschland verkaufen. Daraus ergibt sich in diesem Jahr folgendes nette Bild: die Regierung gewährt den Landwirten zur Belohnung für die besonders gute Ernte eine Sonderprämie von 3 Mark für 30 bis 40 Millionen Doppelzentner Roggen, das heißt: sie schenkt den Landwirten rund 100 Millionen Mark. Dazu aber haben nun – und das ist das Wichtigste – die Landwirte nach Abstoßung des Überschuß-Getreides die Möglichkeit, den Inlandsmarkt knapp zu beliefern und die Inlandspreise auf die gewünschte Höhe, auf den Weltmarktpreis plus Zollspanne, zu treiben. Wie es jetzt auch kommt, schlechte oder gute Ernte: der Zollprofit ist gesichert.

Herr Dr. Luther hat mit der Einführung der Einfuhrscheine nicht erst gewartet bis der Reichstag zusammentritt, sondern sie durch das Hintertürchen des Verordnungsweges vorgenommen. Warum schließlich auch noch viel Federlesens machen? Der Reichstag, der diesen Zolltarif bewilligt hat, würde auch die Einfuhrscheine genehmigen.

Pommerscher Landbund

Zwischen den großen und kleinen Konkursen hört man jetzt mitunter, daß auch im Reichs-Landbund der Pleitegeier umgeht. In Schlesien und in Brandenburg hat es Krachs gegeben, und auch in andern Gegenden scheint die Blütezeit der Landbündler vorbei zu sein. Aber man soll diese Krisenzeichen nicht überschätzen. Dem Landbund geht es ebenso wie allen andern Organisationen, die in der Inflationszeit einen großen Finanz- und Wirtschaftsapparat aufgezogen haben und ihn nun, unter stabilen Verhältnissen, nicht tragen können. Man baut deshalb ab, in manchen Bezirken planmäßig, in andern unfreiwillig und zu spät, wenn der offene Zusammenbruch nicht mehr zu vermeiden ist.

In diesem Bunde schwankender Gestalten steht fest wie eine deutsche Eiche die Pommersche Sektion. Der Pommersche Landbund hat sich, fürsorglich betreut von dem alten Herrn von Wangenheim, jenen riskanten Gründungen ferngehalten, die in den andern Provinzen üppig aufgeschossen sind und jetzt zusammen mit der Berliner Wirtschaftszentrale sich in Geldnöten befinden. In Pommern haben sich, beispielsweise, die Genossenschaften nicht an die genossenschaftliche Zentralkasse des Reichslandbundes angeschlossen, sondern an den ältern und besser fundierten Reichsverband Deutscher Landwirtschaftlicher Genossenschaften. Auf dieser sichern finanziellen Grundlage aber hat man in Pommern eine Organisation geschaffen, deren mustergültiger Aufbau den deutschen Arbeitgebern sämtlicher Fakultäten als Vorbild dienen sollte. Hier ist es gelungen, Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu einer sogenannten Arbeitsgemeinschaft zusammenzuschließen, bei der sich die

Arbeitnehmer einbilden können, daß sie mit zu regieren haben, während faktisch die Großgrundbesitzer unbehindert sind.

Das wird so gemacht. Im Bundesvorstand sind neben drei Vertretern des Großgrundbesitzes und drei Vertretern des Kleinbesitzes auch drei Vertreter der Arbeiterschaft, und zwar – ich zitiere wörtlich nach dem vom Landbund mit herausgegebenen Handbuch der Pommerschen Landwirtschaft – : „Herr Johannes Wolf, Vorsitzender der Arbeitnehmergruppe, M. d. R.,Stettin, Herr Arbeiter Kasten, Zoldekow Kr. Kammin, Herr Arbeiter Wook, Selchow, Kr. Greifenhagen.“ Bei so viel Gleichberechtigung fällt den Herrn Arbeitern selbstverständlich gar nicht auf, daß die Direktion des Pommerschen Landbundes in der Hand der Herren von Dewitz und von Jagow liegt, und daß diese beiden Herren sich noch zwei Großgrundbesitzer kooptiert haben. Genau so demokratisch geht es zwischen Groß- und Kleinbesitz zu. Von den beiden Bundesvorsitzenden ist der erste ein Bauernhofbesitzer Rannow und erst der zweite der Rittergutsbesitzer von Flemming. Daß von den 30 Kreisgruppen des Pommerschen Landbundes 14 von adligen und 7 von nicht adligen Großgrundbesitzern geleitet werden – wer kann dafür? Unter solcher Aegide steht dann die Arbeitsgemeinschaft, die zu gleicher Zeit Schlichtungsausschuß und Lohnkommission ist. „Ihren Entscheidungen haben sich alle dem Pommerschen Landbund angeschlossenen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu unterwerfen.“ Damit die pommerschen Landarbeiter sich aber auch ganz und gar nicht zu beklagen haben, ist beim Direktorium des Pommerschen Landbundes eine besondere Abteilung für sie eingerichtet, die ein Herr von Oertzen leitet. Er hat den „Verkehr mit Behörden und privaten Organisationen zum Zwecke einer Förderung der wirtschaftsfriedlichen Arbeiter-Politik“ zu pflegen. In der Praxis ist diese Organisation der treue Bundesgenosse des Pommerschen Arbeiterbundes, der in den Städten für den gelben Wirtschaftsfrieden und die Ausbreitung nationaler Gesinnung sorgt. Die Arbeiter, die den beiden Organisationen angeschlossen sind, werden so leicht nicht arbeitslos.

Wer sich von den greifbaren Erfolgen dieses Patentkuli-Systems überzeugen will, scheue die kleine Fahrt nach Pommem nicht. Es gibt keine Streiks und keine Sozis mehr, es gibt 15 Pfennige Barlohn die Stunde und das Doppelte in Deputaten, an Werktagen Anschnauzer und an Sonntagen Fahnenweihen. Es gibt Alles, was das Volk braucht Auf nach Pommern!

Pogrom-Vorschuß von Karl Schnog

Es sprach der Landbund-Kassenwart:
Wozu die großen Summen?
Worauf es ihm entgegenschnarrt:
Wir brauchen sie zum ersten Start.
Das Pack muß doch verstummen!

Der Jude lebt! Das Volk wird dreist
und jammert über Steuern,
Wir brauchen nationalen Geist,
wir brauchen Pöbel, der beweist,
daß Die das Brot verteuern!

Wir brauchen Krach, wir brauchen Blut,
Revolver, Bier und Stöcke.
Wir brauchen deutschen Mannesmut.
Heraus das Geld! Denn, kurz und gut:
Wir brauchen Sündenböcke!

Duell und Zentrum

Fünfzig Jahre lang haben die Katholiken auf den deutschen Hochschulen gegen die Corps gekämpft und an jeder Universität zahllose katholische Studentenverbindungen gegründet. Eine Gruppe waren die sogenannten nichtfarbentragenden Verbindungen, die andre waren die farbentragenden. Bei ihnen durfte der katholische Student Mützen und Kappen und Bänder und Alles was er wollte tragen, bunt und genau das Selbe, was der Corpsstudent trug. Und die Chargierten trugen – übrigens auch bei den nichtfarbentragenden – bei jeder Gelegenheit genau wie die Corps den Säbel. Gegen die Corps aber, die nun einmal die Corps waren, kamen sie doch nicht auf, grade weil sie sie imitierten, und weil sie einen Säbel trugen – der nicht aus der Scheide kam, weil er nicht aus der Scheide kommen durfte.

Denn der Zweck dieser Gründungen waren ursprünglich gar nicht die katholischen Verbindungen als solche – das waren sie erst, als sie nun einmal bestanden – , sondern der Kampf gegen das Duell und seine andre Form, die Mensur, den die Kirche ihrer Lehre nach führte. Ganz einfach sagt ihr Gesetz: Du sollst nicht töten, und verbietet jedem Katholiken die Teilnahme am Duell. Wer sich trotzdem zum Zweikampf stellt, ist eo ipso exkommuniziert. Nicht einmal als Arzt darf ein Katholik einem Duell beiwohnen.

Auf den Hochschulen konnte die Kirche so vorgehen und durch diese Gründungen ihre Jugend vom Zweikampf fernhalten. Im alten Heer, richtiger: Offizierscorps, lagen ihr die Dinge schwieriger. Hier wurde Jeder mit schlichtem Abschied entlassen, der sich einer Forderung entzog, und mancher katholische Offizier mußte aus einer dummen Geschichte Konsequenzen ziehen, die seine Existenz ruinierten.

Man sollte doch nun meinen, daß die Kirche und ihre Partei, das Zentrum, in der Republik energisch ihren Kampf gegen das Duell fortsetzen. Man sollte es meinen.

Da beantragt im Jahre 1925 und im siebenten der Republik die Sozialdemokratische Partei im Rechtsausschuß des Reichstags, die Sonderbestimmungen über Duellvergehen im Entwurf zum neuen Strafgesetzbuch zu streichen. Damit wäre das Duell unter das gemeine Strafrecht gefallen, und der Duellant, je nach dem, wegen vollendeten Totschlags oder wegen Versuchs des Totschlags bestraft worden. Auf Antrag des Zentrums aber – auf Antrag des Zentrums! – wurde eine Bestimmung angenommen, wonach Duell nur mit Freiheitsstrafe (warum sagen sie nicht gleich Festung, da es jetzt doch unsern Richtern überlassen bleibt, auf Festung zu erkennen?) bis zu Einem Jahr bestraft wird.

Das Privileg für dieses Vergehen im Gesetzbuch bleibt also auf Antrag der Katholischen Partei bestehen.

Bernard Brentano

Vor Gott sind alle Menscheit gleich

Vor ihresgleichen – welcher Hohn des Wortes! – sind sie es nicht. Mit dem Hinweis auf den Himmel, die Unerbittlichkeit des gleichmachenden Todes und eben jenen parteilosen höchsten Richter pflegte bisher derjenige Teil der Gesellschaft, der sich gegen die Parteilosigkeit des irdischen heftig zur Wehr setzt, die Menge Derer zu trösten, die bei der diesseitigen Ungleichheit auf die unbequemere Seite geraten sind. Bisher – denn neuerdings scheinen diese Herrschaften, des „rechten“ Wegs sich wohl bewußt, nicht einmal die öde Gleichmacherei des Todes gelten lassen zu wollen. Sonst wäre das Telegramm unerklärlich, das die ‚Hamburger Nachrichten‘

sich unter der Spitzmarke: ‚Die täglichen Autounfälle‘ von ihrem Stettiner W.-Korrespondenten senden lassen, und dessen zweiter Absatz also lautet:

> Ein zweites Unglück ereignete sich in Demmin. Hier durchfuhr in rasender Geschwindigkeit ein Motorrad die Stadt. Plötzlich tat das Rad einen gewaltigen Sprung, und die beiden Fahrer wurden auf die Straße geschleudert. Der jüdische Kaufmann Waldemar Rosner aus Berlin-Halensee war sofort tot. Der Mitfahrer wurde schwer verletzt.

Die täglichen Autounfälle... Da liegen also wieder zwei. Einer halb tot, der andre ganz. Vielleicht war er ein Genie, vielleicht ein Verbrecher, wahrscheinlich ein Durchschnittsbürger. Ich weiß nicht, ob er jung oder alt, Junggeselle oder Familienvater war, ob er den Tod durch eignen oder des Gefährten Leichtsinn erlitten hat, ich finde das Alles miteinander auch sehr gleichgültig, denn er ist tot, von einer Sekunde auf die nächste tot, und der Tod macht alle Menschen gleich. Sollte man meinen. Die Hamburger Nachrichten meinen es anders. Sie fragen zwar auch nicht nach und melden nichts von der menschlichen und gesellschaftlichen Lage des Toten, aber sie haben wenigstens gleich herausgebracht, daß er jüdisch war. Wie man das macht, dies wüßt’ ich gar zu gern. Im Reisepaß steht das heute nicht mehr. Der halbtote Andre wird auch nicht grade als Einziges die Konfession seines Gefährten gestammelt haben. Vielleicht ein kleines dringendes Pressegespräch von Stettin nach Berlin: „Hörnse ma, Frau Rosner, Sie sind doch Juden, nöch? Hallo! Wie? Jaa?! Na, dann is gut. Warum? Och, meine Zeitung braucht das. Weswe’n? Na, Ihr Mann is grade tödlich vaunglückt!“

Oder die Korrespondenten der ‚Hamburger Nachrichten‘ besitzen die vollständigen Mitgliederlisten der jüdischen Kultgemeinden, und wem auch auf der Welt was immer passiert: sie schlagen nach. Und melden dann der Leserschaft, daß ein jüdischer Kaufmann tot geblieben sei. Mit dem befriedigten Unterton: Allvater Gott, mal wieder einer weniger: Warum das nicht lieber offen aussprechen, meine Herrn?

Dreiviertel Jahre nach Rathenaus Ermordung fuhr ich mit dem Schnellzug an Burg Saaleck vorbei. Mitreisende machten einander auf die Stätte aufmerksam, wo zwei seiner Mörder geendigt haben. Da sprach ein Individuum jenes widerlich vermanschten, wendisch-obotritischen norddeutschen Typs voll Rassenstolz und völkischer Sicherheit: „War grade nötig – wegen so ’nem Juden. Ob einer mehr oder weniger!“

Vor Gott sind alle Menschen gleich? O nein. Das Individuum aus dem Schnellzug und der Stettiner Korrespondent der ‚Hamburger Nachrichten‘ – vor Gott, grade vor Ihm, den sie lieber nicht nennen sollten, rangieren sie bestimmt hinter Walter Rathenau und unbesehen, wie ich fürchte, auch hinter dem toten jüdischen Kaufmann aus Halensee. *Hans Glenk*

Die schwarz-weiß-rote Zukunft auf dem Wasser

Der Kaiserliche Yacht-Klub schaut auf die Kieler Woche zurück. Die Kaiserpreise sind ausgesegelt, und ein Marinebaurat (nicht a. D.) vermerkt eine an vergangene, schönere Zeiten erinnernde Höhe des Segelsports. „Ein nicht hoch genug zu veranschlagendes Verdienst hat sich die Marine um die Kieler Wochen-Veranstaltungen erworben, die durch Stellung von Booten, Startmitteln und Personal sowie von Begleit- und Sicherheitsfahrzeugen erst die glatte Abwicklung der Wettfahrten ermöglicht hat.“ So die Monatsschrift der K. Y. C. Doch die Frage, wer dies Alles und auch die vielen Bordfeste auf den anwesenden Kriegsschiffen bezahlt, wird nicht gestellt.
Außer mit den gerühmten Leistungen beteiligte sich die Reichsmarine mit etwa 10 Prozent aller Meldungen an den Wettfahrten des K. Y. C., dem bekanntlich

„S. K. H. Prinz Heinrich“ anstelle des im Exil weilenden Kommodore vorsteht. Vertreten war die Marine der Republik mit 3 Antuka-Gigs: Hertha, Freya und Rosemarie, in der 60-qm-Kreuzer-Klasse mit Leuchtkäfer, mit den Ausgleichs-Yachten Nöck, Lust und Liebe und schließlich mit der größten unter den gemeldeten, Asta, von der berichtet wird: „Sie hatte Havarie am Klüver und verlor den Besanmast. Hierbei ging leider auch ein Mann über Bord, der trotz aller Bemühungen nicht gerettet werden konnte.“

Kaiserlich- republikanische Reichsmarine, Erinnerung an schönere Zeiten und namenlose Opfer!

O Deutschland hoch in Ehren, du heiliges Land der Treu’!

Doch wem gilt sie? *Franz Schilling*

Um die Buchgemeinschaften

In Nummer 32 der ‚Weltbühne‘ schreibt Fritz Th. Cohn:

„Wer einer Buchgemeinschaft beitritt und für den Jahresbeitrag, den er zahlt, vier oder sechs Bücher im Jahre erhält, von denen er nicht weiß, wer der Autor ist, was sie enthalten, und ob sie ihm nützlich sind: der ist kein Bücherfreund.“

Aber: die ‚Deutsche Buch-Gemeinschaft‘, zum Beispiel, deren Organisation ich genau kenne, und von der ich deshalb rede, mutet keinem ihrer Mitglieder – es sind jetzt eine Viertelmillion – irgendeinen Band zwangsweise zu. Sie baut vielmehr eine Bibliothek auf, aus der jedem Mitgliede freie Auswahl offen steht. Das sind bis jetzt – nach fünfviertel Jahren – 80 Bände, darunter Goethe, Heine, Jean Paul, Keller, Dante, Dostojewski, Selma Lagerlöf, Mark Twain, Raabe, Zola, Hermann Stehr, ferner Kant, Ranke, Schopenhauer, Stirner, Kügelgen, Brehm, Pierre Loti, Herder, die deutschen Mystiker sowie eine Reihe neuerer Autoren, die Einführung in die verschiedensten Wissensgebiete geben. Mir scheint: es besteht die Möglichkeit, aus einer solchen Bibliothek zu wählen und doch ein Bücherfreund zu sein.

„Was bringen schließlich die Buchgemeinschaften? Von namhaften lebenden Autoren nur Werke, die vor vielen Jahren erschienen sind, vom regulären Verleger des Autors entweder nicht mehr aufgelegt werden, weil sie kein Publikum mehr finden, oder die der Autor selbst nicht mehr in sein Gesamtwerk aufgenommen sehen möchte.“

Aber: die ‚Deutsche-Buch-Gemeinschaft‘ nahm, zum Beispiel, einen bedeutenden Roman eines lebenden Autors auf, grade weil der Verfasser großen Wert auf ihn legte, und weil der reguläre Verleger, der noch eine erhebliche Auflage davon hat, ihn nicht durchzusetzen vermag; und von diesem bedeutenden Werk – einer keineswegs leichten Lektüre – sind nach Jahresfrist ungefähr so viel tausend Exemplare in den Händen deutscher Leser, wie der Buchhandel in fünfzehn Jahren hunderte abgesetzt hatte.

Übrigens beschränkt sich die ‚Deutsche Buch – Gemeinschaft‘ auch keineswegs darauf, von lebenden Autoren abgelegte ältere Werke zu bringen. Sie hat bereits zwei Romane junger Autoren veröffentlicht, an denen der Verlagsbuchhandel bisher vorbeigegangen ist, und die mir durchaus wertvoll scheinen – von Curt Wesse und Eva Lotting – und sie denkt das weiter zu tun.

*

Inzwischen hat, in Nummer 34 der ‚Weltbühne‘, ein Buchhändler eine Rechnung aufgestellt, von der ich leider sagen muß: Das ist der reine Typus einer Milchmädchenrechnung. Addiert ists wunderschön – nur alle einzelnen Posten sind falsch.

Erstens kann die ‚Deutsche Buch-Gemeinschaft‘ keineswegs von jedem Buch 50 000 Exemplare drucken: es gibt Bücher, von denen schon mehr als 50 000, und Bücher, von denen noch

lange nicht 5000 abgesetzt sind. Das Buch kostet zweitens im Abonnement nicht 4 Mark, sondern nach Abzug der Portokosten und der Zeitschrift, die die Buchgemeinschaft versendet, 2,40 Mark. Drittens kostet keineswegs die Herstellung jedes Buches 2 Mark; manche kosten weniger und manche erheblich mehr. Viertens bezahlt heute der normale Verlag seinen Autoren nicht 15%, sondern rechnet nach Jahr und Tag über etwa verkaufte Exemplare mit 10–12% ab. Daß aber 10%, die mir für etwa 5000 Exemplare sofort ausgezahlt werden, mehr sind, als selbst 15%, die ich vielleicht nach Jahr und Tag für 2000 Exemplare kriege, ist nicht sehr schwer auszurechnen.

Sonst freilich stimmt Alles, was der Herr Buchhändler sagt, wunderschön, und einzusehen ist nur nicht, warum nicht längst von allen Deutschen jeder einzige eine Buchgemeinschaft gegründet hat, da dies doch offenbar ein ganz sicherer Weg ist, binnen spätestens sechs Monaten Millionär zu werden.

Julius Bab

Das Siebente

Mit den Arrondissements in Paris ist das nicht so wie mit der „Gegend“ in Berlin. Wenn Einer vor Hunger nicht krauchen kann, so zieht er um des Himmels willen nicht aus der Geisberg-Straße hinter den Alexander-Platz, weil „man in der Gegend doch nicht wohnen kann“ — obgleich die Leute hinter dem Alexander-Platz mindestens so viele Vermögen aufzuweisen haben wie der Kurfürstendamm, nur besser fundierte. Mit einem Wort: Pariser Arrondissements sind kleine Städte. Le quartier hat sein Kino, sein Theater, seine Stammeinwohnerschaft, seinen Charakter. Es gibt, zum Beispiel, auf dem linken Ufer, um die rue de la Convention, kleine Straßen und Plätze, die so nach Kleinstadt schmecken, nach Weltabgelegenheit, nach stillen Kleinbürgern... Wenn aber einer von uns Beiden stirbt: ich zieh ins Siebente.

Das Siebente liegt auf dem linken Ufer. Es ist ein großes rechtwinkliges Dreieck, mit der gebogenen Hypotenuse an der Seine, vom Eiffelturm bis zur Gare d’Orléans, und mit den Katheten der Avenue Suffran und einer Linie, die etwa vom Quai Voltaire bis zur Untergrundbahnstation Sèvres-Lecourbe führt. Da ist die Spitze.

Es hat von Allem etwas:

Das schöne Champ de Mars, mit den vornehmen Straßen; von den obern Stockwerken aus sieht man über die weiten buschigen Flächen und die hohen Bäume, die bunten Anlagen vor der École Militaire, daran stille Alleen entlangführen, abends klappert der Maschinist in der kleinen Elektrizitätsbude auf dem Turm die ganze Lichtreklame herunter, und die Mieter können stolz sagen: Eignen Eiffelturm im Hause... Hier wohnen auch feine Leute, Finanz, Beamte und sogar ein deutscher Legationsrat. Und dann ist da der Dôme des Invalides, der so still und weit auf die Seine hinausguckt, besonders, wenn nicht grade Ausstellung gespielt wird, und östlich davon eine Menge kleiner Straßen, und die meisten sind still. Das war „le noble faubourg“, und heute liegt da noch ein Stück des Boulevard St. Germain, in dessen Salons Proust so gut Bescheid wußte und so verdünnt darüber schrieb, und in dem die deutschen Schmöcke gar nicht Bescheid wissen und so verdickt darüber schreiben... Eine Fülle von alten Palais liegt in diesem Teil der Stadt, keines hat die Fassade auf die Straße, alle verbergen Fronten, Vornehmheit und Architektur; die lange Straßenmauer schließt die Welt ab, und jene andre beginnt erst hinter dem großen Einfahrtstor.

Gleich hinter der Chambre des Députés fängt die Stille an (da gibt es übrigens ein hübsches und gutes Hôtel), und Alles, was

um die Kirche Ste. Clotilde herum liegt, hats gut: es ist mitten in der Stadt, und doch gehts da leise zu.

Ein feiner grauer Steinton ist in diesem Arrondissement, Alles ist getönt, zart und doch kräftig. Wenn man schon in der großen Stadt wohnen muß, dann hier.

Du Unbekannte, die du mir einst dein ganzes Vermögen vermachen wirst, weil du dich seit zwölf Jahren allwöchentlich einmal mit der ‚Weltbühne' zurückgezogen hast, hör mich an. In Paris, wohin meine Sehnsucht mich ruft, kann man keine Wohnungen mieten. Man muß sie kaufen. Laß es so viel sein, daß ich im Sommer in Dänemark leben kann, an den grünen und blauen Seen, wo die Butter und die Damen so frisch sind, daß man nie mehr Margarine essen mag – im Winter will ich eine Stadtwohnung haben. Darin soll dein Name gesegnet werden für und für, denn du wirst eine bessere Wohltäterin sein als Hebbeln seine. Vergiß es nicht: in Paris. Im Siebenten.

Peter Panter

Gespräche in Berlin bei Nacht

Herzen verwelken auf trockenem Asphalt.

Sie müssen nicht glauben, daß ich mit Jedem mitgehe. Meine Tante ist von Uradel. Sie können sich erkundigen, ich werde Ihnen die Adresse geben.

Meine Frau hat gleich gesagt, daß die Ostsee teuer ist. Sie muß zehn Mark für den Tag zahlen und ein halbes Pfund Aufschnitt dazu kaufen. Dafür sind aber in Zingst nur schwarzweißrote Badeanzüge gestattet. Es macht sich, es macht sich. Bald haben wir die guten Zeiten wieder.

Ich bin eine alte Frau, junger Mann, und habe mein ganzes Leben lang den ‚Berliner Lokal-Anzeiger' verkauft. Recht muß Recht bleiben. Lesen Sie mal heute das Geständnis vom Polizeipräsidenten. Die Sozis haben uns armes Volk ruiniert. Aber wir werden es ihnen schon geben, wenn wir wieder am Ruder sind.
Sehen Sie, wenn Stinnes nur Devisen gekauft hätte, wäre ihm das nicht passiert. Man soll nichts unternehmen, man soll nur unternehmen lassen.
Und ich sage Ihnen, Herr Kollege, ich sage nur: ceterum censeo: man soll nicht auf die Gefängnisärzte schimpfen. Wovon sollen die Kollegen leben, wenn sie nur Dienst tun? Und der Professor Lewin hätte sich etwas kollegialer verhalten sollen.

Thomas Mann hat den langen Atem. Man kommt wenigstens auf seine Kosten. Diese Kurzschreiberei müßte als Wucher bestraft werden. Schließlich ist doch unsereins nicht dazu da, für die Herren Dichter zu denken. Man hat in diesen Zeiten andre Sorgen.
Es waren ganz überflüssige Kosten, die Schilder für die Budapester Straße zu erneuern. Das weiß doch nun nachgrade jedes Kind, daß sie Friedrich-Ebert-Straße heißt.

Der Impressionismus soll wieder modern sein. Ich habe meinen Liebermann doch zu früh verkauft. Kunst ist ein faules Geschäft.

Herwarth Walden

Frage

Pallenberg hat für die kommende Saison an die Saltenburg-Bühnen abgeschlossen, Moissi – laut Blättermeldungen – zu Barnowsky.
Sind diese Abschlüsse unter Konventionsbedingungen erfolgt, so haben die beiden Kollegen ihre mir gegebene Zusicherung nicht gehalten.
Sind die Verträge unter Umgehung der Konvention geschlossen worden, so sind die beiden Direktoren dem Bühnenverein wortbrüchig geworden. Was haben die Beteiligten zu erwidern?

Albert Bassermann

Antworten

Auslandsdeutscher. Vor mir liegt ‚Der Deutsch-Afrikaner' vom 23. Juli. Darin schreibt nicht ein Mitarbeiter, sondern die „Schriftleitung" selbst: „Die Deutschen in der alten Heimat scheinen es immer noch nicht gelernt zu haben, daß der Deutsche sich nicht mit dem Hute in der Hand bei den andern Nationen in Respekt setzen kann, sondern lediglich dadurch, daß er den ‚Andern' die Faust unter die Nase hält und ihnen bei jeder Gelegenheit einen Tritt mit dem nagelbeschlagenen Absatz versetzt." Wie mögen Menschen, die in Pretoria jede Woche ein Mal Sätze dieses Geistes drucken lassen, sich gar erst benehmen! Und wie mögen sie im Ausland für das Deutschtum werben!

Kampfgenosse. In Nummer 17, also am 28. April hat Ignaz Wrobel hier vorgeschlagen, die Tendenzphotographie fleißiger zu benutzen. Nach fast vier Monaten – immer langsam voran – zischt, faucht und bellt es aus derjenigen Presse, die sich vor der Ausführung dieses Vorschlags ängstigen zu müssen glaubt. Schockweise kommen die Ausschnitte. Offenbar haben zwei Korrespondenzen den Artikel in Umlauf gebracht: eine der Deutschnationalen und eine der Deutschen Volkspartei. Die eine unter dem Titel: Ein sauberer Plan, die andre unter dem Titel: Erziehung zur Gemeinheit. Welche mehr fälscht, weiß ich nicht, doch es will mich schier bedünken... Zum Glück erspart die ‚Dresdner Volkszeitung' mir die Antwort: „Wozu diese Aufregung, Ihr Herren? Wollen Sie bestreiten, daß Abermillionen Arbeitender samt ihren Kindern an Unterernährung leiden, während sich ein andrer Teil Zeitgenossen mit Leckerbissen mästen kann? Und bezweifeln Sie, daß die von der Reichstagsmehrheit brutal durchgepeitschten Wuchergesetze diese sozialen Gegensätze brutal verschärfen werden?! Da jedoch auch im politischen Kampf der Wahrheit auf die Dauer der Sieg verbleibt und nicht der Lüge, müssen wir von der Bildpropaganda sozialistischer Blätter wünschen, daß sie nicht verlogen betrieben wird. Wenn sie die wirklichen Gegensätze dieser Welt scharf zum Ausdruck bringt, gibt sie nur das charakteristische Konterfei dieser kapitalistischen Welt wieder. Wem das nicht gefällt, und wer das für volkzerrüttend hält, der soll an der Vermenschlichung dieses Gesellschaftsproblems arbeiten! Sich nur über eine Bildpropaganda aufzuregen, die dieses Stück brutale Leben in seiner brutalen Nacktheit enthüllt, das kommt auf Heuchelei oder Denkfaulheit hinaus." Um es nicht unparlamentarischer auszudrücken.

Kölner. Der du dich mit den Weltbühnen-Freunden deiner Stadt treffen möchtest: schreibe an Walter E. Schopen, Friedrich-Straße 57.

Bayer. Weil der Prager Rainer Maria Rilke einen Gedichtband in französischer Sprache herausgegeben hat, ohne daß mir je eingefallen wäre, davon irgendwelche Notiz zu nehmen – deshalb schreibt deine ‚München-Augsburger Abendzeitung', sie würde sich freuen, wenn die Herren Kahr und Poehner Organe wie die ‚Weltbühne' „vom Verkauf in der Öffentlichkeit künftig ausschließen" könnten. Wann sie das schreibt? Am 8. August 1925. Lange vor diesem Tage ist Poehner tödlich verunglückt und Kahr unschädlich gemacht worden. Beklagenswert, daß sie aus diesem Grunde nicht können. Aber als sie konnten, taten sie merkwürdigerweise auch nicht. Was vielleicht besagt, daß selbst die dümmste bayrische Regierung nicht entfernt so dumm ist wie die bayrische Presse. Da ist etwa der ‚Fränkische Kurier'. Der war demokratisch, bis er sich den Hugenbergen für schwere, schwerindustrielle Gelder verpflichtete, niemals wieder die Wahrheit zu sagen. Seitdem hat er keine kleine Wut auf die ‚Weltbühne', weil deren Vermögen, die Wahrheit zu sagen, unbegrenzt ist und zu meinen Lebzeiten immer sein wird. Am

21. Juli hat hier die Wahrheit über ‚Rheinische Rebellen und Pfalzzentrale‘ Berthold Jacob gesagt. Vier Wochen später beendet dein ‚Fränkischer Kurier‘ eine ellenlange Beschimpfung in der Sprache, die er für deutsch hält, folgendermaßen:„Bisher war man in Deutschland von solchen Menschen, wie dieser Berthold einer ist, nichts Andres gewohnt, als im Fahrwasser der Franzosen zu segeln. Bedauerlich ist es nur, daß das deutsche Volk ein solches Gesindel duldet. In Frankreich, aber auch in England und Amerika wären derartige Kastraten, die ihr eignes Nest beschimpfen, unmöglich. Bedauerlicherweise hat man bisher nichts gelesen, daß auf Grund des Artikels in der ‚Weltbühne‘ ein Verfahren wegen Landesverrats gegen die Artikler eingeleitet worden ist.“ Der letzte Satz, selbstverständlich im fettesten Druck. Wenn die Brüder nicht grade morden, so denunzieren sie. Und wenn sie nicht grade denunzieren, so lügen sie. Den rheinischen Separatismus, den es seit dem Waffenstillstand gegeben hat, gibt und bei den Fähigkeiten unsrer Regierer weitergeben wird — den möchten sie einfach weglügen. Dabei hat schon am 4. Dezember 1918 eine Zentrumsversammlung von 5000 rheinischen Bürgern in Köln einstimmig eine Entschließung wie diese angenommen: „In Anbetracht der tiefgreifenden politischen Umwälzungen im Deutschen Reiche, in der Erkenntnis der völligen Unmöglichkeit, in Berlin eine geordnete Regierung zu schaffen, in der Überzeugung, daß die Länder am Rhein nebst Westfalen politisch, kulturell und wirtschaftlich ausreichende staatsbildende Kräfte besitzen, gibt die Versammlung ihrem festen Willen Ausdruck, die Einheitlichkeit des Reiches zu wahren und den Wiederaufbau eines neuen deutschen Staatswesens von den Ländern am Rhein und Westfalen aus aufzunehmen. Die Versammlung fordert deshalb die anerkannten Vertreter des Volkswillens aller Parteien in Rheinland und Westfalen und den andern Ländern am Rhein auf, baldigst die Proklamierung einer dem Deutschen Reiche angehörigen selbständigen Rheinisch-Westfälischen Republik in die Wege zu leiten.“ Was erfolgen wird, wenn die Zoll- und Steuergesetze sich erst ausgewirkt haben, ist leicht zu berechnen. Aber auch daran werden die Juden schuld sein. Die Juden und die Radfahrer.

Reisende. Meidet Bayern, mußte euch ein paar Jahre lang zugerufen werden. Das hat auf Bayern so gewirkt, daß man, wie mir berichtet wird, das Land neuerdings wieder betreten kann. Dafür ist jetzt nötig, um Wien einen weiten Bogen zu machen. Eine Zeitung, die ein hübscher Druckfehler des ‚Tag‘ als die ‚Reichspest‘ bezeichnet, und Blätter desselben Kalibers haben die Bevölkerung derart verhetzt, daß kultivierte Nichtoesterreicher gut tun, die Bundesbrüder für eine Weile unter sich zu lassen, Schulter an ihrer eignen Schulter, nicht an unsrer. Wenn die Schwarzgelben erfahren haben werden, wie schlau es ist, Gegenden, die auf Fremdenverkehr angewiesen sind, um diesen zu bringen, dann werden sie wahrscheinlich noch reuiger gekrochen kommen als die Blauweißen. Wir haben Zeit. Auch anderswo gibts eine Welt.

Gesetzgeber. In meinem Nordseedorf ist Hans Luther eingetroffen, als schlichter Geheimrat v. Ledebur. Ich sage zu einer Dame: „Wissen Sie, daß der Reichskanzler hier ist?“ „Wer — Ebert?“ Ich sage zu einer andern Dame: „Wissen Sie, daß der Reichskanzler hier ist?“ — „Wer — Hindenburg?“ Da erstirbt mir zu einer dritten Probe der Mut. Aber ob es nicht vielleicht doch seine Vorteile für unser Land hätte, den Frauen das Wahlrecht wieder zu nehmen?

Verantwortlich : Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki - Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

XXI. Jahrgang 15. September 1925 Nummer 37

Die innenpolitische Schuld von Alfred Joeckel

Zum Sozialdemokratischen Parteitag

Die kritische Darstellung des ‚Weltkriegs in seinen großen Linien‘ weist auf die Haltung Frankreichs nach der Schlacht bei Mülhausen in den ersten Augusttagen von 1914 hin. Die Franzosen enthoben die an der Schlachthandlung beteiligten Generale sofort ihrer Stellungen. „Ein energisches Zugreifen, das an die republikanische Tradition des Jahres 1792 erinnert.“ Auch deutsche Generale mußten im Lauf des Krieges abtreten. Die junge deutsche Republik aber enthob keine politischen Kommandeure, und mochten sie Fehler auf Fehler häufen und den Kurs von 1925 mit phänomenaler Geschicklichkeit vorbereiten, ihrer Stellungen. Die Zeit erinnerte in keiner Weise an den Geist von 1789.

Ein schweres Unglück für die Linke war, daß nach dem November 1918 die große und mitreißende geistige Strömung ausblieb; daß ganze Schichten des Bürgertums indifferent blieben; daß es an solchen Imponderabilien mangelte, die ins gesamte Bürgertum hinüberschwingen konnten. In allen demokratischen Lagern blühten damals frohe Hoffnungen auf: aber es fehlte der Bewegung an innerer Glut und geistiger Intensität, es fehlten die wirklich zündenden Parolen, das magnetische Kraftfeld, die gewaltige Anziehungskraft. Nur sollten jene Politiker aus dem Rechtslager, die heute die Helden mimen und mit verdächtigem Pathos und billigem Hohn rufen: „Ja, wenn der November 1918 wenigstens zu einer wirklichen Revolution, zu einer Revolution von ganzen Kerlen geführt hätte und nicht zu einem puren Garderobenwechsel geworden wäre!“ – nur sollten jene Kritiker den Mund weniger voll nehmen und ihrer eignen Mutlosigkeit gedenken. Die ihnen allerdings zum Heil geriet. Wahr aber ist und die Weltgeschichte erhärtet, so paradox es auch klingt: Die häßlichsten und empörendsten Exzesse werden den Führern einer Staatsumwälzung eher verziehen als ein Mangel an geistigem Ausstrahlungsvermögen.

Die Tragik der Sozialdemokratie liegt darin, daß sie, die das bangende Bürgertum vor dem Bolschewismus bewahrte, im Grunde genommen an den politischen und moralischen Folgen dieser Abwehraktion am härtesten zu tragen hat, ja, daß auch die Intellektuellen des Bürgertums ihr vielfach die Taktik und zwangsläufige Folge ihrer Innenpolitik zum Vorwurf machen und von einer tragischen Schuld sprechen. In Spartakus focht eine fanatische Gruppe oder deren Führung für die soziale Revolution, die von den großen Massen der Arbeiterschaft – auf unblutigem Wege – erhofft wurde. Dadurch, daß die brodelnde Flut als Massenerscheinung sofort in

die – trotz vereinzelter Dammbrüche – gesicherten und breiten Kanäle einer primitiven Lohnbewegung gelenkt wurde, verlor sie zwar die sozialrevolutionäre Druckkraft: aber diese Entwässerung führte zugleich ungewollt zu einer Verwässerung der politischen Bewegung, die erst dadurch wieder einen gewissen Schwung erhielt, daß das ganze Volk aufgerufen wurde, eine Nationalversammlung zu wählen. Es war der edelste und zugleich folgenschwerste Entschluß der Sozialdemokratie, die damit die ihr zugefallene Macht, anstatt sie zu befestigen, in die Hände des gesamten Volkes zurücklegte. Damals zog demokratische Morgenluft durchs Land. Aber noch ging das Hungergespenst um, noch waren die Lebensmittel rar, und die Eisenfaust der Siegerstaaten ließ kein frohes Gefühl aufkommen. Wie und woher denn auch? Die großen Führer fehlten, die trotz Not und Niederlage die Köpfe und Herzen des Volkes hätten entflammen können.

Es stimmt ja keineswegs, daß unmöglich ist, über dem Trümmerhaufen eines Staates einen Bau mit neuem Fundament zu errichten. Grade in Not und Kampf wächst das Genie. Hermann Keyserling: „Ist der große Staatsmann etwa der, welcher genau so handelt, wie Berechnung dies als wahrscheinlich und richtig scheinen läßt? Der die vernunftgemäßen Folgerungen aus dem zieht, was zu einer bestimmten Stunde gegeben war? O nein, sondern der ist es, welcher neue Momente ins Geschehen hineinbringt, welcher alle faktische Berechnung durch den Umstand zunichte macht, daß er die Grundlage möglicher Berechnung verschiebt.“ Hut ab vor der ehrenwerten Gesinnung jener Männer, die damals den Weg nach Weimar gingen, obwohl sie wußten, welche Entwicklungsmöglichkeiten sie preisgaben oder herausforderten, welche Gefahren die schnelle Einführung des parlamentarischen Systems für die junge Republik im Gefolge haben konnte. Die russische Revolution mag man bewundern oder verdammen. Der Blutterror hat die Menschheit geschändet. Die deutsche Sozialdemokratie hat niemals ihre Ethik verleugnet. Aber die stärkern Politiker und weit überragenden Staatsmänner besaß und besitzt Sowjet-Rußland.

Sie, die listigen und kühnen Söhne des Kampfes – und dank diesen Eigenschaften entfernte Verwandte der ganz anders gearteten Männer von 1789 – verdankten den Sieg nicht nur der Unentschlossenheit und Kompromißlerei ihrer Gegner, sondern grade dem Kampf gegen ihre Widersacher. Wer weiß, wie sich die innere Politik Deutschlands entwickelt hätte, wenn die Anhänger des zusammengebrochenen Obrigkeitsstaates im November 1918 nicht in der Vorsicht das bessere Teil der Tapferkeit erblickt und sich zurückgezogen hätten! Behauptet wird – auch Mignet bekennt sich zu dieser Anschauung, die auf geschichtlicher Erfahrung beruht – : daß ein Staatsumsturz nur dann zur großen geistigen Massenbewe-

gung führt, wenn die Träger des bekämpften Systems und ihre Anhänger durch Angriff die Kraft des Widerstands in der vorwärtsdrängenden Partei anschwellen lassen. Weshalb nahm die französische Revolution sofort ein jagendes Tempo und führte so schnell zu Erfolgen? Sicherlich zum Teil deshalb, weil die Anhänger der überlebten Feudalzeit Widerstand zu leisten suchten, weil sie – Kants „Antagonismus“ – der bürgerlichen Klasse, in der mit dem ja längst erahnbar gewesenen Wechsel der gesellschaftlichen und oekonomischen Zustände eine neue Ethik und Sozialkritik entstanden war, anfangs entgegenzutreten wagten. In Deutschland fehlte der Linken diese natürliche Quelle der Kraftsteigerung. Die radikalsten Vertreter des ancien régime waren zunächst von der Bildfläche verschwunden, und die Rechtsparteien befleißigten sich in Weimar der größten Zurückhaltung. Das war eine passive „Aktivität“ von deren Realität sich jene Politiker damals, obwohl sie seit dem Ruf nach Weimar wieder Hoffnung schöpften, noch nichts träumen ließen. Aber man beachte das geistige Ausstrahlungsvermögen der Führer der französischen Revolution, in denen sozusagen der Zeitgeist das Wort ergriff. Die oekonomischen Verhältnisse wären auch ohne Mirabeau, ohne Danton dieselben gewesen – wie aber wäre die historische Entwicklung ohne diese Bahnbrecher verlaufen? Wie packte Mirabeau das scheinbar schon entweichende Glück am 23. Juni 1789 bei den Locken, um schicksalbestimmend zu werden! Bürgerliche Geschichtsauffassung? Wäre selbst an jenem historischen 19. Brumaire nur ein Riese vom Format Mirabeaus im Rat der Fünfhundert gewesen – wer weiß, ob dem Korsen der Staatsstreich vom 10. November 1799 geglückt wäre! Nebenbei: auch da das übliche November-Märchen vom Dolchstoß, das durch die ganze Weltgeschichte läuft, und das genau so General Kuropatkin nach dem verlorenen russisch-japanischen Kriege verkündet hat.

Die russische Revolution überschattete wohl die junge deutsche Republik und wirkte lähmend auf die Willenskraft der Führer unsrer gemäßigten sozialistischen Linken, die, von einem hohen Verantwortungsgefühl gegenüber der ganzen Volksgemeinschaft durchdrungen, das Land vor unsinnigen Putschabenteuern, vor dem blutigen Terror und der Diktatur des Leninismus bewahren wollten und bewahrt haben. Die Rechte hat es ihnen nicht gedankt; während alle demokratisch gesinnten Volksgenossen diesem redlichen Wollen, den Motiven dieser Politik Anerkennung zollen. Nur leider, daß diese Politik in sich kraftlos blieb, und daß sie den Untergrund für die politische Gegenbewegung, deren Organisatoren die Schwächen und Unterlassungssünden der Linken alsbald erkannten, geschaffen hat. Eine Republik, die alle Gegner der Verfassung in der Verwaltung behielt und den eigentlichen Apparat der Behörden durch die Hände der Monarchisten

laufen ließ, forderte ihr Verhängnis heraus. Wer über Entartung der Rechtspflege klagt, stelle die Frage, warum die junge Republik nicht bei Zeiten zugegriffen und eine große Säuberungs- und Sicherheitsaktion vorgenommen hat. Alle Sünden können verziehen werden – politische nicht. Die Reaktion hat niemals Hemmungen der Art gekannt, wie sie 1918 und 1919 und später noch die republikanischen Parteien bis zu den Mehrheitssozialisten schwächten. Jeder Blick in die Geschichte, die heutige Gewaltherrschaft in Ungarn und Italien, zeigt die Raktion in ihrer ganzen Brutalität. Demgegenüber denke man nur daran, daß die Sozialdemokraten nach dem Umsturz sofort das Privateigentum schützten. Das war großherzig gehandelt, es war auch bis zu einem gewissen Grade richtig gehandelt. Das Bürgertum, vornan die nationale Industrie, holte die „sozialrevokitionäre" Umschichtung ohne Gewissensbedenken, ohne Respekt vor dem Privateigentum in der Inflationszeit so gründlich nach, daß der Mittelstand, die Kleinrentner und die kleinen Sparer mit ausgeplünderten Taschen am Wege liegen blieben. Und die abgesetzten Fürsten gewinnen heute dank unsrer „republikanischen" Rechtsprechung an Land und Gut, was von Rechts wegen dem Staate gehören sollte.

Meilenzeiger auf Meilenzeiger wwrde von der Linken zurückgesetzt. Jedes Rückwärts aber bedeutete für die rührigen Rechtsparteien selbstverständlich ein Vorwärts. Vergebens hatte der Vierte Stand auf seinen Aufstieg und auf sozialen Ausbau der Republik, vergebens der Republikaner auf eine Sicherung der Demokratie und der Verfassung gerechnet. (Wir haben auf der ganzen Linie, bis in die Parteien und den Parteiapparat hinein, nur eine Scheindemokratie.) Kein Vernünftiger wollte eine Abenteurerpolitik. Woran es fehlte, das war eine starke Politik, das waren Entschlußfähigkeit, vorbeugende Klugheit, Voraussicht, Weitblick und die Kraft, was als notwendig erkannt war, rechtzeitig durchzuführen. Gelegenheit dazu bot sich nicht nur 1918, sondern auch noch viel später. Mehrheitssozialisten von Rang sprachen in Trost- und Beruhigungsversammlungen mit feierlichen Gesichtern von einem Parallelogramm der Kräfte, das sich nun einmal im Parlament auswirke; nur setzten sie nicht hinzu, daß die Mittelkraft bestimmt werde durch die wachsende Kraft von rechts und die verminderte Kraft von links. Die schwachen Regierungen, die einander ablösten, waren zu kraftvollen Entschlüssen unfähig und ließen sich, treibend vor dem raktionären Winde, das Schlossenwetter von Hohn und Haß der Rechtsparteien mit – sagen wir milde: stoischer Ergebenheit gefallen. Das führte auch solche bürgerlichen Schichten, die innerlich mehr und mehr der Republik zuneigten – ich darf aus beruflicher Erfahrung sprechen – in das Lager der Rechtsparteien hinüber. Wer setzt seine Hoffnungen auf lecke oder sturmgefährdete

Schiffe, denen ein entschlossener Steuermann fehlt? Die schwachbeherzte Innenpolitik der Linken bildete die Leiter für den Aufstieg der Rechten, denn wo die Parteien um die Macht ringen, wird, nicht nur vom Parteistandpunkt, aus, jede Schwäche zur Schuld. Weiber mögen die deutschnationale Politik vor dem Richterstuhl der Moral verklagen. Auch unmännliche Inaktivität kann Unmoral sein. Wo blieben die durchgreifenden Maßnahmen? Die Erfolge? Die mitreißenden Ideen? Vermochten die schwächliche Zickzack- und Vogelstrauß-Politik der Linken, der erbarmungswürdige Krebsgang der frühern Koalitionsregierungen geistige Werbearbeit zu leisten? Weil die Bewegung entgeistigt war, trugen Jene, die den Mund am vollsten nahmen, den Sieg davon. Was die Menschen „Schicksal“ nennen, sind meistens nur ihre eignen dummen Streiche — dies Wort Schopenhauers gilt für den Einzelnen wie für Parteien und Koalitionen.

Daß die Reichstagsfraktion des Zentrums, auf die in verhängnisvoller Kompromißlerei jede Rücksicht genommen wurde, nach rechts abmarschiert ist, wirkt wie eine grimmige Satire. Die Linke wurde nicht zum geringsten Teil deshalb schwach, weil das Zentrum bremste, und weil sie schwach wurde, schlägt sich das Zentrum zu den stärksten Bataillonen, mit denen ja immer der Herrgott sein soll. War dieser Kurswechsel aber nicht vorauszusehen? Kündigte er sich nicht schon vor der Reichspräsidentenwahl an? Hatte das Zentrum nicht selber, so bei der Wiederherstellung der Koalition in Hessen, auf die Möglichkeit einer Umstellung der Gesamtpartei ehrlich hingewiesen? Und trotzdem sozialdemokratische Vogelstrauß-Politik und die Aufrechterhaltung des täuschenden Scheins, als ob noch Alles beim Alten sei! Bis schließlich der Kurswechsel zum offenen Bruch gedieh und was längst vorauszusehen gewesen auf viele unaufgeklärte Wähler wie eine Überraschung wirkte. Niemand kann heute sagen, wie innerhalb der Zentrumspartei — die das Brot verteuert hat und den getreuen Schäflein dafür umso mehr geistiges oder vielmehr geistliches Brot liefern will; die den Dank für ihren politischen Abfall auf kulturellem Gebiet ernten will — wie da die Dinge sich gestalten werden: ob eine Spaltung erfolgt, ob ein Wahlerfolg der „Linken“ in Preußen das Zentrum oder eine Mehrheit des Zentrums — gegen entsprechende Zusicherungen — wieder herumreißen wird. Das aber ist sicher:

Diese aus den Fugen gegangene „demokratische Republik“ könnte nur eingerenkt werden, wenn unser Volk unter Mobilmachung aller republikanischen geistigen Kräfte aufgerüttelt und über den Stand der Dinge und die Gefahren der Zukunft aufgeklärt würde. Die kommende schwere Zeit trägt alle Entwicklungsmöglichkeiten in sich. Sie ruft nach Führern, denen es nicht an Kraft und an Sehergabe gebricht.

Frankreich in Marokko von Hanns-Erich Kaminski

In Nummer 35 der ‚Weltbühne‘ hat K. v. Schumacher die französische Politik in Marokko als eine rein konservierende hingestellt. „Aus Frankreichs Stellung als der des beatus possidens“ – schreibt er – „ergibt sich seine Politik, die zuallererst auf Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes ausgeht. Wenn man ihm den Vorwurf gemacht hat, es habe die Aufständischen im Rif gegen Spanien unterstützt, so läßt sich das nur aus einer völligen Unkenntnis marokkanischer Verhältnisse erklären. Jeder Kenner Marokkos muß sich sagen, daß es Wahnsinn gewesen wäre, um des armseligen Rifgebiets willen eine Bewegung anzufachen, die sich, wie die jetzige Entwicklung zeigt, ja doch früher oder später gegen Frankreich wenden mußte. Einem Kenner Nordafrikas wie Lyautey darf man das Spiel mit einem Feuer nicht zutrauen, das ganz Französisch-Afrika in Brand setzen könnte.“

Es scheint mir, daß Schumacher, dessen Artikel aus Fez datiert ist, allzu sehr die französische Darstellung wiedergibt. Mir wenigstens wurde sowohl in Spanien wie in Marokko von Kennern des Landes – und zwar von Spaniern, Deutschen, Italienern und Marokkanern – übereinstimmend versichert, daß die Franzosen Abd el Krim unterstützten, um später das Erbe Spaniens anzutreten. Das Werk Lyauteys in Ehren: die letzten zehn Jahre müßten uns gezeigt haben, daß man skeptisch gegen den politischen Weitblick und die friedliebende Weisheit von Generalen sein muß, selbst wenn Pierrefeu uns nicht belehrt hätte, daß Plutarch gelogen hat. So völlig bedeutungslos ist der Rif zudem nicht. Nicht nur wegen seiner Geographie, auf die Schumacher ganz richtig hinweist, sondern auch wegen des Eisens, das sein Boden birgt. Um dieses Eisens willen sind auch die englischen Kapitalisten nicht so desinteressiert an Marokko wie vielleicht ihre Regierung. Jedenfalls haben sie schon vor Jahr und Tag Abd el Krim sehr beträchtliche Vorschüsse für dessen künftige Ausbeutung gezahlt.

Über alles Das kann man vielleicht verschiedener Meinung sein. Wirklich schlimm jedoch ist es, wenn Schumacher sich dem Standpunkt der französischen Kolonialimperialisten so weit nähert, daß er Frankreich den Vorwurf macht, die Offensiven der Spanier nicht unterstützt zu haben durch Angriffe, die einen Teil der marokkanischen Streitkräfte abgelenkt hätten. In Frankreich selbst hat bis vor kurzem – mit Ausnahme des ‚Petit Parisien‘ – Niemand öffentlich diese mechanistische Auffassung vertreten, die die Kolonialvölker – und warum denn nur die Kolonialvölker? – zu Objekten degradiert. Seit einiger Zeit hat sich die Politik der französischen Regierung gegenüber den Kabylen allerdings geändert. Aber im Gegensatz zu Schumacher bin ich der Meinung, daß man darüber nicht wohlwollend stillschweigen darf. Denn die Marokko-Politik, die das Kabinett Painlevé jetzt treibt, ist ein förmliches Attentat auf das Lebensrecht eines kleines Volkes, eine Gewaltpolitik, so perfid und hinterlistig, wie sie schlimmer von keiner imperalistischen Regierung geführt werden könnte.

Wiederholt ist in der ‚Weltbühne' von der Person und der Politik Painlevés die Rede gewesen. Es wurde dabei stets und mit Recht die Ehrenhaftigkeit und der gute Wille des Ministerpräsidenten hervorgehoben und im Interesse der deutsch-französischen Annäherung taktvoll über seine Schwächen hinweggegangen. Nun jedoch ist der Zeitpunkt gekommen, wo Painlevés Mangel an Tatkraft zu einem ernsten Vergehen geworden ist. Nun hieße schweigen: mitschuldig werden an der Verletzung von Prinzipien, zu denen er sich selbst wiederholt bekannt hat. Selbst der Wunsch, im Interesse der Annäherung unsrer Länder das Haupt der französischen Regierung zu schonen, muß nun zurücktreten, wo es sich um elementare Grundsätze handelt.

Was ist geschehen? Französische Truppen haben den Ouerghan überschritten und Blockhäuser auf einer Linie bezogen, die sie bisher nicht in Anspruch genommen hatten. Eine Grenze ist freilich niemals abgesteckt worden; aber die Kabylen hatten allen Grund, in diesem Vorrücken eine neue Expansion zu sehen. Folglich setzten sie sich nach einiger Zeit, nachdem sie alle Vorbereitungen getroffen hatten, mit Erfolg zur Wehr.

Painlevé fuhr darauf nach Marokko, um durch seine persönliche Intervention den Kampf zu liquidieren. Als er zurückkam, hatte er seine Meinung geändert. Er hatte sich von der Notwendigkeit des Krieges überzeugen lassen, und er gab Lyautey das Geld und die Truppen, die er verlangte. Aber er erklärte immer noch, daß seine Regierung zu einem billigen Frieden bereit sei. Endlich wurde Frankreichs Angebot bekannt. Es billigte Abd el Krim eine Autonomie unter der Souveränität des Sultans zu. Das heißt: eine Autonomie unter französischer Aufsicht, eine Autonomie, die keine wäre.

Mittlerweile ging jedoch die Kammersession zuende, und Herr Painlevé, der Antwort auf alle unangenehmen Fragen enthoben, glaubt sich nun an nichts mehr gebunden. Auf die Antwort Abd el Krims, der eine wirkliche Freiheit für sein Land fordert, sich aber zu Verhandlungen bereit erklärt hat, wird gar nicht mehr gewartet. Stattdessen ist ein militärisches und politisches Abkommen mit dem spanischen Operettendiktator geschlossen, Marschall Pétain an die Spitze des Heeres gestellt, das bereits 200 000 Mann stark ist, und die Generale machen kaum noch ein Hehl daraus, daß sie die Einberufung von ein paar Jahresklassen wünschen.

Die Freunde der Liga für Menschenrechte, deren führendes Mitglied Herr Painlevé ist, haben ein Recht, mehr: haben die Pflicht, in dieser Situation nach Klärung zu rufen. Herr Painlevé hat nicht nur seinen Landsleuten, sondern allen guten Europäern zu oft Zusicherungen gegeben, als daß man ihn nicht mahnen dürfte, sie zu halten. Man konnte eine Zeitlang zweifelhaft sein, wo Recht und Unrecht im Kampf zwischen Frankreich und den Kabylen lagen. Man kann es nicht mehr, nachdem Frankreich ohne Rücksicht auf sein eignes unzulängliches Friedensangebot nur darauf ausgeht, die Kabylen zu vernichten.

Die Leute, die Painlevé zu einer solchen, seiner Laufbahn unwürdigen Handlungsweise veranlassen, sind die gleichen Generale und Finanziers, die hinter Poincarés Politik gestanden haben, und gegen die der Ministerpräsident zusammen mit Herriot und Blum das Kartell der Linken schuf. Das Kartell ist verendet, der beste Teil der Radikalen steht mit den Sozialisten abseits, die Regierung lebt von der Zustimmung der Maginot und Konsorten. Aber Painlevé fährt fort, die Ideologie des Kartells um sein Kabmett zu drapieren.

Wir wollen uns vor allen sentimentalen Übertreibungen in Acht nehmen. Die Verhältnisse in Marokko sind überaus kompliziert, und Niemand kann im Ernst verlangen, daß eine französische Regierung das Land aufgibt, damit Engländer, Amerikaner oder Italiener es sich in der einen oder andern Form aneignen. Eine radikale Änderung der imperialistischen Kolonialpolitik kann nicht übers Knie gebrochen werden und ganz gewiß nicht von einer einzigen Regierung. Aber anstelle der opferreichen Vernichtungsoffensive, die die Kammer vor vollzogene Tatsachen stellen soll, sind Verhandlungen durchaus möglich, wenn sie nur ernst und aufrichtig geführt werden. Und schließlich gibt es in Genf und im Haag Institutionen, die zur Schlichtung des Streites geeignet sind, Instituionen, die anzurufen grade Painlevé anstünde.

Niemand sollte besser als das führende Mitglied der Liga für Menschenrecht wissen, daß Verhandlungen und Schiedsgerichte Frankreichs Prestige nicht schädigen würden. Niemand sollte besser als Painlevé begreifen, daß die jetzt von ihm angewandte Methode das Vertrauen in den französischen Friedenswillen aufs schwerste kompromittieren muß. Was sollen wir unsern Nationalisten antworten, wenn sie uns entgegenhalten: „Da seht Ihr die französische Linke, die mit andern Worten genau so handelt wie die Rechte“? Die schönsten Künste Briands müssen vergeblich bleiben, solange sie durch die Tatsachen selbst dementiert werden. Alle andern Versuche, unser Land von dem Verständigungswunsch der französischen Linken zu überzeugen, müssen scheitern, solange ein Ministerpräsident dieser Linken in den Kolonien Dinge geschehen läßt, die er in Europa zu verurteilen vorgibt.

Herr Painlevé ist in gewissem Sinne das Opfer einer ungünstigen parlamentarischen Konstellation. Er muß nicht nur mit dem Senat, er muß auch mit Briand und Caillaux arbeiten. Aber die Welt dürstet zu sehr nach Vernunft und Frieden, als daß sie noch Raum für kleine Tricks hätte. Und die großen Ideen, die allein Rettung bringen können, stoßen schon auf allzu viel Mißtrauen, als daß sie noch kompromittiert werden dürften. Herr Painlevé hat vor einem Jahr bei der Vierhundertjahrfeier Pascals eine wundervolle Rede gehalten, in der er sich mit Stolz zu der edelsten Tradition Frankreichs: dem Glauben an die Macht der Gerechtigkeit bekannte. Soll das wirklich nur das platonische Bekenntnis eines Theoretikers gewesen sein? Die guten Europäer, die immer auch gute Freunde dieses wahren Frankreich sind, haben das Recht, ihn danach zu fragen.

Ein Attentat auf Seeckt von * * *

Einige Fanatiker und gewissenlose Landsknechte sollen ein Attentat auf den General v. Seeckt geplant haben, das mit der Thormann-Grandel-Affäre nicht in Beziehungen steht.

Aus: Die Vaterländischen Verbände (in Nummer 33 der ‚Weltbühne')

Sollen? Im Anschluß an den Küstriner Putsch vom 1. Oktober 1923 bereiteten ehemalige Angehörige der Schwarzen Reichswehr ein Attentat auf den General Seeckt vor, das jedoch nicht zur Ausführung gekommen ist. Trotzdem verdient es, der Öffentlichkeit bekanntgemacht zu werden. Nur selten spiegelt sich die Mordlust und das abenteuerliche Banditentum der Vaterländischen Verbände so bezeichnend wieder wie in dem Anschlag auf den deutschnationalen General.

*

Mit dem Zusammenbruch des Küstriner Putsches löste die Schwarze Reichswehr sich auf. Die nicht strafrechtlich verfolgten Mannschaften kehrten entweder nach Hause zurück oder wurden mit Fahrkarten 4. Klasse nach Parchim in Mecklenburg zu einem Oberleutnant a. D. v. Bargen geschickt, der sie auf Gütern unterbrachte. Die ausgestellten Entlassungsscheine lauteten beispielsweise:

Ausweis

Standortkommando Spandau Ruhleben 5. Oktober 1923

Der . . . . ist in der Zeit vom 1. 3. 23 bis 5. 10. 23 beim Wehrkreiskommando III als Zivilarbeiter beschäftigt gewesen.

Standortältester
Spandau gez. Wilt
(Stempel) Oberleutnant und Kommandoführer

Eine ganze Reihe Leute der Schwarzen Reichswehr erhielten diesen Ausweis nicht, weil sie beim Küstriner Zusammenbruch geflohen waren, oder weil sie steckbrieflich wegen Mordes gesucht wurden. Von der zweiten Gattung sind die Verschwörer gegen Seeckt. Es handelt sich um: Leutnant a. D. Damm, Schwarze Reichswehr Frankfurt an der Oder; Oberfähnrich Glaser, Schwarze Reichswehr Frankfurt an der Oder; die Feldwebel Büsching, Klaproth und Fahlbusch, Schwarze Reichswehr Döberitz und S.R.-Kommando. Sie alle waren Mitglieder der unter Oberleutnant Schulz tätigen Feme. Die Beweggründe für einen derartig sinnlosen Mordanschlag? Offensichtlich: Rache.

Sie gaben General v. Seeckt die Schuld am Zusammenbruch in Küstrin, haßten ihn, weil er die Bewegung, die sie vor der strafenden Gerechtigkeit schützte, zerschlagen hatte, und wollten sich an dem „Judenknecht" rächen. Dazu kam, daß sie in einem geordneten Deutschland keine Aussicht auf eine Zukunft hatten und als wahnsinnig-gewissenlose Naturen mit besonderer Vorliebe „Alles auf eine Karte" setzten. Diesen Mördern schlossen sich zunächst zwei Offiziere der ehemaligen Schwarzen Reichswehr an, von denen der eine, Oberleutnant a. D. Fuhrmann, als harmlos aus der Haft entlassen war. Der

andre, Oberleutnant Graffunder, hatte als Intimus des Schulz die besten Beziehungen zu den Hintermännern der Schwarzen Reichswehr. Beide übernahmen als langjährige O.C.-Mitglieder die Leitung des Unternehmens. Mit ihnen trat der Oberleutnant Oppermann, der Verbindungsoffizier der Schwarzen Reichswehr zum Landbund, den Verschwörern bei.

Um das Attentat für die Umsturzidee der Verbände nutzbar zu machen, wurden die Verbandsleiter der Brigade Ehrhardt Major Günther, der S.R.-Abteilung Fort Havelberg Hauptmann Kampf und der Arbeitskommandos in Mecklenburg Oberleutnant v. Senden von dem Plan unterrichtet. Diese Formationen – insgesamt 5000 Mann – sollten am Tage der Ermordung einen Handstreich gegen Berlin machen. Enge Beziehungen waren auch nach München aufgenommen worden, wo ja doch der Professor Friedemann, alias Ehrhardt, der Major Kautter und andre völkische Führer von militärischer und politischer Bedeutung wohnten.

Oberleutnant Schulz hielt sich von dem Unternehmen persönlich fern. Zwar kannte er Ursache und Zweck, billigte sie zunächst auch, war aber – da steckbrieflich sehr scharf verfolgt – an einer Teilnahme verhindert. Er wohnte damals als Dr. Schneider in Berlin-Dahlem bei einem ebenfalls verfolgten Ingenieur Brandsien. Schulz vereitelte das Attentat in letzter Minute, nicht etwa aus politischen oder moralischen Bedenken, sondern weil er fürchten mußte, daß das Attentat seine Hoffnung auf Aufhebung des Steckbriefs und Übernahme in die Reichswehr als – Abrüstungskommissar zuschandenmachen würde.

Zur Ergänzung und Auffüllung der Mordtruppe wurden alle ehemaligen Mitglieder der Schwarzen Reichswehr, soweit sie erreichbar waren, angenommen. Zu jener Zeit – Oktober 1923 – wimmelte es in Berlin von Unteroffizieren der Schwarzen Reichswehr, die, von ihren Führern im Stich gelassen, völlig mittellos waren. Selbstverständlich wurden die zunächst nicht in das Unternehmen eingeweiht. Erst als sie einquartiert waren und die Vergangenheit ihrer „Freunde" kannten, wurden sie von den Plänen unterrichtet, denn da hatte die Angst vor der Feme sie wieder „treu und zuverlässig" gemacht. Auf diese Art wurden ungefähr noch zehn Leute gewonnen.

Als Mordbüro hatten die Attentäter einige Zimmer des Kontors einer industriellen Vereinigung in der Bülow-Straße gemietet. Hier fanden täglich Besprechungen statt, zu denen aus allen Teilen des Reichs völkische Offiziere eintrafen. Hier hielten sich auch die Femeleute während des Tages auf, um ihrer Verfolgung zu entgehen. Im übrigen waren sämtliche Mitverschwörer in Wilmersdorfer Privathäusern untergebracht. Diese Quartierverteilung übernahm ein Dr. Lübben, Mitglied der Brigade Ehrhardt. So wohnten: Glaser bei einem Major a. D. Katsch, ein Feldwebel Mertens bei einem Schriftsteller Müller-Raabe, ein Unteroffizier Hornich bei einem Kaufmann Rogge. Die Wirte waren von der „Bedeutung" ihrer Gäste unterrichtet.

Die Art der Ausführung des Anschlages entsprach ganz der abenteuerlichen Phantasie dieser Landsknechte und trug den Zeitumständen Rechnung. Die Vorgänge in Küstrin, die oft schwierige Entwaffnung der Schwarzen Reichswehr, stellenweise Befehlsverweigerung der Reichswehr hatten in der Reichswehr-Leitung eine gewisse nervöse Unruhe hervorgerufen, die durch die Aufklärung fordernden Parteien gesteigert wurde. Die beiden „Täter“ sollten also mit dem Ruf: „Depeschen über Schwarze Reichswehr“ in das Arbeitszimmer des Generals stürmen. Da sie uniformiert waren, hoffte man, daß sich das ohne Schwierigkeiten würde machen lassen. Der Eine sollte den General niederschießen und der Andre die Flucht decken. Die Straße des Reichswehr-Ministeriums sollte von Leuten in Zivil besetzt werden, die im Notfall mit Pistolen und Handgranaten gegen die Wache vorzugehen hätten. Zwei Autos sollten die fliehenden Mörder aufnehmen und sie zunächst in den Spreewald bringen. Der Aufmarsch der Attentäter sollte sich nach folgendem Plan vollziehen:

Fuhrmann und Graffunder	in Bülow-Straße, Verbindung mit den Verbänden
2 Radfahrer	als Verbindung zur Bülow-Straße
Damm und 1 noch nicht bestimmtes Fememitglied	als Täter, von denen Damm der Haupttäter sein sollte
2 Uniformierte	im 1. Auto mit Reichswehr-Nummer
4 Zivilisten	im 2. Auto mit falscher Nummer
der Rest	als Straßenpassanten

Das Attentat galt als notwendige nationale Tat, und die Täter hatten die Anweisung erhalten, sich schlimmstenfalls mit Ruhe und Würde in ihre Verhaftung zu ergeben. Das sei ja deshalb für sie nicht schwer, weil sehr bald der Umsturz kommen und ihnen Freiheit und Belohnung bringen würde. Der Termin wurde nicht bekanntgegeben, da man fürchtete, daß dann vorher doch noch einige „abhauen“ würden. Geldmittel standen in hinreichender Menge zur Verfügung; sie stammten vom „Chef“ (Ehrhardt). Von diesem Gelde wurden zunächst die Unterhaltungskosten bestritten, dann wurden alle Täter neu eingekleidet, und der Rest war für die Flucht bestimmt.

*

Am 15. oder 18. Oktober aber wurde der Plan in Folge einer heftigen Meinungsverschiedenheit, die Schulz hervorgerufen hatte, aufgegeben. Diese Gelegenheit benutzten die zur Teilnahme Gezwungenen zur Flucht. Die Femeleute selbst setzten ihren Plan nicht in die Tat um, weil damals in den vaterländischen Kreisen Meldungen von dem Marsch der bayrischen Gesinnungsfreunde nach Berlin kursierten. Man hielt also das Attentat nicht mehr für durchaus nötig und rechnete damit, daß die Hakenkreuzfahne den Verfolgten die Sicherheit und Belohnung bringen würde. Nach dem Zusammenbruch in München zerstreuten sich auch diese „Besten“ und sind inzwischen wegen Mords verhaftet worden.

Der Zionisten-Kongreß von Gustav Krojanker

Auf einem der ersten Zionisten-Kongresse soll ein Delegierter auf die Frage, wie man den dürren Boden Palästinas zu bewässern gedenke, geantwortet haben: Mit unsern Tränen werden wir das Land benetzen. Diese Anekdote ist für die Entstehung der zionistischen Bewegung ungemein charakteristisch. Sie entstand aus Gefühlen und Sentiments; sie war eine Bewegung der „Schwärmer in Israel". Und sie konnte nicht anders entstehen. Mit praktisch rationalen Erwägungen etwa über die Bewässerung des Landes beginnen zu wollen, hätte bedeutet, gar nicht erst beginnen zu können. Der Anfang war vielmehr Utopie: mit all der Schönheit und Großzügigkeit von Utopien. Real war die Not der Massen; real der von vielen Intellektuellen empfundene Dualismus zwischen Sein und Umgebung; und real die seelische Bedeutung des Wortes Palästina für einen wesentlichen Teil der Juden in aller Welt. Was darüber hinausging, schien ein Traum, der Vielen nicht einmal als ein schöner Traum galt. Und so waren die ersten Kongresse nach außen: Demonstration, nach innen: Klärung der theoretischen Grundlagen. Wenn sie dabei von einer in hohem Maße begeisternden Kraft waren, so lag das schon in der Tatsache ihrer Existenz. Ich werde nicht vergessen, wie auf einem Gartenfest nach einer Kongreß-Sitzung ein russischer Jude, der einen kleinen Knaben auf dem Arm trug, den von jungen Studenten gebildeten Kordon durchbrach, an den Tisch des damaligen Präsidenten Wolfsohn stürzte und seinen Sohn mit den Worten hochhob: Sieh her, mein Junge, das hier ist unser Präsident! In dem Wort „unser" lag Alles: die preisgegebene Rechtlosigkeit dieses russischen Juden und der Stolz auf ein Symbol, das auch ihm Heimat, Schutz, Geltung verhieß. Symbole dieser Art waren fast alle Kongresse vor dem Kriege, obwohl sich die letzten auch schon mit praktischen Kolonisationsfragen immer mehr befaßten. Der noch recht dürftige Apparat des beginnenden jüdischen Staatswillens, das huldvolle Telegramm einer vom Kongreß begrüßten Majestät war Verheißung und, wie jede Verheißung, von anspornender, beseligender Kraft.

Die Kongresse nach dem Kriege sind keine Symbole mehr. Dieser vierzehnte insbesondere, der jetzt in Wien getagt hat, ist der nüchterne Ausdruck eines in Wahrheit beginnenden Gemeinwesens mit allen seinen realen Schwierigkeiten und der ganzen Fülle praktischer Probleme, vor deren Lösung es sich gestellt sieht. Dabei ist in Anbetracht der errungenen Positionen zum Rausch und zur Begeisterung viel eher Anlaß gegeben als früher — aber heute sieht man deutlicher, was noch zu erringen übrigbleibt. Daß in der Diplomaten-Loge die Gesandten von fünfzehn Staaten — darunter England, Amerika, Frankreich — Platz genommen haben, ist ja nur eine Bestätigung, daß das Wunder, das man überhaupt von außen erwarten konnte, tatsächlich eingetreten ist. Nun gibt es keine Wunder mehr, sondern nur noch die eigne Bewährung. Was von den Mächten um der schönen Augen des jüdischen Volkes willen geschehen konnte, ist geschehen. Die fünfzehn Botschafter

bedeuten keine Verheißung, sondern im Gegenteil: Erwartung der jüdischen Leistung. Das ist die Grundstimmung des Kongresses, der von einem ganz sachlichen Ernst und verantwortungsvoller Schwere getragen ist.

Bezeichnend genug, daß die Fragen der Politik, der großen wie der innerjüdischen, die sonst wohl im Vordergrund stehen mochten, diesmal schon in der Generaldebatte hinter den brennenden Wirtschaftsfragen zurücktraten. Es gilt, wenn anders der Zionismus einen Sinn haben soll, in möglichst kurzer Frist eine jüdische Majorität in Palästina zu schaffen. Eine Vorbedingung dazu ist gegeben: es stehen Menschen genug zur Verfügung. Schon seit dem letzten Kongreß von 1923 hat die jüdische Zahl sich von einem Achtel auf ein Sechstel der Bevölkerung gehoben (während in derselben Zeit der Bodenbesitz um das Doppelte vermehrt wurde). Dabei hat erst seit dem letzten Jahr die Einwanderung eine wirklich nennenswerte Zahl angenommen; es kann jetzt mit einer jährlichen Einwanderung von 30 – 40 000 Menschen gerechnet werden. Und nun – das ist das brennende Problem der Stunde – kommt Alles darauf an, diesen Strom wirklich aufnehmen zu können, ihn dem Lande wirtschaftlich zu verbinden, und zwar so, daß eine normale produktive Wirtschaftsgliederung mit der Landwirtschaft als breiter Basis zustandekommt. Die Landwirtschaft als starke Grundlage ist Voraussetzung aus ideellen Erwägungen, da es sich doch nicht um eine Transportfrage, sondern um den neuen jüdischen Menschen handelt; sie ist es aber auch aus praktischen Gründen, weil sie unter den gegebenen Verhältnissen die Vorbedingung der Industrialisierung ist. Freilich: die Landwirtschaft ist auch gleichzeitig die Linie des stärksten Widerstandes, denn der Jude bringt wohl Begeisterung, aber keine Tradition für diesen Beruf mit, und – was noch wichtiger ist – die landwirtschaftliche Siedlung, die aus zionistischen Mitteln bestritten werden muß, ist sehr teuer, zumal es sich um eine Sache von vielen Jahren handelt, ehe sie zu solcher Rentabilität gelangt, daß sie aus eignen Erträgen Verzinsung und Amortisierung der hergeliehenen Kapitalien gewährleisten kann. Nun ist zwar im letzten Jahr bereits eine erhebliche Einwanderung wenigstens einigermaßen bemittelter Leute zu verzeichnen; aber das sind naturgemäß meistens ältere Leute, deren Berufsumschichtung größere Schwierigkeiten verursacht als die Ansiedlung begeisterter junger Chaluzim. Es haben sich deshalb einige Gruppen für eine stärkere Förderung der Industrialisierung aus zionistischen Mitteln eingesetzt, und tatsächlich ist die Begründung einer Industriebank beschlossen worden, die im Gegensatz zu den Commerzbanken langfristige Kredite, wenn auch kürzere als für die Landwirtschaft, zur Verfügung stellen soll.

Daß im Verlauf dieser Debatte zwischen Landwirtschaft und Industrie ein Gegensatz zu Tage trat, lag mehr in der Betonung als in der Sache selbst. An der landwirtschaftlichen Grundlage will aus ideellen Gründen Niemand gerüttelt wissen; an dem praktischen Erfordernis einer größern Industrialisierung zur Unterbringung der einwandernden Massen kann auch

der ideelle Gegner nicht vorübergehen. Es ist dabei interessant und für den bisher geleisteten Aufbau ein gutes Zeichen, daß der Zionismus in der Landwirtschaft auch bereits eine viel größere Erfahrung hat als in der Industrie. Man hat in der gemischten Wirtschaft die Wirtschaftsform gefunden, die tatsächlich die richtige zu sein scheint; und man hat in der kommunistischen Siedlung der Kwuza auch die Siedlungsform geschaffen, die der Sinnesart der Ansiedler und dem Erfordernis der Ausbildung neu hinzukommender Elemente am angemessesten ist, während gleichzeitig die individuelle Einzelsiedlung, allerdings auch auf dem Prinzip der ausschließlichen Selbstarbeit, in mindestens gleich starkem Maße besteht. Was aber die Möglichkeiten der Industrie betrifft, so steht eine große Skepsis recht weit gehenden Erwartungen gegenüber. Wahrscheinlich wird die Auffassung, daß sie in ihren Rohstoffen von den pflanzlichen und tierischen Produkten der Landwirtschaft und in ihrem Absatz vom Inlandsmarkt, also wieder von der Landwirtschaft, noch längere Zeit vorwiegend abhängig sein wird, richtig sein. Immerhin wird schon der nächste Kongreß, wenn die Entwicklung sich in demselben Tempo vollzieht wie in den letzten Jahren, auch hier bereits auf einer wesentlich gesichertern Grundlage arbeiten können.

Es sind für diese wie andre Fragen viele Forderungen auf dem Kongreß vorgebracht worden. Sie erinnern oft an jene Rezepte im Kochbuch, wo es heißt: „Man nehme...“, und wo es dann nur noch darauf ankommt, zu wissen, woher man nehmen soll. Viele Differenzen würden gar nicht zu Tage getreten sein, wenn das aufzuteilende Budget gelangt hätte, auch nur dem größten Teil der Wünsche gerecht zu werden. Aber die Mittel der zionistischen Institute, die man als groß bezeichnen kann, wenn man bedenkt, daß hier aus freiwilligen Spenden ohne Staatsmacht eine Gemeinschaftsbildung vollzogen wird, sind doch recht klein im Verhältnis zur Größe der Aufgabe. Aufgabe und Mittel wenigstens einigermaßen in Einklang zu bringen, ist Sache der Propaganda und der Heranziehung all jener weiten Kreise, die zwar den theoretischen Grundlagen der zionistischen Bewegung fernstehen mögen, aber an der praktischen Aufgabe des Palästina-Aufbaus aus sentimentalen, humanitären und andern Gründen interessiert sind. Es ist deshalb eine Erweiterung der Jewish Agency, jenes dem Völkerbunde verantwortlichen Organs, das vorläufig nur durch die zionistische Organisation repräsentiert wird, geplant und vorbereitet. Auch dies selbstverständlich nicht ohne Bedenken und Differenzen, denn es besteht die Gefahr, daß der Zionismus dabei trotz aller Sicherungen den entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung des Aufbaus verlieren, und daß wohlgesinnte Notabeln den Gedanken einer Renaissance jüdischen Seins zu einer mehr oder weniger belanglosen Transportfrage ummodeln könnten. Die Verfechter einer erweiterten Jewish Agency sind sich dessen bewußt wie ihre Gegner. Sie aber erkennen, daß der Kerntrupp, den der Zionismus im aufbauenden Judentum darstellt, jene Reserven, die doch vorhanden sind, in dieser entscheidenden Zeit zu sich heranziehen muß, und vertrauen im

übrigen auf die Kraft des Gedankens und die schöpferische Produktivität des jüdischen Menschen auf eignem Boden. Im Zusammenhang mit dieser Schaffung eines größern Zionismus hat auch der Gedanke einer großen internationalen Anleihe zur Debatte gestanden. Man konnte dabei auf das Beispiel Griechenlands verweisen, das den Kapitalmarkt für Repatriierung der aus der Türkei vertriebenen Volksgenossen zur Verfügung gehabt hatte. Nun sind hier allerdings die zu bietenden Sicherheiten sehr verschieden; es sind aber auch in dieser Richtung sehr ernsthafte Vorschläge zu vorbereitender Arbeit gemacht worden, die vielleicht doch auf einem der spätern Kongresse feste Gestalt gewinnen können.

Die ganze Debatte also war im Wesentlichen auf die eine sehr nüchterne und reale Frage nach den Mitteln abgestellt, die Einwanderung auf ihrer jetzigen Höhe zu halten und wirtschaftlich unterzubringen — denn wenn das gelingt, dürften in zehn Jahren schon etwa eine halbe Million Juden in Palästina sein, und mit dieser Grundlage wäre die jüdische nationale Heimstätte zwar noch immer nicht etwa ganz aufgebaut, aber gesichert. Erfreulicherweise ist in diesem Zusammenhang von den berufensten Vertretern der Bewegung mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht worden, daß Palästina immer und unter allen Voraussetzungen ein Zweinationalitätenstaat sein, und daß das altneue Recht der Juden an diesem Lande niemals zu einer Verkürzung der arabischen Rechte führen wird. Man ist in Europa gewohnt, derartige Proklamationen als platonische Gesten zu nehmen, die, bei veränderten Machtverhältnissen eine veränderte Auslegung erfahren. Der Zionismus ist aber eine Sache von Juden, das heißt: von Menschen, deren ganze Geschichte aus dem Unrecht besteht, das an ihnen getan wurde, und deren Gefühl für die Ungerechtigkeit der Macht daher durch Prüfung geschärft ist. Der Zionismus ist auch alles andre als eine nationale Bewegung im Sinn unsrer Tage; er will nicht einfach Europas Gemeinschaftsformen in ein andres Land verpflanzen. Die Form seiner Siedlungen beweist es; auch der Widerstand Vieler gegen eine Industrialisierung, die man vielleicht eines Tages nicht mehr in der Hand haben könnte, liegt in dieser Linie. Dabei sind erst jetzt ohne jeden Staatsdruck einzig aus der Macht der Idee zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern Vereinbarungen von einem vorbildlichen sozialen Geist zustandegekommen. Die Stellung zur Araberfrage ist nichts als ein Teil dieses Gedankenkomplexes. Für einen wesentlichen Bestandteil aller Zionisten ist der neue Gemeinschaftsgeist unlöslicher Bestandteil ihres Zieles; er ist bereits Teil jener Kultur, die das alte Volk auf seinem Boden hervorbringen soll, und ohne die alle Anstrengungen sich gar nicht der Mühe verlohnten.

Die Juden sind gute Redner, und sie haben gleich den westlichen Ländern viel Gefühl für das schöne Wort und den schlagkräftigen Gedanken. Nichts kann dem schönen Wort mehr Anlaß bieten als dieser ganze Ideenkomplex, der den Beratungen zugrunde lag. Aber er lag ihnen nur zugrunde. Der Zionismus ist schon zu sehr im Stadium der Aktion, um an

dekorativen Gesten noch Gefallen zu finden. Der Außenstehende hätte nur den Eindruck eines nüchternen Parlaments gehabt, das sich mit Wirtschafts- und Verwaltungsfragen befaßt. Und er hätte sich vielleicht gewundert, daß ein Präsident wie Weizmann, der so schmucklos, sachlich, desillusionierend und ohne Gesten spricht, von solcher Wirkung sein kann. Grade in dieser Art der Arbeit aber scheint die Gewähr für neue Erfolge zu liegen.

Erinnerungen an die Große Zeit von Hellmut v. Gerlach

IV.

In Feindesland

Am 10. August bekam ich ein anonymes Telegramm aus Holland: „Ihre Familie befindet sich auf der Reise von England nach Holland.“ Zwei Tage danach traf sie in Berlin ein.

Was hatte sie inzwischen erlebt!

Am 1. August hatte sie sich nachmittags auf der Garde de Guérin befunden, einer kleinen Höhe in der Nähe von Saint Lunaire. Plötzlich um 6 Uhr begann eine Glocke zu läuten. Andre fielen ein. Und bald war die ganze Ebene ringsum von Glockengeläut erfüllt.

Warum dies Läuten? Mobilisation!

Bei der Rückkehr nach Saint Lunaire fand meine Frau den ganzen Ort in Schmerz aufgelöst. Männer und Frauen hielten sich umschlungen und schluchzten. Selbst die ältern Kinder standen an den Zäunen und weinten. Und ein banges Raunen ging durch die Menge: „Krieg, Krieg — also doch? Der Kaiser hat den Krieg erklärt. Warum? Wir wissens nicht.“

Am nächsten Morgen fuhr meine Familie von Dinard nach Paris, um mich in Brüssel zu treffen. In ihrer Begleitung befand sich die französische Bonne meiner Kinder, ein junges Mädchen, mit dem wir uns bis dahin ausgezeichnet gestanden hatten. Aber nun, wo der Krieg da zu sein schien, packte auch sie die Kriegspsychose.

Als der Zug vor Paris am Pont de Neuilly unerwartet hielt, lief sie auf den Gang und kam dann ins Abteil mit dem Ruf zurückgestürzt: „Wir wären beinah in die Luft gesprengt worden. Man hat eben zwei Bomben gefunden. Die Soldaten führen die zwei deutschen Spione ab, die sie gelegt haben.“

Also auch bei ihr Spionitis im akuten Stadium! Die psychologischen Wirkungen der Kriegsstimmung schienen überall dieselben zu sein.

Paris war in Trauer getaucht. Die französischen Frauen trugen zum großen Teil schwarze Kleider. Die Menge war furchtbar erregt. In sinnloser Wut wurden die Milchwagen umgestürzt, sodaß es tagelang keine Milch gab. Die Soldaten sangen: „A Berlin bum bum!“

Meine Frau erkundigte sich, wann der nächste Zug nach Brüssel gehe. Brüsk wurde ihr der Bescheid, Deutsche dürften nicht mehr heraus.

Mit Hilfe der französischen Bonne fand meine Familie Unterkunft in einem französischen Hôtel. Dann eilte meine Frau auf das deutsche Konsulat. Dort bekam sie einen deutschen Paß. Aber wie sie aus Frankreich herauskommen solle, konnte ihr Keiner sagen.

Am Morgen des 3. August stand in der französischen Presse, alle Deutschen und Oesterreicher hätten sich auf der Polizeipräfektur zu melden. Als meine Frau dorthin kam, fand sie Tausende von Landsleuten vor. Es herrschte ein fürchterliches Gedränge. Die französischen Beamten ließen nichts von der sprichwörtlichen Höflichkeit der Franzosen erkennen. Nach unendlichem Warten bekam meine Frau ein Schriftstück in die Hand gedrückt, wonach sie sich mit ihren Kindern am 7. August an der Gare Saint Lazare einfinden solle, um von da nach einem kleinen Ort abtransportiert zu werden. Ihre Einwendungen wurden von dem Beamten mit den Worten abgeschnitten: „Die Deutschen, die sich jetzt noch in Frankreich befinden, sind Kriegsgefangene ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts. Man wird Ihnen und den Kindern Arbeit geben. Im übrigen wird der Staat für Sie sorgen."

Internierungslager! Arbeit für meine Kinder von acht und neun Jahren! Das waren schöne Aussichten für eine Mutter.

Nach der Rückkehr ins Hôtel fand meine Frau auch dort die Situation sehr zu ihren Ungunsten verändert. Die französische Bonne, die immer deutschfeindlicher wurde, hatte erzählt, daß sie bei Deutschen sei. Worauf der Wirt meiner Frau eröffnete, daß er sie nicht behalten könne.

Verzweifelt irrte sie durch die Straßen. Da hörte sie einen Herrn mit einer Dame Englisch sprechen. Sie sprach die Unbekannten auf Englisch an und teilte ihnen ihre schreckliche Lage mit. Mit größter Menschenfreundlichkeit nahmen sich von da an Beide der ihnen völlig unbekannten Deutschen an.

Die Dame führte meine Frau in eine Schweizer Pension und meldete sie dort als Schweizerin an. Sie wurde so freundlich aufgenommen, daß sie für ihre Pflicht hielt, die Wirtin über ihre wahre Nationalität aufzuklären, worauf die Wirtin sie bat, doch weiter als Schweizerin zu gelten, da sie sie sonst ohne große Gefahr nicht behalten könne. Schwierig wurde die Aufrechterhaltung der Camouflage dadurch, daß der deutschschweizer Hausknecht sich mit den Kindern im Schwyzer Ditsch zu unterhalten begann, worauf sie nicht vorbereitet waren. Meine Frau konnte die Gefahr der Entdeckung nur dadurch beschwören, daß sie dem Hausknecht sagte, die Kinder hätten den strengen Befehl, sich zur Übung nur auf Französisch zu unterhalten.

Ein neuer Besuch auf dem deutschen Konsulat zeigte meiner Frau einen Anschlag, der die Deutschen aufforderte, sich an die amerikanische Botschaft zu wenden.

Dort wurde sie mit äußerster Liebenswürdigkeit aufgenommen. Aber – helfen konnte man ihr nicht! Der deutsche Botschafter war abgereist, ohne den amerikanischen informiert zu haben, was mit den noch in Frankreich befindlichen Deutschen geschehen solle.

So schien das Internierungslager unvermeidlich.

Da, als meine Frau von der amerikanischen Botschaft in ihre Pension zurückkehrt, findet sie die hilfsbereite Engländerin wieder vor, und zwar mit der Himmelsbotschaft, sie habe ihr und den Kindern einen englischen Paß besorgt. Sie hatte sie kurzerhand als ihre Schwägerin ausgegeben.

Und während sie meiner Frau diese erlösende Kunde brachte, stand der englische Herr auf dem Bahnhof sechs Stunden lang Queue, um mit dem Paß selbst Fahrkarten für meine Familie nach Dieppe zu besorgen.

Meine Frau fühlte sich zwar sehr erleichtert, hatte aber doch Gewissensbisse wegen des falschen Passes. Deshalb ging sie vor der Abreise noch einmal auf die amerikanische Botschaft, um dort von der Kriegslist Mitteilung zu machen. Der amerikanische Beamte freute sich sehr, drückte meiner Frau immer wieder die Hand und sagte: „A la guerre comme à la guerre! Seien Sie froh, daß Sie nach England können. Tausende von Deutschen warten hier und können nicht heraus."

Bei der Rückkehr von der Botschaft erlebte meine Frau noch ein Abenteuer, das leicht schlimm hätte enden können. Sie war eilig und winkte deshalb auf den Champs Elysees einer Droschke, die sie für unbesetzt hielt. Es saß jedoch ein Herr darin, der ihr freundlich zurief: „Bitte, steigen Sie ein. In diesen Kriegszeiten muß Einer dem Andern helfen." Er hatte keine Ahnung, daß sie Deutsche war, und begann sofort, vom Kriege zu reden. „Dieser Krieg ist fürchterlich. Man kann die Deutschen nicht mehr Deutsche nennen. Sagen wir: Preußen oder Barbaren." Und dann erging er sich mit besonderer Wut gegen Kaiser und Kronprinz. Meine Frau mußte ihr Incognito wahren, wenn nicht im letzten Augenblick Alles scheitern sollte. In gewissen Lebenslagen ist es ja sehr nützlich, wenn man noch andre Sprachen als seine Muttersprache spricht.

Am 5. August begann die endlos dauernde Fahrt nach Dieppe. Es waren fast nur Engländer im Zuge. Immerfort begegneten ihnen Züge mit französischen Soldaten. Die Engländer hatten inzwischen von der Kriegserklärung Englands gehört. Sie fraternisieren mit den Franzosen: Au revoir à Berlin!

Die Fahrt und der Aufenthalt in Dieppe bedeuteten eine Fastenkur für meine Familie. Sie hatte kein französisches Geld mehr. Und deutsches hätte sie verraten. Glücklicherweise kam am 6. August früh ein englisches Schiff an, das die Passagiere des Zuges nach Newhaven brachte.

Aber noch war die Gefahr nicht überstanden. Meine Kinder konnten zwar Französisch, aber damals noch nicht Englisch. Etwas erstaunt sagte eine Engländerin zu meiner Frau: „Ihre Kinder sprechen sehr gut Französisch. Aber sie sind doch Engländer?" Sie mußte sich wieder damit herausreden, daß die Kinder die strikte Order bekommen hatten, zur bessern Übung ausschließlich Französisch zu sprechen. Glücklicherweise wurde das Meer so bewegt, daß Alles der Seekrankheit verfiel, sodaß das Sprechen durch andre Mundbewegungen ersetzt wurde.

In England hat meine Frau nicht mehr irgendwelche Schwierigkeiten gehabt. Zu Beginn des Krieges ließen die Engländer ja den feindlichen Frauen und Kindern jede Bewegungsfreiheit und legten ihrer Ausreise nicht die geringsten Hindernisse in den Weg. Die Bedenken für die Heimreise lagen auf einem ganz andern Gebiet.

Nachdem sich meine Frau ein paar Tage von den Aufregungen erholt hatte, wollte sie ein Schiff nach Vlissingen nehmen. Sie erkundigte sich bei englischen Beamten, ob dem etwas im Wege stehe. „Von uns aus nicht," wurde ihr erwidert, „aber wollen Sie es wirklich riskieren? Die Fahrt ist gefahrvoll. Die Deutschen haben Minen ausgelegt. Man weiß nicht genau, wo sie liegen."

Meine Frau riskierte es, kam glücklich nach Holland und von da nach Deutschland. Die erste Stadt auf deutschem Boden, wo sie übernachtete, war Wesel. Als sie sich grade hingelegt hatte, zogen deutsche Soldaten vorbei, die Wacht am Rhein singend. Eine wundervolle Stimme hob sich von den andern ab. Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Erschüttert dachte sie an ihren eignen kleinen Buben. Da zieht der Sohn einer Mutter hinaus und verheißt dem Vaterland seinen Schutz. Wird die Mutter ihn wiedersehen?

Umgruppierung von Morus

Gewerkschafts-Kongreß

Alle drei Jahre tagen die freien Gewerkschaften. Die alten Herren vom Bundesvorstand können sich also nicht darüber beschweren, daß man ihnen zu oft den grauen Bart zupft. Aber dafür dürfte man eigentlich erwarten, daß es auf den Gewerkschafts-Kongressen zu einer offenen und ehrlichen Aussprache kommt. Diesmal, in Breslau, schien dazu ein besonderer Anlaß vorzuliegen, denn einige der größten und bestorganisierten freien Gewerkschaften: der Metallarbeiterverband und der alte Bergarbeiterverband, drängten darauf, daß die Gewerkschaften sich neu gliedern sollten, um für die kommenden Wirtschaftskämpfe besser gerüstet zu sein.

Das jetzige System, bei dem Holzarbeiter, Möbeltischler, Lederarbeiter, Schuhmacher und womöglich noch Untergruppen dieser Gewerbe in Berufsorganisationen zusammengeschmolzen sind, ist vor etlichen Jahrzehnten nach hartem Kampf gegen die örtlichen Organisationen entstanden. Zweifellos bedeutete es damals einen großen Fortschritt, daß man die Arbeiter nicht mehr nach den Zufälligkeiten ihres Wohnorts zusammenfaßte, sondern nach ihrer Stellung im wirtschaftlichen Leben: nach den Gewerben, die Gleichartiges produzieren und daher auch für die Forderungen der Arbeiter einen gemeinsamen Rahmen bilden. Diese streng horizontale Vereinigung der Arbeiterschaft hat ein gleichmäßiges Tarifsystem bewirkt und auch bei Streiks sich lange Zeit bewährt. Aber mit der wachsenden Konzentration der Unternehmungen hat sie sich für die Arbeiter als unzulänglich erwiesen. Die Maschinisten und Heizer bei Borsig oder Schwartzkopf legen die Arbeit nieder, um eine

Lohnforderung durchzusetzen. Der Arbeitgeber legt daraufhin den ganzen Betrieb als Präventivmaßnahme still und schließt tausend andre Arbeiter aus, deren Organisation zurzeit einem längern Lohnkampf nicht gewachsen ist. Der Erfolg ist, daß der ganze Streik zusammenbricht und die Gewerkschaften nutzlos ihr Geld verpulvert haben.

Um diesem Unfug ein Ende zu machen, sollen 15 einheitliche große Industrie-Organisationen geschaffen werden, die in allen Arbeiterfragen geschlossen vorgehen. Aber da taucht derselbe Widerstand auf, den vor dreißig und vierzig Jahren die Berufs-Organisationen zu bestehen hatten. Wie damals die Lokalgrößen sich gegen die neue Organisationsform stemmten, so sind es heute die Bonzen der Berufsverbände, die befürchten, ihre Stellung und ihren Einfluß zu verlieren, wenn die von ihnen kommandierten Arbeiterdivisionen in größere Industriekorps aufgehen sollen. Zum Wortführer dieses Bonzentums hat sich auf dem Breslauer Kongreß der Vorsitzende des Holzarbeiter-Verbandes, Tarnow, gemacht. Und zum Beweis dafür, daß es ihm um seine Stellung ernst ist, hatte er gleich mit einem Austritt aus der Spitzenorganisation: dem Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund, gedroht, falls der Kongreß sich für die obligatorische Bildung von Industrie-Verbänden entschließen sollte. Anstatt es auf den Kongreß zu einer grundsätzlichen Klärung der beiden Anschauungen kommen zu lassen, wurde das Problem mit der Geschicklichkeit alter Gewerkschaftsbürokraten abgedreht. In der letzten Sitzung des fünftägigen Kongresses, nach unendlich viel belanglosem Gerede, wurde en passant die ganze Frage in der üblichen Weise erledigt. Der Vorstand legte ein Kompromiß vor, das allen Wünschen gerecht wird. Die Opposition unter Dißmann gab eine kurze Erklärung ab, und praktisch bleibt alles beim Alten. Die Bonzen haben gesiegt und für drei Jahre Ruhe.

In diesen drei Jahren aber sollten sich die noch nicht ganz erstarrten Gewerkschaftler einmal überlegen, ob selbst die Form der Industrie-Verbände der modernen Form der Wirtschaft noch angemessen ist. Mit den Industrie-Verbänden wird zwar schon ein Schritt vorwärts von der rein horizontalen zur vertikalen Arbeiter-Organisation getan, mit andern Worten: die Arbeiter ignorieren nicht mehr völlig, daß es in der deutschen Wirtschaft außer Syndikaten und Kartellen auch noch Trusts gibt. Aber die schematische Zusammenfassung benachbarter Gewerbegruppen genügt nicht. Wenngleich die während der Inflation entstandenen Zufallskonzerne im Abbröckeln sind, so werden doch bei den übrigbleibenden und neuentstehenden Großunternehmungen die Unternehmerpersönlichkeit und der finanzielle Zusammenhang der einzelnen Konzernbetriebe der stärkste Kitt sein, und mit dieser Bindung müssen auch die Arbeiter rechnen. Was nützte ihnen, in einem einzelnen Betrieb oder selbst in einem einzelnen Gewerbezweig Stinnes oder Otto Wolff mit Streik zu bedrohen, wenn die andern Betriebe inzwischen für den Unternehmer arbeiteten und ihm die Mittel verschafften, auch den längsten Streik zu überdauern. Da zu Generalstreiks der Wille und die Kassen

der Arbeiterschaft nur in Ausnahmefällen reichen, so bleibt nichts andres übrig, als auch Arbeiterorganisationen zu schaffen, die dem Aufbau der Konzerne Rechnung tragen. Bei den undurchsichtigen und oft wechselnden Gruppenbildungen in der Großindustrie mag es schwer sein, entsprechend labile Arbeiterorganisationen zu schaffen. Die Aktienmajorität einer Gesellschaft kann von heute auf morgen in andre Hände übergehen. Die Arbeiterorganisation ist, zumal bei der jetzigen Überalterung ihrer Gewerkschaftsführer, nicht in der Lage, sich ebenso schnell umzustellen. Etwas hinterherhinken wird die Arbeiterschaft deshalb immer. Aber der Versuch, sich der wirklichen Kräfteverteilung in der Wirtschaft und nicht einem imaginären Berufs--oder Industrieschema anzupassen, muß gemacht werden. Die lockere Verbindung der Betriebsräte innerhalb eines Konzerns, der auch noch nicht einmal überall besteht, genügt nicht. Wenn die Arbeiter nicht lernen, in richtiger Kampffront zu stehen, werden sie immer unterliegen.

Der neue Ruhr-Trust

Die alte Schulregel, daß in schlechten Zeiten Syndikate, in guten Zeiten Trusts entstehen, bekommt eine neue Variante. Nachdem in der Ankaufsperiode der Inflation die Vertikaltrusts bis zur Explosionsgefahr aufgepumpt, und nachdem in der ersten Stabilisierungskrise die Kartelle und Syndikate neu geformt und gefestigt worden sind, zwingt die jetzige Krise die großen Vertikaltrusts zu einer Annäherung, bei der man, nach der üblichen Terminologie, schwer entscheiden kann, ob es sich um einen Vertrustungs- oder einen Syndizierungsvorgang, um eine vertikale oder eine horizontale Konzentration handelt. Das Bild wird vielleicht am klarsten, wenn man sagt, daß die großen Vertikalgebilde, die auf dem Boden der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie gewachsen sind, nun einander näher rücken und gewissermaßen in jedem Stockwerk dieser vier- und fünfstöckigen Industriekolosse Durchbrüche und Verbindungsgänge von dem einen zum andern geschaffen werden.

Der Gedanke, daß der bisherige Stinnessche Montantrust, Krupp, Otto Wolff (falls man Phönix und die zum großen Teil an den Anilinkonzern abgestoßenen Rheinischen Stahlwerke noch unter diese Namen zusammenfassen darf) und auch Thyssen sich zu einem Komplex zusammenschließen, erscheint phantastisch, zumal man nicht, wie bei der Zusammenschweißung der Rheinelbe-Union durch Hugo Stinnes, eine Persönlichkeit sieht, die dem neuen Gebilde Form und Namen geben könnte. Albert Vögler und Wiedtfeld sind wohl bei den jetzigen Verhandlungen die treibenden Kräfte, aber das Kennzeichen dieser Zusammenschlußbewegung ist weniger die aktive Betriebsamkeit einiger Führer als vielmehr die Passivität der Konzerngewaltigen, der geringe Widerstand der Generaldirektoren, die Bereitwilligkeit, sich zu koordinieren auf die Gefahr hin, daß doch immer für das eine oder das andre Werk, für den einen oder den andern Leiter ein Subordinationsverhältnis daraus entstehen könnte.

Den unmittelbaren Anlaß hat offenbar nicht die Aufstellung eines durchdachten Rationalisierungsprogramms gegeben, sondern die Notwendigkeit einer finanziellen Sanierung. Man will die verzettelten und kostspieligen Kredite durch eine große langfristige Anleihe ablösen. Das geht schon daraus hervor, daß am bereitwilligsten zum Zusammenschluß die drei Gruppen sind, von deren finanziellen Schwierigkeiten man in den letzten Monaten immer wieder gehört hat, und die auch an der Börse die schärfsten Rückschläge erlitten haben: Stinnes, Otto Wolff und Krupp. Hösch, Klöckner, Haniel und Mannesmann, die bisher am besten die Ruhr-Kalamität überstanden haben, sind nicht gewillt, der neuen Gesellschaft beizutreten, und noch weniger Stumm, der durch das Saar-Abkommen für seine dortigen Beteiligungen einen großen Vorsprung erhalten hat. Jedenfalls scheinen sich die schwächern Konzerne in der Not jetzt doch zu der Rationalisierung zu entschließen, zu der sich die Kartelle und Syndikate der Schwerindustrie bisher nicht aufschwingen konnten: zu einer zweckmäßigern Produktionsverteilung, zur sorgsamern Spezialisierung, zur Vermeidung von Doppelarbeit durch Normalisierung und Typisierung und vielleicht sogar zur Stillegung der unmodernen und überständigen Werke. Für die Arbeiterschaft kann es bei einem derartigen Umstellungsprozeß eine peinliche Übergangszeit geben, aber es hat sich noch immer gezeigt, daß rationell arbeitende Betriebe nach einer Pause mehr Menschen beschäftigen und besser löhnen können als veraltete und rückständige Werke.

Belangloser nicht nur ihrem Umfang, sondern auch ihrem Wesen nach ist die Transaktion, die in der oberschlesischen Schwerindustrie auch schon formell zum Abschluß gekommen ist. Die Fusion der Oberschlesischen Eisenindustrie A.-G. (Caro-Hegenscheidt) mit der Oberschlesischen Eisenbedarfs-A.-G. und die zugehörigen kleinern Transaktionen (Ballestrem — Donnersmarckhütte und Linke-Hofmann-Lauchhammer — Eisenbahnmaterial-Leihanstalt-A.-G.) zielen ebenfalls darauf ab, die Schulden leichter abzudecken, die sie im vorigen Jahr aufgenommen haben. Die Hauptlast ist die 46 Millionen-Schuld, die — mit Genehmigung der preußischen Regierung — die Seehandlung seinerzeit den beiden Hauptwerken gegeben hat. Wie es sich damals um eine besondere Hilfsaktion für Deutsch-Oberschlesien handelte, so wird auch diesmal der Staat wohl hilfreich in die Bresche springen und den Gesellschaften den Aktienstempel für die neu zu gründende Gesellschaft ganz oder teilweise erlassen. Daß man sich jetzt in Oberschlesien darauf einrichtet, aus dem, was Deutschland geblieben ist, einen selbständigen Wirtschaftskörper zu bilden, ist gewiß erfreulich. Aber wenn wirklich die Wirtschaftsgrenze bei der Teilung Oberschlesiens so sinnlos gezogen ist, wie von deutscher Seite immer behauptet wird, dann darf auch die Konsolidierung der deutsch-oberschlesischen Industrie nicht zu einem hermetischen Abschluß von Polnisch-Oberschlesien führen. Sonst werden beide Teile zu rudimentären Gebilden zusammenschrumpfen.

Was wäre, wenn . . . von Ignaz Wrobel

W. T. B.

Wilhelm der Zweite ist heute abend 7.15 Uhr in Doorn an den Folgen einer Lungenentzündung gestorben.

*

Demokratischer Leitartikel

Der ehemalige Kaiser ist gestern in Doorn entschlafen, und wir drücken am Grabe eines Menschen selbstverständlich die anständige Trauer aus, die dem Menschen gebührt. „Et le combat cessa faute de combattants", heißt es in Corneilles ‚Cid'. Es ist heute nicht der Tag, um zu schildern, was dieser Kaiser hat geben wollen, aber vielleicht nicht hat geben können. Mochte seine Impulsivität auch Vieles verursacht haben, was besser unterblieben wäre, so ist doch sein reiner Wille und die Liebe zu seinem Volke...

Deutsche Tageszeitung, achtundvierzig Stunden später

Einzelheiten der Überführung stehen noch nicht fest. Doch kann heute schon so viel gesagt werden, daß der Trauerkondukt am Mittwoch, den 17., abends gegen neun Uhr in Berlin ankommen wird, wo die Leiche im Schloß aufgebahrt werden wird. Der Präsident Hindenburg hat Armeetrauer befohlen. Daß die Schulen schließen werden, halten wir für selbstverständlich. Näheres über den Trauerzug, der sich durch die Hauptstraßen Berlins bewegen wird, sowie die Absperrungen geben wir morgen bekannt.

Paul Warncke im ‚Kladderadatsch'

...Dein harter Lebensfaden liegt zerschnitten.
Du stiller Dulder hast nun ausgelitten,
Du, der Du stets die Völker überragt,
der Zahn der Zeit nur hat Dich hohlgenagt.
In schwarzen Schleifen Trauerreiser,
dies bringt Dein Volk Dir!
   Deutscher Kaiser!

Berliner Lokalanzeiger, schwarzer Trauerrand, Schlagzeile

Sämtliche Minister nehmen am Trauerzuge teil

Wie wir hören, haben sich auch die sozialdemokratischen Minister bereit erklärt, am Trauerzuge teilzunehmen. Nur die Kommunisten haben sich ausgeschlossen. Ihre Verhaftung steht unmittelbar bevor.

Tagesbefehl des ‚Stahlhelm' Ortsgruppe Belgard in Pommern

Sämtliche Abteilungen stehen morgen früh acht Uhr an der Ecke der Stettiner Straße. Abmarsch zur Trauerfeier auf dem Exerzierplatz 8.05. Handgranaten mitbringen!

Vorwärts

Die Massen Berlins, die gestern so ausgezeichnete Disziplin gehalten haben, konnten ein merkwürdiges Schauspiel beobachten. Während alle andern Regierungsstellen mit feinstem

Takt die menschliche Rücksichtnahme mit der Achtung vor der Republik zu vereinigen wußten, hat das Reichswehrministerium, Dienststelle B, auf seinem Gebäude nur die Fahne in den preußischen Landesfarben gehißt. Hat man dort keine schwarz-rot-goldenen Fahnen? Wir fragen Herrn Geßler...

Deutsche Zeitung

Fortgesetzt laufen noch Beileidskundgebungen aus allen Teilen der Welt ein. Ein besonderes Zeichen für die Beliebtheit, deren sich Kaiser Wilhelm überall zu erfreuen hatte, ist der Gruß, den der Eskimo-Fußballklub ‚Nanuk' aus Grönland an Seine Exzellenz den Generalfeldmarschall Hindenburg gesandt hat. Wahrlich, das deutsche Volk kann stolz auf seinen Kaiser sein.

Kreuzzeitung

Die Nachricht, daß Kaiser Wilhelm hunderttausend Mark testamentarisch den deutschen Kriegskrüppeln vermacht hat, bewahrheitet sich nicht.

Gerichtskorrespondenz

Die Arbeiter Wilhelm Lawrentz, Heinrich Katschke, Fritz Demmert standen gestern wegen Landfriedensbruch, Körperverletzung, Beamtenbeleidigung, Widerstand gegen die Staatsgewalt und Vergehen gegen die Gesetze zum Schutze der Republik vor der 12. Strafkammer des Landgerichts III. Sie waren beschuldigt, beim Vorbeiziehen des kaiserlichen Trauerkondukts die Hüte nicht abgenommen zu haben. Die unter Eid vernommenen Beamten gaben einstimmig an, von den Angeklagten mit schwerer Artillerie bedroht worden zu sein. Lawrentz wurde zu 8 Jahren, Katschke und Demmert nur zu 6 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Bildunterschrift

Der Kronprinz im Trauerzug. Rechts oben: Der Kronprinz bei den Ruderregatten in Grünau.

Radio-Dienst

Die heutige Rundfunkstunde ist dem Andenken des verstorbenen Kaisers gewidmet. 7.15: Zeitangabe, Wirtschaftsnachrichten, Neueste Meldungen. 7.30: Vorspruch. Von Gerhart Hauptmann. Gesprochen von der Rundfunkprinzessin. 7.38: Was uns unser Kaiser war. Ansprache von Dr. Carl Diem, Generalsekretär der Hochschule für Leibesübungen. 8.05: Blasorchester...

Annonce

Der Kaisei ist tot. Da hat wohl so Mancher sein Leben an sich vorbeipassieren lassen, angesichts dieser großen und klassischen Tragödie sowie dieses Stücks Geschichte, das er hier miterleben durfte. Bei aller nationalen Verehrung aber sollte man auch sein leibliches Wohl nicht vergessen. Wenn Sie Hühneraugen haben ...

Vermischtes

Generaldirektor Dembitzer von der Misti hat Herrn Otto Gebühr für den demnächst fertigzustellenden Kaiser-Film ‚Marsch-Marsch, Hurra!' verpflichtet.

Lokales

Der Rentenempfänger Jakob Krewald hat sich gestern abend mit Leuchtgas vergiftet. Krewald war Schwerkriegsbeschädigter und erhielt 85% Rente. Er hat im Kriege das Augenlicht, die Beine, die Arme und den Unterkiefer verloren. Was den alten Mann in den Tod getrieben hat, ist noch nicht geklärt.

Die Hauptströmungen von Max Martersteig

Im vierundachtzigsten Lebensjahre, aber nicht jenseits unsrer Zeit, sondern ihr mitteninne stehend, den firnen Wein eines geistig durch und durch gekelterten Daseins genießend und uns kredenzend, beschenkt Georg Brandes, der Unermüdliche, uns mit der neu bearbeiteten, endgültigen Ausgabe seiner ‚Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts'. Ernst Richard Eckert hat sie verdeutscht, Erich Reiß verlegt.

Im Jahre 1890 hatte auch mich mein Schicksal – nel mezza del cammin di nostra vita – ins damals noch heilige Rußland in die Verbannung geschickt, was ich als Aufforderung betrachtete, dort als Pionier freiheitlich gerichteter Kunst zu wirken. Unter den spärlichen Hilfsmitteln, die ich mir dieserhalb aus der Heimat nachsenden ließ, war die damals grade erscheinende Lieferungsausgabe der ‚Hauptströmungen'. Da geschah nun Folgendes: in jedem Heft überstrich die besorgte zaristische Zensurbehörde in Petersburg ganze Seiten und manchmal Viertelbogen mit schönem schwarzen Pech. Nicht, wie bei den Tageszeitungen, mit ordinärer stinkender Druckerschwärze, o nein, mit einem eleganten glänzenden Lack. Man hatte damals noch gute Manieren in Petrograd. Was dieser erzieherische Lack verdeckte, habe ich damals halb und halb erraten müssen und können; nun ist es mir doch sehr erfreulich, das mir Unterschlagene aus der neuen, schön gedruckten Buchausgabe zuverlässig ergänzen zu können. Die russische Nigromantik aber bleibt mir wert als ein ironisches Symbol jenes Geistes, der durch das ganze 19. Jahrhundert jede schöpferisch befruchtende Idee der Zeit vernichten zu können glaubte, wenn er sie als nicht vorhanden erscheinen ließ. In Rußland machte man sie schwarz – bei uns ignorierte man sie als Velleität intellektuellen Sports.

Den Schwärzern hatte Brandes das Handwerk leicht gemacht; hatte seinem Buch die Losung an die Stirn gesetzt: Gegen die Reaktion – und die andre: Für die Humanität, für die Befreiung der Menschen! So wurde bei uns dieses Buch dem damaligen jungen Geschlecht – bis ins mannbare Alter hinein – ein Aufruf zur Revolution. Leider nur zur literarischen. Leider waren Alle zu zahm, ihr auch damals schon einen fühlsamern Ausdruck zu geben. Wir hätten uns in der

Folge viel Trauer und noch mehr Scham ersparen können, wenn wir sie aus der literarischen in die aktive, in die politische Sphäre übertragen hätten. An Anlaß fehlte es nicht: erinnern wir uns, daß die Zeit der Erscheinung der ‚Hauptströmungen‘ auch jene war, da in Deutschland der neuwilhelminische Geist in seiner Sünden Maienblüte trat. Was man siebenundzwanzig Jahre später nachzuholen sucht, büßt, durch die Beimischung eines so lange Zeit in den Eingeweiden wühlenden Ressentiments, die Kraft des guten und einfachen Glaubens, büßt seine Unschuld ein. Wir können darum heute das Buch dieses Mannes, dieses hellen Geistes, den Nietzsche schon mit lebhafter Sympathie als einen „guten Europäer“ begrüßt hatte, begreiflicherweise nicht ganz ohne Wehmut lesen. Nicht ganz ohne Wermut, sollte ich sagen, denn die herbe Bitterkeit darüber, wie grausam das geschichtliche Faktum den hochfliegenden Glauben an eine gradlinige Entwicklung des freiheitlichen, des humanitären Gedankens, dem der junge Brandes sich verschwor, und zu dem der Greisenhafte heute noch mannhaft sich bekennt, berichtigt hat, kann – soll uns Arznei sein, nicht Gift. Wo ist das Werk vom Geiste und vom Schicksal des 19. Jahrhunderts, über dem – unsichtbar den Rauschbedürftigen, sichtbar den Nüchternen – nicht das Nietzsche-Wort als Inschrift stünde: Incipit tragoedia? Es liegt viel Märtyrertum begraben unter der Erde dieses Jahrhunderts, viel echtes, aber fast mehr falsches. Dem einen wird Brandes ein liebevoller Verklärer, dem andern ein sarkastischer Richter, ohne doch je, auch bei diesen Bajazzi des Liberalismus, zu vergessen, daß auch sie Söhne einer Mutter waren: ihrer mit mancher Blindheit geschlagenen Zeit. Seine Entlarvung der Romantik als des folgeschwersten Irregangs einer geschichtlichen „Einstellung“ der literarisch Schaffenden ging und geht wohl auch heute noch Vielen zu weit. Noch immer hat die Stunde nicht geschlagen, diesen Erbhang, namentlich aus dem Blute des Deutschen, auszuscheiden. Kein übergeordnetes Ziel will sich den zwischen Sehnsucht und Notwendigkeit, zwischen Neigung und Willen Gestellten entschleiern; alle „Flucht nach vorn“ geht ins Ungewisse, so bleibt – auch heute noch – unter immer neuen Verkleidungen nur die Ausflucht in mystisch umnebelte Vergangenheit. Bei aller Gerechtigkeit gegen die aesthetischen Werte bleibt darum der Blick offen für die – in diesem Falle sehr frühe – Erkenntnis der eigentlichen Gefahr Europas in seiner Romantik, die immer neue Masken findet und erfindet zur Verhüllung ihrer Ohnmacht, dem Leben noch einmal eine dauerhafte Form zu schaffen von einheitlichem, gesundem Kulturwillen. Jene Romantik wird bekämpft, die, immer bereit, sich in den Dienst der Vernunftfeindschaft zu stellen, breite Massen des ganzen Jahrhunderts verhindert hat, den Blick für die Notwendigkeiten zu hellen und für die Gefahren, in die die Völker Europas hineintaumelten: des systematischen wirtschaftlichen Mechanismus, den die vom freiheitlichen Gedanken untergrabenen autoritären Mächte sich zur Hilfe riefen. Daher die fast zärtliche Vorliebe für die Romantiker Englands, die trotzig ihrem Lande den Rücken wandten, während die deut-

schen und die französischen mehr oder weniger zur Servilität gegen das herrschende Prinzip sich wandelten.

Brandes nennt diese Ausgabe mit Betonung die „endgültige“. Er nimmt darin nichts zurück, vor Allem nichts von der zur Methodik gesteigerten Tendenz, in der, hier zum ersten Male, Literaturgeschichte geschrieben wird als Entwicklungsgeschichte des kulturpolitischen Geistes – und nicht nur dieses, sondern des politischen Geistes schlechthin. Gegen den Vorwurf unwissenschaftlicher Voreingenommenheit hätte er sich auf Fichte berufen können: „Was kann denn das für eine Literatur sein, die Literatur eines Volkes ohne politische Selbständigkeit? Was will denn der vernünftige Schriftsteller, und was kann er wollen? Nichts Andres denn eingreifen in das allgemeine und öffentliche Leben und dasselbe nach seinem Bilde gestalten und umschaffen.“ Ganz in diesem Sinne sagt Brandes selbst, die Anlage seines Werkes sei politisch, nicht literarisch; und an andrer Stelle: „Es ist Vorzeits- und Zukunftsmusik“. Wie aber die der Zukunft klingen wird – das ist es doch wohl, was, auch heute noch und grade heute, den breitesten Raum unsres Denkens einnimmt. Seit sieben Jahren hören wir nur das wütende, sich selbst überschreiende Stimmen der Instrumente, keinen Ansatz noch einer Melodie. Und Tag für Tag wird die Zahl Derer größer, die bereit sind, ihre Ohren und ihre Seelen der Schicksalssymphonie des hinter uns liegenden Jahrhunderts wieder aufzuknöpfen, damit wir ganz verstehen, wie alles Das ward! Dieses im Wesentlichen traurige Stück zu interpretieren, gibt es heute wohl keinen congenialern Dirigenten als Brandes. „Ebensoviel Begeisterung wie Kritik“, aber „mehr Hoffnung als Zweifel“ lenkt Hand und Taktstock. Am prächtigsten ist dieses Temperament, wo in der Partitur die Synkopen des dumpfen, immer wieder aufschwellenden Widerstands, der ewigen Lichtfeindschaft, gegen das Erlösungsthema anbranden. Da fühlen wir erschauernd die Urverflochtenheit jeder menschlichen Strebung, wie immer sie beschaffen sei, mit dem rhythmischen Gesetz von Ausdehnung und Zusammenziehung; goethisch, aber damit zugleich in umfassenderm Sinne symbolisch zu sprechen: von Systole und Diastole – auch im Geistigen. In der divina commedia des bewußten Lebens ist dem Menschen die Rolle zugefallen, das Wesen der Welt dialektisch auseinanderzusetzen: da sind Spieler und Gegenspieler dramaturgische Notwendigkeiten. Wer seine Rolle mit Wahrhaftigkeit spielt, spielt sie gut. Und es ist die tiefste Freude an diesem Werk, auch da ein beinahe liebevolles Versenken in den Gegenstand zu finden, wo keine Faser des in ihm betrachteten Wesens mit auch nur einer im Wesen des Autors verwandt wäre. Die Schatten sind warm belebt durch das Diaphane der Begründung im Unabstreifbaren gewachsener Existenz aus zeitlichen Bedingnissen. Eher zögert heute unser Gefühl, mitzugehen, wo von der vom fortschreitenden Jahrhundert erwarteten wissenschaftlichen Erleuchtung der Sieg der Idee erhofft wird; eher wird unsre Skepsis rege gegen den felsenfesten Glauben an den Rationalismus, durch den sich Brandes als echten Sohn seines Jahrhunderts legitimiert.

Die fünf Sinne von Theobald Tiger

Fünf Sinne hat mir Gott, der Herr, verliehen, mit denen ich mich zurechtfinden darf, hienieden:

Fünf blanke Laternen, die mir den dunkeln Weg beleuchten;
bald leuchtet die eine, bald die andre hell auf, unterschiedlich;
niemals sind alle fünf auf dasselbe Ding gerichtet...
Gebt Licht, Laternen – !

Was siehst du, Walt Wrobel – ?

Ich sehe die entsetzliche obere Häuserfront der Berliner Straßen, unerbittlich, scharf liniiert, schwärzlich kasernenhaft;

ich sehe neben dem unfreundlichen Mann am Schalter die kleine schmutzige Kaffeekanne, aus der er ab und zu einen Zivilschluck genehmigt;

ich sehe das Skelett des Tauchers, ausgestreckt auf dem Meeresgrund, der Taucherhelm ist aufgeplatzt, und durch die Luken des untergegangenen Schiffs fliegt ein Schwarm Fische an die ehemalige Bar, sie rufen: „Sherry-Cobler – !“;

ich sehe den ehrenwerten Herrn Appleton aus Janesville (Wisconsin) auf der Terrasse des Boulevard-Cafés sitzen, lachende Kokotten bewerfen ihn mit Bällchen, er aber steckt seinen hölzernen Unterkiefer hart in die Luft;

ich sehe das blonde Gesicht des jungen Diplomaten, der mit nachlässigem Monokel erzählt: „Seinerzeit, während dieser sojenannten Revolution...“;

ich sehe den kleinen Jungen vor der Obsthandlung stehen und sein Pipichen machen, nachher stippt er den Finger hinein und malt Männerchen aufs Trottoir, das ist nicht hübsch von dem Kind –

Dies sieht mein Gesicht.

Was hörst du, Walt Wrobel – ?

Ich höre den Küchenchef in der französischen Restaurantküche rufen: „Ils marchent: deux beefsteaks aux pommes! Une sole meunière!“ Und vier Stimmen unter den hohen weißen Mützen antworten: „Et c’est bon!“;

ich höre einen Ton in meinen Ohren klingen, mitten im Gespräch, wie eine Mahnung, wie eine Erinnerung, wie einen Trost;

ich höre vor den Fenstern des deutschen Stammtischlokals unterirdisch dumpf die Kegelbahnen donnern;

ich höre nachts die Lokomotiven pfeifen, sehnsüchtig schreit die Ferne, und ich drehe mich im Bett herum und denke: „Reisen...“;

ich höre, wie über mir die Hausfrau, die Megäre, trampelt, sie macht die Wohnung rein und sich schmutzig, sie führt Krieg mit den Polstern;

ich höre, wie in Mitau Claire Waldoff aus dem Grammophon herausknarrte:

Als das Pauline hörte
da rief sie überlaut:
„Victoria! Victoria!
Meine Mutter ist schon Braut – !“

Das hört mein Gehör.

Was schmeckst du, Walt Wrobel – ?

Ich schmecke die untere Kruste der Obsttorte, die meine Tante ge-
backen hat; was die Torte anbetrifft, so hat sie unten ein paar
schwarze Plättchen, da ist der Teig angebrannt, das knirscht
im Mund wie Sand;

ich schmecke den kalten Tabak der Zigarre, die ausgegangen ist, und
an der ich herumzutsche, weil ich es nicht weiß, die Zigarre
lacht sich einen;

ich schmecke den Satz des türkischen Kaffees, die pulverdünn ge-
mahlenen Körner bleiben zwischen den Zähnen sitzen;

ich schmecke den scharfen Geschmack von Kressenblättern; der preu-
ßische Kunstreferent im Ministerium kann das nicht schmecken,
denn er hat keinen Geschmack;

ich schmecke die rauchige Würze alten Victoria-Whiskys –

Das schmeckt mein Geschmack.

Was riechst du, Walt Wrobel – ?

Ich rieche die warme, wassergeschwängerte Luft der öffentlichen
Schwimmhallen, untermischt mit der Ausdünstung von nackten Leibern;

ich rieche an mir selbst und finde mich durchaus sympathisch riechend;

ich rieche die frische Stube im Gebirge, es riecht nach Sonne, Holz
und Thymian;

ich rieche die kräftige Mannesatmosphäre des Kaufmanns, der es gut
meint, mir aber zu nahe auf den Hals rückt;

ich rieche den Teer- und Wassergeruch am Hafen von Rostock, das
Wasser steht still, und die Luft spricht plattdeutsch;

ich rieche den realpolitischen Redner in der Deutschen Demokra-
tischen Gesellschaft, aber ich kann ihn nicht riechen –

Das riecht mein Geruch.

Was fühlst du, Walt Wrobel – ?

Ich fühle in meinem Nabel eine kleine Wollkugel, die sich da weiß
und dick aufhält, liebevoll grabe ich sie hervor;

ich fühle ein neues Gefühl an ungeahnten Orten, wenn mir der witzige
Nasenarzt mit einer langen Stricknadel ins Ohr fährt;

ich fühle im Unterfutter einen Bleistift, den ich lange verloren wähnte
ein rundes Geldstück und ein unbekanntes Ding;

ich fühle den vertrauten Widerstand einer alten, bekannten Klinke;

ich fühle das harte Messingteil des Strumpfbandes meiner Geliebten
auf meiner Backe, die ich daran gepreßt habe, als das Band
auf dem Tisch lag;

ich fühle die Wollust, aber ich kann sie nicht beschreiben, denn in
meinem Konversationslexikon steht: „Wollust (siehe Zeugung),
nicht näher zu beschreibendes Gefühl...“ –

Dies fühlt mein Gefühl.

Fünf Sinne hat mir Gott, der Herr, verliehen, mit denen ich mich zu-
rechtfinden darf, hienieden:
Gesicht, Gehör, Geschmack, Geruch, Gefühl.

Fünf Sinne für die Unermeßlichkeit aller Erscheinungen.
Unvollkommen ist diese Welt, unvollkommen ihre Beleuchtung.
Bei dem Einen blakt die eine Laterne, bei dem Andern die andre.
Sieht ein Maulwurf? Hört ein Dackel? Schmeckt ein Sachse? Riecht
eine Schlange? Fühlt ein preußischer Richter?
Gebt Licht, Laternen!

Stolpernd sucht mein Fuß den Weg, es blitzen die Laternen.

Mit allen fünf Sinnen nehme ich auf, sie können nichts dafür: meist ist es

Schmerz.

Ein Sommernachtstraum von Alfred Polgar

I. Im Burgtheater

Im neuen ‚Sommernachtstraum‘ des Burgtheaters kann man Herrn Aslan, als Oberon eine sanft belebte Götterstatue aus weichem Material, singen hören und Herrn Straßni, Peter Squenz, tanzen sehen. Erstaunlich, wie hoch und flink er die Beine wirft. Es gibt auch sonst vielerlei Schabernack, zum Beispiel, wenn Herr Mayerhofer-Zettel an einem plötzlichen Seil über die ganze Bühne schwingt, oder wenn Frau Pünkösdy (die sehr spaßig weinerlich ist) sich dem unsichtbaren Oberon auf den Schoß setzt. Auch Puck wird einmal, zweimal hochgezogen und schwebt in Lüften. Aber solch armes Wunder der Technik stört in einer Zauberwelt, in der ja nichts ist, das nicht Wunder wäre, Spuk, Geisteratem und übermütige Natur, entbunden vom Gesetz, in einer Welt also, in der Spinngewebe, fühlt man nur, daß es da besser hält und trägt als das Drahtseil des Bühnenmaschinisten. Fräulein Hilde Wageners Puck ist ein munterer Kobold, ein Rüpelchen, das Oberon adoptiert hat, mehr ein erdig’ als ein luftig’ Wesen, vergnügt bis zur Quietschvergnügtheit und der schlimmen Streiche froh. Der Busch, in dem dieser Puck zu Hause, heißt Wilhelm. Frau Wohlgemuts Elfenkönigin brachte Kühlung in die Sommernacht. Was wäre sie für eine herrliche Titania im Schnee! Von des Burgtheaters Theseus und Hippolyta kann man gar nichts sagen, von den Liebespaaren, daß sie ihr Streitquartett ohne sich zu schonen exekutierten. Es wurden da große Mengen Fröhlichkeit herangeschafft. Die Fröhlichkeit selber sah man nicht recht, aber man sah, wie sie ausgepackt wurde, und es muß ihrer wohl, zu schließen nach dem emsigen Tun, das hierbei sich entfaltete, ein ziemliches Quantum gewesen sein. Was aber die Handwerker anlangt, so glaube ich, daß auch die Drastik ein Maß hat, über das hinausgequält sie aufhört, komisch zu sein. Einfalt, wird sie zur Viecherei übersteigert, verliert ihre köstlichsten Essenzen; denn die sind immerhin an Menschliches gebunden und schwinden, wenn dieses schwindet. Es hat mich stets gewurmt, daß Herzog Theseus nicht zum Ende der Rüpelkomödie sagt: „Gebt den braven Leuten Wein und ein Stück Geld“, daß er sie ohne was Huldreiches abziehen läßt. Seit der Aufführung im Burgtheater kränkt es mich nicht mehr.

Die Musik hinter die Bühne zu verlegen, war gewiß ein netter Einfall. So lieblich und sommernachtverträumt sie ist, es wäre doch reizvoll, einmal diesen Shakespeare ohne Mendelssohn zu hören, mit einer diffusern, verwehten, weniger orchesterstückhaft auftretenden Musik, mit einer also, die nicht so richtig gehend „Musik“ wäre (und dann auch nicht, wie im Burgtheater, Opern-Ballett und -Chor heranlockte). Viertel, in Dresden, hat das versucht – ich glaube, nur hochschwirrende Geigentöne machten das Klingen des Waldes – , und es soll wunderschön gewesen sein. Doch mit oder ohne Mendelssohn: das unbegreifliche Werk steckt ja so voll ewiger Melodie, daß die Engel unter allen Umständen mitsingen. Es ist eine Dichtung, die die Erde tanzen macht. Und sie wäre einsame Genietat, auch wenn sie nichts enthielte als das Wissen darum, daß die Liebe Blick-Trübung ist, mit ein bißchen Blumensaft hervorgerufen und mit ein paar Tropfen andern Augenwassers wieder weggewischt.

II. Bei Reinhardt

Das Vergnügen – es war eines – dauerte dreieinhalb Stunden. Manchmal blieb das Spiel, wie Helenas und Hermias Kleid am Gesträuch, am zierlichen oder komischen Einfall hängen, kam nur mit Verlust von Minuten wieder los. Doch ist es zu begreifen, daß der Gärtner nicht das Herz hatte, seine Schere zu brauchen.

Zwei gute Genien halfen dem Theaterabend, daß er festlich würde: Grazie und Humor. Aus Seide und Pechdraht war ein Netz geknüpft, eine Schaukel (zwischen Erd’ und Himmel hat das Spiel ja seinen rechten Platz), lieblich bewegt vom Atem der Sommernacht. Die war mit Licht und Klang heraufbeschworen. Von ihrem Zauber angerührt fielen die Menschen aus der Vernunft-, fielen Baum und Strauch in die Märchenrolle. Der Wald lebte sein panisches Leben, die Stille tönte, und wie Sternbild leuchtete durch die Nacht die heidnische Trinität: Natur und Menschenwelt und Geisterwelt. Das ist zwar Alles schon von Shakespeare so, aber von Reinhardt ist, daß er, es sei so, fühlbar gemacht hat. Der Spiegel seines Temperaments mühte sich, der Schönheit und Heiterkeit der Dichtung zu schmeicheln, der Hokuspokus seines Theaters diente ihrer Magie. Manchmal wirkte dieses Bemühen, einen echten Zauber künstlich vorzuzaubern, freilich so, als befördere man einen Vogel, der fliegen kann, mittels Luftschiffs. Vom letzten Gelingen entfernt sich Reinhardts Regie durch ihren Hang zur Reichlichkeit – man sah oft den Wald vor Waldweben nicht – , durch ihre ungarische Freude am Auftischen und Nötigen. Witz und Phantasie tragen mehr zu, als der Dichtung zuträglich ist. Shakespeare hätte es besser bei Reinhardt, wenn er es nicht so gut bei ihm hätte.

Die Dekorateure bauten dem Geist des Spiels einen transparenten Körper. Gemalte Vorhänge, von einer gemalten Schnur gerafft, fügten sich zum hohen, luftigen Zelt: sollte Wald sein, wurden die Vorhänge durchsichtig, zeigten Ast-Geäder, und die Schnur konnte als Liane gelten. Es kamen dann Sträucher herein (auch als epheuumsponnene Baumstrünke oder lebende

Blätterhäufchen zu deuten), und die Schauspieler hatten manchmal ihre Not mit den Blättern, aber das sind sie ja gewohnt. Die Sträucher waren von armen Statisten-Elfen getragen, die während des ganzen Abends so umbuscht auf der Bühne hocken mußten. Ein Strauch wurde müde und legte sich, recht hatte er, ein bißchen nieder. Über Zettels Rückverwandlung neigte sich anmutigst eine ad hoc heraufgestiegene sanfte Birke. Auch Oberon war belaubt: ein Waldkönig mit grünender Krone. Sein wunderschönes Kostüm (wie die andern von dem jungen Amerikaner Ernest de Weerth) kommunizierte durch einen vier Meter langen silbergrauen Schleier – mein Sohn, es ist ein Nebelstreif – mit dem Dunstlicht des Waldes. Die Elfen tanzten, geführt von einer graziösesten Solo-Elfe, die in Zivil auf den Namen Munczi Bulla hört und in den Wäldern um Preßburg daheim ist, wie eben Elfen auf der Bühne tanzen, mit Arme-Schwingen und Kreisen und Nicken und Huschen. Daß ihnen die Bewegung Freude macht, glaube ich, auch daß Titania, wenn sie einschlafen will, sich zu diesem Zweck etwas vortanzen läßt, ist plausibel. Unter den Geschöpfen, die den Zauberwald belebten, fiel ein goldgrüner Riesenfrosch aus der Diluvialzeit auf. Herr Jerschik hüpfte ihn ungemein weich und amphibisch.

Herzog von Athen war Herr Kalbeck. Er machte sich nicht viel aus der Würde, sah lieber mit vergnügten Sinnen auf Frau Servaes, seine Hippolyta, eine fesche Amazonenkönigin, strahlend von Gesundheit und Laune. Die Damen Christians und Ander gaben sich den Verstrickungen ihres Liebens und Geliebtwerdens mit ziemlich nüchterner Beflissenheit hin. Nahe ging ihnen die Sache kaum. Reizend spielt Hans Thimig den Lysander. So viel Herz reimt sich auf seinen Scherz, und so natürlich gewachsen sind noch seine närrischsten Drolerien. Er hat ein Lächeln, das Verbindung herstellt zwischen Gefühl und Spott übers Gefühl. Der große Bruder Hermann hat das auch und noch Einiges mehr. Sein Zettel ist ein Sanguiniker, trunken vor Lust an der Lustbarkeit, die er bereiten helfen darf... dabei auch ein armer Teufel, der des Glücks, aus der eignen Haut schlüpfen zu dürfen, gar nicht satt werden kann. Daß grade er zum Eselskopf kommt, ist wie Strafe für seine Sucht, sich zu verwandeln. Sein Spaß übertreibt, gewiß, aber es ist ein Treiben, ein Über-Treiben im vegetativen Sinn. Wie herzig ist er mit Senfsamen, Bohnenblüte und Spinnweb, ganz gerührt, er weiß selbst nicht warum, gleichsam als Esel in zärtlicherer Nähe zur Natur denn als Mensch.

Der Oberon gerät Herrn Rainer ein bißchen zu tagvertraut und geheimnisarm. Er ist doch sonst ein so feiner Zwielichtspieler. Titania: Fräulein Wessel, eine kühle Schwedin, sehr hübsch, lieb in ihrer glatten, lächelnden Unbeteiligtheit, mehr Wasser- als Waldgöttin. Puck war Helene Thimig. Ein Kobold in Moll, schwerübermütig. Es schien, als sei er der Fröhlichkeit nicht froh. Dieser Puck hüpfte, wie Einer hüpft, der an solche Gangart von Kindheit her gewöhnt, nicht weil ihm zu hüpfen ist. Er übte Schabernack als seine Pflicht.

Hinreißend lustig war das Rüpel-Sextett. Der elementare Homolka brüllte herzhaft einen lampenfiebernden Löwen... es war, um die Wand hinaufzulaufen, die Danegger machte. Romanowskys Thisbe weckte große Heiterkeit. Seine Komik ist ein wenig überdeutlich, im Geschmack der Vorstadt; wenn die Volkssänger in Frauenkleidern kommen, wackeln sie, Sprachfehler lispelnd, so zierlich mit dem Popo. Über diese Spaßhaftigkeit, die im Bezirk des absoluten Schwachsinns ihre Kaders hat, muß man lachen, aber es ist kein Lachen ohne Reu'.

Das ist es bei Gustav Waldau. Sein Peter Squenz bleibt immer ein glaubhaftes Menschenwesen, Fülle der kleinen Welt, in der er lebt, um sich und in sich. Hier in eine Situation gebracht, die er so gar nicht beherrscht, und in der er doch auch seinen Mann stellen mag, kommt er aus dem Gleichgewicht. Und wie er dieses Gleichgewicht verliert und nicht verlieren will, wie er den Eifer seiner Kumpane zu disziplinieren sucht und selbst von ihm mitgerissen wird, wie ihm Zettels ehrgeiziger Ungestüm, den er als wertvoll für die Sache schätzt, heimlich auf die Nerven geht, wie das Lichtchen seines Verstands schüchtern in die Narretei hineinblinzelt, wie er schließlich, Sprecher des Prologs, alle Sicherung als ohnehin egal aufgebend, still und bescheiden dahin rudert im Unsinn, sich treiben läßt, wohin es treibt — das ist von A bis Z meisterhaft, liebenswürdigst, ohne jede Gewaltsamkeit, ohne Tropfen Schweiß, von einer komischen Kraft, die so ganz natürlich und so ganz unbegreiflich ist wie das Leben selbst und zu Helfern manchen aus der Schar guter Geister hat, die Girardi dienten.

Der Zauberer und der Mond von Hannah Werner

Wenn des Mondes süße Silberschale
Über zart belaubte Wipfel strahlet,
Hebt der Zauberer die kundigen Hände,
Daß er sie zu seinen Füßen wende.

Und er zieht geheime Zauberkreise,
Und er singt verborgne Zauberweise,
Bis die mondne Schale schwankt und bebt,
Niederwärts zu seinen Füßen schwebt.

Zauberfroh im bleichen Sternenscheine
Füllt er sie mit purpurrotem Weine,
Hebt sie auf zu seinem durstgen Munde,
Schänkt und trinkt bis in die Morgenstunde.

Wenn der letzte blasse Stern verblüht,
Wenn die frühe Sonne östlich glüht,
Schwankt der Zauberer im Blumenhaine,
Schwankt berauscht vom mondensüßen Weine.

Und aus seinen trunknen Fingern gleitet
Scheu der Silbermond und schwebt ins Blaue.
Während taumelnd mit erhitzter Braue
Singend er die Hände nach ihm breitet.

Maslow

Dieser angeblich 35jährige Russe, der aussieht wie 45, ist eine in der Geschichte moderner Kommunistenprozesse beachtenswerte Erscheinung. Nicht unsympathisches, intelligent-selbstsicheres Gesicht, Glatze, ruhige, prüfende Augen: so macht er fast den Eindruck eines in gesicherten Verhältnissen lebenden Privatdozenten. Und er spricht auch wie ein Hochschulmann. Es klingt, als ob er über Situationen, die erst zwei Jahre zurückliegen, und die damals die Gemüter bis auf Siedehitze erregt haben, schneidend sachliche Kollegs hielte. Das tut er mit einem ganz leisen Unterton des Bedauerns über deren Notwendigkeit; mit einem Unterton, der nicht so stark ist, daß er als Überheblichkeit gedeutet werden könnte, aber doch so stark, daß man dem Redner anmerkt, wie er bestrebt ist, zwischen dem Staatsgerichtshof und sich so etwas wie ein wohlwollendes Distanzgefühl aufkommen zu lassen.

Er macht kein Hehl aus seiner kommunistischen Überzeugung; er beschönigt nichts von seinen „Taten“, die allerdings mit denen der Tscheka keinen Vergleich zulassen, und er verteidigt sich so zielbewußt, so logisch durchdacht und mit solcher dialektischen Gewandtheit, daß den Zuhörern unwillkürlich der Gedanke kommt: Wozu braucht dieser Mann Verteidiger? So ungefähr, nur mit etwas mehr Pathos, mag Lassalle vor seinen Richtern gestanden haben. „Ich verstehe von juristischen Fragen nichts“ – und dann nimmt er Punkt für Punkt der Anklageschrift vor, hebt Mängel, logische Widersprüche, Fehler hervor, oder was er dafür ansieht, irrt nur scheinbar vom Thema ab, um hinterher zu beweisen, wie nötig im logischen Zusammenhange seiner Rede diese Abweichung vom Thema war. Alles das in verbindlicher, höflicher Form, fast, als ob ihm leid tue, daß er und der zu seiner Verurteilung bestellte Gerichtshof verschiedener politischer Meinung seien. Unbedingt einer der wenigen Köpfe der Kommunistischen Partei. Kein blutleerer Theoretiker, dem das Wirklichkeitsgefühl abgeht; aber auch kein Wirklichkeitsfanatiker, der ohne theoretische Fundierung Programme entwickelt und die Welt umstürzen will. Er bleibt auch noch im Gericht Journalist, wie’s sein Beruf ist. Unbedingt ist er der Mittelpunkt des Gerichtssaals; die drei andern Angeklagten vergißt der Zuhörer, zumal sie sich in ihrem eignen Interesse nur immer der Meinung ihres Vorredners Maslow anschließen. „Ich führe kein privates Leben – ich bin nur Mitglied der Partei.“ Er zerlegt seinen „Fall“ in alle nur möglichen Bestandteile, wie Jemand, der wissenschaftliches Vergnügen daran findet, sich über sich selbst gründlichst klar zu werden. Mit der Miene der Gleichgültigkeit trägt er Material herbei, um mit direkter und indirekter Beweismethode, stellenweise mit unmerklicher, beißender Ironie, die Anklageschrift Punkt für Punkt zu erschüttern. Bemerkungen, fußnotenartig, unterstützen seine Ansicht.

Und er weiß nicht nur viel: er versteht auch sein Wissen zu gestalten, Licht und Schatten abzuwägen, Situationen in seinem Interesse richtig zu beleuchten. Ein Leninist, der ein Stück vom Geist seines Meisters sein Eigen nennt, der als unerbittlicher Marxist keine persönliche Autorität als treibende Kraft in der Geschichte kennt, und der doch voll Hochachtung zu den als überlegen anerkannten russischen Führern aufschaut. Ein Intellektueller, der wenig von Intellektuellen in der Partei hält, weil er seine eigne Entwicklung kennt. „Diese meine Biographie ist typisch für Tausende von Intellek-

tuellen. Ich habe alle Brücken abgebrochen. Ich weiß nicht einmal, wie es meinen Verwandten geht.“ Er bedankt sich gewissermaßen bei sich selbst für die „Dummheiten“, die er in seinem Leben gemacht hat, weil er aus ihnen gelernt hat. „Ich wäre bestimmt nicht davongelaufen, ja, ich wäre aus Amerika zu diesem Prozeß gekommen – wozu war die Untersuchungshaft von anderthalb Jahren nötig?“ Es ist ihm zu glauben, daß er das ernst meint. Ein Kopf, wie er unter den Angeklagten des Tscheka-Prozesses vergebens gesucht werden müßte. Ein Fanatiker des Leninismus, ein leidenschaftslos blutvoller Marxist, ein Phaenomen von solcher Seltenheit unter diesen deutschen Kommunisten, daß auch der politische Gegner ihn gelten lassen muß. Nur schade, daß er seine Kraft, seine höfliche Ironie, seine politische Bildung in und an dieses Deutschland von heute verschwendet.

Reinhold Lechter

Ein Preisausschreiben für Rundfunkhörer

Um einem dringenden Bedürfnis entgegenzukommen, hat sich in Berlin eine Gesellschaft der Funkfreunde m. b. H. gegründet. Diese Funkfreunde veröffentlichen in der von etwa 180 000 Menschen gelesenen Berliner ‚Funkstunde‘ ein Inserat, worin sie einen Preis für die Beantwortung der Frage aussetzen, „von wem und woraus“ der Vers ist: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.“ Wenn man außerdem die Zahl der Einsendungen zu diesem Preisausschreiben richtig beurteilt, kann man unter Umständen 500 Mark bekommen.

Nicht 5000 Mark möchte ich für das bittere Zugeständnis erhalten, daß dies von den Funkfreunden aufgegriffene „Zitat“ von Schiller ist und aus der ‚Jungfrau von Orleans‘ stammt, wo es der markige Dunois zu dem schlappen König sagt. Was hier unter der „Ehre“ dieser höchst hypothetischen Angelegenheit, kategorisch verstanden wird, sagt der den Funkfreunden wohlgefällige Dunois einige Zeilen vorher: „Für seinen König muß das Volk sich opfern – Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.“ Daß Schiller, der verehrenswerte Dichter der ‚Räuber‘ und des ‚Don Carlos‘, der tiefsinnige Verfasser der Abhandlungen über die ‚Aesthetische Erziehung des Menschen‘ und der ‚Notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen‘ die ‚Jungfrau von Orleans‘ geschrieben hat, ist – ich sage das als Anhänger seine Genies – ein Jammer; daß aber die Funkfreunde mit der Sentenz des hier wirklich einmal falsch blasenden „Moraltrompeters“ Rätselraten spielen, ist ein Verbrechen. Es gibt wirklich keine geschicktere und wirkungsvollere Art als diese, dem gedankenlosen Hörer das Gift der monarchistisch-militaristischen Anschauung von dem gemeinen Manne, der zu sterben und das Maul zu halten habe, einzuträufeln. Denn man beruft sich dabei auf einen Dichter, den sonst oft die Linken in Anspruch nehmen, und der im deutschen Lande – mit Recht – als ein Großer gilt. Man kann auch das Bild eines Genies dadurch fälschen, daß man die traurigste Entgleisung seiner poetischen und moralischen Vernunft hervorhebt. Aber dieser Gedanke konnte selbstverständlich Denen nicht kommen, die sich Mühe gaben, den Vers zu finden, der Schiller am meisten kompromittiert und seinem grundsätzlichen Humanismus und Kosmopolitismus am fremdesten ist.

So treibt man Volkerziehung. Man hält sich an die Schattenseiten der großen Lichtbringer, um zu beweisen, daß auch die Heroen der Dichter und Denker auf der Seite der Verdunkler und Verdummer waren. Das Dümmste, was Schiller in seinem Leben geschrieben hat, ist offenbar für die Rundfunkhörer grade gut genug.

Ernst Moritz Häufig

Johannes R. Becher wird verhaftet . . .

Der Ober-Unter-Reichsanwalt
saß in höchsteigner Gestalt
im Gasthof ‚Hort der Paragraphen‘,
um dort, wie üblich, vor dem Schlafen
mit richterlichen Hochgefühlen
den Aktenstaub hinabzuspülen,
der ihm in kindskopfgroßen Klumpen
im Halse saß. Er nahm den Humpen
und leerte ihn auf einen Zug.
Doch war der Schluck nicht groß genug,
den Staub von zwanzig Fememorden,
der hier schon zu Zement geworden,
zu lösen. Grimmig schrie der Zecher:
„Zum Teufel! Bringt den großen Becher!“
Da blaßten rings Justizgesichter
in diesem Stammlokal der Richter,
die, nur am Zahltag, wohlverstanden,
auf der Verfassung Boden standen.
Es überlief sie heiß und kalt.
Der Ober-Unter-Reichsanwalt
– was hatte er ergrimmt befohlen?
Sie saßen plötzlich wie auf Kohlen
und fingen heimlich an zu greinen:
Was ist mit ihm, was kann er meinen
mit dem besagten großen Becher?
Unzweifelhaft ists ein Verbrecher!
Sie stoben fort in alle Winde.
Justitia verlor die Binde
und konnte – was hier nie geschehen! –
sogar auf beiden Augen sehen:
sie hatte binnen zweier Stunden
den Staatsverbrecher aufgefunden.
Von starkem Aufgebot umsäbelt,
am Geiste wie am Leib geknebelt,
ward J. R. Becher ausgehoben
und in das Stammlokal geschoben.
Der Ober-Unter-Reichsanwalt
begriff der Dinge Lage bald.
Gewiß: dies war ein Mißverständnis –
doch wozu dieses Schuldbekenntnis
von der Justitia Schelmenstückchen?
Indem er sanft am Bierglas roch,
sprach er energisch: „Fort ins Loch
mit ihm!“, trank aus das letzte Schlückchen,
ging heim, griff in die Aktenfächer
und schrieb auf einen Deckel: „Becher.
Ein Mitglied jener Elemente
– wenn ichs ihm bloß beweisen könnte! – ,
so aktivistisch kalt bestrebt,
die Form, an der der Staat just klebt,
wenn sie an sich auch schon defekt,
vermittelst ihrem Intellekt
und andrer mildherziger Gaben
zu stürzen und zu untergraben.
Der Mann ist fähig jeder Tat.
Ich klage an. Punkt. Hochverrat.“
Er starrt ein Weilchen in das Licht –
ein Lächeln blüht um sein Gesicht:
„Was heißt hier Schwierigkeit des Falles!
So’n Quatsch! Beweisen kann man Alles!

Emil Rath

Pariser Kammerspiel

Mitten im heißen Sommer ging, fast unbemerkt, ein beachtenswertes Stück über die Bühne des Pariser Ausstellungstheaters, jenes kalt-modernen Hauses, um dessen Bühnendreiteilung sich ein Prioritätsstreit zwischen Perret und Granet, den Erbauern, und Vandervelde erhoben hat. Das Theater der avant-garde Athéna gab dort ein Gastspiel, das Stück hieß: ‚Das alte Mädchen‘, von Marcel Belvianes.

Der Autor (der übrigens ein fehlerfreies Deutsch spricht) gehört der jungen französischen Generation an, und es ist immer wieder ergreifend, zu sehen, wo wo sie steht, diese Jugend. Dieser ist: skeptisch, ein optimistischer und sagt in einer kleinen Selbstbiographie: „Je ne suis pas guéri du mal de la guerre.“ Erfreulich, daß sich dieses echte Leid nicht in krampfigen Lyrismen löst, und daß keine kalt berechneten Exzesse arrangiert werden, das Stück ist ganz und gar naturalistisch. Kleine Bürger: ein Egoist, der nicht weiß, wie sehr er das ist: er hindert seine verblühende Tochter Cécile, zu heiraten, hintertreibt die kümmerliche Heiratsaussicht. die sich ihr bietet, weil er sie zu seinem häuslichen Behagen braucht wie Filzpantoffel und Wärmflasche, will sich aber selbst verheiraten, fällt auf die Stütze herein, die mit seinem Neffen liiert ist; die Tochter, das alte Mädchen, bricht mit der Wahrheit heraus, Neffe und Stütze werden an die Luft gesetzt, die Tochter bleibt, Alles geht weiter, Alles ist wie am An-Anfang. Kleine Bürger, „personnages ridicules, s’ils ne souffraient pas“.

Die Figur des Vaters, des kleinen Diktators, ist mit der Schere aus dem Leben geschnitten. Er deklamiert nicht, er begeht keine Ungeheuerlichkeiten, er hat auch kein Verhältnis mit seiner Tochter, wie das die neudeutsche Tradition vorschreibt, die sodomitischen Ziegenböcken Tantie-

men abmelkt – der Mann poltert so im Hause herum und richtet eine Seele zu Grunde. Was uns das angeht? Nichts, wenn nicht der Ton wäre, der das ganze Stück durchzieht, dieser schmerzliche, nicht resignierte, aber halb erstickte Ton... aus solchen kleinen und dummen Geschichten setzt das Ganze hienieden sich nun zusammen, sagt er.

Neben merkwürdigen Unfertigkeiten – bei jedem Kuß öffnet sich die Tür, und immer prallt Einer zurück – stehen Sätze, die haften bleiben. „J'ai besoin de moi", sagt der Egoist. Und als ihm enthüllt wird, seine neue Braut habe seit langem in seinem Hause ein Verhältnis: „Je ne l'aurais pas cru parce que je l'ai aimée!" Parce que . . . Dieser ganze Kerl, Klöpfer gradezu auf den Leib geschrieben, wurde annehmbar gespielt, in der Maske gut, im trocknen, harten Habitus gut, nur den Schlußsatz brachte Herr Fabry, vom Odéon-Theater, nicht heraus, die Stütze, Georgette, ist weggegangen, nicht ohne dem alten Mann noch einmal einen Kübel Jauche über den Kopf gestülpt zu haben, der Neffe ist fort, der Freier der Tochter hat sich anderweitig versehen, nur noch das alte Mädchen ist ihm geblieben. „Bleib bei mir!" sagt er. „Bleib bei mir!" Sie sitzt auf seinen Knien und sieht ihr Leben weiter nutzlos verrinnen. Er fährt fort: „Und, nicht wahr, manchmal, da erlaubst du mir doch, daß ich zu dir sagen darf: Georgette . . ." Und das alte Mädchen bleibt.

Die wurde von Fräulein Helena Manson ins Leben gerufen. Maske, Kleid, der zu breite Unterkiefer, der zuckte, im Gang, in der Stimme etwas vom ewigen Pech. Die entsetzliche Hoffnung . . . vielleicht, vielleicht, dieses Mal . . . nichts, es ist wieder nichts. Ein schwarzer Vogel. Das Fräulein gab eine Leistung, weit weit über die übliche Pariser Bühnenkunst hinaus. Außer den Beiden stand denn auch Niemand auf der Bühne.

Das Stück ist eine melancholische Komödie, und der Sommer war heiß, auch in Paris. Wir waren achtzehn König Ludwige von Bayern im Theater. Das Stück „war" sieben Mal, wie die Schauspieler sagen. Hoffentlich wird Herr Belvianes noch öfter„sein". Wer zwei solche Figuren auf die Beine setzen kann wie den alten Hauptmannn in der Hausjacke und das alte Mädchen, der ist ein Dichter.

Peter Panter

Nachher

Wir standen in der Luft, ein Vergnügen, dessen man nicht satt wird, am Anfang. Es war einsam um uns, einmal hastete ein Geist an uns vorüber, im Frack; vielleicht war er zu einer spiritistischen Sitzung geladen.

„Haben Sie das auch bemerkt," sagte er, „das mit den sieben Jahren – ?"

„Ja", sagte ich. „Sie meinen, daß es alle sieben Jahre wiederkam, Alles miteinander – ?"

„Ja", sagte er. „Alle sieben Jahre. Bei mir war es ziemlich regelmäßig. Bei Ihnen auch? Sie waren länger am Leben als ich, Zweiundsiebzig Jahre..."

„Es war ziemlich lächerlich, auf die Dauer", sagte ich. „Alle sieben Jahre. So um das sechste Jahr herum fing es immer an, sich zu rühren, ich wußte es schon, wenn es so weit war. Meine Verhältnisse besserten sich, ich bekam Geld in die Finger, im siebenten Jahr war der Höhepunkt. Dann kam langsam der Abstieg. Das Glück versandete, es ging einem so gut, daß es langweilig wurde. Gewöhnlich war es eine Art reibungslosen Dahinlebens, ein Glück, das nur im Negativen bestand: keine Nervenschmerzen, kein Schnupfen, keine Geldsorgen, keine Frauenzimmergeschichten. Ein Glück, das man erst nachher voll erfaßte; erst nachher, wenn es vorbei war, begriff man, wie gut es einem gegangen war. Dann wurde der Horizont langsam dunkler, Wolken kamen, man zappelte sich ab, bis man eines Tages wieder drin war im schönsten Tohuwabohu. Und dann

fing es wieder von vorne an. Alle sieben Jahre.“

„Ich habe Ihn so oft gefragt,“ sagte er, „was denn nun das Ganze zu bedeuten hätte – das mit den ständigen Wiederholungen und den sieben Jahren . . . Er schweigt.“

Wir nannten nicht gern Seinen Namen. Wir liebten Ihn nicht.

„Und grade sieben . . .“, fing er wieder an.

„Es soll so eine Art heilige Zahl sein“, sagte ich. „Genaues weiß man darüber nicht. Kannten Sie den Doktor Fließ – ?“
„Nein“, sagte er.

„Er muß längst hier sein“, sagte ich. „Aber ich habe ihn noch nie getroffen. Wahrscheinlich rechnet er jetzt die himmlischen Gesetze aus. Aber es ist da etwas daran, mit Wachstum der Pflanze, einer Art männlicher Periode . . . .etwas sehr Gelehrtes. Zehnmal habe ich das also mitgespielt – etwa neunmal weiß ich davon. Gut, daß die Menschen nicht noch älter werden. Haben Sie sich nie gelangweilt – ?“
„Nein. Nie“, sagte er.

„Ich ziemlich“, sagte ich. „Aber wie haben Sie das gemacht? Womit haben Sie sich so intensiv beschäftigt, daß Sie sich nicht langweilten – ?“
„Mit dem Leben“, sagte er. „Ich hatte reichlich zu tun, zu leben. Die Frage ‚Warum?‘ ist dem Ding angeklebt. So dürfen Sie nicht fragen.“
„Ich habe mich gelangweilt“, murmelte ich leise und sah einer dekolletierten Geisterdame nach, die sich besonders schön unheimlich geputzt hatte. „Ich fand es nicht so sehr vergnüglich. Zehn Mal sieben Jahre . . . Warum . . .? Sagen Sie mir: warum – ?“

Kaspar Hauser

Aphorismen

Wer taktlos fragt, erfährt taktlose Antworten oder – die Unwahrheit!

*

Wir sagen immer, daß Kinder ihren Eltern das Leben verdanken. Eltern verdanken ihren Kindern ihre besten Stunden; wenigstens sollte es so sein. Wenn nicht – hat sich das Ganze nicht gelohnt!

*

Die Kürze der Röcke ist kein Maßstab für die Moral der Frauen. Auch bei langen Röcken sind verbotene Schritte nachgewiesen. Am bedenklichsten jedoch sind die Trägerinnen halblanger Röcke, die beim Übereinanderschlagen der Beine den Rock herunterzuziehen versuchen.

*

Liebe, die keine Stürme überwunden hat, ist wie ein Talent, das ohne Not gedieh; Gewächshauspflanze.

*

Es ist überflüssig, einem Freund zu versichern, man wolle „sein Möglichstes“ für ihn tun. Freundschaft beginnt erst beim Vollbringen anscheinend unmöglicher Dinge.

*

Es ist ehrenvoller, einen Koffer selbst zu tragen, als ein zu geringes Trinkgeld zu geben. Dienste eines sozial Schwächern auszunützen, ist unmoralisch. (Nackttänze sind es meistens nicht!)

*

Ein Narr ist besser als ein Indolenter. Ihm fällt wenigstens Etwas ein, und sei es auch närrisch. Außerdem sind die Indolenten unheilbar.

Grete Scherk

Herr Luther, der erste Oktober . . . !

Wenn Sie so auf den Kalender starren –
Doktorchen, wird Ihnen da nicht mies?
Auf den Abbau warten doch die Narren.
Und sie warten noch auf mehr als dies.
Doktorchen, wenn Sie sich übernommen?!
Merken Sie, wie der September flieht?
Auch uns Andern ist die Brust beklommen,
Weil die Hoffnung mit den Vögeln zieht.
Es wird Herbst in kurzen Intervallen.
Unsre letzten Mittel werden knapp.
Mir ist eine Lösung eingefallen:
Ändern Sie doch den Kalender ab!!

Karl Schnog

General Andermanns Verlag zu Königstein. Weil dir der Vertrieb eines deiner Verlagswerke nicht paßt, erläßt du im Buchhändlerbörsenblatt folgenden Armeebefehl: „In den letzten Tagen erhalte ich von mehreren Seiten die Mitteilung, daß... In allen Fällen, in denen mir Beweise für eine Unterbietung geliefert werden, greife ich rücksichtslos durch mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln.“ Sperr doch die Buchhändler ein!

Arbeiterin. ‚Gewerkschafts-Zeitung‘ heißt das ‚Organ des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes‘. ‚Aus den Berichten der preußischen Gewerbeaufsichtsbeamten für 1923 – 1924‘ heißt ein Beitrag der Nummer vom 29. August. Und darin wieder heißt es: „Es gilt aber nicht nur die Arbeitskraft der jetzigen Generation zu erhalten, es ist auch notwendig, die heranwachsende Jugend vor zu früher Inanspruchnahme ihrer Kräfte zu schützen. In Erfurt sind 355 gewerblich beschäftigte Kinder festgestellt worden. 34 Bestrafungen wegen Übertretung des Kinderschutzgesetzes erfolgten in Forst. Der Inhaber einer Mineralwasserfabrik beschäftigte drei Kinder mit Flaschenspülen in der Zeit von 8 Uhr abends bis 4 Uhr morgens. Dafür erhielt er die ‚harte‘ Strafe von 20 Goldmark auferlegt.“ Wie sagt Einer bei Shakespeare vom Andern? „Er hat keine Kinder.“ Auch ein Richter, der für solche Verbrechen solche Strafen verhängt, kann keine Kinder haben.

Dr. Heinrich Keyser. Sie schreiben mir: „Die ‚Weltbühne‘ ist seit Jahren die Stätte heftigsten Kampfes wider die deutsche Justiz. Gestatten Sie mir als politisch Andersgesinntem, Ihnen an einem willkürlich herausgegriffenen Einzelbeispiel zu zeigen, auf welch schwacher Basis Ihre ständigen Angriffe gegen die deutschen Richter stehen. In Nummer 33 erzählt Herr Ernst Zedlitz von einem Strafverfahren wegen versuchten Mordes gegen einen Mann, der ein Mädchen mit ihrem Willen durch Gas zu vergiften versuchte, und bezeichnet das als Justizmord. Ich weiß nicht, ob Herrn Zedlitz unbekannt ist, oder ob er wissentlich verschweigt, daß das Strafgesetzbuch ein besonderes Delikt der Tötung auf Verlangen kennt. Daß eine Anklage wegen Mordes oder Totschlages nicht in Fragte kommen kann, wohl aber das Gericht auf Grund des bestehenden Gesetzes das Verfahren eröffnen muß! Und daß ein Richter, der die Eröffnung des Hauptverfahrens in einem solchen Falle ablehnen wollte, sich einer strafbaren Rechtsbeugung schuldig machen würde! Ich brauche wohl nicht zu betonen, daß dabei ganz gleichgültig ist, ob man diesen – übrigens in den meisten Ländern vorhandenen – Paragraphen gutheißt oder nicht: Herr Zedlitz dürfte wissen, daß der Richter an das Gesetz gebunden ist. Zweifeln Sie jetzt, daß diese Geschichte erfunden und wirklich nicht gut erfunden ist?“ Ich habe nicht etwa gezweifelt, daß diese Geschichte erfunden ist, sondern genau gewußt, daß Ernst Zedlitz, den ich seit einem Vierteljahrhundert kenne, und der mir aus seiner juristischen Praxis berichtet, sie in eben dieser erlebt hat. Zum Überfluß hab ich ihm Ihren Brief vorgelegt. Und er antwortet: „Meine Darstellung hat das Wesentliche des Vorfalls hervorgehoben, ohne die Leser mit juristischen Finessen zu behelligen. Da Herr Keyser aber daraufhin meine Mitteilungen als ‚erfunden‘ hinstellt, muß ich ihm gründlichere Rechtsbelehrung erteilen. Selbstverständlich ist § 216 St.G.B. (Tötung auf Verlangen) von den Richtern sofort in Betracht gezogen worden. Aber § 216 erfordert ‚ausdrückliches und ernstliches Verlangen‘ des Getöteten, während hier der Vorsitzende nur Einwilligung des Mädchens als vorliegend ansah und deshalb ganz freundlich auf ver-

suchten Mord plädierte. Herr Dr. Keyser erklärt apodiktisch, daß eine Anklage wegen Mordes hier nicht in Frage kommen ‚kann‘; mich hat zur Glossierung das Faktum aufgestachelt, daß sie bei diesen Richtern sehr ernsthaft in Frage kam. Daß der Richter ‚an das Gesetz gebunden‘ ist, war mir nicht unbekannt; es fragt sich nur, an welches, und diese Frage ist im Einzelfall nicht so unfehlbar zu beantworten, wie fromme Gemüter meinen. Loyalerweise und zur Beruhigung möchte ich hinzufügen, daß man sich in unserm Fall inzwischen doch für ‚Tötung auf Verlangen‘ entschieden hat. Aber auch wegen dieses Delikts hat das Gericht das Hauptverfahren nicht eröffnet, wie Dr. Keyser so emphatisch verlangt, sondern — eingestellt (nachdem der Unglückliche längere Untersuchungshaft ausgestanden hatte); und dies wieder erklärt sich aus dem kleinen von Dr. Keyser übersehenen (ich glaube kaum ‚wissentlich verschwiegenen‘) Umstand, daß der bloße Versuch zum Delikt des § 216 überhaupt straffrei ist! Unsre ‚ständigen Angriffe‘ stünden auf genügend starker Basis, wenn gegen diese Justiz nichts weiter einzuwenden wäre, als daß sie, wie hier, das Wohl und Wehe eines Menschen vom puren Zufall abhängig macht; und daß in Deutschland, seit wir denken können, ein einziges Verfahren noch niemals eröffnet worden ist — dasjenige nämlich, das naive Ideologen vom Schlage des Dr. Keyser immer rhetorisch an die Wand malen: das Verfahren wegen Rechtsbeugung.“ Was aber die Ständigkeit unsrer Angriffe auf die deutschen Richter betrifft: ich habe schon deutschen Richtern, die ich bei der Arbeit gesehen — zum Beispiel: den Herren Sehmer, Dransfeld, Koffka, Pierau, Schuster — , mehr oder minder heftige Hymnen gesungen. Und werde weiterhin jeden guten Eindruck, den ich von deutschen Richtern empfange, desto bereitwilliger verzeichnen, je seltener dieser Fall eintritt.

Justizmörder. Der Schriftsteller Heinrich Wandt ist für eine Tat, die er nicht begangen hat, und die, wenn er sie begangen hätte, nicht strafbar gewesen wäre, zu 6 Jahren Zuchthaus verurteilt worden, hat fast 2 Jahre abgesessen und wird von der Amnestie, die Verbrechern zugute gekommen ist, nicht erreicht. So wichtig es war, für Fechenbach, so wichtig ist jetzt, für Wandt einzutreten — bis er frei ist.

Anonymus. Wie denken Sie sich eigentlich, daß eine Zeitschrift von Charakter entsteht? Trauen Sie mir im Ernst nicht den Grips zu, Artikel, die Sie an dieser Stelle frappieren, ebenfalls richtig zu beurteilen? Erfahren Sie, da Sie selber es leider nicht entdeckt haben: solche Artikel bring’ ich ausschließlich, um sie widerlegen zu lassen. Mehr oder minder lange, bevor solche Artikel erscheinen, verschick’ ich gewöhnlich Abzüge an bestimmte Mitarbeiter und fordere sie zu einer Entgegnung auf, die nicht allzu spät hinterherkommen soll. Und nun werden Sie, schwer von Begriff, wie Sie sich erwiesen haben, verwundert fragen, weshalb ich mir diesen Umweg mache, um zur Wahrheit zu gelangen. Aus einem sehr einfachen Grunde. Wahrheiten werden leicht überhört. Wenn aber erst die Unwahrheit dagestanden hat und mit polemischer Erbitterung bekämpft worden ist, so besteht die Möglichkeit, daß sich die siegreiche Wahrheit fester in die Gehirne preßt. Dies der Zweck der Übung. Schreiben Sie mir noch oft so törichte Briefe: dann werd’ ich Ihnen nach und nach alle meine Geschäftsgeheimnisse verraten.

Verantwortlich : Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki - Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

XXI. Jahrgang 22. September 1925 Nummer 38

Die Deutsche Linke von Kurt Hiller

Der Faden einer Diskussion sei fortgesponnen, deren sich aufmerksame Leser der ‚Weltbühne‘ aus den Nummern 21 (Kurt Hiller: Politische Neugruppierung) und 26 (Alfons Steiniger: Ernst machen!) erinnern werden. Es kommt nicht auf Essayistik, nicht darauf an, daß „linke“ Snobs leckere Leitartikel interessanter Literaten lutschen dürfen; worauf es ankommt, ist: daß endlich Handgreifliches geschieht. Worte können Taten sein; aber nur dann, wenn sie auf eine Tat abzielen.

Nach den beschämenden innenpolitischen Ereignissen der letzten Monate – Hindenburg-Wahl; Sprüche einer parteiischen Justiz; Bluttaten der Polizei an Unbewaffneten; Vorlegung eines Strafgesetzentwurfs von grotesker Rückständigkeit; Durchpeitschung und Annahme grob volksfeindlicher Steuer- und Zollgesetze – erweist sich Allen, denen skeptisches Resignieren in politicis als unsittlich gilt, die systematische Arbeit an einer Neugruppierung der nach Neugestaltung der Gesellschaft drängenden Kräfte als eine nicht länger verschiebbare Aufgabe.

In der Kommunistischen Partei, in der Sozialdemokratischen, in den kleinen Gruppen zwischen ihnen, im Friedenskartell und in verwandten kulturpolitischen Verbänden – überall wirken (neben Demagogen, Opportunisten, Strebern und Spießern) wertvolle Persönlichkeiten wesentlich gleichen Ziels, die gegen den Widerstand der sie umgebenden Mittelmäßigkeit nur schwer aufkommen und den Weg zu einander, zur Kumulation der Kräfte, nicht finden können. Sie sowohl wie bedeutende oppositionelle Köpfe außerhalb aller Gruppen bleiben isoliert; ihre tatsächliche Wirkung, ihr Einfluß auf den Gang des Geschehens ist minimal. Hier müssen endlich Brücken geschlagen werden.

Daß Versuche in dieser Richtung vor Jahren gescheitert sind, widerlegt nicht die Notwendigkeit ihrer Wiederholung; und die vergangenen Fehler sind dazu da, daß man aus ihnen lerne. Andre lernten nichts; und so geriet die Revolution von 1918 in die Hände der Patrioten von 1914 und schließlich auf jenen Schutthaufen, von dem heute ihre Trümmer zum Himmel grinsen. Die grundsätzliche Kritik, die grade damals – als es noch nicht zu spät war – eine kleine Schar von Aktivisten an Ideologien und Methoden der Linksparteien, an dem verhängnisvollen Konservatismus der Linken übte, erscheint heute, nach dem unübertrefflichen Fiasko der Linken, auch denen vielleicht als berechtigt, die bisher in ihr nur die eigensinnige Nörgelei einer Intellektuellen-Sekte sahen.

Als „intellektuell“ beschimpft man, was unbequem ist, weil es die Normen der eignen Dumpfheit und Dummheit erschüttert. Und eine „Sekte“ wollen wir wahrhaftig nicht stiften. Wir

wollen, im Gegenteil, einen Zusammenschluß, größer als sämtliche Zusammenschlüsse gegenwärtiger Politik; größer — und allerdings auch qualifizierter, wirksamer. Wir wollen eine Kräfteballung, mit der Tendenz, stärker zu werden denn jede vor ihr: aber freilich keine simple Addition bestehender Organisationen — die ohnehin utopisch wäre — , sondern ein neues Wachsen auf neuem Grund.

Jene gleichgestimmte Gemeinschaft Beratender und Tätiger aus den verschiedenen Lagern der Linken — welche Form sie sich geben wird, ist eine spätere Sorge. Aber nicht früh genug können die programmatischen Grenzen abgesteckt werden. Kräfteballung heißt nicht: Anrührung eines Allerweltbreis. Auf einer zerfließenden Toleranz läßt sich nicht bauen. Ob „Rat der Republikaner“ oder „Sozialistische Vereinigung“, das ist kein Wortstreit, sondern Schulbeispiel eines Sachstreits; denn zu den ganz ehrlichen, ja radikalen Republikanern gehören auch Nichtsozialisten. Ein Nichtsozialist ist ein Antisozialist. Er widerstrebt den Bemühungen, jene kapitalistische Unzucht, die Millionen Menschen seelenruhig in einer unmenschlichen Lage beläßt und die Produktion statt nach dem Gesetz des Bedarfs nach dem anarchischen Prinzip des Profits regelt, durch eine gerechte und vernünftige Wirtschaftsordnung zu ersetzen. Ich begreife, daß nichtsozialistische Republikaner mit sozialistischen unter Umständen gern zusammengehen. Ein Sozialist kann in keiner Lage des Lebens vergessen, daß er Sozialist ist; er kann sich nicht gemein machen mit Leuten, die geflissentlich oder, falls sie von edler Gesinnnung sind, doch dem Effekt nach die Verwirklichung oekonomischer Venmnft und sozialer Gerechtigkeit hinauszögern.

Republik? Republik als bloße Verfassungsform ist ein Ideal; aber ein leeres. Der formale, der schwarzrotgoldne Hurra-Republikanismus, der sich für eine Macht hält, weil er mit Mitgliederzahlen paradieren kann, arbeitet nur einer durchaus materiellen Reaktion in die Hände, die ihn ruhig gewähren läßt, weil er gefahrlos ist. Und weil er der militärische Bundesgenosse von morgen ist. Unser Ziel muß sein: Erfüllung der Form „Republik“ mit sozialem und kulturellem Inhalt. Das überlieferte demokratische System hat diese Tat der Erfüllung bisher nicht geleistet, vielleicht sogar sie verhindert; seine Problematik ist offenkundig; es darf fortan nicht mehr als Axiom, nicht mehr als die selbstverständliche Grundlage politischen Denkens und Handelns gelten.

Das muß der Deutschen Linken, soll sie die Zukunft für sich haben,. ebenso klar sein wie die unumstößliche Fundamentalität der Marxschen Forderungen: Beseitigung der Profitwirtschaft; Vergesellschaftung der Produktionsmittel, Internationale Produktionsregelung... und mit alledem Aufhebung der Lohnsklaverei, Vernichtung des Klassenstaats.

Wir wollen eine Gesellschaft ohne Unterdrückte, ohne Proletariat. Aber keineswegs allein auf wirtschaftliche Befreiung kommt es an. Die niedergetretenen Ur-Rechte der menschlichen Kreatur müssen wiederaufgerichtet werden. Nicht nur die von infamen Strafgesetzen niedergetretenen. Der Wehrzwang als die Vernichtung des Rechts auf Leben – jenes Rechtes, das dieser Staat den Embryonen zuspricht, um es den Erwachsenen zu rauben! – , bleibt ein für alle Mal und ausnahmslos zu verwerfen. Die völkerrechtlichen Konstruktionen des alten „organisatorischen“ Pazifismus behalten ihren Wert, aber langen nicht hin. Für den Fall eines neuen Krieges, in den, trotz papiernen Pakten, der Nationalismus unser Volk, das er täglich planmäßig verdummt, würde stürzen wollen, ist außer dem – von der Gewerkschaft-Internationale mehrfach feierlich verkündeten – Generalstreik aller Arbeitenden die Massen-Kriegsdienstverweigerung zu propagieren und vorzubereiten. Die kommunistische – aber wohl kaum von allen Kommunisten angenommene – These: „Nicht Dienstverweigerung, sondern hinein ins weiße Heer, um es von innen zu zersetzen und umzuschmieden zum roten, zur Waffe der Revolution“ beruht auf einem durch nichts begründeten psychologischen Optimismus... vielmehr auf einem höchst unpsychologischen Optimismus. Kläglich indes die Doktrin des Demokratenpazifismus: „Nie wieder Krieg; aber bricht er aus, dann folgsam mit; denn der Gehorsam gegen den Staat geht über Alles“! Eine deutsche Linke mit solcher Denkhaltung würde sich nicht erst zu konstituieren brauchen!

Mir scheint: bevor man ans Werk geht und organisatorisch Ernst macht, muß die Einigkeit über diese Grund-Punkte klargestellt sein. Zieht man die programmatischen Grenzen so, dann sind sie eng genug, um ein fruchtbares Arbeiten – statt unfruchtbaren Prinzipienstreits! – zu ermöglichen, und weit genug, um jene Fülle von Details und Spielarten zuzulassen, die einer Bewegung erst Leben gibt. Darüber, ob amerikanische Stiftzähne mit Einfuhrzoll belegt werden sollen, oder über die Grundsätze für Körung von Ziegenböcken braucht man nicht einig zu sein; fürwahr! Aber die allgemeine republikanische Emphase genügt nicht.

Vor Goethes Sterbezimmer von Eduard Saenger

Mit allen Winden hergefegt von jeder
Stunde des kreischenden Jahrhunderts,
Prallt Volk in diese schmale Ewigkeit.
Der Tod, vom Leben nachgedunkelt,
Weht mit dem Staub gestörter Lüfte
Nicht fort, liegt fest, wohnt tiefer ein
Und heiliger in den Raum, und Alle
Atmen des Einen Hauch nicht auf.
Der ewigt sich am rechten Ort.

Herr Maurras vor Gericht von Ignaz Wrobel

„Pas de Cannes!“ Die Wachtsoldaten unten, am Eingang des Palais de Justice, lassen mich passieren, doch den Stock darf ich nicht mitnehmen. Action Française, ja – aber nicht mit Stöcken. Ob es hier eine Garderobe gäbe – ? Tödliche Beleidigung. Ein Gerichtssaal ist doch kein Museum! Na, ich weiß nicht, mitunter... Also wandert Stock mit Besitzer zu einer kleinen Kneipe, der Stock wird da in Pension gegeben, bekommt den Auftrag, sich recht ruhig zu verhalten, sieht mir schmerzlich nach... hinein.

Um halb Eins wird vor der 10. Kammer Herr Charles Maurras erscheinen, der Mitstreiter und Leitartikler der ‚Action Française‘, einer ihrer Begründer, Hauptträger, Fahnenschwinger. Er hat den französischen Minister des Innern mit dem Tode bedroht. Es ist halb Zwölf – warten wir.

‚L'Action Française‘ heißt in der Übertragung etwa: Deutscher Wille – hier wie da die Verwendung des geographischen Adjektivs als wertspendendes Beiwort, die tönende Vokabel, die patriotische Kesselpauke. Aber welch ein Unterschied!

Was bei uns, vom Barbiergehilfen Hitler bis hinunter zu den Professoren, Volkstum bumbert, hat mit Geistigkeit kaum etwas zu tun. Mit wenigen Ausnahmen arme Luder, schwach im Geist, voll Angst vor der fixern Konkurrenz der Romanen und Juden, die „landfremden Elemente“ tretend und selber als landfremde Elemente frech, anmaßend, kriecherisch und vereinsbrödlerisch, wie es grade trifft In allen Fällen: unlesbar.

Die ‚Action Française‘, als Organ sechsundzwanzig Jahre, als politische Bewegung zwanzig Jahre alt, ist dem Ursprung nach eine durchaus geistige Sache. Vaugeois, Pujo, Maurras, der übrigens mit seinem Vatersnahmen nicht so heißt, die Klerikalen und die Royalisten, die sich da, zum Teil schon in und während der Dreyfus-Affäre, vereinigten, sind Denker, Philosophen, ernsthafte Menschen, oder waren es doch zum mindesten. Sie bekannten sich von jeher offen gegen die Republik, sind ausgesprochene Legitimisten; mit der Kirche, die sie benutzt, aber nicht voll billigt, innigst verbunden.

Ihr Einfluß darf nicht unterschätzt werden, darf nicht überschätzt werden. Die Camelots du Roy sind heute nicht mehr die Herren der Straße, aber sie sind doch mächtig genug; das Feuer flammt unter der Asche des Kartells weiter, und an Geld mangelt es nicht: in langen Listen quittiert Daudets Blatt den Monseigneurs, Vicomtes, Marquis ansehnliche Beträge. Und es mögen noch ansehnlichere sein, über die es nicht quittiert. Dieser Daudet...

Eine seltsame Nummer. Ein dicker, kurzer Mann mit jüdischen Zügen, nach den Zertifikaten der Ärzte erblich belastet, vom Vater Alphonse her, der auf den letzten Photographien jenen müden, zerbrochenen Ausdruck des Tabetikers zeigt. Der Sohn ein Talent, eine Mordsfresse in seinen Pamphleten, keinen guten Geruch um sich verbreitend. Lebt in und von Affären. Die letzte war der geheimnisvolle Tod

seines Sohnes Philippe, dessen Sarg der Alte an alle Straßenecken malte. Liest man ihn, über ihn, von ihm, so wird man ein unbehagliches Gefühl nicht los. Es ist wie die Vorahnung eines Juckens, irgendetwas kriecht über die Haut, reizt die Härchen... kein angenehmes Fluidum. Die Zusammenhänge zwischen der Finanzpolitik des Blattes und seinen Überzeugungen sind etwas düster, der ganze Kerl immer in Ekstase, spionewitternd, weltuntergangprophezeiend, herumspektakelnd. Ist jüngst bei der Wahl zum Senator durchgefallen.
Einer seiner Feinde, André Gauché, hat den sehr gefährlichen Versuch unternommen, mit Hilfe der alleinseligmachenden Psychoanalyse den Sohn des kranken Alphonse zu einem Besessenen – ‚L'Obsédé' heißt das Buch – zu stempeln; aus seinen Werken wird Zitat auf Zitat auseinandergehäkelt, durchgeschnüffelt, und seltsamerweise hat Sigmund Freud seinen päpstlichen Segen zu diesem bösen Tun gegeben, das deswegen völlig belanglos bleibt, weil es im Vorurteil unternommen wurde: das gewonnene Resultat sollte erreicht werden, und es wurde erreicht.

Also Daudet riecht nicht gut. Charles Maurras scheint persönlich anständig zu sein.

Ein Fanatiker. Ein Mann, dem alle politischen Morde, beginnend mit Jaurès, angekreidet werden, einer, der alle Überfälle nach rechts hin seinen Gegnern ebenso anrechnet, ein blutiges clearinghouse, die Rechnung wird wohl nie aufgehen. Ein Schriftsteller von Rang. Ein klarer Kopf. Ein überzeugungstreuer Mann. (Daran zweifelt man mitunter: es ist nicht denkbar, daß er sich alle persönlichen Anwürfe glaubt.) Ein Mann der graden Linie. Hat großen Einfluß auf viele junge Leute – nicht auf die französische Jugend überhaupt, aber auf einen nicht unerheblichen Teil. Schreibt, für ein paar hundert Francs im Monat, jeden Tag lange Riemen von Leitartikeln, die nie aufhören, und in denen Deutschland eine große Rolle spielt: die Rolle des Bubus.

Die Anschauung der ‚Action Française' von Deutschland ist kindlich. Sieht man von der Prophezeiung der Präsidentschaft Hindenburgs ab, die das Blatt vor Jahren gegeben hat, so hat man den Eindruck, daß diese Männer ein Deutschland bekämpfen, das es nicht gibt. Nicht einmal Das, was sie an sich rechtens gegen die deutschen Nationalisten und Offiziere vorbringen, stimmt. Alles ist romantisch, indianerbunt, merkwürdig primitiv – sie trauen ihren Gegner zu viel und zu wenig zu. Zu viel: geheime Zusammenkünfte preußischer Offiziere in französischen Provinznestern und in Paris, wo die alten Generalstäbler die kommunistische Revolution säen sollen – zu wenig: sie kennen den neudeutschen, gefühllosen, skrupellosen Typus überhaupt nicht. Der ist kalt – das verstehen sie nicht. Der ist falsch kollektivistisch, hat sein Gewissen in der Garderobe abgegeben und schiebt die Verantwortung auf konstruierte Gebilde wie Staat, Regiment, Ministerium ab, feige und grausam zugleich. Von der wahren Gefahr, die Frankrelch von Deutschland droht, ist in der ‚Action Française' nichts zu lesen.

Jetzt hat sich die Vorhalle gefüllt. Etwa zwanzig Mann der Garde Républicaine sind erschienen – aber es war doch verboten, Stöcke mitzunehmen? Immerhin stehen da Leute mit Stöcken, gedrungene Gestalten, auch kleinere darunter. Es sind „ces messieurs“, wie sie genannt werden, die Kriminalbeamten. Der Typus ist unverkennbar, und da stehen sie: etwas Lauerndes, Glitzerndes im Blick, etwas Hartes in der Hosentasche, die rotgestreifte Legitimationskarte und den Dienst am Herzen. Die Tür des Saales ist besetzt.

Ein Murmeln geht durch die Leute: Maurras. Fast Alle grüßen. Er grüßt wieder, sehr höflich, und drückt auf eine komisch altmodische Art die Augen ein. Er ist ein kleinerer Mann, schmal, mit graumeliertem Backenbart, stark gelichtetes Haar, hinten eine Glatze. Er sieht aus wie ein Volksschullehrer, der Briefmarken sammelt, hat kleine, fast verkrüppelte Hände, einen kleinen Fuß, ist fast taub und hört nur, wenn sich der Redner ganz in sein Ohr kuschelt. Die Leute sehen ihn bewundernd an. Ein Mann der ‚Action Française‘, mit dem ich mich lange unterhalte, sagt voll Ehrfurcht: „C’est un homme, ça – !“ Das ist das allgemeine Gefühl.

Was hat er getan?

Am 9. Juni 1925 erschien in der ‚Action Française‘ ein Offener Brief an Herrn Schrameck, den Minister des Innern, und darin stand etwa zu lesen: Sie wissen, daß die Befehle, die aus diesem Hause herausgehen, befolgt werden. Nun wohl: Ich befehle, daß in dem Augenblick, wo Sie unsre Freunde entwaffnen und den Kommunisten die Waffen lassen, gegen Sie Repressalien ergriffen werden, der schärfsten Art! Wörtlich: „Dieses Mal gebe ich die Weisung aus, den Gegenstoß gegen Sie zu führen. Es ist nur Ein Mann vonnöten, der das Herz auf dem rechten Fleck hat – wir haben Tausende zu unsrer Verfügung. Ich gebe die Weisung, Ihr Hundeblut zu vergießen...“ Man wundere sich nicht über den Dialekt – in der ‚Action Française‘ wird statt mit dem Federhalter oft mit der Klosettbürste geschrieben. Daudetn seine ist die größte. (Manchmal malt er sogar lustige Figuren, Bonifacius Kiesewetter gleich, damit an die Wand. Von einem Gegner: „Man müßte ihn köpfen, wenn man damit nicht eingestünde, daß er einen Kopf hat.“) Also gut: Bedrohung mit dem Tode. Vor die Strafkammer.

Truppweise werden wir hereingelassen. „Ces Messieurs“ sind schon drin – eine Kette Uniformierter schließt die hintere Bankreihe ab. Ausverkauft. Der Richter: ein gutmütiger dicker Vorsitzender, als Beisitzer eine nicht sehr gelungene Kopie Napoleons des Dritten sowie ein neutraler Mann. Die Arme sind aufgestützt, der Talar fällt leicht herab, zwei Manschettenpaare sind angewachsen, der dritte Mann trägt Röllchen. Im Saal Journalisten, Photographen, Zuschauer: sie haben Vorkriegsgesichter – solche Gesichter sieht man bei uns nicht mehr. Bärte wallen, tiefe Ausgeglichenheit in allen Augen, 1912. Der dirigierende Wachtmeister sieht noch aus wie von Thöny, noch nicht wie von Grosz – nur wenn er feixt, wirkt er bitter.

Es beginnt.

Das französische Pressegesetz hat einen bösen Haken: vor der Strafkammer gibt es in diesem Fall keinen Wahrheitsbeweis. Wohl aber vor den Geschworenen. Und man erlebt nun im Saal ein seltsames juristisches Schauspiel.

Maître de Roux liest mit dem ganzen Pathos eines ersten Heldenspielers aus der Provinz den Artikel noch einmal vor; noch einmal spritzt das Blut des Innenministers, noch einmal rollen die Drohungen. Die Richter hören unbeweglich zu. Dann lehnt der Anwalt den Gerichtshof ab und fordert das Schwurgericht.

Das hört sich sehr pathetisch an: Ich bin ein solcher Verbrecher, daß ich vor ein großes Forum gehöre! Und außerdem kann man da den Wahrheitsbeweis führen – was Wahrheitsbeweis! man kann auspacken, Briefe verlesen, Akten wälzen, Beschuldigungen vorbringen... Es wird nichts damit. Das Gericht lehnt den Antrag ab – Maurras hat den Brief nicht nur publiziert, sondern ihn auch dem Minister vorher mit der Post zugeschickt – : das Gericht erklärt sich für zuständig. Man tritt in die Verhandlung ein.

Welch ein Unterschied zu deutschen Strafkammern! Nichts von diesem albernen Getue, das sich bei uns erhebt, wenn ein geistiger Mensch vor Gericht steht. Hier wissen die Richter selbstverständlich, wer Charles Maurras ist. Hier wird nicht gespielt: „Sie sind also Schriftsteller – und da schreiben Sie so Artikel gegen Bezahlung, wie?“ Hier zieht nicht dünkelhafte Ignoranz die Augenbrauen hoch, weil ein nichtbeamteter Bürger an den Maßnahmen eines Ministers Kritik zu üben wagt. Kein Zweifel, daß der Publizist das Recht hat, zu kämpfen – ob er sich strafbar gemacht hat, wird man ja sehen. Nicht diese Eiseskälte, die Ungehörigkeit, die sich als Würde gibt – ich besinne mich noch, wie vor Gericht so ein Stückchen Talar einmal zu George Grosz sagte: „Wenn Sie Kunstmaler sein wollen, dann müssen Sie doch...“ Also hier geht es in den Formen anständig zu.

Während der Staatsanwalt plädiert, auf sehr strenge Bestrafung plädiert, haben Maurras und Pujo, der ihm nicht von der Seite geht, den Saal verlassen. Maurras hat fast gar nichts gesprochen; er saß erst, mit der Hand am Ohr, da und lauschte seinem Verteidiger, dann sagte er nur ein paar Sätze, ganz leise, fast unverständlich, mit dem ein wenig farblosen Tonfall der Schwerhörigen. Das Publikum paßt auf wie die Schießhunde.

Ein Alter ist da, mit riesig wallendem Haarwuchs und schütterm Bart – der hält in den Pausen eine große Rede zu seinem Nachbar, der geniert lächelnd nickt und den Alten, zu den Andern gewendet, dauernd mit den Augen verrät: ich gehöre nicht zu diesem extravaganten Trottel... Hinter mir disputieren zwei junge Leute eifrig über die ‚Action Française‘, über Frankreich, über ihre Zeit. Es ist stickheiß. Die Polizisten schwitzen. Kein unhöfliches Wort; sie unterhalten sich mit dem Publikum, als sie merken, daß die Luft rein ist und es keine Manifestationen geben wird. Eine elegante junge Dame, die mit einem Advokaten hereingekommen ist, hört gepudert

und gelangweilt zu, die müden Augendeckel sagen bei dem hallenden Pathos des Anwalts: Das ist hier so – da kann man nichts machen... Die weiten Ärmel des Talars flattern da vorn, Finger spreizen sich, übrigens glaubt man das Alles nicht oder doch nur halb.

Unter den Journalisten sitzt Der, der vorhin am Eingang festgestellt hat, ob durch die Polizei die Öffentlichkeit gehindert würde, in den Saal zu treten. Als man ihm selbst den Eintritt verweigert, sagt er schwer beleidigt: „Nur um zu sehen! Nur um zu sehen! Ich komme schon hinein!“ und geht wieder. Er ist ein Anhänger dieser Leute. Zum ersten Mal in Frankreich sehe ich das harte, kalte, glatte, seelenlose Gesicht aus dem deutschen Offizierkasino. Es muß in der Familie liegen.

Der Staatsanwalt. Der Verteidiger. Ganz unvermittelt und ohne Kunstpause sagt plötzlich der Vorsitzende: „À demain“ – und dann ist es für heute aus, und Alle gehen. Ces messieurs bekommen nichts zu tun.

Am nächsten Tag, als das Urteil gesprochen wird, ist Herr Maurras nicht mehr erschienen. Zwei Jahre Gefängnis, tausend Francs Geldstrafe. Es kostet in Frankreich etwas, einen Minister herauszufordern. In Deutschland hätte ers billiger haben können, denn für zwei Jahre Gefängnis und weniger kann man ihn da schon ermorden.

Herr Maurras wird appellieren. Wer weiß, ob und wann er seine Strafe verbüßen wird.

Und mir bleibt eine Erinnerung haften.

Vor mir ging am ersten Tag ein junger Mensch hinaus, er mochte etwa vierundzwanzig Jahre alt sein. Aber er hatte sich – der Würde wegen – einen Vollbart stehen lassen, einen dunkelbraunen Vollbart. Und dieses junge, weiche Gesicht mit dem Bart... Man war versucht, auf ihn zuzutreten und an dem Bart einmal zu zupfen, um zu sehen, ob er auch angewachsen wäre. Aber sicherlich war er angewachsen. Der Kerl trug einen echten geklebten Bart.

Und so sieht denn auch der Fascismus in Frankreich aus.

So sähe er aus, wenn nicht neben Verbrechern, Rohlingen, Totschlägern, Rowdys und Léon Daudet das heiße Bemühen in der ‚Action Française‘ und besonders in Maurras flammte, gegen die Zeit Das zu suchen, was sie die Wahrheit nennen. Diese Leute haben einmal isoliert gestanden, völlig allein – so allein, wie Harden dreißig Jahre in Deutschland, mit dem ganzen Mut, mit der Zivilcourage, Nein zu sagen, auch gegen die Festdiners. Diese Jugend hat ekelhafte Roheiten begangen, feige Überfälle, ist auf Phrasen hereingeplumpst... Aber wer ihr zuallerletzt etwas erzählen darf, ist der „fortschrittliche“ Opportunismus, jene Auchsozialisten, jene liberalen Kulturbesitzer, die, zu faul, das Bestehende zu ändern, zu beteiligt an Allem, nicht den leisesten Anlaß haben, mit vornehmen Gesten Radikalismus abzulehnen. Organisierter Schmutz ist noch keine Reinheit, historische Ungerechtigkeit keine Ordnung. Das Gewäsch der Scheindemokratien gegen den Fascismus ist Angst. Er verdiente kräftigere Gegner.

Potemkinsche Dörfer? von Otto Corbach

Es war nicht anders zu erwarten, als daß die deutsche Arbeiterdelegation, bestehend aus Sozialdemokraten, Kommunisten und „Parteilosen“ die sich aus eigner Anschauung mit sowjetrussischen Verhältnissen vertraut machen wollten, nach ihrer Rückkehr dasselbe Schicksal erleben würde wie die englische Gewerkschaftsdelegation, die im November und Dezember 1924 in Rußland gewesen war. Da die deutschen Rußlandfahrer über Das, was sie gesehen haben, womöglich noch mehr des Lobes voll sind als die englischen, stimmen alle Sowjetfeinde darin überein, daß sie „Potemkinsche Dörfer“ für Wirklichkeiten des praktischen Lebens genommen hätten. Keiner von den Delegierten verstand russisch; sie waren also auf die Vermittlung kommunistischer Funktionäre angewiesen, um mit der einheimischen Bevölkerung Fühlung zu gewinnen; denen sei deshalb leicht gewesen, ihnen die Dinge in einer geschickten Auswahl und in der bengalischen Beleuchtung sowjetrussischer Propaganda vorzuführen.

Nun ja: der Russe ist seinem Wesen nach mehr Orientale als „Europäer“, und alle orientalischen Völker entwickeln eine Genialität darin, Fremden Mißstände im eignen Lande hinter einer Fassade, die Fortgeschrittenheit vortäuscht, zu verbergen. In den ostasiatischen Ländern ist die Umgangssprache zwischen Europäern und Einheimischen das „Pidschen-Englisch“; und darin gibt es kaum ein öfter benutztes Wort als „Show Pidgen“, etwa „Schau-Geschäft“, womit Alles bezeichnet wird, was die orientalische Verstellungs- und Täuschekunst an Scheinwerten vorzubringen vermag. Diesem Zuge orientalischen Lebens folgend, drückt sich der Russe mit Hilfe von „Potemkinschen Dörfern“ gern um die Notwendigkeit herum, den alten Adam des orientalischen Traditionalismus zugunsten moderner rationalistischer Kultur zu überwinden. Sie konnte mit dem alten Regime nicht auf ein Mal verschwinden. Weltpolitische und weltwirtschaftliche Verhältnisse üben aber nach dem Zusammenbruch des Zarismus auf die russische Natur einen vielfach verstärkten Zwang, dagegen anzukämpfen, und darum bedeutet es für die Sowjet-Regierung gradezu eine Frage um Sein oder Nichtsein, das russische Volk gewissermaßen zu entorientalisieren. Als Lenin beim Übergang zur „Neuen Oekonomischen Politik“ davon sprach, daß auch die russischen Kommunisten noch tief in der „Oblomowerei“ steckten, bewies er, wie gut er die Sendung seines Staatswesens begriffen hatte. Oblomow in Gontscharows Roman ist der Typ jenes noch vorwiegend orientalisch gesinnten Russen, dem es an Tatkraft gebricht, einer richtig erfaßten neuen, zweckvollern, aber ungewohnten Lebensform gemäß zu handeln, und der sich deshalb damit begnügt, „Schauspieler seines Ideals“ zu sein.

Im alten Rußland konnte noch die eigne Obrigkeit durch „Potemkinsche Dörfer“ getäuscht werden. Davon ist im neuen Rußland kaum mehr die Rede. Man mag über die Methoden der bolschewistischen Machthaber denken, wie man will: wer sie nicht völlig verkennt, wird ihnen nichts weniger zutrauen,

als daß sie sich so leicht ein X für ein U machen lassen. Was unter ihrer Herrschaft an moderner Wirtschaft und Kultur entstanden ist, kann daher gewiß eher vor der Kritik unbefangener fremder Beurteiler bestehen, als was das alte Regime davon hervorzubringen vermochte. Immerhin ist wohl möglich, daß englische wie deutsche Arbeiterdelegierte von ihren russischen Führern durch allerhand „Show Pidgen“ über manche Mißstände und Rückständigkeiten hinweggetäuscht worden sind.

Aber mit Leuten, die nur auf sowjetrussische Tatsachen etwas geben, läßt sich über Sowjet-Rußland überhaupt nicht ernsthaft streiten. Wieviel mehr bedeutet die Tatsächlichkeit keimenden Lebens als die Tatsächlickeit ausgewachsener Organismen! Tatsachenfanatiker sind Gegenwarts- und nicht Zukunftsschauer. Man kann ebensogut von einem Kinde die Leistungen eines Mannes erwarten wie von einer jungen Kultur die Leistungen einer alten. Man mag die Zukunft eines Kindes höher bewerten als die Gegenwart eines Mannes: aber man kann nur diese aus Tatsachen ableiten – an die Zukunft eines Kindes muß man glauben. In diesem Sinne ist auch Sowjet-Rußland mehr eine Sache des Glaubens als der tatsächlichen Wirklichkeit. Die sowjetrussischen Tatsachen sind noch ganz überwiegend Ergebnisse der Fortentwicklung von Kräften, die vom alten Rußland übernommen sind, und weil dabei alte und neue gesellschaftliche Entwicklungstendenzen sich teils widerstreben, teils auf tausenderlei Art kreuzen, lassen sich fürjede beliebige Haltung zu Sowjet-Rußland Tatsachen zusammenstellen. Und wer, wie ich, die vielen politischen „Umschwünge“ mit durchlebt hat, die in der Ukraine der endgültigen Einwurzelung der Sowjets voraufgingen, weiß ein Lied davon zu singen, wie kaleidoskopartig in den Hirnen der „Augenzeugen“ revolutionärer Vorgänge die Bilder wechseln, die sie sich von den jeweiligen Tatsachen machen. Wer keinen Sinn für Werte hat, die sich noch nicht in Tatsachen manifestiert haben, die aber unter solchen Verhältnissen grade das Wesentliche sind, wird vergebens versuchen, sich an „Tatsachen“ zu onentieren.

Hat man aber erst erkannt, daß Sowjet-Rußland vor Allem nach seinen mehr oder weniger noch nicht zu sichtbarem Ausdruck gekommenen Wachstumskräften beurteilt und bewertet sein will, so wird man auch die volle Bedeutung dessen zu würdigen vermögen, daß nach einander eine englische und eine deutsche Arbeiterdelegation nach etwa je zweimonatigem Aufenthalt mit den allergünstigsten Eindrücken aus Sowjet-Rußland zurückgekehrt sind. Wirtschaftswissenschaftler können gewiß ein zuverlässiges Urteil abgeben über die Wirtschaftlichkeit oder Unwirtschaftlichkeit sowjetrussischer Betriebe: aber grade einfachen Handarbeitern darf man das richtige Fingerspitzengefühl für die gestaltenden Kräfte zutrauen, die in Sowjet-Rußland vielfach erst tastend und oft irrend nach neuen Lebensformen drängen.

Inwieweit die Beobachtungen, die englische oder deutsche Arbeiterdelegierte in Sowjet-Rußland gemacht haben, zuverlässig sind, ist viel weniger wichtig, als daß in nichtkommu-

nistischen Arbeiterkreisen Englands wie Deutschlands überhaupt der Drang entstanden ist, Sowjet-Rußland aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Darin kündet sich eine über parteipolitische Gegensätze hinwegschreitende Massenbewegung an, entschlossen, die künstlichen Schranken zu durchbrechen, die Sowjet-Rußland vom Verkehr mit der Außenwelt noch absperren. Die Widersprüche des kapitalistischen Imperialismus legen die Produktivkräfte Mittel- und Westeuropas in immer größerm Umfange lahm. Das erheischt immer zwingender eine rasche Wiedererschließung des russischen Marktes; und die Furcht vor der Arbeitslosigkeit treibt immer mehr europäisches Proletariat, unbekümmert um die Vogelscheuchen antibolschewistischer Propaganda nach den Früchten russischer Erde zu greifen. Jede unmittelbare Fühlung, die zwischen russischen und mittel- oder westeuropäischen Arbeitern hergestellt wird, ist mit Freuden zu begrüßen, weil es kein wirksameres Mittel gibt, die dunkeln Mächte zu bekämpfen, die durch Räubergeschichten über Sowjet-Rußland dessen friedlichen Verkehr mit der Außenwelt so lange zu stören suchen, bis der Hunger nach russischem Brot ein genügend starkes Angebot von Kanonenfutter für einen gewaltsamen Umsturz der Sowjetmacht hervorzurufen verspricht.

Weizmann und Jabotinsky von Rudolf Olden

Weizmann und Jabotinsky – die Beiden sind heute im Zionismus am meisten genannt. Ihr Auftreten brachte die stärkste Bewegung im Kongreßsaal hervor. Chaim Weizmann, auch aus Polen, aber anglisiert, wuchtige Gestalt, ein Lenin-Kopf mit breitem Schädel, mongolischen Backenknochen, herrischem, durchdringendem Blick, den nervösen Nasenflügeln des Skeptikers; Mundwinkel und schmales Kinn mit spitzem Bärtchen verläuft in Ironie. Er hat nicht das Benehmen eines parlamentarisch Erwählten, dem Gunst und Beifall der Wähler wichtig sind. Nein: wie ein absoluter Regierer, ein Zwingherr nimmt er den Jubel seines Volkes entgegen. Mehr als ein kurzes schiefes Nicken des schweren Hauptes hat keine Begeisterung ihm entlockt. Und den Sturm der Opposition betrachtet er mit der reglosen Ruhe eines steinernen Buddha. Er spricht davon, daß die Zionisten zu staatsmännischer Politik erzogen werden müßten; und sieht offenbar nur in sich vorläufig den Erzieher und Erzogenen. Die Parole, die aus seinem engen Kreis ausgegeben wurde, war – denn er hatte keine Majorität im Kongreß – : Laßt sie ein halbes Jahr oder ein Jahr pfuschen – ich werde mir ein Laboratorium in Paris einrichten, in der Wissenschaft ausruhen. Dann müssen sie mich zurückholen. Sie haben keinen Andern, der mit der britischen Regierung, mit dem amerikanischen Kapitel auf gleichem Fuß, als Macht zu Macht, verhandeln kann. Wer sonst soll es tun? (voll Hohn:) Vielleicht Jabotinsky?

Jabotinsky, liebevoll-spöttisch der „Hakenkreuzler“ der Juden genannt, einmal Redakteur und erfolgreicher Leitartikler einer liberalen Zeitung in Odessa, kämpft auf Galipoli

gegen die Türken, führt mit den Colonel Keesh die jüdisch-englische Legion von Suez nach Jerusalem, wo er bleibt. Stellt von neuem eine jüdische Legion auf, als 1920 die Araber Pogromneigung zeigen, organisiert den Bürgerkrieg, wird von den Engländern verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt, lebt, begnadigt, in Paris. Kleine, stämmige Figur, sehr straff, stramm, Bulldoggengesicht mit scharfem Kneifer, von der ruhigen Gefaßtheit des kleinen David, der ein Heer riesiger Philister nicht zu fürchten entschlossen ist. Während in Weizmann die Gewißheit zu leben scheint, der das schmachvollste Kompromiß nichts anhaben kann, weil die Zukunft in der durch zweitausend Jahre bewährten Unüberwindlichkeit lebt, ist sein radikaler Gegner überzeugt, daß nur äußerste Reinheit des Handelns vor dem Untergang bewahren kann. Wer ihn Hakenkreuzler nennen hört, darf nicht an die Romantik deutscher Völkischer denken. Dieser Rechtsradikale argumentiert mit messerscharfer Dialektik: die Landfrage kann nur durch Enteignung der Araber gelöst werden; nur das enteignete Land kann ein gültiges Pfand für die Anleihe sein; die Araber können nur mit Waffen im Zaum gehalten werden; mit dem beherrschten Palästina, das für das britische Weltreich der wichtigste strategische Punkt ist, kann man England, das den Zionismus schon verraten hat, die Friedensbedingungen diktieren. Der Kongreß gibt ihm die doppelte Redezeit, lauscht ihm atemlos. Seine Erkenntnisse sind unantastbar, Weizmann predigt dagegen mühsam, eindringlich den bittern Weg der Resignation, den zu gehen die Notwendigkeit gebietet: Alles unmöglich, was der zornige kleine Mann vorschlägt.

Wenn Jabotinsky sehr aufrecht die Reihen der Delegierten durchschreitet, von denen ihn jeder überragt, flüstern die Frauen inbrünstig: Der Befreier, der jüdische Held! (Wahrhaftig ein messianischer Typ modernster Art, dem das Maschinengewehr vertrauter ist als das Kreuz.) Aber diese Bewunderung hält die Menge, die ihn ehrfürchtig liebt, nicht ab, tausendstimmig „Pfui!“ zu zischen, wenn er Weizmann verachtungsvoll sein Mißtrauen ausspricht. Der sitzt da, den ironischen Lenin-Kopf in die Hand, den Ellbogen auf die Balustrade gestützt, unbeweglich, nur die skeptischen Nüstern flattern ein wenig. Er schaut auf die bewegten Anhänger hinunter wie ein byzantinischer Kaiser, nicht wie ein Minister, der dem Parlament verantwortlich ist.

*

Jabotinsky hatte nur eine Gruppe von vier Delegierten für seine verachtungsvolle Mißtrauensdeklaration. Und Weizmann nur eine kleine Minorität für sich – nicht nur die Radikalsten, auch die Radikalen, dann die Sozialisten zweierlei Färbung und endlich die vielen Frommen waren gegen ihn, zu schweigen von den Frömmsten und von den Kommunisten, die gar nicht da waren, weil sie sein Werk überhaupt verwerfen – : aber er erzwang sich, mit der Uhr in der Hand ein Ultimatum stellend, eine Majorität und reiste ab, überließ den Kongreß sich selbst, um weiter Staatskunst zu treiben.

Erinnerungen an die Große Zeit von Hellmut v. Gerlach

V.

Amazonen und Frauen

Kaum war der Krieg erklärt, so erschien Dr. Alexis Schleimer auf dem Plan mit dem Aufruf, ein deutsches Amazonencorps zu bilden. Er forderte die Jungfrauen Deutschlands auf, sämtlich Jungfrauen von Orleans zu werden, und ersuchte, da er der Freiwilligkeit doch nicht genügend zu trauen schien, den Reichskanzler, schleunigst den Reichstag noch einmal zusammenzuberufen, um die militärische Dienstpflicht für alle achtzehn- bis zwanzigjährigen Deutschen weiblichen Geschlechts einzuführen, soweit sie kinderlos seien. Den Aufruf ließ Herr Schleimer als Flugblatt auf den Straßen verteilen. Des größern Nachdrucks halber ließ er gleichzeitig weiße Armbinden mit dem Aufdruck: Deutsche Amazone herstellen.

Herr Schleimer hatte sich bei Kriegsausbruch mit derselben Promptheit umgestellt wie der Franzose Gustave Hervé. Er hatte bis dahin immer mit dem Staat auf Kriegsfuß gelebt. Die von ihm herausgegebenen satirischen Blätter pflegten von den Staatsanwälten zu Tode konfisziert zu werden. Und nun trat er mit einem Mal an die Spitze der deutschen Patrioten.

Sicherlich war er sehr enttäuscht, als er bei den Militärbehörden gar keine Gegenliebe fand. Die standen ausnahmslos auf dem Standpunkt, den ein militärischer Zensor einmal Minna Cauer gegenüber zum Ausdruck brachte: „Wir, die Männer, haben jetzt die Macht. Wir sind die Herrschenden. Die Frauen haben nichts zu sagen.“

Hier und da tat eine Frau den Wunsch kund, mit der Waffe zu dienen. Das wurde dann prompt in die Presse gebracht, um dem Publikum klar zu machen, wie allgemein die Kriegsbegeisterung verbreitet sei. Ein paar Frauen versuchten auch, sich in Uniform in die Truppe zu schmuggeln. Aber sie wurden regelmäßig rasch entdeckt und wieder entfernt.

Was man „oben“ wünschte, das waren nicht: Kriegerinnen mit der Waffe, sondern: Kriegerinnen ohne Waffe.

Besonders willkommen waren unsern Machthabern die dichtenden Frauen. Es ist jetzt schon ziemlich vergessen, welchen ungeheuern Aufschwung, nach Kilogrammen oder vielmehr nach Zentnern gemessen, die dichterische Produktion damals in Deutschland genommen hat. Julius Bab hat eine Statistik aufgestellt, wonach zu Beginn des Krieges täglich 50 000 Kriegsgedichte entstanden sind. Ein gehöriges Quantum war von Frauen. Die Qualität?

> Höre nicht der Weiber Jammern!
> Zähle nicht die leeren Kammern!
> Schaud’re nicht vor deiner Grenzen Wüste!
> Nimm den letzten Atem unsrer Brüste,
> Gib dem Moloch, gib ihm, was er will –
> Nur – erreiche unser großes Ziel!

Molochdienst schien damals edelster Frauendienst.

Vieles, was uns heute nur noch lächerlich anmutet, wurde damals bitter erst genommen und als Ausfluß des reinsten Patriotismus gepriesen. So, wenn das Regierungsorgan, die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, die Drohung einer deutschen Frau reproduzierte:

> Entfernen Sie bis morgen das französische Schild von Ihrem Laden, sonst wird Ihnen dieses sowie Schaufenster und Ladentür zerstört. Frist bis morgen Abend 10 Uhr.

So, wenn ein achtzehnjähriges Mädchen eine Laterne Unter den Linden erklomm, um von dieser Rednertribüne aus eine Ansprache im Stil Wilhelms II. an das versammelte Volk zu halten. So, wenn eine Frau die Männer öffentlich in Acht und Bann tat, die noch wagen sollten, den sogenannten englischen Schnurrbart zu tragen. So, wenn ein Komitee deutscher Frauen – auch mich beglückte es mit der Bitte um Unterstützung – sich bildete und die Absicht kund tat, eine rein deutsche Mode zu begründen, damit wir endlich frei von Paris würden.

Erschütternd mußten die Nachrufe anmuten, worin Mütter „mit stolzer Freude“ den Heldentod ihrer Söhne anzeigten.

Moloch war wieder Gott geworden.

Selbst die besten, selbst die klügsten Frauen unterlagen ihm. Aufwühlend war für mich die Erfahrung, die ich mit Lily Braun, diesem großen und freien Geist, machen mußte. Wir saßen zusammen in einem befreundeten Hause. Es wurde nur über den Krieg gesprochen. In ihr war das alte Offiziersblut des Vaters wieder durchgebrochen. Sie schwärmte. Da mußte meine Frau an Otto Braun denken, der damals etwa fünfzehn Jahre alt war, schon wie ein junger Gott und begabt fast wie ein Genie. Und sie fragte: „Wenn Sie nun Ihren einzigen Sohn hergeben müßten?“ „Gern gebe ich ihn dem Vaterland“, sagte Lily Braun mit leuchtenden Augen. „Dann können Sie keine gute Mutter sein.“ Wie ein verwundetes Tier fuhr Lily Braun auf, sie, die ihren Sohn abgöttisch liebte. Hart prallten zwei Weltanschauungen gegen einander.

Und sie war doch eine gute Mutter! Sie ahnte ja damals nicht, daß der Krieg so lange dauern werde, bis ihr Sohn selbst militärtauglich geworden war. Als er es wurde, da gab sie sich die erdenklichste Mühe, ihn vor den Gefahren der Front zu bewahren. Und sie hatte das eine große Glück im Leben, daß sie starb, ehe Moloch auch ihn verschlang.

Nur wenige, nur ganz wenige Frauen widerstanden dem psychischen Amazonentum. Die besten unter ihnen waren es, die sich im Frühjahr 1915 mit Frauen amerikanischer, belgischer, ungarischer, holländischer und andrer Nationalität zu einem internationalen Frauenkongreß im Haag trafen. Helene Stöcker, Anita Augspurg, Lida Gustava Heymann, Auguste Kirchhoff und noch ein paar. Heiße Sehnsucht, dem Weltmord ein möglichst rasches Ende zu bereiten, hatte die Frauen aus den kriegführenden Ländern mit den neutralen zusammengeführt. Es war vielleicht kein sehr politischer Akt, aber mindestens eine Aktion höchster Menschlichkeit. Daß selbst die

deutsche Militärbehörde darin nichts Arges sah, ging daraus hervor, daß sie den Belgierinnen Pässe ausstellte.

Aber der Bund deutscher Frauenvereine, diese Zusammenfassung aller großen deutschen Frauenorganisationen, war ein besserer Zionswächter als das deutsche Generalgouvernement des Herrn v. Bissing in Brüssel. Vor dem Kongreß versandte im Namen des Vorstands Dr. Gertrud Bäumer folgende Resolution an alle angeschlossenen Verbände:

> Der Bund deutscher Frauenvereine hat eine Beteiligung an dem Internationalen Frauenkongreß im Haag abgelehnt. Er erklärt die Propaganda für diesen Kongreß sowie die Beteiligung daran für unvereinbar mit der vaterländischen Gesinnung und der nationalen Verpflichtung der deutschen Frauenbewegung. Auf Grund der Einmütigkeit, die sich in der Ablehnung des Kongresses bei den Vereinen, bei der organisierten Frauenbewegung gezeigt hat, muß der Bund jede Propaganda deutscher Frauen für den Kongreß als einen Verstoß gegen die Solidarität der deutschen Frauenbewegung betrachten. Eine solche Propaganda sowie den Besuch des Kongresses erklärt der Bund für unvereinbar mit jeder verantwortlichen Stellung und Arbeit innerhalb des Bundes deutscher Frauenvereine.

Das war eine feierliche Verrufserklärung. Wer nach dem Haag ging, machte sich unwürdig, innerhalb der deutschen Frauenbewegung ein Amt zu bekleiden. Er kam auf die schwarze Liste. Die organisierte deutsche Frauenbewegung merzte die Mitglieder aus, die sich in der allgemeinen Kriegspsychose ihrer Frauenpflichten bewußt geblieben waren.

Der Haager Kongreß hatte die Entsendung einer Delegation zu allen europäischen Regierungen beschlossen, um vielleicht dadurch eine Abkürzung des Krieges herbeizuführen. Die Delegation bestand aus folgenden Personen: Jane Adams und Balch (Amerika), Dr. Jacobs (Holland), Rosa Cenoni (Italien), Mac Millan (England), Rosika Schwimmer (Ungarn).

Die Delegation wurde fast überall von den maßgebenden Männern empfangen. Als sie in Berlin war, faßte eins ihrer Mitglieder mir gegenüber das Ergebnis kurz so zusammen:

England? Grey und Asquith begrüßen den Schritt, wünschen Vermittlung durch Neutrale. Frankreich: Delcassé erklärt, er wolle nichts von Frieden hören. Der Papst: legt besondern Wert darauf, zu einer Friedenskonferenz zugezogen zu werden. Dänemark: muß sich bei seiner heiklen Lage ganz zurückhalten. Schweden: Minister Wallenberg äußert sich ganz pazifistisch. Oesterreich: Minister Freiherr v. Burian bricht beinah in Tränen über die Schrecken des Krieges aus, wünscht möglichst baldigen Frieden. Italien: erklärt, es sei eben erst in den Krieg eingetreten und würde sich lächerlich machen, wenn es schon an Frieden dächte.

Einen besondern Zwischenfall wußte die Delegation aus Norwegen zu berichten. Sie war von König Haakon empfangen worden. Er hatte sich sehr erregt gegen den Prinzen Rupprecht von Bayern ausgesprochen, dessen Erlaß an seine Armee vielfach so aufgefaßt worden war, als solle den Engländern kein Pardon gegeben werden. Darum meinte Haakon, er wünsche Rupprecht jetzt nicht zu begegnen, da er ihm nicht die Hand

geben könnte. Und er fügte dann noch einen Satz hinzu, den ich nicht wiedergeben will, da seine Schärfe sich wohl nur aus der damaligen Situation erklären läßt.

Ein praktisches Ergebnis hat die Delegation nicht gehabt. Dennoch bleibt sie ein Ehrenzeugnis für die daran beteiligten und die hinter ihnen stehenden Frauen. Eine der Teilnehmerinnen, Rosika Schwimmer, wurde übrigens wenig später mit der Leitung des sogenannten Friedensschiffes betraut, das Henry Ford nach Europa sandte.

Die deutschen Teilnehmerinnen des Haager Kongresses wurden nicht nur durch die Ächtung ihrer Geschlechtsgenossinnen, sondern auch durch die Verfolgungen der Behörden daran erinnert, wie sehr sie sich gegen die Pflichten einer wahren Patriotin vergangen hätten. Frida Perlen aus Stuttgart bekam nach ihrer Rückkehr aus dem Haag von der Polizei die Aufforderung, ihren Paß einzusenden, da an ihm ein kleiner Irrtum zu berichtigen sei. Sie sandte ihn ein und – bekam ihn für die Kriegsdauer nicht wieder! So konnte sie keinen pazifistischen Unfug im Ausland mehr anrichten. Lida Gustava Heymann wurde ihre ganze Korrespondenz, auch die rein private, konfisziert.

Überhaupt hatten die paar Pazifistinnen etwas auszustehen. Gegen Frau Perlen wurde einmal eine feierliche Untersuchung wegen Abhaltung einer unerlaubten Versammlung eröffnet (sie hatte Augspurg und Heymann zu einer Tasse Tee bei sich gehabt, was die gut funktionierende Spionage ausgekundschaftet hatte). Und der Frau Neubürger in Frankfurt am Main wurde ein Revers vorgelegt, damit sie sich durch Unterschrift verpflichte, bis Kriegsende keine pazifistische Versammlung zu besuchen und keine Friedenspropaganda zu treiben.

Am ärgsten wurde Frau Minna Cauer, der Führerin des radikalen Flügels der Frauenbewegung, mitgespielt. Sie gab eine Zeitschrift heraus: Die Frauenbewegung. Die wurde unter Vorzensur gestellt und fast zu Tode zensiert. Unter dem Vorwand des „Burgfriedens“ wurde ihr untersagt, sich gegen die Angriffe der nationalistischen Weiblichkeit zu wehren – die keine Verletzung des Burgfriedens darstellten! Selbst Beiträge ihrer durchaus nationalistisch gesinnten Mitarbeiterin Else Lüders wurden gestrichen. Das Militär war eben grundsätzlich gegen den Feminismus. Die janze Richtung paßte ihm nicht.

Ein wahres Kesseltreiben wurde gegen Minna Cauer entfesselt, als sie im März 1916 an 40 000 Geistliche aller Konfessionen die Ansprache versandte, die der Erzbischof von Canterbury in der Pauls-Kathedrale von London am 2. Januar 1916 gehalten hatte. Diese Ansprache, ein Dokument wahrer Christlichkeit, lautete:

> Lasset uns Gott bitten, daß er aus den Wirren und dem Elend des Krieges ein besseres Verständnis für das wahre Verhältnis von Recht und Macht erwachsen lasse und ein tieferes Erfassen der Botschaft Christi in seiner Bedeutung für die Gemeinschaft der Völker! Mögen wir keinen Wunsch haben, unsre Feinde vernichtet zu sehen, nur um ihrer Demütigung willen! Lasset uns für sie wie für uns selbst wünschen,

daß ihre Augen für die Erkenntnis der Wahrheit geöffnet werden mögen; lasset uns beten, daß durch die Gnade Gottes der Tag kommen möge, an dem wir einander verstehen und achten lernen und uns als Freunde vereinigen, um nach dem gemeinsamen Guten zu streben. Und vor Allem lasset uns beten, daß wir, wenn der ersehnte Friede kommt, von dem festen Willen erfüllt sein mögen, die bittere Erinnerung an unsre Kämpfe dadurch auszulöschen, daß wir von neuem als Menschen von gutem Willen uns in den Dienst der hohen Aufgabe stellen, die Völker der Welt zur wahren Erkenntnis unsres einzigen Erlösers und des Herrn über uns Alle und zum Gehorsam gegen ihn zu führen!

Die Versendung dieses staatsgefährlichen Schriftstücks trug Frau Cauer unzählige Schimpfbriefe deutscher Pastoren und auf Veranlassung des Oberkommandos in den Marken ein hochnotpeinliches Gerichtsverfabren mit 50 Mark Geldstrafe ein.

Dabei war Minna Cauer von so leidenschaftlicher Liebe zu ihrem Vaterland durchdrungen, daß manche Stellen in ihrem Tagebuch fast nationalistisch anmuten. Aber sie liebte neben dem Vaterland auch die Gerechtigkeit und den Frieden. Und das durfte man in jener Großen Zeit ungestraft nur im verborgensten Schrein seines Herzens tun.

Das Verfahren in Landsberg von * * *

Bei dem Landgericht Landsberg an der Warthe schwebt ein Mordverfahren. Es handelt sich um Feme-Taten der Schwarzen Reichswehr des Majors a. D. Buchrucker. Jahre sind seit dem Küstriner Putsch vergangen, ohne daß auch nur ein einziger Mord der Nationalisten ganz und gar aufgeklärt wäre. Das ist verwunderlich, wenn man bedenkt, daß ungefähr 7 Morde aus dieser Zeit datieren, daß dazu noch 4 Morde in Mecklenburg kommen, von denen bis heute keiner wirklich gesühnt ist. Halten wir hiergegen die prompte Erledigung aller Verfahren gegen „Linkser“, so drängt sich eine Erklärung auf, die unausgesprochen bleiben muß.

Es sei ohne weiteres zugegeben, daß die Behörden im Herbst 1923 mit gewaltigen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Vielleicht waren auch eine ganze Reihe verantwortlicher Beamter mit dem deutschnationalen Herzen bei ihren Verbänden und hüteten sich, von Amts wegen da einzuschreiten, wo sie privatim „im Bilde“ waren. Andre mochten in kluger Voraussicht erst abwarten wollen, was sich aus den Stürmen der Vaterländischen entwickeln würde. Auch an sich war die Aufklärungsarbeit der Behörden schon durch den Umstand erschwert, daß es sich um ein Vorgehen gegen die Schwarze Reichswehr handelte, die ja doch unter dem Schutz der Reichswehr stand. Würdigen wir diese Dinge, so ist den deutschen Gerichten doch nie der Vorwurf zu ersparen, daß sie mit ganz besonders hervorstechender Säumigkeit die Taten der Putscher von 1923 ihrer Sühnung zuführen.

Dieser Vorwurf richtet sich auch gegen das Untersuchungsgericht in Landsberg an der Warthe, damit es den einzig gege-

benen Weg, unsre Sorgen um das Wohl der deutschen Republik und unsres Volkes zu zerstreuen, nicht länger verfehle. Dieser Weg ist — falls ihn die Behörden nicht erkennen — : Beschleunigung der Voruntersuchungen; Festsetzung des Prozeßtermins; offizielle Veröffentlichungen in der deutschen Presse.

In Landsberg an der Warthe schwebt, zum Beispiel, das Verfahren gegen die Mörder des Unteroffiziers der Schwarzen Reichswehr Greschke aus Frankfurt an der Oder. Die Leiche des Ermordeten wurde schon im August 1923 in einem Walde bei Bärwalde gefunden. Ein bei der Leiche liegen gebliebener Militärmantel lenkte keineswegs die Behörden auf die uniformierten Bündler jener Gegend. Vielmehr wurden streifende Zigeuner verfolgt. Das ist ein Irrtum, der in Kriminalromanen amüsant ist, hier aber... Erst viel später führte die Spur der Mörder zur Schwarzen Reichswehr. Anstatt nun ein umfassendes Vorgehen gegen alle Kommandos oder doch gegen die verantwortlichen Führer zu veranlassen, wurde ganz im Stillen geforscht. Das Ergebnis war, daß die Schwarze Reichswehr es immer vorher wußte, wenn eine Aktion gegen sie einsetzte. So verbargen sich zwei Feme-Mörder im Oktober 1923 in einem Forsthaus des Grafen v. Lynar, weil „die IA mal wieder schauen wolle“. Die Voruntersuchungen kamen auf diese Art selbstverständlich zu keinem Abschluß. Was nützt es den Nürnbergern, daß sie wissen, wer ermordet wurde und wie, wenn sie den Täter nicht haben!

Beim Zusammenbruch des Küstriner Putsches hätten die noch heute flüchtigen Feme-Mörder — es handelt sich um die produktivsten — auf ein Mal gefaßt werden können. Sie saßen nämlich damals in der Zitadelle Spandau, die von Kriminalpolizei umstellt war. Da wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen. Am 9. Oktober 1923 vormittags 9 Uhr bis mittags 12 Uhr sollte die Schwarze-Reichswehr-Besatzung der Zitadelle auf 10 Mann verringert werden. Das erste Personenauto, das die Unterkunft verließ, brachte die Mörder in Sicherheit. Freundlich grüßten die Drei die am Tore stehenden Beobachtungsposten der Polizei. Das Abkommen der beiden Parteien ging dahin, daß keiner der Leute, die die Zitadelle verließen, angehalten oder belästigt werden sollte. Mit unsäglicher Langmut schonte die Behörde die erklärten Feinde der Republik.

Doch unverzagt suchte man weiter. Der verantwortliche Kommandeur der Feme, der in letzter Zeit so oft genannte Oberleutnant Schulz, und einige der Mittäter konnten inzwischen dingfest gemacht werden. Die Hauptschuldigen erfreuen sich noch heute ihrer goldenen Freiheit, und die tollsten Gerüchte geben den Behörden manche harte Nuß zu knacken.

Jedenfalls scheinen diese Dinge so zu liegen, daß an die Eröffnung des Prozesses vorläufig nicht zu denken ist. Zwei Jahre sind seit der Tat vergangen. Zwei Jahre erfolglosen Spürens und Suchens. Wäre da nicht endlich Zeit, die Öffentlichkeit zu unterrichten und zu mobilisieren? Grade die verschiedenen Veröffentlichungen in der ‚Weltbühne‘ sollten zu einem solchen Entschluß beitragen. Oder — wie denkt der Herr Untersuchungsrichter von Landsberg an der Warthe hierüber?

Der Maslow-Prozeß von R. A. Sievers

Auf der Rutschbahn des berliner Luna-Parks verhaftete man im Frühjahr 1924 „unter dem Verdacht des Taschendiebstahls“ einen Herrn offenbar russischer Nationalität und brachte ihn aufs Polizeipräsidium.

Dort wurde der Verhaftungsgrund nicht mehr erwähnt. Man erklärte vielmehr dem Verhafteten, man wisse sehr wohl, daß er der Kommunistenführer Maslow sei, und schaffte ihn ins Untersuchungsgefängnis Moabit.

Dann fabrizierte man eine Anklage; als diese nicht stichhaltig schien, eine zweite; dann noch eine – und so fort, bis endlich zwei Haupt- und drei Nachtrags-Anklageschriften existierten. Nachdem die Reichsanwaltschaft anderthalb Jahre fieberhaft gearbeitet hatte, kam es am 1. September 1925 endlich zur Hauptverhandlung.

Wenn auch diese Hauptverhandlung weder aufregend noch sensationell verlief, so übertrifft dennoch das Verfahren Alles, was wir bisher von der deutschen Justiz erlebt haben. Nur daß der skandalöse Teil der Sache diesmal vorsichtigerweise im Vorverfahren erledigt worden war.

Man höre: Herr Landgerichtsdirektor Vogt verfügte am 28. April 1925 die Beschlagnahme einer Broschüre: ‚Die Lehren der russischen Ereignisse‘, die Maslow in der Untersuchungshaft geschrieben hatte, und diese Broschüre wurde ein Haupt- und Glanzstück der Anklage.

Der gleiche Herr Vogt hatte aber nicht nur das Manuskript, sondern auch die Korrekturfahnen des Buches gelesen und bis auf zwei Kapitel unbeanstandet gelassen. Maslow mußte also der Ansicht sein, daß diese Vorzensur das Buch für unbedenklich erklärt habe und ein verfolgbares Delikt nicht vorliege.

Da nun Herr Vogt als Spezialist für Hochverratsprozesse sehr wohl in der Lage sein dürfte, die politische Bedeutung einer derartigen Arbeit zu beurteilen, hat er entweder das Buch nicht für staatsgefährlich gehalten und damit die Unsinnigkeit der später erfolgten Beschlagnahme dokumentiert, oder er hat darin „eine Aufforderung zum Hochverrat“ erblickt, es aber trotzdem freigegeben und dadurch selbst zur Veröffentlichung beigetragen.

In diesem Falle wäre er der Beihilfe schuldig und gehörte auf die Anklagebank.

Es besteht jedoch noch eine dritte Möglichkeit: Herr Vogt hat absichtlich das Manuskript befördert, damit eine strafrechtliche Verfolgung Maslows begründet sei: Juristisch betrachtet wäre das gleichfalls Beihilfe; ethisch betrachtet – ach, die Dinge so betrachten, hieße: sie zu genau und allzu lebensgefährlich betrachten.

Dies die formale Seite des Verfahrens. Sachlich ist die Anklage derart läppisch, daß man darüber lachen müßte, wenn man nicht bedächte: Solch groben Unfugs wegen sperrt man in Deutschland einen Menschen jahrelang ein!

Irgendeine konkrete strafbare Handlung ist Maslow nicht nachgewiesen worden. Aber in seinem Plaidoyer argumentierte

der Reichsanwalt so: „Maslow hat erklärt, daß er sich bei allen seinen Handlungen nicht als Privatperson, sondern als Parteimitglied fühle. Die Partei erstrebt, das ist gerichtsnotorisch, den bewaffneten Aufstand und den Umsturz der Verfassung. Daraus folgt, daß Maslow als Exponent dieser Partei ebenfalls bei allen seinen Handlungen diese Ziele im Auge gehabt hat.“

Die Unsinnigkeit dieser Beweisführung liegt klar zu Tage, wird aber besonders auffällig, wenn man die angeblichen Straftaten Maslows unter diesem Gesichtswinkel betrachtet:

Maslow soll durch Beteiligung an der Führung des sogenannten Cuno-Streiks (1923) Vorbereitung zum Hochverrat begangen haben. Abgesehen davon, daß Streiks selbst in Deutschland nur während des Belagerungszustands verboten waren, entlastet sogar die Anklageschrift den Beklagten. Dort heißt es: „Der Cuno-Streik wäre, bei längerer Dauer, beinahe zum bewaffneten Aufstand geworden.“ Schon möglich – aber die Streikleitung, der Maslow angehörte, hatte ihn auf drei Tage befristet, also seine längere Dauer und somit auch seine Ausartung in Revolution verhindert.

Maslow wäre danach logischerweise als „pater patriae“ zu feiern.

Mit der gleichen Leichtigkeit wie diese Behauptung kann man alle andern Punkte der Anklage widerlegen. Tut nichts – „der freche Judenbengel“, wie Herr Vogt Maslow nannte, wird eingesperrt.

Um den Zweck des Prozesses: die Unschädlichmachung Maslows zu erreichen, arbeitete man mit allen Schikanen, Fälschungen und Verdrehungen, die zu erdenken sind.

Nicht nur der Kuriosität wegen sei in diesem Zusammenhang erwähnt, daß der Staatsgerichtshof einen Satz aus Maslows Buch so entstellt zitierte, daß er bedeutet: Die Reden Lenins können von der K.P.D. nur verstanden werden, wenn sie vorher zum bewaffneten Aufstand bereitsteht. Während er tatsächlich besagt: Die Reden Lenins kann nur verstehen, wer ihre Voraussetzungen kennt, zum Beispiel, daß die russischen Kommunisten damals zum bewaffneten Kampf bereitstanden.

Daß Maslow einen derartigen Unsinn geschrieben hat, glaubt kein Mensch, der ihn in der Verhandlung gesehen hat. Aber man begreift durchaus, daß der Staatsgerichtshof sich bemüht, diesem überlegenen Kopf seine politischen Wirkungsmöglichkeiten zu nehmen.

Die Verteidigung hatte es in diesem Prozeß, der ganz von der Persönlichkeit Maslows beherrscht wurde, verhältnismäßig leicht.

Immerhin muß es für den Rechtsanwalt Dr. Arthur Wolf, den Typus des großen politischen Advokaten, wie man ihn in Deutschland ganz selten findet, ein Vergnügen gewesen sein, die auf dem unsichern Grunde der Unlogik gebaute Anklage niederzureißen.

Er tat dies mit der ihm eignen dialektischen Geschmeidigkeit und brutalen Massivität. Aber er kämpfte gegen... Maslow ist zu 4 Jahren Gefängnis verurteilt worden.

Von Nord nach Süd und zurück von Adolf Grabowsky

Nordische Insel. Klippengewirr, darüber aufsteigend kahle Höhen, in langen Linien verlaufend. Karge Andeutungen sandigen Strandes. Ein paar Häuser, ein Leuchtturm, weiter ins Innere hinein grüne Weiden mit Rindern und herbgelbe Getreidefelder. Ein einsames Meer, Fischersegel am Horizont, kaum ein Dampfer. Früher August und doch schon Herbst. Graublaue Luft durchjagt von Winden, in denen leiser Regen lauert.

Stunden liegt man, sieht nur das Wasser und den einfachen Höhenzug. Landschaft ohne alle Effekte. Und doch zwingend in ihrer strengen Gewalt. Vielleicht kommt Jemand daher und redet von Wikingerromantik, aber alle Romantik ist hier klein gegen die Kraft des Sichtbaren. Wer nicht unmittelbar ergriffen ist, wer seine Zuflucht erst nehmen muß zu gefühlsseligen Vorstellungen, der bleibe fern. Harte Natur, die an Gegenwärtigstes rührt. Man wird groß in dieser Welt ohne Schwermut und ohne Verstiegenheit, man wird einfach in dieser primitiven Monumentalität. Und man erobert sich Säfte für dieses Leben, nicht für ein andres.

Starke Sonne, aus Wolkengeleucht hervorbrechend – du wirst braun wie ein Maure. Starke Welle, dich stürmisch beprallend – deine Haut wird zäh wie Leder. Und um deinen Kopf flattert dein Haar wie tausend Zungen deiner Gedanken.

Du mußt plötzlich fort von dieser dänischen Insel, eine Nachricht reißt dich nach Berlin zurück. Und nun, da du überlegst, wohin aufs Neue fahren, scheint es dir, als ob es zu spät geworden sei für den Norden. Ein böser Geist flüstert dir ein: Oberbayern.

Am nächsten Morgen in München. Wo sind die Gestalten des Nordens geblieben, diese klaren, schlanken Gestalten, massig nicht vom Fett, sondern von Wucht? Die Bräus in der Stadt, die Keller vor der Stadt zum Bersten gefüllt mit einer dunstigen Menge fetter Figuren. Literkrüge, wohin man sieht. Man kaut Radis und Salzbrezeln, um nur ja nicht im Trinken zu ermüden. Dunst der Leiber, Dunst der Zigarren und Pfeifen. Sonnenheißer Nachmittag mit dünnem Hauch ferner Eisberge, in den Sälen und Kammern des Hofbräuhauses aber entsetzliches Gedränge. Bringt die Kellnerin das Bier nicht schnell genug, so holt man es sich selber. Bei blauem Himmel glühen hier die elektrischen Birnen. In ihrem Schein blitzen dicke silberne Uhrketten auf Bäuchen, umspannt von grüner Weste. Von den Lippen trieft ein Gemisch von Speichel und schlammigem Schaum. Qualm wie von Hochöfen im Industriegebiet.

Nachmittags in die sogenannte Verkehrsausstellung. Bekanntlich muß München jeden Sommer seine Festspiele haben und seine Ausstellung. Diesmal werden Lokomotiven gezeigt und Straßenbahnwagen, Telephonämter und Modelle von Brücken und Häfen. Für Fachleute wahrscheinlich nichts Neues, für Nichtfachleute langweiliger als Klopstocks Messias. Da ist auch schon das Münchner Puppentheater! Man

wettet im Stillen mit sich selber, ob wieder ‚Bastien und Bastienne' auf dem Zettel steht. Richtig, man hat die Wette gewonnen. Der Vergnügungspark: Bratwürste, Berg- und Talbahn und vor Allem das Flohtheater. Es wird dasselbe Flohtheater sein, das man vor dreißig Jahren in der berliner Passage sah, Stolz und Freude deiner Jugend. Immer noch tragen die Flöhe winzige Drähte und schleppen daran winzige Wägelchen. In die Berge, in die Berge!

Schön ist es, über die Hochebene zu fahren mit den kalkigen Kuppen im Hintergrund. Der Boden wird wellig, und nun bist du schon mitten in den Bergen. Ein schmaler See, die Höhen hinauf braune Holzhäuser mit Blumen, grüne, freundliche Stimmung – Tegernsee. Wieso aber kommt es nur, daß Alles wirkt wie aus der Schachtel? Richtig, du denkst an deine nordische Insel in ihrer erhabenen Öde. Hier sind Villen reicher Leute zu Hunderten, Logierhäuser zu Hunderten. Alles sorgsam gepflegt, Alles gut gestrichen und poliert wie die Theaterdekoration des Weißen Rößl. Vielleicht, daß das Weiße Rößl das Original war und dies die Kopie? So hab ich mich auch einmal in Nürnberg gefragt, ob nicht Richard Wagner zuerst dies Nürnberg auf das Theater gebracht hat und nachher die Leute die Stadt danach kopiert haben. Immerhin, Nürnberg ist nicht Oberbayern, in Nürnberg fehlen die Kostüme. In Oberbayern ist Alles kostümiert: blaue oder gelbe Janker, grüne Hosenträger mit dem Edelweiß, Lederhosen, nackte Beine, Stutzen, Nagelschuhe, dazu das grüne Hüterl mit dem Gamsbart und den Medaillen aus Nickel. In der Kehle der Juchzer, auf dem Leibe der Bauch. Die Frauen entsprechend. Variationen gibt es wie auf dem Kostümfest, so die graue, grün eingefaßte Jacke, die rote oder grüne Weste. Besonders beliebt riesige Hirschhornknöpfe.

Vor zwanzig Jahren war das noch allenfalls zu ertragen. Vor zwanzig Jahren konnte der Bayer vielleicht noch stolz sein auf seine Nationaluniform und sich lustig machen über den Norddeutschen, der sich für die Ferien in die gleiche Uniform warf. Heute wirkt der Bayer in seinem Kostüm genau so komisch wie der Fremde. Wir haben eben inzwischen kleine Veränderungen des Erdballs erfahren, einen Weltkrieg und ein paar Revolutionen. Erledigt ist das romantische Theater, der Bayer aber lebt noch darin. Und zu diesem Theater möchte er das gesamte Deutschland bekehren. Deshalb ist heute der Bayer dem Fremden absolut nicht mehr böse, wenn er ihn bayrisch daherkommen sieht – im Gegenteil: er will auf diesem Wege Norddeutschland von Bayern aus erobern. Im übrigen ist auch das Schimpfen des Bayern Dekoration. Theaterflitter wie das Edelweiß, das auf den Bahnhöfen verkauft wird, und das der Fremde später als Bergtrophäe herumzeigt. Ein Mund, über dem das grüne Hüterl sitzt, schimpft zwar, trinkt aber im Ernstfall immer wieder seine Maß Bier.

Auf der Insel dort oben konnte Romantik nicht aufkommen, allzu mächtig war riesige Gegenwart. Hier unten gibt es nichts als Romantik, keine Spur von Gegenwart. Dazu Romantik von der billigsten Sorte, Romantik durch Alkohol geheizt.

Im Tegernseer Schloß die herzogliche Brauerei. Und wie im Münchner Hofbräuhaus das Volk sich drängt beim Gefunkel der Sonne, so sitzen auch hier im Bräustübl schwitzende Haufen bei herrlichstem Wetter. Gewiß, der hohe Beamte sitzt neben dem Arbeiter; aber der Bayer tut sich auf diese Demokratie, auf diese Gleichheit Aller vor dem Biere, nur etwas zugute, um damit der wirklichen Demokratie zu entwischen.

Man hat in diesem Jahr in Oberbayern über eine jämmerliche Saison geklagt. Die Bayern haben sich den Kopf zerbrochen über den Grund. Wir sind doch, so sagen sie immer wieder, jetzt äußerst freundlich gegen die Fremden. Was aus Norddeutschland kommt, wird mit fröhlich krächzenden Juchzern empfangen, selbst die jüdischen Mitbürger. Doch diese Norddeutschen, sagt der treuherzige Bayer, gehen lieber in die Schweiz oder nach Italien als ins eigne Vaterland. Ja, warum geht denn der Norddeutsche lieber in die Schweiz oder nach Italien? Nicht nur, weil er dort mehr für sein Geld hat, sondern aus sehr viel tieferer Ursache, die so tief liegt, daß sie den Norddeutschen selber meist dunkel ist. Der Norddeutsche ist Gegenwartsmensch, in Bayern aber ist ewiger Kostümball. Das läßt sich auf die Dauer nicht aushalten.

Schleunigst wieder in den Zug, zurück nach dem Norden. In der Bahn lese ich die ‚Münchner Neuesten Nachrichten‘, das repräsentative Organ der bayrischen Hauptstadt. In der Unterhaltungsbeilage, genannt ‚Die Einkehr‘, Erinnerungen eines alten Münchner Malers, die die Redaktion mit den Worten charakterisiert: „Sie zeichnen sich durch Humor, Anschaulichkeit und Urwüchsigkeit aus“. Man liest diese Erinnerungen und weiß, wie es erstens um die bayrische Seele, zweitens um die ganze Münchner Kunst bestellt ist. Man riecht förmlich den Glaspalast. „Der Prinzregent“, so heißt es da, „hatte ein großes Vergnügen, wenn durch seinen Besuch, der früher immer unangekündigt erfolgte, die Künstler überrascht wurden und in Verlegenheit kamen, wie der bekannte Jagdmaler L. Voltz, der, als er den Regenten auf der Treppe hörte, seine Weißwürste, die er sich eben hatte holen lassen, schnell in seine langen Röhrenstiefel schob. Der Regent bemerkte es und war sehr belustigt. Maler Voßberg, einen Hannoveraner, besuchte er auch einmal, dessen Frau hatte nun ansnahmsweise, da sie in die Stadt mußte, einen Topf Sauerkraut in den Ofen des Ateliers gestellt, der Regent kam nun grade ins Atelier, als Voßberg den dampfenden, überlaufenden Hafen in der Hand vor dem Ofen stand, was grade nicht künstlerisch aussah. Voßberg war ganz geknickt, und der Regent lachte.“

Schade, daß ich nicht noch die andre Geschichte in aller Ausführlichkeit hierher setzen kann, wie der Maler K. in einen großen Kostümschrank flüchtet, weil es an die Tür klopft und er den Besuch eines Gläubigers fürchtet. Es ist aber Prinz Luitpold mit seinem Adjutanten. Der Prinz hört im Schrank ein Rumoren, und nun kommt K. hervor und beichtet den Grund seines Unterkriechens. „Der Regent hatte wie immer bei solchen kleinen Verlegenheiten eine große Freude und gab K. zwei Zigarren statt einer wie gewöhnlich.“

Die Münchner Kunst, wie sie vom Prinzregenten demütig zwei Zigarren nimmt. Der leutselige Regent, der sonst nur eine Zigarre gibt, diesmal zwei. Früher hieß es Regent Luitpold, jetzt heißt es Kronprinz Rupprecht. Es ist immer derselbe freie Süden, auf den man früher in Preußen neidisch blickte. Man kannte diesen Süden nicht, weil man den Kostümball mit Freiheit verwechselte. Aber man ist inzwischen im Norden etwas unromantischer und deshalb hellsichtiger geworden. Man fängt doch an zu begreifen, daß die deutsche Subalternität, die uns den Weltkrieg verlieren ließ, am wenigsten noch in Bayern überwunden ist.

Zehn Minuten Aufenthalt in München. Gut, daß ich in diesen zehn Minuten den Anschluß erreiche.

Schreibmaschine, Frans Hals, Lilian Gish und Andres von Adolf Behne

Ja, Herr Arnheim, Sie haben, in Nummer 30 der ‚Weltbühne‘, ganz recht: dem Kunstwerk als „fixierter Ausdrucksbewegung“ geht es zu Leibe, und da Sie und mit Ihnen 99,9 % der Kunstkenner an der fixierten Ausdrucksbewegung festhalten wollen, und da die Photographie mithilft an der Zerstörung der — viel zu engen — Theorie von der Kunst als fixierter Ausdrucksbewegung, so müssen Sie wohl zürnen. Ihr edler Zorn macht Sie aber etwas zu ungerecht. Sie unterschieben mir einige kindische Behauptungen, die ich niemals aufgestellt habe, und die auch kein vorurteilsloser Leser jemals aus meinen Sätzen in Nummer 22 der ‚Weltbühne‘ folgern kann. Ich will aber weder auf Raffkes Bucheinbände noch auf den Justizmord eingehen, da Sie inzwischen vielleicht selbst schon erkannt haben, daß das unsachliche Mittel sind.

Ihre Mißverständnisse rühren zum guten Teil daher, daß Sie „Linse“ und „Photographie“, „Mechanismus“ und „Technik“ verwechseln. „Die Photographie bleibt ein mechanischer Prozeß“ — so dekretieren Sie. Es ist recht charakteristisch, daß über das Mechanische stets Die am lautesten zetern, die am tiefsten im Mechanismus stecken bleiben. Versuchen Sie doch einmal, die Dinge weniger mechanisch anzuschauen.

Da ist die Schreibmaschine — und schon erhebt sich die Angst der seelenvollen Aestheten: „Geht uns nicht der reiche Zauber, der im Geschriebenen steckt, geht uns nicht die Graphologie verloren?“ Aber keine Spur, Herr Arnheim. Die Leute, die so sehr um die Weiterexistenz der Seele besorgt sind, scheinen diese Seele für etwas äußerst Schwächliches zu halten. Die Seele geht überhaupt nicht und nirgends verloren — wo sie vorhanden war. Im Gegenteil: sie findet immer neue Bereicherungen, neue Möglichkeiten reinerer Existenz — auch durch die Schreibmaschine. Daß uns durch sie die Graphologie nicht verloren geht, wird Ihnen der Kriminal-Graphologe bestätigen, der, ich glaube im ersten Heft des ‚Uhu‘ nachgewiesen hat, um wie viel sicherer sich der anonyme Schreiber feststellen läßt, der sich, in der Annahme, hinter dem Mechanischen unpersönlich unerkennbar zu werden, der Schreibmaschine bediente,

als der handschriftliche Anonymus mit dem „reichen Zauber des Geschriebenen".

Sie glauben, die Seele, der Mensch, der Charakter stecke in der wesentlich von der Hand her bestimmten Form der Buchstaben. Gewiß: auch darin. Aber die symbolische Ausdeutung dieser Formen bleibt zumeist dilettantische Briefkasten-Graphologie. Der wissenschaftliche Graphologe achtet viel mehr auf die räumlichen Proportionen eines Schriftganzen. Sie sind die viel reinere Prägung des Menschen – und eben diese räumlichen Proportionen finden durch die Schreibmaschine eine unübertrefflich klare Übertragung. Die Handschrift mit ihren Formenschnörkeln ist „fixierte Ausdrucksbewegung" – die Maschinenschrift ist, eben weil die manuelle Ausdrucksbewegung, das Zufällige der Stimmung, der Hemmungen durch Papier, Feder, Tinte, fortfällt, eine (relativ) viel prägnantere Fixierung des Geistes und des Willens.

Vor mir liegen die Maschinenbriefe zweier Architekten. Wenn ich sie vergleiche, so spielt die Form der Buchstaben gar keine Rolle. Sie ist hier wie dort unpersönlich. Ich könnte sogar zwei Briefe wählen, die mit der gleichen Maschine geschrieben sind. Das würde den Vergleich nur noch exakter machen. Umso klarer traten hervor die Unterschiede in der Verteilung des Schriftganzen im Raum des Bogens, der Entfernungen vom Rande: oben, unten, rechts und links, der Wahl des Abstandes von Type und Zeile, des Vor und Zurück der Anrede und der Unterschrift, der zahmen, mutigen oder tollkühnen Ausnutzung aller Möglichkeiten der Farbe, der Schriftgrade, der Versetzung, der Schrägstellung.

Schon in meinen zwei ziemlich konventionellen Briefen wirken diese Züge so unmittelbar und so sprechend charakteristisch, daß Sie, wenn ich Ihnen von diesen beiden Architekten nun die Photographie eines Baues zeigte, auch nicht eine Minute im Zweifel wären, von welchem der Briefschreiber die kühne Konstruktion in Eisenbeton und von welchem das hübsche Landhaus in verputztem Backstein sei. Und dabei ist sogar ziemlich sicher, daß beide – den Brief nicht einmal selbst getippt haben!

Daran schlössen sich noch etliche sehr interessante Probleme. Diesmal genüge die Feststellung der Tatsache. Was Sie, Herr Arnheim, den „reichen Zauber des Geschriebenen" nennen, ist wirklich ein relativ uninteressanter Teil der Augelegenheit.

Die Prägung des Menschlichen verliert sich nicht durch die Benutzung einer Maschine: sie wird deutlicher, sicherer und klarer; sie wird einfach und meßbar. Und dies eben ist der ganze Schmerz von euch unheilbaren Romantikern! Die Dinge der Kunst sollen in dem undurchdringlichen Nebel bleiben, mit dem der Medizinmann der Bantu-Neger sein Tun umgibt. Jedwede Leistung – und eine jede ist Charakter, Seele, Mensch – , auch die künstlerische, gewinnt durch Steigerung der Präzision. Nichts, aber auch gar nichts geht von wahrer künstlerischer Leistung verloren, wenn sie selbst mathematisch sich diszipliniert. Vielleicht wissen Sie von Cézanne nicht nur, daß er zum Porträt des Herrn Vollard 40 Sitzungen brauchte, sondern auch seine Mahnung: „Komponiert in Kugeln, Kegeln und Zylindern."

Was durch mechanisch erleichterte Präzision verloren geht, ist nicht der „reiche“ Zauber, sondern der faule Zauber. Eine Sache kann durch Verbesserung der Methode immer nur gewinnen.
Jene Sache aber, die sich bei Behandlung im hellen Tageslicht ins Nichts auflöst, war gar keine „Sache“, sondern aesthetischer Mumpitz. An ihm geht uns nichts verloren. Kunst als fixierte Ausdrucksbewegung, als Expressionismus, als Herstellerin von Individual-Symbolen ist für den menschlichen Befreiungskampf unwesentlich. Um für diesen Bedeutung zu gewinnen, wurde Kunst aus einer psycho-analytischen zu einer geopolitischen Disziplin.
Ich glaube, es gibt Menschen, die die Sonne nur wegen ihrer romantisch-malerischen Untergänge lieben. Viele jedenfalls bewundern einen Frans Hals wegen seiner „Pinselführung“.
Er hat freilich den Pinsel führen müssen, und er hat sich genial damit abgefunden. Aber heute würde er über die „Pinsel“ lachen und mit Chaplin filmen.
Und da wir so wieder bei der Photographie angelangt sind, will ich gern Ihre Frage beantworten, was denn „photographische Schönheit“ sei. Es ist die von hemmender Pinselführung freie, offene Schönheit des Lichtes. Sie hat nichts zu tun mit der Schönheit eines Objekts oder des Bildausschnitts – das sind ganz untergeordnete Geschmacksfragen, Staffelei-Rudimente – , sondern sie ist die Schönheit einer neuen Bild-Substanz. Und ich unterstreiche nochmals: während unsre Photographen darauf ausgehen, durch die Photograpie gemalte Kunst-Bilder zu imitieren, arbeiten allein die Amerikaner an dieser neuen spezifisch photographischen Schönheit. Fragt Henny Porten nach ihrer neuesten Film-Schöpfung: sie wird Kunst äußern oder Seele flüstern. Lilian Gish, von der Neuen Freien Presse nach ihrer Lieblkigsrolle gefragt, antwortet: „Meiner Meinung nach ist ‚Romola‘ der schönste Film, an dem ich mitgewirkt habe. Ich glaube nicht, daß jemals so reizende photographische Effekte auf der Leinwand erzielt wurden.“
Seele?
Was Ihr so Seele nennt, ist, frei nach Wedekind, eine mythologische Bezeichnung für schlechte Politik!

Evelyn Landing von Harry Kahn

Du bist nicht tot, Du süßes Licht:
mir ist, als ob, geliebt und lind,
Dein Blick dem meinen nun entbricht,
über die fahle Ebene rinnt
und, als kristallen-greller Fluß,
Dämmerung durchreißt, die um mich saust,
hinbrandet um der Wälder Fuß,
steilzischend an die Berge braust;
    Abgründe füllt,
    Gipfel enthüllt;
zu Schlacke brennt, was taghaft war,
hochglüht, was Nacht und Schacht gebar.
So geht, vervielfacht tausendmal,
vom Schmerz zu Stromeswucht geschwellt,
Dein nie vergeßbar heller Strahl,
geliebtes Licht, durch diese Welt.

Die Legende von Salzburg von Arthur Eloesser

Es ist ungefähr dreißig Jahre her, da saß in Salzburg ein junger Schauspieler, der bei seiner Jugend in der feinen geistlichen und darum so weltlichen Stadt noch einige Jahre hätte sitzen können, bevor er über Brünn, Breslau und Dresden allmählich nach Berlin oder Wien gelangte, die damals noch Hauptstädte mächtiger Kaiserreiche waren. Aber ein großer, berechtigter Ehrgeiz und eine ungeheure Passion erlaubten ihm nicht, so viele Stationen auf dem Wege zur Höhe abzuwarten; er war auch kein Schauspieler wie andre, der sich bald in dieser, bald in jener Rolle sah, sondern einer, der hundertköpfig, zweihundertarmig alle Rollen zugleich spielte, und der nichts wie Theater wollte als eine zweite Schöpfung in der Schöpfung. Der junge Schauspieler gelobte der Jungfrau Maria, ihr alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zu Füßen zu legen, wenn sie etwas Besonderes für ihn tun wollte; es war die Immaculata, die auf dem Domplatz steht, die aber gar nicht so aussieht, sondern vielmehr wie eine große und fast galante Dame, die nur den Schnürleib und die Puderperücke zu ihrer Bequemlichkeit abgelegt hat.

Das Wunder geschah, es brachte nach Salzburg den gewaltigsten Theatermann seiner Zeit, einen Ketzer aus dem Norden, einen Niedersachsen, einen Wiking (sein Vetter baute die gewaltigste Flotte der Zeit), dem der blonde Bart bis zum Gürtel rann. Dieser fand an dem jungen Schauspieler diejenige fromme Einfachheit und Geschlossenheit, die er den Seinen als strenges Gesetz auferlegte, und er nahm ihn mit sich in sein nördliches Reich, das nicht das der Üppigkeit war. Wie hätte der erprobte Theatermann auch ein Mann des Lebens sein können, da er hauptsächlich von Natron lebte? Wahrscheinlich die Folge seiner ersten Feldzüge, da er die Reiche seiner trägen Vorgänger zertrümmerte, ohne auf die Verpflegung gehörig Acht zu geben. Der Zögling fiel allmählich von dem Meister ab, den er liebte, er war ein Mann des Lebens, und er mußte ja erst alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit erobern, bevor er sie nach seinem Gelübde der Immaculata zu Füßen legte. Das Theater sollte so reich ausgestattet werden, wie es einst die Kirche gewesen war, und es sollte sich von allen Künsten und Fertigkeiten des Menschen herrlich bekleiden und schmücken lassen. Der neue Meister wurde ein großer Verführer, ein Festgeber, wie es kein Fürst vor ihm gewesen war, und seine unaufhaltsame Passion bezauberte zuerst die Künstler und Alle, die diese Welt schöner machen und damit Gott dienen wollen. Der strenge alte Meister wurde von dem neuen, der zaubern konnte, hart bedrängt, und als ihm auch das Natron nicht mehr schmeckte, legte er sich zum Sterben. Das Reich, das er seinem Nachfolger unwillig hinterlassen mußte, wuchs und wuchs und wurde so groß wie die Welt; das Siebentagewerk des Herrn wurde noch einmal auf den Brettern geschaffen, ein einziges Mysterium, ein riesiges Bilderbuch, das aufgeschlagen zugleich wie eine Orgel tönen konnte.

Als gestern in der zum Theater umgewandelten alten Reitbahn ‚Das Große Welttheater' von Hofmannsthal gegeben wurde, saß der Erzbischof von Salzburg in der ersten Reihe unter den Laien, unter den Ketzern und noch ganz Andersgläubigen. Das Gelübde ist erfüllt worden, und die Legende darf wohl von Einem erzählt werden, der das Talent Reinhardt immer bewundert, den Menschen Reinhardt immer geliebt und das Prinzip Reinhardt oft bestritten hat. Ich muß für mich in Anspruch nehmen, daß ich einmal dem geschwindesten unsrer Propheten und Wettermännlein, also Hermann Bahr lange zuvorgekommen bin, indem ich Reinhardts Werk immer für eine Barockschöpfung, für eine Art von Gegenreformation gehalten habe. Wenn er auch mit Strindberg und Wedekind und Shaw angefangen hat. Aber da die modernen Dichter nun einmal Ketzer sind oder nicht sein werden, sagte ich schon im Anfang zu den Bezauberten: Er wird euch nicht lange brauchen, oder er wird euch nicht mehr brauchen als die alten Mysterienschreiber, deren Namen kein Buch meldet, und die ja auch Alles in Gottes Namen und zu Gottes Ehre taten.

Dies gesagt braucht über das Salzburger Festspiel nicht mehr viel gesagt zu werden. Max Reinhardt hat aus der Reitbahn, der großen Salzburger Sehenswürdigkeit, ein christliches Theater gemacht, wie er damals aus einem Zirkus eine antike Arena gemacht hat. Die Bühne trägt das Gerippe eines gotischen Domes in drei Stockwerken bis zu den Excelsis, wo das Gloria in Licht und Tönen braust; man könnte den Bau auch einen dreifachen Lettner nennen, also mehr, als irgendeine Kathedrale hatte. Der König, der Reiche, die Schönheit, die Weisheit – sie ist aber nur eine Nonne – , der Bauer und der Bettler bekommen ihre Rollen auf diesem Großen Welttheater, bis der Tod als Inspizient sie abruft, der aber hier etwas feierlich und szenisch – das Szenarium stammt ja von Calderon – der Bühnenmeister genannt wird. Wir wissen, daß der Bettler den ersten Preis bekommt und das höchste Spielhonorar im Jenseits, die himmlische Seligkeit.

Ich unterstelle als selbstverständlich, daß ein Meister wie Reinhardt den Verkehr der Himmlischen mit Frau Welt meisterhaft geregelt hat, wenn auch eine barockmäßige Ausladung und Umständlichkeit zur Meisterschaft gehört. Von der Indifferenz, die mich gegen den ganzen Prozeß zwischen Oben und Unten befiel, nehme ich zwei Momente aus, die Eugen Klöpfer gehören, wenn er als „ungeborene Seele" gegen die Rolle des Bettlers auftrotzt, oder wenn er dann im Läuterungsfeuer schmilzt, grade da er die Axt gegen die Reichen und Stolzen erhebt. Wie weiß dieser Künstler, dem Seele aus den Augen strömt, schon das Gewand zu vergeistigen, den schweren grauen Sack, den er als ungeborene Seele trägt! Klöpfer wird auch pastos, er kann auch barock sein, und hier mit Recht, wenn er sich aus dem Rembrandtschen bis ins Rubenssche entfaltet. Über seiner grauen Mähne sah ich zuletzt einen Heiligenschein, und es sind wohl immer noch die besten Aureolen, die nicht vom Beleuchter gemacht werden.

Der begabte Oscar Homolka versprach mit der zugleich orientalischen und blonden Maske des Reichen mehr, als er halten konnte; er war zu gut, wie Otto Brahm gesagt hätte, wahrscheinlich schon auf den Proben, und hat sich offenbar überspielt. Wenn man die Intelligenz und den Takt bemerkt, womit Dieterle die Üppigkeit des Königs zusammenhält, so erfährt man mit Genugtuung, daß der Regisseur Reinhardt immer noch ein Wundertäter ist. Und ein Menschenfischer! Vielleicht hat er die Seele der schönen Lil Dagover für die Bühne gerettet; sie hat eine, und die klingt sogar. Was soll ich noch von Hofmannsthal sagen? Daß er dem Regisseur Reinhardt einen Text geliefert hat. Und daß sein Großes Welttheater sich mit der Welttragödie, die wir leider nicht zu Ende spielen können, in gar keine Beziehung bringen läßt. Hofmannsthal ist auch barock, ist es schon zu früh gewesen, aber mit welchem Glanz! Vor kurzem habe ich seine Nänie, eine der schönsten der Weltliteratur, auf Josef Kainz gelesen, dessen Todestag jetzt zum fünfzehnten Male wiedergekehrt ist. Aber der ist nicht barock gewesen.

Herr Wendriner läßt sich die Haare schneiden

von Kaspar Hauser *Für Morus*

Entschuldigen Sie mal – ich war zuerst dran! Allerdings warte ich länger wie Sie, Herr! Allerdings T – ! Haare schneiden, hinten recht kurz wie gewöhnlich, was? Und nicht so viel Pomade wie voriges Mal, Sie haben mir das ganze Hutleder verdorben! Warten Sie mal – ich will mir erst ’n Krahrn abbinden... So. Ja. Na, was Sie haben – Illustrierte oder irgend ’ne Zeitung – is egal. Ja – Lokalanzeiger. Gehm Se her. Nee – hab ich nicht gelesen. Ach, das? Olle Kamellen, stand ja heute schon in der B. Z. Nö – find ich gar nicht – mir können die Franzosen nicht imponieren. Falsche Bande. Paris ist nicht zu trauen. Ihre Maschine ziept. Meines Erachtens nach ist der Handelsvertrag gar nicht nötig mit den Leuten – immer rankommen lassen! Die Leute wern schon kommen, wenn sie uns brauchen. Autsch! Schlechtes Bild von Eckener. So sieht er gahnich aus. Nee – ich habn nich gesehn. Kolossale Leistung von dem Mann – darauf können wir direkt stolz sein. Hier vorn auch noch ’n bißchen, was? Der Mann hat was geleistet für das ganze deutsche Volk. Sehn Se sich vor da hinten, da hab ich immer meine Furunkeln. Nee, den Eckener macht uns kein Mensch nach. Passen Sie auf, der wird noch mal nach dem Nordpol fliegen. Kolossaler Rekord. Gestatten Sie die Lustigen, Herr? Danke sehr. Bitte sehr. Danke sehr. Ach – die Nummer kenn ich. Na, dann wer ich man ’n Lokalanzeiger weiterlesen. Die Lustigen sind frei – ja. Das neue Rußland. Denkmalsenthüllung des Arbeiterdenkmals ... Faule Bande. Die Leute sind heute an der Macht – jetzt genießen die eben. Natürlich sollte man ein Bündnis mit Rußland schließen – sehn Se mal: wenn England gegen Rußland wegen Indien geht, dann muß Deutschland Rußland helfen.

Dann kriegt Frankreich die Platze. Das ist mal klar. Na und hinterher – da wern wir die Brüder schon einseifen. 'n Abend, Herr Welsch! Na, Sie auch hier? Ja, Sie müssen noch warten – hier ist Hochbetrieb. Wozu zwei Handtücher? Ihr habts ja! Ach so, fürn Hals! Na, Herr Welsch, wie gehts denn? Danke, es geht. Was macht Ihre Frau Mutter? Noch immer krank? Gott, 'ne alte Frau... Wir hatten mal 'ne Großtante bei uns, die lebte bei uns, bis sie starb, die sagte immer, wenn mal Krach war: „Wer weiß, wie lange Ihr mich noch habt – !“ Na, wir hatten sie ziemlich lange . . . Ich sage eben zu Lauch: Wir müßten 'n Bündnis mit Rußland schließen. Meinen Sie nicht auch? Nicht wahr? Selbstverständlich. Ausgeschlossen. Na, ohne alle Frahre. Wieder Lohnerhöhung? Die Leute sind ja verrückt. Ham Sie ganz recht: man hat leider viel zu wenig an die Wand gestellt. Ich bin gewiß für sozial, ich meine, die Leute müssen ihren Lohn haben, aber sie können uns doch nicht erwürgen. Die Leute richten ja den gesamten Mittelstand zu Grunde. Natürlich, die Industrie doch auch! Woher soll denn das Alles kommen? Sie, daß mir das nicht auf die Stiebel trippt, Ihre Teerseife! Und nach dem Schampuhn mit was Scharfem. Buff... Aaah – das tut wohl. Sehn Se mal, hübsches Mädchen, was? Schade, daß das Bild da schon aufhört. Hähähä... Sie! aber ordentlich nachtrocknen, man holt sich ja den Tod mit dem nassen Kopf. Was? Wie? Direkt vor Ihrem Haus? Ein ganzer Trupp Reichsbanner? Nee – ich habe meinem nicht erlaubt, daß er dabei ist! Hat er nötig, sich auf der Straße rumzuschlagen! Bloß keine Extreme! Überhaupt: Politik gehört nicht auf die Straße. Sehr richtig – und die Jugend nicht in die Politik. Haben wir in unsrer Jugend Politik getrieben? Und wir sind auch was Anständiges geworden. Sehr richtig. Was meinen Sie, was die Reklame hier kostet – eine ganze Seite! Mindestens achthundert Mark! Na, natürlich. Die Leute müssen verdienen... So – jetzt ham Sie mir glücklich die Kappe verrutscht... nein! noch nicht die Kappe! – ich hab Ihnen doch gesagt, mit was Scharfem! Nicht Ihr Zeug, das stinkt so. Nehm Sie doch von meinem Haarwasser ... schon wieder alle? Herrschaften, ich glaube, Ihr trinkt das aus! Kucken Sie mal, Welsch, die Negri ist wieder nach Amerika gefahren. Sehr pikante Person. Nee, leider nicht, kleiner Schäker. Ja, hab ich auch gesehn. Bei Reinhardt. Wunderbare Aufführung. Wissen Sie, die Aufführungen bei Reinhardt sind immer wunderbar. Erstklassige Besetzung hat der Mann. Sicher 'n Geschäft. Haben Sie das auch gelesen? Ich bin dagegen. Wieso? Würden Sie sich mit der Politik das Geschäft verderben lassen? Na also. Politik gehört nicht ins Geschäft. Nein, auf'n Rennplatz auch nicht. Ich wer Ihnen sagen, wo sie hingehört: Da wo sie hingehört, gehört sie hin! Früher hat sich kein Mensch um den ganzen Klimbim gekümmert, und es ist auch gegangen. Ich geh heut abend noch aus ... Wo ist denn mein Schlips? Wo ist denn mein Schlips? Sie – wenn Sie mir den in Ihre Seifensuppe... nein, ach, da ist er ja. Na, dann lassen Sie sich man schön machen. Hier, das ist für Sie. Nichts zu danken.

Erhöhung der Eisenpreise? Nee, hab ich noch nicht gehört. Sie, lesen Sie mal da hinten, hier, nein, da, Herrgott, sind Sie ungeschickt! Hier! Lesen Sie mal da den Artikel mit der Amerikanerin, die drei Männer auf ein Mal gehabt hat... Sehr interessant. Vorhin habe ich eine junge Person gesehen, die hatte den Rock bis dahin hochgeschlagen gehabt; beim Sitzen, wenn ein Windstoß kam, sah man die ganze... Herrgott! Dreiviertelsieben! Ich erzähl Ihnen ein ander Mal weiter! Ich hab heute abend noch was vor. Auf Wiedersehn, Herr Welsch! ’n Abend! ’n Abend! Das ist ’ne Tür, Herr! Die ist zum Rausgehn! ’n Abend! ’n Abend – !

Oel und Noël von Morus

Mossul und Kampen

Es waren schöne Tage in Genf. Die europäischen Staatsmänner haben sich auf das beste erholt, und jeder hat nach Hause mitgebracht, was er brauchte. Ungarn bekam ein öffentliches Lob; Oesterreich erhielt einen Besserungsschein, mit dem es sich in einigen Monaten wieder bei seiner vorgesetzten Behörde zu melden hat; Frankreich hat von England die Zusage gelangt, daß der polnische Außenminister Skrzynski und der tschechoslowakische Dr. Benesch an der Paktkonferenz teilnehmen, sodaß Briand schon in Luzern als Protektor der Ostpaktstaaten auftreten kann; und Chamberlain hat für dieses Zugeständnis die Ölkonzessionen von Mossul erhalten.

Der Ton am Genfer See hat sich seit den Lausanner Orientkonferenzen so verfeinert, daß man das häßliche Wort Petroleum gar nicht mehr in den Mund zu nehmen braucht. Es handelt sich nicht mehr um Ölfelder und Bohrtürme links und rechts der Eisenbahn, sondern nur noch um die jeden Menschenfreund interessierende Frage, ob die Bevölkerung des Mossul-Gebietes lieber unter türkischer Hoheit lebt oder beim Irak bleiben will. Die Bevölkerung von Mossul hat, wie der britische Kolonialminister Amery versichert, ganz eigne Wünsche. Sie will lieber beim Irak bleiben als türkisch werden, aber sie will lieber türkisch werden als in einem selbständigen Irak leben. Was bleibt da den Engländern anders übrig, als den Mossulleuten ihren Herzenswunsch zu erfüllen, sie im Irak zu belassen und selbst noch auf etliche Jahre die Mandatshoheit über den Irak auszuüben.

Die Sache ist natürlich bedauerlich. Der Irak hat sich, seitdem er unter englischem Mandat steht, vorzüglich entwickelt. Er ist fast schon zu reif für eine Mandatsherrschaft der Engländer, und loyal, wie die Engländer von Natur aus sind, haben sie mit dem Irak bereits einen Bündnisvertrag abgeschlossen, sodaß sich die Herren des Irak vorkommen können, als seien sie gar nicht mehr Untertanen, sondern schon richtige und vollwertige Bundesgenossen des großen britischen Reiches. Wohler kann sich selbstverständlich kein Mensch fühlen, und zum Beweis dafür hat Herr Amery in Genf eine Erklärung des Parlaments vom Irak vorgelegt, worin diese gewiß unbeeinflußte Volksvertretung den ausdrücklichen Wunsch

vorträgt, den Bündnisvertrag mit England fortzusetzen. Solchen Bitten kann sich England nicht entziehen. Zwar bestünde theoretisch auch die Möglichkeit, das Mossulgebiet aufzuteilen, die eine Hälfte der Türkei und die andere dem Irak zu geben, aber das wäre eine zu große Roheit gegen die Bevölkerung. Und am Ende könnte es noch so aussehen, als ginge es gar nicht um das Volk von Mossul, sondern nur um die Petroleumquellen. Auch der Schein einer so häßlichen Unterstellung muß vermieden werden. England bleibt also beim besten Willen nichts andres übrig, als noch auf 25 Jahre das Mandat über den Irak einschließlich des Mossulgebietes zu behalten. Die Türken haben gegen diese Entscheidung des Völkerbundrats feierlich protestiert, und der Internationale Gerichtshof im Haag soll nun sein Votum abgeben. Aber viel wirds wohl nicht helfen, da die Franzosen zur Zeit Wichtigeres zu tun haben, als um Petroleumkonzessionen in Vorderasien sich mit England zu überwerfen.

Begebnisse so geringfügiger Art, wie es der Mandataustausch zwischen dem Mossulöl und der deutschen Ostgrenze ist, haben den Reichskanzler Dr. Luther nicht in seiner wohlverdienten Ruhe stören können. Wenn man von Kampen aus eine Berliner Zeitschrift redigieren kann, muß man von dort aus schließlich auch das Deutsche Reich regieren können. Oder sollte Jemand noch verlangen, daß ein deutscher Kanzler sich auch darum kümmere, was außerhalb des Reiches auf der Weltbühne vor sich geht? Im Gegenteil, wir wollen den Leuten doch grade zeigen, daß wirs nicht eilig haben und Genf und ähnlichen Quark noch lange nicht brauchen. Damit es auch die ganze Welt merkt, geht Stresemann, bewaffnet nur mit wenigen Strandgefährten nach Norderney. Das treue Herz, mags reiner sein, als Ihr denkt, braucht auch seine Erholung. Im übrigen: was innenpolitisch zu erledigen ist (Kartelle, Kommunisten und so), wird Otto zusammen mit dem alten Herrn schon schaffen. Ein paar Französlinge werden aufsässig? Nur nicht drängeln: am 14. September wird von Sylt aus für den 21. September Ministerrat anbefohlen. Dr. Gaus soll schriftlichen Bericht über Juristenbesprechung in London vorlegen.

Gaus — Juristenbesprechung — London? In der Wilhelm-Straße scheint die Uhr um einige Wochen nachzugehen. Herr Skrzynski hat sich aus Genf eine neue mitgebracht, die aufs Haar geht. Mit der wird er den Anschluß nicht versäumen. In Kampen sind solche Uhrwerke allerdings nicht zu haben.

Deag-Depag

Es hat ziemlich lange gedauert, bis Deag und Depag sich gefunden haben. Zwanzig Jahre lang hat die von Nollenberg geschaffene, von der Disconto-Gesellschaft finanzierte Deutsche Erdöl A.G. mit der von der Deutschen Bank kontrollierten Deutschen Petroleum A.G. in heftigster Fehde gelegen. Wenn der amerikanische oder der englische Welttrust, die Standard Oil und die Royal Dutch einander bekämpften, so hatten wir ein kleines Abbild davon im eignen Hause. Ganz wie die Großen. Mit allen Schikanen wurde um das Absatzgebiet, um galizische und rumänische Erdölquellen, um Reichsmonopol

oder freie Wirtschaft gekämpft, mit allen Mitteln der Finanztechnik und des politischen Einflusses, den die beiden größten deutschen Geldinstitute aufzubringen vermochten.

Hätte der Friede von Bukarest Geltung behalten: die beiden Erdölgesellschaften wären vielleicht die mächtigsten und wichtigsten Industriekonzerne Deutschlands. Aber an Stelle von Bukarest kam Versailles und da wars mit den Ölbildern, die man sich so schön ausgemalt hatte, vorbei. Anstatt daß man die Erbschaft der Franzosen und Engländer im rumänischen Erdölgebiet antrat, verloren die Deag und die Depag ungefähr Alles, was außerhalb der deutschen Grenzen lag, und dazu noch den Pechelbronner Bezirk im Elsässischen. Aber die beiden Petroleumgesellschaften, namentlich die Deag, waren nicht faul. Es wurde herumexperimentiert und überall versucht, wieder in das europäische Geschäft hineinzukommen. Mitten in der Inflation, 1922, war es schon einmal so weit, daß die beiden Gesellschaften zusammen mit holländischem Kapital sich vereinigen wollten. Dann klappte es doch nicht, jede ging wieder ihre eignen Wege. Die Deag setzte sich im mitteldeutschen Braunkohlengebiet fest, um daraus Maschinenöle zu gewinnen. Die Depag, die inzwischen von der Deutschen Bank umgegründet und um etliche Edelvaluten erleichtert worden war, folgte dem Beispiel und schloß sich mit den Rütgers-Werken zusammen.

Nachdem man sich so ein neues Arbeitsfeld erschlossen hatte, das räumlich nicht mehr viel zu erweitern ist, lag auch kein Grund vor, noch einander Konkurrenz zu machen. So ist jetzt ohne viel Aufhebens die Fusion zustande gekommen, bei der die Deutsche Erdöl dem Kapital nach wohl einen kleinen Vorsprung haben wird, während die Deutsche Petroleum als Fusionsbasis erhalten bleibt. Mit 35 Millionen Kapital wird der neue Öltrust weitaus die Vorhand in Deutschland haben, nachdem der jüngste, aber gefährlichste Erdöl-Konkurrent, der Stinnes-Konzern, zerfallen ist — wenn nicht innerhalb des Anilinkonzerns eine Ölmacht entsteht, deren Umfang vorläufig noch nicht abzusehen ist. Der Anilinkonzern, der mit der Stinnes-Riebeck-Montan- und Öl-A.G. das Stinnessche Erbe auf diesem Gebiet angetreten hat, ließ in der bei ihm gewohnten Art erst einmal einen dichten Schleier herunter. Die Ölbohr-Gerechtsame von Riebeck-Montan, die nach der Goldumstellung noch mit 866 000 Mark bewertet wurden, sind plötzlich auf 1 Mark abgeschrieben worden, und der Reingewinn, der auf 3½ Millionen vorausgeschätzt war, beträgt mit einem Mal nur noch 1¾ Millionen. Was das zu bedeuten hat, ist einstweilen noch unklar, und ein so großmächtiges Institut wie der Anilinkonzern hat wohl nicht nötig, der Öffentlichkeit und nun erst seinen Minderheitsaktionären Rede und Antwort zu stehen.

Aber wie auch der Ölbesitz des Anilinkonzerns, der ja nebenbei auch noch das vielgerühmte Bergiusverfahren zur Ölherstellung aus Kohle in Reserve hat, nach der endgültigen Umgruppierung aussehen mag — der neue Öltrust wird da mit einem sehr potenten Gegner zu rechnen haben. Und da über-

dies auch noch die zur Haniel-Gruppe gehörige Allgemeine Ölhandels G. m. b. H. und die von der Standard Oil kontrollierte Deutsch-Amerikanische Petroleum-Gesellschaft vorhanden sind, so ist an ein Öl-Monopol in Deutschland noch nicht zu denken.

Der Gratulant von Doorn

„In den Verein für die Geschichte Berlins“, meldet das Vereinsorgan, „trat Oberst Noël im Jahre 1901 ein, wurde 1905 dritter Vorsitzender und hielt in Gegenwart Kaiser Wilhelms II. zwei glänzende Vorträge über die Geschichte Berlins. 1906 sehen wir Oberst Noël als Zweiten und seit 1922 als Ersten Vorsitzenden des Vereins für die Geschichte Berlins.“

1925 sehen wir, wie Oberst Noël den 70. Geburtstag begeht. Auf einem in jeder Richtung wohlgelungenen Festkommers von über 300 Personen (mit Damen) hat der Hauptschriftwart die Ehre, ein Glückwunschtelegramm aus Doorn zu verlesen, welches folgenden Inhalt hat:

„Dankbar gedenke Ich aber auch am heutigen Tage Ihrer Erforschung über den großen König, auf Grund derer der Denkstein in Döberitz gesetzt wurde. Jener Denkstein, der auf historischem Übungsplatz der preußischen Garde ein Wahrzeichen bilden sollte für die rastlose Arbeit der Preußischen Könige zur Verteidigung des Vaterlandes gegen Haß, Neid und Habgier seiner Feinde.

Je klarer die Geschichte spricht, desto klarer wird der Weg, der in die Zukunft weist. Möchte Ihnen als Förderer des Einen beschieden sein, im Andern zu erleben: Unsers Volkes Erhebung aus Irrwahn und Bedrückung. gez. Wilhelm R.“

Ignaz Wrobel: was wäre, wenn obiger Gratulant uns vorzeitig entrissen würde? Nicht auszudenken. Solange wir aber solche Briefschreiber haben, ist die Republik hohenzollernsicher.

... und sind die Bewohner der Inseln von Porne gerechte und fromme Leute, so den Frieden lieben. Sie hassen den Krieg. Ihren König verehren sie als göttlich, solange er sich friedlich erzeiget. Ist er jedoch kriegsdurstig, so ruhen sie nicht, bis er von der Hand seiner Feinde im Kampf gefallen ist. So er sich entschieden hat, Krieg zu führen, welches gar selten geschieht, so stellen ihn seine Untertanen in die vorderste Reihe, also daß er gezwungen ist, dem vollen Anprall der Feinde sich zu stellen. Auch kämpfen sie nicht mit einiger Hitze, bis sie wissen, daß ihr König gefallen ist, dann erst kämpfen sie recht, für ihre Freiheit und für ihren neuen König. Auch ist bei ihnen kein König gewesen, welcher einen Krieg begann und nicht in der Schlacht fiel – daher die Kriege bei ihnen selten sind. Ihre Besitzungen durch Gewalt zu erweitern, dünket sie Unrecht. Sie tragen Sorge, keinen ihrer Nachbarn leichtfertig anzugreifen. Werden sie angegriffen, so wehren sie sich. Jedoch damit das Übel nicht um sich greife, trachten sie sogleich danach, Frieden zu schließen. Der Erste zu sein, der den Frieden verlangt, dünket sie ehrenvoll, aber hassenswert, den Frieden Dem zu verweigern, der nach ihm verlangt, und hätte er gleich zuerst und ohne Ursach angegriffen. Es vereinen sich alle Völker gegen den Einen, so den Frieden weigert, zu seiner Zerstörung, als gegen einen grausamen und bösen Menschen. So leben sie in Frieden schier alle ihre Zeit.

Erste Weltumsegelung des Magellan

Bemerkungen

Das Friedensthal

Im Süden von Paris, im Tal von Chevreuse liegt bei dem kleinen Ort Choisel ein Zeltlager. Ehemalige Zelte der amerikanischen Armee auf dem Grund Dr. Demarquets, die Menschen aller Länder aufnehmen und ein Campleben führen lassen.

Jährlich um die Zeit des Kriegsanfangs gewinnt das Camp von Chevreuse ein farbiges Bild. Ein Tag ist mir besonders in Erinnerung. Menschen aus über 12 verschiedenen Nationen, die dort zusammengekommen waren, standen um das abendliche Lagerfeuer. Deutsche Arm in Arm mit Franzosen, Engländern, Amerikanern, Holländern, Schweizern, Belgiern, dazwischen ein Chinese, ein Russe, Einer von Madagaskar, ein Inder, Italiener, Dänen, ein Serbe. Die Flammen waren fast niedergebrannt, die Worte Demarquets, seine Erinnerungen aus deutscher Kriegsgefangenschaft, verklungen.

Am Höhepunkt des Lagers trug Jeder schon die Erinnerung an frühere Reden und Aussprachen.

Die Worte, die Abbé Demoulier gesprochen über deutsch-französische Verständigung, was Benoist-Méchin, der Freund und Übersetzer Fritz v. Unruhs, über diesen und über Deutschland und Frankreich gesagt, leuchteten auf, Hung Ching Changs Rede über China, die religiösen Gesänge unsres indischen Freundes und der Gesang zu dem eigenartigen Instrument des Mannes von Madagaskar klang in den Ohren. Daneben wurden die Worte Stecklins von der ‚Ligue de droits des hommes‘ und die praktischen Vorschläge Tom Harrisons von der ‚Fellowship of youth for peace‘ für eine Jugendinternationale abgewogen.

Man sah in die Glut und dachte Derer, die an allen Fronten gefallen, vielleicht gegen Verwandte, gegen Freunde von Menschen, deren Hand man jetzt in seiner Hand hielt.

Harold Bing, einer der englischen Kriegsdienstverweigerer aus dem Weltkrieg, gab der Stimmung Ausdruck, und seine Worte fanden Widerhall im stillen Tal:

No more war!
Non plus guerre!
Nie wieder Krieg!
Nooit meer Oorlog !

So tönte es, und fester schloß sich der Kreis. „Wir wollen nicht gegen Brüder kämpfen, niemals – in Erinnerung an die Freundschaft, die wir gefunden. Klein noch ist die Zahl Derer, die wir hier zusammen sind – doch hinter den 200 stehen im Geiste Viele. Bei unsrer Freundschaft, die nicht an den Landesgrenzen Halt macht, versprechen wir: Niemals Waffen zu tragen gegen Menschen, sondern zu kämpfen gegen die Unkenntnis der Seele andrer Völker und die Dummheit und Interessenpolitik, die eine Verständigung zwischen den Völkern erschwert.“
Wie Alle in den Schlußchor der Neunten Symphonie einstimmten: „Seid umschlungen, Millionen...“: da wars, als ob durch das Sprachgewirr ein Gedanke durchleuchtete. Der holländische und der deutsche Anarchist sang mit dem bürgerlichen Demokraten, dem Arbeiterparteiler und Radikalen ein Lied, und all Die aus den verschiedenen politischen Lagern und Ländern sangen es mit, in allen Sprachen.
Als das Feuer erloschen, klang aus den Zelten noch das Lied, dessen schwere Melodie auch Die noch lange im Ohr behielten, die den Text verlachten:

C’est la nuit, tout se tait sur la plaine
les collignes et les bois.
C’est la paix– tout est bien et Dieu vient.

Fritz R. Greuner

Bei den Verrückten

Albert Londres ist eine Nummer für sich. Man stelle sich einen Egon Erwin Kisch vor, der nicht aus Prag stammt – das geht nicht – , also man denke sich einen gebildeten Mann, der

von seiner großen Reporterleidenschaft wirklich besessen durch die Welt getrieben wird. Londres ist ein Reporter und nichts als das: keine langatmigen Untersuchungen, keine exakten Dokumente, sondern: Wo ist etwas los? Ich will dabei sein! Ihr werdet lesen.

Wir haben gelesen. ‚Au Bagne' (das ist ins Deutsche übersetzt) – Londres beschreibt da das französische Sibirien, die Deportations-Orte in dem mörderischen Klima Südamerikas. Wir haben ‚Dante n'avait rien vu' gelesen – das ist die Schilderung ‚Biribis', der französischen Strafbataillone im Norden Afrikas. Beide Male große Aufregung im Lande, großer Bucherfolg beider Bände, für Biribi fand sogar eine offizielle Untersuchung statt, die jetzt mit allgemeinem Freispruch der angeklagten Unteroffiziere und Offiziere vor dem Kriegsgericht in Oran geendet hat. „La routine, la vraie maîtresse de la France" hat Stephan Lauzanne einmal geschrieben. Bagno, Biribi... was nun – ?

Auf der ersten Seite des neuen Buches von Londres steht folgendes Gespräch zwischen ihm und einem Kollegen:

„Si j'allais au bagne?" „Allez." Huit mois plus tard: „Si je partais pour Biribi?" „Partez." Au retour de Biribi: „Sie je faisais les fous?" „Faites." Er hat die Verrückten bearbeitet, und da ist das Buch:

Chez les Fous (bei Albin Michel, Paris, 22 rue Huyghens)
Eine sehr interessante Sache.

Hier ist nun noch gar nichts von Psychoanalyse, und das Irrenhaus hat für Autor und Publikum Schrecknisse wie die Geisterstunde, huhu, für Kinder. Ein alchemistisches Buch zur Zeit des Chlorgases. Es ist aber gut gesehen, wenn man nichts Wissenschaftliches verlangt, und es ist noch beser gemacht, weil es verboten war, es zu tun. Fast überall hat sich Londres in die Irrenhäuser eingeschlichen – man wollte ihn nicht.

Mit gutem Grund.

Die Einzelschilderungen sind sehr instruktiv und, soweit man das bei so einem Thema sagen darf, amüsant. Wie, zum Beispiel, der mittelalterliche Teufel in den Visionen so vieler Geisteskranker von modernen Erfindungen abgelöst ist. Radiowellen, Elektrizität und, sogar, Sowjet; wie richtig geschildert ist, daß die Frauenabteilungen viel, viel schlimmer sind als die Männerabteilungen; wie die Verrückten essen, fressen, brüllen und hungern; wie die Familien auf der sonst immer leeren Straßenbahn, die „hinaus" fährt, am Sonntag mit ihren Vorratskörben kommen und das entsetzliche Schauspiel mitansehen; geisteskranke Verbrecher und geisteskranke Kinder – nie werde ich vergessen, was ich in Herzberge sah: die Altweibergesichter der Säuglinge und jenen totenblassen Jungen, der, als die Besucher zur Tür hereinkamen, eine seltsam verlorene und unbewußte Bewegung nach seinem Hosenschlitz machte – : Londres hat gut und, soweit ich das beurteilen kann, richtig photographiert.

Und er hat nicht nur photographiert er hat auch kritisiert. Die Zustände in französischen Irrenhäusern müssen – immer nach diesen Schilderungen – zum großen Teil entsetzlich sein. Paris und einige andre Anstalten nimmt er ausdrücklich aus.

Weil man nie weiß, wer einen mißbräuchlich ausnutzt: das ist Sache der Franzosen. Wir sollten uns um unsern eignen Kram bekümmern. Ich möchte nicht sehen, wie es auf dem Lande, in Pommern, in Bayern, von dem Fridericus Rex in seiner markigen deutschen Art gesagt hat: „C'est un paradis, habité par des animaux" – wie es da um die Unterbringung der Geistesschwachen, die kein Geld haben, bestellt ist. Wem die Arbeitshäuser unterstehen, wo Männer und Frauen, wie die Fürsorgeerziehung aussieht, wo Kinder gequält werden... Und schließlich

haben wir ja unsre Gerichtsärzte. Also wir wollen doch zu Hause ausfegen.

Um auf Londres zurückzukommen:

Er berichtet, daß die Geisteskranken geschlagen und gebunden werden; daß man sie miserabel beköstigt, weil kein Geld für sie da ist; daß die Überwachung minderwertig und die Garantien für die persönliche Freiheit gering sind; und – das Schlimmste – : daß Geheilte und Rekonvaleszenten im Irrenhause bei den Kranken gehalten werden. Die Verantwortung für diese Behauptungen muß ich ihm überlassen, aber sie hören sich scheußlich genug an.

Das ist durchzogen von den buntesten Geschichten: wie die von jenem Verrückten, der Kissen bemalt, und dem ein Pariser Warenhaus auf eine Offerte schreibt: „Wir finden Ihre Preise sehr vernünftig...“ – aber ein fünfzehnjähriges gesundes eingesperrtes Mädchen; ein Irrengesetz von 1838; und, selbstverständlich, die Ärzte.

Da hat Londres mit Recht zugeschlagen, denn kein Priester hat einen solchen Größenwahn sein Eigen genannt wie der moderne Arzt, den man zu kritisieren wagt. Man braucht aber kein Fachmann zu sein, um unter ihm zu leiden.

Das Buch ist verdienstvoll, wenn auch nicht sehr tief. Und es wird vielleicht Jenen zu denken geben, die so feierlich in der Sorbonne das Andenken des großen Lehrers unsres einzigen Freud gefeiert haben: Charcots.

Europa soll sich nicht dicke tun: das Mittelalter war wie die neue Zeit, nur konsequenter, aber sicherlich mit derselben Verachtung der tempi passati.

Peter Panter

Pawlowa

Erstens: Vorspiel ihres Ensembles. Sofort stellt sich jene faszinierende Wirkung ein, der sanfte Rausch, wie immer, wenn Russen oder von Russen inspirierte Menschen tanzen. Ungeheuer charakteristisch ist, was über die Bühne geweht kommt, gleich wie sich der Vorhang hebt. Da saßen wir kürzlich in einem deutschen Stück: und die Nase meiner Seele roch sofort eine undefinierbare Mischung von angebranntem Gefühlsschmalz, Schweiß, Manneskraft und Herzensroheit, noch bevor auf der Bühne ein Wort gesprochen war. Sie hatte richtig gerochen.

Hier aber kommt ein Luftzug, der die Herzen hebt. Der Meyer, Schulze und auch Wendriner in die Höhe wirbelt. Wie die Musik in diesen Menschen lebt! Sie fährt in ihre Glieder, nicht wie ein Blitz, sondern wie ein mächtiger und zugleich zarter Geist, ein Dämon, der sie beherrscht und ihre Individualität auslöscht. Auf der Bühne ist eigentlich nichts wie das Stück Rhapsodie von Liszt, die auf magische Weise plötzlich mit jeder Biegung der Melodie, jedem Pulsschlag , der rhythmischen Veränderung, jeder Falte und Differenziertheit die Dimension der Sichtbarkeit gewinnt. Ich spreche nicht von der Qualität dieses Ensembles, die übrigens diesmal gut war, sondern von der Tatsache: Tanzende Russen. Es ist ein Vorgang geistiger Elevation in eine höhere Wirklichkeit, der mit dem Zuschauer geschieht. Und weil Ihr das nicht könnt – oder sagen wir freundlicher; weil es euch so schwer fällt – , weil in eurer Brühe immer so viel Kloben und Klötzer und Schuhsohlen unvergeistigter Realität herumschwimmen: deswegen, Ihr Herren in Berlin, werden eure Theater wohl auch in diesem Jahre... aber wir wollen dem Lauf der Historie nicht vorgreifen.

Jetzt weht sie selbst auf die Bühne, die spirituellste, geistigste aller Tänzerinnen. War sie immer so klein, so traumhaft grazil? Es stellt sich heraus, daß jedes Bild der getreuen Erinnerung aus der Zeit, als sie damals, es ist schon einige Jährchen her, in Berlin tanzte – . daß alle Vorstellungen,

die man heraufbeschwor, wie Dromedare wirken; neben dem, was hier zu sehen ist. Der Geist ist gar nicht fähig, sich einen solchen Superlativ an Zierlichkeit, Feinheit, pretiöser Ausgeschliffenheit jeder Bewegung lange zu bewahren, möge er sich dazu noch so sehr durch die Betrachtung von Libellen oder der kostbarsten Rokokoporzellane ermuntern.

Wie alt mag sie eigentlich jetzt sein? Dies zu fragen, ist hier einmal nicht unhöflich. Denn das ist doch deutlich, daß sie die Zeit überwunden hat. Keine Ermattung, keine Schlaffheit, kein Schwererwerden ist ihr anzumerken. Von ihren Tänzen sind einige verblaßt wie die Farben mancher ihrer Kostüme. Aber niemals spürt man den faden, süßlichen Duft ältlicher Ballettproduktionen. Und die Höhepunkte ihrer Kunst stehen, aus diesem zerbrechlichen und überzartem Material modelliert, als unantastbare Vollkommenheit in der veränderten Zeit.

Frank Warschauer

Um die Konvention

I.

Auf die Anfrage meines lieben und verehrten Kollegen Bassermann erwidre ich:
Ich halte nach wie vor die Gagenkonvention für eine unzulässige Bindung des freien Künstlers in der Verwertung seiner Arbeitsrechte und werde mit Bassermann weiter für die Beseitigung der Konvention kämpfen. Ich habe bei dem beabsichtigten .Engagement in Berlin es abgelehnt, zu dem Höchstsatze der Berliner Gagenkonvention abzuschließen. *Alexander Moissi*

II.

Lieber Albert Bassermann, ich finde, daß wir Schauspieler das Publikum schon allzu reichlich mit unsern Privatangelegenheiten unterhalten haben. Deshalb beschränke ich mich darauf zu erklären, daß ich selbstverständlich meinem Versprechen treu geblieben bin. Über Einzelheiten gebe ich Ihnen persönlich mit dem größten Vergnügen jede Auskunft. Die Öffentlichkeit muß sich mit meinem Ja begnügen; seien Sie überzeugt, lieber Kollege, sie tut es herzlich gern. Ihr *Max Pallenberg*

III.

Lieber Herr Pallenberg, seien Sie bedankt für Ihre prompte Antwort!
Es handelt sich hier nicht so sehr um unsre Privatangelegenheiten als um die gar nicht privaten der Direktoren, die die uns schädigenden Beschlüsse des Bühnenvereins umgehen.
Sie, lieber Herr Pallenberg, sind Ihrem Versprechen treu geblieben, das heißt: Sie haben Ihren Vertrag mit den Saltenburg-Bühnen unter Umgehung der „Konvention“ abgeschlossen, wozu Sie durchaus berechtigt waren.
Ergo ist die Direktion der Saltenburg-Bühnen dem Bühnenverein wortbrüchig geworden: quod erat demonstrandum.
Ich bin nun neugierig, ob der Bühnenverein die lächerliche „Konvention“ endlich fallen lassen wird, oder ob er gegen seine renitenten Mitglieder einschreitet, oder ob diese aus dem Bühnenverein austreten werden.
Mit herzlichem Gruß Ihr *Albert Bassermann*

Feurige Kreuzritter

New York an Berlin

Wie schön, wenn sich das Rauhe mit dem Zarten,
die Swastika mit Union Jack sich eint.
Die Sonne einer bessern Zukunft scheint,
wo Mord gelehrt wird nach erprobten Arten.

Ein Ding, zu schwer für Potsdam oder München:
der Ku-Klux-Klante als Genosse drehts.
Wir Kultivierten der United States
verstehen uns auf Meuchelmord und Lynchen.

Vorwärts, geheimnisvolle Wegebahner !
Heil Sternenbanner! Urräh Hakenkreuz!
Bald seid Ihr blondgelockten Söhne Teuts
hundertprozentige Amerikaner!

Karl Schnog

Deutschnationaler. Wenn dein Leib- und Lieblingsblatt das nächste Mal über die Vernichtung der monarchischen Staatsform als derjenigen, die altgermanisch, also deinem Volk angestammt und dir einzig gemäß sei, zu wimmern anhebt: dann rate ich dir, wofern du durch seine Lektüre noch nicht gänzlich vertrottelt bist, ihm eine Broschüre vor die Augen zu halten, die im Verlag der Neuen Gesellschaft m. b. H. zu Berlin-Hessenwinkel erschienen ist. Sie heißt: Republik Europa, ist von Otto Lehmann-Rußbüldt, dem verdienstvollen Sekretär oder Geschäftsführer der Deutschen Liga für Menschenrechte, und tut überzeugend dar, daß das altgermanische Königtum eine genau so unfromme Lüge ist wie sämtliche Propagandaphrasen deiner geistigen Unterernährer. Du brauchst nicht einmal dem feilen Römer Tacitus zu vertrauen: sogar dein hehrer Held Felix Dahn weist in seinen historischen Schriften nach, daß die Verfassung der Germanen republikanisch, daß ihr freigewählter König ein absetzbarer Beamter des Thing war. Deine geliebte Junkerkaste findet diese Geschichte deutscher Vorzeit begreiflicherweise unersprießlich und bezieht ihre Gegenargumente seit achtzig Jahren unerschütterlich von dem Staatsrechtslehrer und Mitglied des Preußischen Herrenhauses Friedrich Julius Stahl, dessen ursprünglichen Namen — nach Lehmann-Rußbüldt: Warschauer, meines Wissens: Schlesinger — sie dabei schamhaft für sich behält. An Allem sind somit wieder die Juden schuld, auch an den Geschichtsfälschungen deiner Lehrer und Zeitungsschreiber. Wie haben die sich über die Kosten von Eberts Begräbnis aufgeregt! Von Lehmann-Rußbüldt ist zu erfahren, daß den Völkern Deutschlands, Europas und der Welt ihre Monarchen erheblich mehr gekostet haben und kosten als, in Leben und Tod, ihre Präsidenten. Dich wird das allerdings wenig scheren. Denn du bist nur da geizig, wo es Sinn hätte, Geld auszugeben, und wirst flugs verschwenderisch, wo sichs um Schädlinge und Schmarotzer handelt.

Theaterfreunde. Am 20. September war Josef Kainz fünfzehn Jahre tot. Sein Grab auf dem Döblinger Friedhof von Wien sieht mehr als bescheiden aus. Um es in würdigen Stand zu setzen und darin zu erhalten, ist ein Josef-Kainz-Grab-Fonds begründet worden. Um diesem die Mittel für seinen guten Zweck zu verschaffen, hat Benno Deutsch ein schönes Josef-Kainz-Gedenkbuch mit dreißig wertvollen Beiträgen herausgegeben. Das solltet Ihr Alle euch von dem Herausgeber, Wien IV, Schwind-Gasse 3, kommen lassen.

Anhänger. Was die Vaterländischen tun? Sie toben weiter. Da sie nicht einen einzigen Satz unsrer Nummer 33 entkräften können, ja nicht einmal versuchen können, ihn zu entkräften, und da sie den Namen des Autors nicht kennen: so gehts seit fünf Wochen über mich her. Zugleich mit der ‚Weltbühne‘ hat ihnen ihr gefeierter Führer Roßbach die Meinung gesagt und sich gänzlich von ihnen losgesagt: „Das alte schöne Landsknechttum der Kriegs- und Nachkriegszeit wird langsam, aber sicher zu Grabe getragen werden müssen... Nicht darin ist die Befreiung Deutschlands zu suchen, daß man Massen organisiert und ebenso schnell wieder verliert, daß man sich hier- und dorthin werfen läßt, nur um des täglichen Brotes willen, daß man Leute um sich sammelt und mit ihnen ‚Soldaten‘ spielt, daß man lumpt und zecht, gröhlt und Fenster einschlägt.“ Davon sprechen Die ungern, die es trifft. An Roßbach wagt sich Niemand heran. Aber mich denunziert tagtäglich ein Dutzend ihrer Blätter und Blättchen dem Staatsanwalt und dem Oberreichsanwalt. Nun, noch atm’ ich im rosigten Licht; und so hat man die Parole ausgegeben, zu schärfern Mitteln zu greifen. In den 25 Jahren meiner publizistischen Tätigkeit sind 500 Verleumdungen gegen mich aus-

geheckt worden. Die werden jetzt mit der Mistforke mühsam zusammengescharrt. Ich genieße das lachend zu jedem Frühstück und würde trachten, mir vorzustellen, wie die Leute aussehen, die solchen Unsinn nach der Lektüre nur eines Heftes der ‚Weltbühne' glauben, wenn ich nicht sicher wäre, daß die Schreiber selber ihn gar nicht glauben, und daß die Leser dieser Schreiber würdig sind und eine andre geistige Nahrung weder verdienen noch vertragen. Hätten die Brüder wenigstens meine wirklichen Verbrechen ausgekundschaftet! Leider sind sie dazu zu dumm. Und so erfinden sie unbekümmert drauf los. Die alten Erfindungen, die ich in all den Jahren jeweils geduldig widerlegt habe — keine Angst, daß ich euch damit abermals lästig falle. Aber sogar die Sorte spürt, daß ein paar neue die Wirkung der Hetze vergrößern würden. Also wird jetzt verbreitet, ich hätte mich „in der Kriegszeit eifrig um einen Posten im Auswärtigen Amt beworben". Ich ahne nicht, inwiefern das die vaterländischen Fememörder und ihre Gesinnungsgenossen entlasten würde. Hingegen weiß ich, daß sich das Auswärtige Amt in der Kriegszeit eifrig um mich beworben hat. Eines Tages im Herbst 1917 rief das Kriegsministerium — zu dem ich keinerlei Beziehungen hatte — aus heiterm Himmel bei mir an. Die Militärische Stelle des Auswärtigen Amtes — zu der und zu dem ich keinerlei Beziehungen hatte — brauche für ihre Theaterabteilung einen fachmännischen Berater. Oberleutnant v. B. — der mich persönlich nicht kenne — habe mich als besonders geeignet bezeichnet. Ob ich bereit sei, mich ehrenamtlich zur Verfügung zu stellen. Dann bäte man mich, zu einer Besprechung zu erscheinen. Ich ging hin; und blieb dort bis zur Revolution. Nie besoldet und stets bedankt für meine nützliche Arbeit. Die Hauptleute E. und F., die nach einander meine „Vorgesetzten" waren, sind Zeugen für die Richtigkeit meiner Darstellung. Aber so ist es mit allen Lügen über mich. Etwas ist immer dran wahr; und wär' es das Gegenteil. Dieses war Lüge Nummer 501. Und nun lebe ich in der freudigen Erwartung, einer nicht ganz so primitiven Nummer 502 zu begegnen. Aber in der Hinsicht bin ich von jeher schmählich enttäuscht worden.

Rechtsfanatiker. Die Wiener ‚Arbeiter-Zeitung' nimmt zu Gunsten des deutschen Schriftstellers Heinrich Wandt, an dem einer der fürchterlichsten Justizmorde verübt worden ist, eine überaus verdienstliche, mächtig aufrüttelnde Veröffentlichung vor, die viele Spalten lang durch drei Nummern läuft. Ihr wünscht euch, daß das der ‚Vorwärts' nachdrucke, und daß es aus ihm in die gesamte republikanische Presse Deutschlands übergehe. Geschähe das: Wandt wäre morgen frei. Einer so niederschmetternden Anklage gegen die deutsche Justiz, einem so konzentrischen Angriff könnte nicht einmal ihre Elefantenhaut standhalten. Unbesorgt: es wird nicht geschehen.

Wir sind gezwungen, am 1. Oktober den Einzelverkaufspreis der ‚Weltbühne' von 50 Pfennigen auf 60 Pfennige zu erhöhen. Der Vierteljahrspreis (für 13 Nummern) bleibt 6 Mark. Diesen Betrag sende bis zum 5. Oktober auf der beiliegenden Zahlkarte ein, wer sich ausgerechnet hat, daß es künftig beträchtlich vorteilhafter ist, Abonnent als Einzelkäufer zu sein.

Verantwortlich : Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Heiki - Verlag G. m. b. H., Blumeshof 1. Nollendorf 792, Postscheckkonto Berlin 27374. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

Sogenannter Friedenskongreß von Kurt Hiller

In Paris (...wenn zu meinen Lebenszielen gehörte, Plaudereien zu dichten, o, dann hätte ich jetzt Seiten zu füllen mit deskriptiven Formeln des Entzückens über diese Architektur, diesen gewaltigen, doch elastischen und fußgängerfreundlich sich regelnden Verkehr, diese Liebenswürdigkeit der Leute, diesen guten Geschmack in den Läden, diese Küche, diese Apéritifs, diese stimulierende Leichtigkeit der Luft, diese Kunstschätze) ... in Paris trug sich Anfang September etwas zu, was ‚Vierundzwanzigster Weltfriedenskongreß' hieß. Es wird aber nachgrade Zeit, einen ersten einzuberufen.

Obwohl der Präsident der Internationalen Union der Friedensgesellschaften, La Fontaine, nur 72 Jahre zählt und Buisson, der Präsident der französischen Liga für Menschenrechte, immerhin auch ein Mann in den besten Jahren, nämlich 84, ist, zeichnete diese Tagung in ihrem Verlauf und ihren Resultaten sich durch einen so hohen Grad von Verkalktheit aus, daß die Rede, die einige Tage später der Tory Chamberlain in Genf hielt, verglichen mit den Pariser Ergebnissen, wie ein Anarchistenbekenntnis wirkte. Die Verehrung des Greisenalters mag ein Prinzip sein, das seinen humanitären Wert hat; in geistiger Hinsicht ist es ein Afterprinzip und dem Katechismus des Teufels entnommen. Wir wollen nicht, daß Knaben, grünes Gemüse, unreife Quirlköpfe Politik machen; aber wir wollen erst recht nicht, daß psychophysisch Rückgebildete, daß Ehrengreise, die ausschließlich aus der Erinnerung an vergangene Tatsachen, an abgelebte Gedanken leben und unfähig sind, ihr Hirn dem Strom der Entwicklung anzuschließen, mit der Jugend zu denken, für die Zukunft zu handeln, sich Bewegungen, die sie zwar schaffen halfen, noch in einem Zeitpunkt aufdrängen, wo ihr Mangel an Entschlossenheit, taktvoll und ihrer Jugendidee eigentlich gemäß beiseitezutreten, nichts andres bedeutet als: diese Bewegungen erstarren lassen. Ich bin für Ehrfurcht Vor dem Genie; nicht vor der Impotenz.

Der Mißkredit, dessen sich die organisierte Friedensbewegung der Welt fast überall in der Welt erfreut, die leise Komik, die das Ohr nicht nur der Blutbestien, sondern grade auch der gütigsten und klügsten Erneuererköpfe in dem Worte ‚Pazifismus' glaubt mitschwingen zu hören, beruht zu erheblichen Teil auf der seit Jahren permanenten Greisenherrschaft in dieser Bewegung; auf den Folgen der Tatsache, daß das leitende Gremium der pazifistischen Internationale ein fast stilreines Mumienkabinett ist.

Dem Berliner Kongresse, 1924, war gelungen, diese Folgen vorübergehend zu paralysieren, weil in der deutschen Frie-

densbewegung nach dem verlorenen Krieg die gegen die alte Art von Pazifismus revoltierende Jugend rasch Mehrheit und Vorrang gewonnen hatte. In Frankreich liegt das ganz anders. Dort ist die Linke, die Gruppe der „très pacifistes“, ein schmales Segment. Jede internationale Tagung steht aber unter dem Einfluß der intellektuellen Atmosphäre des Landes, wo sie stattfindet. Der französische Pazifismus, in der Mehrheit seiner Vertreter, ist konservativer als sonst einer. Die Minderheit wird nach Kräften fortgeekelt. Die Gouttenoir de Toury, Mathias Morhardt, Oscar Bloch, die intransigent-antimilitaristischen Generäle Percin und Verraux, von Romain Rolland zu schweigen, fehlten auf diesem Kongresse. Die Subalternen der pazifistischen Büros waren allmächtig. So machte Paris einen Strich, einen dicken Strich, durch die Berliner Beschlüsse. Jene, die immer wieder konsequentes Denken und ungebrochenes Wollen als Utopisterei denunzieren, siegten mal wieder – auf unfaire Art übrigens, mittels aller möglichen geschäftsordentlichen und geschäftsunordentlichen Mätzchen, und auch so nur ganz knapp: mit 194 gegen 144 Delegiertenstimmen. Ich grüße meine mitunterlegenen Verbündeten, vor allen das oratorische Phaenomen dieses Kongresses: den revolutionären Franzosen Georges Pioch.

Folgende drei Thesen der Linken wurden verworfen:

1. Das Genfer Protokoll mit seiner militärischen Sanktion gegen den Friedensstörer beseitigt nicht den Krieg, sondern stellt ihn auf eine neue ideologische Grundlage. Bestraft durch die Sanktion werden nicht die wirklich Schuldigen, nämlich die verbrecherischen Regierungen, die das Schiedsverfahren ablehnen und den Nachbarstaat angreifen, sondern die schuldlosen Massen des Volks, die Kinder, die Frauen, die am politischen Spiel unbeteiligten oder ihm opponierenden Männer – : auf sie fallen die Giftgasbomben aus den Flugzeugen der Exekutoren. Das ist unerträglich – weil es grausam und völlig ungerecht ist. Jede Form der Sanktion, die moralische Ächtung, der oekonomische Druck, wäre annehmbar; die militärische Form nicht. Massenmord bleibt Massenmord, auch falls er „im Namen der Gerechtigkeit“ geschieht. Aber auf militärische Sanktion kann, technisch, erst verzichtet werden, wenn kein Staat mehr die technische Möglichkeit hat, einen andern zu überfallen. Folglich – und dieser Schluß ist zwingend – muß allen Pakten die universale, totale Abrüstung, die freiwillige, die Selbst-Entwaffnung sämtlicher Völker, bis auf winzige Polizeireste, vorangehen. Nicht „Sicherheit“ würde die Vorbedingung der Abrüstung, sondern Abrüstung die Vorbedingung der Sicherheit sein. Die Selbstentwaffnung aller Völker bedeutet den besten Schutz für alle Völker.

Der Friedenskongreß sagte zu diesen Betrachtungen Nein und billigte den Sanktionskrieg. (Kein Blitz fuhr in das Amphi-

theater.) Der Tory Chamberlain, einige Tage später, zu Genf: „Es ist nicht unsre Aufgabe, den Angreifer zu strafen, sondern den Angriff zu verhindern... Die Bestrafung des internationalen Verbrechens ist ebenso notwendig wie diejenige des individuellen; aber der Zweck ist nicht die Strafe, sondern die Verhinderung des Verbrechens... Es könnte den Anschein haben, als ob es die Hauptaufgabe des Völkerbundes sei, den Krieg förmlich zu organisieren; aber das einzige Ziel unsrer Arbeit ist die Verhinderung des Krieges." Die pazifistischen Geronten beschämte ein konservativer Minister! Und war, was er sprach, geheuchelt, so bleibt Heuchelei die Huldigung, die das Laster der Tugend darbringt. Der Kongreß der pazifistischen Greise huldigte nur dem Laster: dem Laster des organisierten Massenmords.

2. Zur allgemeinen Abrüstung der erste Schritt wäre die allgemeine Abschaffung der Wehrpflicht, dieser fürchterlichsten aller Sklavereien; wir fordern die allgemeine Abschaffung der Wehrpflicht.

Nein, sagte der Friedenskongreß; denn damit würden wir Anstoß erregen, zum Beispiel bei der Regierung Painlevé, die uns mit vierzigtausend Francs dotiert hat, oder bei der Regierung Benesch, von der manche Liga lebt. (Kein Blitz fuhr...)

3. Solange der Wehrzwang noch besteht, soll Dienstverweigerern aus Gewissensgründen durch ein Toleranzedikt des Völkerbundes und internationale Verträge wenigstens Straffreiheit gewährt werden.

Nein, sagte der Friedenskongreß; denn auch mit solchem Verlangen würden wir uns die Gunst hoher Protektoren verscherzen und nie wieder in die Smokings steigen dürfen, um beim Unterrichtsminister zu frühstücken und vom Präsidenten der Republik empfangen zu werden.

*

Es bedarf keines Worts der Begründung, weshalb eine Friedensinternationale, die solche Voten herausstellt, lieber ihre Bude schließen sollte. Das, was ist, zu bestätigen, dazu sind wir nicht auf diesem Gestirn. Neben den Gang der Geschichte zu treten, die Ereignisse bestaunend zu begrüßen, die Entwicklung mit I-A anzublöken, das ist unsre Aufgabe nicht. Wir haben der Entwicklung voranzueilen, wir haben Kritik zu üben am Gegebenen, unsre klare Forderung zu stellen, ohne Abstriche; nur so, wenn überhaupt, wird es möglich sein, Geschichte zu machen. Ein loyalistischer, von kriegführenden Regierungen – Marokko!! – finanziell und moralisch abhängiger Pazifismus ist überflüssig (und Schlimmeres); den machen ja schon Demokraten und Sozialdemokraten; nur ein oppositioneller, revolutionärer, klar gradeaus gerichteter hat Daseinsberechtigung. Um Das zu sagen, was die Parteien sagen, braucht man keine Vereine und Kongresse neben und „über" den Parteien.

Es fehlt die Partei, in allen Ländern fehlt sie, die in den Mittelpunkt ihrer Doktrin, an die Spitze ihres Programms die Wiederaufrichtung des niedergetretenen Ur-Rechtes auf Leben stellt. Weil diese Partei fehlt, bedarf es einer Kampfbewegung ‚Pazifismus'. Der Pariser Friedenskongreß hat das Recht des Menschen auf Leben nicht nur nicht in den Mittelpunkt gestellt, er hat es ignoriert; und mehr als ignoriert: er hat es bestritten. Eine lächerliche gesellschaftliche Zeremonie war er; das Kuvert zu sechsundzwanzig Francs; die Greise, die dies anrichteten, sind eines Fluches wert.

Die Greise und die ihnen gefügigen Subalternen, die, ungeistig und betriebsam, Alles fingern. Ich denke da besonders an einen, der in Genf sitzt, eine niedrige Stirn, einen weißen Beamtenschnurrbart und zu eng stehende, böse Augen hat; Nullen an wichtigen Posten bleiben das Katastrophale.

Die Jahresversammlung der Deutschen Friedensgesellschaft zu Dortmund, die dem Pariser Treffen vorausging, hat dies nicht bedacht, als sie... den bewährten Fahrstuhlführer des Hauses Wilhelm-Straße 48 zum Vizepräsidenten wählte.

„Persönlichkeit" war um 1900 das Wort des Tages. Faust-Erklärer, Freidenker, Frauenrechtler, Nietzsche-Dozenten, kosmetische Ethiker ruinierten es. Schließlich wurde es ein Fremdwort für Vollbart. Als die glatten Gesichter Mode wurden, verschwand es völlig. Ich habe die Kühnheit, ich wage, es wieder heraufzurufen. Die Zeit ist reif. An die Spitze unsrer Bewegungen gehören weder Ehrengreise noch organisatorisch begabte Portiers; sondern: schöpferische Persönlichkeiten.

Eulenburgiana von Ignaz Wrobel

‚Aus dem Leben des Fürsten Eulenburg-Hertefeld' von Johannes Haller (Gebrüder Paetel Verlag zu Berlin), ein kulturgeschichtliches Werk allerersten Ranges, das Arthur Eloesser in Nummer 49 des XX. Jahrgangs der ‚Weltbühne' gewürdigt hat, liegt seit Tagen auf meinem Tisch. Aus dem Buch kann man fürs ganze Leben lernen.

*

Da sind zunächst die Herausgeber politischer Memoiren. Es ist sehr lustig, zu sehen, wie jeder der kaiserlichen Helden, bis herunter zu IHM, einen bürgerlichen Trabanten gefunden hat, der vor Eifer platzt, seinen Heros aus dem Malheur herauszuhauen. Der Kronprinz, Hötzendorff, Kiderlen-Waechter — Jeder hat seinen jungen Mann gefunden, der, bitte sehr, bitte gleich, dem Herrn die arg bespritzten Stiefletten blank wichst. (Nur Ludendorffs Bücher sind derart schlecht gemacht, daß man auf Originalarbeit schließen darf.) Das Komische ist nun, daß den Adjunkten die hohe Ehre bald zu Verstand steigt, und nach sechs Wochen Archivarbeit glauben sie wirklich und aufrichtig den gesamten Kram, den Jener ihnen eingeblasen hat. Vor Diensteifer und Aufregung verfallen nun alle in denselben

Fehler: sie schimpfen entsetzlich auf die Konkurrenz. So ergibt sich ein freundliches Bild deutscher Politik.

Johannes Haller ist insofern ein anständiger Mann, als er seine Tendenz sogleich offen zugesteht: er will Partei sein und ist es. Dagegen ist nichts zu sagen. Nur, natürlich, Niemand ist so fürstlich wie ein Kammerdiener, und ich bin sicher, daß Eulenburg keinesfalls einen Satz geschrieben hätte wie den: „Das Buch schämt man sich eigentlich zu erwähnen, da es seinem Inhalt nach zu der Literatur gehört, die auf Bahnhöfen und üblern Orten ihren Absatz findet.“ Nun, nun... da geht der Fürst Haller aber scharf ins Zeug; er glaubt gar nicht, wieviel Memoirenliteratur auch heute noch auf den Bahnhöfen ausliegt. Und man höre nur den gefürsteten Ton des vornehmen Mannes (immer Haller), wenn er von einem bayrischen Hofrat Klug schreibt: „Dieser ehemalige Theaterkassierer hatte sich beim Prinzregenten so unentbehrlich zu machen gewußt...“ Es kann, zum Glück, nicht jeder Universitätsprofessor sein.

*

Dieser Eulenburg war, wie schon aus dem ersten, von ihm selbst geschriebenen Buch ‚Aus fünfzig Jahren‘ hervorgeht, ein feiner und kenntnisreicher Schriftsteller. Ich spreche nicht von seinen dilettantischen Kunstleistungen, die Haller lächerlich überschätzt, die berüchtigten ‚Rosenlieder‘ sind eine böse Duftei – aber in dem Augenblick, wo der Diplomat Briefe schreibt oder seine persönlichen Eindrücke notiert, ist er anschaulich, witzig und von der angenehmsten Leichtigkeit. Man nehme dieses kleine Pastell, das wie aus einem Roman von Fontane herausgeschnitten scheint (es handelt sich um eine Freundin seines erbittertsten Feindes, Holstein): „Ich war als Legationssekretär bei einem Diner des Kriegsministers v. Kameke, eines Freundes meiner Eltern, 1887 gebeten, Frau Geheimrat v. Lebbin zu führen. Sie schnitt mich und sagte nur Ja und Nein, denn ich war ja nur ein Attaché. Gegen Ende des Diners hatte ihr der andre Nachbar zugeflüstert, ich sei der Freund des Prinzen Wilhelm. ‚Sie sind der Freund des Prinzen Wilhelm!‘, rief sie aus, und ihre lange Nase und ihre runden braunen Augen glänzten in Neugier und Liebe. ‚Weshalb haben Sie mir das nicht gesagt?‘ Dann ging es los – aber jetzt sagte ich nur Ja und Nein. Das war meine einzige Begegnung mit Frau v. Lebbin.“ Und so hundertmal.

*

In Eulenburgs Briefen sind die besten Stellen die, wo er Jemand bekämpft, eine Meinung durchsetzen will und zu diesem Zweck schildert. Da finden sich Glanzpunkte. Die Sonne über ihnen ist der große Bericht, den Eulenburg, gefragt, wie denn Holstein gewesen sei, im Jahre 1919 für einen Freund niedergeschrieben hat. Das ist ein Meisterstück der Darstellungskunst, ein Porträt bester Schule – da fehlt auch nichts. Und mit welchen Mitteln ist das gearbeitet! Der Feind wird geschildert – aber wie! Man sieht diesen ganzen merkwürdigen Menschen vor sich, schlau, durchtrieben schlau, ein bedeutender Kopf mit einer Welt von grauen Schatten dahinter. Der Schluß des Be-

richts kommt nahe an die Sätze: „Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.“ Sie lauten so:

„Holstein starb im November 1909, und wohl wesentlich in Folge der moralischen Erschütterungen, die er durch die Genehmigung seines 15. Abschiedsgesuches im April 1906 erlitten hatte. Der Unglückliche wurde oft in Nachtstunden einsam in der Wilhelm-Straße beobachtet, wenn er zu den Fenstern des Auswärtigen Amtes hinaufspähte. Ein ergreifender Vorgang, der das völlige Verwachsensein dieses nun hinschwindenden Geistes mit den Räumen darstellt, die er in gesunden Tagen erfüllte.“

*

Im gleichen Anhang ein rührendes Zeugnis von Menschenliebe des guten Herausgebers. Der empfiehlt seinen Fürsten wie ein Kopfwasser und versieht die Reklame mit Empfehlungen. „4. Ein Zeugnis über den Fürsten Eulenburg.“ Darin steht das Beste und Schönste, wo man hat. Seit ich Ihr Kopfwasser benutze, bin ich ein andrer Mensch... „gez. Bertha Nitschke, Oberschwester an der Berliner Charité.“ Wenn das nicht hilft...

*

Aber das ist ja Alles nicht der Kern des Buches. Gleichgültig die Betriebsamkeit des Herausgebers, Nebensache Eulenburgs Stilkunst. Hauptsache: die Schilderung, wie damals Politik gemacht wurde.

Keinem der Beteiligten – weder dem Fürsten noch seinem Haller noch den erwähnten Figuren – kommt auch nur ein Mal zum Bewußtsein, daß das, was da getrieben wird, ein verbrecherischer Wahnsinn ist. Man denke sich hunderte und hunderte von Seiten angefüllt mit dem lächerlichsten Personalklatsch, um den sich kein Mensch jemals kümmern würde, wenn nicht eine Sache dabei auf dem Spiel gestanden hätte: Deutschland. Und seine sechzig Millionen.

In der Mitte, Zapfen und Zentrum: der Kaiser.

Der Mann wird einem mit jedem Buch, das man über ihn liest, unsympathischer. Seine Fahrigkeit, seine Faulheit, sein vollkommener Mangel an Takt und Manieren, sein rüdes Herumfuchteln mit Worten, Briefen, Dekreten und Untergebenen: das macht eine Atmosphäre verständlich, die Eulenburg einmal mit dem Stoßseufzer „Dalldorf!“ erledigend gekennzeichnet hat. Aber er sah bis zum Tode die Gründe nicht.

Das ist Politik? Dieser komplette Affentanz um einander, gegen einander, ohne einander – das soll Weltpolitik sein? Krisen... wenn Eulenburg von Kanzlerkrisen spricht, denkt man an Nervenkrisen einer Romanfrau aus dem Jahre 1900, mit zerknautschten Taschentüchern und unbeherrschtem Geweine... Das ist Politik? Das ist ein frecher Mißbrauch von Staatsgeldern und Menschenkräften.

Es gibt keinen von Sterblichen erschaffenen Organismus, der ohne persönliche Reibungen arbeitete. Die nehmen immer einen Teil der Arbeitskraft weg – sie sind die tote Last im Motor. Aber wenn diese tote Last so groß wird, daß fast die ganze Kraft des Motors draufgeht, nur um sich selbst vom Ort zu

bewegen, so kommt eben Das heraus, was 1914 herausgekommen ist. Wie konnte das anders sein!

Man sehe sich nur an, womit sich die ganze Gesellschaft – auch der süddeutsch-demokratische Kiderlen übrigens – beschäftigt! Mit einem Ressortstunk, der den Beteiligten kaum noch Zeit läßt, sich in ihrer Epoche zurechtzufinden. Welche falsch angewandte Arbeitskraft! Welche vertane Schlauheit! Welche verschwendete Intelligenz! Ein Jammer.

Denn es war ja nicht nur dieser lächerliche Provinzschauspieler, der da in der Mitte taumelte, und den man „fassen“ mußte, wenn er grade gut sein Wild abgeschossen hatte, der Schießer; Holstein, Bülow, die Andern – neben ihrer bodenlosen Feigheit nach oben, befaßten sie sich zu drei Vierteln des Tages mit nichts als mit Ressortkriegen und Personalnachrichten. Das ist Politik? Das mag deutsche Politik sein. Weltpolitik ist es nicht.

*

Und das scheint mir der größte Fehler der sozialdemokratischen Presse zu sein, daß sie verabsäumt hat, nach 1918 ihre Leser als Erstes einmal wissen zu lassen, wie eigentlich regiert worden ist. Da hat man wohl die Marginalien des Kaisers herangezogen, die schnoddrig, aber bei weitem nicht das Schlimmste sind, was er von sich gegeben hat – die Hauptsache hat man nicht getan: man hat vergessen, Jahre hindurch dem Arbeiter an Hand von Tatsachen, von Selbstgeständnissen der Verbrecher, von Dokumenten zu erklären, was die herrschende Klasse mit ihm getrieben hat. Er weiß es heute noch nicht.

Woher sollt’ ers denn wissen? Als im Jahre 1918 versucht wurde, auch nur die Telegramme des Tennisspielers von Verdun aus dem Haupt-Telegraphenamt zu Berlin und ähnliche Korrespondenz aus dem Schloß Bellevue herauszubekommen, verweigerte Ebert seine Unterschrift, und der famose Wolfgang Heine rettete den Staat und verhinderte es völlig. Den Soldaten, die in die Archive zur Beschlagnahme kamen, wurden von diensttuenden Offizieren „Ausweise“ abverlangt, die hatten sie nicht, und brav zogen sie wieder ab. Am nächsten Tag war Alles verschwunden. Ich habe neulich einmal deutsche Adlige von der Revolution sprechen hören – das Herz im Leibe zog sich einem zusammen... Aber sie hatten recht. Die Niederlage ist verdient.

Von alten Sünden lese ich nichts im ‚Vorwärts‘. Und wenn, dann mit der ganzen Ungeschicklichkeit aufgemacht, die hochmütige Doktrinäre in der Verachtung aufbringen, gute Journalisten zu sein. Und so sieht das Blatt ja auch aus. Wenn aber die Kurden den Franzosen in Syrien eine Niederlage bereiten – kein Parteiblatt, das es nicht breit und dick brächte. Ich wüßte auch nicht, was für den Arbeiter von heute wichtiger wäre. Die Ursachen seines Elends wird er durch diese Genossen niemals kennen lernen.

*

Die Orden. Holstein an Eulenburg: „Schlagen Sie doch mal S.M. vor, daß er an Robert Koch eine ganz außerordentliche Auszeichnung gibt. Damit wird S.M. viel Beifall ernten und wird dem eitlen Virchow, dem Unterdrücker des wissenschaftlichen Nachwuchses, einen großen Ärger machen.“ Viel Vergnügen.

*

Die Presse. Eulenburg: „Die Rede, die der Kaiser bei dem Abschied der Truppen halten wollte, war mir aus seinen Äußerungen ungefähr bekannt geworden. (‚Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht!‘) Da zum Abschied der Truppen einige Reporter aus Berlin eingetroffen sein mußten, ließ ich mir diese durch einige Beamte der Polizei zu einer Besprechung auf die ‚Hohenzollern‘ bitten, und zwar so, daß sie grade die Rede des Kaisers verpassen mußten. Ich war sehr höflich mit ihnen... S.M. habe mir gesagt, wie er sich ungefähr ausdrücken werde. Ich hielt ihnen darauf die Rede... Mir war ein Stein vom Herzen, daß mir die Überlistung dieser übeln kleinen Reportergesellschaft geglückt war.“

Hier haben oft harte und scharfe Urteile über die Presse gestanden. Diese Reporter haben aber in Kiel ihre Arbeit getan – im Gegensatz zu Herrn Eulenburg, der die seine hätte tun sollen: den Kaiser von tölpelhaften Sinnlosigkeiten abzuhalten. Seine Rolle scheint mir wesentlich übler. Die Sache ist ihm außerdem auch noch schief gegangen. Die Rede wurde von der Presse veröffentlicht.

*

Dieser ganze Tratsch hatte keine finanziellen Hintergründe. Keiner dieser Gesandten, Kanzler, Staatssekretäre hätte jemals solche Einladungen angenommen, wie sie heute üblich sind – die Wirtschaft spielte noch nicht die erste Geige, sondern einen meist opponierenden Brummbaß. Die Diplomaten waren unabhängig, frei, pekuniär gesichert – aber besessen von Ehrgeiz, Streben nach Macht... und dann diese Resultate. Der Proletarier, der einen Lastwagen umschmeißt, fliegt ins Loch. Der Staatsmann, der ein Volk ins Verderben chauffiert, schreibt Memoiren. Der Lokomotivführer hat die Verantwortung. Der Staatsmann trägt sie. Und dabei halten wir heute noch.

*

Wenn ich die Wahl hätte zwischen Eulenburg und Ulrich Rauscher: ich wählte Gladstone.

*

Alle haben das Unheil richtig vorausgesehen und prophezeit; Alle haben es gleich gesagt, daß die Nebenmänner schuld seien; alle bürgerlichen Herausgeber pauken den Titelhelden heraus und den politischen Gegner hinein; alle Nebenleute taugten nichts. Hat man die ganze Memoirenliteratur hinter sich, kennt man die Urteile aller Tischgäste, die dem Vis-à-Vis zugeprostet und ihm das Schlimmste nicht ins Gesicht, sondern in die Kehrseite gemurmelt haben, so kann man wie Hans v. Bülow über die Gesanglehrer sprechen: „Jeder sagt dem andern nur Schlechtes nach. Und sie haben Alle recht.“

Kampfgemeinschaft der Intelligenz von Gerhart Pohl

„Der Kampf um die Macht ist ein Hilfsmittel, um die Idee zu verwirklichen“: das hat Otto Flake 1919 (in ‚Dingen der Zeit‘) geschrieben und damit die damalige Situation scharf getroffen – so scharf wie die heutige. Nichts hat sich seit 1919 in der Problemstellung geändert, wenn auch die Machtposition sich verschoben hat und die Kämpfer um die einzige weltumspannende Idee, die Sozialisten, in die Defensive gedrängt sind. Denn „ist der Geist aktiv, dann begnügt er sich nicht mit Antworten, die von maßlos kriecherischen Abhörern der Straßenmeinung ausgesonnen und von Biertrinkern zwischen der vierten und fünften Maß beklatscht werden“ – was wiederum Otto Flake gesagt hat.

So genügsam aber scheint mir Flakes Proklamation zur ‚No-Cooperation der Intelligenz‘ (erlassen in Nummer 33 der ‚Weltbühne‘). Was heißt denn No-Cooperation der Intelligenz? Doch wohl, daß die „Geistigen“ fortan nicht mehr „mittun“. Wer aber ist diese fashionable Kaste der Geistigen, die für sich das Recht zur Flucht proklamiert? Bis zu Balzacs 75. Todestag wußte ich nicht, daß neben den bestehenden Klassen – der Bourgeoisie, die den Adel aufgesogen hat, und dem Proletariat – noch eine dritte existiert, die sich leisten kann, den „contrat social“ aufzukündigen und, mit Erfolg, Defaitismus zu treiben. Vielmehr hatte ich geglaubt, daß auch die Intellektuellen sich jenen beiden Lagern eingefügt hätten: die aktiv oder durch Passivität Reaktionären, die sogenannten „Apolitischen“, dem kapitalistischen und die Revolutionäre dem sozialistischen. Jetzt weiß ich: es gibt eine „Phalanx der Guten“, die Gegenwarts-Defaitisten. Abgesehen davon, daß man mit moralischen Begriffen nichts anfangen kann in der schweißigen Kampfarena der weißroten Weltschlacht, ist die Konstruktion einer „Avantgarde der Guten“ so falsch wie arrogant. Falsch, weil der Sprecher dieser Avantgarde eine Methode proklamiert, die sie bald, so sie bestünde, zur Arrièregarde machen würde, arrogant, weil Geist kein Privileg, sondern eine Verpflichtung ist.

Verantwortungsbewußtsein ist das erste Gebot für die europäische Intelligenz dieser Stunde, das zweite und dritte aber sind Klarheit und Rücksichtslosigkeit. Verantwortungsbewußtsein, Klarheit und Rücksichtslosigkeit: das seien fortan die Anstandsregeln der Publizistik, gültig für Alle, die unsre Gegenwart formen wollen.

Schließlich hat Otto Flake selbst während der Niederschrift eingesehen, daß seine Proklamation doch einen „Haken“ haben muß. Denn „man darf die Welt nicht den Schlechten überlassen, sonst wird sie noch schlechter“. „Die Schlechten“ aber sind für ihn: alle Ausbeuter und – die Ausgebeuteten, die sich wehren. Warum wehren sich wohl die Ausgebeuteten, ihrem preußisch-protestantischen Ergebenheitsdrill zum Trotz? Warum werden sie sich wehren, auch wenn die „Phalanx der Guten“, die sie nie unterstützt hat, jetzt offen die Kampfbereitschaft absagt? Nun: erstens, weil ihr Lebensstandard die

Lebensmöglichkeit überhaupt aufhebt; zweitens, weil sie auf Grund des Marxismus eingesehen haben, daß ihre Lage so wenig persönlich verschuldet wie unabänderlich ist. Sie wissen, daß die kapitalistische Wirtschaftsform vor dem Bankrott steht, und wollen als die Kulis oekonomischer Bankrotteure nicht zuerst verrecken. Das ist die so einfache wie lebenswichtige Lösung einer sozusagen simpeln „Magenfrage“. Diese Kulis schließen sich nun zusammen und organisieren ihre Defensive in der ganzen Welt, mit dem Willen, die Bankrottwirtschaft, die doch – auch ohne ihre Tätigkeit – zum Teufel geht, möglichst rasch und schmerzlos zu liquidieren. Der unsicherste Chef ist bekanntlich der reizbarste. Also sperrt er die Kulis aus und ein oder schießt sie über den Haufen. Das ist zwar eine einfache Methode, dennoch ungeeignet, weltpolitische Probleme zu lösen. Von „Gut“ und „Böse“ und der berüchtigten „Göttin der Vernunft“ darf man gar nicht sprechen. Vor weltgeschichtlichen Auseinandersetzungen haben seit je die Pfeile der idealistischen Philosophie versagt. Nein: „nur kein Rückfall in (einen mißverstandenen) Hegel“ rufen auch die revolutionären Sozialisten. Denn sie sind Gegner jedes Staates. Und weil sie Staatsfeinde sind, haben sie den Namen: Sozialdemokraten liquidiert. Weil auch für sie die Demokratie eine Form des Staates ist, und das heißt: des absolutistischen Bürokratismus. Und darum sind die Kommunisten Anhänger der Sowjets des werktätigen Volkes, die, nach Lenin, „die einzige Macht im ‚Staate‘ und zugleich ‚Vorboten‘ des ‚Absterbens‘ jedes Staates sein sollen“. Also ist der Marxismus-Leninismus genau so staatsfeindlich wie Otto Flake. Kommt aber dennoch zu andern Schlüssen. Woran liegt das? Weil der Marxismus-Leninismus auf der Historie basiert und von ihr kontrolliert wird, während Otto Flake ein eklektischer idealistischer Philosoph ist, Empirist und Relativist in Einem. Die bürgerliche Philosophie operiert mit Werten, die jenseits der Realität liegen, entzieht sich also der Kontrolle durch die Realität. Otto Flake aber trägt diese Philosophie in die Arena der Politik und proklamiert so Thesen, deren Schädlichkeit nur von ihrer Unsinnigkeit überboten wird. Denn die Deutschen sind ein politisch unerzogenes Volk und nehmen jeden politischen Vorschlag – wie Otto Flake selbst – für eine Weisheit [??????]. Politische Erfolge erringt nur, wer aus der Vergangenheit so viel gelernt hat, daß er die Gegenwart zu seiner Zukunft gestalten kann.

Otto Flake hat über den Bismarck-Hohenzollern-Imperialismus, also den ehrlichern Vorgänger unsrer „demokratisch-pazifistischen“ (weil geknebelten) Imperialisten-Republik, geschrieben: „Das System war sich selbst genug, es erlaubte gar keine Beschäftigung mit seinem Wesen, es verlangte einfach Billigung, Gehorsam, Eidschwur.“ Hat sich wirklich etwas geändert? Hat man Johannes R. Becher nicht verhaftet, weil er sich mit dem „Wesen des Systems“ beschäftigt und „Billigung, Gehorsam, Eidschwur“ aus ehrlicher Erkenntnis abgelehnt hatte? Wie verhält sich die „Phalanx der Guten“ zu diesem Fall? Lehnt sie Protest ab, da sie selbst, diese unverbindlich „radikalere“, zwar nicht festgesetzt, wohl aber bei nächster Gelegenheit einen

Fußtritt von den Hausknechten kapitalistischer Machthaber erhalten wird? Was würde Otto Flake gegebenenfalls zu seiner eignen Inhaftierung sagen? (In einem Banditen-Deutschland ist Alles möglich; auch gibt es sicherlich zwischen Memel und Konstanz einen Staatsanwalt, der einige von Flakes Schriften „aufreizend, hochverräterisch und gotteslästerlich“ finden könnte.) Wenn die No-Cooperation und ihr Sprecher konsequent sind, dürfen sie von ihrer eignen Verhaftung nicht betroffen werden. Müssen sie vor dem maß- und namenlosen Unrecht, das Zoll-Wucherer und Amnestie-Räuber täglich begehen, den Kopf in den Sand stecken. Denn das ist der letzte Schluß dieser famosen No-Cooperation: Vogelstraußpolitik. Was heißt „Verweigerung der Anerkennung der Mitarbeit“ praktisch? Kostet ein Brot das Doppelte, so müssen das auch die „Defaitisten“ bezahlen. Verlangt der Staat direkte und indirekte Wucher-Steuern – die No-Cooperation muß sie blechen. Kommt ein neuer imperialistischer Krieg, auf den die Stresemänner aller Länder hinarbeiten, so wird Otto Flake der graue Rock umgehängt wie seinen Anhängern. „Ich bin Defaitist!“ ist dann eine unbillige Rede, die dem Bezirksfeldwebel nicht imponieren dürfte.

Aber: gibt es eine revolutionäre Massenpartei aller Unterdrückten, so wird ihre Macht so groß werden, daß der kapitalistische Staat bei diesem oder jenem seiner räuberischen Abenteuer aus den Fugen kracht. Dann wird eine Aera anbrechen, die deshalb schon „besser“ ist, weil sie die Schmarotzer vernichtet. Bis dahin aber heißt es: die Kampfgemeinschaft der Intelligenz formieren und ohne Ermüdung arbeiten durch Agitation und Entlarvung. Und darum wendet sich dieser Aufsatz gegen den reaktionären Scheinradikalismus als eine Form des kapitalistischen Selbstschutzes.

Neu-Heidelberg von Felix Stössinger

Der Parteitag von Heidelberg hat gehalten, was er versprochen hat: er war noch banaler, noch gesinnungsleerer als seine letzten Vorgänger. Und ein Sozialdemokrat, der mit dem Einsatz vieler Lebenskräfte und -tage kämpft, kann sich des Niveaus der dort über die Funktionärschaft souverän gebietenden Führerclique nur aufrichtig schämen. Was waren das wieder für Reden, für Argumente, für Diskussionsmittel! Wurde einer von der Opposition – und was war das für eine Opposition! – ein bißchen unbequem, dann erhob sich beim Vorstand und seinen Granden sofort ein Gebrüll nach Kameradschaftlichkeit und Einigkeit. Und wenn selbst das nichts nützte, erzählte man, daß ein Deutschnationaler „behauptet“ habe, Ebert lebe heimlich in der Schweiz, worauf es dann den Delegierten nicht wenig gruselte und sie sich still den höhern Einsichten ihrer Vorgesetzten beugten.

Gewiß hätte ein einziger Delegierter durch eine Rede vom Niveau eines durchschnittlichen Zeitschriftenartikels dem Parteitag gleich ein ganz andres Gesicht geben können. Aber man unterstelle ihr keinen Erfolg. Was auch gesagt worden wäre:

die Führerclique hätte unter allen Umständen verstanden, Redner und Sache mit irgendeiner ordinären Banalität zu erledigen, wogegen sich die stets weniger gerissenen Delegierten wehrlos zeigen. Wie sollten sie das auch bei ihrer Presse nicht sein, die die ödeste auf der Welt einschließlich der andern deutschen ist und zu einer solchen Geistesvertrocknung geführt hat, daß sich die Leser und die Delegierten um diesen himmelschreienden Jammer nicht einmal mehr kümmern. So stand denn auch kein Delegierter auf, um, wie seine Pflicht gewesen wäre, vor dem Parteitag jedes einzelne Mitglied des Parteivorstandes unter voller Namensnennung der schimpflichsten Pflichtvergessenheit zu zeihen, weil es tatenlos zusieht, daß das Zentralorgan infolge seiner journalistischen, technischen, inhaltlichen, moralischen und materiellen Minderwertigkeit in einer Stadt wie Berlin mit zweieinhalb Millionen Proletariern keine sechzigtausend Abonnenten mehr findet, obwohl freilich jeder davon für ein Blatt dieser Qualität noch zu viel ist. So ist denn der Parteitag wirklich stillschweigend über die Tatsache hinweggegangen, daß eine der größten politischen Organisationen der Welt nicht einmal durch eine einzige Zeitung vertreten ist, die sich der Furcht oder Achtung ihrer Gegner erfreut.

*

Aber was soll man von einem Parteitag verlangen, der in der sächsischen Frage einen solchen Mangel an Rechtsgefühl bewiesen hat, daß man nach diesem Erlebnis eigentlich kaum mehr nach der Ursache des deutschen Justizschreckens zu suchen braucht! Die sächsische Opposition steht mir politisch durchaus nicht nahe. Sie ist der Rest des alten, im Grunde reaktionären, auf allen Gebieten unfruchtbaren Radikalismus, über den hinaus die Gesamtpartei zum radikalen Revisionismus der ‚Sozialistischen Monatshefte‘ zu führen die Aufgabe einer wirklichen Linken wäre. Aber moralisch, substantiell und formell hat diese sächsische Linke nicht ein Mal, sondern tausend Mal recht. Es wird wohl in der ganzen Welt keine Partei, und keine Parteiführerschaft geben, die einen so unverschämten, langdauernden, mit der abstoßendsten Reaktion innig verbrüderten Disziplinbruch wie den der sächsischen Dreiundzwanzig zu verteidigen wagen würde. Mit welcher Schnelligkeit flog eben binnen einer Woche Varenne wegen unerlaubter Annahme eines Regierungspostens gegen den Willen der Mehrheit aus der französischen Partei! Ob Varenne oder die Partei die richtige Politik verfolgt, ist eine ganz andre Frage.

Ich bin ein Gegner der französischen Oppositionsrichtung, die den Ereignissen unzulänglich gegenübersteht. Ich vertrete die umfassendste Meinungsfreiheit für die Parteimitgliedschaft. Aber als politischer Vertreter einer Partei sich an einem Ministersessel mit den Zähnen festhalten und zugleich am Säbel der Reichswehr, gegen den unzählige Male gefaßten Mehrheitsbeschluß der Parteiorganisation: das ist eine Handlung, die nach meiner Ansicht mehr mit Büberei als mit Politik zu tun hat – es müßten denn so ungeheuerliche Umstände vorliegen, wie sie die Phantasie kaum als Präzedenzfall ausdenken kann, und wie sie in Sachsen selbstverständlich nicht vorliegen. Statt

dessen hat die Partei zwischen den Dreiundzwanzig und der Gesamtpartei einen Frieden hergestellt, der zu ähnlichen parteizerstörenden Frechheiten gradezu herausfordert. Und das in einer Partei, die nicht nur in ihrem Namen, sondern auch in ihrer Parteikonstitution die Demokratie führt. Aus diesem Grundsatz heraus hätte eine Partei, die sich wirklich wieder die innere Achtung der Internationale zurückerwerben wollte, nicht nur die Dreiundzwanzig, sondern sämtliche Mitglieder des Parteivorstandes aus der Partei ausschließen müssen, die mit den Dreiundzwanzig gegen die Mehrheit der Landesorganisation konspiriert und ihnen heimlich andre Direktiven als in der Öffentlichkeit erteilt haben. Solange die Partei nicht die Kraft hat, ihren demokratischen Willen gegen ihre eignen Kußmanns durchzusetzen, macht sie sich mit jedem Versuch, den demokratischen Volkswillen in Deutschland gegen die renitente Bürokratie durchzusetzen, lächerlich. Wie soll sie auch ein Groß-Preußen bekämpfen, solange sie selbst ein tausendmal schlimmeres Klein-Preußen ist!

*

Trotz der fürchterlichen moralischen und geistigen Haltung des Parteitags bleibt ihm aber doch das Verdienst, wir wollen es schon so nennen, das veraltete Erfurter und das provisorische Görlitzer Programm durch ein neues ersetzt zu haben, das dem längst vollzogenen Übergang der Partei von einem Radikalismus des Glaubens und Hoffens zu einem Realismus des Handelns und Wollens entspricht.

Diese Wandlung durch das Wort Revisionismus auszudrücken, wäre zu wenig, aber auch zu viel. Unter Revisionismus versteht die ungebildete Öffentlichkeit den Verzicht auf das angeblich kompromißlose Programm der sozialistischen Revolution und die Retirade auf einen bürgerlichen Reformismus. Zu dieser Auffassung ist sie durch Das, was sie als Revisionismus kennen lernt, nicht unberechtigt. Nur daß dies eben gar nicht der wirkliche Revisionismus ist, sondern der Vulgärrevisionismus, der den bisherigen Vulgärmarxismus in der Partei abzulösen bestimmt ist.

Der wirkliche Revisionismus entspricht dem Vulgärrevisionismus nur zum Teil. Denn während dieser eben nur als ein Sumpfreformismus auftritt, ist jener in Wahrheit das imponierende Produktions- und Organisationsprogramm des heutigen, marxistischen Sozialismus, das seit dreißig Jahren von Joseph Bloch geschaffen und in den ‚Sozialistischen Monatsheften‘ ausgesprochen wird. Dieses Programm einmal als Ganzes darzustellen, wäre eine ganz bedeutsame Aufgabe, da keineswegs leicht ist, es in der Form, in der es autritt, nämlich in der Form scheinbar isolierter Zeitschriftenartikel, als eine Einheit zu übersehen. Freilich: wer guten Willens ist, kann auch auf diese Weise den wirklichen Revisionismus kennen und als den eigentlichen sozialistischen Radikalismus unsrer Generation verstehen lernen.

Auf dem nun schon so langen Wege partieller Ersetzung des alten unrichtigen vulgärmarxistischen Scheinradikalismus durch die richtigen Anschauungsinhalte des Revisionismus be-

deutet das Heidelberger Programm einen großen Schritt vorwärts. Freilich wieder einen viel zu kurzen, da die Partei auch jetzt wieder um zehn bis zwanzig Jahre hinter dem Revisionismus der ‚Sozialistischen Monatshefte‘ zurückbleibt.

Zunächst hat nun die Partei auch im Programm aufgehört, das „bevorstehende“ Ende des in seiner angeblichen Produktionsfülle erstickenden Kapitalismus zu verkünden. Damit ist aber dem ganzen Radikalismus und Revolutionarismus seine Grundlage entzogen, damit ist ihm die Einsicht in die Größe der Zeiträume geöffnet, in denen sich der oekonomische Entwicklungsgang vom Kapitalismus zum Sozialismus abspielt. Daraus ergibt sich dann wieder die Pflicht zu den Gegenwartsaufgaben, an die sich überhaupt einmal heranzumachen auch erst jahrelangen Drängens des Revisionismus bedurft hat. Je größer nun die Zeiträume des Entwicklungsganges sind, umso bedeutsamer werden die Aufgaben der Partei schon innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft sein.

Die Partei hat ferner endlich die Verelendungstheorie aufgegeben. Auf die Annahme, daß die Mittelschichten „versinken“, hat sie verzichtet. Der Weg zu einer Produktionspolitik ist also freigemacht, die nicht von einem Übermaß, sondern von der Erkenntnis eines Mindermaßes tatsächlicher Produktion ausgehen muß. Allerdings hat sich die Partei noch nicht entschlossen, die richtige Konsequenz zu ziehen und die Organisierung der Arbeit, der Produktion, die Gestaltung des gesamten öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens jedes Landes und aller Länder zu einander als die eigentliche Aufgabe des modernen Sozialismus anzuerkennen. Gegenüber dem Programmentwurf bedeutet das Heidelberger Programm in dieser Beziehung einen Rückschritt. Das Programm hat die vorgesehene Zusammenfassung der politischen Arbeit mit der gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen aufgegeben und auf die Ausgestaltung der Betriebsräte zur Organisierung der Wirtschaft – nach dem Programm des Revisionismus in der Kammer der Arbeit – erstaunlicherweise verzichtet.

Trotzdem ist das Programm als Ganzes revisionistisch. Aber es ist so, wie in unsrer Partei eben Alles geschieht: halb, hinterrücks, heimlich und, hauptsächlich, ohne Bekennermut. Man tut noch immer so, als ob wir noch immer die „Alten“ wären. Wahr ist daran nur, daß die verkalkten Alten und die Jungen immer noch „dabei“ sind und, um ihre sonst nach so viel Blamagen unerklärliche Anwesenheit plausibel zu machen, den Eindruck von Unverändertheit der Gesamtpartei tunlichst aufrechtzuerhalten bemüht sind. Da dies aber ohne weiteres nicht geht, wird die Politik des Revisionismus, wie gesagt, zu einem Vulgärrevisionismus verwässert und mit den alten Phrasen des Radikalismus so reichlich garniert, daß das eigentliche Wesen des Neuen von den Parteimassen nicht richtig erkannt werden kann. In Wirklichkeit sind diese Massen längst reif, die Wahrheit zu hören. Aber das sollen sie nicht. Mögen sie unwissend bleiben – wenn sie uns nur wählen!

*

Genau so wie alles Andre ist jetzt auch die Kontinentalpolitik der ‚Sozialistischen Monatshefte“ in Heidelberg in das offizielle Parteiprogramm aufgenommen worden.

Der Übergang der Partei zur Kontinentalpolitik erfolgt diesmal so unvermittelt, daß selbst die nächstbeteiligten Politiker durch die Selbstverständlichkeit überrascht wurden, womit der Partei ein Programmpunkt aufgezwungen worden ist, von dem sie offiziell tatsächlich noch nie etwas gehört hat. Und auch heute noch nichts erfährt! Es ist ja noch nicht so lange her, daß der ‚Vorwärts‘ die Brüder Ullstein entrüstet fragte, wie lange sie noch die Kontinentalpolitik von Georg Bernhard, Kaliski, Redlich in der ‚Vossischen Zeitung‘ „dulden“ würden. Es ist noch nicht so lange her, daß die Partei die Kontinentalpolitik nur durch hämische Glossen im ‚Vorwärts‘ kennen lernte und durch jenen Parteikrakeel, in welchem Scheidemann von einem Kontinentalpolitiker wie Cohen-Reuß ausrief, es gäbe hoffentlich nur Einen solchen Mann in der Partei!

Über alles Das wäre nicht zu sprechen, wenn die Partei sich nun wirklich zur Kontinentalpolitik bekennen und in ihrer bisherigen Bekämpfung der Kontinentalpolitik die Ursache ihres und unsres Ruins endlich erkennen wollte. Aber was geschieht statt dessen? Anstatt der Partei die Kontinentalpolitik durch einen parteigenössischen Bekenner, also etwa durch Quessel, Schippel, Severing, Kaliski, Wally Zepler, Conrad Schmidt, Kampffmeyer, als die allein mögliche sozialistische Außenpolitik unsrer Zeit interpretieren zu lassen, hat sie diese Aufgabe dem bürgerlich-formalen Vertreter dieser Richtung übertragen, nämlich Coudenhove-Kalergi! Der kurz vorher öffentlich erklärt hatte, kein Sozialist zu sein!

Kam so die Partei zur Kontinentalpolitik wie die Jungfer zum Kinde, außerstande, sie richtig zu formulieren und ins Parteiprogramm einzufügen, so war der Parteitag selbstverständlich nicht in der Lage, durch irgend Jemand auf das tolle Stück einzugehen, das sich Hilferding dabei geleistet hat.

Hilferding hat zwar von der Kontinentalpolitik bis vorgestern nichts wissen wollen – aber daß er heute noch von ihr so wenig weiß wie in seiner Parteitagsrede, in der er sie zu vertreten hatte, ist wohl nicht anzunehmen. „Wir treten“, erklärte er, „für die Schaffung einer europäischen Wirtschaftseinheit, für die Bildung der Vereinigten Staaten von Europa ein. Aber nicht etwa (!) im Sinne der bürgerlichen Anschauungen zum Konkurrenzkampf mit den Vereinigten Staaten von Amerika oder etwa als Ausschließungsmittel (!) gegen England oder gar Rußland.“ Darf man fragen, bei welchem Kontinentalpolitiker Genosse Hilferding solche „bürgerlichen“ Anschauungen gefunden hat? Bei keinem! Die von ihm abgelehnten „bürgerlichen Auschauungen“ sind nichts andres als das Blech, das der ‚Vorwärts‘ zur Kontinentalpolitik beigesteuert hat. Wo gibt es überhaupt einen sozialistischen oder bürgerlichen Politiker, der die Einigung Europas als „Ausschließungsmittel“ gegenüber England erstrebt? Wenn Hilferding von der Kontinentalpolitik nicht mehr weiß, als er im ‚Vorwärts‘ gegen sie gelesen hat, so hätte er als Referent gegen sie auftreten

müssen. Hat er sie aber an den Quellen studiert – ist es dann anständig, von den Fehlern, die sich in den Schulheften der Vorwärts-Redakteure finden, zu behaupten, sie stammten aus dem Lehrbuch der Monatshefte? Wahrlich, diese Art, eine Idee anzunehmen und zugleich ihren Schöpfer zu beschimpfen, ist eines „führenden“ Parteitheoretikers nicht würdig.

*

Trotzdem sollen die Fortschritte des Parteiprogramms anerkannt und sichtbar hervorgehoben werden. Freilich benimmt einem die Atmosphäre des Parteitags und die Art der Programmänderung den Glauben an die Fähigkeit zur Durchführung. Aus dem sozialdemokratischen Revolutionsspießer der Vorkriegszeit ist ein reformistisches Spießertum geworden. Kräfte, die der Partei gewaltig nützen könnten, werden gewaltsam zurückgedrängt. Es wird auch in der Sozialdemokratie eine neue Generation kommen müssen, bevor es gelingt, nicht nur ein neugestutztes Programm, sondern eine neue, freie, hohe Gesinnung in die Bewegung einzuführen. Leicht ist das nicht. Um die Hohenzollern Unter den Linden zu stürzen, bedurfte es nur einer Revolution. Für die Provinztyrannen in der Linden-Straße wird das wohl nicht genügen.

Erinnerungen an die Große Zeit von Hellmut v. Gerlach

VI.

Die Kriegstheologen

Von allen Fakultäten hat die Theologie das Kriegsexamen am schlechtesten bestanden.

Nicht grade die katholische Theologie. Auch sie hatte, namentlich im ersten Kriegsjahr, einzelne Vertreter, die sich förmlich überschlugen im Kampf gegen die Kernsätze der christlichen Ethik. Ein Pfarrer Feja, zum Beispiel, leistete sich in Scherls ‚Tag‘ Artikel, die ihn jedes Kriegsordens würdig erscheinen ließen.

Aber das waren doch nur Ausnahmen. Und selbst sie verschwanden immer mehr, je deutlicher der Papst sich im Sinne des Pazifismus vernehmen ließ.

Es bewährte sich eben der Internationale Charakter der katholischen Kirche. Da sie auf beiden Seiten der Kriegführenden gleichmäßig vertreten war, so konnten ihre Wortführer nicht gut einseitig Partei ergreifen. Das Gefühl des internationalen Zusammenhanges aller Katholiken war eine starke Bremse für die Entfaltung der ursprünglichen nationalistischen Instinkte, die sicherlich auch viele katholische Priester beseelten.

Im Vergleich zur evangelischen Kirche hat die katholische vortrefflich abgeschnitten.

Die evangelische Kirche in Deutschland zerfiel ja in eine unendliche Fülle von Landeskirchen. Sie war also nicht nur national, sondern sogar dynastisch-partikularistisch. Ein „Staat“ wie Reuß ältere Linie hatte seine eigne Landeskirche! Von

einer internationalen Gesinnung konnte also von vorn herein keine Rede sein.

Hinzu kam die Abhängigkeit der Landeskirche von den Fürsten. Das war die Erbsünde, die sie seit Martin Luther, also von ihrer Geburt an, mit sich herumschleppten. Der große Reformator, der zuerst ein Rebell gewesen war, hatte später seinen Frieden mit den Fürsten gemacht. Er glaubte, ihrer zu bedürfen, um gegen Kaiser und Papst sein Werk zu behaupten. Darum hatte er nicht nur die Konfiskation der Kirchengüter durch sie geduldet, sondern ihnen auch entscheidenden Einfluß auf die Leistung der protestantischen Kirche zugebilligt.

Wilhelm II. war, wie jeder König von Preußen, summus episcopus der preußischen Landeskirche. Evangelischer Oberkirchenrat, Konsistorium, Superintendenten, ja alle simpeln Pastoren fühlten sich, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, dem „Allerhöchsten Herrn“ genau so zum Gehorsam verpflichtet wie dem „Höchsten“. Und da bei Konflikten zwischen beiden die Befehle des summus episcopus aus größerer Nähe kamen und unmißverständlich waren, so war ihre Befolgung besonders zweckmäßig und darum besonders wahrscheinlich.

Als der Oberste Kirchenherr Oberster Kriegsherr geworden war, da schwenkten die Pastoren seiner Landeskirche ein wie die Unteroffiziere. Sie waren nach dem Gesetz nicht zum Dienst mit der Waffe verpflichtet. Das war den heldenmütigsten unter ihnen peinlich. Ein Mal petitionierten die Superintendenten des Rheinlands, ein ander Mal 160 Berliner Pastoren um Aufhebung dieses Privilegs, das sie als privilegium odiosum empfanden. Aber Wilhelm II. ließ sie abblitzen, indem er meinte, sie hätten genug mit der Seelsorge zu tun.

Für den theologisch nicht verbildeten Christen mußte schwer sein, die Lehre Jesu mit der Aufforderung zum Massenmord in Einklang zu bringen. Du sollst nicht töten — Du sollst töten! Die Bergpredigt! Die Kriegspredigt!

Da setzte sich einer der klügsten protestantischen Theologie-Professoren hin und schrieb 1915 das Buch ‚Politik und Moral‘. Otto Baumgarten war es, ein Freund Friedrich Naumanns, jahrelang Vorsitzender des Evangelisch-sozialen Kongresses, religiös liberal, politisch erst nationalliberal und dann Demokrat.

In seinem Buch feiert die Lehre des seligen und wiederholt mit größter Anerkennung zitierten Macchiavelli fröhliche Urständ. Baumgarten stellt sich bewußt auf den Standpunkt der doppelten Moral. Was für das Individuum gilt, gilt nicht für den Staat. Die Bergpredigt wird nur für den Privatgebrauch empfohlen. Denn:

> Wer nach der Bergpredigt handelt, in ihr die Normen seines persönlichen und Berufslebens findet, der ist ewig verdorben für das politische Geschäft. Denn er muß selbst dem Feinde und dem fremden Staats- und Volksleben gegenüber aus der Maxime der Liebe handeln, die das Beste des Andern sucht, statt aus dem der Selbstbehauptung, und er muß auf alle Rechtsbehauptung verzichten, um durch ständige Nachgiebigkeit den das Recht Verletzenden zu beschämen und zu ge-

winnen. Man muß neben dies Ethos der Bergpredigt nur einmal das Ethos des Genius des Nationalmachtstaats, Bismarcks, halten, so spürt man die unversöhnlichen Gegensätze.

Baumgarten geht aufs Ganze. Er

> gibt entschlossen der weichlichen träumerischen Ideologie von einem lauter ideale Zwecke mit lauter idealen Mitteln erstrebenden Volksstaat den Abschied.

Für ihn hat der Staat nur eine Aufgabe: Macht und zwar „brutale, reale Macht“. Was dem Staat dabei in die Quere kommt, muß zertrampelt werden. Völkerrechtliche Verträge sind zu brechen, wenn sie den Staat an der Machtbehauptung hindern:

> Es ist nicht Treubruch, sondern Wille zur Klarheit, zur Klarheit über das Wirkliche, der dann aus zerbrochenen Verträgen spricht.

So gibt Baumgarten dem furchtbaren Wort Bethmanns vom „Fetzen Papier“ die höhere Weihe der protestantischen Theologie.

Man hat mir erzählt, Baumgarten habe in den Jahren nach dem Kriege einen Teil des Inhalts seines Kriegsbuches bedauert. Der vor dem Kriege vernünftige Mann wäre demnach nach dem Kriege wieder vernünftig geworden. Umso bezeichnender, daß selbst in einem sonst guten Gehirn die Kriegspsychose so entsetzlich verwüstend wirken konnte.

Wenn selbst ein Baumgarten so tief fiel, dann kann man sich denken, wie es bei dem Gros der Pastoren aussah.

Pastor Dietrich Vorwerk ließ in schwarz-weiß-rotem Umschlag eine Sammlung von Kriegsliedern mit dem suggestiven Titel ‚Hurra und Halleluja‘ erscheinen. Sie beginnt gleich mit einem blutigen Bannfluch:

> Verflucht sei, wer des Herrn Werk lässig tut,
> Und wer sein Schwert aufhält, das zorngeschwung’ne,
> Daß es nicht Blut vergieße zum Gericht!

In dem Stil geht es durch 47 Seiten fort. Das Büchlein wurde besonders von den englischen kirchlichen Kreisen weidlich ausgeschlachtet, um den englischen Christen die „Mentalität“ der deutschen Pastoren darzutun.

Ein Pastor Paul Ebert an der Immanuelkirche in Hamburg ließ eine am 16. Juli 1916 gehaltene Predigt mit dem Titel ‚Agag, der geschonte Feind‘ als Broschüre erscheinen. Sie behandelt die Sünde des Königs Saul, daß er nicht den Befehl des Propheten Samuel, das Volk der Amalekiter bis auf das letzte Kind auszurotten, wörtlich ausgeführt, sondern Einzelne, wie den König Agag, verschont habe. Und sie zieht daraus die Lehre: „Nur keine falsche Schonung des Feindes!“ Wir dürfen dem Feind nicht goldne Brücken bauen. Denn „Gott hat uns das Richtschwert in die Hand gegeben“.

Ein Pastor Rauh findet es unrecht, im Franktireurkrieg nur die „Ertappten“ zu strafen. Nach des Krieges sittlichen Gesetzen sei das ganze Volk ertappt. Und wenn der Heerführer Plünderung und Frauenschändung verbiete, so habe das feindliche Volk nicht einmal hierauf mehr ein sittliches Anrecht.

Der Generalsuperintendent von Schleswig, Theodor Kaftan, äußert in seinem Buch ‚Die gegenwärtige Kriegslage und wir

Christen‘ den frommen Wunsch: „Möchten noch hundert Zeppeline England heimsuchen!“

Während Kaftan sich so als christlichen Spezialisten für den Luftkrieg auftat, widmete sich der mecklenburgische Domprediger und spätere Landesbischof Tolzien mehr dem U-Boot-Krieg, indem er erklärte:

> Unterseeboote sind gewiß lieblos, unchristlich. Sie sind genau so ungerecht wie der Mammon. Grade darum entsagen wir ihnen nimmer. Wir brauchen sie, wie wir ja auch nach Jesu eignem Wort den Mammon brauchen sollen. Das ist eben das Schöne, daß wir bei dem Allen Jesu Wort für uns haben.

Ein ganzes Buch könnte man füllen mit den Kriegsgesängen des feurigen Naumannianers Pastor Gottfried Traub. Dieser Traub, der einst so weit links gestanden hatte, daß ich 1905 mein ältestes Kind von ihm taufen ließ, war in eine förmliche Kriegsraserei verfallen. Wöchentlich ließ er schwarz-weiß-rot umränderte ‚Eiserne Blätter‘ erscheinen. Sie standen unter der Parole: „Mit Gott und Hindenburg!“ Er trägt die Hauptverantwortung für die Kolportierung des Märchens von den Belgiern, die deutschen Soldaten die Augen ausgestochen hatten – eines Märchens, das so furchtbar zur Vergiftung der Beziehungen zwischen Belgien und uns beigetragen hat.

Den Gipfel aber erklomm doch wohl der Berliner Pastor Philipps, als er im Herbst 1916 in der ‚Reformation‘ schrieb:

> Das Winseln und Heulen über den Jammer und das Elend des Krieges kann ich schon lange nicht mehr hören. Der Krieg ist nicht Deutschlands Unglück, sondern Deutschlands Glück. Gott sei Dank, daß der Krieg gekommen ist, ich sags auch heute noch im dritten Kriegajahr. Und Gott sei Dank, daß wir noch keinen Frieden haben; ich sags auch heute noch trotz aller Opfer . . . Darum sag ichs noch einmal: Gott sei Dank, daß wir den Krieg haben; er allein kann unser Volk noch retten, wenn es überhaupt noch möglich ist, wie wir zuversichtlich hoffen. Er ist das große Operationsmesser, mit dem der große Arzt der Völker die furchtbaren, Alles vergiftenden Eiterbeulen aufschneidet. Und Gott sei Dank, daß wir noch keinen Frieden haben. Die Wunden würden sich zu bald wieder schließen, und das Übel würde ärger werden denn zuvor.

Der Pastor und Doktor der Theologie Philipps war der Intimus Adolf Stöckers gewesen und sein Nachfolger in der Herausgabe der ‚Reformation‘ geworden. Erst Vorsitzender der Christlich-sozialen Partei, wurde er dann ein einflußreiches Mitglied der Konservativen Partei. Als Anerkennung für sein Verhalten während des Krieges erkoren ihn die Deutschnationalen in der Republik zum Abgeordneten und die frommen Evangelischen Berlins zum Mitglied der Provinzialsynode.

Am schlimmsten brach der furor bellicosus protestanticus aus, als im Sommer 1917 die Möglichkeit des Friedens zu winken schien. Der Reichstag hatte die Friedensresolution angenommen. Darauf erklärte der Divisionspfarrer Krügell in einer „vaterländischen Kundgebung“ zu Duisburg, man habe an der Front bedauert, „daß die Prügelstrafe nicht mehr bestünde“! Der Superintendent Rogozinski in Briesen (Westpreußen) ließ

in der Kirche ein Telegramm an Hindenburg fürs Durchhalten annehmen und forderte die Anwesenden, die nicht zustimmen wollten, auf, die Kirche zu verlassen. Pastor Brakebusch in Braunschweig tobte gegen die „deutschen Feiglinge und Sklavenseelen“, die „vaterlandslosen Gesellen“, die „auswärtigen und inwärtigen Hunde“ und rief aus:

> Verlangt, daß kein Schritt mehr gewichen wird, daß Hindenburg vorstößt, daß man den Feind packt mit aller Kraft und aller Wut. Und wer sich hier muckst und weiter meint, sein verwegenes Maul auftun zu können, den lehre man beten.

Pastor Hoffmann von der Sankt Pauli-Kirche in Chemnitz ließ eine am 26. August 1917 gehaltene Predigt mit dem Titel ‚Ein Wort gegen den Verzichtfrieden‘ erscheinen. Der Papst wurde von evangelischen Frommen als Antichrist bekämpft, weil er den Frieden zu vermitteln versucht hatte. Scharf nahm die Pastoralkonferenz der Diözese Eckartsberga gegen die Friedensvermittlung des Papstes Stellung. Und der Pastor Hauß aus Spöck bei Karlsruhe versandte gedruckte Feldpostbriefe an seine draußen stehenden Pfarrkinder, worin er sagte:

> Wir erhoffen einen guten deutschen Frieden von Gott, nicht einen schlechten internationalen vom Papst.

Noch einmal tobten die evangelischen Geistlichen los, als Ende September 1918 sogar die Oberste Heeresleitung die Notwendigkeit eines sofortigen Abbruchs des Krieges eingesehen hatte. Da schrie etwa, am 12. Oktober 1918 in der ‚Essener Allgemeinen Zeitung‘ der Lizentiat Johannsen in die Welt hinaus:

> Wir wollen hier im rheinisch-westfälischen Industriebezirk, hier in der Waffenschmiede Deutschlands das Feuer, das noch in hunderttausenden von Männer- und Frauenherzen brennt, aufs neue zu heller Flamme emporlodern lassen.

So haben die protestantischen Theologen mit ihrem Kriegswahnsinn wirklich vom ersten bis zum letzten Tage durchgehalten. Besser als die Oberste Heeresleitung selbst.

Nur ganz Wenige blieben vernünftig oder wurden zum mindesten im Lauf des Krieges wieder vernünftig.

So versandten im zweiten Teil des Krieges die Berliner Geistlichen Aner, Nithack-Stahn, Pleß, Rittelmeyer und Wielandt ein Rundschreiben, das in dem Satz gipfelte:

> Wir fühlen angesichts dieses fürchterlichen Krieges die Gewissenspflicht, im Namen des Christentums fortan mit aller Entschiedenheit dahin zu streben, daß der Krieg als Mittel der Auseinandersetzung unter den Völkern aus der Welt verschwindet.

Vox clamantis in deserto! Die evangelischen Landeskirchen waren eine Kriegswüste geworden – und sind es nach dem Kriege geblieben, wie man leider hinzufügen muß. Man spricht zwar nicht mehr vom „deutschen“ Gott, da er zu schmählich das während des ganzen Krieges in ihn gesetzte Vertrauen getäuscht hat. Aber man weiht munter Sonntag für Sonntag die Fahnen der Stahlhelmer und der Werwölfe und andrer Kriegsfanatiker ein.

Die evangelische Kirche Deutschlands scheint wirklich in puncto Pazifismus eine hoffnungslose Sache zu sein.

Kontrolliert die Justiz! von Manfred Georg

Der Tatbestand ist volksnotorisch. Immer wieder konnte man in der letzten Zeit erleben, daß Zeugen oder Angeklagte ihre Aussage oder Verteidigung mit den Worten: „Es hat ja doch keinen Zweck, wenn ich hier ...“ einleiteten. Das Vertrauen ist bis ins Tiefste erschüttert. Müßig, noch einmal nach den vielen Gründen zu fragen. Eine lange Reihe von Urteilen, in allen Teilen des Reichs gefällt, ist erschütterndes Denkmal tragischen Zusammenbruchs. Wo früher Markt und Alltag unmittelbar an die Richterstube grenzten, klaffen heute Abgründe. Daß viele Richter, manche Staatsanwälte, denen sich das Herz noch nicht zu einem Paragraphen gekrümmt, dies mit Trauer sehen, ändert nichts. Stolz weht die Fahne der Themis schwarz-weiß-rot

Die demokratische Verfassung, in deren Schlingen sich die Demokraten selbst aufgehangen haben, wird so bald nicht geändert werden. Die Richter, also auch die Mehrzahl jener Richter, die im Namen des republikanischen Volkes Recht sprechen sollen und es im Namen der kapitalistisch-reaktionären Oberklasse tun, bleiben unabsetzbar. Was nützt ihre Versetzbarkeit, wenn zwar in Berlin Jemand geschont, in Königsberg aber dafür Einer gehenkt wird? So erhebt sich immer dringender die Frage nach einem Schutz vor der Justiz, jener, von einigen Böswilligen abgesehen, meist durchaus naiven Justiz, deren Träger heute sachlich dadurch sündigen, daß sie sich selbst überschätzen. Sie können sich eben weder andre Augen noch andre Schnurrbärte anschaffen. Sie könnten wohl in Pension gehen. Aber wer hat so viel Verantwortungsgefühl?

Die Öffentlichkeit hat Jahrzehnte lang Eines vor Allem vernachlässigt. Das ist: die Kontrolle der Justiz. Erst seit kurzem, seit die große Rechtswunde aufgebrochen, ist man endlich dahinter gekommen, daß der Gerichtssaalreport mindestens so wichtig ist wie das geschwätzigste Feuilleton, und einige große Zeitungen, namentlich in Berlin, haben dieser Berichterstattung breitern Platz eingeräumt. Hier ist anzusetzen und systematisch auszubauen. Nicht umsonst verlangen alle Verfassungen von je die Öffentlichkeit der Prozesse. Kontrolliert die Justiz! Ihr werdet damit die besten Erfahrungen machen. Ich habe erlebt, daß Vorsitzende wenigstens in der äußern Art der Prozeßführung und Zeugenvernehmung von einem Tage zum nächsten völlig andre Persönlichkeiten wurden, weil die Abendblätter dazwischen lagen. Kontrolliert die Justiz! Nicht nur in den Sensationsprozessen, sondern grade auch in den kleinen und kleinsten Sitzungen. Nicht nur die Zeitungen, sondern auch die Parteien, die Gewerkschaften, die Ligen und die Vereine müssen in alle Zuhörerräume der deutschen Gerichte rechtskundige Vertrauensmänner entsenden. An der Gerichtsstätte ist das Gesamtleben Deutschlands am leichtesten und tiefsten zugänglich. Der Gerichtsbericht, von einem sozial empfindenden und zeitbewußten Urteiler erstattet, rangiert weit vor den Zwistigkeiten hinterindischer Stämme oder der Modeschau von Deauville. Das Gericht ist, man erfasse es end-

lich, keine literarische, sondern eine politische Angelegenheit. Wenn für den Fall Gärtner jetzt alle Verbände der geistigen Arbeit mit Tusch und Trompeten in die Schanze treten, so ist das zwar richtig – aber wenn der Fall als Sensation winkt, so beweist das nur, daß diesen Verbänden die Zustände in der Rechtsprechung fremd sind, sonst wären sie seit langem in einem dauernden Alarmzustand. Fechenbach und Gärtner haben Glück. Aber wieviel Namenlose haben keins!

Darum macht, Ihr Schreiber aller Art, das Gerichtsleben Deutschlands endlich wieder zu dem, was es ursprünglich war: zu einem Leben, das sich offen mit allen Motiven und Hintergründen abspielt, und in dem nicht ein paar Herren, so brav und unantastbar sie auch als Privatmenschen sein mögen, hinter der Schutzwand formaler Paragraphen ihre schwarz-weiß-roten Ideale befriedigen, während ein paar Schöffen blöde dazu nicken und doch nichts verstehen. Seht euch die Richter an, verfolgt sie in den Sitzungen ein halbes Jahr lang ununterbrochen. Das ist in keiner Stadt schwer. Und Ihr werdet am Schluß sagen können, wer sie sind. Macht das Volk unbefangen vor seinen Richtern. Sagt es, wenn sie gute Menschen sind, sagt es aber auch, wenn sie böse sind, und Ihr werdet Wunder erleben. Die deutsche Justiz steht darum heute, wo sie steht, weil sich die berufenen Beobachter mehr um die Nachtstühle der Maharadschas als um die Protokolle von Staatsanwälten gekümmert haben, die in dreistündigen Sitzungen nichts weiter taten, als sich einmal den Schlips grade zu rücken. Rezensiert jedes Gericht mit derselben Gründlichkeit, Stetigkeit, Ausdauer und „erstklassigen“ kritischen Besetzung wie jeden französischen Schwank – und Ihr werdet sehen: die Kritik wird einen sensationellen Erfolg haben.

Kein Zweifel, daß diese Beobachtung, die in ebenso sachlichem wie republikanischem Geist geschehen muß, zum mindesten Ein Resultat haben wird. Man wird binnen sechs Monaten diejenigen Beamten kennen, denen man Prozesse bestimmter Art, zum Beispiel: mit politischem Einschlag, in ihrem eigensten Interesse nicht übergeben sollte, weil ihre Übernahme sie in den Konflikt zwischen Staatswillen und Privatansicht brächte. So wird man ohne persönliche Härten scheiden und ausscheiden können. Was aber, wenn dies bei dem Trott unsres Staatspferdes, das auf drei festen monarchistischen und einem lahmen republikanischen Bein geht, nicht geschieht? Hier wäre nötigenfalls an jenes Mittel zu denken, das Gandhi gegen einen viel furchtbarern und mächtigern Gegner, nämlich die englische Wirtschaft und ihren Import angewandt hat: an ein Richterboykott durch No-cooperation. Voraussetzung wäre selbstverständlich eine Massensolidarität, die durchweg vor politisch antirepublikanischen Richtern und Staatsanwälten fortlaufend Zeugnisverweigerung der Angeklagten und Zeugen brächte.
Man könnte zwar trotzdem einen Prozeß zu Ende führen, aber niemals in einem europäischen Staat heute sechzig. Freilich: das wäre ebenso ein Mittel der Verzweiflung wie eine Frage der Reorganisation. Vielleicht wird die wirkliche Kontrolle der Justiz durch die Öffentlichkeit es überflüssig machen.

An unsere Leser !

Am 2. Oktober begeht

„Unser Hindenburg“

zum ersten Male als Reichspräsident die Feier seines Geburtstages.

„Die Deutsche Illustrierte“,

die es sich zur Aufgabe gemacht hat, den deutschen Gedanken immer von neuem zu wecken und zu fördern, wird ihren täglich wachsenden Leserkreis am Geburtstage unseres Herrn Reichspräsidenten durch die Ausgabe einer besonders großen Festnummer, in der das Leben und Wirken Hindenburgs durch Wort und Bild in anschaulicher und ausführlicher Form das Interesse jedes wahren Deutschen wecken muß, erfreuen. Außerdem wird „Die Deutsche Illustrierte“ dem Herrn Reichspräsidenten eine künstlerisch ausgeführte Glückwunschadresse mit beizufügender Gratulantenliste überreichen lassen. Zu dieser vaterländischen Bekundung wollen wir aus allen deutschen Gauen die Namen derer sammeln, die

unserem Hindenburg

zur Feier seines Geburtstages in treuer deutscher Gesinnung ihre Glückwünsche darbringen wollen. Wir bitten unsere Leser und Freunde um recht Zahlreiche Beteiligung, aus der unser großer Führer die hinter ihm stetig mehr erstarkende deutsche Einheitsfront erkennen möge.

Verlag „Die Deutsche Illustrierte“

Schlußtag für die Eintragung in die Gratulantenliste

am 20. September 1925.

Bedingungen für die Eintragung in die Gratulantenliste:

Für unsere Abonnenten, deren Abonnement bis Ende Dezember läuft, kostenlos. / Für Nichtabonnenten Lösung eines Vierteljahresabonnements ab 1. Oktober inkl. Hindenburg-Sondernummer zum Preise von Mk. 1.30.

Ausschneiden

Ausfüllen **Einsenden**

hierdurch bitte ich um Eintragung als abonnent in die Gratulanten-Liste für

„Die Deutsche Illustrierte“

1. Ich bin alter Abonnent.

2. Ich bin neuer Abonnent und sende mit gleicher Post auf Ihr Postscheck-Konto berlin 7056 den Betrag für das 4. Quartal 1925 in Höhe von Mk. 1.30 ein.

Nichtzutreffendes durchstreichen. Name und Adresse deutlich schreiben.

Namen: —

Ort und Adresse: —

I.

Kopenhagen von Frida Erdmute Vogel

Eine dänische Schriftstellerin hat Kopenhagen einmal eine „intime Großstadt“ genannt. Es klingt unlogisch und trifft doch zu. Idylle wohnt hier neben modernem Lebensraffinement, stille Winkel liegen nur ein paar Schritte vom stärksten Verkehrslärm entfernt. Von der Hauptgeschäftsstraße, die mit verschiedenen Namen, aber doch als zusammenhängende Linie sich vom Rathausplatz bis zum Königs-Neumarkt (Kongens Nytorv) zieht – von dieser Hauptstraße mit ihren eleganten Läden, ihrem starken Kraftwagenverkehr und ihrem Schwarm modern gekleideter Spaziergänger laufen, sich abzweigend und parallel dazu, enge Straßen und Sträßchen. Biegt man dorthin ab, so könnte man sich in eine Provinzstadt versetzt glauben. Der Bürgersteig ist oft so schmal, daß man sich vor den vorbeifahrenden Wagen ängstlich an die Häuser drücken muß. Diese Häuser, alte und uralte, ducken und pressen sich zusammen, mit winkligen Höfen, tiefen Kellerhälsen und bescheidenen Lädchen, die den Kömmling noch mit einer Bimmelglocke ankünden.

Das ist Kopenhagens Hauptreiz: diese Verquickung von Idylle und Großstadt. Oder eigentlich nicht ganz Verquickung – sondern dies friedliche Nebeneinander, ohne daß eins das andre verdrängt, auffrißt, zerstört.

Und dieses Nebeneinander auch bei den Menschen. Hier gibt es wirklich noch die „alte Dame“ mit dem schönsten weißen, schlicht gescheitelten Haar, mit Blondenhäubchen, Lüstrekleid und Longshawl. Sie garniert im Sommer die Vorgärten und Veranden den ganzen Strandweg entlang von Kopenhagen bis Helsingör und weiter und ist im Winter die treue Abonnentin des Königlichen Theaters, aus dem sie nach Schluß in einem eigens zu diesem Zwecke eingerichteten Omnibus, jede einzelne vom Kondukteur gekannt und betreut, nach Hause gefahren wird.

An ihr vorbei flitzt die „selbsterwerbende Frau“ auf dem Rad oder – jetzt immer öfter – das Autogirl in seinem Ford, den es sich, wenn sein Benzin zu knapp, aus einem der leuchtend blauen Tanks fast in jeder Straße schnell auffüllen lassen kann.

Oder auch der neueste Typ „à la Garçonne“, knabenhaft flach und schlank, mit Hornbrille auf dem Näschen und ganz kurz geschnittenem Haar. Aber nicht wenige Vertreterinnen dieses Typs gehen mit Begeisterung zur Kartenlegerin.

*

Der Rathausgarten – er liegt neben dem neuen Rathaus, im Zentrum der Stadt. Ein schmaler Streifen Land, ein Gärtchen nur, reizend angelegt mit Laubengängen, weißen Bänken, Fliederbüschen, Tulpen- und Rosenbeeten – und Tauben. Im Viereck des Rathaushofes befindet sich ein Taubenschlag, aus

dem sie ausschwärmen in ungewöhnlich schönen Exemplaren. Beigefarbene, ganz schneeweiße, graue mit blaurosa schillernden Köpfchen und braune, das schönste Vorsatzpapiermuster auf den Flügeldecken. Und die Kinder, die da herumspielen, kaufen sich „for ti Oere gule Aerter“ (für zehn Oere gelbe Erbsen) und füttern sie damit. Ringsum hocken diese blonden, helläugigen Mädel und Jungen auf dem kleinen freien Kiesplatz, die warmen Händchen mit den Erbsen ausgestreckt; denn es kommt darauf an, daß die Tauben sie ihnen richtig aus der Hand fressen, nicht bloß so hingeworfen von der Erde aufpicken. Einem kleinen Mädel, einem reizenden Balg mit rotblondem Haarschwall, setzen sie sich sogar auf Arm und Schulter. Und sie steht selig, strahlend, von den bewundernden Spielgenossen umringt, mucksmäuschen still.

*

Ich bin bei einem Dichter zu Gast, einem wirklichen Dichter. Er wohnt, wie alle dänischen Dichter, in Frederiksberg, einer ehemaligen Vorstadt, mit der Hauptstadt jetzt so eins und verwachsen wie Charlottenburg mit Berlin. Aber hier herrscht tatsächlich noch die Idylle in Reinkultur. Winkel, Gärten, Häuser, wie von Hans Christian Andersen entworfen. Daneben dann selbstverständlich auch wieder Geschäftsstraßen, konventionelle Mietskasernen.

Und da mein Freund eben ein wirklicher Dichter ist, wohnt er auch nur wenige Minuten von dem Frederiksberg-Park entfernt, wo schon zu Andersens Zeiten die Dichter umhergingen und dichteten.

Gleich daneben liegt der alte Kirchhof von Frederiksberg. Lila Flieder, roter Flieder, weißer Flieder gießt sich in Bächen über seine graue Mauer; dazwischen drängt sich neugieriges Caprifolium hervor, und hoch darüber hernieder rieseln Goldregenbäume ihre Blüten-Trauben. Dies Alles ist hier, Ende Juni, noch in stärkster Blüte.

Wir treten ein, suchen Oehlenschlägers Grab und Sigbjörn Obstfelders, des zarten norwegischen Dichters, der hier fern der Heimat gestorben. Groß angelegte Grabmäler, pompöse Erbbegräbnisse gibt es nicht. Ein paar schlichte Büsten, ein bißchen bescheidene Symbolik in Granit und Bronze – aber eine Unmasse blühender Büsche und Blumen. Alle Kindergräber umduftet schneeweißer Flieder, und schwarzrote Tulpen leuchten an ungewöhnlich langen, schwanken Stengeln in die Höhe. Der Dichter hat den Arm um die Schulter seines jungen Sohnes gelegt, während wir zusammen die schmalen Gänge abwandeln.

Dann sitzen wir noch lange in dem Garten vor seiner Wohnung unter dem Nußbaum, lange in der hellen Nacht, die alle Dinge unwillkürlich und traumhaft werden läßt.

*

Was den Dänen so angenehm im Umgang macht, ist seine Freundlichtkeit, seine stete Neigung zur Fröhlichkeit. Sein schneller Witz sticht nicht, höhnt nicht; er ist nicht boshaft – er ist ironisch. Bosheit ist eine Temperamentsäußerung, Ironie ein Verstandesprodukt. Diese freundliche Grundstimmung

stammt wohl zum größten Teil von dem guten Essen. Ein voller Magen verzeiht leichter, toleriert eher, vermeidet gern tiefere Emotionen. Leben und leben lassen – tout comprendre, c’est tout pardonner: damit wiegen die Menschen hier sich durchs Leben. Ich spreche nicht nur vom Bürgertum. Auch der Arbeiter ist viel besser genährt als bei uns und daher auch weiter entfernt von Fanatismus und bohrendem Haß. „Komm rasch nach Hause, Sören, sonst wird der Schmorbraten kalt!“ ruft die Frau ihrem bei einer Hungerdemonstration beschäftigten Mann zu. Und das ist nicht nur ein Witz aus dem ‚Klods-Hans‘.

*

Aber wer den Dänen wirklich ins Herz schließen will, der muß nach dem Fliegenpapier (Fluepapir) hinaus!

Den ganzen Sund entlang, von Kopenhagen bis Helsingör und noch weiter, ziehen sich die Villen mit ihren Gärten, die bis ans Wasser reichen. Ein richtiger Sandstrand, wie wir ihn kennen, setzt erst ein ganzes Stück nördlich von Helsingör ein. Doch bei dem Vorort Charlottenlund, unweit Klampenborg, ist ein Stückchen Strand am Wasser freigeblieben. Auf diesem – nicht mehr als etwa sechzig Meter langen – Streifen entfaltet sich nun an schönen Tagen ein intensives Strandleben. Es ist das Hornbaek des kleinen Mannes, der mit der Elektrischen, der Kystbahn oder mit dem nationalen Beförderungsmittel, dem Rad, dorthin strebt. An solchen Tagen ist dies schmale Stückchen Land über und über bedeckt mit liegenden, stehenden, sitzenden Kindern, Frauen, Tieren und Menschen, wie Gustav Wied sagen würde. Deshalb: das Fliegenpapier.

Bei einer so unverhältnismäßig großen Menschenansammlung auf einem so verhältnismäßig kleinen Raum würde – sagen wir einmal: anderswo – ein Höllenlärm herrschen. Hier merkt man, wenn man den langen Zugangsweg entlanggeht, überhaupt kaum, daß man sich auf eine Menschenansammlung zu bewegt. Alles ist gedämpft, fast still. Nur hin und wieder eine lautere Kinderstimme, ein helleres Lachen. Leise, Gott sei Dank leise, mahnen die Mütter allzu draufgängerische Kleinen im Wasser; alle Begrüßungen und Anrufe werden in nächster Nähe und nicht über die ganze Strecke hin ausgetauscht. Der Däne gebraucht im Durchschnitt viel mehr die Kopfstimme, weshalb ihm die Worte auch leichter und gedämpfter von den Lippen gleiten. Allerdings fehlt ihm dafür der „Brustton der Überzeugung“, der seinem ironischen Wesen auch nicht entsprechen würde.

Nach Bureau- und Geschäftsschluß trifft nun Schar auf Schar von jungen Mädchen, jungen Männern hier ein. Rasch bremsen sie, gleiten geschickt vom Rade, bleiben dagegengelehnt stehen oder setzen sich auf eine der Bänke, lagern im Sande und blicken still auf die opalisierende Wasserfläche hin. Schar um Schar trifft ein – immer dasselbe Schauspiel. Andre Großstädter pflegen laut, ja dröhnend auf das Ungewohnte, die Natur, zu reagieren. Hier ist es ein freundliches Betrachten, eine stumme Andacht. Hinten sieht man blau und fern die Silhouette von Kopenhagen sich in den Sund vorschieben.

*

Im Tivoli frischen die ältern Kopenhagener ihre Jugenderinnerungen auf, die jüngern lächeln, zucken die Achseln — und gehen doch hin. Es gibt gutes Essen und gute Musik. Im Konzertpalast konzertierten Gigli, Victor Schiöler, Madame Cahier; daneben die üblichen Vergnügungen, Gebirgsrutschbahn, Teufelsrad, Luftkarussel, wie im Lunapark, nur in schönerer Umgebung, auf umbuschtem hügeligen Terrain.

Eine Generalsgattin, ein Kapellmeister und eine dänisch-amerikanische Journalistin — so sitzen wir zu Vieren im chinesischen Teehaus am See.

„Ja, im Sommer, im Frühjahr, im Herbst, da ist es ganz schön so in und bei Kopenhagen," gibt die Journalistin auf meine Lobpreisungen zu, „aber im Winter — nicht auszuhalten! Da sehnt man sich krank nach Farben und Sonne. Immer dieser graue, drückende Himmel, man sitzt wie unter, unter..."

„Wie unter einer Käseglocke", schiebt die Generalin ein.

„Zum Wintersport kommt es kaum", fährt die Journalistin fort, „bei diesem ewig naßkalten Wetter. In den Konzertsälen hört man stets die alten Paradenummern und die sogenannten ernsthaften Theater — na!"

„Aber die gemütlichen Bridge-Abende", erinnert die Generalin.

„Auch das wird einem schließlich über, wenn man nichts Andres mehr sieht und tut."

„Aber die vielen Ehescheidungen!" schwärmt der Kapellmeister.

„Wirklich noch die einzige Unterhaltung, die den armen Kreaturen übrig bleibt", erwidert die Journalistin. „Übrigens eine Folge eurer übertrieben fetten Nahrung, die nach Georg Brandes ein Plus an Erotik erzeugt."

Also schließlich darf Keiner mehr etwas Lobenswertes über die Stadt äußern.

Der Kapellmeister zieht mich bei Seite: „Wissen Sie," sagt er mit einer Kopfbewegung nach der Dänisch-Amerikanerin hin, „als wir, sie und ich, uns einmal drüben in den Staaten trafen, und als ich viel von Kopenhagen berichtete, da heulte sie einfach los und sagte, sie wüßte nicht, was sie darum gäbe, wenn sie ganz schnell jetzt ‚das Pferd', dies Bronzestandbild auf dem Königs-Neumarkt-Rondell sehen könnte, um das sie als junge Studentin nach bestandenem Examen im offenen Wagen mit ihren Kolleginnen die obligate Rundfahrt gemacht. Und jedes und jedes Jahr kommt sie hierher und liegt selig aus dem geöffneten Hotelfenster, um auf die Schläge der Rathausuhr zu hören, die mit ihrem alten Wächterlied das Leben stützt und einteilt, wie sie behauptet."

Ich hab' es ihm gern geglaubt. Kopenhagen kann zur „Gemütskrankheit" werden, wie Rom für Otto Erich Hartleben. Und das eben nicht durch die Elemente des modernen Lebens, die sich einem auf dem Kontinent ja noch direkter, noch unverhüllter und viel größer darbieten, sondern grade durch seine zarten, intimen und idyllischen Züge, die, mitten auch im strengsten Amerikanismus, den weichen Geigenton des Heimwehs auftönen lassen können.

Der geistige Arbeiter von Georg Hermann

In Verkennung der Sachlage hält man mich für einen geistigen Arbeiter. Ich bekomme deshalb immer eine Zeitung zugeschickt, betitelt: ‚Der geistige Arbeiter‘, amtliches Organ aller möglichen großen deutschen Schriftsteller-, Erzähler-, Lyriker-, Filmautoren-Verbände. Sozusagen deren Wunsch- und Kampforgan und ihr Gewissen. Da steht denn auch allerhand Hübsches darin, wie deutsche und französische Autoren und die von zwanzig andern Ländern jetzt in Paris einander Schmeicheleien gesagt hätten, und mehr dergleichen.

‚Unser Autorenheim in Ahlbeck‘ ist aber Das, was mich doch am meisten gefreut hat. Man denke: Ahlbeck! Beinah Heringsdorf! Strand der Ostsee! Perle mit stärkstem Wellenschlag! Ach, nein: das war ja Zinnowitz, das als „Perle der Ostsee mit stärkstem Wellenschlag“ schon die Sehnsucht meiner Jünglingsjahre war. Schon für 2 Mark kann man dort übernachten; für 4 Mark Pension erhalten; es wird wohl eine Wohlfahrtsangelegenheit sein. Und ausruhen muß der geistige Arbeiter ja ab und zu. Sonst kriegt er Schwielen ins Hirn.

Dr. Felix Langer meint, es wäre ja doch nicht Alles so, wie es sein sollte. Die Betten in den Zimmern sind nicht sehr bequem. Sie haben zwar Sprungfedermatratzen, aber die Auflage fehlt, ferner sind die Kissen hart und die Bettüberzüge aus einer Art durchsichtigem Glasbattist, Steppdecken und Leinenüberzüge fehlen. Die Waschtischauflage aus Linoleum ist schadhaft und müßte ersetzt werden. Und wie wärs überhaupt mit Linoleum auf den kahlen Fußböden? Neu tapeziert sind die Zimmer ja... das hat der Verwalter höchst eigenhändig getan – sollte das nicht doch ein Tapezier besser machen? – : aber wie wärs mit ein oder so zwei Bildchen an der Wand? Hübsche Reproduktionen oder gar eine Radierung?! Und nun die Beleuchtung... Elektrisches ist da, aber die Schaltungen sind etwas kariös. Wenn ich, zum Beispiel, des Nachts Gelüste verspüre, spazieren zu gehen, mich in stiller Abgeschiedenheit auf mich selbst besinnen will, so illuminiere ich, um es in dieser Zelle hell zu haben und um dahin zu gelangen, das gesamte Treppenhaus zugleich, vom Keller bis zum Dach des dreistöckigen Baues.
Das ist ohne Zweifel viel zu feierlich und lenkt die Aufmerksamkeit auf uns, grade in dem Moment, wo wir inkognito bleiben wollen. Und – Alles, was wahr ist! – jetzt hat es doch endlich auch ein ganzes Dutzend richtiger weißer Tischtücher bekommen, weil sich Leute von frecher Anspruchsfülle daran stießen, daß mit gewürfelten Wolldecken aufgedeckt wurde. Service ist ja vorhanden – da beißt keine Maus einen Faden ab! – , aber man bekommt so schwarze Hände beim Essen, weil die Griffe von den Bestecken abfärben. Und dann – Preisfrage – : gehören Gläser zum Service? Einige Schlemmer und Sybariten bejahen dies. Hier jedenfalls mangelt es daran. Wenn, zum Beispiel – so mein Gewährsmann – , Zwei tollkühn genug sind, je eine Weiße mit Himbeer zu bestellen, muß der Eine warten, bis der Andre fertig ist, weil nur ein Glas da ist, das nebenbei, dem Verwalter gehört. Wie die Streitigkeiten, wer

zuerst kommt, geschlichtet werden, ob nach dem Alphabet, dem Alter, der Zahl der Gedichtbücher und so fort, verrät unser Gewährsmann nicht. Und – nicht wahr? – in den Garten, meint er, gehören auch ein paar Sessel, Korbsessel. Und wenn es regnet, haben nicht Alle drin Platz, und man säße draußen doch gern unter einer Markise...

So äußert sich unser Gewährsmann, schlägt eine Tombola „zu Gunsten“ vor, und es scheint mir, als ob er beabsichtigt, an diesen Zuständen eine, wenn auch noch so bescheidene Kritik zu üben. Und da ist eben der Punkt, wo ich einhaken will.

Werter Herr Dr. Felix Langer: es ist bald dreißig Jahre her, daß ich mein erstes Buch veröffentlichte, um auch das Meinige dazu beizutragen, daß man weiter von Deutschland als dem „Land der Dichter und Denker“ spräche, und daß das bei Kongressen und andern Schützenfesten sogar Minister täten..., die einem direkt dann auf die Schulter klopften: Fahren Sie nur so fort, junger Mann! Wenn es auch ausgesehen hat, als ob ich die ganze Zeit geschlafen habe, so habe ich doch so leidlich die Augen offen gehalten, um Einblick in die soziale und materielle Lage meiner Berufsgenossen zu bekommen – nicht nur der fünf Dutzend, die sich zu den Arrivierten zählen – , und es hat mich gereizt, immer wieder zu sehen, wie armselig eigentlich nicht nur materiell, sondern auch in der Stufung der bürgerlichen Gesellschaft seine Stellung war, und wie der deutsche Staat sich zum Schluß um die entlassenen Strafgefangenen immerhin noch mehr kümmerte als um seine „Dichter und Denker“. Und all diese Erkenntnisse zusammenfassend, möchte ich an Sie, Herr Gewährsmann, nur die eine simple Frage richten: Warum sind Sie der Ansicht, daß es der deutsche Dichter, Schriftsteller oder Autor – also Jener, für den dieses Heim in Ahlbeck bestimmt ist – grade auf Reisen besser haben soll, als er es zu Hause hat? Wozu wollen Sie in diesen Mann Illusionen einpflanzen, die sich nicht erfüllen werden... und ihn auf Reisen zu Ansprüchen erziehen, die er unmöglich in sein Leben zuhause übertragen kann? Sie mögen es damit gut meinen, lieber Doktor... aber sie stiften vorerst doch nur Unheil.

Gruppentanz von Valeska Gert

Gleichzeitig mit der Verbreitung des kommunistischen Ideals ertönte der Ruf nach dem Gruppentanz und dem Tanzdrama. Der Einzeltanz sei der Ausdruck einer individualistischen Zeit, der Gruppentanz dagegen der Ausdruck einer neuen Zeit. Richtig! Doch erst in einem Staat, wo sich die kommunistischen Ideale tatsächlich verwirklicht und alle Lebensäußerungen grundlegend bestimmt haben, kann der Gruppentanz als Ausdruck eines gemeinsamen Lebensgefühls zu dem werden, was ihn zu einer wirklich künstlerischen Aktion macht, nämlich zu einer festlichen Kulthandlung.

Der Massentanz braucht die Basis der großen Menge und ihre Mitarbeit. Wohl kann ein einzelner großer prophetischer Künstler in seiner Kunst Das gestalten, was erst in einer kommenden Zeit die Gesamtheit zu verwirklichen sucht. Niemals

aber können sich Massen prophetisch betätigen, am allerwenigsten unter Leitung selbst eines wahrhaft prophetisch veranlagten Leiters. Denn Kunst kann nicht gelehrt werden, sondern befällt Den, der sie ausüben muß, mit unerbittlichem Zwang.

Rein äußerlich sind die Gruppentänze nicht weit von dem Ideal des neuen Gemeinschaftstanzes entfernt (in dieser äußern Ähnlichkeit liegt auch der das Publikum verwirrende Eindruck). Die Vorbedingungen aber: das spontane Erlebnis starker und unverfälschter Naturen, die Besessenheit Aller von denselben Urkräften, diszipliniert nach Gesetzen, die für Alle gleich gültig sind – diese Vorbedingungen sind noch nicht da. Die Tänzerinnen beschreiben die Linien, die sie mit dem Verstand als richtig herausgefunden haben. Die Hilflosigkeit derjenigen, die mit einer bürgerlichen Welt leben, in ihrer künstlerischen Tätigkeit aber (scheinbar) unbürgerliche Ziele glauben erreichen zu müssen, zeigt sich schon in der Bezeichnung der Tänze als das ‚Zeichen', der ‚Ruf', vage Symbole, die willkürlich Alles oder Nichts bedeuten können. Darunter wird sich in der heutigen individualistischen Zeit Jeder etwas Andres, werden sich aber die Meisten etwas lächerlich Undeutliches oder gar nichts vorstellen können. Es wäre wohl denkbar, daß in einer Gesellschaft oder Volksgemeinschaft etwa der ‚Kreis' als Symbol eine Allen gemeinsame heilige Bedeutung hätte, nämlich Weisheit, Klarheit, Erkenntnis des ewigen Kreislaufs und den unbeirrbaren Trieb zur innern Vollendung. Dann ginge vom getanzten Kreis ein magischer Glanz aus, von dem aber ohne diese geistigen Kräfte nichts zu spüren ist.

Auf einer Bühne vor einer bürgerlichen Zuschauerschaft schlechthin den ‚Kreis' zu tanzen, ist eine ebenso sinnlose wie blutleere Spielerei, ein Aesthetizismus mit umgekehrtem Vorzeichen, mit der Zugabe der Langenweile.

Gymnastikschulen, die vorbildlich in der Erziehung des Körpers sind, die die Körper aber nur bis zu dem Augenblick bringen sollen, wo die künstlerische Arbeit der Gestaltung anfängt, überschreiten die ihnen gesteckten Grenzen und erzielen durch äußere Anähnelung an die von der Zeit ersehnte Form den Schein des erfüllten neuen Kunstwerks. Der Kern, auf den es vor Allem ankommt, fehlt und wird durch Schlagworte ersetzt.

Unter den Schlagworten, mit denen diese Scheinkunst gern bezeichnet wird, steht an erster Stelle das vom absoluten Tanz. Wahrscheinlich deshalb, weil die getanzten Symbole in Keinem eine reale Vorstellung erwecken können. Unter „absolutem Tanz" verstehe ich die bewegte und verzückte Seele, die sich auch in Bewegung des äußern Menschen umsetzen kann (aber nicht muß), wenn sie in einem Körper sitzt, der instinktiv reagiert; unter „absoluter Körperbewegung" die Bewegung, die vage und scheinbar sinnlos in den Raum stößt, nicht aber zu mathematischen Formen geordnete Bewegungen. Sie hätten durchaus die Berechtigung, als neue Wege der angewandten Gymnastik bezeichnet und öffentlich beschritten zu werden. Sie sind aber unmoralisch, sobald sie unter falschem Namen dem Verkehr übergeben werden.

Krupp und Neuhaus von Morus

Krupps Absage

Krupp will nicht. Das ist das erste feste Ergebnis der Verhandlungen, die nun schon seit etlichen Wochen um den rheinisch-westfälischen Montantrust gehen. Man wundert sich, daß grade dieser Kombattant abspringt, dessen erster Direktor, der Unglücksbotschafter Wiedtfeld, besonders eifrig bei der Fusion war. Und sonderbarer noch, weil Krupp den Zusammenschluß besonders nötig zu haben schien. Aber stolz wird nun aus dem Büro des guten Doktor Sorge gemeldet, daß seit neun Monaten keine kurzfristigen Kredite und keine Finanzwechsel mehr laufen. Horch, horch die Lerche im Ätherblau! Welcher andre Konzern kann bei der Ruhrkrise das von sich sagen?

Aber da man schließlich nicht gut öffentlich erklären kann: ‚Mir hamse zu wenig geboten', oder: ‚Phönix will mogeln' oder: ‚So pleite, wie Ihr denkt, sind wir noch lange nicht', hat Krupp sich auf seine Tradition besonnen und die Herren Voegler, Otto Wolff und vor allen seinen allen Gegner Thyssen in die zweite Klasse des Soldatenstandes versetzt. „Wir glauben nicht," schreibt die Krupp-Verwaltung, „daß es für die deutsche Wirtschaft nützlich ist, wenn bekannte Namen wie Krupp verschwinden. Auch ist Entwicklung und Aufbau der Familiengesellschaft Krupp von den übrigen Eisenwerken des Ruhrgebiets verschieden." Da habt Ihrs. Zwar braucht nach dem jetzigen Plan, bei dem die bisherigen Gesellschaften formell bestehen bleiben und nur durch eine Dachgesellschaft zusammengehalten werden sollen, weder der Name zu verschwinden, noch ist Krupp mehr Familienbesitz als Thyssen, und auch im Aufbau hat Krupp nicht mehr Eigenheiten als die andern, fusionsbereiten Konzerne. Aber fein bleibt fein, und wenns mit der Mitgift nicht klappt, ist man erst recht fein.

Beim Wilm! Wer von all den Hinterhäuslern, die sich in dem neuen Ruhrtrust breit machen wollen, kann sich eines kaiserlichen Trinkspruchs rühmmen, wie Krupp von Bohlen und Halbach und seine liebe Bertha ihn bei ihrem Hochzeitsschmause auf Villa Hügel versetzt bekamen:

„Ihr Leben sei erfüllt und beherrscht von dem, was unser großer und klarster Denker, Kant, den kategorischen Imperativ der Pflicht genannt hat. Ihnen, Meine liebe Bertha, hat der liebe Gott einen herrlichen Wirkungskreis zugewiesen: für Ihre Arbeiter und deren Familien zu leben. Wenn Sie durch die Fabrikräume schreiten, möge der Arbeiter in dankbarer Liebe die Mütze vor Ihnen lüpfen und in Ihnen neben derTochter seines innig verehrten verblichenen Fabrikherrn den guten Genius der Werke begrüßen. Bei Ihrem Eintritt in die Familienhäuser mögen die Kinder und die Frauen in Ihnen eine holde Fee erblicken, welche bei ihrem Erscheinen Tränen trocknet, Not lindert, Lasten erleichtert, Leid ertragen hilft; und Ihrer Einwirkung, Mein lieber Bohlen, entspringe Arbeitsfreudigkeit, fortschreitende Entwicklung nach zielumfassenden Gesichts-

punkten, den modernsten Anforderungen entsprechende Leistungen nach den bewährten Grundsätzen des Begründers dieses Werkes. Möge es Ihnen gelingen, das Werk auf der Höhe zu erhalten, auf die es gehoben worden ist, unserm deutschen Vaterlande auch fernerhin Schutz- und Trutzwaffen zu liefern, welche in der Fabrikation sowohl wie in Leistungen nach wie vor von keiner Nation erreicht werden. Mit goldenen Buchstaben stehe das Wort ‚Pflicht' über den Türen Ihres Heims und werde ihre Ausübung durch das hehrste Gefühl erleichtert, welches es auf Erden gibt, nämlich für das Wohl seiner Mitmenschen arbeiten zu können."

Auch wenn es Krupp heute nicht mehr vergönnt ist, durch Kanonenfabrikation für das Wohl seiner Mitmenschen arbeiten zu können, wird man verstehen, daß ein Paar mit solcher Vergangenheit seine Selbständigkeit nicht billig hergeben will.

Zins und Preis

Der deutsche Bankiertag, von der Regierung hochgeehrt und fürstlich empfangen, wie der Goldonkel aus Amerika, hat nachträglich vom Reichswirtschaftsminister Neuhaus eine Rüge erhalten. Selbstverständlich hat Herr Neuhaus nicht riskiert, einen so gefürchteten und tabuernen Beruf wie die Bankiers beim Namen zu nennen, aber er hat sich zu der Mahnung hinreißen lassen: nicht nur Produzenten, nicht nur Kleinhändler müssen an dem Preisabbau mitarbeiten, sondern „auch die mit der Vermittlung von Krediten befaßten Kreise müssen ihrerseits Alles tun, um die verteuernde Wirkung der Zinsspanne wirksam zu vermindern".

Über dieses Wort werden inzwischen gewiß alle gelernten und gekochten Nationaloekonomen von Weltruf den Kopf geschüttelt haben. Denn die Nationaloekonomen von Weltruf, soweit sie in Deutschland domiliziert sind – zur Zeit sind sie einer Meinung darüber: daß nicht niedrige Zinsen, sondern nur hohe Zinsen die Warenpreise senken können. Bei niedrigen Zinsen nämlich ist das Geld so billig, daß Jedermann mit den hohen Preisen durchhalten kann; bei hohen Zinsen dagegen muß der Fabrikant und der Kaufmann sein Lager à tout prix abstoßen, und die Preise stürzen, daß es nur so kracht. Etwas kürzer kann man das auch so ausdrücken: Wenn das Geld teuer ist, sind die Waren billig, und umgekehrt.

Aber nachdem ich mein Scherflein zur Popularisierung dieser Lehre beigetragen habe, muß ich gestehen, daß ich nicht daran glaube. Man nehme einmal einen ganz konkreten Fall: ein Landwirt hat seinen Speicher voll Getreide liegen, das er für neun Mark den Zentner nicht abstoßen kann und für acht Mark nicht abstoßen will. Wenn er sich überhaupt Geld verschaffen kann, bis er das Getreide zu dem gewünschten Preis los wird, spielt der Zinsfuß für dieses, doch immer recht kurzfristige Betriebskapital gewiß keine erhebliche Rolle. Wenn er dagegen zur Erzeugung des Getreides billigeres Betriebskapital bekommt, so kann das – sofern er reell arbeitet – eine entscheidende Bedeutung für den Herstellungspreis haben. Und

nicht anders liegt es in der Textilbranche und selbst in der Schwerindustrie. Das Lagergeld bildet immer nur einen Teil des notwendigen Betriebskapitals, und man wird schon die meisten Gegenstände bis zum Verderben zurückhalten müssen, um die Zinsspanne wettzumachen, die bei niedrigern Sätzen während des Produktionsprozesses erspart wird. Die Doktor-Eisenbart-Theorie, durch möglichst hohen Zins einen raschen Verkauf und eine Beschleunigung des Warenabsatzes herbeizuführen, hat also einen Haken, da man die Lagerzeit vielleicht verkürzen kann, die Herstellungszeit im Allgemeinen aber nicht. Die für die Praxis entscheidenden Fragen, wieweit eine Wirtschaft willkürlich den Zins gestalten kann, und wieweit in einer streng kartellierten Wirtschaft die Marktgesetze von Angebot und Nachfrage überhaupt noch gelten, bleibe dabei ganz außer Betracht. Aber wenn man überhaupt noch mit diesen Begriffen einer freien Tauschwirtschaft arbeitet, dann sollten die Theoretiker die preistreibenden Theorien Denen überlassen, die damit ihre Geschäfte bemänteln.

Erklärung

In Nummer 33 der ‚Weltbühne' vom 18. August 1925 hat ein Artikel von W. Ackermann unter dem Titel: ‚Ein volksgefährlicher Beamter' das Verhalten des Deutschen Konsuls in Vigo, dem nachgesagt wurde, daß er zwei jungen Deutschen zum Eintritt in die spanische Fremdenlegion geraten habe, einer scharfen Kritik unterzogen. Die Darlegungen des Artikels gründeten sich auf den Bericht eines ehemaligen Angehörigen der spanischen Fremdenlegion in ‚Hackebeils Illlustrierter'.

Der hat nun in diesem Blatt die folgende Erklärung veröffentlicht:

> Wie ich höre, hat die Schilderung meiner Erlebnisse in Vigo in meinem in ‚Hackebeils Illustrierter' veröffentlichten Bericht ‚Unter Abd el Krims Fahnen' zu bedauerlichen Presseerörterungen geführt. Es hat mir tatsächlich fern gelegen, in meiner Darstellung unsrer Besprechung mit dem Deutschen Konsul in Vigo zu behaupten, der Konsul habe uns angeraten, in die spanische Fremdenlegion einzutreten. Ich betone ausdrücklich, daß der Konsul uns keineswegs zum Eintritt in die Fremdenlegion geraten, noch auch nur die Verhältnisse in der Legion als angenehme dargestellt hat. Vielmehr haben sowohl ich als auch mein Gefährte den Plan, in die Legion einzutreten, ohne irgendwelche Beeinflussung von Seiten des Konsuls, sondern völlig auf eigne Faust gefaßt und ausgeführt.
>
> Walter Müller.

Wir haben durch Übernahme der unrichtigen Darstellung dazu beigetragen, völlig unbegründete Anschuldigungen gegen den Deutschen Konsul in Vigo zu verbreiten, und ihnen kränkende Bemerkungen hinzugefügt. Diese wie jene nehmen wir mit dem Ausdruck des lebhaften Bedauerns zurück.

W. Ackermann **Redaktion der ‚Weltbühne'**

Mars Makkabi

Auf dem Kölner Bundestag der jüdischen Frontsoldaten hat der demokratische Reichstagsabgeordnete Dr. Ludwig Haas in eine — von den Blättern seiner Partei mit Fug bedeutsam genannten — Rede dieses ethische Bekenntnis abgelegt: „Wir wollen hoffen, daß der Gedanke des Rechts den Gedanken der Völkerversöhnung bilden wird. Wir fügen mit aller Deutlichkeit jedoch hinzu: wenn es noch mal notwendig sein sollte, für die Freiheit dieser Gebiete zu kämpfen und zu sterben, so werden wir Juden wieder mit in der ersten Reihe stehen."

Ich glaube nicht, daß es sich hier um einen Fall von pseudologia bellicosa handelt, sondern daß es diesem demokratischen Frontsoldaten mit seiner Kriegsbegeisterung durchaus Ernst ist. Darin wird man ihm für seine Person seinen Willen lassen müssen. Bedeutsam aber ist die national-pazifistische Begründung, die dieser Mars Makkabi seinem Militarismus gibt: „Wenn es noch mal notwendig sein sollte, für die Freiheit dieser Gebiete zu kämpfen und zu sterben..."

Soll das etwa sagen, daß bei der Massenmetzelei die Millionen geblendet, verstümmelt und zerfetzt wurden: nur um die angegriffene Freiheit ihrer Heimat zu verteidigen? Da war unser Doktor Stresemann dann doch, schon im Jahr 1915, ein nüchterner nationaler Realpolitiker, als er in seinem Buch über ‚Englands Wirtschaftskrieg gegen Deutschland' charakterisierend von dem Kampfe sprach, „der herausgeboren aus wirtschaftlichen Beweggründen, als der gigantischste Wirtschaftskampf aller Zeiten dastehen wird". Oder sollte Haas Das wissen und am Ende doch nur bei jenem andern Imperialisten in die Schule gegangen sein, jenem deutschen Diplomaten, der unter dem Pseudonym Ruedorffer 1914 in seinen ‚Grundzügen der Weltpolitik' schrieb: „Die Regierungen mögen durch die Rücksicht auf die Friedenstheorien des Sozialismus vielleicht veranlaßt sein, bei ihren (imperialistischen) Unternehmungen sorgfältig auf die Deckung durch das nationale Gefühl bedacht zu sein, wobei sich Nichts in der Sache, sondern nur Manches in der politischen Form und in der Technik ändert, deren sich die moderne Politik zu bedienen hat"?

In jedem Fall sorgt Herr Haas rechtzeitig für patriotische Blankodeckung kommender Morde. Sein General, der die Republik Deutsches Reich grade durch sachverständige Teilnahme an Reichswehrmanövern versorgt, bekennt sich augenblicklich mit Würde zum Weltfrieden. Untertan Haas jedoch, mehr Draufgänger als Stratege, hört schon wieder die Trompeten schmettern.

Wie aber wärs, wenn die Mütter, die Mädchen, die Kinder jener Zehntausende jüdischer Frontsoldaten, die aus zwingendem Grund an der Wormser Festfahrt und der Kölner Feier nicht teilnehmen konnten, dem Demokraten Ludwig Haas eine Adresse schickten, worin sie ihm ein für alle Mal untersagten, Beize in ihre Wunden zu gießen? Klingts dem Karlsruher Krieger nicht in den Ohren von den Wutschreien gemarterter Kreatur?.

Alfons Steiniger

Nimrod

Vor kurzem ist der englische Herzog von Rypon gestorben, ein Mann, der sich von den meisten andern Leuten dadurch unterschied, daß er in einem Zeitraum von vierzig Jahren nach zuverlässiger Schätzung nicht weniger als eine Million Stück Wild erlegt hat. An einem einzigen Tage soll er 900 Hasen eigenhändig umgebracht haben. Neulich sah ich einen sehr schönen Film, dessen Namen

ich vergessen habe. Einen Kulturfilm. Man konnte da die rührende Arbeit verfolgen, die von den Wald-Hegern im Hochgebirge geleistet wird. Durch Schnee und Eis dringen sie, um den Hirschen und Rehen Futter zu streuen. Halb erstarrte Rehkälbchen tragen sie auf dem Rücken in erwärmte Blockhäuser. Die Tiere lecken ihnen, in Überwindung ihres angeborenen Instinkts, zutraulich die Hände.

Leider fehlte ein zweiter Teil dieses Films, der zweckmäßig vielleicht ‚Horridoh‘ heißen müßte, und in welchem zu zeigen wäre, wie nun diese gehegten und gepflegten Geschöpfe – bei denen man das Gefühl hat, daß ihre Menschenscheu ein Menschenabscheu ist – von Männern, die den Heldenmut und die fabelhafte Kraft aufbringen, einen Gewehrhahn abzudrücken, aus dem Hinterhalt erlegt werden. Erst menschliche Güte und menschliche Mordlust geben ein richtiges und rundes Bild.

Nun – keine Sentimentalität! Solange Einer von uns noch Hasenbraten ißt oder Rehkeule oder Filetbeefsteak oder Schweinskotelett, so lange hat er nicht das Recht, sich über das Töten von Tieren zu entrüsten. Nur wer aus religiösen Gründen dem Fleischgenuß völlig entsagt – wenn mans Entsagung nennen kann, daß man sich weigert, seine Tier-Brüder zu verzehren – , nur der darf hier seine Stimme erheben. Nur der dürfte sagen: Mögen überall in der Natur niedere Tiere von den höhern verzehrt werden – der Mensch, als das wissende Tier, das Tier, das erkennt, muß die höhere Stellung, die er innerhalb der Natur beansprucht, durch höhere Artung rechtfertigen.

Es sei ruhig die Notwendigkeit des Tiermords auf unsrer heutigen Gesittungsstufe zugegeben. Aber warum mordet man dann nicht ohne Aufhebens, treibt überall das saubere und ehrliche Handwerk des Schlächters, der, von keinem Dichter besungen, in harter achtstündiger Arbeitszeit gegen tarifmäßige Entlohnung auf dem Schlachthof Schweine absticht, wie ein Andrer Geschaftsbücher führt? Warum bringt man an den unmöglichsten Stellen Gloriolen an?!

Kann Jemand, der einmal eine Treibjagd mitgemacht, der erlebt hat, wie hunderte von jämmerlichen Hasen zusammengescheucht wurden, sodaß sie überhaupt nur von einem Schwachsinnigen, der senkrecht in die Luft schösse, zu verfehlen waren – kann der aufrichtig von einem ‚edlen Waidwerk‘ sprechen?

Der Herzog von Rypon hat in den englischen Zeitungen Nachrufe erhalten. Es sei ihm gegönnt. Aus welchem Grunde in aller Welt nimmt man dann aber von Berufsschlächtern, wenn sie sterben, so selten Notiz?

Walther Nissen

Man filme die Wirklichkeit!

In das große Filmarchiv, das noch nicht existiert, das aber endlich geschaffen werden sollte, damit die Nachwelt einige sichtbare Zeugnisse der Vorwelt erhalte – in dieses zu schaffende große Filmarchiv gehört auch der Gladiatorenkampf Breitensträter – Samson-Körner. Die wunderbare, noch immer nicht genügend ausgewertete Erfindung der Kinematographie ist viel zu sehr in das Bereich des Literarischen und Phantastischen geraten, beschäftigt sich viel zu ausschließlich mit erfundenen und gestellten Bildern, anstatt der Wirklichkeit an den Riesenleib zu rücken. Bei diesem denkwürdigen Meisterschaftskampf hat der Kurbelkasten Reportage großen Stils getrieben. Die Zeitlupenaufnahme ermöglicht das exakte Studium des fürchterlichen Hammerschlages von Breitensträters Rechter, die Samson-Körner bis neun niedergehen ließ. In diesen neun Zählsekunden, die durch die Zeitlupe in eine kleine Ewigkeit zerdehnt werden, wird man Breinsträters Faust langsam, ganz

langsam sinken sehen, dann berührt sie schmeichelnd Samson-Körners Wange, und es ist gar nicht recht verständlich, warum der Hüne mit einem Male die Augenlider senkt und sich sachte, ganz sachte — Immer mit die Ruhe — auf den Boden ausstreckt. Die Eiche, die der Blitz zerschmettert — : aber im Zeitlupenfilm werden Eiche und Blitz zwei betulich scherzende Partner.

Leider hat das Objekt der Filmkamera sich nur auf das Kämpferpaar geheftet, anstatt auch das Publikum aufs Korn zu nehmen. Der Boxerfilm ist unvollständig, solange die enthüllten, aus der maskenhaften Konvention gelösten Gesichter der Spannung, Verzückung, Hysterie, Ekstase fehlen. Beim nächsten großen Boxmatch unterlasse man nicht, ein paar Kur belkästen und Scheinwerfer auf das vom Ringschauspiel völlig absorbierte Publikum zu richten, damit nicht nur das Sportereignis, sondern auch seine seelische Spiegelung auf die Leinwand und ins Filmarchiv derZeit komme. Denn für das Filmarchiv ist das mitwirkende Publikum zumindest ein so wichtiges kulturhistorisches Faktum wie die Austragung der Boxermeisterschaft selbst.

Man munkelt in eingeweihten Kreisen von einer großen Erfindung, über die keinerlei Einzelheiten zu erfahren sind, weil die beteiligten Kreise sich in strengstes Stillschweigen hüllen. Es handelt sich um einen Filmstreifen, der im Rotationsdruck vervielfältigt und der Tagespresse beigelegt werden soll, genau wie heute die illustrierten Beilagen. Der Abonnent einer nähern oder fernern Zukunft wird seinem Sonntagsmorgenblatt den Papierfilm entnehmen, ihn durch einen einfachen Projektionsapparat drehen und die Ereignisse der Woche — also auch jenen Boxkampf — in aller Filmexaktheit beim Morgenkaffee genießen. Die Berichterstattung durch das Wort wird demgegenüber keinen leichten Stand haben; schon deshalb, weil ein Referent, der, wie tatsächlich geschehen, berichtet, es sei beim Kampf Breitensträter — Samson-Körner das Blut bis in die sechste Parkettreihe gespritzt, vom Film am Sonntag der Schmockerei schmählich überführt und Lügen gestraft werden könnte.

Hans Natonek

Vom Paradies bis Hindenburg

So wird des Herrn James Klein Revue in diesem Winter heißen. Nachdem die Welt ein Jahr lang bis zum Überdruß dort hat sehen können, was noch nie gesehen zu haben sie eine hinreißende Reklame glauben machen wollte, wird ihr nun an gleicher Stelle ein rundes Bild ihrer ganzen glorreichen Entwicklung geboten werden, komplett wie ein frisch erschienenes Konversationslexikon.

Welch ein wahrhaft umfassender Titel! Er wird die trübe Zeit ins Herz und Jeden an seinen empfindlichsten Teil treffen, wo er sich gern treffen läßt. Schon sehen wir auf einem Hintergrund von hüllenloser Statisterie sich, ganz wie im Reichstag, siegreich das schwarz-weiß-rote Tuch entfalten, das endlich doch alle Blößen unsrer Scham zu verhüllen verspricht. Die Kehlen und Herzen geraten in einige Erregung; der Rest germanischer Männlichkeit kommt inzwischen in Wallung beim Anblick internationaler, doch durch offensichtlich gute Gesinnung gedämpfter Nuditäten.

Wir sind nicht so anmaßend, unsre schwachen Vorahnungen mit den unerschöpflichen Einfällen des Herrn James Klein vergleichen zu wollen. Es wird, selbstverständlich, Alles in Wirklichkeit noch viel, viel schöner sein. Welcher Pleonasmus allein schon im so glücklich gewählten Titel: der eine Entwicklung und ein Erreichtes, Statik und Dynamik in Einem begreift, da doch eben Hindenburg und das durch seinen Namen gedachte Programm

das Paradies sind! Solchergestalt regt man den Sinn für das historisch Gewordene im Volke an. Der Geschichtsunterricht sollte überhaupt in Zukunft ganz in Herrn James Kleins moralische Bildungsanstalten verlegt werden.

Einen Vorschlag erlauben wir uns aber, in aller Bescheidenheit, dem großen Meister der Obszene heute schon zu unterbreiten. Im ersten Bild, das, woran nicht zu zweifeln ist, im Paradies spielt – also in der Priegnitz, wie unsre völkischen Forscher uns lehren – möge unserm erwartungsvollen Blick sich Solches darstellen:

Weit im Hintergrunde hält sich Gottvater als unauffälliger Präsident in Hindenburgs Gestalt und beobachtet durch das Zeißglas die Entwicklung, die demnächst zweifellos zum Sündenfall führen muß. Adam, ein träumerischer Demokrat, lutscht an einer vertrockneten Dattel. Die hochblonde arische Eva lehnt edelweiblich am Stamme des Apfelbaums. Von diesem herab ringelt sich die Schlange, ein zweifellos semitisches Tier mit den verlockenden Gesichtszügen des Herrn James Klein.

Axel Eggebrecht

Kata Sterna

In München soll die ‚Grüne Flöte' in der Presse keinen Beifall gefunden haben. Ich war in Salzburg so sehr von ihr entzückt, daß es mich auch in München noch einmal hineintrieb. Freilich kam hier sehr Wesentliches nicht zur Wirkung. Die Münchner Kammerspiele sind kein Rahmen für Mozarts Musik, selbst für zusammengetragene nicht. Das Residenztheater – in dem übrigens Mozarts Opern diesen Sommer besser gegeben wurden als in Salzburg – wäre der einzig richtige Ort für das Ballett gewesen. Denn grob ist die Akustik in den Kammerspielen, schrecklich gewöhnlich das Orchester. In Salzburg hatte Oscar Fried mit feinster Verve dirigiert, und köstliche Soli waren dort erklungen. Nur Kata Sterna war auch in München wunderschön; besonders der Spiegeltanz mit ihrer reizenden Schwester war berückend. Ich kann sie nicht vergessen. Ich kaufte den Klavierauszug und spiele in meiner Waldklause den Schwertertanz, um das Hinschmelzen ihres Körpers, selbst aufgerichtet wie ein Stück Musik, vor mir zu sehen. Die erste Tänzerin, die mich ganz beglückte. Und wie Viele sah ich schon, o je! – und jetzt weiß ich, warum alles Gehopse, alles intellektuelle Getue, ob aegyptisch oder indisch, mich so anödete. Es war nie wirklicher Tanz. Hier ist sie, die geflügelte, paradiesische Kunst. Pawlowa ist groß; gewiß! Aber ist nicht sogar sie ein wenig konventionell im Vergleich zu Kata Sterna, diesem Inbegriff von Grazie und Natürlichkeit? Dabei klingt sie geheimnisvoll-unmittelbar an alles Schöne an, was ich gesehen habe. Welch ein Magnet! Ich sehe schon, ich werde nach Berlin fahren müssen, um sie wieder tanzen zu sehen. Allerdings woher nehmen? Das deutsche Volk hat mir nichts zu meinem Namenstag geschenkt. Er war im Juli. Von rechts habe ich nichts erwartet. Aber auch der linke Flügel hat sich nicht gerührt. *Annette Kolb*

Nachher

„Haben Sie schwimmen gelernt, damals, als Sie lebten?", fragte ich ihn. Wir ruderten durch den endlosen Raum, in farblosem Licht, es hatte eigentlich keinen Sinn, sich zu bewegen, weil jeder Maßstab fehlte, wohin die Fahrt ging. Planeten waren nicht zu sehen – sie rollten fern dahin.

„Nein", sagte er. „Ich kann nicht schwimmen. Ich hatte einen Bruch. Mein Leib hatte einen Bruch."

„Ich habe es auch nicht gelernt", sagte ich. „Ich wollte es immer lernen – ich habe drei, vier Mal angefangen – ; aber dann ist es immer nichts gewor-

den. Nein, schwimmen nicht. Englisch auch nicht – damit war es ganz das Selbe. Haben Sie Alles erreicht, was Sie sich einmal vorgenommen hatten? Nicht wahr? ich auch nicht. Und dann, an stillen Abenden, wenn man einmal aufatmen konnte und das ganze Brimborium des täglichen Klapperwerks verrauscht war, dann kamen die nachdenklichen Stunden und die guten Vorsätze. Kannten Sie das – ?"

„Wie oft!" sagte er. „Wie oft!" „ Ja, ich auch...", sagte ich. „Man nahm sich so Vieles vor, an solchen Abenden. Da lag denn klar zu Tage, daß man sich eigentlich, im Grunde genommen, mit einem Haufen Unfug abgab, der keinem Menschen etwas nützte, und sich selbst nützte man damit am allerwenigsten. Diese kindischen Einladungen! Diese vollkommen nutzlosen Zusammenkünfte, auf denen zum hundertsten Male wiedergekäut wurde, was man ja schon wußte, diese ewigen Predigten vor bereits Überzeugten... Das sinnlose Gehaste in der Stadt, mit den lächerlichen Besorgungen die keinem andern Zweck dienten, als daß man am nächsten Tage wieder neue machen konnte... Wieviel Plackerei an jedem einzelnen Ding hing, wieviel Arbeit, wieviel Qual... Der Zweck der Sachen war vollständig vergessen, sie hatten sich selbständig gemacht und beherrschten uns... Und wenn es dann einmal ausnahmsweise ganz still um uns wurde, ganz still, daß man die Stille in den Ohren sausen hörte: dann schwor man sich, ein neues Leben anzufangen."

„Man glaubt sogar daran", sagte er wehmütig.

„Und wie man es glaubt!", fuhr ich eifrig fort. „Man geht ins Bett, ganz voll von dem schönen Vorsatz, nun aber wirklich mit diesem ganzen Unfug aufzuräumen und sich zu leben – sich ganz allein. Und zu lernen. Alles, zu lernen, was man versäumt hat, nachzuholen, die alte Faulheit und Willensschwäche zu überwinden. Englisch und Schwimmen und das Ganze... Morgens klingelt dann der Rechtsanwalt an, Tante Jenny und der Geschaftsführer des Vereins, und dann hat es einen wieder. Dann ist es aus."
„Haben Sie das Leben geführt, das Sie führen wollten?", fragte er. Und wartete die Antwort nicht ab. „Natürlich nicht, Sie haben das Leben geführt, das man von ihnen verlangt hat – stillschweigend, durch Übereinkunft. Sie hätten alle Welt vor den Kopf gestoßen, wenn Sie es nicht getan hätten, Freunde verloren, sich isoliert, als lächerlicher Einsiedler dagestanden. ‚Er kapselt sich ein', hätte es geheißen. Ein Schimpfwort. Nun, das ist vorbei. Und wenn Sie jetzt zur Welt kämen: wie würden Sie es machen?" Er hielt mit seinen Schwimmbewegungen inne und sah mich gespannt an.
„Genau noch einmal so", sagte ich. „Genau so."

Kaspar Hauser

Ein Inserat

Mitspieler gesucht

f.e.anreg.,hochinter., regelm. Montag abd. stattf.
strat. Tischplan-Kriegsspiel m. Bleisoldaten.
Anfrag. an Franke,Papenhuderstraße 30.Hansa 1772 und Vulkan 4332 s(-

Hamburger Fremdenblatt

Verantwortung

Natürlich möchten wir den Ruhmeskranz
uns auf die nationalen Stirnen drücken,
doch Konferenz und Völkerbundsinstanz –
sie haben ihre unbekannten Tücken.
Drum noch in zwölfter Stunde den Protest.
Nichts nützend, kann er auch nicht schaden.
Wir weigern uns und sind in Treue fest
und – fahren mit, zu freundlichen Gestaden.
Mit wirren Phrasenknäuel schnell umgarnt,
die „ihre Meinung" in der Presse lesen.
Gehts schief, dann haben wir gewarnt.
Und wenn es klappt, sind wirs gewesen !

Karl Schnog

Antworten

Justizmörder. Ihr seid gar keine? In der ‚Sonntags-Zeitung‘ schreibt Erich Schairer: „Keine Beschönigungsversuche werden begreiflich machen, warum, zum Beispiel, der Mörder Eisners, Graf Arco, frei auf seinem heimatlichen Gute lebt, während der arme Proletarier Alois Lindner im Zuchthaus von Straubing sitzt, weil er im Affekt (nicht mit Überlegung, wie Arco auf Eisner) auf den Abgeordneten Auer geschossen hat, den er für den Urheber des Mordes an Eisner hielt.“ Des Mordes an Eisner! Der ist nämlich wirklich tot; während Herr Auer längst wieder heil und gesund einer Tätigkeit nachgeht, die ein politisches Volk ihm mit unblutigen Mitteln gründlich legen würde. Noch ein Beispiel, von ungezählten? „Wenn es etwas gibt, was das Wohl des Reiches beeinträchtigt hat, dann ist es die Urteilsbegründung und der ganze Prozeß gegen Heinrich Wandt mit seinem unglaublichen Urteil, der in der inländischen Presse kaum erwähnt, in der ausländischen aber als neue deutsche Dreyfus-Affäre (zweiter Fall Fechenbach!) aufs breiteste behandelt worden ist und das Ansehen der deutschen Rechtsprechung und der deutschen Republik unerhört geschädigt hat. Ich wüßte schon, wie man das Vertrauen zum deutschen Richterstand wieder heben könnte. Man müßte das Prinzip der Unabsetzbarkeit der Richter ein halbes Jahr suspendieren und als ersten einer längern Reihe von Richtern Herrn Senatspräsident Paulsen vom 5. Strafsenat des Reichsgerichts zu Leipzig (der Wandt verurteilt hat) fristlos entlassen.“ Das wäre im Falle eines so krassen Justizmords viel zu wenig. In andern Fällen wird es genügen. Aber wo sind die unfehlbaren Richter über die Richter? Und was geschieht dem, der einen ungerecht absetzt? Wer entscheidet, daß er unrecht gehandelt hat? Und wer verhängt über ihn die gebührende Strafe? „O, ich möchte nicht Richter sein...“

Freiburger. Sie haben den Wunsch, alle Breisgauer Leser der ‚Weltbühne‘ Sonnabend, am 3. Oktober, um ½7 Uhr abends im Klubzimmer des Stadtrestaurants von Freiburg zu begrüßen. Möge keiner zögern, Ihnen diesen Wunsch zu erfüllen.

Dresdner Vater. „Namens mehrerer Leser in Dresden“ schreibst Du: „Liebe Weltbühne! Du unterscheidest Dich von den meisten Zeitschriften durch... Warum auch durch die Orthographie? Hast Du das nötig? Mußt Du zum Sport Wörter wie: Alle, Andre, Jeder, Niemand mit großem Anfangsbuchstaben schreiben, während die übrigen Deutschen sich auf kleine geeinigt haben? Mein Junge berief sich gestern seinem Lehrer gegenüber auf Dich und war erschüttert, als er abgewiesen wurde. Wie soll ich Deine Autorität stützen? Hast Du Gründe für Deine orthographischen Extrawürstlein? Dann sage sie, ich bitte Dich. Sieh unsre Herzensnot.“ Der arme Junge! Das ist eine Privatliebhaberei, und nicht die einzige, de ich mir zur Entschädigung für die vielen Mühsale einer lebenslänglichen Redaktionsführung gönne. „Gründe“? Ich betrachte die Substantivierungen Andre, Alle, Jeder, Niemand als Substantiva und finde, daß man einen Satz optisch richtiger aufnimmt, wenn diese Wörter mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben sind.

Hermann Walter. Sie bestätigen aus Ihrer Erfahrung all Das, was in Nummer 37 Ernst Moritz Häufig über den „Rundfunk“ gesagt hat, und fügen hinzu: „Die Funkstelle Berlin feierte die Befreiung des Ruhrgebiets. Was sich da Karl Brammer und der Essener Oberbürgermeister Bracht an nationalistischen, der Wirklichkeit Hohn sprechenden Phrasen geleistet haben, das spottet jeder Beschreibung. Man glaubte, völkische Hetzapostel zu hören. Selbst der Hinweis auf ‚die edle, mutige Tat‘ des Nationalhelden Schlageter fehlte nicht. Gibt es dagegen gar kein Mittel?“ Ich wüßte schon eins. Zu der riesenhaften Hörerschaft des Rundfunks müssen ja doch auch die Re-

publikaner eine Masse Mitglieder stellen. Sobald die zu tausenden und Abertausenden das Abonnement kündigen, wird der Rundfunk, der ein Geschäft ist, genau so zur Einsicht kommen wie seinerzeit Bayern, als die Hitlerei den Fremdenverkehr verringerte. Freilich ists unvorteilhafter, das Abonnement zu kündigen, als eine Reise nach Bayern zu unterlassen. Denn für Bayern gibt es Ersatz, für das Radio nicht. Höchstens die Boxkämpfe. Aber die sind vorläufig noch zu teuer.

Bayer. Dein Fränkischer Kurier war einmal ein demokratisches Blatt. Dann verkaufte er sich an Herrn Hugenberg, den Schwerindustrienöter, wie Conrad Haußmann ihn in seinen höchst lesenswerten ‚Schlaglichtern' nennt. Und wie sieht er jetzt aus? Erste Meldung: „Seihe Königliche Hoheit Kronprinz Rupprecht wird, wie wir aus guter Quelle hören, im Winter in Würzburg residieren." Zweite Meldung: „Die heute hier versammelten mittelfränkischen Ortsgruppen des Bayrischen Heimat- und Königsbundes ‚In Treue fest!' (E. V.), München, haben von der Gründung einer sogenannten ‚Republikanischen Beschwerdestelle' in Würzburg Kenntnis genommen. Sie geben dieses Spitzeltum, durch das alle Bande des Vertrauens in der bayrischen Bevölkerung notwendig zerstört werden müßten, der gemeinsamen Verurteilung aller Bayern anheim. In der Verfolgung ihres Zieles: der Wiederherstellung des Königreichs Bayern werden sie sich durch derlei Methoden keinesfalls beirren lassen." Auch bestimmt nicht beirrt werden; weder von der Republikanischen Beschwerdestelle noch von dieser Republik. Dritte Meldung:.. Aber es genügt ja wohl.

Südlandsfahrer. Für euch erläßt die Deutsche Zeitung, die eigentlich den vaterländischen Bädern kein Jägerhemd abspenstig machen dürfte, Zehn Gebote. Das erste lautet: „In Rom geht man nicht in Lederhose." Wie heißt es in Hauptmanns Ratten? „Erfinden Sie das mal, lieber Spitta!"

Pazifist. Einige „führende" Kinos des Rheinlands werden gefragt, „welche Erleichterungen und Veränderungen durch die Aufhebung der Ententebesetzung entstanden sind". Das Moderne Theater in Duisburg erwidert: „Infolge des Wegfalls der Filmverbote sind wir in der Lage, auch die zugkräftigen Militärfilme zu spielen." Also das hat ihnen gefehlt. Was hatten denn Sie sich erwartet? Warum sollen grade die Kinofritzen so klug sein, nach der Aufhebung einer Ententebesetzung nicht gleich wieder den „Geist" zu züchten, der zu der nächsten Ententebesetzung führen muß? Von oben her wirds ihnen ja vorgemacht. Und sie wären keine gutpreußisch gedrillten Patrioten, wenn sies nicht sklavisch nachmachten.

Franzosenhasser. Sehen Sie sich mit Ihren Idealen vor. Von wem ist das: „Commis, Comment, Commerz und Comme il faut — das sind die deutschen Ideale"? Von Heinrich Heine? Nein, Von dem Juden Erzberger? Nein. Aber von Max Klinger.

Berliner Pfuschmakler. Das wissen Sie wirklich nicht? Früher erfuhr man solche Dinge von Ihnen. Aber ich sags immer wieder: So sinkst du dahin, du mein altes Berlin. Am Vorabend des Bankiertages gab es eine interne Feier. Für die sollte ein Festspiel gedichtet werden. Da die Veranstalter Kinder ihrer Zeit sind, so war ihnen wohlbekannt, wer augenblicklich der meistaufgeführte Autor in Deutschland ist. Also beauftragten sie Luigi Pirandello. Und der schrieb für sie: Sechs Bankiers suchen einen Auftrag. Von dem ersten, den sie finden, bekommt er sein Honorar.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

KPD, SPD oder Deutsche Linke? von Max Peters

Die Vorgänge sind bekannt. Die Moskauer Zentrale hat wieder einmal neue Direktiven ergehen lassen. Diesmal sind sie nicht radikaler, sondern bestimmt und geeignet, zur Realpolitik zu führen. Wie bei jeder Neuorientierung – bedauerlich, daß man diesem Wort nicht eine passivere Färbung geben kann – fliegen die Führer. Diesmal aber sind es nicht die Nachgiebigen, die Noch-zu-Bürgerlichen, die Intellektuellen, sondern grade die Radikalsten: die Scholem, Ruth Fischer, Rosenberg.

Man hätte Lust, diese Einlenkung zu aktiver, das heißt: politischer Opposition für ein erfreuliches Ereignis, für den ersten Schritt zum politischen Erfolg zu halten. Man möchte glauben, daß nun der Weg eingeschlagen werden wird, den einsichtige Genossen schon seit mindestens 1921 gewählt, und mit dem sie das Odium des Opportunismus auf sich genommen haben. Man möchte hoffen, daß nun die Möglichkeit gegeben ist, aktiv in die politische Gestaltung einzugreifen, ohne länger das im Vergleich damit recht bequeme Mittel beiseitestehender Obstruktion und sinnloser Putsche zu gebrauchen.

Aber nein; was wir jetzt als Partei vor uns sehen, läßt uns recht wenig Hoffnung auf die Erfüllung solcher Wünsche. Denn was sich über das Hin und Her der verschiedenen Aktionsprogramme gehalten hat, ist nicht die Elite, sondern der Ausschuß der Partei. Die Persönlichkeiten der Partei – und dazu gehört, trotz Allem, auch die wenigstens ehrlich temperamentvolle Ruth Fischer – sind rechts und links auf der Strecke geblieben. Geistig schöpferische Politik bleibt als bürgerlicher Intellektualismus in dieser Partei diskreditiert; im Kampfe zwischen dem Willen zu politisch-logischer Aktivität und dem zur militärischen Durchorganisierung der Partei ist Sieger: der Bonze. Schon spricht man wieder davon, daß der kluge, in jeder Beziehung überlegene Maslow vor ein Parteigericht gestellt werden soll, weil – man faßt sich an den Kopf – weil seine Verteidigung in Leipzig zu persönlich, zu vorsichtig, bürgerlicher „Mentalität" und Dialektik zu weit entgegenkommend gewesen sei! Aus allen – selbst bürgerlichen – Berichten ist bekannt, mit welch höflicher, etwas mitleidiger Überlegenheit, mit welch eleganter Ruhe Maslow seinen Richtern entgegentrat. Aber das ist es, was in dieser Partei nicht mehr geduldet wird; überlegene Persönlichkeit. Viel besser paßt militärische Disziplin in den Kram der Parteiwebel. Gewiß: die Heranbildung einer Partei zum Orden, zur streng und unerbittlich fordernden Hierarchie ist ein Ziel, das des Einsatzes aller Kräfte wert ist. Aber wenn an Stelle von Charakteren und Intelligenzen Träger von Funktionen, deren einzige Auszeichnung

ihre Engstirnigkeit ist, diesen Orden bilden, dann ist das keine Hierarchie, sondern eben das – Zentralbüro der KPD.

Die Notwendigkeit, so von einer Partei zu sprechen, die selber darauf stolz ist, von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht gegründet zu sein, ist schmerzlich. Schmerzlich, zu wissen, daß diese Beiden, wenn sie noch lebten, heute bestimmt auch vor einem Parteigericht stünden. Und alles Dies umso schmerzlicher, als heute nicht mehr die Möglichkeit besteht, wie nach dem Sinowjew-Brief von 1921, die Politik der SPD mitzumachen. Noch bei den letzen Reichstagswahlen konnte man, wenngleich schweren Herzens, dazu raten, in den sauern SPD-Apfel zu beißen. Heute, nach Heidelberg, bleibt uns nichts weiter als dies: die Schaffung einer neuen Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei, sei es neben und über den bestehenden Parteien etwa in Form einer Deutschen Linken, sei es durch Zerschlagung jener Parteikolosse, zwischen denen die wirkliche Freiheit erstickt zu werden droht. Schafft ihn, den Rat der entschiedenen nicht nur Republikaner, sondern auch Sozialisten! Es gilt nicht allein, zu retten, was noch zu retten ist – es gilt, die geschichtliche Kontinuität der Freiheit zu wahren.

Bessarabien von Heinz Pol

Dem Lande Bulgarien, das unter dem Protektorat des Professors der Nationaloekonomie und Ministerpräsidenten Zankoff in Blutströmen ersäuft, ist Rumänien benachbart. Von Rumänien hören wir wenig. Wir haben uns um drängendere Sachen zu kümmern. Nur hie und da gelangen zu uns spärliche Nachrichten über Ausschreitungen „erwachender Rumänen" gegen die Juden. Das ist da unten schon eine alte liebe Tradition.

In der Tat aber gehen Dinge in Rumänien vor, die sich den bulgarischen Taten würdig an die Seite stellen. Genau nämlich wie in Bulgarien richtet sich in Rumänien der Kampf der Machthaber und ihrer Kreaturen gegen alle Einwohner, die im Verdacht stehen, liberaler, sozialistischer oder gar kommunistischer Färbung zu sein. Man macht keine genauen Unterschiede: wer wider den Stachel löckt, ist Bolschewist und hat somit nicht das Recht, weiter zu leben.

Dieser Kampf gegen die angeblich drohende Bolschewisierung des Balkans hat Formen angenommen, gegen die der rote Terror der Moskauer sanft wie ein Lamm und menschlich wie Jesus Christus genannt werden kann.

Der ganze Unterschied ist der, daß das schaudernde Europa jede kleinste Untat Sowjet-Rußlands meist in grober Übertreibung durch beflissene Skribenten und Agenten zu hören bekam, während die Taten der balkanischen Länder dank der Tätigkeit ebenso beflissener Skribenten und Agenten nicht über die Grenzen drangen und dringen.

*

Augenblicklich haben sich vor dem rumänischen Kriegsgericht in Kischinew 500 bessarabische Bauern wegen Aufruhrs zu verantworten. Kischinew liegt in Bessarabien. Die Geschichte dieses kleinen Landes?

1812 wurde es Rußland angegliedert, nachdem es bis dahin als Streitapfel zwischen Rußland und Türkei an der Grenze dieser beiden Länder gelegen hatte. (Rumänien existierte damals noch nicht; es wurde erst 1859 geschaffen.) Die russische Revolution von 1917 fegte auch über diesen Südzipfel Groß-Rußlands. Aber die Revolution wurde hier nicht durchgeführt. Die Sowjet-Machthaber, die genug damit zu tun hatten, ihre Macht in Zentral-Rußland aufrecht zu erhalten, vernachlässigten diese abseits gelegene Ecke vollständig. Ein paar geschickte politische Abenteurer erklärten Bessarabien Ende 1917 zum selbständigen Staat. Diese Erklärung war aber nur eine Farce, denn in Wirklichkeit hatten diese führenden Politiker des Landes, von rumänischen Agenten gekauft, weiter nichts vor, als Bessarabien dem großen Rumänien einzuverleiben. Das geschah auch sehr schnell: Anfang Januar 1918 wurde Kischinew von den rumänischen Truppen besetzt. Damit begann die erste Epoche von Massakers, Verhaftungen, Folterungen und Morden unter der bessarabischen Bevölkerung. Heute, 1925, haben wir etwa die fünfte Mord-Epoche.

Mordstatistiken sind immer lehrreich. Nach der Statistik Bessarabiens sind seit 1918 15500 bessarabische Bauern von den Rumänen hingerichtet oder ermordet worden. Die neueste Mord-Aera wird durch den jetzt stattfindenden Prozeß in Kischinew eingeleitet. Es ist anzunehmen, so versichern wenigstens Leute, die die Verhältnisse kennen, daß von den 500 angeklagten Bauern mindestens 450 zum Tode verurteilt werden.

*

Die 500 Bauern, die jetzt vor Gericht stehen, befanden sich seit über einem Jahr in den Kasematten der Kischinewer Zitadelle. Ursprünglich waren mehr angeklagt: aber etwa 30 von ihnen sind während der Haft den entseztlichen Folterungen erlegen. Wie die rumänischen Folterungen aussehen, erzählt eine von der ‚Roten Hilfe‘ verbreitete Schrift über Rumänien. Da gibt es also den sogenannten „Gerlo“ das ist ein Zementkäfig, 20 Zoll breit, 8 Zoll tief und 2½ Zoll hoch. Die „Unverbesserlichen“, also Diejenigen, die noch nicht Alles eingestanden haben, was die Rumänen zur Anklage brauchen, werden hier untergebracht. In dieser Zelle können sich die Gefangenen nicht bewegen, sondern müssen die ganze Zeit, wo sie sich dort befinden, gebückt stehen. Nach einigen Tagen sind sie mürbe oder wahnsinnig. Dann gibt es auch noch die sogenannte „Wasserkur“: Im Erdgeschoß liegt ein finsteres Gemach, das etwa 50 Zentimeter hoch unter Wasser gelegt ist. Den Gefangenen, der nicht parieren will, schleppt man hierhin und legt ihn in schwere Ketten. Dort sitzt er von eisigkaltem Wasser bis an die Knien umspült so lange, bis er nachgibt.

Ein den Rumänen entwischter Linkspolitiker, Victor Fordeik, gibt Folgendes zu Protokoll:

„Ich wurde in der Stadt O. zusammen mit meiner Frau verhaftet, die, da sie erst einige Tage zuvor eine schwere Operation durchgemacht hatte, sich unter ärztlicher Aufsicht befand. Der Polizeichef W. schlug mich mehrere Stunden lang mit einem armdicken Knüppel; als der Knüppel zerbrach, begann er mich mit einer langen Gummipeitsche und einer Eisenstange zu mißhandeln. Ich verlor das Bewußtsein. Nachher war mein Arm gelähmt, der ganze Kinnbacken zerschlagen. Aber ich konnte nichts gestehen, da ich nichts wußte. Da fielen sie über meine Frau her, legten sie auf Stühle, entkleideten sie und wollten sie mißhandeln. Jetzt blieb mir nichts übrig, als Alles, was man von mir forderte, zu unterschreiben. Hierauf führte man mich zur Zeugenaussage in den ‚Folterkeller‘, wo alle Verhafteten verhört wurden. Mehrere lagen dort schon in halbtotem Zustand. Mich verhörte ein Kommissar M., der mich mit einem eisernen Boxerhandschuh mißhandelte.“

Das ist kein Einzelfall – so wurden Tausende behandelt. Dutzende von Dörfern wurden dem Erdboden gleichgemacht, Hunderte von Frauen und Mädchen geschändet. Ein Vorgang wie dieser hier ist an der Tagesordnung: In einem in der Nähe des Dorfes Sch. gelegenen Wald verstecken sich in der Wohnung des Waldhüters etwa 50 Frauen und Kinder vor dem rumänischen Militär; in der Nacht wird das Haus von den Rumänen umzingelt; alle Türen werden verrammelt; dann wird Feuer gelegt; alle Insassen verbrennen.

Oder: In einem Dorfe ruft der Stadtkommandant alle Einwohner zusammen, um ihnen angeblich auf einem offenen Platz einen Befehl zu verlesen. Als die Einwohner sich versammelt haben, werden sie von den Soldaten umringt und mit Maschinengewehren bis auf den letzten Mann umgelegt.

Genau wie Bulgarien durch öffentliche Bekanntmachungen die Bevölkerung auffordert, an der Ergreifung mißliebiger oder verdächtiger Personen mitzuwirken, und jedem Bürger, der einen „Anführer“ verhaftet, eine Belohnung zahlt, so hat die rumänische Regierung ihre Methode, um Mordtaten, die in ihrem Auftrag geschehen sind, zu belohnen.

Ein Gendarmerieleutnant läßt in einem Dorf 14 Bauern verhaften, deren Nasen ihm nicht gefallen. Sie werden aufs Feld geführt und erhalten von den Gendarmen den Befehl, zu fliehen. Die Bauern bleiben, wohl wissend, was die Folge ihrer Flucht sein würde, stehen. Da läßt der Gendarmerieleutnant auch ohne „Fluchtbeweis“ feuern, bis alle 14 tot sind.

Im Mai dieses Jahres wurde im rumänischen Parlament eine Interpellation eingebracht, die ein Einschreiten gegen diesen Gendarmerieleutnant forderte. Die Antwort wurde in einer Bekanntmachung der Militärbehörde gegeben: der Leutnant sei in Anerkennung seiner Verdienste zum Hauptmann befördert worden.

Einige Verbände – die Rote Hilfe, die Liga für Menschenrechte, der Freie Eisenbahnerverband – haben während des Kischinewer Prozesses gegen die 500 Bauern einen Aufruf er-

lassen, worin sie „die gesamte zivilisierte Welt“ auffordern, „ihre Stimme gegen die Verbrechen der rumänischen Gewalthaber in Bessarabien zu erheben“. Das Schicksal der 500 Bauern sei besiegelt, wenn nicht die Kulturwelt gegen das geplante Justizverbrechen protestiere.

Wir wollen gern unsre Stimme erheben, wir, die paar Tausend. Aber die gesamte zivilisierte Welt? Die hat ihre eignen Justizverbrechen, um die sie sich schon nicht kümmert. Außerdem interessiert sie sich weit mehr dafür, wie blutig zwei Boxer sich gegenseitig schlagen, als dafür, ob irgendwo da unten ganze Landschaften und Provinzen ausgeraubt, niedergebrannt und vom Blut ihrer Bewohner überflutet werden.

Erinnerungen an die Große Zeit von Hellmut v. Gerlach

VII.

Die Zensur

Das „peinliche Verfahren“ der mittelalterlichen Tortur war in Grade abgestuft. Bei dem ersten Grade fing es ganz sanft mit Peitschenhieben oder gar mit der Vorzeigung der Marterinstrumente und der Erklärung ihres Gebrauchs an. War aber der Delinquent nicht geständniswillig, so wurden die höhern Grade angewandt. Kam man bis zur „pommerschen Mütze“ oder zum „gespickten Hasen“, so wurde der Vollzug der Kapitalstrafe meist überflüssig.

Auch die Zensur war nach Graden abgestuft. Für die gesamte Presse galt die Zensurpflicht der militärischen Nachrichten. Die besonders verdächtigen Organe wurden der Präventivzensur für ihren gesamten Inhalt unterworfen. [Zum Beispiel die ‚Weltbühne‘ von Weihnachten 1915 bis zum 9. November 1918.] Sie durften keine Zeile selbst des Anzeigenteils veröffentlichen, die nicht zuvor dem Zensor unterbreitet worden war. Von „neuesten Nachrichten“ war dann selbstverständlich nicht mehr die Rede. Der dritte Grad war das befristete Verbot der Zeitung, der vierte ihre dauernde Unterdrückung. Dazwischen gab es allerlei Varianten und Verschärfungen: Unterzeichnung von Reversen, Bußerklärungen sündiger Redakteure, Schutzhaft.

Wer nur dem ersten Grad der Zensurfolter unterworfen war, stand scheinbar verhältnismäßig frei da. Er konnte einen großen Teil seines Raumes mit dem ihm genehmen Inhalt anfüllen. Die Frage war nur, ob das dem Redakteur Genehme auch dem Zensor genehm sein würde. Denn nachträglich wurde jede Zeile auch des kleinsten Käseblattes auf Herz und Nieren geprüft. Ständig schwebte das Damoklesschwert das Verbots über jedem Zeitungsunternehmen.

Kriegsjahre zählen doppelt für den Soldaten. Für den Redakteur zählten sie mindestens dreifach, so stark war der Verbrauch an Nervenkraft.

Denn das war so furchtbar an dem Zustand, daß die Zensur nicht auf irgendeinem Rechtsverfahren, sondern auf reiner

Willkür beruhte. Es gab keine Diskussion mit dem Zensor. Er diktierte. Und es gab keine Berufung gegen seine Verfügungen. Er war allmächtig. Die erste Instanz war auch die letzte.

Die Zensur lag in den Händen der Stellvertretenden Generalkommandos, in Berlin also in denen des Oberkommandos in den Marken. Aber neben der offiziellen militärischen Zensurstelle gab es noch zahllose andre Amtsstellen, deren Wünsche der Presse als Befehle zu gelten hatten. Dr. Kurt Mühsam zählt in seinem Büchlein ‚Wie wir belogen wurden' nicht weniger als 20 solcher Stellen auf. Sogar die Wünsche prinzlicher Hofmarschallämter hatten bindende Kraft.

Der hervorragendste Charakterzug der deutschen Zensur war nicht ihre Brutalität, sondern ihre Heuchelei. Es sollte vor Allem verhütet werden, daß das Publikum überhaupt von der Existenz einer Zensur etwas erfuhr. Darum durfte niemals ein weißer Fleck andeuten, daß die Zensur eine Streichung angeordnet hatte. Die leere Stelle mußte mit irgendwelchem Inhalt, und sei es dem blödsinnigsten, gefüllt werden. Es störte den Zensor gar nicht, daß der Redakteur seinen Lesern als Idiot erschien. Aber das Dasein des Zensors mußte als Staatsgeheimnis verschwiegen werden.

In Oesterreich-Ungarn wurde noch viel mehr verboten als bei uns. Nur besaß man dort wenigstens die Ehrlichkeit oder die Dummheit, das Vorhandensein der Zensur nicht totzuschweigen. Täglich erbrachte sie den Beweis ihrer Notwendigkeit durch weiße Flecke in den Zeitungen. Manches Exemplar wies mehr weiße Stellen als Druckerschwärze auf. Ich war damals auf das Organ der ungarischen Sozialdemokratie abonniert, das oft ganze Seiten in jungfräulicher Reinheit enthielt. Übrigens gab es bei diesem System der weißen Flecke manchmal ganz scherzhafte Zwischenfälle. So brachte ein Wiener Blatt einmal einen Artikel mit der Überschrift: Wie sieht es im Kopf eines oesterreichischen Ministers aus? Diese Überschrift war stehen geblieben. Der Gesamtinhalt des Artikels war, vom letzten Satz abgesehen, gestrichen worden. Auf die Überschrift folgte also ein großer leerer Raum und dann die Schlußzeile: So sieht es im Kopf eines oesterreichischen Ministers aus.

Die deutsche Presse war durch den Majestätsbeleidigungsparagraphen zur Untertänigkeit erzogen. Sie durfte Wilhelm II. nicht kritisieren. Aber von seiner Existenz durfte sie doch wenigstens Notiz nehmen.

Die Zensur war noch besser als Wilhelm II. geschützt. Wie gewisse Religionen die Erwähnung des Namens ihres Gottes verbieten, so verbot sie die Feststellung der Tatsache ihres Daseins. Wurde eine Zeitung gemaßregelt, so durfte nur sie selbst ihren Lesern in der von der Zensur vorgeschriebenen Form davon Kenntnis geben. Die übrige Presse durfte nicht einmal die Tatsache berichten, von einer Kritik ganz zu schweigen. Die gesamte Presse war eben nur noch Objekt der Zensur. Und sie durfte nicht einmal das sagen, sondern mußte dem Publikum als Eunuch aus eignem Willen erscheinen.

Angeblich hatten wir nur eine militärische Zensur. Wehe, wenn ein Journalist in der Pressekonferenz einmal von poli-

tischen Zensurmaßnahmen zu sprechen wagte! Da fuhren ihm die Militärs gehörig über den Mund und belehrten ihn, daß es so etwas überhaupt nicht gebe. Wenn den Zeitungen verboten wurde, zu erwähnen, daß der Kronprinz mit seiner Frau eine Operette in Berlin besucht habe – militärische Rücksicht! Wenn der Presse untersagt wurde, von dem Drama ‚Hutten', das Staatssekretär Helfferich in seiner Sünden Maienblüte unter einem Pseudonym veröffentlicht hatte, Notiz zu nehmen – militärische Rücksicht! Wenn der Kampf um das gleiche Wahlrecht in Preußen als Verstoß gegen den Burgfrieden unterbunden wurde – militärische Rücksicht! Wenn ein Prozeßbericht unterdrückt wurde, „damit das Vertrauen in die Rechtspflege nicht erschüttert werde" – militärische Rücksicht! Wenn dem ‚Vorwärts' ein Reklameplakat verboten wurde, weil an der phrygischen Mütze des Bären eine deutsche Kokarde saß – militärische Rücksicht! Wenn das Stellvertretende Generalkommando in Coblenz den Vertrieb impfgegnerischer Schriften untersagte – militärische Rücksicht! Wenn die Presse keine Notiz von dem Unwohlsein nehmen durfte, das am 26. November 1915 den amtierenden Pfarrer in der Garnisonkirche befallen hatte – militärische Rücksicht!

Es ist unsagbar, es ist beinah unvorstellbar, was damals Alles als „militärisch" ausgegeben wurde. Das Militär regierte eben. Es zog Alles in seinen Machtbereich. Was ihm nicht paßte, verbot es kurzerhand. Gründe brauchte es nicht zu nennen. Die Gesamtheit der Untertanen war zur Rolle der Rekruten degradiert. Denn die hatten bei Mißhandlungen doch wenigstens theoretisch ein Beschwerderecht.

Verboten war: von der schlechten Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen in den französischen Lagern zu berichten. Denn dadurch hätte Beunruhigung bei ihren Angehörigen entstehen können.

Verboten war: von der guten Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen in den englischen Lagern zu berichten. Denn dadurch hätten die Haßgesänge gegen England entwertet werden können.

Verboten war: von Explosionen, Zugzusammenstößen, Meutereien, Feuersbrünsten, U-Boot-Verlusten, Streiks, Kundgebungen gegen den Nahrungsmittelmangel zu berichten.

Verboten war: irgendwelche Kritik am Roten Kreuz zu üben, weil „seine Wirksamkeit in ihrer Gesamtheit als militärische Angelegenheit gelte, an der Kritik nicht geübt werden dürfe". Womit über die vielfach gemeldeten Korruptionserscheinungen innerhalb des Roten Kreuzes der „oben" erwünschte Schleier gezogen wurde.

Verboten war: an Traueranzeigen bei dem Tode eines Leutnants zu erwähnen, daß er ein Bataillon geführt habe.

Verboten war: in einem Sammelnachruf für Gefallene mehr als sechs Namen zu nennen.

Verboten war: die Beschäftigung von Kriegsgefangenen in Bergwerken oder in der Kriegsindustrie zu erwähnen.

Verboten war: irgendetwas über Elsaß-Lothringen zu schreiben. Nicht einmal zu dem irrsinnigen Plan, das Reichs-

land zwischen Bayern und Preußen aufzuteilen, durfte man Stellung nehmen.

Verboten war: Verhandlungen der Militärgerichte wiederzugeben. Das deutsche Heer hatte aus Engeln zu bestehen.

Verboten war: selbst die leisesten Andeutungen über die im Ausland entdeckten Schandtaten deutscher Agenten zu machen. Wenn ein deutscher Kurier in Christiania mit Explosivstoffen abgefangen wurde; wenn der deutsche Militär- und der deutsche Marine-Attaché in Washington (v. Papen und Boy-Ed) wegen dunkler Beziehungen zu amerikanischen Saboteuren ausgewiesen wurden; wenn in der Schweiz deutsche Agenten mit Bazillenkulturen für Italien abgefaßt wurden: so war die Welt erfüllt von diesen Skandalen. Aber das deutsche Volk durfte nichts davon wissen.

Verboten war: Saatenstandsberichte zu veröffentlichen und Bevölkerungsstatistik zu treiben. Deutschland sollte als wirtschaftlich prosperierend und in Volkszunahme schwimmend gelten.

Verboten war: die Preise auf den Viehmärkten zu notieren. Die Teurung durfte das Volk nur fühlen, aber nicht lesen.

Verboten war: von dem Nahrungsmittelmangel in der Türkei zu reden, sogar noch, als dort täglich Hunderte des Hungertodes starben. Nicht allein bei uns: auch bei den Bundesgenossen mußte Alles rosig erscheinen.

Nur wenn in einem Feuilleton von dem rosigen Fleisch einer jungen Engländerin die Rede war, so strich der prüde Zensor das verführerische Adjektiv. Denn auch das Muckertum war integrierender Bestandteil der militärischen Zensur. Darum fiel in einem andern Feuilleton, wo wiederholt von kleinen Japanerinnen die Rede war, das „klein“ jedesmal dem Rotstift zum Opfer. Keuschheitsoperation!

Man wußte wirklich oft bei dem Wüten des Zensors nicht, ob man mehr über seine Bosheit sich ärgern oder über seine Dummheit lachen sollte. Es gab unter der Heerschar der Zensoren selbstverständlich auch einzelne intelligente und wohlwollende Männer! Aber bei den meisten wurde der Stumpfsinn nur von ihrem Größenwahnsinn übertroffen. Man merkte ihnen förmlich an, mit welcher sadistischen Wollust sie ihr Mütchen an der ihnen verhaßten und im Grunde höchst überflüssig erscheinenden Presse kühlten.

Übrigens soll der Gerechtigkeit halber gesagt werden: sie ließen ihre Blitzstrahlen fast gleichmäßig auf die gesamte Presse niederfahren. Die äußerste Rechte wurde genau so schikaniert wie die äußerste Linke, und kaum ein Blatt ist so mißhandelt worden wie die ‚Tägliche Rundschau‘. Aber auch die gemäßigte Mitte wurde nicht verschont. Die frei-konservative ‚Post‘ wurde grade so verboten wie der damals parteilose ‚Berliner Lokal-Anzeiger‘, das freisinnige ‚Berliner Tageblatt‘ so gut wie die katholische ‚Kölnische Volkszeitung‘. Nicht einmal das offiziöse Regierungsblatt, die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung‘ entging dem Schicksal des Verbotenwerdens.

Noch ärger als der deutsch geschriebenen Presse erging es der fremdsprachigen in Deutschland. Unsereinem konnte

man zwar Alles verbieten, aber wenigsten nichts gebieten. Wir durften nichts bringen, was man uns nicht gestattete. Aber man konnte uns wenigstens nicht zwingen, wider unsern Willen etwas zu bringen. Selbst diese Grenze wurde bei den Blättern der nationalen Minderheiten überschritten. Die dänisch geschriebene Presse Nordschleswigs bekam Anweisungen, an bestimmten Tagen bestimmte Artikel zu veröffentlichen. Und als, zum Beispiel, der ‚Hejmdal' in Apenrade am 22. Oktober 1914 den vorgeschriebenen Geburtsartikel für die Kaiserin nicht gebracht hatte, wurde er auf acht Tage verboten.

Die ganze Art der Zensurhandhabung war Wahnsinn. Freilich methodischer Wahnsinn. Und ich habe mich deshalb immer gewundert, weshalb an einem einzigen Punkt die Methode durchbrochen wurde: es war erlaubt, die feindlichen Heeresberichte abzudrucken, während das in Frankreich verboten war, wo sonst die Zensur viel weniger weit reichte.

Warum diese scheinbare Liberalität? Ich kann es mir nur so erklären, daß infolge des glücklichen Kriegsbeginns unsre Militärs sich siegessicher genug fühlten, um in dem Abdruck der offiziellen feindlichen Berichte keine Gefahr zu erblicken. Als dann die Sache weniger gut ging, fürchteten sie die gefährliche psychologische Wirkung eines nachträglichen Verbots.

Man suchte sich auf andre Weise zu helfen. Hatten die Oesterreicher in Galizien gar zu viel Kloppe gekriegt, so wurde im Einzelfall die Wiedergabe des russischen Berichts verboten. Als die große Frühjahrsoffensive 1918 zum Stillstand gekommen war, wurde der Presse dringend nahe gelegt, fortan auf den Abdruck der feindlichen Berichte zu verzichten – eine Mahnung, der die auf Dummhaltung ihrer Leser erpichten Zeitungen mit Wonne Folge leisteten. Ein für alle Mal war verboten, die feindlichen Berichte mit dicken Überschriften zu versehen. Außerdem wurden Kommentare zu ihnen geliefert, die sie diskreditieren sollten. Immerhin: der Text selbst war grundsätzlich frei, und er gab oft Denen, den Wenigen zu denken, die sich das Denken nicht ganz abgewöhnt hatten.

Erst in dem Augenblick, wo Alles schon verloren war, wurde, am 6. September 1918, in der Pressekonferenz ein Frontangriff gegen die Veröffentlichung der feindlichen Berichte unternommen. Und zwar ging charakteristischerweise dieser Versuch zur Verkürzung der Rechte nicht von der Regierung, sondern von der Presse selbst aus. Der völkische Redakteur Zimmermann von der ‚Deutsche Zeitung' und der mindestens ebenso nationalistische Dr. Siegfried Breslauer vom ‚Berliner Lokal-Anzeiger' ritten die Attacke. Mit mir zusammen warnte ein vernünftiger Konservativer, Dr. Petsch von der ‚Schlesischen Zeitung', vor der Maßnahme. Major Würtz vom Kriegspresseamt begrüßte die Anregung, fand jedoch den Zeitpunkt für das Verbot nicht günstig. Es solle erst erfolgen, wenn Ruhe an der Front eingetreten sei.

Die trat ja nun allerdings nicht mehr ein. Und so konnte die Zensur die einzige Lücke in ihrer Totenschweigemethode nicht mehr ausfüllen, bis mit Wilhelm II. sie selbst in der Versenkung verschwand.

Ein Opfer der Feme von * * *

Alfred Brauer stammte aus Frankfurt an der Oder. Mit 16 Jahren, 1917, meldete er sich in Küstrin beim 48. Infanterie-Regiment freiwillig. Er wurde ein tüchtiger Soldat der Maschinen-Gewehr-Kompagnie, gleichermaßen beliebt bei Vorgesetzten und Kameraden. Nach der Revolution zog er mit dem Grenzschutz Ost nach Litauen. Nach dessen Auflösung verschaffte ihm sein Vorgesetzter, Oberleutnant Buchholz, eine Stellung als Elektromonteur in Frankfurt. Der Truppenteil des Oberleutnants Buchholz gehörte zu den wenigen Formationen im Freicorps Hülsen, die sich von dem verderblichen Landsknecht- und Banditentum freizuhalten wußten. Brauer blieb bis zum Mai 1923 in seiner Stellung.

Da näherte sich ihm ein Werber der Schwarzen Reichswehr, ein gewisser Schulz aus Frankfurt, und versprach ihm eine Stellung in der Reichswehr. Brauer trat gegen den Willen seiner Angehörigen in das schwarze Pionierbataillon zu Küstrin ein. Er wurde als Unteroffizier eingestellt, ohne zu wissen, daß er sich bei einer illegalen Formation befand. Bald merkte er jedoch an den skandalösen Zuständen in dieser Truppe, daß er betrogen worden war. Zweimal versuchte er, sich freizumachen; doch die Angst vor der Feme hielt ihn immer wieder fest. Am 1. August 1923 nahm er Urlaub und ging nach Frankfurt zu seinen Angehörigen. Einen Tag später rief ihn ein Telegramm zur Truppe zurück. Brauer, der ahnte, was man von ihm wolle, war zu anständig, der Aufforderung nicht zu folgen. Er schnürte seine Militärsachen zur Ablieferung zusammen, zog sich Zivilkleider an und fuhr zunächst zum Küstriner Fort Sebzig. Dort war ein Schulkamerad von ihm in dem Kommando der Schwarzen Reichswehr. Diesem, Fritz Heinrich aus Frankfurt, übergab er seine Sachen, mit der Bitte, sie erst nach einer Nachricht von ihm bei der zuständigen Abteilung abzuliefern. Heinrich, der wußte, daß Brauer durch sein wiederholten Kündigungen auf die schwarze Liste gekommen war, versprach, den Wunsch zu erfüllen. Darauf ging Brauer nach Küstrin, um sich bei seinem Vorgesetzten, dem Major Herzer, abzumelden. Dort ist er nie angekommen.

Von Sebzig aus hatte man die in dem Zeughaus lauernde Feme benachrichtigt. Diese fuhr dem Brauer in einem Auto entgegen. An einer Überführung über einen Wasserarm wurde der ahnungslose Brauer ergriffen und von Büsching durch einen fürchterlichen Schlag mit einer Eisenschiene gefällt. Wie toll stürzten sich Büschings Begleiter auf den wimmernden Mann und hieben mit allen möglichen Werkzeugen auf ihn ein. Dann wurde die Leiche mit vier Zentnern Eisen, Schienen und Ketten beschwert und mit dem Kopf nach unten in ein Wasserloch geworfen. Diese furchtbare Tat hat sich am 2. August 1923 nachmittags gegen 5 Uhr zugetragen. Von dem Morde weg fuhren die Täter nach Küstrin zurück, um sich gewohnheitsgemäß durch Unmengen von Alkohol zu betäuben.

Am 12. August wurde die Leiche gefunden. In der Zwischenzeit war bei den Angehörigen Brauers in Frankfurt

zweimal ein Unbekannter gewesen, der sich nach seinem Freunde erkundigte. Offenbar wollte er feststellen, ob sie schon eine Ahnung von der Bluttat hatten. Die unruhig gewordenen Eltern fragten darauf Fritz Heinrich in Frankfurt nach ihrem Sohn. Dieser, der von dem Morde wissen mußte, antwortete, daß Brauer gestohlen habe und flüchtig sei. Voll Angst wartete der Vater noch einige Tage auf Nachricht von seinem Sohne, an dessen Vergehen er nicht glauben konnte.

In Küstrin war die Leiche von der Polizei beschlagnahmt und von dem Augenarzt Dr. Weinbaum seziert worden. Fünf Tage nach der Auffindung wurde sie zur Beerdigung freigegeben,

ohne daß
Dr. Weinbaum die geöffnete Leiche wieder zugenäht,
ohne daß
die Polizei Recherchen angestellt,
ohne daß
sie eine Photographie des Toten plakatiert hatte.

Brauers Vater, der noch immer ohne Nachricht vom Verbleib seines Sohnes war, fuhr nach Küstrin, um sich beim Truppenteil des Vermißten zu erkundigen. Nach langem Hin und Her wurde er zu einem „Oberleutnant Vogt“ gebracht, der ihm sagte, daß sein Sohn gestohlen habe und darauf flüchtig geworden sei. Auf die Bedenken des Vaters entgegnete er, daß er bereits vorgehabt habe, einen Steckbrief gegen den „Flüchtigen“ zu erwirken.

Der Vater konnte feststellen, daß dieser „Oberleutnant Vogt“ der Major Buchrucker war, der somit auch von der Mordtat seiner Leute wußte.

Ohne irgendeinen Erfolg reiste der Vater nach Frankfurt zurück. Wenige Tage darauf trieb ihn die Sorge abermals nach Küstrin, wo er sich an das Gendarmeriekommando wandte.

Dort wußte man weder von einem Steckbrief noch von dem Verbleib seines Sohnes.

Der alte Brauer bat dann eine verheiratete Tochter und deren Mann, die Nachforschungen fortzusetzen. Am 27. August erhielten die Beiden durch die Polizei Kenntnis von der Ermordung. Als sie den Polizeikommissar baten, ihnen doch nähern Aufschluß zu geben und ihnen das Grab zu zeigen, wurden sie mit den Worten abgewiesen:

„Können Sie die Zeit nicht abwarten? Wir haben mehr zu tun, als uns um Ihre Angelegenheiten zu kümmern.“

Darauf gingen die Beiden zu dem Arzt, der die Leichenöffnung vorgenommen hatte. Herr Dr. Weinbaum verweigerte jede Aussage, und auf die Bitte, die Leiche nach Frankfurt überführen zu dürfen, sagte er, daß das unter keinen Umständen ginge. Sie sollten sich in dieser Angelegenheit gar nicht bemühen, auch sei er nicht zuständig, sondern der Kreisarzt zu Königsberg in der Neumark.

Als das Ehepaar nun zu dem wirklichen Oberleutnant Vogt, dem Adjutanten des Majors Herzer, ins Zeughaus kam, wurden sie von diesem sehr freundlich behandelt, sodaß ihnen schien, als ob der Oberleutnant die Bluttat ehrlich bedaure. In

der Wachtstube machte sie der Mörder, den sie selbstverständlich nicht kannten, darauf aufmerksam, daß sie ihre Erkundigungen einstellen müßten, da sie sonst wegen Landesverrats inhaftiert werden würden.

Die Frau, die sehr aufgeregt war, schrie darauf dem Mörder ins Gesicht:

„Na, Sie können mich ja gleich hier behalten. Aber das sage ich Ihnen: mit mir können Sie es nicht so machen wie mit meinem Bruder.“

Dann gingen sie wieder zur Polizei und fragten den Kommissar, was das eigentlich für eine Truppe sei, die ihren Bruder habe ermorden lassen. Die Antwort lautete:
„Sind Sie man froh, daß wir solche Leute haben,
Das ist unser Schutz gegen die Roten.“

Am 28. August fuhren sie nach Königsberg, um vom Kreisarzt die Genehmigung zur Überführung der Leiche zu erbitten. Da dieser nicht da war, gingen sie zum Landratsamt, und es stellte sich heraus, daß sie vom Küstriner Arzt irregeführt waren, daß diese Behörde für das Anliegen zuständig war.
Das Landratsamt entsprach ohne weiteres der Bitte.

Am 29. wurde die Leiche überführt. Als der Schwager um einen Wagen dafür ersuchte, wurde er von Buchruckers Leuten ausgelacht, und erst auf seine Drohung, sich an die Öffentlichkeit zu wenden, stellte ihm die reguläre Reichswehr einen Wagen mit Fahrer.

Der Oberleutnant der Schwarzen Reichswehr Vogt versprach, zum Begräbnis eine Abordnung seiner Truppe zu senden, um die militärischen Ehren zu erweisen. Das Anerbieten wurde jedoch von den erbitterten Verwandten brüsk abgelehnt. Der Schwager sagte: „Hier haben Sie ihn verscharrt – warum wollen Sie ihn in Frankfurt ehren? Ich pfeife auf das militärische Begräbnis. Er ist als Zivilist gestorben, und soll als Zivilist beerdigt werden.“

Am nächsten Tage fand in Frankfurt die Beisetzung statt. Die Angehörigen bemerkten einen Trupp junger Leute in Zivil, die sich vom übrigen Trauergefolge fern hielten. Als der Pfarrer über den Vers: „Es ging ein Mann nach Jericho und fiel unter die Räuber“ predigte, weinten die jungen Burschen. Offensichtlich waren es Kameraden des Brauer aus Küstrin, die die Umstände des Mordes kannten, denen aber die Angst vor der Feme den Mund verschloß.

Zwei Jahre sind vergangen, ohne daß die Mörder ihrer verdienten Bestrafung zugeführt werden konnten.

Wiederholt wurden die Behörden – das erste Mal bereits im September 1923 – durch den gutinformierten Vertreter der Familie Brauer, den Frankfurter Rechtsanwalt Max Falkenfeld, auf die Schlupfwinkel der Burschen hingewiesen, ohne daß man verstanden hätte, ihrer habhaft zu werden.

Hoffentlich wird nun bald den Angehörigen, insbesondere dem ganz gebrochenen alten Vater des Brauer, von Rechts wegen die Genugtuung verschafft, die er als deutscher Staatsbürger verlangen kann und muß.

Das beschämende Dokument von einem Engländer

Der 57. Jahreskongreß der britischen Gewerkschaften war ein Ereignis, dessen Bedeutung in Deutschland sehr unterschätzt worden ist. Immerhin sind in der deutschen bürgerlichen Presse, zum Beispiel im ‚Berliner Tageblatt' und in der ‚Frankfurter Zeitung', Artikel darüber erschienen, die durchaus um Objektivität bemüht waren. Man sollte meinen, daß der ‚Vorwärts' als führendes Organ der deutschen Sozialdemokratie, mindestens ebenso viel Verständnis für die englische Arbeiterbewegung aufbringen müßte wie jene bürgerlichen Blätter. Das ist aber nicht der Fall. Am Abend des 29. September erscheint in diesem Blatt ein Artikel unter dem Titel: ‚Ein beschämendes Dokument'.

Das „beschämende Dokument" ist der Beschluß des Gewerkschaftskongresses von Scarborough. Dieses Dokument sei „ein unwiderleglicher Beweis dafür, wie völlig die Russen die englischen Mitglieder in der Hand gehabt haben müssen, um ihnen die Annahme eines solchen Manifestes zumuten zu können". Auch eine Drohung setzt es: „Es ist nunmehr Zeit, daß von den übrigen in der Amsterdamer Internationale organisierten Gewerkschaften die abweichende Stellungnahme mit allem Nachdruck ausgesprochen wird".

Man kann die Beschlüsse der britischen Gewerkschaften in sechs Punkte zusammenziehen.

1. Der Dawes-Plan ist zu verurteilen.

Ist das etwa eine „beschämende" Feststellung? Nennen wir doch die Dinge bei ihren richtigen Namen. Die Sieger haben dem Besiegten einen Tribut auferlegt, denn das hübsche Wort „Reparationen" bedeutet eben: Tribut. Der Dawes-Plan ist nichts weiter als die Rationierung dieses Tributs. Der englische Arbeiter liest viel weniger als der deutsche. Es gibt in England nur eine Arbeitertageszeitung, die ein kleiner Bruchteil der englischen Arbeiterschaft zu sehen bekommt. Kein Wunder, wenn er manchmal etwas primitiver denkt als der deutsche. Er hat aber einen sichern, gesunden Instinkt, und deswegen hat er das wahre Gesicht des Dawes-Planes erkannt. Wenn englische oder französische Chauvinisten dieses Urteil über den Dawes-Plan für „beschämend" hielten, so wäre das schließlich begreifbar. Aber wie kann eine deutsche Zeitung und gar eine sozialdemokratische sich erdreisten, hier das Wort „beschämend" zu gebrauchen!

2. Die politische und wirtschaftliche Reaktion ist im Wachsen, und „es hat den Anschein, als ob sich ein neuer Krieg, furchtbarer und grauenhafter als die bisherigen, vorbereite".

Ist das nicht die ganze Wahrheit? Reaktionäre Regierungen in England und Deutschland. Weißer Schrecken in Bulgarien, Rumänien, Italien, Ungarn, dem Baltikum. Unterdrückung der nationalen Minderheiten und der kommunistischen Bewegung in Polen, Jugoslawien, Griechenland. Krieg in Marokko, Syrien, China. Sind das nicht blutig drohende Zeichen (von denen übrigens der ‚Vorwärts' herzlich wenig zu berichten weiß)? Hat der englische Arbeiter nicht hundertmal recht,

wenn er sie mit Entsetzen und Empörung ansieht? Was hat der ‚Vorwärts‘ in diesem Fall „beschämend“ zu finden?

3. „Alle Völker des Britischen Reiches haben das Recht der Selbstbestimmung, einschließlich des Rechts auf vollständige Trennung vom Reiche.“

Dieser Punkt wurde mit überwältigender Mehrheit angenommen. Um seine Bedeutung vollständig zu würdigen, muß man wohl Engländer sein und bedenken, wie imperialistisch einmal auch der englische Arbeiter war. So etwas kann nun der spießbürgerliche, kleinlich denkende, engstirnige, oberflächliche, lauwarme ‚Vorwärts‘ ganz und gar nicht fassen.

4. Die englischen Gewerkschaften freuen sich über die Rebellion der chinesischen Arbeiter „gegen die menschenunwürdigen Zustände, in denen sie leben“.

Dem ‚Vorwärts‘ wärs wohl lieber, man behandelte die Chinesen nach dem bekannten Instruktionen Kaiser Wilhelms II., der diesen Beschluß englischer Arbeiter sicherlich für „beschämend“ halten würde, wenn er ihn zu sehen bekäme.

5. Der Sicherheitspakt hat den Zweck, Deutschland in ein gegen Rußland gerichtetes Bündnis einzubeziehen.

Der Sicherheitspakt will die Entspannung in West-Europa. Er bedeutet das Ende der Entente, die Zurücksetzung Frankreichs und die Anerkennung Deutschlands als Großmacht. Dieser Beschluß der englischen Gewerkschaften ist also meines Erachtens anfechtbar. Deshalb ist er aber keineswegs „beschämend“. Übrigens besteht die Möglichkeit, daß bei der großen Spannung zwischen England und Rußland das dank dem Sicherheitspakt konsolidierte West-Europa in einen sehr gefährlichen Gegensatz zu Rußland gerät. Also ganz unrecht haben die englischen Gewerkschaften auch in dem Punkte nicht.

6. Die englischen und russischen Gewerkschaften sollen ein Bündnis schließen und gemeinsam die Einigung der Arbeiter aller Länder erstreben.

Das ist es wohl, was dem ‚Vorwärts‘ am allermeisten widerstrebt. Die Russen haben bekanntlich eine Revolution gemacht und zwar mit Erfolg. Einzig in Rußland, allen Interventionskriegen und allem Druck von innen und außen zum Trotz, hat sich die Revolution durchgesetzt. Diese Tatsache, die selbst der ‚Vorwärts‘ nicht bestreiten kann, so gern er auch möchte, imponiert dem englischen Arbeiter, der vielleicht etwas naiv denkt und nicht den Vorteil hat, zweimal täglich den ‚Vorwärts‘ zu genießen. Für den ‚Vorwärts‘ ist „beschämend“, schlicht und naiv zu denken. Überhaupt riechen die Beschlüsse der englischen Gewerkschaften direkt nach Pöbel, ein Geruch, der dem ‚Vorwärts‘ schon seit langer Zeit unerträglich ist. Wollten die Engländer sich nur mit den Russen verbrüdern – das ließe sich noch ertragen; aber englische und russische Arbeiter haben beschlossen, die Arbeiter aller Länder zu einigen. Nun, man soll gerecht bleiben – sogar gegen den ‚Vorwärts‘. Es ist verständlich, daß er sich über diesen Beschluß empört. Denn sollte auch nur ein Bruchteil der gewaltigen Absichten von Scarborough ausgeführt werden, dann gäbe es auf der Welt keinen Platz mehr für den ‚Vorwärts‘ und seinesgleichen.

Sa Majesté la Presse von Ignaz Wrobel

Da hätten wir:

‚Sa Majesté la Presse' von Stéphane Lauzanne (Verlag Fayard, Paris, 18–20 rue du Saint-Gothard). Nicht übel. Übel. Nicht übel.

In einer Sammlung sehr lesbarer, gänzlich unsystematischer, glatt geschriebener Feuilletons gibt Lauzanne, der Mann des ‚Matin', seine Meinung über die Presse kund. Amüsant ist er. Erzählt Anekdoten, frischt alte Erinnerungen auf, Rochefort wird noch einmal lebendig: „La statue équestre de Napoléon III., représenté en César est de Mr. Barrye. Mr. Barrye est le plus grand de nos sculpteurs d'animaux." Lauzanne fügt hinzu: „Und mit einem Dutzend solcher Sätze ist Rochefort mit dem Kaisertum fertig geworden." Nun, mit Geschichten allein macht man wohl keine Geschichte.

Lauzanne schildert die Presse der verschiedenen Länder, die englische, die amerikanische – außerordentlich witzig ist die kleine Szene auf dem großen Transatlantic, der durch das Radio die Depeschen der beiden Kontinente auffängt. Zunächst, da er von Europa nach Amerika fährt, aus Europa. Eisenbahnerstreik in England. Abstimmung in Oberschlesien. Die Sowjets... Dann nähert sich das Schiff dem toten Punkt, wo es gar keine Nachrichten empfängt, dann kommt Amerika. Aufgeregt umstehen die Passagiere die Funkerbude. Erster Funkspruch: „Baltimore. Vor vier Jahren hat Herr Zion Kramer, als sein Sohn in den Krieg einrückte, vor Aufregung die Sprache verloren. Gestern mußte sich Herr Kramer beim Zahnarzt zwei Zähne ziehen lassen. Diese Operation hat ihm merkwürdigerweise die Sprache wiedergegeben. ‚Welch Glück!' rief er aus, als er den Operationsstuhl verließ. Dies waren die ersten Worte, die er seit vier Jahren gesprochen hat." Per Radio.

Das stimmt sogar Herrn Lauzanne nachdenklich – um nicht zu sagen: melancholisch.

Man erfährt allerlei über sehr interessante Interviews, die der Autor gehabt hat, mit Gott und aller Welt und noch einigen Menschen: mit Roosevelt und der Königin von Belgien und Coolidge und Harding... Delcassé erzählte ihm, daß in der letzten Ministerkonferenz, die er leitete, sein Kollege Rouvier sich heftig gegen einen Pakt mit England ausgesprochen habe. „Eher soll mir die Hand verdorren, als daß ich das da unterschreibe...!" Ein bißchen viel verdorrte Hände laufen in der Politik herum, finde ich.

Das Interview mit Roosevelt ist für einen Deutschen fesselnd zu lesen. Es geht auch daraus wieder hervor, welchen unendlichen Schaden der Dulder in Doorn (eigne republikanische Rente im Hause) angerichtet hat. „Grüßen Sie Ihren Kaiser schön!", hatte Roosevelt 1914 zu dem deutschen Diplomaten gesagt, der ihn besuchen kam, „und sagen Sie, ich hätte weder vergessen, wie mich der Kaiser in Potsdam, noch wie mich der König Albert von Belgien in Brüssel empfangen

hätte!“ Der Gruß ist sicherlich nicht bestellt worden. Der kaiserliche Komparse wird noch einmal erwähnt, als Lauzanne eine Jugenderinnerung aus San Remo erzählt, aus dem Jahre 1888. Er sah das Drama, das sich da abspielte, mit eignen Augen zufällig aus nächster Nähe an, weil sein Onkel mit ihm zusammen die Eigentümerin der Sterbevilla aufsuchte... Ich muß sagen, daß nach allen, aber auch allen objektiven Schilderungen diese Vorgänge wohl das Widerlichste sind, was man sich denken kann. Wilhelm der Zweite muß sich bereits damals benommen haben wie später sein ganzes Leben hindurch, und das will etwas heißen. Dieser Affentanz um das Bett eines sterbenden Mannes, die Intriguen, Stänkereien, Zänkereien – pfui Deibel!

Wo Lauzanne die Anekdote verläßt, um sich grundsätzlich über das Wesen der Presse zu verbreiten, da wird es dunkel. Die sehr knifflige Frage der Beeinflussung durch die Inserenten wird mit leichter Hand angerührt, mit markigen Worten wird die Unabhängigkeit der Presse gepriesen – auf die Hauptgefahr geht er gar nicht ein. Nur an einer winzigen Stelle hat der tadellase Frack ein Loch. Von Clemenceau ist die Rede, als der in Straßburg war. „Alle waren zu diesem Frühstück eingeladen – nur nicht der Chefredakteur des ‚Matin‘, mit dem der Tiger schlecht stand. Große Männer haben so ihre kleinen Eigenheiten...“ Aber ja. Aber vielleicht erinnert sich Herr Lauzanne, warum der Tiger ihn und das Blatt nicht mochte, warum das Blatt Clemenceau Jahre hindurch angegriffen hatte, warum... Große Blätter haben manchmal so ihre kleinen Eigenheiten.

Da, wo Lauzanne ausgesprochen politisch wird, mag man ihn nicht. Wie kann ein ernsthafter Mensch schreiben: „Die Deutschen waren die ganze Zeit so“ – nämlich Verbrecher, und hätten sich nicht, wie die Königin von Belgien ihm andeutete, erst im Kriege geändert. „Um ihre Lügenseelen, ihre Mordinstinkte, ihre Raubideen zu beurteilen, braucht man nur ihre Schriftsteller und Denker zu lesen, deren Zynismus uns verblüfft.“ Das ist Politik aus dem Zigarrenladen.

Und als er die „Post des Journalisten“ beschreibt, den Haufen von Briefen, die allmorgendlich auf seinem Platz liegen, zitiert er einen offenbar echten Brief aus Zschopau (Kreis Chemnitz). Da schreibt ihm ein Schullehrer: „Der Kriegsausgang hat Ihnen den Sieg verliehen, Elsaß-Lothringen und die Hegemonie in Europa. Alles, was Sie für sich beansprucht haben, hat Ihnen das Schicksal gegeben. Sie könnten nun zufrieden sein und endlich die Pflicht der Menschlichkeit unter den Völkern predigen, die, besiegt und zermalmt, nur noch dahinvegetieren.“ Folgt die Berufung auf frühern deutsch-französischen Kinderaustausch und die Bitte, französische Bücher und Zeitungen zu senden... Ob es richtig und taktvoll war, diesen Brief zu schreiben (die Jahreszahl fehlt), ob es richtig war, ihn grade an den ‚Matin‘ zu adressieren – das ist eine Sache für sich. Aber in dem Brief steht kein nationalistisches Wort, und das eben ist der riesige Fehler des offiziellen Frankreich gewesen, diese Briefschreiber nicht bei-

zeiten verstanden zu haben. Es stünde heute Manches anders, auch in Frankreich, auch für Frankreich. Wäre die Meldung von einem demnächst stattfindenden jüngsten Gericht nicht auch nur ein Telegramm, sondern wahr: Herr Lauzanne müßte sich an diesem Tage von der Menschlichkeit eines Schullehrers beschämen lassen. Aber damit wird es wohl nichts werden.

Kurz: ein lesenswertes Buch. Ein Buch, das zeigt, wie nötig es ist, daß einmal ein radikales, positives, klares Buch über die Presse geschrieben wird. Denn dies ist unterhaltsam – nur hats einen falschen Titel. Die deutschen Leser werden den richtigen in ihrem Wörterbuch finden, und Herr Lauzanne wird so verstehen: Sa Majesté la Presse – ? Va donc, catin.

Aber jetzt haben Sie Ihr Wörterbuch nicht bei der Hand... Bassompierre sagte einst zur Königin-Mutter: „In Frankreich gibt es heutzutage nur Huren!“ „Und ich – ?“ fragte die Königin-Mutter. „Ah, pour vous, Madame“, sagte er, „vous êtes la reine.“

Der Stadtbaurat von Adolf Behne

Die Bedeutung des Stadtbauamts hat sich in den letzten Jahrzehnten von Grund auf gewandelt. Als Ludwig Hoffmann vor bald dreißig Jahren nach Berlin berufen wurde, handelte es sich darum, unter den guten deutschen Architekten den besten auszuwählen, der für die Stadt zu haben war. Seine Aufgabe bestand darin, die Bauten zu entwerfen, die sich mit der Entwicklung der Stadt als notwendig ergaben: Büros, Schulen, Verwaltungs- und Krankenhäuser. Konnte er auch nicht Alles selbst von A bis Z bearbeiten, so sollte er doch dem riesenhaften Büro Richtung und Haltung geben. Er hatte die Garantie zu leisten, daß die städtischen Bauten die Stadt repräsentierten. Die Leistung, die ihn damals als den Berufenen auswies, war der Monumentalbau des Leipziger Reichsgerichts.

Schon in der langen Amtszeit Ludwig Hoffmanns erhob sich Widerspruch gegen seine Methode. Die Disziplin des Städtebaus erstarkte mehr und mehr und zwang, die Aufgabe des Stadtbaurats ganz neu zu verstehen. Was der Stadtbaurat im alten Sinne leistete, das konnte im Prinzip jeder gute Architekt auch leisten, nämlich unter den von außen gegebenen Bedingungen einzelne Bauten entwerfen: die einzelne Schule, das einzelne Büro, das einzelne Waisenhaus. Und es unterschied ja tatsächlich den Stadtbaudirektor vom Privatarchitekten, der sich seine Aufträge immer wieder suchen mußte, nur der Umstand, daß ihm die größten Aufträge automatisch zuflossen, daß er ein Monopol hatte, was ihm die Möglichkeit gab, der Stadt durch die große Anzahl seiner Bauten einen bestimmten „Stil“ aufzunötigen. Die Wahl dieses Stils bestimmte den Charakter einer städtebaulichen Aera.

Man kann grade im Fall Ludwig Hoffmann leicht einsehen, wie wenig mit der Durchsetzung eines Stils für das Schicksal der Stadt geleistet wird. Der städtebaulichen Struktur nach sind Hoffmanns Schulen, deren geschmackvolle Fassade so Viele besticht, eingebaute Mietskasernen mit engen Höfen, Hinterhäusern, Seitenflügeln, Quergebäuden. Hoffmann konnte auf den ihm gegebenen Terrains nicht anders bauen ? Mag sein — aber warum nahm er diese Terrains an ? Und da stoßen wir auf den entscheidenden Punkt: der alte Stadtbaurat ließ die Bau-Entwicklung der Stadt im Ganzen laufen, wie sie eben lief. Er wartete in seinem Büro, bis wieder ein Auftrag kam, den er künstlerisch so gut oder so schlecht ausführte, wie er eben konnte. Man braucht nicht zu bestreiten, daß Hoffmanns Bauten vor zwanzig Jahren „Inseln des guten Geschmacks" (Fritz Stahl) waren. Aber eben, daß sie „Inseln" waren, und daß sie nur „Geschmack" waren, forderte mehr und mehr zur Kritik heraus.

Wahre Aufgabe des Stadtbaurats — der ja nicht in der Stadt dieses und jenes, sondern der die Stadt zu bauen hat — wäre gewesen, den Schulen von vorn herein Terrains zu sichern, die eine gesunde offene Bauweise erlaubten. (Man vergleiche einmal mit den Berliner Schulen die Hamburger.) Wer nachher als Architekt den einzelnen Bau unter den vom Stadtbaurat gesicherten günstigen Verhältnissen aufführte, welchen Stil die Fassade hatte: das ist von untergeordneter Bedeutung.

Der Stadtbaurat ist nicht ein bewährter Architekt, der sein Privatbüro mit dem der Stadt vertauscht, sondern Vertreter einer ganz andern Kategorie. Es ist nicht einmal unbedingt notwendig, daß er selbst Architekt sei. (Hat Trotzki jemals eine Kompanie geführt ?) Er soll die Voraussetzungen, die Bedingungen für einen gesunden guten Weiterbau des Stadtganzen schaffen.

Also suchen wir für Berlin den richtigen Mann unter denen, die wahrhaft Städtebauer sind.

Das ist leichter gesagt als getan.

Alle Fachzeitschriften des Bauwesens sind heute angefüllt mit Debatteb über den wahren Sinn des Städtebaus. Man gewinnt manchmal den Eindruck, daß irgendeine gemeinsame Anschauung überhaupt nicht existiere. Kaum hat Einer gewisse Grundsätze aufgestellt, so weist ihm ein Andrer nach, wie wenig gründlich diese Grunsätze noch seien, und seinen eignen Maximen geschieht dies von dritter Seite vierzehn Tage später; und so weiter ad infinitum. In dem Streben nach einem bombensichern Fundament treibt Einer den Andern immer weiter. Man sucht eine Zauberformel, aus der sich, sobald man sie hat, Alles ganz eindeutig und zweifellos sicher ableiten ließe. Ähnlich wie man bei uns aus den Schwierigkeiten der Politik keinen andern Ausweg fand als durch die patente Zusammenlegung der Begriffe Politik und Wirtschaft, so neigt man heute dazu, Städtebau einfach als Dienerin der Wirtschaft zu definieren. Das mag vielleicht das Einfachste und das Sicherste sein — das Richtigste ist es nicht. Richtig ist daran nur, daß kein Städtebau (und auch keine Politik) möglich ist

gegen die Wirtschaft. Es braucht uns dieser Zustand des Städtebaus nicht hoffnungslos zu stimmen. Es handelt sich hier um den ganz verständlichen Pendelschlag gegen die erste, alle Wirtschaftlichkeit übersehende dekorativ-aesthetische Tendenz des jungen Städtebaus. Freilich erleichtert der jetzige Zustand nicht eben die Wahl des Stadtbaurats.

Es ist selbstverständlich, daß der Städtebauer über den Tag hinaus sehen muß, da er ja die Entwicklung des Ganzen leiten soll. Es darf nicht wieder werden wie nach 70, als der ungeheure Zuzug aus der Provinz die Stadt einfach aufschwemmte und erdrückte. Aber der deutsche Städtebauer denkt manchmal zu sehr an das Jahr 3000. Er will die endgültige, die ideale Stadt konstruieren, die noch nach tausend Jahren richtig funktioniert. Und darüber sieht er am Heute und Morgen oft vorbei. Was aus unsern Großstädten werden wird – Niemand kann es wissen. Bruno Taut predigte die Auflösung der Städte. Le Corbusier entwarf die konzentrierte Drei-Millionen-Stadt. Hilberseimer steigerte sie zur Großstadt-Maschinerie. Aber im Grunde genommen ist das Eine wie das Andre retrospektiv. Was Radio, Auto, Flugzeug, Fernseher, Fernschreiber und neue Erfindungen einmal für Lebens- und Siedlungsformen bedingen werden, ist noch ziemlich undurchsichtig und wird auf jeden Fall etwas Neues sein. Was uns beschäftigt, ist das Heute und Morgen, nicht die Utopie, sondern das Leben.

Wie wollen wir leben – das scheint mir die Grundfrage des Städtebaus. Wollen oder müssen unsere Ur-Ur-Enkel anders leben, so mögen sie Alles nach ihrem Willen verändern, einreißen, umbauen. Zerbrechen wir uns ihren Kopf, so dürfte das Resultat weder ihnen noch uns gefallen.

Es kann eine Stadt vollkommen richtig und einwandfrei funktionieren – und doch Niemand in ihr leben wollen; so wie Jemand absolut immer Recht haben kann und doch ein Narr sein. Es ist wichtig, daß die Organisation der Verkehrswege Stockungen ausschließt – aber wenn am Ende der Verkehr tadellos abrollt und der Geist stockt ?! Wir sollten nicht übersehen, daß Großstadt, Kleinstadt, Provinz, Dorf auch geistige Substanzbildungen, Willensformen sind und Probleme geistiger Natur umschließen.

Und die Konsequenzen für die Wahl ?

Die als Kandidaten genannten Privatarchitekten, die nichts als „Architekten“ sind, die Straumer, Bonatz, Kreis kommen nicht in Frage. Sie würden dem Ganzen der Stadt ratlos gegenüberstehen. Auch ein Städtebau-Routinier wie Jansen, ein reiner Verwaltungsmann wie Elkart würde uns nicht glücklich machen. Was wir brauchen, ist ein Mensch, der in der Gegenwart steht, der einen offenen Blick hat, der zwischen dem Nichts-als-Organisator und dem Nur-Künstler das Gleichgewicht und als freier und unabhängiger Geist die Gewähr gibt, daß er das Leben der Stadt anregt und die ziemlich ausgeprägte Muffigkeit obrigkeitlicher Kunstanschauungen durchlüftet.

Ein solcher Mann wäre unter denen, die wir heute haben können, Peter Behrens.

Wedekind vertraulich von Arthur Eloesser

Frank Wedekind, seit sieben Jahren tot, ist zur Zeit da, wo er zu Lebzeiten lange genug gewesen ist, nämlich in der Hand der Regisseure, die seine groben Briefe nicht mehr zu fürchten haben. Man kommt aus einem Stück von Wedekind wie aus einem Varieté oder einem Zirkus, wo sehr bunt angestrichene Menschen ihre Gesichter wie eine künstliche Maske trugen, wo sie, von einer großen Peitsche im Kreise getrieben, ihre halsbrecherischen Sprünge machten, bis sie mit einem grotesken Plumps tot hinfielen. Der dumme August räumt die Leichen weg und heult dazu, worüber der Zuschauer ebenfalls heulen oder auch lachen kann. Je nach dem Regisseur, der sich zur Pflicht gesetzt hat, auch das Stummste eines Stückes laut zu machen und sein Innerstes wie an einem alten Rock nach außen zu wenden. Das Leben ist eine Rutschbahn – heißt es im ‚Marquis von Keith‘. Die Rutschbahn wird gebaut. Dazu Trommeln und Pfeifen. Ein andrer baut die Hühnerleiter. Dazu Jazzband und großes Feuerwerk. Ich will die Aussicht von Wedekinds Werken auf eine gediegene Unsterblichkeit im Augenblick nicht erörtern. Wer ‚Frühlings Erwachen‘ geschrieben hat, ist wohl unsterblich genug, und der ‚Erdgeist‘ hat schließlich den ganzen dramatischen Expressionismus, soweit er möglich ist, nämlich als einen überscharfen ins Abstrakte, fast Gespenstische getriebenen Realismus angestimmt und zu Ende gespielt. Ich bin aus einem feinen Berliner Salon schon vor Jahren beinahe herausgeworfen worden, weil ich das neue Gebot, Gerhart Hauptmann für Wedekind zu opfern, damals nicht annehmen wollte. Ich hatte mich lächerlich gemacht als Bourgeois, als Reaktionär, als Moralist. In Wahrheit finde ich Gerhart Hauptmann trotz seinem berühmten Mitleid viel unmoralischer oder vielmehr amoralischer oder heidnischer, weil er mehr Natur ist, und ich sehe in Wedekind, mit Ibsen zu sprechen, einen greulichen Moralisten, weil er viel mehr Geist ist. Bei aller Kühnheit oder sexuellen Schamlosigkeit ist er imstande, uns das bißchen Sünde abzugewöhnen, an dem wir noch hängen. Wenn unsre talentvollen Regisseure so phantasievoll mit ihm umgehen können, so liegt es wahrscheinlich daran, daß er so sehr Geist war, daß seine Stärke im Argument lag, wie er ja selbst seine Stücke, die immer logischer und monologischer wurden, mit seiner fanatischen Energie mehr gesprochen als gespielt hat. Man macht ihn jetzt sinnlich, rotblütig, rauschvoll. dionysisch, mit Masken und bunten Gewändern, mit Trommeln und Pfeifen. Wir müssen abwarten, wie Wedekind das übersteht, und wieviel dann von ihm übrig bleibt. In Deutschland wenigstens wird seine Produktion von der Legende seines Namens, seiner Persönlichkeit mitgetragen, sodaß wir darauf achten müssen, wie sein Werk sich da hält, wo es durch den Kommentar seines Lebens nicht erläutert werden kann, und wo kein Name, auch der eines großen Kämpfers, die Leute in Respekt hält.

Die Legende von Wedekinds Leben ist ungefähr so, daß er (Friedensfest) aus einer verruchten Familie stammt, von der er

(Freud, Psychoanalyse) die fürchterlichsten Komplexe erbte, daß er, von Hause durchgebrannt, Reklamechef bei Maggi, Sekretär bei einem Zirkus wurde, daß er mit seiner Guitarre als provokanter Mephisto vor vierhundert Säuen bänkelsängerte, daß er alle Literaten in München durch seine berühmten Impertinenzen in Schrecken hielt, daß er als wilder Revolutionär für den ‚Simplicissimus' die schlimmsten Sachen schrieb, die die Festungshaft einbrachten, und daß er viele Jungfrauen vergewaltigte, bis er in gesetzten Jahren und einigermaßen abgeklärt die schöne Tilli, seine liebliche Partnerin, heiratete. Trotz allen Zensurverboten, trotz der Verständnislosigkeit des Publikums, trotz dem Starrsinn der Kritik gelangte er schließlich zu Ruhm und Geld – freie Bahn dem Genie im Lande der Dichter und Denker!

Frank Wedekind nimmt nun zur Legende seines Lebens selbst das Wort: Fritz Strich, Münchner Universitätsprofessor, hat seine gesammelten Briefe in zwei Bänden herausgebracht (bei Georg Müller in München). Der Dichter gehört nicht zu den großen Briefschreibern, wenn solche überhaupt noch möglich sind. Wir lesen seine Briefe zum Zweck der Dokumentierung, aber nicht zu unserm Vergnügen, wie etwa die von Gottfried Keller oder von Theodor Fontane. Schon der junge Wedekind schreibt, wie seine Figuren einst sprechen werden, nämlich ein wohlgesetztes,ausakzentuiertes, grammatisch geschältes Deutsch, logisch stark durch die Argumente, die den Angeredeten umklammern, die ihn, wenn es ein Gegner ist, ins Eisen legen. Großartig der Brief an den Vater, worin der verstoßene dreiundzwanzigjährige Sohn dem zürnenden Erzeuger beweist, daß er ihm verzeihen muß, nachdem es zwischen den Beiden, wie der Herausgeber sich sehr manierlich ausdrückt, zu Tätlichkeiten gekommen war. Wedekind benimmt sich von Hause aus durchaus nicht als Rebell, sondern vielmehr als der Sohn eines gutbürgerlichen Hauses, der über seinen akademischen Wechsel dankend quittiert, und der den Seinen mit sehr ausführlicher Ausmalung ein ernstes Studium der Jurisprudenz vormacht, solange der Schwindel sich halten läßt. Der aber dann, überzeugt von seiner Mission, „mit der Weltordnung zu rechten", sehr unumwunden sagt, was er ist, und was er muß. Jeder Mensch, schreibt der anerkannte Schriftsteller später an Georg Brandes, „hat wohl etwas Absonderliches, das ihn vorwärtstreibt, und wird eventuell von dem Verlangen, diese Absonderlichkeit zu begreifen, vorwärts getrieben". Nur daß dieses Absonderliche sich bei ihm nicht auf absonderliche Weise ausspricht. Wenn wir den Dämon Wedekind nicht kennten, wir würden aus diesen grammatisch saubern und bei schärfster Bosheit doch wohlgesetzten Briefen nicht ahnen können, wessen der Dichter fähig war, und wieviel Teufel er im Leibe hatte.

Der junge Wedekind ist ein Haussohn, und der ältere bleibt ein Familienmensch, anhänglich an die Seinen, auch wenn er sie nicht mehr braucht. Seine Mutter, die die Stücke des Sohnes durchaus nicht leiden kann, bekommt ihren respektvollen Glückwunsch zum Geburtstage, und in ihren Nöten läßt er sie nicht ohne seinen sehr verständigen Rat. Der jüngere Bruder

Donald ist das Schmerzenskind der Mutter, und Frank sieht sein Ende in Selbstmord mit unheimlicher Sicherheit voraus. Aber nachdem er mit stupender sachlicher Ruhe festgestellt hat, daß ein „aus dem haarsträubendsten menschlichen Zusammenleben“ hervorgegangener Mensch nicht in alltägliche Normen paßt, beweist er sich als ein ausgezeichneter Pädagoge, wenn ein haltloser Mensch überhaupt gehalten werden kann. Die Probleme, die ihn am frühesten bedrängen, sind moralischer Art, und er denkt sich, wahrscheinlich weil er Nietzsche noch nicht gelesen hat, eine eigne Genealogie der Moral aus, die vom Egoismus aus schließlich auch auf das sittlich Gute kommt. Die Briefe bestätigen mir mein Urteil über den Dichter, das mich in dem feinen Berliner Salon fast unmöglich gemacht hatte. Wedekind wird teuflisch, weil er so sehr Moralist ist, weil er sich mit dem Leben nicht gut steht, zu wenig Naturwesen, um einmal nur als Geschöpf vegetieren zu können. Solche Wesen genießen keine Gunst, es wird ihnen nichts geschenkt. In seinen sehr vertrauenden und fast weichen Briefen an Beate Heine, die Frau des Regisseurs Carl Heine, der ihn zuerst auf der Bühne hielt, bestätigt er freimütig und wehmütig, daß er vor lauter Ideen, Ansichten, Prinzipien, Vorsätzen, Befürchtungen, Hoffnungen keinen Augenblick zur Besinnung komme, daß er nirgends die nötige Unbefangenheit finde. Sein ganzes Werk ist ja eine zähe Bemühung um Unbefangehheit. Was er in dem etwas ledern programmatischen ‚Mine Haha‘ nicht recht sagen konnte, weil es nur gesungen werden kann, eine seinem Wesen mitgegebene Wunschvorstellung schwärmt hier zwischen den Zeilen, nämlich von einer unangespannten, vom Geiste unverkümmerten, also unschuldigen, also paradiesischen Existenz, wo das Lamm mit dem Löwen weidet. Wedekind will nicht das Leben darstellen, sondern letzten Endes die Menschen feierlich zusammenrufen und mächtig aufrufen, damit sie zur Vernunft kommen, zur Vernunft des Leibes, durch den allein ihnen ein Glücksversprechen gegeben ist. Das war sein Aktivismus. Da er Schauspieler wird, treibt er Tanz- und Turnübungen, ganz gewiß nicht allein, um sich die nötige Beherrschung des Körpers für die Bühne anzueignen, sondern weil es ihn lockt, wenigstens die Seele eines Tänzers zu haben, weil es ihn nach einem glücklichen Schweben im Gleichgewicht verlangt. Leider hinkte er, was ja einen Dichter bei seinen Geschäften nicht zu stören braucht, womit aber das Symbol seiner sentimentalischen Tragik gegeben scheint. Das steht nicht in seinen Briefen, aber es summt oder klagt mit einer feinen Stimme, wenn man hinter der klaren Zweckmäßigkeit dieser Äußerungen das dunkle und innerst Bewegende sucht.

Frank Wedekind, der ja sein eigner Schauspieler, auch sein eigner Unternehmer wurde, tritt hier öfters in der Situation von Richard Wagner auf, der sich die Frage vorlegen mußte: Hat es Sinn, noch weiter zu schreiben, oder soll ich mich darauf sammeln, daß ich meine vorhandenen Werke durchsetze, so wie ich sie verstehe? Wenn Beide einen Zug gemeinsam haben, so ist es der Wille zur Macht. Da Wedekind das vierzigste Jahr und seine ersten Erfolge hinter sich gebracht hat, schreibt er

der Mutter, daß es sich nicht mehr um Existenzsorgen, sondern von jetzt an um Machtfragen handelt. Bis dahin ist seine berühmte Bohème-Existenz, die übrigens bürgerliche Lebensart durchaus nicht verleugnete, elend genug gewesen, und nicht sehr auf der Höhe der dämonischen Legende. Ich finde es nicht so erschütternd, daß er den ganzen Kram von Literatur ein paar Mal hinschmeißen will; denn solche ausgesprochenen Entmutigungen dienen nur zur Ermutigung. Ich finde es vielmehr bedrückend, wie er die tägliche Last von lauter Sklavenarbeiten für täglichen Lohn so lange hat tragen müssen. So wie sein Simson später den Göpel dreht an der Mühle der Philister.

Der vierunddreißigjährige Frank Wedekind wird gegen eine Monatsgage von einhundertfünfzig Mark am Münchner Schauspielhaus als Schauspieler und Dramaturg angestellt. Zur Eröffnung des Theaters werden Georg Hirschfelds ‚Mütter' gegeben, und der Dramaturg rechnet es sich zur „besonderen Ehre", daß er den von Berlin eintreffenden Dichter vom Bahnhof abholen wird.

Frank Wedekind gibt seine Karte bei Alfred Holzbock in Berlin ab.

Allerdings wußte er, und lernte es immer mehr, was dazu gehörte, und wie die Menschen sich gewinnen lassen, besonders wenn sie die öffentliche Meinung vertreten. Seine Maske war absolute Sachlichkeit, gesteift von Menschenverachtung, und er konnte, außer in seinem Werk, so lügen, daß die Balken es wohl längst aufgegeben hatten, sich zu biegen. Die Wahrheit war er sich allein schuldig, und so sind in diesen Briefen einige Geständnisse übrig geblieben, die er wahrlich nur an sehr vertrauter Stelle niederlegen konnte. Wedekinds Anfechtung war Gerhart Hauptmann, ein „Dichter für Philister" und „nur ein Realist", dem er gar Unfreundlichkeit und Düsterkeit des Werkes vorwarf. Aber an Beate Heine, die Vertrauteste seiner Nöte, geht auch die Klage, daß ihm die große Liebe fehlt, der Hauptmann seine gewaltige Wirkung zu danken hat. Diese Liebe lasse sich nicht vorgaukeln, auch wenn man es noch so durchtrieben anstellt, und er müsse zu seiner Enttäuschung sehen, daß die Leute an seinen Begriffsverdrehungen keinen Gefallen finden. Nun, die Leute haben den Gefallen schließlich doch gefunden, denen er wohl nicht die Begriffe verdrehen, sondern die verdrehten Köpfe wieder richtig setzen wollte. Und so ist er groß geworden, groß auch unter den Philistern.

Daniel von Carl Albert Lange

Die schreckliche Schlange,
ihm tat sie nichts an,
und sacht an der Wange
der Leu ihm zerrann –
und feurigem Ofen
verfallener Mann,
hub himmlische Strophen
zu singen er an.

Doch seht, der ein Kind
und ohne Begehr,
der Sünde noch blind
schritt groß übers Meer,
wie muß er hier klein
vor Engeln verbluten,
gepeitscht von den Ruten
der inneren Pein!

Nie zu vergessen der erste Eindruck: Er hatte, in Vertretung seines Schwagers Max Marschalk, für die ‚Welt am Montag‘ ein paar kleine Opernkritiken geschrieben, die mich namenlos entzückten. Das gab es in dieser Zunft nicht zum zweiten Mal. Hier war ein Philosoph voll Musik, ein Grübler, der einen prachtvollen Schwung hatte, ein Meister der deutschen Sprache, der die Gelegenheit, für Verdi zu zeugen, freudig wahrnahm, um in wenige leuchtende Sätze die Schönheit italienischer Landschaft und das Wesen aller Kunst einzufangen. Davon konnte man wochenlang zehren. Und als bald darauf geplant wurde, mir zu der Theaterkritik jenes Blattes die Feuilletonredaktion zu übertragen, da ging ich zu ihm, mich seiner festen Mitarbeit zu versichern. Ich war einundzwanzig Jahre alt, hatte einen turbulenten Erfolg als Theaterkritiker und war deshalb noch niemals darauf gekommen, die Vollgültigkeit meiner Leistung anzuzweifeln. Damit Moritz Heimann mir seine Meinung über mich sage, hatte ich ihn nicht aufgesucht. Aber er tat es, ungefragt. Er ließ nicht ein gutes Haar an mir. Er erklärte, daß meine Kritiken kaum das Papier wert seien, worauf sie gedruckt würden. Vermutlich hatten meine Bewunderer meine krasse Jugend in Rechnung gestellt. Diesen Maßstab lehnte er ab. Er behauptete nicht etwa nur – er bewies mir, daß mein Weg der falscheste sei, als Kritiker jemals hinaufzugelangen. Und seine Belehrung war so eindringlich, seine Belege waren so zwingend, seinem Wunsch, nicht mutlos zu machen, sondern zu helfen und zu fördern, war seine Begabung dafür in dem Grade gewachsen, daß an diesem Tage ein blutjunger Mensch zu sich selber gebracht und eine Verbindung fürs Leben geschaffen wurde.

Das war Moritz Heimann: ein schöpferischer Kritiker der Menschen, der Werke und ihrer Kritiken, des Staates, der Zeit und ihres Spiegelbildes: der Presse. Ein alter Grieche in Gestalt eines Juden von heute. Sooft man, in Berlin, zu ihm kam, schien einem Sokrates wiedergekehrt. Gewöhnlich saßen scharenweise Jünger um ihn herum, die förmlich an seinen Lippen hingen und einen bessern Aufenthalt schwerlich gefunden hätten. Manchmal zweifelte man, ob ein Denker dieses Ranges sich in solchen Symposien nicht allzu sehr ausgäbe, ob er nicht doch noch philanthropischer handelte, wenn er die kostbaren Stunden dazu benutzte, durch die Schrift festzuhalten, was hier zerrann. Aber dann gedachte man dankbar der umbildenden Kraft, die man von diesen gesprochenen Worten am eignen Leibe verspürt hatte, schob ein beträchtliches Teil dieser Kraft auf Auge, Stimme, Stirn, auf die ganze unendlich gewinnende Persönlichkeit und war es zufrieden, daß nicht ein Viertel oder ein Zehntel so viel Aufsätze und aus den Aufsätzen Bücher entstanden, wie ohne die unbesiegbare Neigung, laut und vor Hörern zu denken, entstanden wären. In eins dieser Bücher schrieb der Verfasser: „Eines Mannes Rede ist immer Friede, ist immer Fehde.“ Seine

Rede jedenfalls war so. Ein strittiges Thema – und welches Thema wäre für einen Erz-Psychologen, einen Selbstanalytiker, einen Aufdrösler, einen Theoretisierer aus ahasverischem Geschlecht nicht strittig gewesen oder geworden! – , also ein strittiges Thema erörtern hieß bei ihm: auf der einen Seite das Unrecht abwägen, auf der andern das Recht in Frage stellen, nicht um pedantisch einen Ausgleich herbeizuführen, sondern um dem lieben Gott nahezukommen, um die Welt von verschiedenen Standpunkten zu betrachten und sie nach strengster Prüfung mit wärmender Güte zu umfangen.

Der Dialektiker mußte zum Drama gelangen. Zu tiefsinnigen Dramen. Zu Dramen, denen eine Wirkung auf die Menge verwehrt war, weil ihre geistigen Absichten früher dagewesen waren als die Menschen und als die Aktion, in der diese Menschen sich zu entfalten hatten. Es sollte nicht zuerst ein Stück Dasein geformt, sondern der Mechanismus ewiger Kräfte bloßgelegt werden. Aus dem Verfall einer Familie, zum Beispiel, ergaben sich nicht allerlei Lehren, sondern die Familie verfiel, um durch ihren Verfall allerlei zu lehren. Aber wenn die Produktion eines ungewöhnlich skeptischen Kopfes auch nicht grade von der Flamme der Leidenschaft durchlodert sein konnte, so war Moritz Heimanns Skepsis allmählich doch so furchtbar geworden, daß ein dramatisches Opus seiner Mannesjahre – wo nicht poetisches Erdreich hatte, so zum mindesten poetischen Glanz reflektierte. Seine Gestalten waren wohl nicht plastisch, gewiß nicht. Immerhin waren sie transparent. Sie waren nicht von dunkeln Säften genährt, aber geheimnisvoll am Leben erhalten durch die Entschlossenheit eines fanatischen Denkers, eines Denkfanatikers, seine Gedanken in keinem kunstunähnlichen Gebilde auszudrücken. Der Denker war nicht: er wurde Dichter. Nur natürlich bei dieser Doppeltheit Moritz Heimanns, daß seine Verse einen intellektuellen Rausch erzeugten. Unter seinem Handwerkszeug befand sich immer ein Filter. Zu einem halbpolemischen Prosadrama war unüberhörbar ursprünglich Zorn der Antrieb gewesen. Aber aus dem Zorn war Melancholie geworden, die bezaubernd vor uns reifte – vor uns paar Kennern, denen für einen Streichler des Worts, einen Liebhaber indirekter Charakteristik, einen Distanznehmer feinster Kultur das Organ verliehen war. Nicht einmal eine märkische Komödie gewann sich ein Publikum, trotzdem sie seit dem ‚Biberpelz‘ einer der wertvollsten Versuche war, Kunst und Natur, Tag und Stunde, Herz und Humor, Geist und Grazie ins deutsche Lustspiel zu bringen.

Die Mark war die Heimat dieses Aristokraten. Die Mark da, wo sie am kärgsten und sandigsten ist. Das unbekannte Dorf Kagel zwischen Strausberg und Rüdersdorf. Dorthin war er – nachdem Krankheit ihm unmöglich gemacht hatte, seine beispiellos ergiebige sondernde und erzieherische Tätigkeit als Lektor des Verlages S. Fischer fortzusetzen – in sein Vaterhaus übergesiedelt. Und dort tat man gut ihn zu besuchen, nicht für einen Nachmittag, sondern tagelang, um seines Reizes und seiner Bedeutung völlig teil-

haft zu werden. In dieser Ruhe, zwischen Büchern von wunderbarer Erlesenheit, am Kachelofen oder im Liegestuhl auf dem Hofe verschwendete er noch krösushafter, als mans bei ihm gewöhnt war, Schätze von Bildung, Gelehrsamkeit, Klugheit und Witz. Und zeigte sich überdies seinen Großstadtfreunden von einer ganz neuen Seite. Immerzu meldete sich irgendein Nachbar, der Schmied, der Tischler, der Fuhrmann, um sich bei diesem Rabbi Rat zu holen, Rat in den simpelsten Angelegenheiten. Der Rat wurde jeweils in der schlichtesten Prägung erteilt, mit einer erstaunlichen Anpassungsfähigkeit und der leisesten Höflichkeit des Herzens. Aber man hatte den Eindruck, daß die Dörfler ihre Ratlosigkeit nur vorschützten: daß sie genau so wie wir sich der Köstlichkeit dieses Menschen bewußt waren und einfach seine beglückende Nähe suchten. Dieser Eindruck verstärkte sich auf jedem Spaziergang, wo Jung und Alt den Rabbi mit mehr als Ehrfurcht, mit Blicken voll zärtlicher Liebe grüßte.

Und dann starb er, starb langsam, stückweise, Jahre hindurch. Arteriosklerose, Herzmuskelentartung und Nierenschrumpfung, jede Krankheit für sich geeignet, einen robusten Mann zu fällen – sie waren vereint über diesen gar nicht robusten Mann gekommen. Seine Schmerzen waren so unsäglich, daß er einmal auf eine Bekundung des Beileids zu einem bestimmten Anlaß erwiderte: „Glauben Sie ja nicht, daß ich durch diese Katastrophe in Betrübnis versetzt sei; dazu fehlt mir von vorn herein eine Voraussetzung, ein Kontrast: nämlich eine – und sei es die fernste – Ahnung von dem, was man Lebensfreude nennt.“ Und doch... Wenn es der Geist ist, der sich den Körper baut, so wars hier der Geist, der den Körper unerwartet, unbegreiflich lange zusammenhielt. Man trat an sein Krankenbett, das er seit Monaten nicht verlassen hatte, ein Hiob, zum Skelett abgemagert, unfähig zu essen, von täglich sechs Morphium-Injektionen genährt. Eine dichte Wolke von Schwermut umhüllte ihn, weil sein unbetrügliches Gehirn den Scheinwert von Hoffnungen, die Vergeblichkeit aller Bestrebungen, die unentrinnbare Einsamkeit des armen Erdenkindes erkannt hatte. Und doch... Nicht die fernste Ahnung von Lebensfreude sollte ihm mehr gegönnt sein? Nun, kein Siechtum war imstande gewesen, ihm die reine Freude des Denkens zu schmälern. Er hatte einen Zuhörer – und die alte geistige Glut schlug aus ihm heraus, die alte Wollust, Geist zu haben, Geist zu entwickeln, Geist zu steigern und zuzuspitzen, Geist aus der Alltäglichkett zu ziehen und in sie zu legen. Das verstehende Lächeln gesunder Zeiten, ein bißchen resignierter geworden, verklärte ihn. Eine Abendröte adligen Menschentums ruhte auf ihm und strahlte mild von ihm aus. Wie von jeher war eine Atmosphäre um ihn, in der man sich besser, gerechter und weiser werden fühlte. Bis dieser Geist von einzigartiger Klarheit und Schärfe sich zu verwirren begann. Bis er nach Tod, nach Erlösung schrie. Er ist so gerne gestorben, daß ihn zu betrauern sich nicht ziemt. Die wir ihn wahrhaft besessen haben, betrauern uns, weil wir seinesgleichen nicht sehen werden.

II.

Stockholm von Alfons Fedor Cohn

Stockholm hat vor allen Großstädten, die ich kenne, etwas Unschätzbares voraus: der Empfang geht nicht durch die Verlorenheit und Gedrücktheit trister und uniformer Vorstädte. Aus dem engen rauchschwarzen Tunnel unter dem Felsmassiv der Südstadt tritt der Kontinentalzug heraus, und man ist im Herzen der Stadt. Das braust und schüttert, hämmert und bläst. Da ist der Hafen, da ist Verkehr von Straßenbahnen, Autos und Lastfuhrwerken, da ist nahrhafter altmodischer Markt auf offenem PLatze, da laden Dampfer und Segler, werfen los und laufen ein. Aber da ist auch gleichzeitig die zusamengedrückte Altstadt, die „Stadt zwischen den Brücken“ und der Riddarholm, die man im Augenblick auffängt, die rotverwitterte Riddarholm-Kirche mit ihrem schlanken Getürm von Eisenfiligran, die plumpere gelbtünchene Ehrwürdigkeit der Großkirche, das Ritterhaus selbst in noblem holländischen Barock, Rotziegel mit dampfendem Pfeilerweiß, Tessins machtvolles braunes Schloß in seiner unvergleichlich ebenmäßigen Wucht und dazwischen das Gewimmel enger und tiefer Mittelalterstraßen, die sich schlängeln und strecken, wölben und senken. Aber all Das ganz ins Weite und Freie gelagert, landeinwärts breitet sich die einströmende Mälarfläche mit dem aufstrebenden Südufer, von draußen wittert man in leichter Brise die „Salzsee“. Eindrücke, stark, frisch, lebendig, aber fetzenhaft zusammenflatternd, die einen anfallen, die man begierig einsaugt, aber noch nicht mit Händen greifen, nicht zu einheitlichem Bild zusammensetzen kann.

Vielleicht hat Stockholm überhaupt nicht dieses einheitliche Gesicht. Während achtzehn Jahren bin ich nun in immer kürzern Zwischenräumen neunmal dort gewesen und vermag weder das äußere Bild noch das pulsende und betrachtsame Leben dahinter auf eine feste Formel zu bringen. Man kann wesentlich nur kontrastieren, lokal und international. Bei einem der letzten Male dort oben hörte ich ein gutgefaßtes Scherzwort von Bedeutung: „Stockholms Monumentalbauten sind immer hinter der Geschichte hergehinkt. Als man das Schloß baute, begann die Königsmacht (unter Karl XII.) ihren Abstieg. Als das Ritterhaus fertig wurde, war die Vorherrschaft des Adels gebrochen. Jetzt hat sich das Bürgertum sein imposantes Stadthaus errichtet. Und was bedeutet es selbst heute noch?“ Das klingt wohl, stimmt aber nicht ganz. Abgesehen davon, daß der wärmste, energischste Protektor dieser kommunalen Hochburg der sozialdemokratische Stadtrat Tengdahl, selbst alter Baugewerkschaftler, ist, wirkt das Bürgertum weder innerlich degeneriert noch äußerlich depossediert. Es beweist seine Lebenskraft und Daseinsberechtigung vielmehr durch Anpassungsfähigkeit, und die Arbeiterpartei andrerseits ist mit den Mitteln der Aufklärung und des Parlamentarismus zäh und

sicher zu anerkannter Ebenbürtigkeit aufgestiegen. 1897 gab es einen einzigen Sozialdemokraten im schwedischen Reichstag: Hjalmar Branting; heute über 100. 1915 demonstrierten die stockholmer Arbeiter gegen die Wehrvorlage mit Hochrufen auf die Republik, während sie in geschlossenem dreistündigen Zuge bei den Klängen der Internationale unter den Fenstern des Schlosses vorbeizogen; 1920 saß Branting als Ministerpräsident mit dem König nicht nur an dessen Ratstisch, sondern auch am Kartentisch zusammen. Das beweist auf beiden Seiten eine Elastizität Überzeugungen und Realitäten gegenüber, die nicht nur einem konstitutionellen Königtum sein Fortbestehen verbürgt, sondern auch das jetzige Kabinett Sandler, die Fortsetzung des dritten Brantingschen, als Minderheitsregierung am Ruder beläßt.

Ragnar Oestbergs Stadthaus ist in der Fassade ein Kompendium schwedischer Stilgeschichte. Mit einem wuchtigen Wach- oder Kirchturm, der in ein vergoldetes Säulenrund sich auflöst, in eine spielerisch gleißende Fanfare ausklingt, wendet es in kurzer Ostfront ein gotisches Kirchenschiff der Nordstadt, einen offenen venetianischen Säulengang dem Mälar zu. Es weist mittelalterliche Burghöfe und Schloßflügel des Rokoko, moderne Arbeitsräume von sachlicher Sauberkeit, einen Sitzungssaal, dessen lederroten Pomps sich das englische Oberhaus nicht zu schämen brauchte, und Festräume von strotzender Pracht im Farbenaufschwung und in der Formenfreiheit allerjüngster Dekoration. In dieser Architektur lebt die Sehnsucht nach dem Korrelat, dem geschichtlichen wie dem landschaftlichen. Schon Oestbergs lyrischer, nun verschollener Vorgänger Boberg, der Erbauer der Baltischen Ausstellung von Malmö 1914, und das spielerisch begabte Triumvirat, das die Gotenburger Ausstellung von 1923 einer natürlichen Bodenterrasse eingliederte, spiegelten in diesen ephemeren Sommerbauten die Sehnsucht nach der Sonne, die dem Norden so karg bleibt, eine bewußte Flächen- und Farbenwirkung von Mittelmeer- und Orient-Motiven. Im Stadthaus, einem Monumentalbau von wahrhaft europäischem Format, ist es die drängende Folge der Zeitalter, gebändigt durch Symbol und nutzbaren Zweck eines Gemeinschaftszentrums, gerechtfertigt durch die bewundernswerte Disziplin und Einfühlung vieler hingebungsvoller Mitarbeiter.

Von einer der Anhöhen, von Södermalm oder von Skansen, sieht man in seltsamen Überschneidungen all diese ragenden Monumente vergangener, erhaltener und vordrängender Macht: das Schloß, die Kirchen, den Reichstag (in schon Wilhelminisch beleidigender Epigonenrenaissance), das Stadthaus — und vor der Massivität und Fülle dieser Bauten, vor der jahrhundertetrotzenden Qualität ihres Materials schwankt die Betrachtung zwischen Geist und Geste, zwischen Großmachtgeltung und Großmannssucht. Ist das die Hauptstadt eines Volkes von nur sechs Millionen? Die reine Statistik spricht hier ebenso dafür wie dawider. Diese sechs Millionen, die weder unfreiwillige noch ungeduldete Volksgenossen innerhalb ihrer Grenzen kennen, bewohnen immerhin ein Gebiet von der Nord-Süd-Ausdehnung Stettin— Sizilien. Hier ist Raum für

eine zehnfache Bevölkerung — aber auch Nahrung? Dieses auf weite Sicht vielleicht zukunftsreichste europäische Industrieland, das so von so ideologischen Überlieferungen beschwert erscheint, besitzt in Wirklichkeit stärkste Initiative und kühnste Vorurteilslosigkeit, wenn es gilt, auf technischem oder wirtschaftlichem Neuland Fuß zu fassen. Es bedeutet etwas für den Volkscharakter, daß dieses Land auf Urgestein liegt, wie die Art des Rheinländers von dem alten vulkanischen Boden bedingt sein muß. Es ist nicht nur die Landschaft, ihr „Profil", nicht nur ihre Klima genannte Ausdünstung: es ist ihr Knochengerüst, die Chemie ihres Organismus, die den Menschen darin binden und bilden. Schweden schuf vielleicht den besten europäisierten Amerikanismus in seiner eigenartigen Verschmelzung von Tradition und Technik, die man anderswo nicht kennt, weil das Eine eine sterile Sentimentalität geblieben, das Andre noch nicht über rohe Geschäftigkeit und Geschäftlichkeit hinausgediehen ist.

Wie in amerikanischen Neusiedlungen das Zentrum gleich für eine künftige Großstadt angelegt wird, so baut man in den letzten beiden Jahrzehnten etwa Stockholm sicherlich unbewußt zur Hauptstadt einer werdenden Großmacht. Als Strindberg, der gewiß nicht räumlich, aber zeitlich das zweite Gesicht hatte, vor zwanzig Jahren den Stockholmer Strandweg bis ans offene Meer führen wollte, nahm das kaum Jemand ernst; in abermals zwanzig Jahren kann es vielleicht schon Wirklichkeit geworden sein. Die Landhaussiedelungen der in der Stadt Tätigen wachsen immer weiter hinaus — auch hierbei hat Tengdahl mit seiner Gründung in Aeppelviken soziales und aesthetisches Gebot in ihrer Verwandtschaft erkannt und erfüllt — , und gleichzeitig beginnt man drinnen, auf Norrmalm wie auf Södermalm, bereits den Bau von Hochhäusern. Dabei muß für die Fundamente überall das Gestein gesprengt werden. Den ganzen Arbeitstag hört man bald hier, bald da über die ganze Stadt die dumpfen Schüsse. In Kungsgatan stehen zwei Pendants 13 stöckiger Büro-Türme, deren einer in seinen obern Geschossen ein Restaurant beherbergt, in der Süd-Stadt beginnt man ebenfalls ein solches Hochhaus. Daneben kann dann in derselben Straße noch hart über dem Bürgersteig der lotrecht abgesprengte Fels in Haushöhe ragen. Den jähen Profilunterschied nutzt man dazu, gegen die Höhe eine normale Stockwerkanzahl, nach der Tiefe zu eine Hochhaus-Front zu bauen.

Es gibt wohl kaum eine europäische Großstadt, in der rein baulich ein solcher Pionier-Geist lebt wie in Stockholm. Der Sommer-Tourist sieht natürlich nur die Annehmlichkeiten für das gröbere Behagen. Für ihn besteht Stockholm nur aus dem Opern-Keller, dem Grand-Hotel und den andern fashionablen Gaststätten, wo sich im Winter stets derselbe Kreis zusammenfindet, in den Lustfahrten auf den weißen Dampferchen in die Schären und den Spaziergängen den Strandweg hinaus in den Tiergarten. Aber trotz aller sommerlichen Reize ist Stockholm doch für den Winter gebaut, der mit einem frühen Herbst einsetzt, meist seine vollen sechs Monate aushält und erst nach einem quälend langsamen Frühling in den kurzen Sommer über-

geht. Die Häuser sind gewiß sehr massiv, die Treppen überall aus Stein, um nach den Erfahrungen der Holzbautenzeit die Feuersgefahr möglichst zu verringern, die Wärmeanlagen auf den richtigen, knallenden Frost eingestellt. Ich sah in einem hochgelegenen Eckzimmer in der Süd-Stadt von normalem Ausmaß zwei riesige runde Kachelöfen die Tür flankieren. In allen Büros, Restaurants und Hotels wirkt die Temperatur überheizt, trotzdem der Frost draußen selten unbehaglich ist. Der Schnee bleibt den ganzen Winter liegen, wodurch Glatteis auf den Straßen vermieden wird. Alles stapft in Galoschen, und die Autos können mit unverminderter Geschwindigkeit die hügeligen, kaum zwei Wagen breiten Straßen der mittelalterlichen Stadtteile hinauf- und herabsausen. Zwischen der Altstadt und der Süd-Stadt liegen feste Gangbohlen auf dem Eis, um die Verbindung abzukürzen, die kleinen weißen Schärendampfer sind vor Karls XII. Standbild, das immer noch gebieterisch nach Rußland weist, eingefroren, und der Nord-Strom, der kurze nördliche kataraktähnliche Mälar-Arm, eine beliebte Selbstmörderzuflucht, bleibt das einzige offene Wasser in der Stadt. Wie wir nach Wannsee, fahren die Ski-Läufer nach ihren Sprunghügeln in der Nähe von Saltsjöbaden; der elektrische Lokalzug dort hinaus führt rücksichtsvoll besondere Ski-Wagen mit sich.

Die Elektrifizierung des ganzen Landes hat Komfort und Reinlichkeit erheblich gefördert. Schweden hat eigentlich die Gasbeleuchtung übersprungen und den großen Schritt vom Petroleum zum elektrischen Licht fast unvermittelt gemacht. Das Telephon gehört beinah zu jedem Haushalt, wie der Fahrstuhl zum Treppenhaus. Auch die starken Niveau-Unterschiede in der Stadt, wie der Aufstieg nach Södermalm, wird durch große Lifts überwunden. Bald wird auch die Strecke von Stockholm nach Göteborg mit elektrischen Schnellzügen betrieben werden. Dabei sind die Wohnungen selbst in den neuen Häusern klein und recht teuer. Im Mittelstand führen die Patentmöbel in Gestalt von Sophas und Schränken, aus denen man eine Lagerstätte hervorzaubert, ein Schreckensregiment, und manche Familie, die ihren Besuchern mit mehreren besonders glanzvoll möblierten Zimmern imponiert, verwandelt nach Schluß des Festes ihre sämtlichen Salons in simple Schlafkammern.

Darum waren viele Stockholmer schon, um Gäste zu bewirten, oft gezwungen, „auszugehen“, und das Über-die-Verhältnisse-Leben und Kredit-Nehmen, das früher recht allgemein war, wurde durch diesen Zwang nur gesteigert. Man markierte ziemlich scharf im äußern Auftreten den Unterschied zwischen Oberklasse und Unterklasse; der Bauernjunge, der zur Universität ging, und das geschah sehr oft, wollte und mußte auch sofort den Herrn spielen. Diese äußerliche Zwangsvornehmheit, der allerdings eine gewisse Haltung und Selbstbeherrschung, doch in wesentlich freierer Form als bei unserm Couleur- und Casinodrill, entsprach, hat sich jetzt erheblich abgeschliffen und gedämpft. Man sieht nicht mehr so viele flanierende Nichtstuer nach dem Modejournal, die Korrektheit und Sauber-

keit der Männerkleidung ist stets sehr diskret und vor Allem auf Qualität bedacht, und auch der kleine Mittelstand ist bemüht, in dieser Hinsicht die Oberschicht im Bessern nachzuahmen. Es würde unhöflich oder, was schlimmer ist, verständnislos klingen, wenn man den schwedischen Damen im Gesellschaftsleben den Geschmack und die Reize abstreiten wollte, die sie bei ihrem ausgesprochenen Sinn für Gediegenheit und ihrer gläubigen Hingabe an die Pariser Mode unbedingt gewinnen müßten. Aber es gibt wohl auch, mindestens in den jüngern Jahrgängen, einen Freiluft-Typ, der mit Pappas und Mammas natürlichen Gaben im weitesten Sinne allein seine bezaubernde Wirkung tut.

Herr Wendriner betrügt seine Frau von Kaspar Hauser

Nein, Sie stören gar nicht. Kommen Se rein – das ganze Personal ist schon weggegangen. Ja, ich hab noch zu tun. Setzen Se sich solange dahin, nein, nicht auf die Couverts! Dahin. Ja. Na, was tut sich? Gott, sosolala. Ja, meine Frau ist immer noch in Heringsdorf. Ich hab mich heute mittag verspätet, Welsch war da, wir haben zusammen gegessen, nu muß ich nachholen. Ich unterschreibe inzwischen die Post, Sie erlauben doch...? Danke. Nein. Vorigen Sonnabend? Ich? Mich haben Sie in der Scala gesehn? Da müssen Sie sich getäuscht haben. Das muß ein Doppelgänger gewesen sein! Ausgeschlossen. Nu, ich sag Ihnen doch... Nein! Wann soll das gewesen sein, um Zehn in der Pause? Mit ’ner großen Blondine? Lächerlich. Gott weiß, wen Sie da erkannt haben. Sie haben meine Stimme im Gedränge gehört...? Was hab ich gesagt? „Ich würde gern mal die Probe machen, liebes Kind?“ Das soll ich gewesen sein – ? Regierer, ich wer Ihn mal was sagen. Nehm Sie ’ne Zigarre?

Also hören Se zu, und machen Sie mir da keine Unannehmlichkeiten. Ich hab Ihnen doch gesagt, daß meine Frau erst in acht Tagen wiederkommt. Hier haben Sie Feuer. Da ist der Aschbecher. Also neulich hatt’ ich bei Kraft zu tun, er zeigt mir da ein paar neue Muster, ich will meiner Frau was anschaffen, wenn se zurückkommt, für’n Winter... der Mann schwimmt im Geld, das sag ich Ihnen... da geht eine fabelhafte Blondine durch. ’n Mannekäng. Ich sage zu Kraft, wer ist das, sage ich. Also er erzählt, das ist ein Frollein... Name tut ja nichts zur Sache, eine sehr anständige Person, hat einen Freund, natürlich... aber sonst: nich rühr an. Na, dacht ich ... Wissen Sie, ich bin sonst gar nicht so – aber in der letzten Zeit, ich weiß nicht, ich fühl mich noch verflucht jung. Jetzt kann ich doch den Brief von Schleusner nicht finden! Also wir reden noch so, Kraft gibt mir sonst immer fünfzehn Prozent, an dem Tag wollt er bloß zehn geben, weiß ich, warum – da wird er ans Telephon gerufen. Er geht raus, und wie ich noch so in den Sachen rumwühl, kommt die Person rein. „Ist Herr Kraft da?“, sagt sie. Ich sage: Nein, aber wenn Sie mit mir vorlieb nehmen wollen? Na, ich streichel ihr ‘s Händchen, sie sagt: Mit so alten Seegn will ich überhaupt nichts zu tun

haben, so gibt ein Wort das andre – und schließlich hat sie mir dann versprochen, daß sie mit mir zusammensein will. Na, haben Sie sowas gesehn, der Brief ist weg! Wo ist denn der...? Ich hab sie also für Sonnabend bestellt, ausgehen. Sie wollt durchaus in die Scala – ich hab ihr gesagt, das ist doch Wahnsinn, wo mich alle Leute kennen – sie hat gesagt, ach Unsinn, jetzt sind alle Leute weg, ich weiß doch aus dem Geschäft. Da sind wir also zusammen ausgegangen. Ja, also sie ist achtundzwanzig Jahr alt, hat 'ne Wohnung in der Bayreuther Straße, die bezahlt ihr Freund, der ist Prokurist bei Erdölundfette – übrigens eine sehr gute Sache... nicht Reißner, der ist doch nicht szerjeehs...! sie verdient sehr schön, vierhundert bei Kraft und manchmal Provision, der Freund gibt ihr auch noch tausend, also sie kommt aus. Die tausend versteuert sie natürlich nicht. Ihre alte Mutter wohnt in Landsberg. Der Brief ist weg – autsch! jetzt hab ich mir die Finger geklemmt... Gegessen haben wir in der Rüdesheimer Klause, kennen Se das? Ich kenn das noch von früher, 'n sehr nettes Lokal und gar nicht teuer. Sie wollt erst zu Heßler, ich hab gesagt, mein liebes Kind, das geht nicht, auch deinetwegen nicht. Das hat sie dann eingesehen. Na, und dann hat sie mir ihre Wohnung gezeigt. Reizend, sag ich Ihnen! Ein kleines Eßzimmer, sehr gemütlich, ein Gelegenheitskauf, noch aus der Inflation, dann ein Rauchzimmerchen, entzückende Kissen, behsch, hauptsächlich – und ein Parfum! Sie hat mir auch gleich 'ne Quelle für Parfums gesagt, ich wer hingehn und meiner Frau ein Fläschchen besorgen... Na und wie's dann so weit war, wah se sehr vernünftig, hat sich gar nicht gesträubt, ach, wissen Se, das kann ich nicht leiden, diese Geschichten, man ist doch schließlich kein grüner Junge mehr, aber sie war wirklich Klasse...! Sie ging raus, und denn kam sie zurück im Pyjama, violett mit unten rosa abgesetzt – famos, eine famose Person! Wissen Sie, mir ist ganz anders geworden, ich hab sie so genommen und hab gesagt:... Sitzen Sie vielleicht auf dem Brief? Nein? Na, und dann hat sie mir ihr Schlafzimmer gezeigt. Ein riesiges Bett, von hier bis da, eine englische Kommode, 'n sehr schöner Teppich und Fenstervorhänge, Filet, Handarbeit, ich hab sie mir genau angesehn, nachher. Nebenan war gleich das Badezimmer. Na, die Frau – Ihnen gesagt! Grinsen Se nich so, Sie oller Heuchler, Sie hätten auch nicht Nein gesagt, wenn sie Ja gesagt hätte. Und, wissen Sie, Regierer, ganz unter uns: ich bin noch gar nicht so alt, wie ich immer gedacht habe... Ich habe nachher mit meinem Hausarzt gesprochen, der war sehr vernünftig, er hat mich bei der Gelegenheit untersucht, nein, das nicht, ausgeschlossen, sie ist doch ihrem Freund treu – er hat einen sehr guten Befund festgestellt. Nein, öfter. Das glauben Sie nicht? Lieber Freund, ich habs auch nicht geglaubt. Aber es war so. Morgens hat sie mir Kaffee gemacht, haben wir Kaffee zusammengetrunken, nein, unser Mädchen ist nicht da, sonst hätt ichs ja gar nicht machen können... Wollt sie nicht nehmen. Nichts zu machen. Ich hab ihr angeboten, zweimal, dreimal – nichts zu machen. Ich wollt ihr erst was schicken, dann dacht ich:

Na... Wirklich: ’ne famose Frau. Der Brief ist weg. Ja, ich komm gleich mit. Und wissen Se, was Kraft gemacht hat? Er hats natürlich gleich gewußt, weiß Gott, woher, sie hat ihm nichts gesagt, ausgeschlossen – ! So, hat er gesagt, aber fünfzehn Prozent kriegen Sie diesmal nicht, Wendriner. Eigentlich müßt ich Ihnen noch was abziehen, für Platzmiete. Ein Hund. Aber deuten Sie nichts zu Hause an, ich will mein Haus rein halten. Ich hab meiner Frau das Kostüm gekauft und eine Flasche Parfum, sie kriegt auch ’ne Bonbonniere... Was heißt das? Sie hat sich am Strand erholt. Ich hab mich hier erholt. Am meisten hab ich mich über mich selbst gefreut. Da ist der Brief. Nein! Ich will mich doch da nicht attaschieren. Vielleicht später mal. ’n Augenblick! Nur noch die Post! So.

Lieber Freund! Wenn Sie jeden Abend Fußbäder nehm müssen, wollen Sie auch mal brausen – !

Abfindungen von Morus

Tschitscherins Besuch

Stresemann hatte, bevor der Zug nach Locarno abging, noch hohen Besuch bekommen: den Außenminister des russischen Reiches, mit dem die deutschen Genua-Konferenzler in der Osternacht des Jahres 1922 einen herzbrüderlichen Freundschaftsvertrag abgeschlossen haben. Wenn der Vertrag von Rapallo auch auf deutscher Seite von Juden und Jesuiten, auf russischer Seite von Kommunisten gemanaget worden ist, so erfreut er sich doch in deutschnationalen Kreisen besonderer Liebe, und wackere Männer spekulieren immer noch darauf, daß uns auf diesem Wege einmal ein kleiner Yorck entstehen werde. Wer nicht von Osten her den Morgenstern erwartet, sondern sich für reale Politik interessiert, wird ohne Zögern auf Rapallo pfeifen.

Aber korrekt soll man sein, und es ist nur in der Ordnung, daß Stresemann, bevor er die Reise zum Sicherheitspakt antrat, noch schnell mit Tschitscherin gefrühstückt hat. Warum soll man nicht auch mal so tun, als ob man Bundesgenossen hat, wenn die Entente alle Augenblick beisammen hockt? Offiziell wird ja von der deutschen Regierung die Ansicht vertreten, man könnte Völkerbunds- und Westpolitik treiben und nebenher auch noch, nach Bismarcks Vorbild, mit Rußland einen Rückversicherungsvertrag aufrecht erhalten. Aber das Spiel mit den fünf Kugeln, das schon Caprivi zu schwer war, wird auch Stresemann nicht fertigbringen. Wenn man in den Völkerbund will, muß man es schon ganz wollen und sich im Osten vorläufig damit abfinden, daß auch Rußland einmal den Weg nach Genf suchen oder sich auf seine asiatische Domäne zurückziehen wird.

Bislang sind die Neigungen der Sowjet-Leute, den Verkehr mit dem Völkerbund aufzunehmen, gewiß recht gering, und Tschitscherin hat mit der Schläue des alten russischen Diplomaten eine gemeinsame Formel gefunden, um den Warschauern und den Berlinern das Gruseln vor dieser Institution beizubringen. Der Völkerbund, erklärt Tschitscherin, ist das Instrument

Englands, und auch der Westpakt ist nichts andres als ein englischer Versuch, Deutschland von Rußland zu trennen. Daß Tschitscherin mit diesen Deklamationen unmittelbar vor der Paktkonferenz noch großen Eindruck machen könnte, hat er wohl selbst nicht erwartet. Aber die Wiederauffrischung des Genueser Freundschaftsbekenntnisses hat Rußland neben einigen schönen Festsprüchen doch auch einen realen Gewinn eingebracht. Ein für Rußland sehr günstiger Handelsvertrag, an dem man seit zwei Jahren vergeblich herumgedoktert hatte, wurde in zwei Tagen perfekt gemacht, und selbstverständlich ohne jeden Zusammenhang mit der Reise Tschitscherins und so gut wie ohne Wissen der Regierung haben in den letzten Tagen die vier D-Banken der russischen Handelsdelegation einen Hundert-Millionen-Kredit an die Sowjet-Republiken zugesagt. Die letzten Zweimonats-Bilanzen sahen nicht grade danach aus, daß die Berliner D-Banken so von heute auf morgen hundert Millionen Mark freimachen könnten, um den russischen Genossenschaften den Ankauf landwirtschaftlicher Maschinen zu ermöglichen. Doch wir wollen nicht weiter danach forschen, woher die hundert Millionen stammen: Herr v. Schlieben wird schon sehen, aus welchem seiner vielen Defizits er das Geld nimmt.

Obwohl das Liebesverhältnis von Rapallo gar keine Folgen gehabt hat, gibt es eine so ehrenwerte Abfindung. Die Herren in der Wilhelm-Straße wissen, was sich für einen Kavalier gehört.

Ruhr-Entschädigung für Arbeiter

Der Untersuchungsausschuß über die Ruhr-Gelder ist sanft entschlummert, und keine Partei hat anscheinend Lust, ihn wieder zum Leben zu erwecken. Wie kann man, da es den Ruhr-Industriellen so schlecht geht, daß sie sich neu vertrusten müssen, auch noch öffentlich untersuchen, ob sie nicht im vorigen Dezember einige hundert Millionen zuviel vom Reich bekommen haben? Eine richtige Entschädigung muß so sein, daß die Schwerindustriellen jahrelang davon leben können, und da sie das, wie man sieht, nicht können, war es keine richtige Entschädigung. Also Schwamm drüber und nicht mehr davon sprechen! Sonst kommt noch der Bergbauliche Verein mit einer Nachforderung.

Aber Doktor Luther ist vorsichtiger, als Ihr denkt. Damit man ihm, der damals als Finanzminister 715 Millionen ausgezahlt hat, gar keine Vorwürfe machen kann, hat er sich jetzt eine kugelsichere Rückendeckung geschaffen. Streng paritätisch sollen nicht nur die Unternehmer, sondern auch die Arbeiter vom Reich ein kleines Andenken an die große Zeit des Ruhr-Kampfs bekommen. Zwar sagt man, daß die Gewerkschaften auch früher schon einige Douceurs von öffentlicher Hand nicht verschmäht haben, und daß dies eine der Ursachen war, weshalb die Ruhr-Untersuchung von sozialdemokratischer Seite so lahm betrieben wurde. Aber das niedere Volk ist nun einmal unzuverlässig; besser ist schon, ihm nachträglich noch ein Schmerzens- und Schweigegeld zu geben. So

hat jetzt Dr. Heinrich Brauns, der Minister der Lohnsicherungen, mit den Spitzengewerkschaften des Ruhr-Gebiets eine Vereinbarung getroffen, wonach die Arbeiter, die zur Micumzeit erwerbslos waren oder Feierschichten einlegen mußten, eine Ruhr-Kampf-Entschädigung erhalten. Für 40 Tage Arbeitslosigkeit werden 80 Mark ausgezahlt, und wer genug Kinder hat, kann es auf über 100 Mark bringen. Um die Parallele mit den Unternehmergeldern vollkommen zu machen, wird auch diesmal nicht erst der Reichstag befragt, sondern Luther zahlt aus der Westentasche, in der die überflüssigen Steuern verwahrt sind. Wenn die Arbeiter auch nicht gleich wie ihre Chefs auf 715 Millionen kommen werden: der hundertste Teil wird es schon sein, und die Unternehmer sparen dazu noch durch diese Subvention die Winterzulage. Klein, aber fein.

Siemens-Schuckert in Irland

Die Anlage eines Großkraftwerkes am Shannon-Fluß in Irland durch die Firma Siemens-Schuckert war einer der ersten Industrieaufträge, die deutsche Firmen nach dem Kriege in den Entente-Ländern erhielten. Siemens-Schuckert hatte das günstigste Angebot gemacht. Immerhin regnete es Proteste von englischen Konkurrenzfirmen, die sich ausgeschaltet fühlten. Es gab Denkschriften und Parlamentsdebatten, warum, wieso und weshalb man diesen Millionenauftrag den Deutschen gegeben hätte, und um ein Haar wäre das Geschäft nicht zustande gekommen.

Im August dieses Jahres war man endlich so weit, und Siemens-Schuckert konnte anfangen. Aber deutsche Tüchtigkeit verleugnet sich auch auf irischem Boden nicht, und Siemens macht den Versuch, deutsche Arbeitszeit und deutsche Arbeitslöhne nach Irland zu importieren. 50 Stunden wöchentlich soll gearbeitet werden, und dafür bietet die deutsche Firma gelernten Arbeitern einen Lohn von 32 Schilling und freie Wohnung, die ja wohl auch Baracken ähnlicher sehen wird als irischen Grafenschlössern. Aber Siemens hat sich in der Geographie getäuscht: für 150 Mark im Monat arbeitet man zwar in Berlin und in Nürnberg, aber nicht in Großbritannien und Irland. Nun, ein kampferprobter deutscher Arbeitgeber weiß sich Rat. Wenn er auch am Shannon nicht die Technische Nothilfe anrufen kann, so versucht er, durch Zeitungsinserate, ungelernte Arbeiter zu bekommen, um damit die gelernten klein zu kriegen. Die irischen Gewerkschaften jedoch waren niederträchtig genug, sich damit nicht zufriedenzugeben, und haben nun eine Aktion bei der irischen Regierung eingeleitet, um Siemens das Handwerk zu legen.

Bei solchen Vorgängen kann man es allerdings verstehen, wenn auf dem Kongreß der englischen Labour Party die Arbeiterführer, und nicht nur die radikalen, gegen den Dawes-Plan sturmlaufen, weil sie befürchten, daß dadurch die deutsche Arbeiterschaft unterdrückt und das deutsche Unternehmertum zum Dumping getrieben wird. Und die Kosten derartiger Pioniertaten hat dann nicht die Firma Siemens-Schuckert zu tragen, sondern das deutsche Volk.

Demokratie

Zum Bericht des Sozialdemokratischen Parteivorstands lagen dem Heidelberger Parteitag nicht weniger als 96 Anträge vor. Dank dem Meisterregisseur Otto Wels wurden von diesen 96 Anträgen im Eilzugstempo 51 abgelehnt, 37 durch Überweisung als Material an Vorstand und Kommissionen ad acta gelegt, 3 für erledigt erklärt und, sage und schreibe, 5 angenommen. Von diesen 5 aber stammten noch dazu 2 vom Vorstand selber.

Ob die Ortsgruppen der Partei-Untertanen nicht gescheiter täten, überhaupt keine Anträge mehr für den Papierkorb des Parteivorstands zu liefern? Und wäre es nicht viel praktischer, in Zukunft überhaupt nur noch Parteisekretäre zum Parteitag zuzulassen? Dann würden Zurufe wie „Abstimmungskomödie“ auf dem Parteitag ausgeschlossen sein und die Demokratie der heiligen und geschmierten Partei-Maschinerie könnte noch weit größere Triumphe feiern. *Jakob Lösser*

Pietät

Der neue „Duden“ ist erschienen. Neunte, neubearbeitete Auflage (Bibliographisches Institut, Leipzig, 1925). Die Vorbemerkungen des bekannten Wörterbuchs der amtlichen Rechtsprechung enthalten orthographische Winke, erläutert an vielgebrauchten Ausdrücken wie: die Kaiserlich deutschen Beamten, das Königlich Preußische Zollamt, Kaiser-Wilhelm-Platz (dieser genannte Potentat spielt überhaupt eine ungemein große Rolle in den Rechtschreibungsregeln), die Königlich sächsischen Eisenbahnbeamten. Wegen der Schreibweise von Ortsnamen wird auf das postalische Ortsverzeichnis verwiesen, das – unserm neubearbeiteten Handbuch, Auflage 1925, zufolge – zum Preise von 60 Pfennigen durch die Kaiserlichen Oberpostdirektionen zu beziehen ist. Und für einige „sehr häufig vorkommende Namen von Parteien“ werden Abkürzungsvorschläge gemacht: Bd.d.Landw. (Bund der Landwirte), Frs.Vrg. (Freisinnige Vereinigung), Natl. (Nationalliberale), Kons. (Konservative)...

So der neubearbeitete „Duden“, Auflage 1925.
Heißt das nicht Pietät? *Franz Wallner*

Die Kriegsschuldlüge

Personen: Zwei Jungen. Der eine führt einen Hund an der Leine, der andre auch.
Ort der Handlung: Vornehmes Viertel. Die Hunde laufen im Rinnstein.

1. Junge: Mach Platz, mein Hund will da vorbeigehen.

2. Junge: Mach selber Platz, Du Kaffer.

1. Junge: Nimm bloß Deinen dreckigen Köter weg!

2. Junge: Wenn Du so einen hättest wie den! (Er beugt sich zu dem Hunde. Mit Gefühl.) Isidorchen, Du bist ein schöner Hund. Du wirst Dir doch diese Beleidigung nicht gefallen lassen.
Hund: Wua, Wua!
1. Junge: Kläff nicht, Du Biest. (Gibt ihm einen Fußtritt.)
Hund (wütend): Wuäch, Wuäch!
Der andre Hund (rollt die Augen): Urrrr...!
2. Junge (hat nach Luft geschnappt): Pack an, pack an!

Die Hunde verbeißen sich in einander und verrecken. Die Jungen machen sich entsetzt aus dem Staube. Vorhang. Kapelle: Ehrhardt-Lied. *Robert v. Radetzky*

Das Gesicht des roten Rußland

Wer zu den Vielen gehört, die von dem Tatsachenmaterial der ungeheuersten politischen Umwälzung unsrer Zeit nur aus zweiter Hand wissen, der geht mit größter Erwartung in einen Film dieses Namens, Endlich

erhofft man die meta-physische Bewegung, die man mühselig seit Jahren zu ertasten versucht, durch die physische Bewegung im Film verdeutlicht zu finden. Wie sind die Gebärden der Führenden, wie das Gehen der Geführten?

Der Film gibt zunächst wenig Antwort auf solche Fragen. Er ist das Werk braver Bureaukraten, die mit größter Vorsicht etwas kümmerliche Statistik bringen und viel von Heuschreckenplagen und dem „unendlichen Rußland“ reden. Immerhin sind wir für die wenigen Momente dankbar, wo die Bewegung der Menschen uns ihr Leben in einer neuen Gemeinschaft ahnen läßt. So, wenn Lenin redet; wenn wir die Kommissare in einer gemeinschaftlichen Sitzung sehen; wenn der spielerische Geist dieses Volkes. — jedes wahre Volk hat ihn — die Jungen um die Popanze ihrer Feinde Satyrtänze aufführen läßt; wenn die Kinder und die Erwachsenen buchstabieren lernen und dabei einander redlich helfen, damit die Dumpfheit des Geistes für immer weiche. Ein neues Licht fällt auf die Leidensgeschichte der Völker, wenn wir das wohlerhaltene Denkmal Alexanders sehen mit der neuen und einzigen Inschrift, wieviel Verbannte er nach Sibirien geschickt hat, und wieviel Soldaten in seinen Kriegen gefallen sind. Wir sehen die Spannungen dieses Landes, wenn der alte Holzpflug über die Felder geht und daneben zwanzig Motorpflüge den Eindruck einer amerikanischen Farm erwecken, wenn die Typen der Roten Armee vorüberziehen: vom germanischen Langschädel über den Slawen zum reinen Mongolen. Es sind leider immer nur kurze Bilder, die uns Wichtiges zeigen. Aber aus dem etwas dürftigen Film erfährt man nachdrücklicher als aus tausend Büchern: wenn die Spannungen dieses Volkes in Eine Turbine geleitet werden, so wird ihre Kraft eine Welt bewegen.

Helmuth von Krause

Die Charakteristik

Der Mörder, der 1894 geborene Korbmacher Wilhelm B., galt als völlig normaler, wenn auch zanksüchtiger Mensch und spielte sogar im Vereinsleben als Fahnenträger eine Rolle. *B. Z. am Mittag*

Liebe Weltbühne!

Als Max Halbe noch nicht sechzig Jahre alt war, kam er eines Tages sehr aufgeregt zu Frank Wedekind.

„Was ist, Max?“

„Mein ‚Ring des Gauklers‘ ist in Hamburg durchgefallen. Jetzt wird er in Danzig aufgeführt. Danzig ist meine Vaterstadt. Da darf er nicht durchfallen!“

„Aber Max! Was soll Dir in Danzig geschehen — Dir, dem ersten Dramatiker Westpreußens!“

Herbst-Elegie

Der Landwirt stöhnt (trotz seiner Scheuern Fülle),
der fixe Kaufmann schreibt die Wechsel quer.
Du suchst im Schrank nach einer Regenhülle.
Du suchst umsonst. Dein Kleiderspind ist leer.
Der Kreis um Luther, Neuhaus und von Schlieben
vertröstet Mittelstand und Arbeitsmann.
Die Presse nennt den Lohnkampf „übertrieben“.
Die Wolken ziehen tief, die Preise — an.
Lyrische Dichter wünschen sich zu rühren,
damit du tief dir ins Gedächtnis kerbst,
was wir schon längst am dürren Leibe spüren:
Es wird Herbst!
Die Hohenzollern werden abgefunden,
weil man in Doorn wahrscheinlich Autos braucht.
Vorbei sind Nordsee- und Hubertus-Stunden.
Herr Heryt steht auf. Das Flammenzeichen raucht.
Der Landbund finanziert schon jetzt Pogrome,
die Blütenträume reiften nicht in Genf,
die V.V.V. verteilen Morddiplome,
der Kronprinz gibt zum Dolchstoß seinen Senf.
Den Sichel traf die Sichel in die Seite
Von Bayrisch- Gräfelfing bis Preußisch-Zerbst
die Kleinkunst macht bei freiem Eintritt Pleite.
Es wird Herbst!
Der Fromme fährt zum kirchlichen Kongresse,
der Aufgeklärte geht in die Revue.
In Leipzig blühen Hochverratsprozesse.
Auch auf den Straßen dunkelt es schon früh.
Die Vögel haben aufgehört zu singen,
die Porten hört mit Filmen nimmer auf.
Der Preis für Obst ist schwerlich zu erschwingen,
die Modehäuser halten Ausverkauf.
Unwirtlich zeigt im Ganzen sich das Wetter.
Wenn du nicht Haare und Gesinnung färbst,
sind schon gehobelt deines Sarges Bretter...
Es wird Herbst !

Karl Schnog

Antworten

Menschenfreund. Heinrich Wandt, der unschuldig zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt worden ist, braucht, da man ihm bei seiner Verhaftung die Zähne eingeschlagen hat, ein Gebiß, hat aber kein Geld, sich eins anzuschaffen. Wer ihm dazu verhelfen will, sende einen Betrag an Herrn Ph. C. Steyer, Liga für Menschenrechte, Berlin, Wilhelm-Straße 48.

Hermann Walter. Was ich Ihnen in Nummer 39 geantwortet habe, hat eine Fülle von Zuschriften zur Folge gehabt, darunter ein paar, auf die wir zurückkommen werden. Wie wichtig es ist, den „Rundfunk“ zu kontrollieren und bei Erfolglosigkeit der Kontrolle zu boykottieren, beweist dieser eine Satz des — selbstverständlich des Berliner Lokal-Anzeigers: „Man stelle den Fanfarenbetrieb in eine Serie militärhistorischer und strategischer Vorträge, und man wird sehen, welchen Anreizes sich diese Vorträge dann bei den Massen erfreuen werden.“ Und wie kurz der Weg von dieser Freude zum nächsten frischfröhlichen Kriege sein wird.

Braunschweiger. Sie bitten alle Braunschweiger Leser der ‚Weltbühne‘, die Sie, wie es in andern Städten mit so großem Erfolg geschehen sei, vereinigen wollen, ihre Adresse zu senden an: Felix Riemkasten, Braunschweig, Götting-Straße 1. Gleichzeitig mit Ihnen und zu demselben Zweck fordert ein Leipziger alle Weltbühnen-Leser seiner Stadt auf, ihre Adresse dem Verlag der Weltbühne mitzuteilen, der sie an ihn weiterleiten wird.

Höfling. Also spricht Deine Majestät die Kaiserin und Königin Hermine: „Er steht früh auf und verbringt den größten Teil der Morgenstunden mit Gartenarbeit. Er fügt sich willig der sachverständigen Anregung seines Obergärtners. Niemals spielt er dabei die Rolle Eines, der es besser weiß. Holzhacken ist nicht mehr seine Beschäftigung im Freien. Er tut Alles, was ein gewöhnlicher Gärtner tut. Er begießt die Blumen, schneidet die Büsche, jätet Unkraut, kurzum: er macht sich nützlich im wahrsten Sinne des Wortes.“ Na, endlich. „Da möcht’ ich lieber Gärtner sein“, heißts im ‚Verschwender‘. Hätte das Wilhelm II. spätestens 1908 auch gesagt und sich willig der sachverständigen Anregung seines Obergärtners, in Pension zu gehen, gefügt, statt die Rolle Eines, ders besser weiß, weiterzuspielen: er hätte sich seinem Volk im wahrsten Sinne des Wortes nützlich gemacht und ihm viel erspart.

Vollziehungsbeamter. Man kehrt nach vier Monaten weinend heim und findet in der Wohnung, die so lange leer gestanden hat, auf dem Fußboden des Vorzimmers einen Zettel folgenden Wortlauts liegen: „Der Unterzeichnete hat heute vergeblich die zwangsweise Einziehung von Hundesteuer in Höhe von 8,30 Mark einschließlich Gebühren versucht. Die Beitreibung wird in drei Tagen wiederholt, falls der Betrag nicht sofort bei der obenbezeichneten Kasse unter Angabe der Kassenzeichen eingezahlt wird. Sofern Sie oder einer Ihrer Angehörigen bei einem erneuten Besuch nicht anwesend sind, erfolgt die gewaltsame Öffnung der Wohnung zur Vornahme der Pfändung.“ Wenn man nicht schon auf der Fahrt vom Bahnhof an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche bemerkt hätte, daß man, leider, wieder in Berlin ist: jetzt wärs nicht mehr zu bezweifeln. Daß es für solche Fälle ja doch eine Post gibt, wissen diese Behörden nicht. Oder sie wollens nicht wissen. Und werdens nie lernen.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

---

2 ½te rediviva? von Friedrich Schwag

Eine neue Partei zwischen KPD und SPD – also wohl doch eine neue 2½te Internationale? – : nicht mehr als Das fordert Max Peters in Nummer 40 der ‚Weltbühne'. Wie primitiv, wie unmarxistisch gedacht! Kann man eine neue Partei fabrizieren wie Gummischuhe oder Automobile, so einfach auf mechanischem Wege, nur weil uns Dies oder Jenes an vorhandenen Parteien mißfällt – oder sollten dazu nicht immerhin einige durch Wirtschaft, Klassenschichtung, Ideologie der Gruppen bestimmte Bedingungen notwendig sein?

Die neue Zentrale der KPD gefällt Peters nicht – nun, vielen guten Kommunisten auch nicht. Aber warum gefällt sie Peters nicht? Weil die Leute mit der „geistig-schöpferischen" Politik, bescheidener gesagt: die Intellektuellen, aus der Leitung der KPD gedrängt werden. So viel ist richtig: die neue Zentrale zeigt, die Moskauer Direktiven tölpelhaft ausdeutend, einen proletarischen Hochmut, der ebenso unerfreulich ist wie der Hochmut Derer, die so laut nach der Herrschaft des Geistes rufen – womit, da Gespenster kaum gemeint sein dürften, nur an das Übergewicht der Träger dieses Geistes, das sind die Intellektuellen, gedacht sein kann. Es ist ganz richtig, wenn die Moskauer Exekutive sagt: Ihr deutschen Intellektuellen seid, aus einer hochentwickelten, ausgeprägten Bürgerschicht stammend, zu eng mit deren Kultur verwachsen, Ihr habt viel zu viel aufzugeben, als daß Ihr schon jetzt, ohne die große Schule, die wir in Rußland haben durchmachen müssen, die innere Freiheit besäßet, die euch zur Führung im Klassenkampf befähigte. Aber es ist auch wiederum nicht zu leugnen, daß der deutsche Proletarier, durch sozialdemokratische Tradition stark verbürgerlicht, in seinem politischen Instinkt nicht grade sehr sicher ist.

Diese politische Unreife gleichermaßen bei Intellektuellen und Proletariern läßt sich mit Beispielen belegen, deren eines die Aufforderung wäre, eine neue Partei zu gründen. Eine Partei aus Verärgerung sozusagen. Aber eine Partei ist nur dann ein wirksames Kampfinstrument, wenn ihr eine messerscharf abgegrenzte, unzweideutig bestimmte Weltanschauung zu Grunde liegt. Welche Weltanschauung, welche so scharf begrenzte Anschauung, wie es die Lenins oder – Hermann Müllers ist, will Peters seiner neuen Partei zu Grunde legen? Lassen wir doch diesen deutschen Partei-Dilettantismus, und lenken wir zur Überwindung dieser ideologischen Unreife die Blicke lieber auf ein sehr reales Ziel, das jenseits der fest determinierten Parteigebilde, für Alle erreichbar daliegt: die Gewerkschaft.

Nur die überparteiliche Institution der Gewerkschaften kann die zentrale Kampfbasis für die gesamte deutsche Linke sein. Die deutschen Linken, auch die Intellektuellen müssen lernen, um ihre Forderungen des Tages sachlich zu kämpfen und die Gewerkschaften dem Bonzentum zu entreißen, so wie jetzt geschehen in England.

In derselben Nummer 40 der ‚Weltbühne' berichtet „ein Engländer" über den Stand der englischen Gewerkschaftsbewegung. Inzwischen hat der Parteitag der Labour Party in Liverpool eine kleine Rückdrehung nach rechts vollzogen. Das ist sehr lehrreich. Die Abgrenzung gemäß der politischen Weltanschauung ist in der englischen Arbeiterschaft nämlich erst angedeutet, der feste revolutionäre Kern noch von geringem Umfang. Was erreicht nun diese unorganische Vereinigung von revolutionär verschieden starken oder auch schwachen Elementen? Daß sich die Kräfte durchsetzen, denen die umgebende kapitalistische Welt den geringsten Widerstand entgegenstellt, daß also in einem solchen Kampfbündnis die „Rechten" immer wieder obsiegen. In Deutschland ist diese Scheidung nach politisch-weltanschaulichen Programmen bereits – erfreulicherweise oder nicht – gegeben, in Deutschland gibt es einen starken revolutionären Kern: und da sollen diese Differenzen statt ausgetragen durch eine neue Partei, durch mechanische Verschmelzung verkleistert werden? Über die Richtigkeit der einander entgegengesetzten Ansichten kann nur die Erfahrung entscheiden. Um aber „erfahren" zu können, muß man versuchen, seine Anschauungen zu realisieren – auf keinen Fall darf man sie durch ein kompromißhaftes Mittelprogramm aus der Welt statuieren. So viel hat uns jedenfalls die Erfahrung der letzten sieben Jahre, nicht nur im Lager der Arbeiterklasse, gezeigt: Recht behalten immer Die, die der kapitalistischen Realität am nächsten stehen.

Wohl aber ist für alle Linken möglich, bei grundsätzlicher Wahrung ihrer verschiedenen parteipolitischen Anschauungen und ohne Verdunklung ihrer Ziele auf dem gemeinsamen Kampfboden der Gewerkschaften – in den Betrieben sollte es sich von selbst verstehen – um gemeinsame Tagesinteressen zu kämpfen. Es gibt so viele Gelegenheiten – es sei an den kommenden Kulturkampf um die Schule erinnert – , sich, über alle Parteigrenzen hinweg, im Kampf gegen die finstern Mächte von Potsdam und New York bis Heidelberg zu vereinen, wahrhaftig, es gibt so viele Gelegenheiten dieser und ähnlicher Art, daß die deutsche Linke aus den gemeinsamen Aufgaben heraus erwachsen würde. Eine so aus der Realität heraus entstandene Linke ist innerhalb ihrer – durch ihre Aufgaben gesteckten – Grenzen kampffähig. Aber eine neue Partei? Gemeinsame Interessen sind noch kein Grund zur Heirat.

Der nächste Weltkrieg von Otto Corbach

Man weiß allgemein, daß das japanische Volk unheimlich rasch verstanden hat, sich die europäisch-amerikanischen wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften zu eigen zu machen, ein kapitalistisches Staatswesen zu entwickeln und sich zum Range einer modernen Großmacht zu erheben. Aber man hat dabei fast ganz übersehen, daß dieser Prozeß nur die Lebensformen einer verhältnismäßig dünnen Schicht, die große Mehrheit der Bevölkerung dagegen in ihren äußern Lebensbedingungen nur mittelbar und sehr ungünstig beeinflußt hat. In West-Europa und namentlich in Amerika hat die moderne Technik die Arbeit und Lebensweise auch des Landmanns tiefgreifend verändert, der einen Teil seiner Mühen auf mechanische Kräfte abwälzen und mit ihnen seine Produktivkräfte so steigern konnte, daß er Mittel und Muße gewann, um mancherlei wirkliche oder vermeintliche kulturelle Errungenschaften mitzugenießen. Ganz anders in Japan. Diese Tatsache ist bisher so gut wie gar nicht beachtet worden, wird aber bald genug die Aufmerksamkeit der Außenwelt aufs stärkste beschäftigen. Die polare Gegensätzlichkeit der Lage des industriellen zu der Lage des bäuerlichen Japan hat allmählich eine ungeheure Spannung hervorgerufen, die auf die Atmosphäre im Fernen Osten gewitterbildend wirkt und sich in außenpolitischen Abenteuern oder revolutionären Ereignissen zu entladen droht. Seitdem Japan seine Häfen dem fremden Handel geöffnet und sich entschlossen hat, durch Aneigung der fremden Verfahrensweisen, vor allen der kriegerischen, eine günstigere Fechterstellung zum Abendland zu gewinnen, hat es seine Bevölkerung – Korea nicht gerechnet – nahezu verdoppelt. Sie ist von 33 Millionen auf rund 60 Millionen gestiegen. Davon sind zwei Drittel landwirtschaftlich tätig – gegen ein Fünftel der englischen, ein Drittel der deutschen Bevölkerung. Nun ist bei der gebirgigen, vulkanischen Natur der japanischen Inseln nur etwa ein Fünftel der Oberfläche anbaufähig, und selbst dieses Fünftel verfügt nur über wenig fruchtbaren Boden. Berechnet man die Bevölkerungsdichte nach dem Umfang der Anbaufläche, so ergibt sich, daß auf 1 Quadratkilometer in Japan 1075, in England 186, in Belgien, dem dichtestbevölkerten europäischen Lande, auch nicht mehr als 281 Einwohner kommen. Die modernisierte japanische Volkswirtschaft hat die Tendenz, die landwirtschaftlichen Betriebe zugunsten der kapitalistischen Klasse wucherisch auszubeuten. 46% der japanischen Anbaufläche sind Pachtland. Von 5 500 000 landwirtschaftlichen Haushalten bestellen nur 33% eignes Land; nahezu 70% sind ganz oder teilweise von gepachtetem Lande abhängig; 30% gehören armen Pächtern, die überhaupt kein eignes Land besitzen. Die Zahl der landwirtschaftlichen Haushalte hat in den letzten zehn Jahren immerhin etwas, um 1¼ %, zugenommen, aber die Zahl selbständiger Bauern hat sich in diesem Zeitraum um rund 100 000 verringert. Mehr als die Hälfte der Ernte auf dem Pachtlande wird von der Rente verschlungen, die den meist in den Städten wohnenden Eigentümern zufließt.

Ein Zehntel der gesamten Ernte stellt den Gegenwert des künstlichen Düngers dar, der den Feldern zugeführt werden muß. Die Durchschnittsgröße einer japanischen Bauernstelle beträgt nur 1½ Hektar. Ein solcher Zwergbesitz erheischt die denkbar intensivste Bestellung, um einer Familie das allerbescheidenste Auskommen zu sichern. Ungefähr die Hälfte der Anbaufläche wird mit Reis bebaut. Das Reisland muß unter großen Mühen an den Hängen terrassenförmig angelegt und mit Deichen umgeben werden, damit man es je nach Bedarf unter Wasser setzen oder trockenlegen kann. Die Nivillierung der Felder sichert zugleich die wirksamste Ausnutzung natürlicher und künstlicher Dungstoffe. Die Reisernte macht in der Regel weit mehr als die Hälfte der gesamten landwirtschaftlichen Erzeugung aus. An zweiter Stelle steht die Kultur des Maulbeerbaums. 60% der auf dem Weltmarkt gehandelten Rohseide stammt aus Japan. Die Hersteller sind froh, wenn sie aus dem Ertrag ihrer äußerst mühseligen Arbeit die Unkosten für die Beschaffung minderwertigen Baumwollstoffes zu ihrer Bekleidung bestreiten können. Zwar setzt jede Bauernfamilie ihren Stolz darein, über einen seidenen Kimono zu verfügen, aber der muß für viele Generationen aushalten. Von verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung ist der Anbau von Weizen, Gerste, Mais, Soyabohnen, Rettichen, Gurken, Melonen, verschiedenen Gemüsen, etwas Baumwolle für den Hausgebrauch und Tabak fürs staatliche Monopolbüro.

Die japanische Bauernschaft ist so landarm, daß 50 japanische Landwirte über kein größeres Besitztum verfügen als ein einziger amerikanischer Farmer. Das ergibt den Zwang, selbst aus dem kleinsten Stückchen Erde so viel Nahrungsmittel wie nur irgend möglich zu gewinnen, und das wieder schließt in der Regel schon die Verwendung tierischer Kräfte, ganz und gar aber die Verwendung moderner Maschinen aus. Die verfügbaren menschlichen Arbeitskräfte werden dafür bis an die Grenze physischer Kraft in Anspruch genommen. Die Menschen, die die Reisfelder bestellen, waten oft bis an die Kniee im Schlamm, wühlen darin herum, während ihnen die pralle Sonne auf den Nacken scheint, und arbeiten so unverdrossen von Sonnen-Aufgang bis -Untergang, um jeder Nutzpflanze die günstigsten Wachstumsbedingungen zu sichern. Nicht minder strapaziös ist das Dasein der Seidenzüchter.

Und diese Leute sehen nun in der Sphäre der Industrie ein ganz andersartiges, von mechanischen Kräften bedientes Wirtschaftsleben sich entfalten, das auch den darin beschäftigten Handarbeitern, so schlecht sie im Vergleich mit europäischen, geschweige amerikanischen Industrieproletariern gestellt sind, Muße und Mittel gewährt, sich allerhand dem Landmann unerreichbare Kulturgenüsse zu leisten. Ein gelernter japanischer Arbeiter hat immerhin ein sieben- bis achtmal so großes Einkommen wie der Pächter eines bäuerlichen Zwergbetriebs. Dabei ist der industrielle Arbeitsmarkt seit Jahren überfüllt, sodaß er sich dem Nachwuchs der Landbevölkerung immer hermetischer verschließt. Und die gesamte Bevölkerung entwickelt nach wie vor ungeschwächt die Tendenz, jährlich um rund

700 000 Köpfe anzuwachsen. Die Mandschurei und Korea, die dem japanischen Unternehmungsgeist seit zwanzig Jahren offen stehen, haben noch nicht den Zuwachs eines einzigen Jahres aufzunehmen vermocht. Koreaner und Chinesen sind selbst vielzu genügsame und zähe Arbeiter, als daß sich die von ihnen bewohnten Länder dazu eignen könnten, größere Massen japanischer Auswanderer aufzunehmen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika und die britischen Dominions sind der japanischen Einwanderung verschlossen, und auch die Republiken Lateinisch-Amerikas bereiten asiatischen Einwanderern immer größere Schwierigkeiten. Aus dem Druck der japanischen Bevölkerung gegen ihren Nahrungsspielraum muß sich deshalb eine wachsende innenpolitische Gärung ergeben. Um ihr standzuhalten, hat die gegenwärtige Regierung bereits die Zahl der Wahlberechtigten mit einem Schlage von 3 auf fast 13 Millionen erweitern müssen. Eine große, Industrie- und Landproletariat zusammenfassende Arbeiterpartei ist in der Bildung begriffen, um demnächst auf parlamentarischem Boden ihre klassenkämpferischen Kräfte zu erproben; aber die herrschenden Schichten suchen den Zeitpunkt für Neuwahlen, die das Heer der neuen Wahlberechtigten zum ersten Mal aufmarschieren lassen würden, immer weiter zu verschieben.

Unter solchen Umständen müssen den herrschenden Schichten in Japan neue imperialistische Abenteuer auf dem asiatischen Festland umso verlockender erscheinen, als die japanische Industrie, die vorläufig allein den Nahrungsspielraum der Bevölkerung des fernöstlichen Inselreichs zu erweitern versuchen kann, von festländischen Kohlen- und Eisenvorkommen abhängig ist. Dieser Drang wird indes noch gezähmt durch das nicht minder heftige Verlangen, die angelsächsischen Mächte mit ihrer imperialistischen Politik sich in China festfahren zu lassen. Japans öffentliche Meinung hat inzwischen ein wahres Trommelfeuer britischer und amerikanischer antibolschewistischer Propaganda auszuhalten. In deren „Lichte“ erscheint Sowjet-Rußland als eine bloße, für den japanischen Einfluß auf dem Festlande nur noch gefährlichere Metamorphose des unersättlich ländergierigen ehemaligen zaristischen Rußland. Wer in der Lage ist, diesen fernöstlichen Verhetzungsfeldzug zu verfolgen, kann auch nicht einen Augenblick im Zweifel sein über die wahre Natur des „Sicherheitspaktes“ der augenblicklich in Locarno unter den salbungsvollsten Friedfertigkeitsbeteuerungen der beteiligten Staatsmänner gedeichselt wird. In welcher Weise aber Japan auch zunächst in die kriegerischen Zusammenstöße zwischen „weißen“ und „roten“ chinesischen Heeren, die die Regie der angelsächsischen Weltherrschaft zur Zeit vorbereitet, verwickelt werden mag: schließlich muß es doch zu irgendeiner russisch-chinesisch-japanischen Einheitsfront gegen die angelsächsischen Mächte kommen. Dafür bürgen die elementaren Lebensinteressen der beteiligten Völker, die auf alle Fälle mehr mit einander als mit den Angelsachsen gemein haben. Und darum können die kommenden Kämpfe um die Macht in China leicht den Auftakt für den Kampf um die Macht im Stillen Ozean abgeben, der zu einem neuen Weltkrieg werden müßte.

Erinnerungen an die Große Zeit von Hellmut v. Gerlach

VIII.

Drahtseilkunst

Ich ritt einmal auf einem der prachtvoll sichern Bergpferde einen steilen Hang im Kaukasus über vereisten Schnee in die Höhe. Als ich oben angelangt war und die zurückgelegte Strecke musterte, da war mir unklar, wie ich den Weg ohne Absturz hatte zurücklegen können. Daß die Sache geglückt war, war ausschließlich Verdienst des Pferdchens.

Als am 9. November 1918 mit dem Kaisertum zugleich die Zensur verschwand, da fragte ich mich rückschauend: Wie war es möglich gewesen, 4½ Kriegsjahre hindurch das Schiff der ‚Welt am Montag' ungefährdet durch die Klippen der Zensur zu steuern?

Daß kein Blatt der Zensurbehörde verhaßter war als die ‚Welt am Montag', gestand mir ein paar Monate nach der Revolution ein einigermaßen vernünftiger Hauptmann aus dem Kriegspresseamt. „Wir hätten Sie so gern dauernd verboten. Aber – wir fanden keine Handhabe dazu."

Als ich am 8. August 1914 zum ersten Mal in den ungastlichen Räumen Hinter dem Gießhause auf der Zensur erschien, empfing mich Hauptmann v. Vietsch sehr hochnäsig. Ich legte ihm fünf Notizen vor. Er lehnte sich in seinen bequemen Sessel zurück und zeigte auf eine Notiz, die eine Kritik an antisemitischen Äußerungen des Abgeordneten Bruhn enthielt: „Sagen Sie einmal, was wollen Sie eigentlich damit sagen, und was bezwecken Sie mit der Notiz?" Meine Antwort befriedigte ihn in keiner Weise. Er strich mit dem Rotstift die Notiz gegen Bruhn durch. Und dann die zweite, die sich gegen antisemitische Inschriften auf den Soldatenzügen richtete. Und dann die dritte, worin ironisch von der „vaterlandslosen internationalen Sozialdemokratie" die Rede war. Und auch die vierte, die zum Abschuß des allzu vielen Wildes in den kaiserlichen Hofjagden aufforderte. Nur eine Notiz fand Gnade vor seinen Augen.

Neben Herrn v. Vietsch wirkte als sein Adlatus ein Regiegierungsrat Sachs aus dem Kolonialamt, früher Redakteur an der ‚Nationalzeitung'. Der war noch schärfer als sein Chef. An dem von Patriotismus gradezu strotzenden Artikel meines Redaktionskollegen Hans Leuß hatte Herr v. Vietsch nichts auszusetzen gefunden. Aber Herr Sachs las den Artikel auch durch und machte scharf: „Der Satz ist doch unmöglich. Von einer Entrechtung des Volks darf auch in negativer Hypothese nicht die Rede sein."

Nach diesem Debut konnte ich mir ungefähr ein Bild davon machen, was die Redaktionsführung unter der Zensur zu bedeuten haben würde. Jede offene Auflehnung gegen ihre Anordnungen hätte das dauernde Verbot des Blattes im Gefolge gehabt. War damit meiner pazifistischen Sache gedient? Ach, die Militärs wären unsre – wenn auch noch so gut ein-

gewickelte — Kritik gar zu gern los geworden. Nur ihnen hätte ich einen Gefallen erwiesen.

Also blieb mir ein einziger Ausweg: Mimicry! Sich äußerlich anpassen an die verrückt gewordene Welt, aber innerlich sich treu bleiben und versuchen, in homöopathischen Dosen Vernunft zu verabreichen. Und vor Allem noch Eins: dem Leser allmählich beibringen, zwischen den Zeilen zu lesen. Es galt, die Technik zu studieren, mit der die demokratischen Schriftsteller in den 20er und 30er Jahren des 19. Jahnhunderts der Zensur ein Schnippchen geschlagen hatten, und sie den modernen Verhältnissen anzupassen.

Also planmäßiger Kampf gegen die Zensur auf der ganzen Linie! Sie schien allmächtig. Aber schließlich ist Odysseus ja auch mit dem Zyklopen fertig geworden.

Nie werde ich die Sonntagabende vergessen. Letzte Redaktionskonferenz. Zum zehnten Mal lasen die Kollegen meinen Artikel durch. Selbstverständlich verstieß er nie gegen eine positive Zensuranordnung. Aber die dem Militär unerwünschte Tendenz — die leuchtete aus allen Zeilen hervor. Und darum hieß es mildern, abschwächen, die „Perlen“ streichen, nur um den Zensor nicht gar zu sehr zu reizen.

Mindestens ein Dutzend Mal stand die ‚Welt am Montag‘ trotzdem vor dem endgültigen Verbot.

Da für mich die militärischen Themen sämtlich und die politischen zumeist verbotenes Land waren, warf ich mich auf die Ernährungsfragen. Das mußte doch erlaubt sein, für die möglichst gleichmäßige Ernährung der Bevölkerung zu erschwinglichen Preisen zu kämpfen. Ich konnte ja auch sachverständig darüber schreiben, da ich von Landwirtschaft etwas verstand.

Aber selbst damit hatte ich kein Glück bei der Zensur. Schon im Herbst 1914 wurde ich vorgeladen, um mich wegen eines Artikels über die Lebensmittelfrage zu verantworten, der mir völlig unanstößig vorgekommen war. Als ich ins Zimmer trat, sah ich zu meinem Erstaunen einen alten Freund aus der Universitätszeit vor mir, Magnus v. Wedderkop. Der liebenswürdige Mann war augenscheinlich peinlichst davon berührt, mich als Zensor anschnauzen zu sollen. Unsre Unterhaltung vollzog sich denn auch in ganz unpreußisch zivilen Formen. Er sagte mir, ich wisse doch wohl, weshalb ich vorgeladen sei. Ich versicherte ihm, daß ich davon keine Ahnung hätte. „Ja, Sie haben doch in Ihrem Artikel den Ausdruck ‚Lebensmittelwucher‘ gebraucht.“ „Natürlich habe ich ihn gebraucht. Denn die von mir angeführten Tatsachen stellen einen Lebensmittelwucher schlimmster Art dar.“ „Aber das Wort ‚Wucher‘ — das dürfen Sie nicht gebrauchen. Das ist zu kraß, das wirkt aufreizend und beunruhigend.“

Ich versuchte, meinem, alten und keineswegs dummen Bekannten klar zu machen, daß es das Volk viel mehr beunruhigen und aufreizen müsse, wenn man die Lebensmittelwucherer ruhig gewähren lasse. Er konnte mir nur erwidern, daß er mir einen bestimmten Auftrag auszurichten und mich zu warnen habe, je wieder den Ausdruck ‚Lebensmittelwucher‘

anzuwenden, weil sonst die Zensur zu den schärfsten Maß-
nahmen gezwungen sein würde.

Im Laufe des Krieges, als die Ausbeutung der Mehrheit
durch eine kleine Minderheit immer offenkundiger wurde, ist
schließlich auch der Ausdruck ‚Wucher' toleriert worden. Aber
allein wegen der Lebensmittelfrage sind der ‚Welt am Mon-
tag' ein halbes Dutzend Warnungen zugegangen. In welchem
Geist sie gehalten waren, davon zeugt die Zensurverfügung
vom 3. März 1915:

> In Nummer 9 Ihrer Zeitung vom 1. März ist ein Artikel
> ‚Gefährliche Kartoffelpolitik' veröffentlicht worden, der einen
> scharfen und persönlichen Angriff gegen den Herrn Land-
> wirtschaftsminister enthält. Dieser Angriff stellt einen schwe-
> ren Verstoß gegen den Burgfrieden dar, denn ebenso, wie
> es nicht angängig ist, die auswärtige Politik der Staatsregie-
> rung in dieser kritischen Zeit durch offene oder versteckte
> Kritik zu stören und zu behindern, ist es auch nicht an-
> gängig, das Ansehen der Staatsregierung vor dem Volke durch
> persönliche Angriffe gegen ihre Mitglieder, gleichgiltig von
> wem sie ausgehen, herabzusetzen. Schwebende wirtschaftliche
> Fragen und Meinungsverschiedenheiten lassen sich auch ohne
> persönlich zugespitzte Angriffe gegen Mitglieder der Staats-
> regierung erörtern.
>
> Sie werden ersucht, Ihrer Redaktion künftig größere Zu-
> rückhaltung bei der Erörterung wirtschaftlicher Fragen auf-
> zuerlegen.

Mal wurde, wie in diesem Fall, nur gewarnt, mal wurde mit
Verhängung der Präventivzensur, mal mit dem dauernden Ver-
bot der Zeitung gedroht. Kein Teil der Zeitung blieb von dem
Eifer der Zensur verschont, auch die harmlosesten Feuilleton-
skizzen nicht.

Typisch dafür, wie weit die Eingriffe reichten, ist der Fall,
der uns mit Houston Stewart Chamberlain passierte. Dieser
üble deutsch gewordene Engländer, ein Seichtbold ersten Ran-
ges und darum Liebling Wilhelms II., hatte gradezu pöbelhafte
Angriffe gegen den Reichstag gerichtet. Zur Abwehr schrieb
Hans Leuß einen Artikel mit der Überschrift: ‚Ein übler Schlaf-
gesell'. Worauf die Zensur uns am 12. Juli 1915 eine gehar-
nischte Warnung zusandte: es schädige unsre Interessen, wenn
deutsche Zeitungen Chamberlain angriffen. Gegen künftige der-
artige Veröffentlichungen werde nachdrücklichst eingeschrit-
ten werden.

Ausnahmsweise setzten wir uns gegen diese Verfügung zur
Wehr. Es schien uns unerträglich, daß so ein Neogermane die
deutsche Volksvertretung anpöble und die deutsche Presse da-
bei zu kuschen habe. Vor Allem vermochten wir nicht einzu-
zusehen, inwieweit der Schutz Chamberlains unter die Rubrik
‚Militärische Zensur' falle.

Auf unsre Eingabe erhielten wir am 27. Juli 1915 folgen-
den Rescheid:

> Das Oberkommando hat keine Veranlassung, wegen seiner
> an die Redaktion der W. a. M. gerichteten Warnung vom 12.
> eine gutachtliche Äußerung der Oberzensurstelle herbeizu-
> führen.
>
> Die Verleihung des Eisernen Kreuzes an den Schriftsteller
> Houston Stuart Chamberlain als besondere Anerkennung für

die schriftstellerische Förderung der deutschen Interessen im Auslande bedeutet für das Oberkommando das maßgebende Urteil. Der gewährte Schutz gilt nicht dem Privatmann Chamberlain; er ist vielmehr erforderlich, um eine empfindliche Schädigung der deutschen Interessen im Auslande zu verhindern. Eine solche wäre zu besorgen, wenn die von Allerhöchster Stelle anerkannte Förderung und Vertretung dieser Interessen in der Form recht bedenklichen Angriffen in der deutschen Presse preisgegeben würde.

So, da hatten wirs! Ein Schriftsteller, der von S.M. mit einem Orden ausgezeichnet war, hatte damit Schimpffreiheit zugestanden erhalten. Er war sakrosankt für die deutsche Presse geworden.

So wurde jeder Anlaß benutzt, der ‚Welt am Montag‘ eins auszuwischen, weil die Zensur mehr und mehr merkte, daß unsre Absicht keineswegs war, die Kriegslust zu steigern. Wie richtig man unsre Tendenz durchschaut hatte, geht aus der Verfügung vom 7. Oktober 1916 hervor:

Am 31. Mai wurde der Redaktion der ‚Welt am Montag‘ aus Anlaß eines H. v. Gerlach gezeichneten Leitartikels geschrieben: „Vom militärischen Standpunkte aus muß von der Presse verlangt werden, daß sie dazu beiträgt, die Stimmung des deutschen Volkes im Sinne einer energischen Kriegsführung so lange zu beeinflussen, als nicht tatsächliche Unterlagen der Regierung die Anbahnung eines Friedens möglich erscheinen lassen, wie er unsre Zukunft sicherstellt.“ Der gleichfalls H. von Gerlach gezeichnete Leitartikel der Nummer 40 vom 2. Oktober gibt Veranlassung, nachdrücklich an dieses Schreiben zu erinnern. Die hier ganz besonders stark, aber auch sonst in letzter Zeit in der ‚Welt am Montag‘ wiederholt erkennbare Absicht, mitten in dem schweren Ringen, das wir durchzukämpfen haben, für internationale pazifistische Ideen Propaganda zu machen, kann im militärischen Interesse nicht geduldet werden. Sie werden deshalb erneut ersucht, derartige Erörterungen in Zukunft zu vermeiden.

Trotzdem ist die ‚Welt am Montag‘ nur einmal „bis auf weiteres“ verboten worden. Und zwar am 1. Juni 1917 wegen eines Artikels, worin Hans Leuß die Tat Friedrich Adlers objektiv zu würdigen versuchte.

Die Existenz des Blattes, die ja ausschließlich von der Willkür des Oberkommandos in den Marken abhing, konnte nur dadurch gerettet werden, daß Redaktion und Verlag am 6. Juni folgende Erklärung abgaben:

Zwei Sätze des Artikels ‚Friedrich Adlers Tat‘ in Nummer 22 der ‚Welt am Montag‘ bilden nach dem Urteil des Königlichen Oberkommandos in den Marken „in Verbindung mit dem ganzen Gedankengang des Artikels eine Rechtfertigung und Verherrlichung des politischen Mordes im eignen Lande inmitten des Weltkrieges“. Das Königliche Oberkommando selbst nimmt nicht an, „daß der Verfasser direkt zur Nacheiferung Friedrich Adlers anregen wollte“, sieht aber dennoch in der „Öffentlichen Bekundung und Begründung solcher Gedanken in diesen aufs höchste erregenden Zeiten schon eine an sich im höchsten Maße die öffentliche Sicherheit gefährdende Handlungsweise sondergleichen“.

Unterzeichnete Redaktion und Verlag erklären, daß sie zwar die dem Aufsatz beigemessene Wirkungen ihm nicht zuschreiben können; sie verpflichten sich jedoch, fortan bei der

Erörterung ähnlicher Fragen auch die nach dem Urteil des Königlichen Oberkommandos mögliche Wirkung auf einzelne Leser zu berücksichtigen und Alles zu vermeiden, was in der vom Königlichen Oberkommando angeführten Richtung mißverstanden werden kann.

So mußten wir wider besseres Wissen zu Kreuze kriechen. Wir trösteten uns: Gezwungener Eid tut Gott leid. Außerdem wußten wir wohl, daß unsre Leser uns verstehen und unsre Haltung nicht mißbilligen würden.

Die Hauptsache war doch, daß eins der wenigen Blätter bestehen blieb, die zwar auch der Zensur im Einzelfall sich beugen mußten, aber doch unerschüttert an ihrer pazifistischen Grundtendenz festhielten.

Daß wir „durchhalten" konnten, erklärt sich nur daraus, daß wir uns auf die Psyche des Zensors einzustellen gelernt hatten.

Ich wußte, daß auch die leiseste Kritik an den Heroen Hindenburg, Ludendorff, Wilhelm II. unerlaubt war und sofort zum Verbot geführt hätte. Loben wollte ich die Kriegsgötter nicht. Tadeln durfte ich sie nicht. Folglich schwieg ich sie tot. Ebenso den U-Boot-Krieg, an dem begreiflicherweise auch keine Kritik zulässig war. Man kann ganze Kriegsjahrgänge meiner Artikel durchmustern: wer nicht aus andern Veröffentlichungen wußte, daß es einen Hindenburg, einen Ludendorff, einen Wilhelm II., einen U-Boot-Krieg gab — aus den Artikeln der ‚Welt am Montag' hätte ers nicht erfahren.

Ich paßte mich in der Phraseologie möglichst genau den Wünschen der Zensur an. Großsprecherische Radikalinskis haben mir nach dem Kriege manchmal einen Vorwurf daraus gemacht. Aber was blieb mir übrig, wenn ich doch den mir allein wesentlichen Kern retten wollte? Bisweilen schrieb ich einen ganzen Artikel voll mir unangenehmer Redensarten, nur um einen einzigen mir wichtig scheinenden Gedanken plazieren zu können. So entsinne ich mich eines Artikels, den ich nur um des Schlußsatzes willen schrieb: „Übrigens braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß mit jedem Tage, den der Krieg länger dauert, die Kosten für uns größer werden."

Diesen Schlußsatz eines unanstößigen Artikels konnte die Zensur wegen seiner unbestreitbaren Wahrheit kaum beanstanden. Aber ich erfuhr, daß sie darüber besonders wütend gewesen war. Denn nichts war ihr peinlicher, als daß das Volk auf die mit der Länge des Krieges immer steigende Schuldenlast hingewiesen wurde.

Vor Allem hat mich die Zensur als Erzieherin Eines gelehrt. Was man nicht direkt sagen darf, muß man indirekt sagen, und der gemeinverständlichste indirekte Weg ist die Geschichte oder das Beispiel aus andern Völkern.

Ich brachte einen überschwänglich lobenden Artikel über die italienischen Sozialisten. Immer wieder unterstrich ich, welches Verdienst um ihr Volk sie sich durch die Verweigerung der Kriegskredite erwürben. Die Zensur war machtlos gegen diesen Artikel, obwohl sie so gut wie jeder Leser die Nutzanwendung auf die deutschen Sozialpatrioten ziehen mußte.

Ich schrieb einen kritisch-historischen Artikel über Napoleon I., der sich eingebildet habe, die Sicherheit Frankreichs zu fundamentieren, wenn er halb Europa als Glacis annektiere. Und er habe doch nur auf Sand gebaut, weil er auf Blut und Eisen gebaut hatte, und habe in Sankt Helena geendet, weil er das Selbstbestimmungsrecht der Völker für Nichts geachtet. Der Zensor knirschte; aber gegen einen alten „Erbfeind“ durfte man doch schreiben, was man wollte.

Ich benutzte den 1. April dazu, um einen Artikel mit der Überschrift zu bringen: ‚Bismarcks größter Tag‘. Darin führte ich aus, daß alle Größe Bismarcks klein erscheine gegenüber jenem Tage in Nikolsburg, wo er wider seinen König und dessen Generale sich gegen jede Annexion oesterreichischen Gebiets gesträubt und eher an Selbstmord als an Konzessionen gedacht habe.

Wir durften die Kriegsziele nicht erörtern. Wir durften nicht gegen Annexionen schreiben. Aber einen Bismarck-Gedenkartikel konnte der Zensor doch nicht gut konfiszieren!

Die Zensur lehrte uns, zwar nicht ohne Falsch wie die Tauben, wohl aber klug wie die Schlangen zu werden. Ob sie die Ethik gehoben hat, lasse ich dahingestellt. Aber als Schleifstein für die Intelligenz war sie gar nicht schlecht. Freilich nur für Die, die geschliffen sein wollten.

Bayrisches zur Kriegsschuldfrage von Albert Winter

Im August 1919 übertrug der Bayrische Landtag einem besondern Ausschuß von 6 Mitgliedern die Aufgabe, „alle Vorgänge der bayrischen Politik nachzuprüfen und aufzuklären, die während der letzten Kriegszeiten und der Revolutionszeit in Bezug auf das Verhältnis Bayerns und des Reiches zum Auslande und das Verhältnis Bayerns zum Reiche Gegenstand der öffentlichen Erörterung und Kritik gewesen sind“.

Der Münchner Archivdirektor Dr. Dirr wurde mit der Erforschung, Sammlung und Bearbeitung des Stoffes beauftragt. Seine Arbeiten, wie die des Landtagsausschusses, verzögerten sich aus begreiflichen Gründen bis in den Herbst 1924.

Nach Ermordung Kurt Eisners und der Niederwerfung der durch diesen Mord erst provozierten Münchner Räterepublik hatte man es vor Allem darauf abgesehen, durch die Veröffentlichung von Akten über die Außenpolitik der bayrischen Revolutionsregierung nicht nur die Revolution, sondern überhaupt die demokratische und republikanische Idee zu diskreditieren.

Insbesondere wars ein Stoß in das Herz der deutschen Kriegsdiplomatie und der Schildträger des alten Regimes gewesen, daß Eisner am 23. November 1918 den Bericht des Herrn v. Schön vom 18. Juli 1914 veröffentlicht hatte. Trotzdem Eisner ausdrücklich bemerkte, daß er einstweilen nur Einzelheiten mitteile, und daher den langen Bericht des Herrn v. Schön gekürzt an die Presse gab, wobei er die Kürzungen ersichtlich machte, begannen die Verantwortlichen der deutschen Kriegspolitik nach dem Grundsatz „Haltet den Dieb!“ ein lautes Geschrei über Eisners „Fälschung“.

Aus den Akten mußte Dirr im Verlauf seiner Nachforschungen bald ersehen, daß es unmöglich war, dem Vorsitzenden der bayrischen Revolutionsregierung wegen seiner außenpolitischen Verhandlungen, die er über Friedrich Wilhelm Foerster in Bern führte, einen kleinen Landesverrat nachzuweisen, was man so gerne getan hätte. Er nahm daher in die bayrische Dokumentensammlung auch die bayrischen Gesandtenberichte aus den Julitagen 1914 auf und lieferte damit die wichtigste Ergänzung zu den ‚Deutschen Dokumenten zum Kriegsausbruch‘. Die ‚Süddeutschen Monatshefte‘ des alldeutschen Hetzers Cossmann stürzten sich auf Dirrs „Feststellungen“ über Eisners „Fälschung“ und lenkten damit von den bayrischen Beiträgen zur deutschen Kriegsdiplomatie ab, bevor noch eine Buchausgabe der bayrischen Dokumente vorlag. Durch eine wahrheitswidrige Fußnote provozierten sie Fechenbach zu einer Beleidigungsklage, die vom 27. April bis zum 11. Mai 1922 im sogenannten Schuldlügenprozeß zum Austrag kam, wo auch Dirr als „Sachverständiger“ Eisners Veröffentlichung eine Fälschung nannte.

In einer zweiten Auflage der Bayrischen Dokumente, die 1924 herauskam, brachte Dirr Ergänzungen und Nachträge, die durch den Schuldlügenprozeß und den Landesverratsprozeß gegen Fechenbach notwendig geworden waren. Es handelt sich um den sogenannten Lerchenfeld-Brief vom 9. Dezember 1914, der über die doppelte Buchführung der deutschen Diplomatenwerkstatt aufklärte, und um das berühmte Ritter-Telegramm, dessen Veröffentlichung Fechenbach eine 11jährige Zuchthausstrafe eintrug, und das unter Andern auch der (inzwischen verstorbene) Prinz Alexander v. Hohenlohe, wie wir als sicher annehmen: zu Unrecht, für eine deutsche Fälschung gehalten hatte. Dirr fügte noch einige Gesandtenberichte bei und brachte einige „Auszüge“ aus mehreren Berichten des bayrischen Militärbevollmächtigten v. Wenninger.

Dirr mußte erst durch die Veröffentlichung eines dieser Wenninger-Berichte in der ‚Menschheit‘ darauf aufmerksam gemacht werden, mit welcher Leichtfertigkeit er in einer amtlichen Aktensammlung wichtige Dokumente, die freilich sehr unangenehm waren, „gekürzt“ hatte, um ein mildes Wort zu gebrauchen. Wie hatte Dirr auf Eisners „Fälschung“ schelten können, die doch nur eine aus journalistischen Gründen vorgenommene Kürzung war! – und nun war er einer noch viel größern Sünde bloß, indem er in einer offiziellen Sammlung von amtlichen Aktenstücken willkürlich „gekürzt“ hatte.

Erst nach einem vollen Jahr hat sich Dirr jetzt entschlossen, in einer dritten Auflage der Bayrischen Dokumente zum Kriegsausbruch die Welt mit dem vollen Wortlaut der Wenninger-Berichte bekannt zu machen, die von unsern alldeutschen Unschuldsengeln freilich nicht benutzt werden, wenn sie gegen die Schuldlüge posaunen.

> Am 29. Juli 1914 berichtet Wenninger vertraulich an den bayrischen Kriegsminister: Moltke setze seinen ganzen Einfluß darein,
> daß die selten günstige Lage zum Losschlagen ausgenützt werden solle. Er weist darauf hin, daß Frankreich gradezu in

> militärischer Verlegenheit sich befinde, daß Rußland militärisch sich nichts weniger als sicher fühle; dazu die günstige Jahreszeit, die Ernte großenteils geborgen, die Jahresausbildung vollendet.

Der Reichskanzler suche mit allen Kräften zu bremsen — mit Erfolg, fügt Dirr triumphierend hinzu. Wir wollen sehen. In der zweiten Auflage der Dokumente hatte Dirr diese unangenehme Stelle in Wenningers Bericht zu mildern versucht, indem er das kleine, ach, so unscheinbare Wörtchen „selten“ einfach wegließ und von einer Meinung Wenningers sprach, wo eine ganz bestimmte Mitteilung vorlag. Interessanterweise heißt es in dem gleichen Berichte Wenningers über Frankreich:

> Paris vollkommen ruhig. Presse auffallend gemäßigt. Von Mobilmachung nicht zu spüren.

Man überlege dabei, daß es sich um einen militärischen Rapport handelt.
Dirr ist sich selbstverständlich der Bedeutung jener Depeschen bewußt, die Moltke am Abend und in der Nacht vom 30. auf den 31. Juli 1914 an Conrad v. Hötzendorff schickte, und worin er aufforderte, militärische Maßnahmen gegen Rußland zu treffen und, was das Wichtigste ist, den englischen Vermittlungsvorschlag abzulehnen. Diese Depeschen haben wir auch wieder auf privatem und nicht auf amtlichem Wege erfahren; ein Beweis für die Lückenhaftigkeit amtlicher Dokumentenforschung. Dirr meint, daß Moltke seine Befugnisse überschritten und sich in Widerspruch auch zum Kaiser gesetzt habe. Nun, Wenninger berichtet am 30. Juli:

> S. M. der Kaiser ist entschieden auf Seiten Moltkes und des Kriegsministers . . . Einen prächtigen Eindruck macht die Bestimmung des Kaisers, daß die Kaisersöhne als einfache Offiziere an der Front den Krieg mitmachen sollen.

Also schon am 30. Juli war für Wilhelm der Krieg ein fait accompli! Und wie steht es mit der deutschen Vermittlungsaktion in Wien? Darüber lesen wir in einem Telegramm Wenningers vom 30. Juli kalt und nüchtern:

> Wenn Wien heutigen deutschen Vermittlungsversuch ablehnt, folgt noch heute Zustand drohender Kriegsgefahr und dann Mobilmachung.

Mit andern Worten: Die deutsche Regierung befahl wie am 5. Juli so auch noch am 30. Juli ihren recht fragwürdigen Geist in die Hände der Herren Berchtold und Tisza. Am 30. Juli berichtet Wenninger:

> Wenn Oesterreich, was nicht ausgeschlossen ist, die Zumutung, eine schon einmal gegebene Erklärung feierlich zu wiederholen, zurückweist, dann gilt offenbar auch für den Reichskanzler das letzte diplomatische Mittel als erschöpft.

Am 31. Juli:

> Oesterreich hat, wie vorauszusehen, den deutschen Vermittlungsvorschlag abgelehnt.

Moltke hatte durch seine Depeschen bekanntlich dafür gesorgt, und er lauerte nur noch auf einen militärischen Vorwand, der den Funken ins Pulverfaß schleuderte.

> Da traf die willkommene Nachricht von unserm III. A.K. über den Bombenabwurf durch einen französischen Flieger bei Nürnberg ein. Nun erklärten Kriegsministerium und Generalstab, ohne noch einen diplomatischen Akt abzuwarten, Frankreich als Feind. Hinsichtlich Frankreich und Rußland hat nunmehr die Politik zu schweigen.

So berichtet Wenninger am 2. August, und in seiner unbändigen Freude über das gelungene Manöver – der Bombenabwurf war erfunden – leistet er sich gleich einen weltgeschichtlichen Witz durch die folgende Schlußbemerkung:

> Ich darf schon jetzt die Anregung geben, ob nicht S.M. dem preußischen Kriegsminister den bayrischen Orden mitzubringen die Gnade haben würden, der ihm für die Kaisermanöver zugedacht war; für den Fall dieser Anregung stattgegeben wird, bitte ich um Nachricht, um das Kabinett hiervon verständigen und Reziprozität anregen zu können.

Auf zum Kaisermanöver auf den Katalaunischen Feldern Frankreichs: das war die Quintessenz der frivolen Politik des deutschen Generalstabs, und das Auswärtige Amt hatte nur die Aufgabe, „Deutschland nicht als Angreifer erscheinen zu lassen“, wie Lerchenfeld am 3. August an Hertling berichtete. „Der Krieg ist diplomatisch nicht gut vorbereitet worden“, fügt der bayrische Gesandte in Berlin hinzu.
Wenn wir die jetzt erst im vollen Wortlaut vorliegenden Berichte des bayrischen Militärbevollmächtigten Wenninger aus den verhängnisvollen Tagen des Juli 1914 als einen neuen stichhaltigen Beweis für die untilgbare Kriegsschuld der militärischen und zivilen Kriegstreiber in Berlin betrachten – für einen so stichhaltigen Beweis, daß jede deutsche Regierung den allertriftigsten Grund hat, einer amtlichen Anfrollung der Kriegsschuldfrage vorsichtig aus dem Wege zu gehen – : so heißt das nicht, daß wir die Entente-Chauvinisten entschuldigen, deren Kriegsverantwortlichkeiten Caillaux in seinem Buche ‚Meine Gefangenschaft‘ mit folgenden Worten am treffendsten umrissen hat: „Ich bin immer noch überzeugt davon, daß es ein Fehler der französischen Regierung war, wenn sie der russischen Mobilmachung, die Deutschland den gesuchten Vorwand für Aufrollung des Dramas lieferte, nicht im Einvernehmen mit England vorbeugte oder sie wenigstens hinausschob.“ Aber es ist wieder einmal Zeit, energisch dagegen Front zu machen, daß die Kritik, die von französischen und englischen Publizisten an ihren Kriegsregierungen geübt wird, dazu dienen soll, die Spuren der schuldbeladenen amtlichen und nichtamtlichen deutschen Kriegstreiber zu verwischen!

Nie Wieder Krieg! von Franz Carl Endres

Ihr hört den Ruf nicht: Nie wieder Krieg!
Den Ruf, Den arme Mütter weinend zum Himmel hin
Als ein Gebet verzweifelt senden.
Wohnt dort ein Gott, der das Rufen hörte?
Befreit von euch! Ihr, knechtischer Herde Herren,
Preßt Macht und Geld dem fließenden Blute aus.
Befreit von euch! Nur euer Grabstein
Mag einer bessern Welt verkünden,
Daß einst sie seufzte unter dem harten Joch.
Dann sagt ein Kind wohl: „Fütchterlich mußt’ es sein,
Als Krieg noch war, als solche Menschen
Herren der blühenden Erde waren.“

Es reift die Zeit euch! Spottet! Sie wird erfüllt.
Und armer Mütter weinender Klageruf
Ertönt nicht mehr, denn süßen Frieden
Fröhlich genießt die befreite Erde.

Das Spitzelsystem der Schwarzen Reichswehr von * * *

Die Grundlage des Femebetriebs in der Schwarzen Reichswehr war ein Spitzelsystem, einzig in seiner Art. Für beide Abteilungen zeichnete der Oberleutnant Schulz verantwortlich, obwohl die „Criminalabteilung“ durch den Hauptmann Stennes alias Kampf vom Arbeits-Kommando Fort Hahneberg organisiert worden war.

Das Menschenmaterial für diese interessante Elitetruppe war unbedingt zuverlässig und wurde nur von bestimmten Werbeoffizieren zusammengesucht. Einer dieser Offiziere war der Landbundkreisoffizier Appelt aus Beeskow. Er gab den zweifelsfrei Radikalnationalen Ausweise, auf deren Vorderseite „Gut Freund“ und der Name, auf deren Rückseite das eine Wort „Criminal“ stand.

Mit einem solchen Zettel ging man zu dem Oberleutnant Schulz, um über die „Aufgabe“ unterrichtet zu werden: Beobachtung aller Leute, auch der Offiziere, und Nennung der Verdächtigen bei dem direkten Vorgesetzten, der den Namen und die besondern Umstände an Schulz weitergeben mußte. Schulz machte dann mit dem oft wegen persönlicher Zwistigkeiten Denunzierten in seiner Weise kurzen Prozeß: er setzte seine Feme auf die Spur, und bald war die Gefahr beseitigt – der Verräter war tot.

Ungefähr 40 Leute – abgesehen von den Offizieren – betätigten sich dergestalt „national“. Außer den Spesen und dem kärglichen Lohn erhielten die „Spitzel“ als Sonderzuschuß eine Papiermarksumme, die zum Kauf einiger Zigaretten und einiger Flaschen Bier hinreichte.

Die Spitzel waren an den Morden mitschuldig; wußten sie doch, was mit den von ihnen genannten Kameraden geschehen würde. Ich kenne einen Fall, wo ein unfreiwillig zum „Spitzel“ geschlagener Nationalist „abhaute“, weil er fürchtete, ermordet zu werden. Er hatte zu wenig oder wohl gar keine Verräter namhaft gemacht. Ich nenne ihn hier aus zwingenden Gründen X.; aber er ist bereit, meine Darstellung zu bezeugen.

*

Ein gewisser Boeck, während des Krieges Gefreiter, war als Leutnant in die Schwarze Reichswehr eingestellt worden. Schulz beschäftigte ihn bei der Kraftwagen-Abteilung in Lankwitz. Da er als verdächtig denunziert worden war, wollte man sich seiner entledigen. Boeck hatte eine Braut im besetzten Gebiet, die er in bestimmten Zeitabständen besuchte. Seine Reisen legten irgendeinem Spitzel die Vermutung nahe, Boeck arbeite für die Entente. Sofort teilte er dies der Leitung der Schwarzen Reichswehr mit. Schulz schäumte vor Mordlust.

„Leutnant“ Boeck aber, der Lunte gerochen hatte, war verschwunden. Er schien noch gefährlicher dadurch geworden, daß er zu seiner Braut ins Ruhrgebiet gefahren war. Er kam zurück und ging nach Müllrose bei Frankfurt an der Oder, seinem Wohnsitz.

Eines Tages saßen in der Ratskonditorei am Marktplatz von Frankfurt Leutnant Augustin, Oberfähnrich Glaser und X., alles „Zuverlässige“ oder Spitzel. Plötzlich springt der Oberkellner Kubischke an ihren Tisch:

„Eben geht Boeck über den Markt!“

Kubischke war Stahlhelmmann, Vertrauter der Freundin des Leutnants Damm, eingeweiht in sämtliche Geheimnisse der Schwarzen Reichswehr.

Alles rennt los.
„Dort drüben.“
„Hinterher!“
„Jetzt haben wir ihn!“

Auf dem Bahnhof wartet Boeck, der noch keine Ahnung von seiner Verfolgung hat, auf den Zug nach Müllrose.

Augustin und X. rufen Berlin an, verlangen Schulz, Klapperoth oder Büsching. Da es Sonntag ist, treffen sie Schulz nicht. Klapperoth und Büsching versprechen, Schulz in Küstrin aufzusuchen, Direktiven einzuholen und das „Biest“ abzutun. Augustin verspricht, den „Hund“ zu beobachten.

Wenig später fährt der Zug ein. Augustin und Glaser warten, bis Boeck eingestiegen ist, und nehmen dann ein Nebencoupé.

In Müllrose verfolgen sie den „Verräter“ bis zu seiner Wohnung.

Dann wird Küstrin angeklingelt.

„Schulz ist noch nicht da. Klapperoth und Büsching sind mit ihrem Dienstauto im Zeughaus angekommen und suchen ‚Paulchen‘.“ (Das war der Kosename von Schulz.)

Alle Stunde rufen die beiden Pflichteifrigen von ihrem Beobachtungsposten aus an.
Schulz ist einfach nicht zu erreichen. Und dann:
„Ohne Schulz können wir nichts machen.“
Unverrichteter Sache fahren Augustin und Glaser am nächsten Morgen nach Frankfurt zurück.
Dort unterrichten sie X. von dem Mißerfolg.

Ein paar Tage später geht Boeck zu Schulz, holt seine Papiere und verschwindet. Er hat von der Verfolgung und ihrem Zweck erfahren.
Das war nun freilich eine kitzlige Sache für Schulz und seine Freunde. Aber er fand einen genialen Ausweg: er erwirkte einen Haftbefehl gegen den „Landesverräter“ Boeck. Dieser wurde von der Kriminalpolizei bald ermittelt und in das Moabiter Untersuchungsgefängnis eingeliefert. Dort blieb er – gänzlich unschuldig! – ein halbes Jahr in Haft. Als er entlassen wurde, war der Küstriner Putsch vergessen, die Schwarze Reichswehr zerflattert.
Wieder einmal war die Polizei die Helfershelferin der Schwarzen Reichswehr gewesen.

*

Vielleicht gebraucht der Untersuchungsrichter diese Tatsachen zur Vervollständigung der Akten. Mein Gewährsmann ist bereit.
Sind Sie es auch, Herr Untersuchungsrichter?

III.

Oslo von Friedrich Sieburg

Oslo: allzu dunkler Klang für eine helle Stadt.

Christiania: Burg des Lichts, bedrängt von seinen jäh wachsenden Bergen, besänftigt und immer wieder gestillt vom Fjordblau und vom ernsten Meer. Die belanglos gebaute Stadt durchfliegt man schnell, eigentlich ist es nur eine Straße, die repräsentativ ist, die Karl-Johan-Gate, die steigend und sinkend den Hügeln folgt. Dort lärmt der moderne Comfort, Hotels, Läden, das Storting, die Universität, das Theater, vor dem Ibsen und Björnson mit schlechtsitzenden Beinkleidern zu eherner Pose erstarrt wachen, und endlich, abschließend, das graue Schloß.

Aber – hat man mit der blanken, mahagonibraunen Bergbahn Holmenkollen oder Voksenkollen erklommen, so schaut man eine Wunderwelt. Da liegt die Stadt, jetzt nur noch ein farbiges Gewimmel winzig zusammengerückter Häuser, im wechselnden Schwung der Ufer von Bygdö bis Akershus. Da schneiden die Fjorde ins bergige Land und lehnen ihr augentiefes, mütterliches, himmlisches Blau an die tannendunkel aufstürmenden Gebirgswände, und Inseln ruhen im Meer, Inseln, soviel man fassen kann. Da sind flache, mit einem lichten Wiesenpelz, die sich nur ausruhen und dann vielleicht weiterschwimmen, da sind kleine, unfertige, von denen man glaubt, daß sie noch wachsen werden, und schwere, klobige sind da, die ihr steiles Inseltum ernst nehmen und die Flut von allen Seiten fühlen. Und all diese Gebilde aus felsigem Kern, von Gras überhaucht oder zackigen Tannen gekrönt, liegen da, wie eben erst emporgestiegen, wie, wenn das Wasser noch abflösse von ihren Wänden, oder wie von rasenden Göttern hineingeschleudert, wie Zyklopenwürfe: die Nebeljungen und die Sonnenjungen haben sich mit Inseln beschmissen, ihre Füße standen im Meer, und wer weiß, in welche Dünste und Regenbogen ihre Haare ragten.

Meer und Alpen fließen hier zusammen, diese Verschränkung Europas. Die Unzerstörbarkeit der großen Gebilde, darin die Gipfel vom Feuer aufgetürmt wurden, die Täler von in jahrtausendlangen Atemzügen verhauchenden Gletschern ausgeschrammt wurden, und der Ozean sich strudelnd in die aufklaffenden Spalten drängte – die Unverwirrbarkeit dieser einfachen Naturgestaltungen bestätigt sich nur noch mehr, wenn eine Landeshauptstadt mitten darin liegt. Nur die magere Sandwelt der Mark kann vom vorrückenden Berlin, nur das schwächlich freundliche Weichbild der Seine kann vom nachdrängenden Paris geschändet werden – hier diese nordische Bucht erträgt die gierig anschwellende Besiedlung leicht wie ein Stäubchen, diese plutonischen Gebirge, diese Eis-Erosionen, diese miozenen Klippen sind von keiner Großstadt je zu beflecken. Immer ist hier Schöpfungsstunde, und nicht anders

erschauert die Föhre unter dem Abflug des Vogels, als träfen sich beide zum ersten Mal seit Anbeginn.

Die menschliche Einsicht vor solchem Ausdruck des Geschaffenen, vor solchem Walten der Natur ist ebenso banal wie erschütternd. „Das Fleisch ist traurig, ach – und alle Bücher las ich. O fliehen, dorthin fliehn...“ sagt Mallarmé. Aber dies ist nicht genug. Es ist eine Welt um mich, die nicht älter wird. Von den Wolkenbänken sinkt das Licht in die letzte Schlucht, das augenlose Meer ist nur Blick, und Blick nach oben, in die letzte Muschel kehrt der Gott ein mit Gesang, Algen rudern mit ihrem Ursprung in den Fasern durch die Ewigkeit, die Haut der Felsen ist stumm, nicht einmal die großen Engel dürfen darauf ihre Botschaft schreiben, keine Lippe kann diese Luft zum Rausch keltern, bestenfalls, im Frühling, wachsen rote Beeren am Nadelholz, der Wind am Abend hat Schnee genippt, nie kehrt der Schnee ins Kristall zurück – außer, wenn ich ihn denke. Das ist es! Wohin ich blicke, sehe ich Zerfall, die Türen schließen sich hinter den Selbstmördern, die Bücher öffnen sich vor den Schlaflosen, die Lampen glimmen oft trotz der Nacht, Trauer überall und die Hoffnung auf Schlaf. Es ist kein Halten mehr in dieser Welt, die sich bessert, weil sie das Gute erkannt hat, es ist keine Gnade mehr in diesem Leben, das leichter wird, weil es das Richtige begriffen hat. Die Wüste des Ich ist klein, aber lebt wohl Jemand, der sie je durchwandert hat!

Und nun diese basaltenen Gehänge ins Meer, diese Jakobsleitern von der schweigenden Flut in den abendlichen Orion hinauf, diese Heimkehr der Wässer, wenn es spät ist, dieser Himmel, der sich nicht erschöpft, vielleicht auch dieses Segel, das schnell vergeht, dieses Außermir, diese Welt!

Abends kehrt man in die Stadt zurück. Aber Nacht wird es nie in diesen Sommermonaten. Um Mitternacht kommt eine kurze Dämmerung, und dann beginnt sofort jene Frühe, die, glasklar, grünlich, hart und kalt, die Gegenstände übertrieben deutlich macht, die Laute schallend verstärkt und die Luft mit einer gradezu vorwurfsvollen Reinheit und Frische erfüllt – die frühste Morgenstunde. Ich weiß noch, einst war diese Stunde die schrecklichste, die Stunde des Gerichts. Man war überwach, die Augenlider brannten, ein Schritt scholl auf der leeren Straße Berlins, man sah sich gegenseitig vom scharfen Licht entstellt, verfallen, mit Schatten, böse, man sagte sich fürchterliche Dinge, die noch lange in der gläsernen Stille hingen; oder man kehrte von einem Fest zurück und schmeckte nach klebrigen Getränken bis tief in den Schlund, das Frackhemd hatte einen Knick, man würde morgen nicht arbeiten können, überhaupt, was ist das für ein Leben! Der Reparaturenwagen der Straßenbahn kam wie eine drohende Faust Gottes auf den leeren Schienen angekrochen, aus dem frischgewaschenen Gesicht eines Mannes, der zur Frühschicht ging, sah einen die ganze soziale Frage mit vorwurfsvollen Augen an, kurzum: diese Stunde war nur zu ertragen, wenn man sie am Schreibtisch herangewacht hatte. Und in der Tat, in den ersten Nächten im Norden erscheint sie qualvoll gedehnt. Später, unter

dem Polarkreis segelnd, vergißt man ganz, was dunkle Nacht ist, Sterne setzen sich nie durch, weiß mit Nebeln ist die Zeit der Mitternacht, und man kriecht in die Koje nur, weil der Rudergänger abgelöst wird und sagt: Nun will ich schlafen.

So verlängert sich denn das Leben und hält sich frisch, ohne von der Nacht gedämpft zu sein. In dieser kleinen Hauptstadt herrscht die Jugend. Studenten füllen die Straßen, ganz ohne die Gemessenheit der jungen Dänen, lärmend, fuchtelnd diskutieren sie, ohne eine Spur von Gentlemanehrgeiz, dafür aber mit Problemen im Kopf; junge Mädchen, von einer so klaren, frischen Schönheit, daß der Zugereiste oft stehen bleibt und glotzt, zeigen lachend ihre offenbar zahllosen Zähne, schwatzen, drängen sich, tragen kühn ihre Studentenmütze oder ihr kleines Hütchen. Alles fühlt sich in einer uns unvorstellbaren Freiheit, das Gefühl der unantastbaren Persönlichkeit ist hier die Achse der öffentlichen Bewegung geworden. Studenten, junge Leute, Stenotypistinnen, Ladenfräulein, Fünfundzwanzigjährige, Salz der öden Städte, nie versinkende Hoffnung – hier sind sie auf dem Gipfel ihres Lebensgefühls. Man fühlt sofort: kein Wunder, daß alle geistigen Vorstöße in Norwegen bei den Studenten beginnen. Sieht man in ihre Gesichter, in diese unregelmäßigen, naturnahen, leidenschaftlichen Züge, so muß man ja auf einen Stuhl steigen und eine Rede halten, es geht nicht anders. Hier erst begreift man, wie vollständig Björnson Norweger und nur Norweger ist. Dieser Jünglingsvater, dieser Hisser der Flaggen, dieser protestantische Donnergott, er kommt, die weißen Haare im Sturm zurückgeweht, Studenten umringen seinen Wagen, er steht auf, er hält eine Rede, er schlägt eine Resolution vor, irgendwo geht eine Flagge hoch, Musik ist auch zur Stelle, an Sonne fehlt es nicht, auch an Wind nicht, er braucht viel Wind, für die Haare, für die Flagge, für die verwehten Klänge, für das Armebreiten, überhaupt für dies ganze herrliche Land, für die Jugend... Der Rest geht in brausendem Gesang unter: Ja, wir lieben dieses Land!

Resolutionen, Proteste, Anträge, Kundgebungen, Manifeste, das ist der Rhythmus der Jugend von Christiania, die des Glücks, ein freies Norwegen zu haben, erst jetzt, erst langsam, erst staunend inne wird. Das Nationalgefühl hat sich gewissermaßen überstürzt und äußert sich nun sprunghaft, überraschend, ungleichmäßig. Es hat noch keine Form, was ja bei der Abwesenheit jeglicher Tradition kein Wunder ist, aber es hat die ganze bittere Frische, die ganze unbeirrbare Gläubigkeit eines politisch jungen Volkes. Für den jungen Menschen besteht hier nicht, wie in Kopenhagen, die Gefahr, daß die Lebensform der arrivierten Oberklasse sein Wunschbild wird. Dazu ist sein Radikalismus zu organisch. In gewissen Lebensjahren lebt er als Bohémien und trägt die Äußerungen dieses Zustands sehr selbstbewußt. Die Bohème ist hier noch lebendig und wird es immer bleiben. Hans Jägers berühmtes Buch ‚Christiania-Bohème‘ enthält doch, so kopflos es auch geschrieben ist, in jeder Zeile den Geschmack, das Aroma dieser Stadt. So fühlen die Jünglinge auch heute noch, so losgebunden, so schweifend,

so ausschweifend, so ernst, so zerquält, so gründlich, so leidenschaftlich, so erhitzen sie sich auch heute noch an Gott und dem Staat und springen dann plötzlich auf und rennen hinaus und fahren mit kleinen Dampfern irgendwohin, den Fjord hinaus, zu einem Felsen oder einer Insel, wo ein kleines Holzhaus steht und eine Flagge, und versuchen, sich klar zu werden.

Aber sie trinken nicht mehr, wie einst, Pjolter, dies angenehme Gemisch von Cognak und Soda, denn für alle hochprozentigen Alkoholgetränke ist Prohibition in diesem Lande. Die Folge ist, daß Alles sich an diesen entsetzlichen süßen Weinen, Rotwein, Sherry und Madeira, berauscht. Niemals in meinem Leben sah ich so viel betrunkene Menschen wie in Christiana abends auf der Karl-Johan-Gate, was nach der bekümmerten Versicherung aller Einheimischen früher nicht möglich war. Freilich ist damit die mannigfaltige Zweckmäßigkeit des Verbots noch nicht widerlegt. Man darf sich bei der Prüfung einer für die nordischen Länder so wichtigen Frage mit Impressionen nicht zufrieden geben.

Die wenigen Eisenbahnen, die von Christiania ausgehen und sich durch die Gebirge schuften, führen durch übermenschliche Wunder, ob man nun nach Norden geht, nach Trondhjem, oder nach Westen, nach Bergen. Die Bergenbahn reißt einen im Laufe von zwölf Stunden durch so viel gigantische Welten, daß man Mühe hat, sich spät wieder zu fassen. Besonders der Hochgebirgsübergang über den Hardangeridden bei Finse hat nicht seinesgleichen, vom breiten Wagenfenster aus sprachlos genossen. Der Baumwuchs hat längst aufgehört. Felsen und stürzendes Wasser gehen mit. Nie weicht hier der Schnee, das Eis umklammert unverrückbar die nackten Gipfel. Später tun sich Täler auf, triefend wie am Tag nach der Sündflut, mit verkrüppeltem Geäst, mit grauen Blöcken gefüllt, dann Seen, die wie erstarrt den dunkeln Atem anhalten, dann Wiesen mit gelben Blumen, von süßen Quellen durchrieselt, dann Abstürze mit zürnender Gischt bis ins klaffende Tal. Spät glüht dann der stille Fjord auf, und bald beginnt ein warmer Regen und schaukelt das müde Herz.

Nationales von Peter Panter

Der Deutsche fragt: Was ist der Mann? Der Amerikaner fragt: Wie viel ist der Mann wert? Der Franzose fragt: Aus welcher Familie ist er? Der Wiener fragt: Wo schreibt er? Der Budapester fragt gar nicht: er kennt den Mann und ist ihm Geld schuldig.

*

Vier Männer hatten ein Gelübde abgelegt, am ersten Januar hundert Mark in eine Wohltätigkeitskasse einzuzahlen: ein Hamburger, ein Berliner, ein Rheinländer und ein Sachse. Der Hamburger hielt das Gelübde. Der Rheinländer vergaß es. Der Berliner zahlte am 15. Juni eine Mark achtzig à conto, mit der Begründung, sein Sozius sei verreist. Der Sachse wußte ärschd gahrnischd von dr Sache, wurde verklagt, stellte vor der Urteilsverkündung einen Wechsel über die Summe aus, ließ

ihn zu Protest gehen... Ich komme gelegentlich vorbei, um
zu sehen, was aus der Geschichte geworden ist.

*

Die Serbin ist ihrem Manne treu. Die Rumänin ist ihren
Männern nicht treu. Die Französin macht ihren Mann an-
standshalber zum cocu. Die Berlinerin will es ganz genau
wissen. Die Sächsin wirtschaftet, daß das Bett kracht. Und
die Bernerin versteht gar nicht, worum man sie gebeten hat.

*

Mrs. Atkerson wurde an einem schönen Sommermorgen
in den Rocky Mountains von einem wilden Räuber angefallen
und vergewaltigt. Sie beschwor ihn, von seinem Vorhaben ab-
zustehen, da man am Sonntag keine Arbeit tun solle. „Wären
Sie in die Kirche gegangen, Missis !“, entgegnete der Räuber
und fuhr fort.

*

Wenn der Londoner aus New York, der Pariser aus Lon-
don, der Berliner aus Paris und der Gubener aus Berlin kommt,
dann stellt er sich vor Piccadilly, Place de l’Opéra, den Pots-
damer Platz und das Stettiner Tor und sagt: „Dieser Verkehr
hier... also das sind ja Witzchen. Da müßtet Ihr mal...!“
Niemand ist so stolz auf die Großstadt wie der Kleinstädter.

*

Über die Familie der Zukünftigen muß man sich erkun-
digen. Der Berliner fragt auf der Börse, der Engländer im
Club, der Franzose befragt seine Concierge, der Wiener er-
kundigt sich im Caféhaus, und der Ungar haut auf alle Fälle
seinem besten Freund ein paar hinter die Ohren.

*

Berlin S. arbeitet, Berlin N. jeht uff Arbeet, Berlin O.
schuftet, Berlin W. hat zu tun.

*

Als Gott der Herr die Trompete des Jüngsten Gerichts
hatte erschallen lassen: da standen die Deutschen ausgerichtet
in zwei Reihen, mit einem besonders zuwidern Kerl vor der
Front; die Engländer kamen pünktlich und gelassen angestelzt,
ihre Köpfe trieben sie mit Golfschlägern vor sich her; aus
der Ecke der Franzosen hörte man ein fröhliches Hämmer-
klopfen: sie schlugen sich kleine Löcher in die dritte Quer-
rippe, um ihre Bändchen darin unterzubringen; die Schweizer
brummelten, aufgeweckt seien sie noch nie gewesen; die Spa-
nier blieben liegen und sagten: „Manana! Morgen!“ und die
amerikanische Abteilung des Friedhofs hatte illuminiert:

Heute Jüngstes Gericht!
Das Jüngste der Welt!
Von Pastor Higgins von der Chicagoer Sonntagsschule vorausgesagt!
Pastor Higgins und lieber Gott persönlich anwesend!

Als Gott der Herr dies aber Alles mitansah, da jammerte
ihn der Affenstall, und er vertagte die Sitzung auf unbestimmte Zeit.

Dreyfus und Briand von Anatole France

Im Musarion-Verlag erscheinen demnächst ‚Gespräche mit Anatole France 1914 – 1924‘ von Marcel le Goff. Hier eine Probe.

Eines Abends sprach France in der Stille des kleinen Gemachs beim sanften Verdämmern des Tageslichtes zum ersten Male von der Dreyfus-Affäre.

„Das war eine schöne, große Krise des öffentlichen Gewissens, eigentlich das letzte Ereignis, das unser Land in seinem Innersten aufwühlte. Das Vertrauen Bernhard Lazares war ebenso erhaben wie die brüderliche Hingabe des Mathieu Dreyfus. Leider war der Major Dreyfus eine äußerst unsympathische Persönlichkeit. Von ihm vernahm man kein Wort der Ermunterung, keine Beteuerung seiner Unschuld, keinen Ausbruch des Unwillens. Man merkte nur zu sehr, daß er sich vor Allem als Soldat fühle, daß er die zu seinen Gunsten unternommenen Schritte mißbillige, weil die Armee dadurch Schaden leiden könne. Das befürchtete er mehr als alles Andre.“

Bei diesen Worten vermochte ich meine Ueberraschung nicht zu verbergen.

„Gewiß, so verhielt es sich. Wollen Sie ganz genau wissen, wie ich darüber denke? Man merkte, daß der Major Dreyfus – hätte es sich nicht um seine eigne Sache gehandelt – selbst einer der wütendsten Dreyfus-Gegner gewesen wäre. Eines Tages sagte er mir: ‚Mich hat selbst in den schlimmsten Zeiten meines Lebens der Umstand gerettet, daß ich stets ausgezeichnet schlafen konnte.‘ Wir aber, seine Verteidiger, haben häufig genug schlaflose Nächte verbracht, denn die zu fassenden Beschlüsse, die Frage, welche Haltung wir einnehmen sollten, raubten uns den Schlummer. Er hingegen, die Hauptperson, konnte ruhig schlafen! So hat er auch in der Nacht vor seiner Ausstoßung aus dem Heere, in der Nacht vor dem Prozeß zu Rennes geschlafen. Finden Sie das nicht unerhört? Von großem Interesse waren auch die Zusammenkünfte der engsten Freunde des Majors, die der Erörterung der durchzuführenden Maßregeln gewidmet waren. Bei diesen waren Mathieu Dreyfus, Clemenceau, Jaurès, Pressensé, Briand und ich anwesend. Rasch vergingen die Stunden. Jaurès ging auf und ab und hielt eine Rede, die am nächsten Tage als Leitartikel wiederkehren sollte. Pressensé unterbrach ihn mit seinen Darlegungen, auf die Jaurès nicht weniger ausführlich erwiderte. Clemenceau drechselte Phrasen und erzählte uns Geschichten über die Generale; Mathieu Dreyfus mahnte uns endlich an die vorgerückte Stunde und bat um unsre Beschlüsse. Wir aber wußten wahrlich nicht mehr, wo wir hielten. Da griff Briand ein. Er stellte den Gegenstand der Beratung mit einigen kurzen, schlichten Worten, denen alle Anwesende gerne Gehör schenkten, völlig klar und schlug eine Lösung vor, die sich aus seinen Ausführungen mit unvergleichlicher Logik zu ergeben schien. Er blies uns die von ihm gewünschte Entscheidung ein; dann aber waren es wir, die ihn nach einigen Augenblicken baten, diesem Antrage beizupflichten! Nach etlichen Einwänden nahm er an. Im Verlauf dieser Besprechungen wurden niemals andre als die von Briand angeregten Beschüisse gefaßt; hatten sie aber keinen Erfolg, lag die Schuld an uns, nicht an ihm. ‚Habe ich es Ihnen nicht vorausgesagt?‘ lautete dann stets seine Antwort.“

Zur Zeit, als mir der Meister diese Erlebnisse erzählte, spielte Briand als Justizminister in dem in den ersten Kriegstagen rekonstruierten Kabinett Viviani eine ziemlich untergeordnete Rolle. Ich fragte France, ob er glaube, daß Briand für einen wichtigern Posten ausersehen sei.

„Ich vermute, daß sich die Friedensverhandlungen unter seiner Ministerpräsidentschaft abspielen werden. Briand läßt schon jetzt überall das Gerücht verbreiten, er habe der Regierung unaufhörlich von der Abreise nach Bordeaux abgeraten und ihr die Verteidigung von Paris empfohlen. Stets spielt er die gleiche Rolle mit der gleichen Geschicklichkeit. Immer läßt er sich als Gegner unbeliebter Maßnahmen und als Anhänger von Entscheidungen darstellen, die von Erfolg gekrönt waren. Der Sieg an der Marne ist sein Werk!“

Conrad Ferdinand Meyer von Wolfgang Schumann

Für alle Dichter gibt es irgendeine hochtypische Situation, eine urcharakteristische Lage, die ihre Schaffensart sonderlich scharf beleuchtet...

Ich sehe C. F. Meyer gemäß einer von ihm selbst stammenden Aufzeichnung so vor mir: Der etwas dickliche, kurzsichtige, großgestalte Patrizier und Millionär liegt abseits der Fremdenwege auf einer Almwiese und schaut. Nicht so, was ihn umgibt, als was sich von innen her seiner Vorstellung aufdrängt. Zimmer, Gärten, Personen, Gemälde, Plastiken, Szenen, Verknüpfungen. Er muß ein Schauer von lebhaftester Gabe der genauen Vorstellung gewesen sein, der seine Gesichte lange festhalten, umfärben, umzeichnen, umkomponieren konnte und vor Allem, nach Liebermanns berühmtem Rezept, das „Weglassen“ verstand. Seine Prosa wie seine Gedichte machen den Eindruck, als seien sie mit der ganzen unerkaufbaren Ruhe eines begüterten Kulturmenschen, der schlechterdings nichts zu tun hatte, langsam und sicher angeschaut. Diese Ruhe mangelt selbst seiner leidenschaftlichsten Szene, seinem schmissigsten Gedicht nicht. Er hat immer Zeit gehabt, etwas ausreifen zu lassen, wie man es allgemein nennt, etwas so lange anzuschauen und zu vereinfachen, bis es die knappsten Profile, die gewisseste Farbe, die gespannteste Kompositionsform angenommen hatte.

Sicherlich war er, wie viele Schweizer, ein visueller Typ, ein gesichtlich konzipierender, nicht gehörlich oder aus der Bewegung. Was seine Werke dem Gedächtnis einprägen, sind neben einigen schlagenden Formeln Gesichte, Bilder, Schauungen. Eine Haltung, eine Physiognomie, ein lächelnder Mund, eine große Gebärde, eine Wiese mit darüber schreitender Gestalt, ein Gebirgsanblick, das „Gemälde“ eines Festes, einer Begegnung, einer heimlichen Tat. Das Dichten selber ist für diese Veranlagung eine eigentümliche Aufgabe: Umsetzen des Schaugebildes in Worte, Niederbringen der Vision in Satz und Satzfolge. Dabei hilft keine reiche sprachliche Vorstellung, kein starkes rhythmisches Vorempfinden, keine rhetorische Schwingung, keine klangliche Gereiztheit mit. Die Worte

stellen sich als Abbilder, ja als „Abbildner“, nicht als anspruchsvolle, eigenwillige Eigenwerte ein. Sie dienen dem Sichtbarmachen und machen wenig hörbar, interpretieren wenig Stimmung und motorische Typik. Der Dichter ruht und formt; er summt und lauscht nicht, er mimt nicht noch taktiert noch imitiert er bewegt Gesehenes. Er liegt auf seiner Matte im Grün, halbgeschlossenen Auges, schaut und prüft Worte und Sätze, ob sie als Abbildungen taugen. Er findet sie allmählich so sicher – er hat auch Zeit zu so viel Gefeil und Gebossel – , daß man zunächst überwältigt mitschaut und kaum merkt, wie schwach Meyer im Rhythmischen ist. Man muß schon – was schwer hält! – den ganzen ‚Hutten‘, das ganze ‚Engelberg‘ nach einander lesen, um innezuwerden, wie unempfindsam er gegen das tödliche, nichtssagende Klappern monoton wiederkehrender Banalrhythmen war. Seine besten Gedichte, unerhört plastische Visionen, von großen Gedanken umspielt, Wort für Wort Anschauung und Sinnschwere, sind in rhythmischer Hinsicht „neutral“, uninteressant. Das Höchste, was er zuweilen erreicht, ist ein raschpulsiger oder schweratmiger rhythmischer Faszinationseffekt mit ganz einfachen Reimen und Versfüßen ohne irgendein untraditionelles Ausdrucksmittel.

Seine Prosa – ich greife aus seiner stärksten Novelle, dem ‚Pescara‘ eine ganz beliebige Probe heraus:

> „Der Marchese ist völlig geheilt“, erwiderte Viktoria unschuldig. „Die Seitenwunde ist vernarbt sowie auch die schlimmere Stirnwunde. Er wird Eure Heiligkeit begrüßen, wenn er den Urlaub antritt, den ihm die Gnade des Kaisers zugesagt hat, und der uns Glückselige“ – sie sprach es mit jubelnden Augen – „auf unsrer Meeresinsel vereinigen wird. Aber er selbst verweigert sich denselben für ein Mal noch, weniger des politischen Horizonts wegen, der nicht heller noch trüber sei als sonst – so schreibt er – , sondern weil er grade jetzt das Heer ungern verlasse. „Der Mörder“, sagte sie lächelnd, „beschäftigt sich nämlich mit einer vervollkommneten Feuerwaffe und einem neuen Manöver. Das brächte er nun gerne erst zu einem Ergebnis. So hat er mich, die er anfänglich hier in Rom überraschen wollte, in sein Feldlager nach Novara beschieden, und ich reise morgen, nicht im Schneckenhaus meiner Sänfte, sondern im Sattel meines hitzigen türkischen Pferdchens. Hätte ich Flügel! mich verlangt nach den Narben meines Herrn, dessen Antlitz ich nicht gesehen seit jener berühmten Schlacht, die ihn unsterblich gemacht hat. Und so bin ich zu der Heiligkeit geeilt in der Freude meines Herzens, um mich bei Ihr zu beurlauben: denn das ist der Zweck meines Besuches.“ So redete Viktoria aufwallend und überquellend wie ein römischer Brunnen.

Das bedarf kaum einer Analyse. Stellen wie „sowie auch“, „denselben“ sind seelenlos geschrieben; Stellen wie „mich, die er anfänglich...“, „uns Glückselige“ oder „desen Antlitz ich nicht gesehen seit jener berühmten Schlacht, die...“ sind im Grunde als direkte Rede einer leidenschaftlichen, einer gar „aufwallenden und überquellenden“ Frau unmöglich in ihrer Hölzernheit und ermühten Gedrängtheit, der das belebende Zwischenwort, das Abbrechen und Wiederanheben, der persönliche Rhythmus noch mehr fehlt als der überpersönliche

dichterische. Es ist einfach Schriftsprache. Freilich, die Stelle hat wenig optischen Gehalt; ein solcher drängt sich nur bei der Sänfte, dem Pferdchen, den Narben zaghaft hindurch ans Licht der Schaubarkeit.

*

Warum ist er dieser Zeit so fern und fremd?

Künstlerisch ist er weder realistischer Abbildner noch Seelenzergliederer noch gar Bekenner. Er hat einmal geschrieben: „Dans tous ces personnages, même dans ce vilain Morone, il y a du CFM“; er wollte sich gegen den Vorwurf der Unpersönlichkeit verteidigen. Aber er vermochte nicht mehr anzuführen, als daß seine Gestalten etwas Blut aus seinen Adern hätten – nun ja! das ist für einen Dichter selbstverständlich, und er war ja kein „Portier“. Aber neben jedem Bekenner wirkt er dennoch kühl. Was hatte er der Welt zu sagen? Die Frage zielt auf das Letzte und Eigentliche. Die Wucht wirklicher dichterischer Größe will die Welt ändern. Meyer will die Welt nicht ändern. Oder wollte er es doch? Er hatte sein besonderes Verfahren. Ausschließlich auf der Vergangenheit hat sein Blick geruht. Und was er, langmütig betrachtend, daraus löste, in dichterischen Stoff umschaute und in dichterisches Gebilde umwandelte, war einzig das „Große“. Sein Sinn stand nicht nach Gestaltenfülle, nicht nach vielem Spiel der Menschen und mannigfaltiger, bunter Begebenheit. Nur nach monumentalen Personen und streng herausgegliederter, seriöser Handlung. Weltgeschichtliche Leute wie Thomas Becket, Gustav Adolf, Dante, der Marchese von Pescara, die herben Borgias bevölkern die Bühne seiner Prosa. Und nicht grade in Hausrock und Pantoffeln, sondern in Harnisch und Ornat, Feierkleid und Amtsgewand. Nie begibt sich das Durchschnittliche – wenn es sich begeben soll, mißglückt diesem Pathetiker sofort die Erzählung! – , immer das Bedeutsame. Und er unterstreicht, nicht allzu nachdrücklich zwar, die Bedeutsamkeit der Vorgänge mit moralischem Rotstift. Wiederum ist er nicht engherzig. Er übermalt die „Sünde“ nicht, er verkleinert nicht die Bosheit, er erkennt das relative Recht des Unrechts an. Doch triumphiert die Gerechtigkeit: Jürg Jenatsch fällt in tragischer Szene der gerechten Rächerin zum Opfer; Giulio Este sühnt Hochverrat nach innerer Umkehr; Heinrich von England wird von Schuld erdrückt; Hutten versöhnt sich mit dem „dorngekrönten Bruder“. Hochgedachte, hochgestimmte protestantische Pathetik, ein erdenkundiges Christentum setzt die Akzente in Meyers Weltbild. Auf eine noble Art wird „Gottes Finger“ nachgewiesen.

Alles in Allem schießt Meyer ungeheuer weit – viel weiter, als seine Zeitgenossen Storm, Keller, Fontane, Heyse meistenteils auch nur zielen. Er erkauft die Vollendetheit wahrhaft groß gesehener und großzügig ausgestalteter Gebilde mit einem Verzicht auf wirklich letzte Problemstellungen. Seine Welt ist einhellig, abgerundet, klar, bedeutungsschwer, sie ist des Nachdenkens wert. Aber ihr fehlt Entscheidendes, das die Welt geringerer Könner – ich nenne auch hier wieder Fontane – zuweilen hat. Ihr fehlt das Stück Irrationalität, damit

das frei angeschaute Leben den Furchtlosen noch schreckt und den Furchthaften grausig lockt. Ihr fehlt die Infragestellung des Letzten. Sie ist arm an unbegreiflichen Triebgewalten; ihre Menschen wandeln sich, aber sie durchlaufen keine transgeometrischen Bahnen. Entscheidend: Gottes Finger wird gezeigt; aber Gottes Walten wird nicht zum Problem erhoben. Der Dichter ist erschüttert; durch und durch. Aber er beherrscht sich und löst die Knäuel, waltet herrscherlich über dem Stoff. Er läßt kein Rätsel offen; er macht das Dunkle nicht schauerlich sichtbar; er zeigt Tragödien, aber er offenbart nicht eigne, durchlittene Tragik. Er hat, zuletzt, etwas Genießerisches. Er genießt das Spiel der Mächte, aber es scheint ihn wenig anzugehen. Es ist nicht grade l'art pour l'art. Doch trotz ethischen Tiefgangs ihr verwandt... Vielleicht will er die Welt ändern. Vielleicht zeigt er darum Gottes Finger. Aber die Beschwörung bleibt als solche schwach.

Darum ist er, das Kind einer geruhsam-betrachterischen Zeit der „Sekurität“, die Burckhardt pries, der Sohn eines „neutralen“ Volkes, der Angehörige aristokratischer und besitzender Oberschicht, dieser Zeit meilenfern und abgrundfremd. Man denke sich Meyer dem Weltkrieg gegenüber. „Gottes Finger“ in Wilhelms des Zweiten Lebenslauf aufweisend, in Ludendorffs Hasard... Vor den tausendtriebigen Wallungen dieser Jahre würde sein Auge sich schließen müssen, das allein Einzelne, nie Massen, wahlgefügte Schicksalsverkettungen, nie die transzendenten Gesetze der Völkererlebnisse erblickte.

*

Ist er dieser Zeit fremd, so ist er darum nicht tot. Große Gesichte, groß gestaltet, tragen überzeitliche Wertprägung. In Meyers Bestem pulst zuweilen der Herzschlag unantastbarer Schöpfung. Wer Spannweite und Lebensenergie des Mannes unzweifelhaft ertasten will, findet sie in einigen Gedichten am gewissesten. Neben gereimten Gebilden, die nichts sind als abgekürzte historische Novellen von genau derselben Art wie die prosaischen, wird hier zuweilen ein viel Menschlicheres laut, stöhnt ein Mund, zuckt ein Angesicht, krampft sich eine Hand. Man erfährt: Es war kein kleines Geschick, Conrad Ferdinand Meyer zu sein. Echte Lyrik von starker Wesenserfülltheit und leisem, aber tiefem Ausdruck. Daneben sogar ein Tasten nach solchem Welt-Erlebnis, wie die Novellen es nicht kennen, zum Beispiel ‚Haruns Söhne‘. In diesem merkwürdigen Gedicht wird die Würdigkeit und Wichtigkeit, mindestens die Alleinwürdigkeit und Alleinwichtigkeit der großen, pathetischen Helden, Könige, Fürsten, Künstler, edlen Frauen, Heiligen und Richter, die ganze „Welt“ Meyers plötzlich auf die Tragfestigkeit ihres Bodens hin geprüft, und um den König zu sichern gegen – was? gegen nur geahnte Schicksale! weiht sich ein Königssohn der dunklen Tiefe, der namenlosen Menge, dem „Volk“. Das Wort kommt selten vor bei C. F. Meyer. Es hat irgendeine versöhnende Bedeutung, es weist auf einen Rest irrationalen Wissens in diesem allzu schauklaren Geist hin, daß eins seiner bedeutendsten Gedichte von freiwilliger Hingabe an das Düster der Unteren handelt...

Oder: Vom Teufel geholt. Aber leider nicht von Knut Hamsuns. Und viel zu spät. Das ist ja nicht auszuhalten. Was soll uns denn das noch! Das ist mausetot, ohne, vor hundert Jahren, lebendig gewesen zu sein. Das konnte schon damals kein Leben haben, weil es zwischen zwei Zeiten, zwischen zwei literarische „Richtungen“ fiel, weil es sich zwischen zwei Stile gesetzt hatte. Weil es Goethe und Mozart mit den Mitteln eines tragischen Tieck vereinen wollte, aber nicht einmal diese beherrschte. Romantische Ironie mit sechs Leichen, die weder weinen noch lachen machen. Das Drama als Schwadronage. Also ohne den geistigen Charakter, zu dem, wenn nicht selbst Don Juan, so doch mindestens sein Gegenspieler verpflichtet hätte. Ein paar Prägungen, die sie einander zuwerfen, fruchten so wenig wie Sentenzen von Schiller, die an jeden Fleck passen. In ihrer Brust müßten ihres Schicksals Sterne sein; und sind es tatsächlich nur in ihren Larven, dank denen sie mit ihren hohen Urbildern verwechselt zu werden wünschen. Faust hat bekanntlich auch den Genußsüchtling in sich. Zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust. Grabbe möchte die zwei materialisieren. Aber statt daß nun der eine Kerl gewaltsam sich vom Dust hebt und der andre sich in derber Liebeslust mit klammernden Organen an die Welt hält, was höchstens überflüssig wäre, da es beträchtlich reizvoller ist, diesen typischen Kampf innerhalb eines Busens vor sich gehen zu sehen – stattdessen füllen die beiden Kerle vier Akte damit, sich um Donna Anna zu balgen, ohne daß von der irgendein Funke überspränge. Dabei ist Don Juan eigentlich reicher. Er trägt seine vier Ideale vor sich her: König und Ruhm und Vaterland und Liebe; und das vierte zu verwirklichen, ist er immerhin dem Renommee schuldig, von dem er hier zehrt. Aber zu diesem Faust dürfte sein Mephisto mit Recht sprechen: Was willst du armer Teufel geben! Nichts. Weder Leidenschaft noch Genie, weder Kraft noch Tiefe. Ein bißchen faulen Zauber, der ihn zwar nicht befähigt, den Nebenbuhler auszustechen, aber Tod und Verderben zu speien, nachdem ihn der ausgestochen hat. Ein Vers von Goethe, ein Takt von Mozart – und der ganze Spuk ist zerblasen. Ich bin bescheiden genug, sogar Dapontes Libretto vorzuziehen.

*

Als ich Abschied nahm, hatten die berliner Theater grade gezwungenermaßen auf eine Sommerspielzeit verzichtet. Als ich wiederkam, waren alle oder doch fast alle leer. Die Direktoren sind mannigfach bemüht, sie zu füllen. Unter anderm besuchen sie Zeitungsverleger und Chefredakteure und erklären ihnen, daß möglichst milde Kritiken nötig seien – nötig wozu? Dazu: fünfunddreißig Theatern diejenige Existenz zu sichern, zu der fünfundzwanzig oder noch mehr keinerlei Berechtigung haben. Ich weiß nicht, wie weit die Macht der Brotherren über ihre Theaterkritiker reicht. Aber meines Erachtens müßte der Maßstab umso strenger werden, je geringer die Zahlungsfähigkeit der Bevölkerung wird. Solche künst-

lichen Stützungsaktionen sind dazu bestimmt, zusammenzubrechen; und was fällt, das soll man auch noch stoßen. Der Gesundungsprozeß beginnt, sobald das Land innegeworden ist, daß es einen Krieg verloren hat und mit seiner gigantischen Schuldenlast nicht denselben Kunstbetrieb finanzieren kann wie anno dazumal, wo es herrlichen Zeiten entgegengeführt wurde. Ihm ist wieder auferlegt, den Pfennig zu ehren. Man hat aufgehört, darauafloszukaufen. Wer also nicht eine Leistung vermag, die das Publikum trotz der Misere zu ihm reißt, der übernehme eine Filiale des Butter-Klawe, aber fordere nicht unsre Schonung. Kritik kommt von krinein, und das heißt: sondern. Krankenpflege ist ein Beruf für sich. Unsrer ist: rücksichtsloser auszulesen denn je. Und da scheint mir eine tröstliche Bestärkung, daß die beiden einzigen Theater, die nicht zu klagen haben, die ‚Komödie' und die ‚Tribüne' sind. Hier sitzen die Leute beglückt vor Bernard Shaws lachender Weisheit, und dort wird John Galsworthys ‚Gesellschaft' wahrhaft bewundernswert gespielt, als seien Burgtheater und Comédie versunkener Jahrzehnte zurückgekehrt. Die Moral? Zerbrecht euch den Kopf. Bietet etwas. Arbeitet, statt zu beten und zu betteln.

*

Und laßt ‚Don Juan und Faust' in der Hölle der Langenweile, in die sie verdammt sind, noch bevor sie, viel zu spät, niederfahren. Wahrscheinlich hat, im Theater der Königgrätzer Straße, Barnowsky sich und Grabbe hochanständig aufgeführt. Wenn man nur länger als fünf Minuten hintereinander hinsehen und hinhören könnte! Ferne sei mir, dem Dramaturgen, der einen ‚Don Juan', von Molière, und den ‚Faust', von Goethe, dargestellt hatte und sich, eingedenk des neoberlinischen Wahlspruchs: Noch und noch!, von den zwei Kumpanen zusammen offenbar eine besondere Anziehungskraft erwartete, irgend eine seiner Streichungen zu verübeln. Schade, daß nicht ich hatte streichen dürfen. In César Kleins Dekorationen war ein Stück Geld gesteckt, für das man besser ein Orchester gemietet und den Beweis erbracht hätte, daß Mozarts Oper keines noch so geschmackvollen Malereiprofessors bedarf. Wie ich mir denke, daß man ‚Don Juan und Faust' inszenieren muß, verrat' ich nicht früher, als bis ich zu der Einsicht gekommen bin, daß man so was überhaupt inszenieren muß. Die Schauspieler fühlten die Hoffnungslosigkeit dieses Experiments und machten sich selber Mut dazu durch Geschrei. Etlinger ersparte dem Leporello keine Kulissenwirkung der Baßbuffo-Schablone. Kayßler hat eine Zeitlang gefeiert und entschädigt sich dafür durch einen Deklamiereifer, der Faustens Leerheit peinigend unterstreicht und sicherlich wieder nachlassen wird. Aus einer andern Welt der Schauspielerei stammt Rudolf Forsters Don Juan, dem man einmal in einer nicht künstlich erhitzten, sondern naturhaft heißen erotischen Dichtung begegnen möchte. Am meisten holt aus dem Textbuch Fritz Kortner, dem keine schwarze Stahlrüstung Scherz, Satire und Ironie verkümmert. Tiefere Bedeutung zu übermitteln, verhindert ihn Grabbe. Den möge ‚Hannibal' rehabilitieren!

Umgang mit Heiligen von Martin Beradt

In der Nacht verfiel Moritz Heimann in Agonie; am Morgen, gegen ½7, verschied er unter den Augen des Arztes. Seine Frau, die sich in der Charité-Straße einquartiert hatte, wurde gerufen; sie erschien sofort. Das Hemd, das den von jahrelangem Leiden entsetzlich abgemagerten Körper bedeckt hatte, wurde von ihr abgezogen. Um ½9 wurde der Leichnam, wie es hieß, in die Halle gebracht. Die Witwe verließ das Zimmer, der Sohn kam gegen ½10, darauf erschienen zwei Freunde und wiederum die Witwe, und gegen 11 begaben sich alle Vier in die Halle; hier sollte um 11 der Bildhauer die Maske abnehmen. Der Leichenwärter erklärte, er könne die Leiche noch nicht herbeischaffen, die Aerzte untersuchten sie. Die Wartenden schöpften Verdacht; als die Leiche schließlich nach 12 auf der Bahre hereingetragen wurde und der Bildhauer die Maske nehmen wollte, fand er die Leiche zwar noch nicht erkaltet, aber seziert.

Moritz Heimann hatte seinem Sohne vor seinem Tode gesagt, er wünsche, nicht seziert zu werden.

Diese Zerschneidung durfte auf Grund einer Verfügung des zuständigen Ministeriums ohnedies nicht früher als 24 Stunden nach dem Verscheiden vorgenommen werden. 24 Stunden mag eine zu lange Frist sein, weil innerhalb dieser Frist pathologische Veränderungen vor sich gehen, die den Forscher behindern. Aber eine gewisse Frist ist unbedingt zu wahren; eine Ermäßigung bis unter 12 Stunden haben selbst Pathologen nicht gefordert. Die Frist ist unentbehrlich, weil die Besorgnis vor der Möglichkeit eines Scheintodes in weiten Schichten verbreitet ist, vor Allem auch, weil die Angehörigen gerufen werden müssen und von ihnen die Zustimmung zu der Vornahme der Sektion erlangt werden muß. Diese Zustimmung ist nur entbehrlich bei einem durch ansteckende Krankheiten epidemischer Art herbeigeführten Tode, bei der Annahme oder Besorgnis eines Verbrechens, endlich bei einem besondern klinischen Interesse.

Moritz Heimann ist nicht an einer ansteckenden Krankheit epidemischer Natur gestorben; er ist viele Jahre an einer schweren Verkalkung der Adern hingesiecht. Ein Verbrechen hat Niemand angenommen, Keiner befürchtet. Ein besonderes klinisches Interesse, das die Vornahme der Sektion ohne die Zustimmung der Angehörigen gerechtfertigt hätte, hat der bedeutende Internist, in dessen privater Station Heimann litt und starb, verneint. Die Angehörigen waren nicht nur erreichbar; sie standen neben der Leiche.

Wie war es möglich, daß die Sektion ohne Zustimmung der Witwe und des Sohnes vorgenommen wurde?

Wie konnte es geschehen, daß sie 4 Stunden nach dem Tode erfolgte?

Mußte an Heimann, der jedes Leiden durchlitten hatte, auch dieses Leiden vollstreckt werden?

Als der Arzt, ihm wohlgesinnt, in den letzten Wochen einmal zu ihm sagte, er solle sich keine Gedanken machen, weinte

Heimann auf und sagte: „Ich habe ja schon lange keinen Gedanken mehr.“

Warum mußte grade diesem Leidenden dies geschehen?

Bei seiner Bestattung, als wenige Schaufeln Erde den Kasten zudeckten, in dem Heimann lag, und die ihm zu Grabe Folgenden einige Schritte beiseite getreten waren, sagte ein Leichengräber zum andern, wohl weil er gehört hatte, daß ein Schriftsteller bestattet wurde, und weil in dem Gefolge die Gestalt Gerhart Hauptmanns sichtbar war — sagte dieser Totengräber, schaufelnd, in Shakespearescher Manier: „Hier bekommt man vielleicht noch ein Theaterbillett.“

Heimanns erlauchte Gestalt verdiente nicht, wehrlos gemacht, wider ihren Willen den Händen von Forschern oder Studenten überlassen zu werden, die kaum gewußt haben, in den Körper welches Mannes sie ihre Messer senkten, und die ihn, wenn auch sicherlich nicht nach Shakespearescher Manier, aber vermutlich gleichgültig gegen die tote Masse Mensch, behandelt haben dürften.

Heimann hat keinen Kampf gescheut, den er im Geiste für Andre auskämpfen konnte. Der Weg, den er ging, war für Viele der Weg, auf dem sie gingen. Ist unter Verletzung der gegebenen Bestimmungen an der Leiche Moritz Heimanns so gehandelt worden, damit erkannt werde, wie in der Charité auch an Andern gehandelt wird? Oder ist es wiederum Heimann auferlegt gewesen, für die Andern still-, für die Andern auch dieses auszuhalten ?

Caillaux und Stumm von Morus

Caillaux in Washington

Auf Termin zu siegen, ist fast noch riskanter, als auf Termin Effekten zu kaufen. Das hat sich, seitdem der alte Haeseler am Sedanstag von 1914 in Paris frühstücken wollte, noch nicht geändert. Auch das Siegesprogramm des Finanzministers Caillaux hat sich nicht bewährt. Der Dampfer ‚Paris‘ hat ihn zwar sicher und pünktlich von Le Havre nach New York getragen, und ebenso pünktlich hat Caillaux, wie er sichs vorgenommen hatte, am folgenden Freitag die Rückreise angetreten. Das Einzige, was nicht programmäßig verlief, war der Erfolg. Nach den französischen Bulletins aus Washington war der Sieg des Herrn Caillaux zum Greifen nahe. So nahe, daß ein Mitglied der französischen Kommission die so gut wie angenommenen französischen Vorschläge veröffentlichte. Diese Veröffentlichung haben dann die Anmerikaner als Vorwand benutzt, um am letzten Tage voll Entrüstung Nein zu sagen. Und Caillaux, der Terminsieger, mußte ohne den Schuldenvertrag abfahren.

Der französische Mißerfolg ist nicht nur eine Folge des schneidigen, allzu siegesbewußten Auftretens des französischen Finanzministers, sondern Frankreich ist offenbar bei den Verhandlungen über die interalliierten Schulden zu sehr im Stil der Reparationspolitik verfahren. Frankreich als Reparationsgläubiger hat manchen Anlaß, möglichst schnell hohe Jahreszahlungen zu bekommen. Die Versuche des ersten Lon-

doner Reparationsplans von 1921, die Deutschland auferlegten 132 Milliarden verhältnismäßig rasch, in 30 Jahren, durch riesenhafte Annuitäten zu tilgen, hat sich nicht durchführen lassen, aber das Prinzip des Dawes-Plans und des zweiten Londoner Reparationspakts ist doch ganz ähnlich: die Hauptsache bleibt, daß der Gläubiger möglichst rasch etwas sieht. Das reiche Amerika hat solche Hatz nicht nötig. Es kann warten, und es will warten. Aber mit der äußerlichen Korrektheit des angelsächsischen Kaufmanns will es bezahlt sein, Cent auf Cent.

Der psychologische Fehler der Franzosen war augenscheinlich, daß ihre Vorschläge zu sehr darauf ausgingen, die kapitalisierte Endsumme zu verringern und, ähnlich wie das in Deutschland von Simons bis Cuno beliebt war, durch Rechenkunststücke bei der Verzinsung und Amortisation möglichst viel von ihrer Vier-Milliarden-Dollar-Schuld wegzudividieren. Aber in den Büros des Schatzsekretärs Mellon versteht man sich auf Rentenrechnung ebenso gut wie im Louvre, im Ministerium des Herrn Caillaux, und die Entdeckung solcher Rechenmanöver trägt nie dazu bei, Finanzverhandlungen zu erleichtern. So ist das letzte französische Angebot, bei 2½prozentiger Verzinsung in 62 Jahren ins Reine zu kommen – ein Vorschlag, der schon doppelt so hoch war wie der erste – , ins Wasser gefallen, und Caillaux konnte nichts nach Hause bringen als die Anregung der Amerikaner, auf fünf Jahre ein Provisorium abzuschließen und dann den endgültigen Schuldenvertrag aufzusetzen.

Die Folge? Der Franc ist abermals um einige Points gesunken und das Pfund von 102 auf 105 gestiegen, wozu freilich das Anwachsen der nicht fundierten Staatsschuld um 1½ Milliarden und die daraufhin zu erwartende Vermehrung des Notenumlaufs mitgeholfen haben. Das Gegenmittel der Goldanleihe hat sich, wie nach deutschen Erfahrungen zu erwarten war, als viel zu schwach erwiesen, und zu Goldsteuern hat sich bisher auch Caillaux nicht aufschwingen können. Statt dessen versucht er, wie seine Vorgänger, die durch den Abbruch der Washingtoner Verhandlungen hervorgerufene Franc-Baisse dadurch zu bezwingen, daß er Amerika mit seinen eignen Waffen schlägt und den Hundert-Millionen-Dollar-Kredit John Pierpont Morgans zur Stützung des Franc benutzt.

Es soll nicht unvermerkt bleiben, daß bei den französisch-amerikanischen Schuldenverhandlungen zum ersten Mal die deutsche Öffentlichkeit nicht Musik zugunsten des französischen Vertragskontrahenten gemacht hat. Auch der Mißerfolg des Herrn Caillaux hat nicht mehr ganz das übliche Freudengeschrei geweckt. Bis weit in die Rechte hinein scheint man allmählich doch zu bemerken, daß es Deutschland noch lange nicht gut geht, wenn es Frankreich schlecht geht.

Die Sanierung des Stumm-Konzerns

Daß Stumm auch schon so weit ist, kam immerhin unerwartet. Die langen und vergeblichen Kreditgesuche der Frerichs-Werft in Einswarden bei Oldenburg waren zwar ein Warnungssignal; aber man hat sich ja schon daran gewöhnt, daß große Konzerne die ihnen angeschlossenen kleinern Firmen in

böse Schwierigkeiten geraten lassen, ohne auch nur den Finger zu rühren. Warum sollten es die Stumms bei Frerichs nicht ebenso machen, wie es Phönix und Otto Wolff bei der verkrachten Reiherstieg-Werft gehalten haben?

Aber die Kalamität beim Stumm-Konzern saß doch tiefer. Vor Allem drängten die ausländischen Gläubiger auf Geld, und das genügte, um die Stumm-Krise zu einer res publica zu erklären. Also tagten die Sanitätsräte unter Schachts Vorsitz in der Reichsbank, das Reichswirtschaftsministerium entsandte einen Ministerialdirektor, und für Preußen agierte, emsig wie immer, der Staatssekretär Weismann. Daß sich diesmal Alles etwas leiser vollzog als bei Stinnes und auch der Zeitungswald nur mäßig rauschte, hatte seine Ursache vornehmlich darin, daß Jacob Goldschmidt, der Großinformator der Berliner Handelspresse, nicht an der Tête war. Die Hauptbeteiligten waren die Deutsche Bank und die Dresdner Bank, und sie werden am längsten „stillhalten“ müssen, denn erst müssen einmal die beiden großen Auslandsposten, 15 Millionen und 5 Millionen Mark, in Ordnung gebracht werden, wenns keinen Krach geben soll.

Obwohl als Kreditgeber, wie bei Stinnes, ein Stützungskonsortium von 20 Großbanken und Bankiers fungiert, so scheint doch unzweifelhaft, daß die eigentlichen Geldgeber das Reich und Preußen sind, nur mit dem Unterschied, daß der preußische Staat nicht erst durch die Seehandlung billige Kredite gewährt und hinterher beim Ausverkauf sich einige Objekte sichert, sondern von vorn herein bestimmte Ansprüche stellt. Wenn schon der mit Steuern überernährte Fiskus als seine Aufgabe ansieht, Inflationskonzernen – denn auch der heutige, mit Reichsabfindungen und französischen Kaufgeldern im Jahre 1920 aufgebaute Stumm-Konzern ist ein reines Inflationsgebilde – hilfreich unter die Arme zu greifen, dann ist besser: er beteiligt sich aktiv an dem Geschäft, als daß er, ein stiller Dulder, darauf wartet, was die Andern übrig lassen.

Da Preußen sich ein Vorkaufsrecht auf die Kohlenzechen König Wilhelm, Achenbach und Aplerbeck gesichert hat und die Notwendigkeit des Verkaufs recht wahrscheinlich ist, so wäre mit einem Schlage reichlich die Hälfte der Stummschen Werte außerhalb des Saargebiets weg. Von einem kleinen „Abbau“ ist also auch hier keine Rede. Ob die räumlich verzettelten Stummschen Eisenwerke sich organisatorisch werden zusammenhalten lassen, wenn ihnen die Kohlenbasis entzogen wird, ist zweifelhaft. Aber Preußen wird – gleichviel, wie die Interessengemeinschaftsverträge liegen – gewiß mit größerer Rücksicht vorgehen als Privatkäufer. Die ganze Abwicklung ist sehr großzügig auf zwei Jahre befristet worden, sodaß der Staat wirklich Alles getan hat, um die Konservierung des Stummschen Besitzes zu ermöglichen. Wenn der Staatssekretär v. Schubert mitsamt Herrn v. Kühlmann und den andern Diplomaten der Stumm-Dynastie die Sanierung ihrer Werke eigenhändig arrangiert hätten – es hätte nicht besser gehen können. Zum Dank dafür wird das Kabinett Braun jetzt von den Stumm-Parteilern bezichtigt, daß es sich an altem deutschen Industriebesitz vergreift, um heimlich zu sozialisieren.

George Grosz als Schriftsteller

Ausnahmsweise hat George Grosz mit der Feder nun einmal nicht deutsche Offiziere und die ihnen adaequaten Demokraten aufgemalt, sondern er hat mit der Feder etwas geschrieben, ein kleines Bändchen: ‚Die Kunst ist in Gefahr‘, das er und Wieland Herzfelde gemeinsam als Autoren zeichnen (und das im Malik-Verlag zu Berlin erschienen ist). Es lohnt die Lektüre.

Es ist nämlich sehr interessant, zu sehen, wie ein völlig unliterarischer Geist, einer, der im Leben besser Bescheid weiß als in Bibliotheken, zu denselben Resultaten kommt wie die abstrakten Radikalen, die die russische Revolution vorbereitet haben. An eine direkte Beeinflussung kann ich bei der mir bekannten Veranlagung Groszens nicht glauben.

Jeder sieht eine Welt, in deren Mittelpunkt er steht, und das ist menschlich gut so. Die Auffassung der Autoren, manchmal jungenshaft frisch entwickelt und immer ehrlich, bildet den äußersten und schärfsten Gegensatz zur Kunst um der Kunst willen und spricht den Bemühungen der Kunsthistoriker und der Maler, die jene übrig gelassen haben, jede Bedeutung ab. Konklusion: „Der heutige Künstler, wenn er nicht ein Leerläufer, ein antiquierter Blindgänger sein will, kann nur zwischen Technik und Klassenkampfpropaganda wählen. In beiden Fällen muß er die reine Kunst aufgeben.“

Folgt ein Aufsatz über ‚Paris als Kunststadt‘, den ich nur Zeile für Zeile unterschreiben kann. „Paris ist heute nicht mehr das Zentrum der Kunst, ein solches Zentrum gibt es nicht mehr.“ Auf ein paar Seiten ist nichts über französische Kultur und Alles über deren Auswirkung und ihre Bedeutung für die Welt gesagt. Keinem bunten Vogel sei verwehrt, zu singen — aber er soll nicht hergehen und sein Gesinge den Andern als das Wichtigste auf der Welt aufoktroyieren. Die meisten Vögel singen heute um des Futters willen. Und mir scheint in der Tat das schönste Gedicht von Paul Géraldy nicht so viel wert zu sein für diese Welt wie etwa ein Buch unsres prachtvollen Franz Carl Endres. Ich weiß schon: sie sind inkommensurabel. Aber ich will nicht messen — ich will essen.

Die kleine Selbstbiographie, die Grosz dem Bändchen eingefügt hat, und in der kein Wort über seine „Entwicklung“, aber Alles über unsre Entwicklung steht, zeigt, was er ist: ein seltener, unerbittlicher, klarer und natürlicher Kämpfer.

Ignaz Wrobel

Polizei und Fememorde

Das Berliner Polizeipräsidium Abteilung I A hat in diesen Tagen der Presse die erste Mitteilung über einen Fememord zugehen lassen: den Fall des Schützen Pannier, von dem bis dahin in der Öffentlichkeit noch nichts bekanntgeworden war. Das ist — nach zweieinhalb Jahren — immerhin so etwas wie eine Tat. Insbesondere, nachdem sich herausgestellt hat, daß sämtliche Täter und Mittäter dieses Verbrechens von der Polizei eingelocht werden konnten.

Aber ein Umstand ist da, der diesem, — der Polizei wohl zu gönnenden — Triumph einen bittern Nachgeschmack gibt. Das offiziöse Communiqué wendet sich nämlich mit unmißverständlicher Geste gegen „eine Presse, deren voreilige Veröffentlichungen“ die polizeiliche Aufklärungsarbeit gestört hätten.

So weit, so schön. Der Herr Offiziosus hat, vorsichtig gesagt, etwas unvorsichtig gehandelt oder mindestens geschrieben.

Es ist nämlich kaum zu bestreiten, daß die Polizei zum Wenigsten die zweieinhalb Jahre Zeit gehabt hat, sich der Aufklärung der -nzig Fememorde ungestört von der Presse zu widmen.

Unsres Wissens ist in dieser Zeit weder die Aufdeckung eines einzigen Fememordes von amtlicher Seite der Öffentlichkeit bekannt gegeben worden, noch ist auch nur eines der paar bisher anhängig gemachten Verfahren wegen der Fememorde, die die Schwarze Reichswehr um Berlin herum im Jahre 1923 verübt hat, bis zur Verhandlung gediehen. Im Gegenteil: das Mordverfahren gegen Schieburr und Genossen bei dem Landgericht in Landsberg wurde, nachdem es Anfang des Jahres 1924 zuerst einmal „vorläufig eingestellt“ gewesen war, erst nach Beginn der Presse-Campagne, insbesondere nach den Publikationen der ‚Weltbühne‘ wieder eröffnet. Wo ist danach das Recht der Polizei, die Störung der amtlichen Aufklärungsarbeit zu beanstanden?

Heute ist die öffentliche Meinung Deutschlands, die bis vor kurzem überhaupt von der Möglichkeit und der Tatsächlichkeit solcher Fememorde nichts geahnt hat, an der endgültigen Liquidation dieser Verbrechen in hohem Maße interessiert.

Sie darf verlangen, daß ihr endlich in unzweideutiger Weise von amtlicher Seite alle die Mitteilungen verbürgt werden, deren Kenntnis sie sich bis heute nur durch journalistische Initiative verschaffen konnte.

An die Abteilung I A aber haben wir jetzt die Forderung zu richten, daß sie mehr als bisher den Bedürfnissen der Bevölkerung Rechnung trage, die endlich einmal unter dieses traurigste Kapitel moderner deutscher Geschichte einen dicken Schlußstrich ziehen will. *Berthold Jacob*

Müller und Chouldsay

Kürzlich trug in einer Freien Stadt an der Ostsee ein mir nahestehender Herr vor, was er gegen den landläufigen Sozialismus auf dem Herzen hat. Er ließ durchblicken, aber sehr, daß er Sozialist, doch kein „organisierter“ sei. Nach dem Vortrage äußerte sich Müller, Redakteur der ‚Volksstimme‘, dahin: „Die Vorwürfe gegen uns Sozialdemokraten waren zum Teil berechtigt, aber es ist unverschämt von einem Außenstehenden, sie zu erheben!“ Eine Woche später kritisierte mein Freund, der Selbe, in der oppositionellen Wochenschrift einer europäischen Hauptstadt den sogenannten Weltfriedenskongreß. Was den Pazifismus anlangt, so kann man den Mann schwer als Außenstehenden bezeichnen; denn seit Jahren ist er in einer pazifistischen Gesellschaft „organisiert“. Deshalb äußerte sich Chouldsay, Sekretär der ‚Welt-Union für ewigen Völkerfrieden und französische Wehrpflicht‘, dahin: „Die Vorwürfe gegen den Friedenskongreß waren zum Teil berechtigt, aber es ist schamlos von einem Pazifisten, sein eignes Nest zu beschmutzen!“

Wenn also die Kritik eines außenstehenden Zielgenossen unverschämt und die eines innenstehenden schamlos ist, dann hat das Recht, zu kritisieren, einzig der Zielgegner. Das Monopol, den Vulgärsozialismus, den Vulgärpazifismus unter die Lupe zu nehmen, besitzt, wenn es nach Müller und Chouldsay geht, der Deutschnationale, So kommen wir ganz gewiß weiter!

Kurt Hiller

Der Sonderberichterstatter

Abgesehn von der berühmten Katze,
die seit gestern nicht mehr aktuell,
blitzt aus jedem locarneser Satze
seines Geistes Flamme, strahlend-hell.
Zwar, vom Pakten weiß er keine Bohne,
doch er schildert – angeregt und leicht – ,
daß Briands veraltete Melone
etwa Charlie Chaplins Hütchen gleicht.
Nicht nur Luthers Gang zur Waldkapelle,
auch die Stresemannsche Fieberglut
meldet Jenner mit bedächt’ger Schnelle,
und wir ahnen, was sich draußen tut.
So wird Kellnertratsch zum Leitartikel,
den wir lesen, weil er fett gedruckt.
Und so meldet jedes Locarnickel,
wer sich räuspert und wer spuckt.

Karl Schnog

Leser. Euer Vertrauen zur ‚Weltbühne', von der Ihr euch langsam gewöhnt habt Rat und Hilfe in nahezu allen Angelegenheiten des Lebens zu erbitten und zu erwarten, rührt mich tief und immer tiefer. Da schreibt ihr, zum Beispiel, einer von euch: „Könntest du mir wohl dazu verhelfen, mit jungen Pazifisten, die ein Zupfinstrument einigermaßen beherrschen – Mandoline, Mandola, Guitarre, Laute – , ein Zupfgeigenorchester zu begründen? Leider habe ich nicht genügend Geld, um entsprechend zu inserieren, auch fehlt mir ein für Proben geeigneter Raum mit Klavier. Ich selbst bin 20 Jahre alt, bin sehr musikalisch, habe lange Jahre Klavierstunde gehabt, spiele auch ziemlich gut Mandoline und leitete als Schüler bereits in Thorn ein größeres Streichorchester." Dem Manne kann geholfen werden – kann ihm geholfen werden? Dann ist der Verlag der Weltbühne zur Vermittlung bereit.

Preußisches Justizministerium. Wenn du auch sonst nicht grade ein Musteretablissement bist: für die Erheiterung der Zeitgenossen sorgst du mit jeder Nummer deines Justizministerialblattes. In der Nummer vom 25. September, zum Beispiel, ist zu lesen: „In Abänderung und Ergänzung der Absätze 2 und 3 der AV. vom 6. Juli 1920 erhalten die außerplanmäßigen Beamten der Strafanstaltssekretärlaufbahn folgende Amtsbezeichnung: vor der Prüfung ‚Strafanstaltssekretäranwärter'..." Sodaß wir uns auf Strafanstaltssekretäranwärtersgattinnen gefaßt machen können. Nach der Reichsverfassung gibts keine Titel mehr? Tut nichts: wir sind nicht im Reich – wir sind in Preußen.

Bielefelder. Sie bitten alle Bielefelder Leser der ‚Weltbühne', dieser ihre Adresse mitzuteilen, damit Sie einen Treffpunkt für sie schaffen können.

Allgemeine Verlagsanstalt München. Du hattest zwei Bücher herausgegeben: ‚Der moskowitische Eros' und ‚Persische Liebesgeschichten'. Beide wurden für unzüchtig erklärt. Gerichtsverhandlung. Deine Sachverständigen? Professor F. A. Schmidnoerr; Karl Henckell; Professor Artur Kutscher; Professor Fritz Strich; Alexander v. Gleichen-Rußwurm; Dr. Kurt Martens. Ihre ausführlichen Gutachten, zusammen neun große Seiten lang, liegen mir vor. Alle sechs Männer nennen, jeder mit andern Worten, diesen Prozeß einen groben Unfug. Der Sachverständige der Staatsanwaltschaft Freiherr v. Mensi-Klarbach hat sich, wie Du mir schreibst, „nicht unbedingt gegen die Bücher zu entscheiden vermocht und sich zumal am Ende der Verhandlung sichtlich den von der Verteidigung beigebrachten Gutachten anzuschließen gesucht". Ergebnis? 3000 Mark Geldstrafe. Das ist nun das schwarzblaue Bayern? Das ist leider, das Deutschland von heute, die freieste Republik der Welt.

Friedensbund der Kriegsteilnehmer. Ihr richtet einen Offenen Brief an Severing und wünscht, daß ich davon Kenntnis nehme und gebe. Nichts lieber als das. Severing hat sich in zwei Reden gerühmt, kein Pazifist zu sein. Ihr empfindet das als eine „Ohrfeige" und schreibt ihm: „Wenn nicht einmal ein führendes Mitglied der Sozialdemokratie, die doch laut neuestem Programm pazifistisch sein soll, den Sinn der Nie-wieder-Krieg-Bewegung erfaßt hat – was sollen wir dann erwarten von den Massen der Partei? Trotzdem, Herr Minister, wir danken Ihnen für die Ohrfeige! denn sie ist uns ein Beweis dafür, daß unsre Arbeit erst im Anfange steckt. Sie ist uns ein Beweis dafür, daß wir noch eine riesige Arbeit leisten müssen, damit die Menschheit begreift, ‚daß man nicht warten darf, bis der Andre abrüstet, sondern daß man selbst die friedliche Gesinnung zeigen muß, um sie von dem Andern zu fordern. Mögen Sie immerhin glauben, daß wir noch einmal ‚gezwungen' sein könnten, ‚deutsche Kultur,

deutschen Geist und deutsche Sitte gegen einen friedlosen Nachbarn zu verteidigen‘: wir werden nicht ruhen in unsrer Arbeit und immer wieder die Menschheit aufrütteln gegen den Geist von 1914! Nie wieder Krieg! trotz alledem.“ Bravo!

Hellmut v. Gerlach. Nach Kenntnisnahme des Kapitels V Ihrer Erinnerungen an die Große Zeit hat Dr. Heinrich Braun Ihnen einen Brief geschrieben, auf den Sie ihm folgende Antwort zu geben wünschen: „Sie machen mich darauf aufmerksam, daß mir in meinen Erinnerungen an Lily Braun ein Irrtum unterlaufen ist. In der Tat war ihr Sohn damals, als die von mir skizzierte Unterredung stattfand, schon 17 oder 18 Jahre alt und beim Militär, allerdings hinter der Front. Lily Braun hat ihn später nicht vor der Front zu bewahren gesucht; im Gegenteil. Wie Sie freilich in meiner Darstellung eine Verunglimpfung von Lily Braun zu erblicken vermögen, ist mir unverständlich. Meine irrige Annahme, eine Mutter suche ihren Sohn vor den Gefahren der Front zu schützen, scheint mir Alles eher darzustellen als eine Verunglimpfung. Ich bin freilich nur Pazifist.“

Rundfunkhörer. Eine von den Zuschriften in Sachen des „Rundfunks“, auf die ich zurückzukommen versprochen habe, teilt mit, daß in Berlin ein ‚Bund der Rundfunkhörer‘ gegründet worden ist. Durch einen engen Zusammenschluß der Rundfunkhörer bezweckt der Bund eine Verbesserung und Erweiterung der Programme, eine Verbilligung der Gebühren des Rundfunks und die Abstellung von Mißständen im Funkwesen. Ferner sollen den Mitgliedern unentgeltlich Informationen über alle Rundfunk-Angelegenheiten gegeben werden. Geschäftsführer des Bundes ist Herr Kurt Frey in Berlin, Friedrich-Straße 59, Merkur 8372, der zu jeder Auskunft bereit ist. Hoffentlich stimmt er Allen zu, die die wichtigste Aufgabe seines Bundes darin erblicken, der chauvinistischen, monarchistischen, militaristischen, nationalistischen Propaganda des Rundfunks ein Ende zu machen.

Justizmörder. Seid selbst Ihr besserungsfähig? Man hört davon, daß dem Antrag auf Einleitung des Wiederaufnahmeverfahrens im Fall Heinrich Wandt endlich stattgegeben werden soll. Endlich — nachdem der völlig schuldlose Mann, den Ihr zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt habt, zwei Jahre davon hat absitzen müssen!

Hugo Niederastroth. Sie haben in einem Aufsatz der ‚Friedenswarte‘ von September unter dem Titel ‚Reparationen und Kriegsschuld‘ mit neuen Argumenten den Nachweis geführt, daß man in der Begleitnote zum Versailler Vertrage nie und nimmer eine Erläuterung des Artikels 231 sehen könne, und daß es deshalb nichts sei mit dem sogenannten erpreßten Schuldbekenntnis. Sie glauben, damit der Völkerverständigung genutzt zu haben, und wundern sich, daß diejenigen Blätter, die auf ihre Feststellungen unbedingt hinweisen müßten, das ablehnen mit der Begründung, dazu fehle ihnen der Raum. Sie haben wohl noch nicht lange mit der Presse zu tun? Als ich nach vier Monaten das Festland wieder betrat, hatte die erste Großstadtzeitung von 8 Seiten, die ich mir kaufte, folgenden Inhalt: 1¼ Seiten Politik, ⅛ Seite Wirtschaft, ⅜ Seiten Film, ¼ Seite Lokales, ½ Seite Inserate, 5½ Seiten Sport. Das entspricht haargenau den Interessen des deutschen Publikums, denn sonst würde die Zeitung, die ja nichts will als diesen Interessen dienen, eben anders zusammengesetzt sein. Daß durch die bewußt falsche Auslegung des Artikels 231 die ganze Welt in Unruhe gehalten wird, ist Nebensache. Hauptsache sind die heimischen circenses.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

XXI. Jahrgang 20. Oktober 1925 Nummer 42

Warum auch Locarno Stückwerk bleiben muß von Hans Natonek

Warum auch Locarno Stückwerk bleiben muß?

Weil schwer bewaffnete Staaten mit einem unfreiwillig entwaffneten Staat verhandelt haben.

Weil die Furcht vor dem Kriege und seinen Folgen, die würgende, furchtbare Angst, die das treibende Motiv der europäischen Garantiepolitik ist, niemals die gleiche beruhigende Sicherheit geben kann wie der unbedingte Wille zum Frieden.

Weil die Juristen mit ihrem Paragraphenwerk sich ein wenig komisch und pitoyabel vorkommen müssen, solange die Mächte der Armeen und der Kriegsindustrie, die ihren eignen Gesetzen folgen, jede juristische Abmachung über den Haufen werfen können.

Weil in dem allgemeinen Friedenswunsch – den nur Verbrecher und Wahnsinnige nicht teilen – eine verborgene Unwahrheit lauert, solange man die Werkzeuge des Krieges weiter bestehen läßt. Und weil eine verborgene Unwahrheit in der Politik, wie eine Blutkrankheit, eines Tages doch offenbar wird.

Weil die Parteien der Verbrecher und Wahnsinnigen, die, wenn auch geschwächt, immer noch existieren, hinter sich die Macht der Kriegsmaschine und des Kriegsinteresses fühlen.

Weil die endlose Debatte über Ostpakt und Durchmarschartikel das uneingestandene Eingeständnis war, daß der nächste Krieg um das von Versailles geschaffene Elsaß-Lothringen des Ostens gehen wird.

Weil die Garantiepolitik eine Politik des unbefriedigten, mißtrauischen Europa ist, das, unfähig, den Krieg als politisches Instrument zu vernichten, ihm den Rechtscharakter des Strafvollzuges verleiht.

Weil man weder willens noch fähig ist, im Osten Deutschlands eine gerechte Grenze herzustellen, ohne aus dieser Unfähigkeit, die möglicherweise durch die ethnographischen Verhältnisse bedingt ist, die logische Konsequenz zu ziehen: durch radikalste Abrüstung, Entwaffnung bis ins Mark zu verhüten, daß der Bestand Europas um einiger Grenzgebiete willen in Frage gestellt werde.

Weil die Furcht vor dem Kriege noch immer übertroffen wird vom Respekt vor der Waffe.

Weil man trotz der schlechten Erfahrung, die man seit Genua immer wieder gemacht, es dennoch unterlassen hat, auch dieser Konferenz die Abrüstungskonferenz vorangehen zu lassen. Um wieviel leichtere Arbeit hätten die Juristen gehabt,

um wieviel sicherer wären die Sicherheiten, wenn die Generalstäbe im Hintergrunde verschwunden wären!

Und endlich: weil die Hartnäckigkeit des entwaffneten Verhandlungspartners den Bewaffneten in seinem Glauben an die Unentbehrlichkeit seiner Rüstung bestärkt. Anstatt den vermeintlichen Fluch der angeordneten Entwaffnung durch nachträgliche Freiwilligkeit in eine Segnung zu verwandeln, züchtet man in sich ein bitteres Unterlegenheitsgefühl hoch und macht den Andern die Waffe zum Vorwurf, nicht, weil man sie verabscheut, sondern weil man selbst eine haben möchte. Das Gefühl, infolge der Waffenlosigkeit nicht als gleichberechtigter Partner verhandeln zu können, schafft jenen von den Ententepolitikern oft bemerkten deutschen Starrsinn. Es gibt unter den deutschen Politikern keinen Rathenau, der begreiflich zu machen verstünde, welch ein ungeheures Plus die Waffenlosigkeit sein kann. Es bleibt also, um das Ergebnis der Verhandlungen über die Sicherheit wirklich zu sichern und die unter dem ewigen Gefühl des Zurückgesetztseins (Minderwertigkeitspsychose) leidende deutsche Seele gesund zu machen, nichts weiter übrig, als die unfreiwillige Entwaffnung Deutschlands durch eine allgemeine freiwillige Abrüstung zu krönen.

Die Differenz mit der KPD von Kurt Hiller

Leute, die, wie in Nummer 41 der ‚Weltbühne' Herr Friedrich Schwag, den schöpferischen Geist in Gänsefüßchen stecken und ihn witzig mit Gespenstern in eine Reihe tun, sind allerdings nicht des „Hochmuts" verdächtig, wie angeblich wir Andern, die wir in den Staaten den Geist herrschend machen wollen, sondern nur verdächtig der tiefen Gequältheit durch das Bewußtsein, selber seiner nicht teilhaftig zu sein. Es gehört keine extrafeine Psychologennase dazu, um hinter dem Spott die Melancholie zu wittern, und diese Melancholie macht dem Manne Ehre! Er ahnt etwas von jener gewaltigen undefinierbaren Macht, die er nicht besitzt, von der er nicht besessen wird; also beschimpft er sie; also verhöhnt er sie; also stellt er sich, als sei sie gar nicht vorhanden. Niemand beugt sich tiefer vor Gott als der ihn lästert.

Sonst hatte Herr Schwag in Manchem nicht unrecht. Eine neue Partei, eine zwischen SP und KP, ist tatsächlich nicht Das, was morgen in Frage kommt. „Fabrizieren" ließe sie sich schon; solche Dinge sind gemacht worden; aber das Fabrikat wäre zu Niemandes Nutz. Die Partei würde die Ultra-Rechte der Kommunisten und die Ultra-Linke der Sozialdemokraten aufnehmen und damit Alles, was heute an Brücken – ideologischen und personellen – zwischen KP und SP vielleicht existiert, völlig zerbrechen. Durch nichts könnte der langsame, organische Prozeß des Zusammenwachsens der linken Gruppen zu einer in sich nach Spielarten reich gegliederten, aber einheitlich handelnden und schlagkräftigen großen Linken – „Ein-

heitsfront des Proletariats“ – böser gestört werden als durch das Unternehmen, zwischen die beiden stärksten politischen Organisationen des Proletariats eine dritte zu schieben. Diesen Zustand der Drittelung hatten wir; unter ihm litten wir; kraft seiner siegte die Gegenrevolution; es wäre strategisch reaktionär, ihn wieder herbeizuführen. Aber Max Peters, ein exakter Kopf, hatte, in Nummer 40 der ‚Weltbühne‘ diese Strategie ja doch nur als eine Möglichkeit, ganz beiläufig, erwähnt; hatte wesentlich den Weg der Deutschen Linken empfohlen. Es war recht überflüssig, gegen den Spatz einer Parenthese diese Kanonade zu eröffnen. Statt an dem Bekenntnis eines sichtlich Gutgewillten sich zu erfreuen.

Doch die Deutsche Linke fördern möchte Herr Schwag so wenig wie eine Internationale Zweieinhalb. Fördern? Sie bewußt fördern? Durch planvolle Aktivität, etwa die Einberufung von Konferenzen, eine Atmosphäre schaffen helfen, in der die Deutsche Linke entstehen, gedeihen könnte? Sie würde ja von ganz allein „aus den gemeinsamen Aufgaben heraus erwachsen“! Von ganz allein wächst im Politischen nichts. Da haben wir mal wieder die „Selbsttätigkeit des dialektischen Prozesses“, die den so beherrschten Landauer zur Raserei brachte, zur göttlichen Raserei seines ‚Aufrufs‘; da haben wir jernen faulen Marxismus, dessen Adept zu sein Marx bestritt. Der Theorie, daß von selbst was wachse, ist übrigens die Praxis von Moskau glücklicherweise diametral entgegengesetzt.

In Wahrheit kann die Deutsche Linke, das heißt: der sozialistische wirtschaftsrevolutionäre und kulturrevolutionäre Großblock, nicht morgen vormittag „gemacht“, aber sehr wohl kann sein Wachsen gefördert, das Tempo seines Wachstums planmäßig beschleunigt werden. Wer solche Aktivität des Atmosphäreschaffens, des Förderns, des Beschleunigens ablehnt, lehnt das Ziel ab... oder versündigt sich an ihm.

Die Arbeit in den Gewerkschaften ist wichtig; daß der Ekki-Brief sie in den Vordergrund rückt, beweist, welche hervorragende Sicherheit des politischen Instinkts Moskau sich durch seine Erfahrungen erworben hat; aber Herr Schwag schreibt den Ekki-Brief schlecht ab, wenn er predigt, „nur“ die Institution der Gewerkschaften könne die zentrale Kampfbasis für die gesamte deutsche Linke sein. Das ist Eulenspiegelei. Die Gewerkschaften führen den Wirtschaftskampf, den Klassenkampf, oder sollten ihn führen. Aber die Linke hat noch andre Kämpfe zu führen außer den oekonomisch-sozialen; und diese Kämpfe können nicht auf dem „Kampfboden der Gewerkschaften“ vorbereitet und von ihm aus geleitet werden, weil die Zuständigkeit der Gewerkschaften so weit nicht reicht. Herr Schwag „erinnert“ „an den kommenden Kulturkampf um die Schule“; ein Gewerkschafter muß kein Bonze und kein Webel sein, um zu versichern, daß die Gewerkschaften für diese Materie nicht kompetent sind.

Für hundert andre Materien trifft das Gleiche zu. Vielleicht nicht für die Kriegsdienstverweigerung. Die Gewerkschaftsinternationale – die Amsterdamer! freilich damals unter

dem bezwingenden Einfluß des sehr wenig amsterdamerischen und darum später auch abgesägten Edo Fimmen – ist es gewesen, die den internationalen Generalstreik zur Verhinderung jedes Krieges beschlossen hat; die Gewerkschaftsinternationale könnte auch die internationale Kriegsdienstverweigerung beschließen... und organisieren. Umso eher, als im Zeitalter des Chemiekriegs Arbeitsverweigerung und Dienstverweigerung fast auf das Selbe hinauslaufen.

Ich glaube kaum, daß die Gewerkschaftsinternationale sich zu solchem Handeln aufraffen wird – es sei denn, daß jene sozialpatriotischen Spießbürger verschwinden, die heute an ihrer Spitze stehen. Sie exekutieren, ähnlich wie jüngst die Menschenrechtler des Pariser Friedenskongresses, einen Pazifismus, den man am zutreffendsten mit „Beihilfe zum Massenmord“ übersetzt.

Aber würde eine starke kommunistische Durchdringung der Gewerkschaften an dieser Sache denn etwas ändern? Die KP, ganz gewiß gegen den Nationalkrieg, hat bisher die Sabotage des Nationalkriegs durch Dienstverweigerung stets abgelehnt. Sie hängt der Illusion nach, die Kommunisten in der nationalen Armee könnten diese im Verlauf des Krieges zur revolutionären umbiegen. Eines scheint mir sicher: wenn solche Umbiegung gelingt, gelingt sie in einem Augenblick, wo Europa durch Giftgas bereits zu neun Zehnteln vernichtet ist. Man sollte der Selbstausrottung der weißen Rasse aber mit allen Mitteln vorbeugen. Die Kommunisten sollten sich an diesem Werk beteiligen.

Sie sollten es tun, zumal alle kriegspolitischen Kombinationen der nächsten Zukunft eine deutschrussische Koalition ausschließen. Entweder nämlich besteht der Plan der Niederwerfung Sowjet-Rußlands durch das kapitalistische Gesamt-Europa tatsächlich – dann wäre die Einbeziehung Deutschlands in diese Verschwörung jetzt zu Locarno gelungen (der „Sieg der westlichen Orientierung“); oder der Pakt bedeutet, ohne antirussische Spitze, nur eine Atempause in den Kämpfen zwischen den Beteiligten – dann hält er, bis der latente Weltkonflikt um asiatische Fragen, besonders um China, offen ausbricht, ein Konflikt, in dem England (vielleicht mit Amerika) gegen Frankreich samt seinen europäischen Verbündeten (vor allen: Polen) und Japan stünde. Wahrt Deutschland in diesem entsetzlichsten aller Kriege nicht die Neutralität, dann kommt psychologisch-politisch nur sein Anschluß an die englische Gruppe – gegen Frankreich und Polen – in Betracht. Aber der Antipode Rußlands in Asien ist nicht Frankreich noch Japan, sondern England. Für Rußland gäbe es daher nur die Wahl zwischen Neutralität und Anschluß an die französische Gruppe. Mit Polen verständigte es sich.

In jedem der beiden Fälle – und einen dritten gibt es praktisch nicht – stünde das Nationalheer Deutschlands Rußland und seiner roten Armee feindlich gegenüber. Jenseits aller pazifistischen Ideologie – welche, nebenbei bemerkt, zwischen Bolschewiki und uns Jung-Pazifisten gar nicht in dem Grade kontrovers ist, wie es nach gewissen Polemiken den Anschein

hat – würde also die 3. Internationale ein Interesse daran haben, die Kampfkraft des in den Krieg ziehenden deutschen Heeres zu schwächen. Die Dienstverweigerung, welche der linke Flügel der Friedensbewegung unter dem Entrüstungsgeheul des Honoratiorenpazifismus propagiert, um das gräßlichste aller Verbrechen zu verhindern oder doch zu erschweren,... sie müßte unser deutscher Kommunismus schon propagieren, um die Chancen der Sowjet-Republik im nächsten Kriege zu stärken. Wenn Zwei das Selbe tun, braucht der Beweggrund nicht derselbe zu sein. Aber die Verschiedenheit des Beweggrunds zwingt nicht zu dem Verzicht, das Selbe zu tun. Die Teilnahme an einer Deutschen Linken, wie sie in diesen Blättern definiert wurde, um der Kriegsdienstverweigerung willen abzulehnen – einen solchen gradezu seminarhaften Doktrinarismus möchte ich einer Partei nicht zutrauen, die, bei aller ihrer Prinzipiensicherheit und Prinzipientreue, durch die Elastizität ihrer verwirklichungspolitischen Taktik vorbildlich ist.

Oesterreichische Köpfe von Rudolf Olden

VIII.

Ramsauer

Man kennt den Namen bei euch nicht. Überhaupt nicht außerhalb des Wiener Gerichtssprengels. Umso besser aber kennt man ihn hier, fürchtet und haßt ihn. In Wien gibt es, in Parenthese gesagt, überhaupt nur Lokalgrößen, und das war wohl auch in den Zeiten nicht anders, als hier noch Weltgeschichte gemacht wurde. Die Feldherren – mit Respekt zu sagen – schrieben Ansichtspostkarten „vom Schlachtfeld" an einen Kaffeesieder am Stefansplatz, der sie in seinem Lokal an die Wand hing. Kein historischer Ruhm, auf den sie damals noch hofften, hätte ihnen die Popularität des Caféhauses verschafft oder ersetzen können. Wien ist eben eine Kleinstadt, mehr als irgend eine andre Großstadt es ist.

Wenn ich euch nun erzähle, daß Ramsauer der Nachfolger des Holzinger ist, so sagt euch das auch nichts, ich muß erst wieder den Holzinger erklären. Der war der böse Richter vom Ende des vorigen Jahrhunderts, noch heute kann man von unzähligen Bluturteilen hören, die er gefällt, von vielen liebenswürdigen und bedauernswerten, höchst populären Verbrechern, die er auf unendliche Jahre in den Kerker gebracht hat. Dieser Holzinger aber würde doch nicht heute noch so frisch im Haßgefühl des weichmütigen Wiener Volkes leben, wenn er nicht ein so furchtbares Ende genommen hätte. Eines Tages nämlich, mitten in seiner grausamen Tätigkeit, kam es, erst heimlich geflüstert, dann laut besprochen, auf, daß er ein Kinderschänder, ein „Kinderverzahrer" war, und plötzlich saß der Schrecken des „Grauen Hauses" – wie das Landgericht für Strafsachen heißt – selbst in der Zelle, in die er so viele Mitmenschen unbarmherzig geschickt hatte. Dort hat er – wenn ich mich recht erinnere – durch eigne Hand geendigt. Eine

höchst tiefe, psychologisch wichtige, schaurige Fünfkreuzergeschichte, von der man noch nach dreißig Jahren hier mehr und lieber spricht als von der Entdeckung des Nordpols oder der Eroberung der Luft.

Der Hofrat Ramsauer aber – alle höhern Beamten in Oesterreich sind Hofräte geworden, seit es keinen Hof mehr gibt – gilt als Neuauflage des Holzinger (bis auf dessen schaurig-schönes Ende, selbstverständlich). Wer vor ihn kommt, der hat verspielt, das ist die allgemeine Überzeugung. Er ist verurteilt und hart verurteilt. Es ist sogar schon Gewohnheit der obern Instanz geworden, seine Urteile aufzuheben oder zu mildern, weil seine Strafen auch den Kollegen zu hart sind.

Die Sache hat aber auch ihre zwei Seiten. Da ist, zum Beispiel, der § 144 des Strafgesetzbuches – in Deutschland 218 – , der wie ein barocker Fels in die Zeit der gewohnheitsmäßigen, dreiviertellegitimen Abtreibungen hereinragt. Die andern Richter helfen sich damit, daß sie es – wie der Pfarrer in den ‚Räubern' sagt – beim Rade bewenden lassen, das heißt: sie drehen und biegen das Strafgesetzbuch aus dem Jahre 1790, bis sie zu einer Strafe von ein paar Monaten Arrest, womöglich bedingt oder schon verbüßt, gelangen. Und so schleppt sich das üble Gesetz, das in dem Land des Hungers und der Wohnungsnot noch weniger Grundlage hat als irgendwo anders, zur Freude sozialistischer Agitatoren und oppositioneller Zeitungen noch immer fort. Der Ramsauer aber weiß nichts von Kompromissen. „Sollen sie mich aufheben“, sagt er, oder „sollen sie den Paragraphen abschaffen“. Und geht mit der Strenge des Buchstabens gegen arme Hebammen und ausgemergelte Proletarierfrauen vor. Das erregt Empörung; aber wenn alle so täten, hätte der Mutterschaftszwang die Notjahre der Nachkriegszeit nicht überdauert. Pflichtmäßige Strenge also könnte ein besseres Ergebnis erzwungen haben als die übliche Schlamperei der weichen Herzen. Endlich fehlt es doch nicht an Männern, die darum und aus andern Gründen den Ramsauer, lieber als mit einem selbst kriminellen Verurteiler, mit einem Richter wie Salvotti vergleichen wollen. Mit dem berühmten Inquisitor des „guten“ Kaiser Franz, der die Auflehnung des Risorgimento in einem Ozean von Blut und Festungsjahrzehnten erstickt hat, weil er unverbrüchlich und unerschütterlich an die gottgewollte Majestät der Habsburger glaubte. Und den man heute darum noch kennt, weil der edle Silvio Pellico eins seiner Opfer war. Auch damals waren andre oesterreichische Richter schon liebenswürdige Schlamperer. Im ‚Federigo Confalonieri' berichtet Ricarda Huch: „Sie wußten vom Hörensagen, daß Salvotti ehrgeizig war, Tag und Nacht arbeitete, seine Tätigkeit wie etwas Heiliges ausübte und sie für mittelmäßige Juristen und Faulenzer hielt.“ So wie jenem grausamen und heiligen Tiroler mögen die Kollegen auch dem Ramsauer gegenüberstehen. Für die linke Publizistik aber ist er einfach der Popanz, der Wauwau, der Prügelknabe, auf den man immer, bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit, loshaut, ist er das lebende Paradigma für alles Rückständige, Reaktionäre und Unmenschliche. Einer hat ihn immer besonders hart mitgenommen, hat ihn gar

nicht verstehen wollen, sondern als Prinzip gehaßt und hat diesem Haß hundertmal glühendsten Ausdruck gegeben: das war mein toter Freund Bettauer, der halb Wien weinen machte, wenn einer Frau gesetzlich begründetes Unrecht geschah. Und Hugo Bettauers Mörder, der vor kurzem von den Geschworenen freigesprochen wurde, hatte – ausgerechnet – den Hofrat Ramsauer zum Vorsitzenden. Hatte ihn nicht zufällig, sondern Ramsauer ist der Schwurgerichtsreferent, der die Verhandlungen zusammenstellt. Er selbst hatte sich also zum Richter Dessen bestellt, der seinen ärgsten Tadler aus der Welt geschafft hatte. Das ist wahrhaftig mehr Salvotti als Holzinger und heißt Übermenschliches von sich verlangen.

Nun muß ich noch ein paar Worte von Wien sagen. Uns ist nämlich der Garantiepakt schnuppe, und auf Tschitscherins Besuch in Moskau wird gepfiffen. Auch Genf und die Fortdauer der Völkerbundkontrolle und alle hohe und niedrige Politik läßt uns kalt. Aber der Prozeß gegen den Imbezillen Rothstock, der Wiens begabtesten Journalisten erschoß, macht uns heiß. Der Wiener hat mehr Herz als Hirn, und er lebt in Lokalereignissen, nicht in historischen Zusammenhängen. Und darum schwört heute Wien darauf, das Rothstock freigesprochen worden ist, weil Ramsauer sein Schwurgericht leitete, und weil beide Hakenkreuzler sind. Aber so einfach ist das Alles doch nicht.

Ich habe diesem Mann zwölf Stunden gegenübergesessen und habe das ganze Grauen dieses Prozesses miterlebt. Und wenn denn richtige, harte, gerechte Gerechtigkeit sein soll, dann entscheide ich mich für liebenswürdige Anarchie, bei der endlich vielleicht doch etwas Brauchbareres herauskommt.

Er ist hager, groß, gebeugt, hat ein Holzschnittgesicht mit einer schmalen Stirn und einer graden, langen Nase, unter der ein langer, blonder Schnurrbart hängt. Es gibt in gotischen Kirchen steinerne Bischöfe, die so aussehen, und mit denen ich auch lieber nichts zu tun haben will. Psychologie, die von Wien aus, von Sigmund Freud erst ihren Siegeszug durch die ganze Welt antreten wird, hält er gewiß für eine Erfindung des Satans und diesen ebenso fest für einen Juden, wie Rothstock es behauptet. Von dem weiß man, daß er von Bettauer nichts gewußt hat und ihn erschoß, weil sein Name so oft genannt worden war, daß er sich sogar diesem Vogelgehirn eingeprägt hatte. Aber Ramsauer läßt ihn seine Phrasen, die mühsam eingelernt sind: von der Nachfolge Christi, der auch schon jüdische Schriftsteller verfolgt habe, von der jüdischen Unsittlichkeit, die die „Volksgenossen“ vergifte, und von den göttlichen Visionen über Kino und Schundliteratur herunterleiern, ohne ihn zu stören. Ohne mit einer Frage zu versuchen, ob der Knabe einen Zusammenhang zwischen der Entrüstung einer höhern Sittlichkeit und seinem Opfer herstellen kann, ohne den bescheidensten Versuch, festzustellen, ob das gute Kind in Wahrheit eine Zeile von Bettauer gelesen hat. Er verliest ein Dutzend Gutachten gegen Bettauers Schriften, aber wendet keinen Gran von Mühe daran, nachzuforschen, mit wem Rothstock die Tat vorbedacht, und welche Vorteile er sich von ihr versprochen

hat. Er läßt den Staatsanwalt den Kampf gegen den einmal zum Ärger der Behörde vergeblich angeklagten Schriftsteller jetzt siegreich weiterführen. Er läßt Angestellte der Polizei aussagen, jugendliche Prostituierte läsen mit Vorliebe Bettauers Romane. Und läßt zum Schluß den Verteidiger, einen dicklichen blonden Tenor, eine Arie auf den Heldenjüngling singen, der eine ritterliche Tat getan habe, und dessen Besitz das oesterreichische Volk nicht verdiene, das von Juden schon allzusehr vergiftet sei. So wird den ganzen langen Tag Gericht über Bettauer, über die Juden und über die „unsittliche" Publizistik gehalten. Nur nicht über Rothstock.

Dann endlich kommt Ramsauers Stunde: die Rechtsbelehrung. Nun habe ich schon viele Rechtsbelehrungen – die ja keine Revision begründen können – gehört, die sich an kein Recht kehren. Aber so eine noch nicht. Es ging mit der Dampfwalze über Verhandlung, Plaidoyers, Beweiserhebung, Verantwortung und psychiatrische Gutachten hinweg. Mit dem großen Schmiedehammer wurde den Geschworenen ins Gehirn geprügelt: Ihr müßt und müßt schuldig sprechen. Wotan und Jesus Christus und der Kaiser wurden angerufen und in hartem bäurischen Befehlston befohlen.

Und dann gingen die Geschworenen hinaus und kamen wieder herein und sagten: 12 Stimmen für Mord, nur 6 für Zurechnungsfähigkeit – der knappste, aber der Freispruch. Denn so kann man mit Wiener Geschworenen, die feine Menschen sind, nicht umgehen.

Das ist Ramsauer. Ein Richter, der das Recht wie einen Dampfhammer niedersausen läßt, wenn ihm der so sympathische § 144 die Arme beschwingt. Aber der Recht nicht zu Recht werden lassen kann, wenn Überlegenheit über Parteien, über denen er nicht steht, nötig wäre. Der die Schmähung des toten Feindes nicht zu hindern vermag, weil die Wage in seinem Innern nicht auf gleich steht. Der aber auch nicht die Geburt einer Verurteilung erleichtern kann, die den ihm doch irgendwo wesensverwandten Angeklagten treffen soll

---

Die Kunst, ein Jude zu sein von Ludwig Lewisohn

Der bürgerliche Amerikaner jüdischen Glaubens ist, ebenso wie sein christlicher Mitbürger gleicher Kulturstufe, gewöhnlich ein Mann, der wenig oder gar keinen Glauben hat. Er bezahlt seinen Platz im reformierten Tempel, ja er läßt sich an gewissen hohen Feiertagen sogar auf diesem Platz sehen. Zwar erwachen in seinem Innern jene Gefühle, die dem Religiösen tief verwandt sind, viel eher über einem Buch, im Theater, im Konzert, in der Oper – aber er muß die Verbindung mit den alten Bräuchen aufrechterhalten, weil sie die gebrechliche Schutzwehr seiner exponierten Stellung ist. Er lebt von dem Argument, daß er sich von den andern Amerikanern (oder Engländern, Franzosen, Deutschen) durch nichts als seine Religion unterscheide; darum muß er sich an diese Religion klammern. Die Reform des Kultes erlaubt ihm ja, am Sabbat im Geschäft und sogar sonntags im Tempel zu sein.

Aber in Wirklichkeit muß der Unterschied zwischem ihm und seinen Mitbürgern doch größer sein, als nach seiner Theorie scheinen möchte. Unser amerikanischer Freund jüdischen Glaubens mag blond und gradnäsig, seine Aussprache, seine Manieren mögen bewundernswert unauffällig sein, und sein Name sei längst abgekürzt – aber wenn er abends an seiner Tafel sitzt, heißen seine Gäste Levinsky und Rosenfeld, und an seinem Tisch im Lunch-Club erklingen Stimmen, in denen das Echo uralter Gebete und heiligen Eiferns noch hörbar ist. Denn entgegen seiner Theorie sucht er die Gesellschaft der Christen nicht. Er ist feinfühlig und selbstbewußt und möchte nicht sein, wo man ihn vielleicht nicht haben will. Und er weiß auch – obwohl er das heftig leugnet – , wie unsicher seine Position ist. Wenn etwa ein Unitarier ihn gesellschaftlich zurückstößt, stürzt seine ganze Theorie zusammen. So muß er sich um seines innern Gleichgewichts willen ausschließlich mit Denen zusammentun, die in der gleichen Lage und von der gleichen Theorie leben.

Diese Juden dürfen übrigens niemals um einen Schatten orthodoxer sein als er selber. Sie dürfen niemals einen Zweifel an dem völligen Erfolg der Assimilationstheorie zulassen. Nationalisten und Zionisten sind rauh und brutal. Sie sprechen von Pogromen in Polen und der Zahl der Waisen, die auf Pettaras blutigem Wege geblieben sind, und sie erzählen eine Anekdote von einem gewissen Siegfried Cohen, der, designiert, als lästiger Ausländer aus München ausgewiesen zu werden, ein Eisernes Kreuz Erster Klasse hervorholte. Und was unsern Freund noch mehr beunruhigt, ist, daß diese Störer seines Friedens über die zahllosen Variationen des Antisemitismus nicht mit dem ärgerlichen Abscheu wohlwollender Nichtjuden sprechen, sondern mit einer gewissen ernsten Resignation – ach, die Welt sei nun einmal, wie sie sei.

Unser Freund ist ein Amerikaner! Aber er ist unglücklich in der Gesellschaft von Christen, denen er das leiseste Vorurteil zutraut; er ist unglücklich in der Gesellschaft von Juden, die er für Zionisten hält. Er ist ein Amerikaner! Doch wenn er von einer Mischehe hört, schüttelt er den Kopf. Er hat nichts Prinzipielles dagegen. Er fürchtet nur: es wird zu nichts Gutem führen. Die Tatsache allein erfüllt ihn mit einem seltsamen Gefühl des Verlustes. Warum, warum? Er weiß es selbst nicht. Was hat er mit der Vollzähligkeit Israels zu schaffen? Er ist zu aufgeklärt, um zu glauben, irgendeine Rasse sei ungemischt. Sein Glaube hat, weiß Gott, keinen propagandistischen Ehrgeiz. Es stört ihn nicht, den Tempel leer zu sehen. Also was stört ihn? In die Enge getrieben, wird er diese Dinge zugeben. Aber er wird nicht oft in die Enge getrieben. Nichtjuden kommen nicht auf solche Fragen. Und gegenüber Juden, die nicht assimilistisch denken, spielt er den Gekränkten: er läßt sein Amerikanertum nicht anzweifeln, schon gar nicht von „Ausländern“!

Der nicht sehr glückliche Mann, den ich soeben beschrieben habe, ist das Produkt historischer Kräfte. Die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts hat seinen Urgroßvater aus dem

Ghetto befreit. Voltaire und Lessing traten für die ungehinderte Zulassung der Juden in die westliche Zivilisation ein. Aber Voltaire und Lessings Ideen wurden allmählich Realitäten, und eine andre Theorie kam herauf. Romantik und Nationalismus setzten sich der Aufklärung entgegen, und ein ganz neues Europa hatte die befreiten Juden in ihrer Mitte. Es machte aus der Not eine Tugend und sagte: „Wir können euch nicht ins Ghetto zurücksperren. Darum müßt Ihr werden wie wir. Errichtet euer Ghetto, wo Ihr wollt. Wir geben euch Bürgerrechte; Ihr sollt, wenigstens theoretisch, Lehrer und Beamte werden. Aber Ihr müßt euch assimilieren! Der Preis, den wir verlangen, ist der allmähliche Abbau und das schließliche Verschwinden des Judentums.“

Aber das Judentum als Ganzes, auch das reformierte und assimilistische Judentum, das die Kerzen am Weihnachtsbaum anzündete und das Datum des Passahfestes vergaß, bestand unverändert und unvermindert weiter. Sein Wille zu verschwinden war bewußt und oberflächlich, sein Wille zu bestehen war unbewußt und profund. Aus diesem Widerspruch an der Quelle des Lebens entstanden tausend menschliche Situationen seltsamster und kompliziertester Art. Grausame Komödien wechselten mit den bittersten Tragödien. Blonde, blauäugige Assimilisten wurden mit aufrichtiger Leidenschaft polnische Patrioten, deutsche Dichter, britische „empirebuilders“ — aber sie trugen doch die Qual einer verborgenen Minderwertigkeit in ihren Herzen. Sie verleugneten Israel in der innersten Tiefe ihres Bewußtseins; aber Israel rächte sich an ihnen von innen her, und in Allem, was sie waren und taten und litten, war ein Mißklang. Und dieser Mißklang, den die feinern Köpfe unter den Antisemiten entdeckten und richtig deuteten, brachte die glühenden und aufrichtigen Assimilisten vollends in Verwirrung, und Verzweiflung.

Außerhalb dieser kulturellen und geistigen Konflikte und Widersprüche entstanden während des spätern neunzehnten Jahrhunderts Juden, die nicht orthodox und nicht assimilistisch waren. Eine charakteristische Anekdote erzählt, daß Theodor Herzl, der erste Präsident der Zionistischen Organisation, während er einen der frühen Zionistischen Kongresse in der Schweiz leitete, einen großen Teil seiner Zeit damit zubrachte, die Weihnachtsnummer der Neuen Freien Presse zu korrigieren. Als literarischer Redakteur des Blattes hatte er für diese Weihnachtsnummer so und so viele Artikel, Geschichten und Gedichte angekauft, die er nun durchzusehen hatte. Mit dem deutsch-assimilistischen Teil seines Selbst empfand er die Arbeit als völlig natürlich und angemessen. Aber tiefe menschliche Erfahrungen hatten ihn gelehrt, was sie seitdem tausend Andre gelehrt haben: daß die assimilistische Politik weder gut noch schlecht, sondern unmöglich ist.

Sie ist zum mindesten unmöglich in einer Welt wie der gegenwärtigen. Würden alle nationalen Unterschiede ausgelöscht, alle sprachlichen und kulturellen Traditionen beseitigt, so könnte sich der Jude, wie jeder Andre, in diesen farblosen, wesenlosen Brei werfen. Aber auch der ernsteste po-

litische und oekonomische Internationalist kann nicht die Vision einer solchen Welt ertragen. Kultureller Nationalismus – der Nationalismus der Sprache, Dichtung, Weisheit, Volksgebräuche – ist das Salz, das der Speise des menschlichen Lebens erst den Geschmack gibt. Deshalb kann kein Wechsel des Systems, keine neue Verteilung der Früchte der Erde unter ihre Kinder die Juden retten – und überhaupt irgendeine kulturelle nationale Minderheit davor retten, sich in dem Dilemma zu entscheiden! Die Wahl zwischen Assimilation und Nicht-Assimilation bleibt.

Es bleibt wenigstens die Wahl zwischen zwei geistigen Haltungen. Denn der Standpunkt des nicht-assimilistischen Juden ist eben nicht der, daß die Assimilation verwerflich, sondern daß sie eine Illusion ist. Dieser moderne Jude beobachtet das Leben des assimilistischen Bürgers, den ich zu beschreiben versucht habe, mit einer Mischung von Mitleid und Vergnügen. Er kennt alle jene kleinen seelischen Tricks und Selbsttäuschungen; er kennt jene defensive Gekränktheit; jenen feinen Snobismus, jene Mischung von Servilität und Arroganz. Er kennt die tausend Miseren einer Position, die anscheinend so stabil und in Wirklichkeit so unhaltbar ist.

Er selber aber hat keine solchen Miseren. Er ist er selber ohne Aufdringlichkeit, ohne närrisches Pathos: nicht Mitglied einer Sekte, sondern eines Volkes, das seine Geschichte, seine Tradition, seinen Charakter und seine Rechte hat. Dieses Volk ist, wie jedes andre, in der Rasse gemischt; wie jedes andre konkrete Volk aber haben es historische Kräfte zu einer Einheit zusammengeschmolzen, die keine innere Mannigfaltigkeit sprengen kann. Der moderne Jude braucht nicht Territorialist oder Zionist zu sein. Das sind Fragen der Politik. Aber er kann kein Anti-Zionist sein in dem Sinne, wie der Assimilist es ist. Er kann niemals die Realität leugnen, aus der diese Politik entstanden ist.

Ich kenne die Einwände, zum Beispiel, die Mitglieder der ‚Nationalen Sicherheitsliga‘ gegen das Bürgerrecht der anti-assimilistischen Juden vorbringen. Ihre Argumente sind alt und stark, wirksam und mannhaft. Schon die preußische Regierung hat sie gebraucht, um die Polen in Posen und die Franzosen in Lothringen zu enteignen und zu germanisieren; sie werden jetzt wieder von den Tschechen verwendet, die versuchen, die Schulen der Kinder von drei Millionen Deutschen zu beseitigen, und von den Polen, die ihre extrem heterogene Republik einheitlich zu machen trachten. Alle diese Argumente entspringen der Vorstellung, daß eine Nation eine Kriegsmaschine und ihre Bevölkerung Kanonenfutter sei. Diese Idee, und nur diese, verlangt die Gleichmachung der Verschiedenheiten der Rasse, Kultur, Gesinnung und Sitten. Nur aus der Identifizierung von Patriotismus mit Gewalt – militärischer Gewalt zum Schutze des exportierten Kapitals und zur Annexion ausländischer Quellen von Kohle, Eisen und Öl – kann der Wunsch entstehen, die kulturellen Unterschiede auszulöschen und eine reiche und geistig mannigfaltige Bevölkerung zu der Öde einer Rekrutenhorde zu reduzieren.

Sklavenstaat - oder freiwillige Entvölkerung von Paul F. Schmidt

Hilaire Belloc hat seinen fulminanten ‚Sklavenstaat' allerdings schon 1912 geschrieben. Dennoch ist das Verdienst von Arthur Salz, das Buch aus dem Englischen in bestes Deutsch übersetzt, und der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart, es in einem anständigen Gewand dargeboten zu haben, sehr groß. Denn es hat durchaus nichts von seiner Aktualität eingebüßt; im Gegenteil: wir sind dem „Sklavenstaat" um dreizehn Jahre näher gerückt; und Belloc hätte, wenn man so sagen darf, seine helle Freude daran, wie gelehrig namentlich Deutschland auf den von ihm vorgeahnten Bahnen vorangeschritten ist. Was ganz besonders unsere Arbeits- und Finanzgesetzgebung betrifft, sind wir schon innerhalb unsrer Grenzen so gründlich vorwärtsgekommen, daß uns wenig mehr zu wünschen bleibt.

Aber ich vergaß zu sagen, was Belloc mit seinem Sklavenstaat meint.

Auf drei Arten ist aus dem gegenwärtigen labilen und unmöglichen Zustand des Kapitalismus herauszukommen. Die ersten beiden versuchen mancherlei Idealisten und Utopisten zu verwirklichen; aber die Aufteilung des Besitzes, das heißt: die Rückkehr zu der mittelalterlichen Zunft- und Lehenverfassung, die die Anhäufung der Produktionsmittel bei Wenigen unterbindet, hat sich bereits als undurchführbar erwiesen, und der Versuch, die Sozialisierung der Betriebe durchzuführen, scheitert an innerer Unmöglichkeit und führt nur immer dringender zu der dritten Lösung. Belloc hat, in diesem Buch wenigstens, noch nichts von dem gewaltigen Sowjet-Experiment Rußlands gewußt. Es würde ihm wahrscheinlich als stärkster Beweis seiner These gelten: daß alle Sozialisierung nur zum Sklavenstaat führe. Wahrscheinlich ist Sowjet-Rußland die nächste und sichtbarste Vorstufe zu seiner Verwirklichung.

Sklavenstaat klingt übel. Gegenüber der heutigen, ins Gigantische gesteigerten allseitigen Unsicherheit des Daseins unter dem Kapitalismus bedeutet er aber zweifellos eine Erleichterung, die von allen Seiten angenommen würde: Arbeitszwang des Proletariats gegen Sicherung eines annehmbaren Lebens-Minimums bis zum Tode (einschließlich der Familie) und endgültige Sicherung des kapitalistischen Besitzes. Wie dergleichen in Wirklichkeit aussieht, und was es dem Proletariat für Vorteile bringt, muß man in dem überaus klaren und überlegenen Buch lesen. Es heißt von aller Sentimentalität und Vogel-Strauß-Politik Abschied nehmen und den Dingen offen ins Auge sehen; ob man es wünscht, ist nicht die Frage: das Schicksal scheint besiegelt.

Aber eine Lücke hat Bellocs düsteres System. Er hat nicht gesehen, wie die Welt aus den Angeln gehoben werden kann.

Wir wollen uns nichts vormachen: alles Elend, Existenz des Proletariats, Übermacht des Kapitalismus, Kriege und Militarismus, also das ganze unausdenkbare Grauen unsrer Zivilisation beruht allein auf unsrer Übervölkerung. Die Gefahr, ins Blaue hinein Nachkommen zu erzeugen, wird im „Sklaven-

staat“ wegen der Sicherung der Proletarierexistenz ungeheuer vergrößert. Nicht also: „Sicherung des Lebens“ darf Feldgeschrei einer bessern Zukunft sein, sondern: Verminderung der Menschenzahl.

Es ist entsetzlich, wie leichtsinnig Kinder hervorgebracht werden, für die kein Raum reserviert ist. Im Lehenstaat des Mittelalters, dem Ideal der allgemeinen Besitzverteilung, sorgten Seuchen, Kriege, Kindersterblichkeit für die Niederhaltung einer Bevölkerungszahl, die in Europa wahrscheinlich noch nicht den zehnten Teil der heutigen betrug. Da war es leicht, die Produktionsmittel gleichmäßig zu verteilen.

Heute sind wir allein auf rationelle Wege angewiesen. Naturinstinkte lassen sich nicht unterdrücken: wohl aber ihre Folgen. Das größte Verbrechen der heutigen Gesellschaft ist der Zwang, den sie auf die weibliche Fruchtbarkeit ausübt. Man entferne die fluchwürdigen Paragraphen, die einzig und allein im Interesse von Militarismus und Sklavenhalterei aufgestellt sind, und gebe den Frauen die Freiheit über ihren Körper zurück; man bevorzuge gesetzlich das Wenigkindersystem und sorge durch verständig angewandte Geschlechtshygiene allseitig für eine Reduzierung der Bevölkerung: und die Zukunft der Erde – nicht Europas allein – wird sich erhellen.

Wie Viele sagen: Mir wäre besser, wenn ich nie geboren wäre! Wohlan, erfüllt doch diesen Wunsch; sorgt, daß die unwillkommenen Geschöpfe erst gar nicht zu der Existenz kommen, die sie nicht erbeten haben: und Ihr schafft Raum, Atem, Glück für die Überlebenden. Wer zweifelt daran, daß ein gutgeborener, starker, existenzfreudiger Mensch zehnmal wertvoller ist als zehn verkümmerte elende, ums tägliche Brot neidisch sich balgende Kümmerlinge? Entsetzlich ist der Anblick sonntäglich ausgespiener Menschenmassen. Eine Generation lang müssen wir sie ja noch leiden. Es braucht Niemand getötet zu werden, der lebt; keine Kriegsgreuel sollen die Welt dezimieren. Aber es kostet nur ein paar Gesetze, ein wenig medizinische Organisation und Aufklärung, um die nächste Generation auf ein genügsames Maß an Menschenzahl zu bringen. Und diese Menschen werden ihr Auskommen auf der entlasteten Erde finden und Kraft und Zeit haben, vollkommener zu werden, dank all den „Errungenschaften der Neuzeit“, Technik und Maschinenverbesserung, die heute nur den Wenigen dienen und die ungeheure Mehrzahl in Sklaverei halten.

Dann kommt es ganz bestimmt nicht zum Sklavenstaat.
Weil es keine Masse, keine „proles“, kein Proletariat gibt; weil für jeden Menschen genug Produktionsmittel übrig sind.

Man sollte meinen, daß die Kapitalisten selbst an solcher Stabilisierung ein Interesse hätten, das ihre Kinder glücklich macht und solide basiert inmitten einer an Zahl geringen Schar von Gleichberechtigten. Aber es scheint: das ganz Einfache, der überraschende Ausweg ist auch am unmöglichsten.

Gibt es keine Gruppe, die sich diese eine, wichtigste, Alles in sich fassende und erlösende Aufgabe stellt und bemüht ist, allmählich das ganze Volk, das ganze Europa, die ganze Erde zu ihrer Wahrheit zu bekehren?

Der Umsturzplan der Schwarzen Reichswehr von * * *

Der Einmarsch der Truppe des Oberleutnants Schulz in Berlin sollte den Sturz der Regierung, die Aufhebung der republikanischen Verfassung und die Gründung eines Direktoriums mit diktatorischen Machtvollkommenheiten herbeiführen. Schulz sagte sich: wer Berlin hat, der hat auch das Reich. Grade in jener Zeit der tollsten Inflation und des wirtschaftlichen Zerfalls war diese Ansicht berechtigt, zumal Bayern sich einen „Dreck“ aus dem Reiche machte und darauf wartete, mit Hakenkreuz und Minenwerfer seinen Siegeszug nach Berlin anzutreten. Schon der Aufmarsch der Schwarzen Reichswehr, die Aktionsfähigkeit der Truppe mit ihren vier Siegfriedstellungen: Küstrin, Spandau, Döberitz und Frankfurt an der Oder nahmen dem geplanten Einmarsch jede taktische Schwierigkeit. In allen Garnisonen der Schwarzen Reichswehr gabs Listen mit sämtlichen Autos und Lastwagen aus Privatbesitz. Wer sich nicht freiwillig dazu verstanden hatte, sein Auto für den schnellen Marsch nach Berlin zur Verfügung zu stellen, dessen Wagen sollte requiriert werden. Außer den Gutsbesitzern boten große – selbst jüdische – Handelsfirmen ihre Wagen an, offenbar in der Hoffnung, später mit Heereslieferungen bedacht zu werden. So hatte, zum Beispiel, eine Lebensmittelfirma ihre 25 Last- und 5 – 6 Personenwagen dem Kommando Spandau zugesagt. Etwa 75 Prozent aller Autos waren freiwillig gestellt. In diesen Autos sollten die Leute der Schwarzen Reichswehr am Putschtage an die Peripherie von Berlin gebracht werden, um dann gemeinsam zur festgesetzten Stunde in die überraschte Stadt einzudringen. In allen Garnisonen aber sollte ein Kommando mit doppelter Aufgabe zurückbleiben:

1. Die Stadt selbst besetzt zu halten, was ihnen durch Geisellisten erleichtert wurde, und
2. herbeieilende Studenten und andre Mitglieder der Vaterländischen Verbände einzukleiden und entweder zur Besetzung des Landes oder als Ersatz für Berlin zu verwenden.

In Berlin selbst, wo ein zahlenmäßig unzureichendes Kommando der Schwarzen Reichswehr beim Wachtregiment lag, sollten Brigade Ehrhardt und Sportklub Olympia unter Führung des Majors Günther und des Hauptmanns Pelz im Augenblick des Schlages alle wichtigen Gebäude – Telegraphenämter, Fernbahnhöfe, Regierungsgebäude – besetzen. Da auf eine Vereinigung mit der Reichswehr, teilweise durch die vom Hauptmann Ramshorn beschafften „Seeckt-Befehle“ herbeigeführt, gerechnet werden konnte, war der zu erwartende Widerstand nicht allzu stark und wurde von den Putschern, wie immer, noch bei weitem unterschätzt.

Für die Gebäude des Wehrkreiskommandos III in der Kurfürsten-Straße, das Hauptquartier des Oberleutnants Schulz, also von höchster Bedeutung, war ein besonderer Überrumplungsplan ausgeheckt worden. Vierzig Offiziere der Brigade Ehrhardt waren zu einem Stoßtrupp vereinigt worden und hatten Waffen

und Reichswehrausrüstungen in einem Zimmer des Gebäudes bereit liegen (Haupteingang, erste Tür links). Auf diesem Zimmer wurden wochenlang vor dem Putsch in täglichen Abendkursen Übungen mit Maschinengewehren und Maschinenpistolen abgehalten. Diese ausgewählte Truppe sollte die einzelnen Reichswehroffiziere im Stabe aufsuchen, zum Mitgehen auffordern und für den Fall der Weigerung in Haft nehmen. Widerstand sollte durch energischen Waffengebrauch von vornherein gebrochen werden.

Durch chiffrierte Telegramme – „Teppiche sofort senden“, Unterschrift: Orientalis GmbH, Antwort: „300 Teppiche in 10 Kisten unterwegs“; Schlüssel: Teppiche = Mann, Kiste = Offizier, Orientalis GmbH = Oberleutnant Schulz, Kurfürsten-Straße – waren 1000 Mann der Völkischen Freiheitspartei aus Hamburg nach Berlin gerufen worden, eingetroffen und auf die verschiedenen Kommandos der Schwarzen Reichswehr verteilt worden. Der Führer der schweren Batterie, Leutnant Augustin, und die beiden Wachtmeister Langenwalter und Kirsch hatten die Stellung ihrer Geschütze vor dem Reichstag und am Königsplatz erkundet und auf die Ziele: das Parlament und das Innenministerium eingemessen. Das Kommando in Frankfurt an der Oder unter dem Leutnant Damm hatte, als der Putsch noch für einen der letzten September-Tage feststand, schon zum Abmarsch antreten lassen und stand in zwei Abteilungen bereit, loszuschlagen. Damm wartete nur noch auf ein Telegramm aus Berlin. Da wurde im letzten Moment durch einen Kurier abgeblasen, und zitternd vor Wut befahlen die Offiziere: Wegtreten! So weit waren also die Vorbereitungen zum Handstreich gegen Berlin erledigt; daß dieser selbst glücken würde, war die unbedingte Überzeugung aller Teilnehmer.

Als erste Regierungstaten des neuen Direktoriums waren vorgesehen:

1. Aufruf an die Bürgerschaft, Ruhe und Ordnung zu wahren und durch persönliche ideelle und materielle Unterstützung den Aufstieg Deutschlands zu fördern.

2. Einführung der Todesstrafe für streikende Arbeiter. Die Erschossenen sollten einige Tage liegen bleiben, um die Arbeiterschaft zu schrecken. Bei Massenstreiks sollte jeder fünfte Mann erschossen werden.

3. Vorübergehender Paßzwang. Pässe sollten nur an einwandfrei nationale Personen ausgestellt werden.

4. Militarisierung Deutschlands durch eine Soldaten- und eine Arbeiterarmee. Durch die Arbeiterarmee hoffte man den sozialistischen Gewerkschaften die Möglichkeit zur Beeinflussung der Arbeiter zu nehmen.

5. Inhaftierung der Regierungsmitglieder und der Führer und höhern Funktionäre der Arbeiterparteien, soweit sie dem Unternehmen feindlich gesinnt waren. Als Hauptfeind galt Severing.

6. Gesetze gegen Börsenmanipulationen, Wucher und Preistreibereien zur Beschwichtigung der durch die Inflation hervorgerufenen Erregung der Bevölkerung.

7. Vorbereitung eines Judenpogroms. Buchrucker sagte einmal nach einer Besprechung:

„Mit drei Paragraphen werden wir die Judenfrage lösen:
§ 1. Ausländer dürfen in Deutschland kein Vermögen haben, keinerlei öffentliche Stellungen bekleiden und keine Grundstücke kaufen.

§ 2. Lästige Ausländer werden unter Beschlagnahme ihres gesamten Besitzes ausgewiesen.

§ 3. Juden gelten als Ausländer.“

Um die Disziplin in der siegreichen Truppe zu wahren, waren namentlich für Trunksucht empfindliche Strafen vorgesehen. Sogar von Prügelstrafe wurde gesprochen.

Drei Tage nach dem geglückten Putsch sollte die aufgefüllte Armee unter Vorantritt einer mit neuen Uniformen eingekleideten Garde-Kompagnie, Führer: Oberleutnant v. Bargen, durch die Siegesallee und durch das Brandenburger Tor einen glorreichen Einzug halten. Die Garde-Uniform, die ich in Nummer 33 der ‚Weltbühne‘ beschrieben habe, war von der Kleiderfabrik KVG in der Kommandanten-Straße hergestellt worden.

Die Väter dieser Terrorprojekts haben durch Lüge und Vertrauensbruch ihre Bewegung viele Monate lang stärken können. Sie haben mit unerbittlicher Brutalität die Organisation von Spitzeln, Verrätern und Mitläufern frei zu halten gewußt, sodaß die ganze Schwarze Reichswehr ein Heer von verzweifelten Draufgängern war, die den Tod aus den eignen Reihen mehr fürchteten als den kokett lächelnden Feind: die republikanische Reichswehr des Herrn Geßler.

Für Zeigner! von Felix Stössinger

Am 29. August ist Erich Zeigner aus dem sächsischen Gefängnis entlassen worden. Allein, wie ein geistiger Mensch es nur in Deutschland ist, kehrt er ins Leben zurück. Aber noch ist seine Haft erst zum Schein beendigt (abgesehen von der Bedingtheit der Begnadigung, die in diesem Fall besonders albern wirkt – als ob Zeigner im nächsten Jahr wieder Staatsbeamter sein und sich als Erpresseropfer vergehen könnte!). Nur die Justiz hat ihn freigegeben. Der bürgerliche und proletarische Sumpf nicht. Für dieses Spießertum bleibt Zeigner schuldig. O, trefflich, trefflich hat die Rache der Reaktion gearbeitet. Ihn nicht zu töten, war schlimmer, als ihn zu morden. Ohne ihn zu töten, hat sie ihn für lange tot gemacht.

Schon darin zeigt sich, daß der Justizmord an Zeigner der schrecklichste, nämlich erfolgreichste der letzten Jahre war, und daß wir ihm gegenüber, im Augenblick seiner formalen Aufhebung, eine ganz andre Stellung einzunehmen haben als in verwandten Fällen. Als Fechenbach, Mühsam, Toller frei wurden, da waren sie trotz bedingter Begnadigung wirklich frei. Man brauchte ihnen nicht teilnahmsvoll die Hand zu schütteln. Die erlittene Haft hatte sie mit einer solchen Gloriole umgeben, daß es fast schon eine Ehre war, wenn sie uns die Hand reichten.

Aber Zeigner? Wie traurig ist sein Austritt aus dem Gefängnis! Kaum, daß ein paar sympathische Menschen auf dem Dortmunder Friedenskongreß eine Resolution für ihn eingebracht haben, nennt ihn selbst die sonst so anständige ‚Voß‘ mit tantenhafter Selbstgerechtigkeit „kriminell“.

Nein, Zeigners Fall ist der allerbedrückendste. Die Justiz konnte keinem ihrer Opfer das Selbstgefühl der Unschuld, die Hoffnung auf Wiedergutmachung, den Balsam des Märtyrertums rauben. Nur bei Zeigner hat sie auf den Mord auch noch die Schande gehäuft.

Fechenbach, Mühsam, Toller, Wandt, Gärtner wurden von der Justiz in Ketten geworfen. Aber die geistige und politische Linke Deutschlands sprach sie frei.

Vor Zeigner dagegen faßt selbst die ein Gruseln. Wie der Löwe vor dem Hahnenkrähen ergreift sie vor dem Ausruf „Korruption“ die Flucht. Und dabei ist sie wirklich kein Löwe. Feige gegen ihre Feinde, ist sie auch feige gegen ihre Freunde.

Wahrhaftig: es ist eine furchtbare Verlogenheit, die bei uns den Einzelnen der Korruption beschuldigt, wenn er etwas „genommen“ hat. Wie konnte Deutschland einst die „korrupten“ Republiken so tapfer schmälen, als es noch selbst ein Kaiserreich war! Wie stolz war es darauf, nicht korrupt zu sein!

Und doch war schon unter den Kaisern Deutschland korrupt. Ja, seine Korrumpierung war schlimmer und allgemeiner als die andrer Länder, weil sie versteckt, heimlich, verlogen, weniger faßbar, das heißt aber: weniger angreifbar und auch weniger heilbar war.

Freilich: unsre Beamten, Richter, Minister, Parteisekretäre nahmen kein Geld. Taten es einige direkt, indirekt, aus Not, linkisch und kindisch, tapsig und neurasthenisch, wie Erzberger durch kleine Geschäftchen oder Zeigner unter Erpresserdruck, dann hat man es ihnen tüchtig heimgezahlt. Aber an die großen Nehmer, an das allgemeine Nehmen hat man nicht gerührt.

Denn Deutschlands Korruption ist nicht leicht zu beweisen. Man drückt einem hier kein Geld in die Hand. Wir haben eine eigne Form der Korruption. Wir haben eine Art Erlebensversicherung als Korruption. Wir haben seit Jahrzehnten eine bargeldlose Korruption in weitestem Umfang.

Unsre Korruption ist in Einzelfällen die unantastbare Korruption der Cuno und Stimmig, die ich hier am 13. Januar 1925 beleuchtet habe. Erst hatten sie als Staatsbeamte Finanzansprüche der Schiffahrt an das Reich mitzuregeln; dann wurden sie Direktoren dieser Gesellschaften. Unsre Korruption ist ferner die der Parteien, die solches wissen und dazu schweigen.

Und was war das Kuschen eines ganzen Landes vor Wilhelm und Ludendorff, was war der Hof- und Kriegsbyzantinismus anders als Korruption! Das Speichellecken und Schweigen der Presse, das Scharfmachertum der Staatsanwälte und Richter, die Sozialistenjagd des Beamtentums, das Vertuschen von Fehlern der Generäle durch Untergebene im Felde, die die Fehler sehen mußten und doch schwiegen, bis das Land verloren war – war das nicht Alles Korruption? War dieses

ganze Mittun eines Landes, das Übertrumpfen eines größenwahnsinnigen Großsprechers durch dreißig Jahre nicht die gemeinste, verderblichste Korruption, die denkbar ist? Geschah das doch Alles für Bezahlung, für höhere, also besser bezahlte Stellungen, fürs Avancement, für Orden, die heiratsfähig machten und Aufsichtsratsposten mehrten. Und in der Revolution, wo Alles genau so gemein reaktionär wie heute war, aber doch den „Boden“ wechselte, um nur ja in Stellung bleiben zu dürfen – war das nicht Korruption?

Und ist nicht der Mangel an Zivilcourage seit sechzig Jahren in Deutschland der unwiderlegbarste Beweis einer tiefeingefressenen Korruptheit? Zivilcourage heißt ja nur: Stellung, Leben, Ansehen, Gesellschaftsverkehr, Beziehungen, Vorwärtskommen, Gegrüßtwerden riskieren. Wer das nicht riskiert, obwohl er das Richtigere, das Bessere zu wissen glaubt, ist koruppt. Er schweigt um des Geldes willen.

Sprechen für Geld, Handeln für Geld ist genau das Selbe wie Schweigen für Geld, Unterlassen für Geld. Und noch eher läßt sich zeigen, daß Einer trotz des Geldes nicht des Geldes wegen spricht, sondern weil es seine wirkliche Ansicht ist, als daß Schweigen vom Zusammenhang mit dem Geld abgelöst werden könnte. Schweigen für Geld, Mitmachen für Geld, Sichbeugen für Geld, ja sogar Glauben für Geld: das ist die Form der deutschen Korruption im Staat, in der Gesellschaft, in der Presse.

Ob in andern europäischen Ländern mehr Geld in die Hand gedrückt wird als bei uns, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß in andern europäischen Ländern mehr Menschen den Mut haben, sich zu unpopulären Meinungen zu bekennen und dafür materielle Verluste in Kauf zu nehmen.

Und nun kommt das Verlogenste: wie aufgepaßt wird, daß die Korruption nicht in einen greifbaren Barverkehr übergeht. Kann man den einmal nachweisen – dann ist die Hölle los. Und dann das Gerede, die heuchlerische Empörung, selbst in einem so komplizierten Fall wie im Fall Zeigner, wo wirklich nnr die ordinärste Heuchelei aus dem unfreiwilligen Opfer eines Erpressers den Helden einer Affäre gemacht hat. Würde die Reinheit selber gegen Zeigner Klage erheben, man müßte ihr vielleicht zustimmen. Aber wo sich dieser Anklage Parteileute bemächtigten, von denen noch nie einer Diäten und Stellung riskiert hat; wo – man schaudere – sozialdemokratische Parteigenossen vor Freude hüpften, als sich ihnen die Handhabe bot, einen Fortschritt der Republik zu verhindern, durch den sie ihre Machtstellungen bedroht fühlten: da kann und darf es kein Zögern geben.

Offen erklären wir daher: Zeigner ist und bleibt unser Gesinnungsfreund. Vor Gericht und im Gefängnis hat ihm unsre ganze Achtung und Sympathie gehört. Durch sein Unglück ist er nicht kleiner, sondern menschlich nur noch sympathischer geworden. In Erinnerung an die Tatkraft, mit der er für die Republik gearbeitet hat; an den Mut, mit dem er als einziger Minister Deutschlands das Ruhrverbrechen sämtlicher Reichstagsparteien und ihres Kanzlers

Cuno bekämpft hat; an die erquickende Unvoreingenommenheit, die seine Ministerzeit zu einer der wenigen Lichtstellen der deutschen Regierungswirtschaft der letzten Jahre gemacht hat — in Ansehung all Dessen erklären wir, daß Zeigner als Parteigenosse weit höher steht als jene, die sich durch die Bewilligung von unbesehenen Kriegs- und Ruhrkrediten in gutsitzende Klubsessel hineingearbeitet haben und sich in deren Tiefen um nichts, aber um gar nichts mehr von ihren Nachbarn auf der äußersten Rechten unterscheiden. In Ansehung Dessen hoffen und verlangen wir, daß Zeigner bald wieder furchtlos ins politische Leben zurückkehrt, und daß ihm, womöglich schon bei der bevorstehenden Auflösung des sächsischen Landtags, durch einen sichern Kandidatenplatz, ohne Furcht vor dem totsichern Gejaule des Parteivorstands und den Bedenken seiner eignen „Freunde“ die Möglichkeit dazu geboten werde.

Die Linke, die davor zurückschrickt, wird durch ihre Angst vor der Biedermannsmoral des Sumpfes mitschuldig an deren Macht. Nehme sie sich doch ein Beispiel an dem Mut und der Unbefangenheit, womit in Frankreich über solche Dinge hinweggeschritten wird. Wer kümmert sich dort darum, daß Briand als junger Advokat wegen eines Sittlichkeitsdeliktes zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt wurde; daß — nun verschleiere dich, deutsche Moral! — Poincaré die Witwe eines Nancyer Droschkenkutschers heiratete, nachdem er ihr als Advokat noch zu Lebzeiten ihres Mannes das Legat eines reichen Liebhabers vor Gericht erstritten hatte (und die wurde dann geachtete Präsidentin Frankreichs!); daß Caillauxs Frau einen Preßbanditen niederschoß. Alles Das macht diese Männer für die Franzosen nicht kleiner, sondern interessanter, bedeutender, differenzierter, zeigt sie ihnen in menschlichen Verstrickungen und Verirrungen, die ja auch wieder die Voraussetzung für größere und kühnere Leistungen sind, als sie jene tadellosen Selbstgerechten zustandebringen, die nach Gottfried Keller aus dem Vaterunser die schönste Bitte streichen, weil sie nämlich keine Schulden machen und auch keine ausstehen haben.

Man kann nicht in der Politik Revolutionär sein und im Herzen ein gewöhnlicher, beschränkter Spießer. Man kann nicht die Freiheit des Ganzen wollen und vor einem belanglosen Kriminalprozeß sich der Moral des ordinärsten menschlichen Morastes beugen. Man kann nicht, mit einem Wort sei es gesagt, Vertreter einer neuen, einer bessern Gesinnung sein, aber aus Feigheit und was noch schlimmer ist: im guten Glauben Zeigner im Stiche lassen.

Der Fall Zeigner soll fortbestehen als Prüfstein für eine freie und moderne Gesinnung des Geistes. An ihm soll endlich einmal eine wahre Scheidung vorgenommen werden können. Wer im Fall Zeigner versagt und zu stottern beginnt, soll erkannt werden. Wer nicht versagt, wer das Schiboleth einer mutigen und aufrechten Unabhängigkeit richtig aussprechen kann, der stimme mit uns in den Ruf ein:

Gruß und Heil unserm Freunde Erich Zeigner!

IX.

Die Greuel-Propaganda

Im Herbst 1914 kam ich einmal in den Erfrischungsraum von Wertheim. Eine große Anzahl Personen stand um einen Soldaten herum, der mit lauter Stimme aus Ostpreußen berichtete: „Die Kosaken, das ist eine Schweinebande. Alles stehlen sie, Alles zünden sie an. Und die Weiber – die haben nichts zu lachen. Alle werden vorgenommen, ob sie 15 oder 70 Jahre sind. Und nachher schneiden sie ihnen immer die Brüste ab. Na, die Schweinehunde kriegen aber auch ihren Lohn. Wen wir fassen, der wird aufgehängt.“ Laute des Schauders und der Bewunderung begleiteten die Erzählung des Helden. Dadurch ermutigt, wurde er immer drastischer: „Sie hätten mal sehen sollen, wie die Chaussee nach unsrer letzten Schlacht aussah – an jeder Telegraphenstange hing ein Kosak.“ Irgendeiner von den Zuhörern fragte, ob es denn erlaubt sei, Kriegsgefangene zu töten. Worauf er: „Kriegsgefangene? Nee, die Schweinepelze verdienen nicht, daß wir sie noch durchfuttern. Übrigens haben wir auch Befehl, Kosaken ein für alle Mal keinen Pardon zu geben. Den hätten sie durch ihr Wüten in Ostpreußen verwirkt, hat uns unser Kommandeur gesagt. Wir müssen die Kerls aufhängen. Aber wir tun es auch gern.“

Was Wahrheit, was Dichtung an der Erzählung war, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß die Zeitungen damals voll waren von Greuelgeschichten der Russen, und daß die Berichte immer wieder die Erklärung enthielten, den Kosaken werde grundsätzlich kein Pardon gegeben. Ein sozialdemokratischer Abgeordneter, der im Osten im Felde stand, sagte mir übrigens auch, daß bei seinem Truppenteil einmal ein solcher Befehl gegeben worden sei.

Ich habe nie in meinem Leben mit Kosaken zu tun gehabt und weiß daher nicht, ob sie grausamer sind als andre Menschen. Ich weiß nur, daß die Geschichten, die von ihrer Grausamkeit erzählt wurden, nie vorher auf ihre Richtigkeit geprüft worden waren. Fand sich aber ausnahmsweise einmal ein gewissenhafter Mensch, der den Dingen nachging, so kam Das heraus, was ich ausführlicher berichten will, weil es symptomatisch für die Gewissenlosigkeit der Greuel-Propaganda ist.

Am 23. Januar 1915 erschien in der ‚Kölnischen Zeitung‘ Nummer VIII der ‚Stimmungsbilder vom östlichen Kriegsschauplatz‘, unterzeichnet von Oskar Usedom. In diesem Artikel fand sich folgende Schilderung:

> . . . dieselbe Zeit, in der ich – damals noch so wenig gefeit – eine Greueltat sehen mußte, die mir Zeit des Lebens nachgehen wird. Wir hatten P. genommen und waren auf der Suche nach Quartieren, die sehr spärlich ausfielen, weil die Russen alle Häuser und Scheunen und Ställe angekokelt hatten. An der Straße stand kaum noch eine Mauer, geschweige denn ein Gebäude. Deshalb suchten wir in den Ausbauten. Während-

dessen kam plötzlich ein junger Leutnant bleich und verstört auf mich zu und erbat meine, meiner Meldereiter und Burschen schleunigste Hilfe, um einen Knaben zu retten. So schnell es eben ging, waren wir in dem bezeichneten kleinen Bauernhäuschen, in dessen arg verwüsteter Hinterstube sich ein furchtbarer Anblick bot. Ich hatte mir die Russen immer als eine Nation mit menschlichen Empfindungen vorgestellt und nur den Kosaken als unbarmherzig würgenden Dämon, der mit Allem, was menschlich heißt, nichts gemein hat als Bau und Gebärden. Waren es am Ende auch Kosaken, die dies getan? Das Blut stockte mir im Leibe. Wer war das unglückselige Wesen, das da am Tische hing? Kniete es? Oder wie? Der Kopf war auf die Brust gefallen, der ganz in sich zusammengesunkene Körper schien nur an den Armen Halt zu haben. Als ich näher trat, erkannte ich die Gestalt eines etwa 12 jährigen Knaben. Das Gesicht totenbleich, die Augen verquollen. Starr lagen die Hände auf der Tischplatte. Blaurot, in ungeheurer Blutlache. Durch jeden der zehn Finger war ein Nagel in den Tisch gebohrt. Das Wimmern des Kindes klang erstorben, wie ein Röcheln war es. Ich flößte ihm Cognac ein. Wir taten, was wir konnten, um die ungeheure Not zu lindern. Dann lösten wir behutsam die Nägel von unten. Doch als das grausame Rettungswerk endlich geglückt schien, gab der schändlich mißhandelte kleine Kerl, noch ehe der Arzt kam, seinen Geist auf.

Die reiche deutsche Sprache ist zu arm für den Ausdruck der Entrüstung, die mich beseelte.

Also Herr Usedom hatte diese haarsträubende Untat gesehen, er war in das Haus geeilt, das Blut hatte ihm im Leibe gestockt, er hatte dem Knaben Cognac eingeflößt, er hatte die Nägel aus seinen Händen gelöst. Ein Zweifel an der Tatsächlichkeit des in einer so angesehenen Zeitung so eingehend von einem Augenzeugen geschilderten Vorgangs konnte nicht aufkommen.

Dennoch kam er auf bei einem angesehenen Pazifisten in Essen, dem Justizrat Rosenberg. Der schrieb unter der Adresse der ‚Kölnischen Zeitung‘ an den Verfasser, um Angabe des Ortes zu erbitten, wo sich die Untat abgespielt habe. Keine Antwort. Darauf schrieb er an die Kölnische Zeitung selbst. Die teilte ihm mit, daß der Verfasser ein Major Brausewetter sei. Rosenberg schrieb nun an diesen Major. Der antwortete endlich, der Vorfall habe sich in Prostken abgespielt. Aber weiter hieß es in dem Brief:

Am 17. früh ereignete sich der von mir geschilderte Vorfall. Ein Herr K. machte mich auf das Haus, in dem der angenagelte Knabe sich befand, aufmerksam, Ich bin freilich nicht selber darin gewesen.

Da hatte der Herr Major also gelogen, als er den Lesern der ‚Kölnischen Zeitung‘ erzählt hatte, er habe Alles selber gesehen. Aber vielleicht war wenigstens sein Gewährsmann K. glaubwürdig?

Rosenberg schrieb an den Gemeindevorsteher von Prostken und bekam unterm 14. September 1916 diese Antwort:

Dem Herrn Justizrat Dr. Rosenberg in Essen
mit der Mitteilung, daß der umseitig genannte Fall von dem Knaben hier im Orte unbekannt ist, dergleichen Greueltaten

sind in unserm Orte überhaupt nicht beobachtet worden, es wäre wünschenswert, und es wird darum ersucht, diejenigen Personen namhaft zu machen, die dergleichen gesehen haben wollen, damit hier weitere Nachforschungen darüber angestellt werden können.

Es war also Alles Schwindel! Der Herr Major und sein angeblicher Gewährsmann hatten sich die ganze Geschichte aus den Fingern gesogen. Aber die Wahrheit durfte während des Krieges nicht veröffentlicht werden. Wieviel unglückliche Russen mögen übrigens mit Leib und Leben die blutrünstige Phantasie des Herrn Usedom-Brausewetter haben büßen müssen?

Die Greuel-Propaganda war förmlich systematisch organisiert. Den Russen wurde vor Allem vorgeworfen, daß sie den Männern Arme und Beine abschnitten, den Frauen die Brüste. Die Franzosen und Belgier wurden beschuldigt, die Augen auszustechen. Es gab Varianten und Kombinationen. Aber das Leitmotiv blieb immer: Im Osten wird gehackt und geschnitten, im Westen gestochen.

Fast die ganze deutsche Presse hat sich der Verbreitung von Greuelgeschichten schuldig gemacht. Aber am schlimmsten wütete doch die bayrische. In ihr häuften sich gradezu die Schauergeschichten. So erzählten die ‚Münchner Neuesten Nachrichten' vom 20. August 1914 von einem württembergischen Dragoner, den man in Frankreich gefunden habe mit ausgestochenen Augen, abgeschnittenen Händen und herausgerissener Zunge. Der ‚Hofer Anzeiger' vom 21. August berichtet, die Franzosen hätten einem Ulan beide Augen ausgestochen und beide Arme abgehauen und ihn dann bei vollem Bewußtsein laufen lassen. Und die ‚München-Augsburger Abendzeitung' vom selben Tage druckte einen Brief ab, wonach ein Augsburger in einem belgischen Hause einen deutschen Gefreiten mit abgehackten Beinen gefunden habe.

Die Nachrichten konnten fast nie nachgeprüft werden, weil fast immer genaue Orts- und Namensangaben fehlten. Wurden sie gemacht, so kam wenigstens hie und da der Schwindel heraus. So, als mit allen Einzelheiten gemeldet worden war, in wie grauenhafter Weise der deutsche Hotelbesitzer Weber in Antwerpen vom Pöbel abgeschlachtet worden war, und der Mann ein paar Wochen später aus Holland einer deutschen Zeitung schrieb, daß ihm auch nicht ein Haar gekrümmt worden sei.

Unvergeßlich bleibt mir ein Vorgang in der Pressekonferenz aus dem Jahre 1917. Ein ostpreußisches Lokalblatt hatte in aller Unschuld einen Bericht über einen Alimentenprozeß gebracht, wonach eine angeblich von den Kosaken 1915 vergewaltigte Jungfrau keineswegs ein Opfer der Russen gewesen war, sondern es seinerzeit nur zweckmäßig gefunden hatte, anstelle des deutschen Vaters einen oder mehrere russische zu fingieren. Dem Kriegspresseamt war die Sache scheußlich. Denn dieser Fall war ein Paradestück in dem deutschen Weißbuch über die russischen Greuel. Deshalb wurde der Presse streng verboten, von diesem und ähnlichen Prozessen Notiz zu

nehmen, da sonst „die Glaubwürdigkeit des deutschen Weißbuchs erschüttert werden könnte“.

Besonders verderblich wirkten die Kriegsberichterstatter. Das waren Leute, die als besonders glaubwürdig galten, da sie sonst doch die Heeresverwaltung nicht zugelassen hätte, und als besonders unterrichtet, da das Publikum sie ganz vorn an der Front wähnte. Daß diese Herren sich zum großen Teil einer besonders üppigen Phantasie erfreuten, war in weitern Kreisen nicht bekannt. Übrigens haben die Berichterstatter der Linkspresse genau so in Greuelgeschichten geschwelgt wie die der reaktionären Blätter.

Da meldet Herr Hauptmann a. D. Pietsch dem ‚Hamburger Fremdenblatt‘ unter dem 26. August 1914, die Schurkerei der Belgier gehe so weit, daß sie den deutschen Truppen mit Pulver gefüllte Zigarren verkauften, um ihnen so beim Rauchen das Augenlicht zu rauben.

Da schreibt Kriegsberichterstatter Heinrich Binder im ‚Berliner Tageblatt‘ auch am 26. August, die Belgier wären in ihrer Infamie und Niedertracht so weit gegangen, tausende von Briefen für die Deutschen mit narkotischen Pulvern zu füllen.

Da berichtet Herr v. Koschützki, Kriegsberichterstatter der ‚Vossischen Zeitung‘, seinem Blatt am 11. September 1914, die Russen hätten geschworen, jedem deutschen Radfahrer-Soldaten die Augen auszustechen. Und am 17. September bemüht derselbe Herr einen Oberleutnant v. Tiedemann und einen Rittmeister de la Croix als Zeugen, um seinen Lesern zu erhärten, die Russen hätten 21 deutschen Rekruten je eine Hand oder ein Bein abgehackt, 9 Frauen die Brüste ab- und die Bäuche aufgeschnitten, außerdem verschiedenen Kindern die Hände abgehackt.

Man bedenke, daß keine dieser Schauergeschichten in die Hände der Redaktion kommen konnte, ohne zuvor an der Front eine strenge militärische Zensur passiert zu haben. Diese Berichte waren also samt und sonders behördlich approbiert.

Die verantwortlichen Stellen haben in unverantwortlicher Weise die Greuel-Propaganda nicht nur geduldet, sondern gefördert.

Der Oberpräsident von Ostpreußen, v. Batocki-Bledau, gab im Oktober 1914 amtlich bekannt, die Russen hätten mindestens 1000 deutsche Zivilpersonen grundlos ermordet.

Das Regierungsblatt, die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung‘, schrieb am 12. Januar 1915 in einem zusammenfassenden Artikel:

> An dieser Stelle sei nur erwähnt, daß die Franzosen auf dem Schlachtfelde deutsche Verwundete in überaus zahlreichen Fällen bestialisch verstümmelt und hingeschlachtet haben. Vielfach ist nachgewiesen worden, daß Fälle vorgekommen sind, in welchen die französischen Soldaten hilflose deutsche Verwundete durch massenhafte Bajonettstiche in den Leib, Kopf und Augen, durch Kolbenschläge, Durchschneiden der Gurgel und andre Schandtaten grausam ums Leben gebracht haben. Einsperren von Verwundeten, Anbinden an Bäume und Pfähle, Erschießen Kampfunfähiger aus nächster Nähe, Ermordung hilfreicher Sanitätsmannschaften aus dem Hinterhalt, Ab-

schneiden der Geschlechtsteile, Aufschlitzen des Bauches, Ausstechen von Augen, Abschneiden von Ohren, Festspießen Verwundeter auf dem Erdboden: alle diese Schandtaten sind nachgewiesen worden, wo französische Truppen gekämpft haben.

Auch hier wieder unter anderm der Vorwurf des „Ausstechens der Augen“. Er hat eine ungeheure Rolle gespielt, um den Haß bis zur Siedehitze aufzupeitschen. Und hat sich doch nicht in einem einzigen Fall als richtig erwiesen.

Überaus charakteristisch dafür ist die Feststellung, die die ‚Kölnische Volkszeitung‘, ein damals sonst durchaus im alldeutschen Fahrwasser schwimmendes Zentrumsblatt, am 28. Oktober 1914 getroffen hat. Ein Kandidat des höhern Lehramts hatte in der Nähe von Aachen einen Soldaten in einem Lokal öffentlich erzählen hören, er habe selbst im sogenannten Totensaal der Augenheilanstalt des Bezirkes Aachen 28 Soldaten mit ausgestochenen Augen liegen sehen. Darauf begab sich der Kandidat in diese Anstalt. Er wurde überall herumgeführt und sah nichts von den angeblichen Greueln. Und zum Schluß erklärte ihm der Leiter der Klinik: „Wenn Sie das Gesehene veröffentlichen wollen, so schreiben Sie, daß sowohl ich wie mein Kollege keinen einzigen Soldaten mit ausgestochenen Augen bisher behandelt haben.“

So wie in Aachen ergab die Nachprüfung überall, daß die Behauptung von den ausgestochenen Augen ein schauriger Schwindel war. Was aber das Regierungsblatt nicht hinderte, am 12. Januar 1915 diesen Schwindel, mit einer Unzahl andrer verbunden, dem gläubigen Volk wieder vorzusetzen.

Sogar Wilhelm II. hat sich, wenngleich in diplomatisch abgeschwächter Form, zur Verbreitung der Greuelmärchen hergegeben. Am 9. September 1914 drahtete er an Wilson, in Belgien hätten selbst Frauen und Geistliche Grausamkeiten begangen, auch an verwundeten Soldaten, Ärztepersonal und Pflegerinnen. Seine Generale hatten sich darauf hin gezwungen gesehen, die schärfsten Mittel zu ergreifen, um die blutdürstige Bevölkerung von der Fortsetzung der schimpflichen Mord- und Schandtaten abzuschrecken.

Da hier auch Geistliche beschuldigt wurden, so setzte sich die ‚Kölnische Volkszeitung‘ zur Wehr. Sofort bekam sie vom Gouvernement einen furchtbaren Rüffel und wurde zur Strafe auf 24 Stunden verboten. Greuelgeschichten, die S.M. sich zu eigen machte, durften auf keinen Fall als Schwindel entlarvt werden.

Was ist damals gelogen worden! Freilich nicht etwa nur in Deutschland. Die Greuel-Propaganda war genau so eine internationale Epidemie wie die Kriegspsychose überhaupt. Die Hände, die deutsche Soldaten belgischen Kindern abgehackt haben sollten, haben eine grauenhafte Rolle in der Aufhetzung der Welt gegen die deutschen Barbaren gespielt.

Ob bei uns oder bei anderen Völkern mehr in der Schürung des Hasses durch erfundene Geschichten geleistet worden ist, wage ich nicht zu entscheiden. Auf alle Fälle ist auch bei uns das Menschenmögliche und zugleich Menschenunwürdigste geleistet worden.

Gier unter Ulmen

Kein christlicheres Volk als die Deutschen. Sie neigen zwar dazu, diejenigen ihrer Landsleute, die sich künstlerisch betätigen, ins Gefängnis zu stecken; die sie aus dem Drill in die Menschenwürde führen wollen, zu ermorden; die Genie haben, verhungern zu lassen. Aber das Alles machen sie vor Gott dadurch wieder gut, daß sie ihre „Feinde" lieben, Franzosen, Italiener, Amerikaner. Wenn die nur mittelmäßig genug sind. Der Regisseur und Schauspieler Firmin Gémier hat in Paris alle Jahre seines Lebens zusammen nicht so viel Lob Über sich gehört wie eine halbe Woche lang in Berlin; dem er zum Dank dafür sein Austauschtheater ersparen möge. Mit dem alten Pirandello wird ein Kultus getrieben, als hätte er wirklich ein Recht dazu, sich neben oder gar vor Bernard Shaw zu nennen. Morgen vergessen – aber heute noch Mode, Betrieb und Rummel, Auspressung eines Autors, weil er einmal einen Erfolg gehabt hat, und Ueberschwemmung sämtlicher Bühnen mit seinen Stücken, auch den belanglosesten. Auch den europäischsten von Eugene O' Neill, der uns doch grade so uneuropäisch wie möglich kommen muß, um unsern Anteil zu verdienen.

Nicht wahrscheinlich, daß ‚Gier unter Ulmen' aus Lesefrüchten entstanden ist. Die Theatergeblüte der verschiedenen Nationen sind einander von Hause aus so verwandt wie ihre lieben Militaristen. Also kann dieses ‚Stück in drei Teilen' zu einem Teile von Tolstoi, zu einem von Schönherr und zu einem von Sudermann stammen, ohne daß der Yankee aus Irland seine kontinentalen Kollegen jemals zur Kenntnis genommen zu haben braucht. Als sei der ‚Katzensteg' dramatisiert, so belauern – nicht minder atemlos als die Galerie, die bis vorn ins Parkett reicht – Eben Cabot und Abbie Putnam einander, wann sie wohl reif zur Liebe sein werden, zu der Liebe zwischen einem Stiefsohn und seiner Stiefmutter. Aber die Stiefmutter ist nicht Schillers Elisabeth, sondern der „Weibsteufel", und ihr fünfundsiebzigjähriger Eheherr stampft die „Erde" der U.S.A. wie der greise Grutz seine steiermärkische. Bis dahin wäre Alles von der normalen Verlogenheit eines Reißers, dessen Wortclichés – Sie : Ich habe ein hartes Leben gehabt; Er: Ich werde alt wie ein morscher Ast – seinen Gefühlsclichés entsprechen. Prärie- oder Steppendimensionen bekommt die Verlogenheit erst, wenn Abbie-Anisja ihr Kind erwürgt, weil sie das für das sicherste Mittel hält, dem Erzeuger Eben-Nikita zu beweisen, daß sie ihn doch um seiner selbst willen geliebt hat und liebt, nicht, wie er argwöhnt, um zu einem Erben für ihre Farm zu gelangen. Der junge Vater rennt statt zum Psychiater zum Sheriff. Aber dessen übergeordnete Behörde wird gewiß den transatlantischen § 51 heranziehen.

Der neue Direktor des Lessing-Theaters wird für Berlin noch viel lernen müssen; besonders, wie man Krisen vermeidet. Er hat ein ganzes Jahr zur Verfügung gehabt, die Eroberung der Reichshauptstadt vorzubereiten. Da studiert man drei oder noch mehr Stücke ein, um für alle Fälle und Durchfälle einigermaßen gesichert

zu sein. Arthur Hellmer aus Frankfurt am Main ließ nichts weiter als den ‚Götz‘ inszenieren. Damit wars nichts. Das Theater spielte vier Wochen vor leeren Reihen und benutzte die lange Zeit, um – diesen Schmarren mundgerecht zuzurichten. Nicht unmöglich, daß er mit eben der Gier, die er unter Ulmen darzustellen versucht, am Friedrich-Karl-Ufer wird verschlungen werden. Berthold Viertel hatte seine Befähigung zum Regisseur in einem Ensemble von bewährten Schauspielern dargetan. Dann wollte er selbst eine ‚Truppe‘ bilden; und versagte vollständig. Jetzt hat er wieder bewährte Schauspieler in der Hand, also nicht nötig, Tairoff zu kopieren oder einen eignen Expressionismus zu begründen. Er findet faustdickes, grell schreiendes Theater vor und besänftigt es dadurch ein bißchen, daß ers auf eine Art Kreislerbühne, nach der Vorschrift des Autors in Puppenstuben – je zwei neben- und übereinander – verlegt, wo allein die engen vier Wände der Kulissenreißerei hinderlich wären, wenn man sie zu befürchten hätte.

Lothar Müthel hat, als Eben, ein Element von Vornehmheit unter Räuber zu bringen, das er auch da nicht verliert, wo die Gier ihn bis zur Besinnungslosigkeit anfällt, schüttelt und umschmeißt. Für seine Stiefmutter und Geliebte kommt Gerda Müller zugute, daß sie was von der Durieux und was von der Höflich hat, daß sie Raffiniertheit und Animalität mit Auge, Gestalt und Stimme in derjenigen Mischung auszudrücken versteht, der die Nikitas erliegen. Aber nicht minder die Grutze. Wegener wirkt am stärksten zuerst und zuletzt: in Bratenrock und Zylinder, den Strauß für die junge, vierzig Jahre jüngere Frau in der Hand – und auf der Taufe eines Kindes, das bei dieser Kraft und Unermüdlichkeit seines Tanzes eigentlich noch von ihm müßte sein können. Zwischendurch läßt ihn die dünne Rolle im Stich oder verführt ihn, sie mit Ersatzstoffen aufzuplustern. Wer diesen Schauspieler hat und nicht nahrhafter füttert, verdient nicht, daß er ihn hat.

Judith von Alfred Polgar

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist in diesem Trauerspiel nur ein Raubkatzensprung. Holofernes macht ihn mühelos. Er ist eifersüchtig auf sein Echo und belästigt von seinem Schatten. Daß er jenem nicht das Maul stopfen und diesen nicht wegputzen kann, daran müßte er doch schließlich zugrunde gehen, auch wenn er sonst Alles, was neben ihm noch leben will, vertilgt hätte. Die Bewegung der Erde, auf der dieser rabulistische Riese lastet, wird zum planetarischen Dreh. Durch das Netz von Verfänglichkeiten, das um den Holofernes gespannt ist, kommt kein Mann hindurch: wenn er das Falsche sagt oder tut, wird er getötet, weil er das Falsche sagte oder tat, wenn aber das Richtige, wird er abgestochen, weil es eine Frechheit ist, vor Holofernes nicht zu irren. Das ist schon halb von Nestroy, auch wo es noch ganz von Hebbel ist. Sein Hirn zermalmt, was er denkt. Diese überstarke Gedanklichkeit, die nichts greifen kann, das ihr nicht augenblicks zerbricht, wirkt so tragikomisch wie ein Gesäß, dem kein Möbel fest genug ist.

Großartig trotz Allem das Sich-Recken des Recken, nicht ad astra, sondern ad terram, denn er hängt mit dem Haupt in den Sternen, und seine Füße tasten nach der Erde.

Neben diesem Kraftunmenschen scheint das übrige Personal der Dichtung klein, gulliver-zwergisch. Auch Judith reicht ihm kaum bis zur Taille. (Knapp bis dorthin reicht sie!) Aus diesem Größenmißverhältnis kommt Burleskes. Um Holofernes wird Alles püppchenhaft, neben seinem Gebrüll klingen andre Menschenstimmen wie Gepieps und Gezwitscher. Darum hat auch die Dichtung ihre lebensvollsten Augenblicke nicht in des Holofernes Zelt, sondern in Bethulien, wo der Wilde nur draußen an den Mauern tobt.

Für solche Fabelfigur, aus Muskel und Geist bestehend, ist, im Burgtheater, Herr Höbling ein halb-geeigneter Darsteller. Seine sprachlichen und mimischen Mittel zum Ausdruck von Größe, Welt- und Menschenverachtung sind zwar konventionell, aber er bedient sich ihrer nicht ungeschickt und kommt heil über Abgründe der Lächerlichkeit wie das Kindchen an Engels Hand. Auch als Liebhaber von größerm Lustformat stellt Herr Höbling seinen überdimensionierten Mann. Es ist zu verstehen, daß Judith vor diesem schmucken Barbaren mit den blitzenden Augen und Zähnen – welch’ helle Finsternis ist in seinem Antlitz versammelt – ihre Mission verliert und die Kraft zu dem legendären Fleischhauerhieb, den sie tun muß, erst aus ihrer befriedigten Schwäche gewinnt. Der entscheidende Fehler dieses außen rundherum zulänglichen Holofernes ist, daß er die innere Örtlichkeit, die zum Schauplatz hoher geistiger Konflikte tauglich wäre, nicht glaubhaft machen kann. Es wird nicht evident, daß hinter der vortrefflich gerunzelten Stirn dieses Holofernes noch was sich runzle.

Die Judith der Frau Roland fängt wunderschön an und endet wunderschön. Zwischen und aus den ruhig erzählenden Worten ihrer ersten Szene formt Frau Roland so viel Schicksal, Art, Bestimmung, daß die Figur sogleich plastisch, schattentief dasteht, umwittert von Gewesenem und Kommendem. Und in ihrer letzten Szene erscheint diese Judith gleichsam weißgebrannt, gelöst aus gemeinen menschlich-sachlichen Zusammenhängen, hinaufgehoben auf eine Ebene höherer Kausalität. Zwischen solchem schönen Anfang und Schluß wehte das Spiel der Frau Roland haltlos, eine Ranke, der die Mauer abhandengekommen ist. (Auch viel Text verwehte in dem heftigen Winde.) Es war eine schrecklich nervöse Judith, die sich da zerriß, und ihre Nervosität eine solche, die für Krisen geringern, bürgerlichern Inhalts gewiß taugen mag, aber nicht für die überlebensgroße Sache und Erscheinung einer tragischen Persönlichkeit. Die Figur braucht so was wie Stil, es muß ja nicht grade der heroische, es dürfte nur nicht der neurasthenische sein, der ein großes Schicksal in einen Schwarm kleiner Nöte auflöst. So ging die Gestalt aus der hohen Form, verlor mit der Fassung auch Inhalt, löste sich auf in eine Fülle erregter Schreie und Gebärden. Es war wie ein Unfall: in die Leidenschaft geraten. Mangels der Schutzvorrichtung eines disziplinierenden Formwillens.

Heine-Denkmal von Arnold Weiß-Rüthel

Die Figur muß sehr groß sein,
und möglichst massiv:
Marmor, Granitstein!
Andre Steine
eignen sich, falls sie recht hart sind, auch.
Den rechten Arm hält Heinrich Heine
ein wenig schief
über den Bauch.
Dieser ganze schiefe und rechte Arm
muß aus Stahl, nicht aus Stein
und beweglich sein.
Wie bei einem münchner Verkehrs-Turm-Gendarm.
Inwendig hat Heine elektrische Mächte,
die sorgen dafür, daß die stählerne Rechte
Jedweden, der deutschnational sie berührt,
mit Ohrfeigen, Püffen und Totschlag traktiert.
Außerdem sind natürlich die Beine
gleichfalls elektrobeweglich scharniert.
Und jegliche völkische Absicht riskiert,
daß sie ein Fußtritt von Heinrich Heine
paralysiert.
Zum Schluß wirkt mit automobilen Flinten
der Dichter im Notfall auch nach hinten.
Die Ventile müssen sich stündlich lüften
und die ganze Umgebung mit Lachgas vergiften.
So stelle man Deutschlands mißachteten Sohn
vor jede deutschvölkische Redaktion.

Ich widme jetzt diesen schönen Entwurf:
dem Kaiser, Herrn Hitler und Ludendorff.

Zum Fünfzigsten von Peter Panter

Lieber Alfred Polgar,
wenn Ihnen am Morgen das Hausmädchen hochroten Kopfes die Torte mit den einundfünfzig brennenden Lichtern hereinträgt und gratuliert, dann wird sie gleich hinter dem Glückwunsch sagen: „Es ist ein Mann draußen!“ – und Böses ahnend werden Sie den Mann hereinlassen. Und da stehe ich nun dick und dumm vor Ihnen mit einem weltbühnenroten Blumenstrauß und gratuliere namens aller Leser des Blättchens. Ich bin so ungefähr derjenige mit der kleinsten Qualifikation dazu.

Denn bei aller Liebe oder wegen aller Liebe wird mir niemals gelingen, herauszukristallisieren, was eigentlich in Ihnen den Charme, den Reiz, den Wert und die Qualität ausmacht. Warum und zu welchem Ende studieren wir Alfred Polgar?

Sie haben die Millesimalwage der Kritik erfunden. Mit Ausnahme des alten Fontane weiß ich keinen Theaterkritiker deutscher Sprache, der so aufs Augenhärchen genau sagen kann, was er sagen will. So haben Sie einmal das größte Kunststück fertiggebracht, der alternden Duse zu sagen, daß sie altert, aber daß sie die Duse ist; Sie haben von Pallenberg

erzählt, als noch Niemand diesen Namen buchstabieren konnte, und in dem kleinen Absatz ist schon der ganze Kerl und seine bunte Karriere. Und wenn Sie einmal in den Himmel kommen, so wird Ihnen der liebe Gott aus seinem Hauptbuch wahrscheinlich viele Sünden verlesen, aber eine wird nicht dabei sein. Wir Andern sind jeder schon einmal ausgerutscht, wir haben jeder schon einmal in der Hitze des Gefechts Dinge gesagt, die besser ungesagt geblieben wären, und es gibt keinen von uns, der sich nicht einer Entgleisung in Sachen des Taktes schuldig gemacht hätte. Sie nicht.

Dieser feinste Takt verbindet sich mit einer Ehrfurcht... Sie sind gar nicht mehr im Zimmer? Wo sind Sie? Das Hausmädchen kommt herein und sagt: „Der Herr läßt sich entschuldigen. Dem Herrn ist nicht ganz wohl!“ Das kann ich Ihnen nachfühlen. Aber wie soll ich gratulieren?

Wie soll ich aufzählen, was ich Alles von Ihnen gelesen habe – und wie ich es gelesen habe? Wie ich die alten Bände der ‚Weltbühne‘ (soweit sie ein Inhaltsverzeichnis besitzen) nach Ihren Beiträgen durchforscht und geblättert und gesucht...? Jetzt sitze ich hier in Toulouse, das beinah so häßlich ist wie Stettin. Ihre gesammelten Werke habe ich nicht bei der Hand, aber ich lese aus dem roten Hotelteppich:

Wie Sie von einem Stück geschrieben haben, sein Esprit knallte: piff, paff, puff, besonders puff; wie Sie von einer Figur gesagt haben, sie sei der Unterleib ohne Dame; von Millenkovich, er sei der Laube des Burgtheaters, der Gartenlaube; wie Sie den Versen Fuldas erst jüngst subalterne Anmut nachgesagt haben; von jenen zwei Krondiamanten ‚Scharlach‘ und ‚Wie der Goethe entstand‘ ganz zu schweigen.

Und wie müssen wir dem lieben Gott danken, daß er einen Schönherr erschuf! Jenen Schönherr, dem man später den Bart abnahm und Hans Müller nannte. Es gibt nichts Komischeres als Ihre Inhaltsangaben solcher Monumente aus Kaugummi.

Sie haben aber nicht nur immer Bühnenkunst durchleuchtet, sondern auch einmal jenes große Affentheater von 1914 bis 1918. ‚Kleine Zeit‘ heißt der Band mit Recht, und die reichsdeutschen Redakteure haben mit Wonne gedruckt, was Sie über die Habsburger zu sagen hatten, denn die Habsburger abonnieren keine reichsdeutschen Zeitungen.

Ich weiß, daß man Geburtstagskinder halb krank ärgert, wenn man ihnen nun auch noch Geist in der Unterhaltung nachrühmt; aber Sie können sich ja bei meinem Fünfzigsten rechtens mit dem Gegenteil revanchieren. Ich für meinen Teil habe nicht vergessen, wie Ihnen einmal ein Berliner Theaterdirektor den Vorschlag gemacht hat, eine politische Revue zu schreiben. Sie sagten Ja, wollten aber nicht recht mit Ihrem Namen heran. Darauf bot er Ihnen – die Ziffern weiß ich nicht mehr – statt 18 000 Mark 14 000. Worauf Sie: „Da kann man also durch Subtraktion feststellen, wieviel mein Name wert ist!“ Und als man Sie dann befragte, was Sie nun beschließen würden, entschieden Sie sich für folgende Lösung: „Ich werde 16 000 verlangen und Alfred signieren!“

Lieber Alfred Polgar: ein Gratulant ist noch um eine Kleinigkeit lächerlicher als ein Geburtstagskind, besonders wenn er aus Berlin stammt und nicht jene oesterreichische Leichtigkeit besitzt, die vom Oberkellner bis herunter zu Hermann Bahr Ihre Landsleute so oft kompromittiert haben.

Unser gemeinschaftlicher lieber Gott, Knut Hamsun, ist, wie Sie wissen, heftig gegen das Alter eingenommen. „Man sagt, mit dem Alter sollen andre Freuden kommen, die man früher nicht gehabt hat, es kommen tiefere Freuden, bleibendere Freuden. Das ist Lüge. Ja, du liest richtig: das ist Lüge. Nur das Alter selbst sagt das, der für sich selbst Interessierte, der mit seinen Resten großtut. Er erinnert sich nicht mehr daran, als er auf dem Gipfel stand, er selbst, sein eigner alias, rot und weiß, wie er in die goldene Posaune blies. Jetzt steht er nicht – nein, denn er hat sich gesetzt, ja, denn es ist leichter zu sitzen. Und da kommt nun zu ihm, leise und schleichend, dick und dumm, die Ehre des Alters. Was soll ein sitzender Mann mit Ehre tun? Ein stehender Mann kann sie gebrauchen, ein sitzender Mann kann sie nur haben. Aber die Ehre ist dazu da, daß man sie gebraucht, nicht, daß man sich damit hinsetzt. Gebt einem sitzenden Mann warme Strümpfe.“

In diesem einen Fall will ich mit einer Reverenz nach Norden eine kleine Ausnahme gemacht haben: Ihre Schriften werden immer besser, wie alter Wein.

Erlauben Sie mir, lieber Alfred Polgar, Ihnen zum Fünfzigsten keine warmen Strümpfe zu schenken, sondern Verehrung. Verehrung und Hochachtung vor dem feinsten und leisesten Schriftsteller unsrer Generation.

Danke, keine Torte. Aber einen Händedruck.

Schacht, Stinnes, Castiglioni, Bosel von Morus

Auslandskredite

Bevor Dr. Hjalmar Schacht in See stieß, um seinen Kollegen in New York den Gegenbesuch zu machen, hat er einige Donnerworte gegen die Auslandskredite der deutschen Kommunen geschleudert. Allzu großen Schreck scheint er damit den Stadtkämmerern nicht eingejagt zu haben, denn die Kommunalanleihen nehmen rüstig ihren Fortgang. Außer Berlin, München, Köln und Bremen, die ihre 40 Millionen Dollar weghaben, steht ein halb Dutzend andrer Gemeinden in Verhandlung mit amerikanischen Bankgruppen, und selbst Mittelstädte von fünfzig-, sechzigtausend Einwohnern klopfen schon in New York an, um mit amerikanischem Geld Schlachthäuser, Wasserrohre, Straßenanlagen und manchmal auch viel unnötigere Dinge zu bauen und zu kaufen. Dazu rückt nun auch noch Berlin mit einer schweizerisch-holländischen Anleihe von 30 Millionen Franken heraus.

Aber grade bei dieser Gelegenheit ist evident geworden, daß es zweierlei verschiedene Dinge sind: eine Anleihe aufzunehmen und eine Anleihe zu erhalten. Berlin, gewiß nicht der unsicherste Schuldner unter den deutschen Städten, hat nur drei Viertel seiner Anleihe auf dem amerikanischen Markt un-

terbringen können. Wenn man bedenkt, daß das Emissionshaus Speyer die Hälfte der 15 Millionen Dollar garantierte und von dem Rest auch noch einen bestimmten Prozentsatz, so kann man das Ergebnis nicht eben üppig nennen. Die Amerikaner haben zwar die Rentenbank-Anleihe sechzehnmal überzeichnet und scheinen auch für die deutsche Kali-Industrie 50 Millionen Dollar übrig zu haben; aber den deutschen Kommunen für 8 und 9 Prozent auf etliche Jahre Geld zu geben, besteht im Ausland keine sonderliche Neigung. Wenn die Kredite auch auf ausländische Währung lauten, so schrecken offenbar noch die Erfahrungen der Inflation die amerikanischen Kleinkapitalisten ab, und die Mätzchen, die die Stadt Dortmund gemacht hat, bevor sie ihre Valutaschuld anerkannte, hat auch nicht das Renommee der deutschen Gemeinden draußen gestärkt. Nicht zustande gekommene Anleihen verschlechtern aber ebenso den Kredit, wie verunglückte Friedenskonferenzen die politische Situation verschlimmern. Eine Wiederholung des Berliner Fiaskos — und die Stadt Berlin steht mit ihrem Mißerfolg nicht allein da — muß auf alle Fälle vermieden werden.

Das einfachste Mittel, einer neuen Blamage zu entgehen, wäre selbstverständlich, daß man ausländische Anleihen überhaupt nicht mehr aufnimmt. Aber das ist, selbst wenn Doktor Schacht dazu rät, doch wohl leichter gesagt als getan. Ohne Zweifel haben die deutschen Gemeinden im letzten Jahr eine Thesaurierungspolitik getrieben, die den engstirnigen Finanzbürokratismus des Herrn v. Schlieben noch übertraf. Es ist viel Unnützes gebastelt und angeschafft und in den Kanzleien verwirtschaftet worden; aber man darf sich durch das Geschrei über den Fiskalismus und die Verschwendungssucht der öffentlichen Stellen, das der 46fache Aufsichtsrat Hermann Fischer in Mode gebracht hat, nicht verleiten lassen, die soziale und gemeinwirtschaftliche Arbeit der Städte ohne weiteres zu konterkarrieren. Wenn man den Städten den Vorwand nehmen will, bleibende Anlagen aus Steuern und überhohen Tarifen zu beschaffen, dann muß man ihnen auch die normale Finanzierungsmöglichkeit durch langfristige Anleihen geben. Da in Deutschland größere Anleihen zu erträglichen Zinsen noch nicht unterzubringen sind, bleibt ihnen also nichts weiter übrig als der Weg ins Ausland. Im Ganzen ist ja wohl auch noch besser, die Städte werden Schuldner des Auslandes, als daß große Industrien durch Kredite überfremdet werden.

Was aber geändert werden muß, ist die Art der Kreditaufnahme. Leider hat bisher noch keine Stadt den Mut gehabt, öffentlich darüber Rechnung zu legen, wieviel die Unterbringung der Anleihen kostet. Nun, da sich überall ein halb Dutzend Mittler und Vermittlungsstellen einschieben, kann man wohl annehmen, daß bei jeder dieser Anleihetransaktionen Hunderttausende und Millionen an Provisionen und andern Spesen unnötig vertan werden. Diesem Unfug muß durch eine kollektive Kreditbeschaffung ein Ende gemacht werden. Die vom Deutschen Giroverband angebahnte Sammelanleihe deutscher Städte über 25 Millionen Dollar ist nur ein Ansatz. Man

hat ja lange Zeit in Deutschland einen so großen Abscheu gegen das Wörtchen „kollektiv“ gehabt und so sehr an die Initiative der einzelnen Wirtschaftler geglaubt, daß man sich anders als durch individuelles Vorgehen einen Erfolg gar nicht mehr vorstellen konnte. In Wirklichkeit haben die kollektiven Kreditunternehmungen, wie die Kali-Anleihe und die Anleihe der Landwirtschaft, genau das Gegenteil bewiesen. Für diesen oder jenen ehrgeizigen Kämmerer mag es vielleicht schmerzlich sein, wenn er nicht mehr allein großartige Auslandstransaktionen mit den dazugehörigen Dienstreisen vornehmen kann, sobald eine kollektive Kreditbeschaffung organisiert ist. Wer hat nicht tiefes Verständnis für die Pflichttreue des Münchner Magistrats, der extra eine Delegation nach Amerika entsandte, um dort die Dollaranleihe zu unterschreiben. Aber mit dem Baedeker in der Hand kann man doch wohl auf die Dauer nicht Finanzpolitik treiben.

Das Testament des Hugo Stinnes

Keinem Kenner der neuern Literatur braucht man zu sagen, wer Nathanael Jünger ist. Sollte es aber doch einer nicht wissen, so lese er die „Stimmen einiger hervorragender Männer aus dem kaiserlichen Deutschland von einst zu Nathanael Jüngers kerndeutschen, aufrechten Romanen“. Großadmiral v. Tirpitz, der Generaladjutant des Kaisers v. Plettenberg und ein Dutzend andrer Generale und Generalsuperintendenten bestätigen, daß Nathanael Jüngers Romane „geeignet sind, einen günstigen Einfluß auf die Stimmung des Volkes auszuüben“. Herr Jünger, auf bürgerlich Pfarrer Lic. Dr. Rump, hat nämlich nicht nur stille Romane aus der Lüneburger Heide geschrieben, sondern auch Revancheromane und Haßgesänge gegen England in Deutschlands großer Zeit. Jetzt aber hat er einen Stinnes-Roman von sich gegeben. Da muß man hineingetreten sein.

Von den lyrischen Feinheiten dieses Werkes will ich schweigen. Die Empfehlung des Großadmirals v. Tirpitz bürgt für Qualitätsware. Aber da Herr Pfarrer Rump im Vorwort versichert, daß Hugo Stinnes die Worte, die er in dem Buche spricht, „allermeist“ wirklich einmal gesprochen hat, oder daß sie „in den ‚ganz seltenen Fällen, wo das nicht gesagt werden kann, seinen nachweisbaren Anschauungen entsprechen“, darf man geziemend auf ein Testament hinweisen, das Hugo Stinnes, laut Nathanael Jünger, in der Zeit der Revolution niedergeschrieben hat. Darin heißt es:

> Unfähige und unfleißige Familienmitglieder gehören nicht in das Geschäft, sie sind grundsätzlich auszuschließen. Ich erwarte auch, daß solche Drohnen ihre Anteile den übrigen Familienmitgliedern zum Ankaufe anbieten, damit es nicht dahin kommen kann, daß die arbeitenden Familienglieder schließlich die Angestellten ihrer leistungsunfähigen Verwandten werden. Kinder oder deren Abkömmlinge, die sich nicht im Geschäft oder für das Geschäft — zum Beispiel auch im Parlament oder als Beute — betätigen können, sollen ausscheiden.

Bisher galt es wohl nicht als ausgesprochen deutsch und vaterländisch, daß Industrielle oder ihre Abkömmlinge für ihr

Geschäft als Parlamentarier oder Staatsbeamte tätig sind. Aber wenn es Fachleute, wie der Pfarrer Rump, sagen, wird es schon wahr sein.

Castiglioni und Bosel

In Oesterreich, das der deutschen Inflation und Deflation immer um ein Jahr voraus war, scheint man jetzt mit der Liquidierung der Inflationsgrößen ziemlich am Ende zu sein. Als sichtbares Zeichen, daß der Reinigungsprozeß dort ziemlich abgeschlossen ist, kam aus Wien kürzlich die Nachricht, daß der Camillo Castiglioni die Stadt seiner Träume verlassen und ein Häuschen weiter westwärts ziehen will. Während in Amsterdam seine Kunstsammlungen zur Versteigerung kommen, gedenkt er selbst, gleich Ludendorff, in München von den Strapazen der großen Zeit Erholung zu suchen. Den Anlaß zu dieser Übersiedlung bilden angeblich die Bayrischen Motorenwerke, die gegenwärtig wohl Castiglionis einziger größerer Industriebesitz sind. Nach der Irrfahrt über Hochfinanz und Schwerindustrie ist er also wieder bei der Branche gelandet, von der während des Krieges sein Aufstieg begann. Ob ihm noch einmal gelingen wird, die eingerostete Maschine mit Hilfe seiner Motoren neu anzukurbeln, steht dahin. Wie es heißt, sind ein Teil seiner Kunstschätze und die drei Wiener Palais sein Eigentum geblieben, nach deren Verkauf ihm wohl wieder beträchtliche Mittel zur Verfügung stehen würden.

Sigmund Bosel, Castiglionis größter Konkurrent, ist ebenfalls auf dem Rückzug begriffen. Als guter Wiener aus dem XVIII. Bezirk wird er selbst seiner Heimatstadt treu bleiben; aber seine industrielle Laufbahn in Oesterreich und Umgegend scheint ebenfalls bis auf weiteres abgeschlossen zu sein. Die Industrie-Effekten sind bereits vor einigen Monaten an eine französisch-schweizerische Gruppe abgewandert, und nun wankt auch als eines der letzten Denkmäler oesterreichischer Inflationspracht der Wiener ‚Tag‘. Sigmund Bosel, der mehr aus Gefälligkeit und Verbindlichkeit für alle Fälle als aus politischem Interesse und mit ernsthaften Absichten sich auch ins Zeitungsgewerbe mischte, wollte die Aktienmajorität des ‚Tag‘ nach der Tschechoslowakei abgeben. Als Käufer trat der Orbis-Verlag auf, in dem die ‚Prager Presse‘, das deutschsprachige subventionierte Blatt der tschechoslowakischen Regierung erscheint. Damit bekam die Sache einen hochpolitischen Charakter, denn man darf wohl annehmen, daß Herr Benesch in Wien nicht mit Zeitungen Geschäfte machen will, es sei denn, Geschäfte auf dem Gebiet der Donau-Politik. Aber Bosel, sonst ein Anhänger und Förderer der anschlußfreudigen oesterreichischen Sozialdemokratie, brauchte nicht erst die Couleur zu wechseln. Das tschechoslowakische Außenministerium hat einen andern Weg gefunden, sich in Wien häuslich niederzulassen. Es hat die große Druckerei Wernay erworben, in der friedlich neben Bosels ‚Tag‘ die ehemaligen Castiglioni-Blätter: Bekessys ‚Stunde‘ und ‚Börse‘ hergestellt werden. Warum denn nicht? Ein Drucker, der weiß, was er will und mit Krediten nicht knausert, kann auch schon ein Wörtchen mitreden.

Auf dem Grasplatz

Die Umgebung von Paris ist viel schöner als der Midi, in den die Maler jetzt alle reisen, damit sie unter ihre Bilder setzen können: „Wäldchen bei Bandol (Mittelmeer)“ – als ob die Erwerbung einer Fahrkarte das Talent steigerte. Aber der Betrachter hat Respekt – denn was kann schon an einem dran sein, der in der Lüneburger Heide malt...! Also gut: Paris.

Da steht an einem kleinen See ein Restaurantchen, und noch eins – in der „boîte chic“ sind kleine Tische mit Lämpchen und Sonnenschirmchen aufgebaut, eine kleine Terrasse und ein Orchester, das geigt vor sich hin. Aber Niemand trägt ein Monokel, und Niemand sitzt da, als habe er soeben den ganzen Platz mit eigner Hand genommen und vom Feinde gesäubert. Vor diesem Restaurant stehen auf einem großen Grasplatz lange Holzbänke, darauf trinkt ein Verein mit Damen seinen Kaffee. Eine englische Parklandschaft umschließt das, die Bäume spiegeln sich im Wasser, ein feiner, grauer Nebel liegt über den Grasflächen, es ist sieben Uhr abends.

Was mag das für ein Verein sein – ?

Ein Mann hat eine schwarze Brille auf, noch einer, noch einer... Der steht auf und faßt seine Frau unter, er geht so seltsam willenlos, wie wenn die Kleider allein spazierten... Die Brillenmänner sitzen da und hören zu, was die Kleine auf dem Holzpodium ihnen vorsingt, sie macht Gesten, wiegt ein Coupletkindlein, sie hören zu, mit eingesunkenem Hals, heben den Kopf nicht... Es sind Blinde. Kriegsblinde. Ein ganzer Verein. Welcher Gruppe mögen sie angehören? Es gibt in Frankreich zwei Organisationen von Kriegsverletzten; eine neutrale und eine kommunistische. Sie tragen keine Abzeichen.

Sie haben einmal unvorsichtig über den Grabenrand gesehen, da kam es geflogen. Sie sind in der Marschkolonne mitgestolpert, da kam es geflogen. Sie haben, leicht verwundet, im Wäldchen gelegen und waren froh, so davongekommen zu sein – da kam es geflogen. Blut, schwarz war der Himmel, Schreie... Dann das Lazarett, der dicke Verband, die Binde über den Augen, wochenlang... „Es wird schon werden, Geduld, es wird schon werden...“ Dann die schonende, vorbereitende Stimme des Arztes, des Priesters, einer alten Schwester... Und das erste „Wiedersehen“ mit Denen zu Hause.

Das ist lange her. Man hat sich eingewöhnt, die Frauen scherzen und lachen, die Blinden lachen und sprechen, man stützt sie beim Aufstehen, aber das ist mehr eine gesellschaftliche Formalität, die allen ganz natürlich vorkommt. Da geht einer vorsichtig eine Treppe herunter, der Stock tastet vor, einer tanzt, zwei gehen langsam über den Rasen, unmerklich bewegt sich die Frau, die treue Wächterin, hinter ihnen...

Du hast ihnen das Augenlicht genommen, Herr. Sie waren sehend und sind blind in die Schlächterei gezogen; du hast sie blind gemacht, und wer weiß, ob sie sehend geworden sind. Sie bekommen eine staatliche Unterstützung, sie haben eine Gedenkmünze zu Hause, damit sie ja nicht in die Versuchung kommen, den Krieg zu vergessen, ein Endchen buntes Band und ein paar Quadratzentimeter Blech, Eisen oder Emaille – der Staat gedenkt der Seinen. Drum herum sitzen die Andern.

Auch denen hast du das Augenlicht genommen, Herr. Sehenden Auges haben sie sich wie die Verrückten auf Spione, Landesverräter, den Feind gestürzt – sie konnten Fahnenfarben unterscheiden und Abzei-

chen, aber nicht, was Zivilmord war und Militärmord. Sie werden es morgen noch einmal tun, Herr. Lasset uns beten.

Gib uns einen fröhlichen Krieg, mit Hunger, Läusen und Typhus, mit Brandgranaten und Handgranaten und mit Gas, das die Augen deiner Kinder auf Lebenszeit verschließt. Vielleicht, wenn du ihnen die Augennerven nimmst, Herr du unser Gott, daß sie dann nichts mehr ablenkt, und daß sie in schwarzer Nacht, die sie umgibt, sehend werden und ihnen das Licht scheine in der Finsternis. Denn siehe, sie sind heute blind, alle miteinander. Mach sie völlig blind, Herr, auf daß sie sehend werden. Denn es steht geschrieben; Sie sehen nicht, sie hören nicht, und der irdische Staat mordet sie doch. Geheiligt werde sein Name. Amen.

Ignaz Wrobel

Der kapitalistische Kindermord in China

Die Internationale Arbeiter-Hilfe (zu Berlin, Unter den Linden 11), die – wie früher gelegentlich der Hungersnot in Rußland, des Inflationselends in Deutschland – in tätiger Solidarität dem um seine Freiheit kämpfenden chinesischen Volk hilft, hat eine kleine Broschüre herausgegeben, die, im Anklang an ein biblisches Wort, sich nennt: Der kapitalistische Kindermord in China. Wirklich, dieser Titel ist keine Übertreibung politischer Tagesphrase. Aus den Kommissionsberichten des Gemeinderats in Shanghai – die Kommission zählte drei Fabrikanten und die Fabrikinspektorin Anderson als Mitglieder – , aus Berichten englischer Konsuln formt sich ein erschütterndes Bild. Fünf-, sechsjährige Kinder, oft tuberkulös, werden zwölf, dreizehn Stunden in Textilfabriken, Seidenspinnereien, Streichholzfabriken in erbärmlichen Verhältnissen, bei erbärmlichen Löhnen, tags, nachts, beschäftigt. Als in England zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die Zustände in Fabriken und Manufakturen nicht länger verheimlicht werden konnten, fanden sich Männer aus dem bürgerlichen Lager, die die öffentliche Meinung Englands aufrüttelten und die Regierung zum Eingreifen zwangen. Was wird heute geschehen? Sage nicht, was ginge dich China an, du seiest für Chinas Arbeiterkinder nicht verantwortlich! Da du Europäer bist, da Europas Imperialismus Schuld trägt an den Scheußlichkeiten in China, ist es, auch wenn du nicht Sozialist, deine menschliche Pflicht, zu helfen. Unterstütze die Internationale Arbeiter-Hilfe bei ihrem Werk, so hilfst du dem chinesischen Volk, den chinesischen Kindern. *Ernst Toller*

Nachher

„Er ist ein Pedant, ein ganz lächerlicher Pedant!“, sagte er.

„Weißt du, wieviel Sternlein stehen... ?“, sagte ich. „Gott der Herr hat sie gezählet...“

„Er hat Alles gezählet!“, schimpfte er. „Gezählet – das feierliche e, das schon Liliencron nicht leiden konnte, genau so lächerlich wie dieser ganze alte Mann. Alles hat er gezählet... Haben Sie einmal in unser Lebensbuch hineingesehen – ?“

„Es war die größte Überraschung, die ich jemals erlebt . . . nein, die ich jemals gehabt habe“, sagte ich. „Das ist denn doch die Höhe.“

„Nicht wahr! Aufzuschreiben, wie oft man jede einzelne Handlung begangen hat: es ist ja – geisteskrank ist das, das ist ja... das übersteigt denn doch Alles an Greisenhaftigkeit, was je...“

„Sie lästern“, sagte ich. „Sie müssen Ihn nicht lästern, dann kann dieser Artikel nicht erscheinen. Gott ist groß.“

„Gott ist...“

„Nicht, nicht. Natürlich ist es lächerlich. Denken Sie sich: ich habe neulich einmal einen ganzen Nachmittag auf der Bibliothek

verbracht und meinen Band durchgeblättert. Er ist sehr exakt geführt, das muß man schon sagen. Manches hätte ich nicht für möglich gehalten – summiert sieht es doch anders aus als damals, wo man es tat.

Schlüssel gesucht: 393 mal. Zigaretten geraucht: 11 876, Zigarren: 1078. Geflucht: 454 mal. (Bei uns ist erlaubt, zu fluchen – daher kann ich es nicht so gut. Ich bin kein Engländer.) An Bettler gegeben: 205 mal. Nicht viel. Nugat gegessen – ist ein Mensch je auf den Gedanken gekommen, Derartiges aufzuschreiben...! Nugat: 3 mal. Ich habe keine Ahnung, was Nugat ist. Die Handschrift des Buchhalters ist aber so ordentlich, daß es schon stimmen wird. Übrigens: die letzten tausend Seiten sind mit einer Buchhaltungsmaschine geschrieben. Man modernisiert sich."

„Er zählt Alles", grollte er. „Er zählt Verrichtungen, die ein anständiger Mensch..."
„. . . non sunt turpia", sagte ich. „Ich habe demnach, sah ich an jenem Nachmittag, recht mäßig gelebt, in Baccho et in Venere... recht mäßig. Ich mag Ihnen die Zahl nicht nennen – aber es grenzt schon an Heiligkeit. Jetzt tut es mir eigentlich leid... Das Merkwürdigste ist..."
„Was?", fragte er.
„Das Merkwürdigste ist, zu denken, daß man dies oder jenes zum letzten Mal in seinem Leben getan hat. Einmal muß es doch das letzte Mal gewesen sein. Etwa: am 14. Februar eines Jahres hat man zum letzten Mal ein Automobil bestiegen... Und man ahnt das natürlich nicht. Finales gibt es ja doch nur in den Opern. Man steigt ganz gemütlich in ein Automobil, fährt, steigt aus – und weiß nicht, daß es das letzte Mal gewesen sein soll. Denn dann kam vielleicht die Krankheit, die lange Bettlägerigkeit... nie wieder ein Automobil. Zum letzten Mal in seinem Leben Sauerkraut gegessen. Zum letzten Mal: telephoniert. Zum letzten Mal: geliebt. Zum letzten Mal: Goethe gelesen. Vielleicht lange Jahre vor dem Tode. Und man weiß es nicht."

„Aber es ist gut, daß man es nicht weiß – wie?", sagte er.

„Vielleicht", sagte ich. „Man sollte aber bei jeder Verrichtung denken: Tu sie gut. Gib dich ihr ganz hin. Vielleicht ist es das letzte Mal."
„Aber er ist doch ein gottverdammter Pedant . . .!", fuhr er auf.
„Nennen Sie nicht seinen Namen!", sagte ich, „Er ist ein göttlicher Pedant."

Kaspar Hauser

Liebe Weltbühne!

Ein Theaterdirektor, den seine Aufschneidereien bekannter gemacht haben als seine Leistungen, renommiert mit dem Kassenrapport eines Abends.
Der Zuhörer äußert Zweifel und fragt, wieviel denn nun wirklich eingegangen sei.
Der Theaterdirektor: „Wieviel muß ich Ihnen sagen, damit Sie glauben; Zweitausend?"

Wenn Geßler auftritt

„Treibt sie auseinander!
Was läuft das Volk zusammen?
Wer ruft Hilfe?!"
Geßler in ‚Wilhelm Tell'

Du lieber Gott: „von Armin huldigt Doorn".
Mir scheint, die Presse echauffiert sich grundlos.
Die Linke macht natürlich gleich den Mund los.
Wozu der Lärm! Laßt mich doch ungeschor'n.
Und das Ergebnis eifriger Recherchen:
Ein alter Köter wedelte vor Herrchen.
(Was das in dieser Republik beweist!)
Bin ich auch im Prinzip dagegen:
ich kann mich diesmal nicht erregen.
Und außerdem war ich verreist.
Du lieber Gott! worum denn solcher Zorn?
Weil meine brave Reichswehr mitgewedelt?
So demokratisch ich den Stand veredelt,
die Leute sind von altem Schrot und Korn.
Doch, wenn wir wieder mal ein Mahnmal weihn
(Die Tradition! Sie wollen das verzeihn)
und so ein armer alter Herr entgleist,
weil alle Herzen höher glühen,
soll man mich künftig nicht bemühen.
Dann bin ich außerdem verreist. *Karl Schnog*

Antworten

Dr. jur. Botho Laserstein. Sie haben in Nummer 41 Martin Beradts ‚Umgang mit Heiligen‘ gelesen und schreiben mir: „§ 168 RStGB lautet: ‚Wer unbefugt eine Leiche aus dem Gewahrsam der dazu berechtigten Person wegnimmt, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft.‘ Dieser Tatbestand muß nach der herrschenden Ansicht hier als gegeben angesehen werden. Die Angehörigen Moritz Heimanns hatten die Leiche bereits in ihre Obhut genommen, indem sie sich stündlich ablösten – also Gewahrsam begründet. Sie allein waren auch dazu, als die zur Beerdigung Verpflichteten, berechtigt. Die Charité-Verwaltung hatte nur stellvertretenden Gewahrsam für die Berechtigten. Als Professor Lubarsch die Leiche unter Bruch dieses Obhutverhältnisses zur Sektion an sich nahm, beging er, begingen die mit ihm Beteiligten das hier unter Strafe gestellte Delikt unbefugter Gewahrsamslösung (Frank, Kommentar zu § 168 RStGB). Nun könnte allerdings für Professor Lubarsch ein Recht zum Gewahrsamsbruch durch die ministeriellen Sektionsvorschriften begründet sein. Da aber diese eine zwölfstündige Wartefrist vorschreiben, die nicht innegehalten wurde, und die Sektion an Voraussetzungen – Infektion, Verbrechensverdacht, besonderes klinisches Interesse – knüpfen, die nicht vorlagen, so bleibt der Gewahrsam des Professor Lubarsch ein angemaßter, widerrechtlicher. Dies auch, weil eine Sektion aus klinischem Interesse dann nicht in Frage kommen kann, wenn der Tote nicht in öffentlicher Behandlung stand, sondern, wie Heimann, in der Privatstation eines Arztes lag, und dieser noch dazu das wissenschaftliche Interesse aus seiner gesamten Kenntnis des Sachverhalts leugnet. Vielleicht bewegen Sie Heimanns Angehörige dazu, das Geschehene durch eine Strafanzeige bei der Staatsanwaltschaft am Landgericht I für alle Zukunft rechtlich klarstellen zu lassen.“ Aber grade nach Ihren Ausführungen scheint die Rechtslage ja so unzweideutig, daß zu ihrer Klarstellung eine Strafanzeige nicht vonnöten sein dürfte. Eine Bestrafung wäre schwerlich in Moritz Heimanns gütigem Sinne. Seinen Erben kams nur darauf an, ihre Mitmenschen vor einer ähnlichen Behandlung zu bewahren. Und daß dieser löbliche Zweck erreicht wird, möchte ich aus der Empörung schließen, die der Fall überall erregt hat.

Junger Literarhistoriker. Ich lese in einer ‚Geschichte der deutschen Literatur‘: „Und grade von den am meisten verbreiteten Romanen, wie des Wieners Jakob Wassermann widerlich erotisch-jüdischer Dirnengeschichte ‚Renate Fuchs‘, der ermüdenden Detailmalerei in der anspruchsvollen, schwächlich dekadenten Familiengeschichte ‚Die Buddenbrooks‘ des maßlos überschätzten Lübeckers Thomas Mann kann eine unparteiisch geschichtliche Betrachtung nur das schreiende Mißverhältnis ihres äußern Erfolges und ihrer innern Hohlheit feststellen.“ Adolf Bartels? Nein – aber da ist ein Unterschied ja wohl nur mit der Lupe wahrzunehmen – : Max Koch. Das brauchte man wirklich kaum festzuhalten, wenn nicht beachtenswert wäre, was vor der „unparteiisch geschichtlichen Betrachtung“ solch eines Vollbarts besteht. Aus dem trieft ununterbrochen, unkontrolliert und ungestraft die Weisheit, die ganze Generationen von Studenten jeweils ein Lustrum später in Schule und Hochschule weiterverbreiten. Jetzt begreif ich, daß und warum Sie aus Breslau geflohen sind.

Ungar. Wo Waffen sind, findet sich immer auch die Gelegenheit, sie zu brauchen. Wo der weiße Terror herrscht, lassen sich ohne Schwierigkeit kommunistische Verschwörungen entdecken, die es mit allen Mitteln zu unterdrücken gilt. Die Internationale Rote Hilfe versendet ‚Material zu den Vorgängen in Ungarn‘. Danach genügt den Hejjas-Offizieren keineswegs, 4500 Menschen unter Martern, die

das chinesische Li-sching an Raffiniertheit weit übertreffen, viehisch ermordet, 20 — 30 000 Menschen in den berüchtigten Internierungslagern von Zalaegerszeg, Hajmasker und andern Orten bis zum Wahnsinn gequält, geschändet und verstümmelt zu haben. Es genügt ihnen ebenso wenig, jede legale Arbeiterbewegung durch Auflösung aller Gewerkschaften erdrosselt zu haben. Nach drei Jahren eines Zustands, den die Diktatoren als „Ruhe“ bezeichnen, der aber in Wahrheit eine ununterbrochene Reihe von Terrorakten, von Bombenattentaten auf Synagogen, Caféhäuser und Versammlungssäle, von nie aufgeklärten Morden an sozialdemokratischen Redakteuren möglich gemacht hat — nach drei Jahren solcher „Ruhe“ gefällt es der Regierung Horthy-Bethlen, einen kindlich-phantastischen Umsturzplan der Kommunisten aufzuspüren. Ein angeblicher Emissär Moskaus, Matthias Rakosi, wird verhaftet und mit ihm 114 Personen, die dank einem übeln Sykophantentum als Kommunisten verdächtig sind. Ungeheure Waffenlager, die obligate Todesliste der Verschwörer, die diese selbstverständlich in der Rocktasche mit sich führen, Akten und Briefe werden binnen 48 Stunden beigebracht. Durch sinnlose Folterungen, Bastonaden, Vergewaltigungen von Frauen vor ihren Männern werden Geständnisse erpreßt und Verbindungen mit dem Ausland als vorhanden zugegeben, die dessen Behörden 24 Stunden später als völlig aus der Luft gegriffen bezeichnen. Vor Gericht aber müssen die Verhafteten gestehen, „daß das Benehmen der Polizei das humanste und zuvorkommendste war“. Eine verschärfte Verfolgung dieser gefährlichen Kommunistischen Partei ist vor Europa gerechtfertigt. Den Hejjas-Offizieren blüht neue Beschäftigung.

Republikanische Beschwerdestelle. In Nummer 39 hab’ ich eine Erklärung jenes Bayrischen Heimat- und Königsbundes ‚In Treue fest‘ abgedruckt, der das heiße Gelöbnis aus- oder aufstieß, sich in der Verfolgung des Zieles: der Wiederherstellung des Königreichs Bayern keinesfalls beirren zu lassen. Ich fügte hinzu, die Herrschaften würden ja wohl auch bestimmt nicht beirrt werden — „weder von der Republikanischen Beschwerdestelle noch von dieser Republik“. Das bewegt dich zu folgendem Brief an mich: „Wenn man Ihre ‚Antwort‘ liest, könnte man vielleicht der Meinung sein, daß wir mit dieser Hindenburg-Republik zusammenhängen oder von ihr unterstützt werden. Wir legen bei unsrer scharfen Kampfstellung gegen diesen Staat besondern Wert darauf, daß unter den Lesern der ‚Weltbühne‘ nicht etwa der Eindruck entsteht, diese Republik und die Republikanische Beschwerdestelle gehörten zusammen. Bergehoch türmen sich bei uns die Akten, wo wir den Behörden des Reiches und der Länder schwarz auf weiß ihre Mißstände vor Augen führen, zu denen sie Stellung nehmen müssen.“ Müssen? Kein Mensch muß müssen, und — nun, Ihr werdet ja selbst sehen, welchen Erfolg eure Anzeige des Denkmaleinweihers Sixt v. Arnim wegen Aufforderung zum Hochverrat haben wird. Nicht einmal die Pension wird ihm entzogen werden.

Juristische Mitarbeiter. Ich bitte Euch, in den Artikeln, die Ihr mir schicken wollt, nicht immer von der deutschen Rechtsprechung zu reden. Ihr wißt doch genau, daß es sich bei uns nicht mehr um Rechtsprechung handelt, sondern um Rechtssprechung.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

Locarno von Jules Sauerwein

Da man nicht oft genug die Gelegenheit wahrnehmen kann, die Sprache des Friedens zu sprechen und zu betonen, daß es Sieger und Besiegte heut nicht mehr gibt, habe ich nicht gezögert, den Wunsch des Herausgebers der ‚Weltbühne‘ zu erfüllen und darzulegen, wie ich mit aller Objektivität, deren ich fähig bin, Ursache, Wesen und Ergebnis dieser einzigartigen, nicht nur seit dem Kriege, sondern seit einer langen historischen Periode einzigartigen Verständigung beurteile. Ich sage: einzigartig, denn die Verträge von Locarno sind mit keinem andern Friedensvertrag zu vergleichen, nicht einmal mit der Heiligen Allianz, die nach den Napoleonischen Kriegen geschlossen wurde, an der die Völker aber nur schwach beteiligt waren.

*

Um zunächst die psychologischen Grundlagen für diesen Erfolg untersuchen zu können, muß ich vor Allem von dem Diplomaten sprechen dürfen, mit dem mich Bande der Freundschaft und des Vertrauens besonders verbinden: von Aristide Briand.

Nicht erst seit heute und auch nicht erst seit seinem letzten Eintritt in die Regierung hat er den Wunsch, den schlechten Versailler Frieden in einen wahren Frieden umzubilden. Seit dem Januar 1922, seit der Konferenz von Cannes, ist das sein Programm und sein Ziel. Einen Monat danach hat er auf einer bemerkenswerten Abendgesellschaft in Chequers eine mehrstündige Unterredung mit dem damaligen englischen Premierminister, Lloyd George, gehabt. Wie es seine Art ist, hörte er mit seiner klaren Auffassungsgabe den Plänen und Träumen seines Kollegen zu, der ein genialer Konstrukteur der Zukunft ist, ein Mann, in dem sich die Gedanken aus eigner Kraft zu einem phantastischen Gebäude türmen. Wenn Lloyd George so in den Himmel hinein baute, fing er damit an, einen Grundsatz hinzustellen: Der Wiederaufbau Europas. Auf diese Formel türmte er eine zweite und dann eine dritte; und so errichtete dieser fabelhafte Redner, der immer weiter dachte, während er sprach, in manchen Augenblicken einen wahren Palast aus 1001 Nacht, einen Palast aus lauter lebendig schillernden Begriffen vor seinen verdutzten Zuhörern. An jenem Abend aber vor dem Kamin, an dem sich schon Cromwell gewärmt hatte, und in dem nun mächtige Buchenkloben knackten — an jenem Abend übertraf Lloyd George sich selbst. Briand nahm diesen ganzen Reichtum von Bildern und kühnen Konzeptionen in sich auf; zur selben Zeit aber begann er schon zu organisieren und in die Wirklichkeit zu übersetzen, seinem

lateinischen Geist gemäß, der gewohnt ist, die Intuitionen seiner keltischen Seele zu überwachen. Er organisierte, weil er begriff, daß der Wiederaufbau ein für alle Mal nur von einer festen Einigung über die deutsche Grenze ausgehen konnte. Er setzte in die Wirklichkeit um, weil er sich klar machte, daß er kaum drei Jahre nach dem Krieg seinem Lande den Sicherheitspakt bringen – oder die öffentliche Meinung gegen sich haben mußte.

Die Ergebnisse seiner Zusammenarbeit mit Lloyd George sind bekannt. Es waren die beiden großen Ideen der Konferenz von Cannes: der Verteidigungspakt zwischen Frankreich, England und Belgien und die Konferenz von Genua, auf der sich alle Regierungen Europas – mit Einschluß sogar der Sowjets, die man bis dahin geschmäht und wie die Pest gemieden hatte – versammeln sollten.

Man erinnert sich, warum das Alles scheitern mußte. Millerand, der Präsident der Republik, bekam Angst. Briand beherrschte die Presse, die einen falschen Kurs einschlug, keineswegs gut. Lloyd George flößte dem französischen Volk nicht das mindeste Vertrauen ein. Die Konferenz endete mit einem jämmerlichen Fiasko. Poincaré verwarf ihre beiden Grundgedanken: der franco-anglo-belgische Sicherheitspakt wurde niemals unterzeichnet, und die Konferenz von Genua fiel der Lächerlichkeit anheim.

Vielleicht wars ein Fehler gewesen, gleich beim ersten Mal zur Mitarbeit an solch einem Werk Tschitscherin und seine Genossen aufzufordern, also eine Regierung, die gegen die gesellschaftlichen und oekonomischen Verhältnisse des alten Europa so heftig Propaganda machte.

Seit diesem Irrtum kam die Welt nicht weiter. Man ging für zweiundeinviertel Jahr von diesen Versuchen zu einer ganz andern Politik über. Frankreich versuchte, durch einseitige Entscheidungen und Sanktionen, deren Gipfel die Ruhr-Besetzung war, mit Gewalt die Ratifikation eines Friedens herbeizuführen, der doch nur durch einen freiwilligen Vertrag zustandekommen konnte.

Das französische Volk gab sich mit seinem gesunden Urteil bald Rechenschaft darüber, daß diese Politik nicht die richtige war. Ein Volk von 38 Millionen, selbst wenn sichs auf das Prestige seines Sieges, auf gute Bündnisse und eine große Kolonialmacht stützt, kann sich nicht als Zukunftspolitik die erdrückende Aufgabe stellen, einem Nachbarvolk von 60 Millionen, mit dem es Handel treiben muß, die schwersten Bedingungen aufzuzwingen. Die Mai-Wahlen von 1924 zeugten von einem entscheidenden Wandel in der Gesinnung der führenden französischen Kreise. Aber da die Menschheitsentwicklung nicht in grader Linie vor sich geht ,und deshalb nach links zunächst so weit vom Wege der Weisheit abgewichen wurde wie vorher

nach rechts, so folgte auf Poincaré Herriot. Herriot ist ein feiner Charakter und hat ein warmes Herz. Aber ich bin überzeugt – verzeihen Sie mir das, Herr Herriot! – , daß er mit seiner großen Gabe menschlicher Einfühlung niemals die deutsch-französische Annäherung in der Form hätte herbeiführen können, in der sie sich heute zu vollziehen scheint, das heißt: der einzigen Form, die der Welt zu einer richtigen Befriedung helfen kann. Bald traf sich Herriot in London mit den deutschen Ministern und versuchte, sie auf die liebenswürdigste Art und Weise vergessen zu machen, daß sie die Besiegten seien; bald empfing er einen Bericht der militärischen Kontrollkommission und wetterte in der Kammer auf das militaristische Deutschland – das sicherlich nicht mit ganz Deutschland identisch ist – mit derartiger Heftigkeit, wie es beinah Poincaré niemals getan hatte. Für das große Versöhnungswerk waren nebeneinander nötig: Herzenswärme und kühles Urteil, kühne Intuition und ungewöhnliche Geschicklichkeit in der Durchführung – und das sind aufs Haar die Eigenschaften, die Briand Keiner absprechen wird. Als seine Stunde schlug, fand er sich an seinem Posten, und so konnte er nicht nur Europa, nein, der ganzen Menschheit einen Dienst ersten Ranges leisten.

Morgens und abends sah ich ihn auf der Konferenz von Locarno. Ich hatte mit ihm viele Unterredungen in seinem kleinen Salon in der zweiten Etage unsres Hotels. Dorthin liebte er es sich zurückzuziehen von der Jazz-Band und dem Gewühl sensationshsungriger Journalisten, die, wie Rothäute zum Festmahl, durch die Halle schwärmten um die Stunde der Communiqués. Ich habe über so große Dinge niemals gleichzeitig so gehoben und doch wirklichkeitsnah sprechen hören. Denn was den wahren Staatsmann ausmacht, das ist zweierlei: in den Kleinigkeiten den Keim großer Ereignisse sehen zu können und dabei die großen Dinge ohne Wortschwall mit demselben nüchternen Menschenverstand zu beurteilen wie die kleinen. Das entspricht genau der Natur des Weltalls: der Makrokosmos verdichtet sich ohne Schwierigkeit im Menschen zum Mikrokosmos, während der Mikrokosmos in jedem Augenblick fähig ist, sich bis an die Grenzen des umgebenden Weltalls auszudehnen. Wenn ich Briand in seinen privaten Gesprächen so zuhörte, sagte ich mir, daß die kosmischen Gesetze immer wieder die beste Deutung für die psychischen Vorgänge liefern. Vom ersten Tage an hatte er eins begriffen: wenn es bei den schroffen Gegensätzen zwischen der deutschen und der französischen Auffassung zu harten Zusammenstößen kommen sollte, so würde er sich gegenüber zwei Minister haben, die das gleiche Ziel hätten wie er. Seine Verhandlungen hatte er aufgebaut auf seiner umfassenden Kenntnis der Welt und des internationalen Lebens, auf seinem Studium des Kontinents und nicht zuletzt auf seiner scharfen psychologischen Durch-

dringung Stresemanns und Luthers. Das Alles beruht selbstverständlich mehr auf unbewußten Kräften als auf einem rationell zusammengefügten System. Ohne Überlegung macht er die Gesten, die nötig sind. Die Begegnung mit dem Reichskanzler Luther im Kreuzgang von Ascona – man muß wissen, daß Luther Bürgermeister einer Stadt war, die vor zweieinhalb Jahren von französischen Truppen besetzt wurde – lag so sehr in der Grundlinie der Verhandlungen, daß sie zum Ausgangspunkt des Enderfolges geworden ist. Für ganz Deutschland ist das Regime der Zukunft symbolisiert durch diese vertraulich-herzliche Unterhaltung. Sie fand statt auf der Grundlage vollkommener Gleichheit, vor einer Tasse Kaffee und einem Teller Trauben, bewacht von den ruhigen Augen einer behäbigen Schweizerin und wie begleitet von dem Schnurren eines Katers, der sich behaglich sonnt.

Herriot hätte das vielleicht ebenso gemacht. Er hätte vielleicht mehr getan. Er hätte Champagner kommen lassen. Briand ließ keinen kommen – die Umstände waren nicht danach – ; aber er sprach liebenswürdig über die ernstesten Dinge mit einem Manne, der die oekonomische Wirklichkeit kennt, der nicht in politischen Versammlungen großgeworden ist, sondern unter den Sorgen eines gewissenhaften Verwaltungsbeamten. Die Deutschen waren zufrieden mit Briand, er gefiel ihnen – das ist ein hohes Lob. Sie waren zufrieden mit den Fortschritten – Vorzeichen der künftigen guten Beziehungen, die es zwischen dem Reich und seinen Nachbarn zu schaffen gilt. Es gefiel ihnen, ihn so sicher in seiner Stellung zu finden. Ja, dank dieser Sicherheit ist die Übereinstimmung in Locarno so fest geworden, und die französische Öffentlichkeit wird sie gutheißen.

*

Chamberlain hat auf dem Journalistenbankett betont, daß er Niemand brauche, und daß es hier überhaupt Niemand gäbe, der sich eines persönlichen Erfolges rühmen könnte. Das ist sehr wahr, und wenn ich Briand so gelobt habe, will ich damit durchaus nicht behaupten, daß er als Sieger aus Locarno gekommen sei, während Andre eine Niederlage erfahren hätten. Sein Erfolg gehört ganz Europa, und seinem Volk hat er einen besondern Dienst dadurch geleistet, daß er die europäische Politik auf ein Niveau gehoben hat, wo die großen Mächte, unter einander einig, ihre nationale Befriedigung ohne Schaden für ihre Nachbarn finden können. Prüfen wir objektiv und rücksichtslos, was jedes Land aus Locarno mitbringt. Alle Einzelvorteile sind begründet in einem allgemeinen Fortschritt und stimmen damit zusammen.

*

Zweimal in fünfzig Jahren hat Frankreich einen Einfall in sein Land erfahren müssen. Seine Bevölkerung ist fleißig, hat

aber eine niedrige Geburtenziffer, das heißt: das größte Bedürfnis nach Sicherheit. Die These der Militärs war, daß diese Sicherheit durch eine ewige Besetzung des Rheingebiets geschaffen werden müsse. Die Diplomatie wollte dagegen Sicherheit durch ein Bündnis mit England und Amerika erlangen. Amerika hat den Vertrag von Versailles niemals ratifiziert; England aber glaubte, nicht allein die Bürde übernehmen zu dürfen, die der Senat von Washington abgelehnt hatte. Es bedurfte bei der französischen Öffentlichkeit des größten Drucks, um die Sanktionspolitik zu beenden und der unhöflichsten Zurückweisung, damit der Plan der amerikanisch-englischen Garantie durch etwas andres ersetzt wurde. Der Verteidigungsplan von Cannes – der einzige, der 1922 möglich war – ist jetzt unter englischer und italienischer Garantie zu einem gegenseitigen Sicherheitsvertrag geworden. Wenn erst die französische Öffentlichkeit die Verträge von Locarno ganz verstanden hat, dann wird Frankreich einsehen, daß es jetzt ein Maximum an moralischem und materiellem Schutz gegen die Gefahr eines neuen Überfalls genießt.

*

Wie steht es mit England? Die konservative britische Regierung will unter allen Umständen die Herrschaft des Imperiums in allen Erdteilen aufrechterhalten. Dazu braucht England einen von allen kontinentalen Sorgen freien Kopf. Es kann sich nicht ganz vom Kontinent zurückziehen; aber es will nicht in Kämpfe hineingerissen werden, die die Sicherheit Großbritanniens ohne Zweifel unmittelbar berühren würden. Seine Politik ging darauf hinaus, ein Gleichgewicht der Garantiebestrebungen herzustellen, gleichzeitig aber, anstatt die Garantie gegen eine bestimmte Macht zu kehren, sie in Schieds- und Bündnisverträgen unter der Kontrolle und dem Schutz des Völkerbundes wirken zu lassen, also mit einem Höchstmaß von moralischen und einem Mindestmaß von materiellen Kräften.
Die Verträge von Locarno bestätigen dieses vorsichtig überlegte Programm.

*

Italien, ein ehrgeiziges Land mit starker Übervölkerung, hätte, unzufrieden mit den Erfolgen, die der Friede ihm gebracht, ein störendes Element in der europäischen Politik werden können. Unter Englands Einfluß wurde es jetzt zum Garanten des Rheinpakts. Es kann sich im Grunde doch nicht damit zufriedengeben, in weiser Beschränkung an der Seite des großen englischen Reichs Platz zu nehmen, und findet bei den europäischen Regierungen das Prestige, an dem es so sehr hängt. Wenn Italien später einmal fordert, wozu es in weitem Maße berechtigt ist, selber auch Kolonialgebiete für seine Auswanderer und Felder für seine Bauern außerhalb dieser armen Halbinsel zu bekommen, dann wird es dank dieser schönen

Geste, die es in Locarno gezeigt, ohne einen sofortigen Vorteil die besten Aussichten für sich haben.

*

Die beiden neuen Grenzstaaten Deutschlands: Polen und die Tschechoslowakei finden in einem vollständigen Schiedsvertrag mit dem Reich eine Festigung ihrer politischen Stellung. Eine deutsche Irredenta gegen die Tschechoslowakei gibt es nicht; aber in ganz Deutschland fast ohne Unterschied der Partei habe ich den leidenschaftlichen Wunsch gefunden, eines Tages in irgendeiner Form die Ostgrenzen zu korrigieren. Polen hat dank dem Vertrag von Locarno allen Grund zu hoffen, daß die deutschen Nationalisten, auch wenn sie eines Tages vollständig an die Macht kommen sollten, weder durch Rechtsverdrehung noch mit den Waffen Deutschlands Grenzen werden berichtigen können. Die oekonomische Eintracht, die engen Handelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern werden Mittel und Wege finden lassen, den politischen Irrsinn des Korridors zu beseitigen, ohne daß die fast rein polnische Grenzbevölkerung vor den Kopf gestoßen wird. Für Polen ist ein großer Vorteil, daß dieser strittige Korridor nicht mehr das Streitobjekt irgendwelcher Abenteuer sein wird, sondern daß die Zukunft offen sein wird für gerechte Lösungen, von denen manche Polen heute schon träumen.

*

Und wenn ich schließlich die Bilanz für Deutschland aus der Konferenz ziehen will, so muß ich vielleicht an erster Stelle den Vorteil verzeichnen, den ich für Polen festgestellt habe. Deutschland läßt loyal gelten, daß es nicht daran denkt, seine Grenzen mit Gewalt zu verändern, und daß es alle Differenzen mit seinen Nachbarn einer gerechten Entscheidung unterwerfen will. Dadurch wird für die Zukunft einer Regelung durch allgemeine Übereinstimmung der Weg bereitet, der einzigen, die den gegenwärtigen Status gerecht verändern und die Weltkatastrophe abwenden kann. Aber der Gewinn für Deutschland in Locarno besteht nicht nur in der Ausschließung einer Abenteuer-Politik mit Polen. Vor Allem hat Deutschland den ungeheuern moralischen Vorteil errungen, nicht länger als Besieger behandelt zu werden. Die Verträge von Locarno sind nur ein Anfang. Mannigfache politische und wirtschaftliche Konferenzen werden sich anschließen. Man wird sich ans Werk machen müssen, und zwar entschlossen, wenn man Europa vor dem Untergang bewahren will. Die dringende Notwendigkeit wird dazu führen, im Interesse Aller einen scharfen Kampf gegen den übertriebenen Nationalismus in der Form eines industriellen und landwirtschaftlichen Schutzzollsystems zu entfesseln. Man wird an das schwere Problem gehen müssen, die Zollschranken niederzureißen, den Herstellungspreis der Industriewaren herabzusetzen, neue Absatzgebiete zu

schaffen und schließlich in Europa ein richtiges Verhältnis zwischen Industrie- und Landwirtschaftspreisen herbeizuführen. Man wird sich weiter an das Währungsproblem machen müssen, damit die Ungleichheit der Produktionsverhältnisse verschwindet, die augenblicklich eine Folge der Valutaschwankungen ist. Auf allen diesen Konferenzen wird Deutschland vermöge seines Ansehens, seiner Hilfsquellen und seiner Techniker eine Rolle ersten Ranges spielen. Wie würde sichs dieser großen Aufgabe unterziehen können, wenn es nicht zuvor die politische Lage geregelt hätte und zwischen sich und seinen mächtigen Nachbarstaaten die durch den Krieg zerstörten Beziehungen der Gleichheit neu geknüpft hätte!

Ein andrer Vorteil für das Reich: Deutschland ist durch den Rheinpakt geschützt vor einer territorialen Sanktionspolitik, wenn seine Regierung sich nicht zu sinnlosen Provokationen hergibt, was ja für die nächsten Jahre nicht wahrscheinlich ist. Die Rheinland-Besetzung wird grundlegend geändert. Vielleicht wird man, da ja nun ein dauernder Sicherheitspakt genügend garantiert ist, an eine Revision des Versailler Vertrages gehen können, darin bestehend, die Dauer der Besetzung, die sich normalerweise für Coblenz und Mainz noch auf zehn Jahre erstreckt, herabzusetzen. Nicht unmöglich, die Verwaltung des Saargebiets grundlegend zu ändern, was praktisch einem Verzicht auf das Plebiszit gleichkäme. Neue Luftschiffahrtsverträge könnten das herrschende System dauernder Schikanen zweifellos verdrängen. Schließlich und endlich werden sich Gefühle des Vertrauens zwischen Deutschland, Frankreich und Belgien entwickeln, sodaß all die psychologischen Faktoren, denen die Schwierigkeiten der bisherigen Verhandlungen zuzuschreiben sind, Bedingungen Platz machen können, durch die brauchbare Handelsverträge und die ungeheuer wichtige Zusammenarbeit der Industrie zu ermöglichen sein werden. Schon heute arbeiten die Kali-Syndikate zu ihrem eignen Vorteil zusammen; Stahl- und Kohlentrust scheint mehr und mehr eine Notwendigkeit der beiden Rhein-Ufer. Welche Macht würde ein solches Konsortium über die Märkte der Erde haben!

*

Keiner dieser nationalen Vorteile trägt einem andern Land gegenüber den Stempel der Unverträglichkeit oder der Rivalität. Die einzigen Parteien, die sich darin gefallen könnten, in Locarno eine Niederlage erlitten zu haben, sind die nationalistischen Parteien aller Länder. Für jene politischen Fraktionen, deren Programm an Stelle eines edlen Patriotismus eine Überbetonung des nationalen Ichs setzt, für die bedeutet Locarno eine Enttäuschung. Es ist klar: wenn Polen imperialistisch ist, wenn Deutschland von neuem seine Nachbarn über-

fallen will, wenn Frankreich für ewige Zeiten Deutschland knebeln will – dann werden sie keine Freude an dem Freundschaftspakt haben, der nun paraphiert ist. Aber solche Wünsche – die sich auf grenzenlosen Hochmut und grenzenlose Unkenntnis nicht nur der Rechte, sondern auch der Stärke des Andern gründen – sind glücklicherweise in keinem jener Völker die Wünsche der Majorität. Alle Schaffenden und Alle, die einen würdigen Frieden wollen, Alle, die an die internationalen Angelegenheiten das Maß des gesunden Menschenverstandes legen, werden sich von Herzen über diesen schönen Anfang des europäischen Wiederaufbaus freuen. Der Name Locarno wird für sie ein Symbol der Hoffnung sein.

Ein Buch von Kurt Hiller von Hans Bauer

Einer der Wenigen, die sich in Deutschland über die Fundamente der politischen Betätigung Gedanken machen, die Begriffe klären, an den Ideenkomplexen Messungen vornehmen und Bohrungen veranstalten, die bemüht sind, das Vielerlei der Tagesdebatten auf den Generalnenner zu bringen, ist Kurt Hiller. Es gibt eine große Anzahl geistiger Leute in Deutschland, die über den Parteien stehen, weil sie unter ihnen stehen, und deren Distanz zur Politik nur in der törichten Verkennung der Bedeutsamkeit andrer Probleme beruht. Hiller steht über den Parteien – allerdings links über ihnen – dank der Gewissenhaftigkeit seiner Fragestellung. Er gehört nicht zu jenen Literaten, die vor lauter Bekenntnis außerstande sind, die Erkenntnis des Parteifunktionärs zu begreifen, sondern zu jenen, die im Wissen um die Mangelhaftigkeit seiner Erkenntnis die Inbrunst des Bekenntnisses an ihm vermissen.

Kurt Hiller hat jetzt ein neues Buch geschrieben: Die Verwirklichung des Geistes im Staat (Verlag Ernst Oldenburg in Leipzig). Es ist in der Hauptsache eine Sammlung seiner wesentlichen Aufsätze und präsentiert sich als ein gerundetes Weltbild von glühender Leuchtkraft. Kurt Hiller ist radikal. Nicht in jenem parteipolitischen, sondern in einem – ja, in einem viel radikalern Sinn: er ist konzessionslos in der unbedingten Unterordnung aller nationalen, wirtschaftlichen, künstlerischen Begriffe unter die Tatsache des Lebens und des Zieles, auf dieser Erde das Paradies herbeizuführen. Er hetzt gegen die phrasenhafte Metaphysik der Katheder-Philosophen, gegen die verlogne Interpretation des Lebens als eines Mittels zu irgendeiner Zweitrangigkeit, die nun Vaterland, Internationale oder sonstwie heiße. Leben ist Selbstzweck. Alle Wörter des Vokabulariums haben ihm, ihm allein zu dienen, haben es angenehmer zu gestalten, haben es zum Himmelreich zu machen. Das Himmelreich ist noch nicht da. Das wäre nicht schlimm. Aber es ist auch noch ein Andres nicht da: der Wille zum Himmelreich. Kurt Hiller will diesen Willen erzeugen und fordert dazu den Primat des politischen Problems, seine Erhebung zum akutesten, wichtigsten aller Probleme, die Durch-

tränkung alles geistigen Denkens mit dem politischen Problem. Da scheint mir nicht Alles ganz zu stimmen. An den großen Kunstwerken ist, wie Hiller meint, wohl doch nicht nur Zufall und Nebensache, daß sie, außer Politik und Philosophie, eben Kunstwerke sind. Formulierung wird erst durch Tendenz potent, bekommt erst durch sie sinnlichen Reiz. Und doch hat sie einen Eigenwert, den mir Hiller zu unterschätzen scheint, und doch kann sie Selbstzweck sein, wie die Schönheit eines Sonnenaufgangs, der ja auch nichts beweist. Im Grundzug aber hat Hiller recht. Es fehlt an Politisierung des Geistes, an Aggressivität, die gestalten will, die ein Ziel hat, und die sich einspannt für dieses Ziel. Es fehlt an der großen Kunst, die ihre Formungskraft leidenschaftlich nur als Mittel zur Weltverbesserung betrachtet. Ich wüßte jetzt nur Karl Kraus und George Grosz zu nennen, die als geniale Künstler in Hillers Sinne gelten könnten, als pathetische Propheten einer Gesinnung, die Zustände herbeiführen will.

Kurt Hiller ist gegen die Demokratie, für die Logokratie. „Wer wertig ist, glaubt nicht an Gleichwertigkeit: er hat das Erlebnis des Ranges.“ Das wäre immerhin nur eine Erkenntnis, der sich heute auch kein Demokrat mehr verschließen dürfte. Er glaubt nicht an die Ebenbürtigkeit Aller, sondern nur an den Spürsinn der Vielen, den Besten zum Repräsentanten zu küren. Man kann indessen dem deutschen Volke nicht vorwerfen, daß es sich große Mühe gegeben hätte, Hillers Hohn über diesen Spürsinn unmöglich zu machen. Wenn der Monarchismus sonst nicht viel für sich anführen kann: er kann mit Stolz darauf verweisen, daß soundsoviel Monarchisten, die heute die Republik regieren, unter dem kaiserlichen Regime doch zu bedeutungslos für eine führende Stellung befunden worden wären. Freilich schließt Kurt Hillers sehr gescheite, sehr gründliche Kritik der Demokratie noch nicht ein, daß deren Prinzip bei aller überzeugend aufgedeckten Mangelhaftigkeit seiner Idee, bei allem Stumpfsinn seiner Auswirkung in Deutschland nicht trotzdem das beste der möglichen Prinzipien der Repräsentanten-, der Gesetzgeber-Auswahl ist, auch trotz Hillers Vorschlag, eine Kammer der Geistigen ins Leben zu rufen, von der auch die Konkretisierung des Gedankens, um die sich Hiller bemüht, nicht absehen läßt, wie sich diese Kammer zusammensetzen, wie sie sich durchsetzen, wie sie wirken würde.

Was wird die Folge dieses aufrüttelnden, glutheißen, von Ideen überschäumenden Buches sein, das in einem etwas schweren, aber überaus moussierenden, farbigen Deutsch geschrieben ist?

Ich habe in meinem sanft entschlummerten ‚Drachen‘ vor Jahr und Tag einmal den Vorschlag gemacht, den Staatsgerichtshof mit Maximilian Harden, Friedrich Wilhelm Foerster, Hellmut v. Gerlach, Kurt Tucholsky zu besetzen. Eine Republik von geistiger Potenz, von Frische, von Lebensenergie, von Neuerungssehnsucht würde Kurt Hiller nach diesem Meisterstück Jenen zugesellen. Stattdessen erscheint dieser Vorschlag so grotesk, wie es die deutsche Spießbürger- und Großindustriellen-Republik von 1918 überhaupt ist.

Zum ersten Mal veröffentlicht

Nr 17 546 Großes Hauptquartier S.M. 24. 10. 18
K.B.Militärbevollmächtigter.

An den Herrn Kriegsminister. Streng vertraulich.

Betreff: Bericht

Soeben 6 Uhr Abds ließ Exzellenz Ludendorff die 3 Mil. Bevoll. der Bundesstaaten kommen, um uns Nachstehendes zu eröffnen:

Ich habe mich eben an den preußischen Herrn Kriegsminister gewendet u. auch in gleichem Sinne an den Herrn Reichskanzler und diesen auseinandergesetzt, daß unbedingt etwas geschehen müsse, um von der Heimat aus die Stimmung und den Geist der Armee zu heben. Es ist kein Zweifel, daß die Infanterie zahlreicher Divisionen nicht mehr hält u. ebenso wie wir diplomatisch und politisch von einer Note Wilsons zur anderen in eine immer ungünstigere Lage kommen, kommen wir militärisch in eine immer schlechtere, wenn die Armee nicht mehr standhält. Ich stehe nach wie vor auf dem Standpunkt, daß unsere Weltlage nicht mehr herzustellen ist und daß wir auf den Frieden hinarbeiten müssen, aber wir dürfen nicht kapitulieren, bevor wir nicht die letzte Kraft aus unserem Volke herausgeholt haben. Wir haben aber noch soviel Kraft in unserem Volke, um die Lage auf dem westlichen Kriegsschauplatz eine Zeit lang aufzuhalten, es fehlt nur an Geist.

(Randbemerkung des bayrischen Kriegsministeriums: Was ist damit gewonnen, „eine Zeit lang“ zu halten?)

Ich richte auch an Ihre Herrn Kriegsminister die Bitte, auf Mittel und Wege zu sinnen, um dem abzuhelfen. Ich bin gerne bereit, angesehene Männer aus dem Volke, gleichviel welcher Partei, zur Armee zuzulassen, die sich nur verpflichten müßten, den Truppen die Notwendigkeit auseinanderzusetzen, die Waffen nicht vorzeitig aus der Hand zu legen.

In all den Reden auch im Reichstag ist für die Armee so gut wie nichts abgefallen, wie wenn sie ein Stiefkind wäre.

Für Bayern wäre noch besonders notwendig, den Reichsgedanken zu stärken. Immer wieder hört man aus Bayern-Truppen die Äußerung, der Krieg wird ja doch nur für den König von Preußen geführt. Dies muß auf den Geist der Truppen zerstörend wirken.

(Randbemerkung des bayrischen Kriegsministeriums: Quellen? Es muß mit Nachdruck gefordert werden, daß die O.H.L. ihre Quellen benennt!)

Wichtig wäre, daß alle irgendwie in der Heimat entbehrlichen Offiziere an die Front eilen. Ein bayerischer Offizier hat an mich geschrieben, er wolle unter seinen Kameraden dahin wirken. Ich habe ihn angewiesen, sich an seinen Kriegsminister zu wenden, aber ich muß aus seinem Brief annehmen, daß doch noch Offiziere in der Heimat sind, die für die Front verfügbar gemacht werden könnten.

Gez. Köberle.

Nr 28 geh. Großes Hauptquartier S.M. 24. 10. 18
K.B. Militärbevollmächtigter.
An den Herrn Kriegsminister. Streng vertraulich.
Betreff: Sonderbericht.

Exz. Ludendorff ist bemüht, nachdem er sich vielleicht um 3 Monate zu spät zu der Erkenntnis durchgerungen hat, daß der Krieg für uns nicht mehr zu gewinnen ist, seinen Entschluß festzuhalten, um möglichst schnell zum Frieden zu kommen.

Hinderlich tritt ihm dabei in den Weg zunächst einmal der Feldmarschall selbst, den man wohl als zu alt bezeichnen darf, als daß er mit dem Gedanken eines verlorenen Krieges mit allen noch dazu aus diesem Kriege sich ergebenden Folgerungen sich so rasch abfinden könnte. Außerdem wirkt in entgegengesetztem Sinne für Fortführung des Kampfes eine Gruppe von „starken Männern“, Abt.Chefs der OHL u. vor allem Offiziere des Kriegsministeriums in Berlin, die auf die Zahl der noch zurückgestellten 1,2 Millionen k.v.Leute pochend mit Redensarten von einer levée en masse, von „lieber ehrenvoll untergehen als einen demütigenden Frieden annehmen“ u. dergl. sich über die Verzichte hinwegzutäuschen suchen, die dieser Frieden von uns verlangen wird.

Wie trügerisch diese Zahl von 1,2 Millionen k.v. Leute ist, brauche ich hier nicht auseinanderzusetzen.

Das, was der Armee heute fehlt, ist nicht die Zahl, sondern der Geist. Ein großer Teil besonders der Infanterie kann und will nicht mehr kämpfen, sie verläßt nach vorliegenden Berichten die Stellungen, wenn der Feind auf 800 m herankommt, ohne zu schießen.

Beobachtungen, wie sie das Alpenkorps gemeldet hat, werden auf allen Teilen der Front gemacht, wie wenn die Leute auf stille Verabredung handelten. Daß es nicht längst zur Katastrophe gekommen ist, liegt nur daran, daß auch die Masse der fdl. Infanterie – Amerikaner ausgenommen – nicht angriffslustig ist und durch ein paar MG zum stehen gebracht werden kann.

Mit der Ergänzung mit einigen 100 000 Mann schlecht ausgebildeter, kriegsungewohnter u. z. Teil noch ganz unreifer Leute ist bei solcher Stimmung auch nicht zu helfen.

Leider wird mir mitgeteilt, daß während der Kaiser aus den anderen Teilen des Reiches aus allen Schichten der Bevölkerung viele teilnehmende und aufmunternde u. Treue gelobende Briefe erhält, aus Bayern ausnahmslos Schmähbriefe der unflätigsten Art einlaufen u. so den Charakter unseres Volkes recht übel erscheinen lassen.

Auch die Aufregung über die mögliche Bedrohung Münchens durch fdl. Bombengeschwader ist nicht geeignet, das Ansehen Bayerns zu erhöhen, wenn man bedenkt, was die Pfalz in dieser Hinsicht schon die ganze Zeit auszuhalten hatte, der man es gewiß sehr übel nehmen würde, wenn sie aus diesem Grunde französisch zu werden wünschte.

(Randbemerkung des bayrischen Kriegsministeriums: Wo herrscht in Bayern Aufregung?)

Es ist bedauerlich, daß die öffentliche Meinung in Bayern in diesen Tagen so urteils- und haltlos ist, denn die daraus erwachsende Stimmung überträgt sich auf die Armee u. wir laufen Gefahr, in den letzten Kriegswochen noch das zu verlieren, was wir als einzigen Gewinn dieses Krieges mit Sicherheit hofften unter allen Verhältnissen nach Hause zu bringen, die Ehre unserer Armee.

(Randbemerkung des bayrischen Kriegsministeriums: Woher kennt man in der OHL die öffentliche Meinung Bayerns?)

Der gestern im Heeresbericht erwähnte Mjr Schmidtler hat mit 15 Offz u. 60 Mann des I.Bay.Inft.Rgts. eine von den Frz eroberte Höhe wieder genommen u. gegen 7 mal wiederholte Angriffe gehalten. Mjr Schmidtler ist zu einem besonderen Gnadenbeweis eingegeben worden. Eine herrliche Tat dieses Offiziers u. ihrer paar Leute, aber, muß man fragen, warum folgten nur 60 Mann ihren Offizieren?

Am gleichen Tage wurde eine bay. Komp. (vermutlich der 4.I.D.) auf dem Marsche beobachtet. Die etwa 30 Mann hatten ihre ganze Ausrüstung u. die Gewehre auf einen beigetriebenen Wagen verladen, vor den sie sich selbst spannten, um mit viel Geschrei ihn weiter zu ziehen. Voraus ging Zigaretten rauchend ein junger Offizier.

Daß es bei vielen anderen Truppenteilen nicht besser ist, ist weder Trost noch Entschuldigung. Leider muß man sogar zugeben, daß uns mindestens die Württemberg Armee nahezu in jeglicher Richtung den Rang abgelaufen.

Gez. Köberle.

Erinnerungen an die Große Zeit von Hellmut v. Gerlach

X.

Die Hungerjahre

Nicht eine Regierungsstelle hatte zu Beginn des Krieges die Situation richtig erfaßt. Alle rechneten mit ganz kurzer Kriegsdauer und waren deshalb von unbegreiflicher Sorglosigkeit. Auf die Lebensmittelvorräte wurde, wie der Schlesier sagt, drauflosgeast. Ungefähr um Weihnachten mußte ja der ganze Rummel vorüber sein. Und der fürsorgliche General v. Viebahn mahnte schon die Hausbesitzer Unter den Linden, beim Triumph-Einzug keine Wucherpreise für die Fensterplätze zu fordern.

Gewiß: zunächst und für ein paar Monate hatten wir Vorräte in Menge, Importe aus dem Ausland und den Ertrag der eben eingebrachten eignen Ernte. Aber daß eine deutsche Ernte niemals ausreichen könnte, ein ganzes Jahr lang das deutsche Volk zu ernähren, stand ebenso fest wie die Tatsache, daß der Import bei der Sperrung der Seewege auf ein Minimum herabsinken mußte. Rationelle Bewirtschaftung der Lebensmittel wäre daher vom ersten Tage an geboten gewesen.

Statt dessen erlaubte die Regierung in den ersten Monaten sogar noch die Ausfuhr von Lebensmitteln. Wir hatten einen

gewaltigen Vorrat an Zucker. Zucker ist ein ausgezeichnetes Nährmittel und unbegrenzt haltbar. Trotzdem ließ die Regierung ruhig Hunderttausende von Zentnern ausführen, weil die mächtigen Zuckerbarone die gute Kriegskonjunktur wahrnehmen wollten. Das deutsche Volk wurde dafür bestraft durch jahrelangen Genuß des widerlichen Saccharins.

Agrarier schreien immer. Sie haben auch während des ganzen Krieges geschrien. Der alte Januschauer drohte ja sogar seinem Freunde, dem Minister v. Loebell, daß er den Hauptteil seines Gutes unbestellt lassen werde, wenn die Zwangswirtschaft andaure.

Diese Zwangswirtschaft hatte zweifellos ihre Unbequemlichkeiten für die Landwirte. Aber die Herrschaften waren doch in unvergleichlich besserer Lage als fast die Gesamtheit der Städter: sie hatten alle reichlich und gut zu essen und verdienten dabei durch die Preissteigerung ihrer Produkte einen gehörigen Batzen Geld.

Selbstverständlich galten die Rationierungsvorschriften auch für die Landwirte. Auf dem Papier. Man konnte doch nicht in jedes Bauernhaus einen Gendarmen einquartieren.

So wurden denn die Ernährungsvorschriften nur von Denen befolgt, die sie befolgen wollten. Es gab deren. Ich bin auf großen Gütern gewesen, wo altpreußische Staatsgesinnung so stark war, daß wirklich jedem Familienmitglied sein Quantum an Brot und Fleisch und Butter zugewogen wurde. Aber das waren seltene Ausnahmen. Im Allgemeinen lebte man auf dem Lande im Kriege genau so gut wie vor dem Kriege. Manchmal sogar noch besser, weil man so viel mehr Geld verdiente und sich darum auch mehr leisten konnte. Wir in der Stadt sahen schon abgerahmte Milch als eine Gottesgabe an, um die sich eine kleine Reise lohnte. Als ich aber in meiner schlesischen Heimat eine wohlhabende Bäuerin besuchte, da traf ich sie grade, wie sie wohlgefällig ihren drei Katzen zusah, die behaglich aus einer großen Satte Milch schlürften. „Das ist wohl Schlippermilch?“, fragte ich. Worauf sie, mit einem zärtlichen Blick zu den lieben Tieren: „Nee, das labbrige Zeug kann ich den armen Tieren doch nicht geben – nee, das ist gute Vollmilch.“ Ich bedauerte, keine schlesische Katze zu sein.

Daß die Bauern bei ihrer schweren Arbeit zuerst für ihre eigne Ernährung sorgten, wird ihnen kein vernünftiger Mensch verdenken. Aber abstoßend war die Art und Weise, wie sie sich fast überall vor den Städtern aufspielten, die doch auch ihre Arbeit zu tun und dabei fast nichts zu essen hatten. Wie die Bettler liefen die Städter oft von Hof zu Hof, um gegen gutes Geld irgendetwas zu erstehen. Hunger tut weh. Die Bauern aber hatten oft nur Hohn und Schimpf für diese Hungerleider. Und der Städter war schließlich froh und demütig dankbar, wenn er irgendwo zu Wucherpreisen ein paar Eier oder Kartoffeln erhielt.

Zu Wucherpreisen, jawohl! Die Konjunktur wurde von den biedern Agrariern rücksichtslos ausgebeutet. In der Erwartung, daß die Kartoffelpreise tüchtig anziehen würden, ließen sie lieber im Winter die Städter hungern und die Kartoffeln zum

Teil verfaulen. Es gab behördliche Bestandsaufnahmen, allerdings. Aber wie wußte man die Kartoffelmieten zu verstecken, im Walde oder sonst an entlegener Stelle, besser manchmal, als selbst die Batterien vor dem Feinde verborgen wurden!

Die gesamte Landwirtschaft schien eine einzige Verschwörung zur Geheimhaltung von Vieh und Vorräten und zur Hochhaltung der Preise geworden zu sein.

Höchstpreise wurden von der Regierung zum Schutz der Konsumenten festgelegt. Flugs forderten die Agrarier Mindestpreise zum Schutze ihres Profits. Schon im Dezember 1914 besaß der Oekonomierat Schade die Stirn, auf der Tagung des Sächsischen Landeskulturrats für den Zentner Lebendgewicht des Schweins die amtliche Festsetzung eines Mindestpreises von 50 Mark zu verlangen.

Die Großgrundbesitzer blieben in Preußen auch während des Krieges, was sie vorher gewesen waren: die mächtigsten Leute im Staat. Wer ihnen an den Wagen fuhr, der hatte nichts zu lachen. Besonders nicht im Bezirk des Generalkommandos Stettin, wo Freiherr v. Vietinghoff-Scheel als Vollstreckungsbeamter des Landbunds seines Amtes waltete. Im Januar 1915 verbot er dauernd das freisinnige ‚Greifswalder Tageblatt‘ wegen seines Kampfes gegen den Brot- und Kartoffelwucher der pommerschen Junker.

Die Regierung wurde immerfort hin- und hergerissen zwischen den Forderungen der Agrarier, denen sie im Herzen so nahe stand, und der Forderung der Konsumentenmassen, wenigstens vor der schlimmsten Ausbeutung und Not bewahrt zu bleiben. Ihre Entscheidungen waren in der Regel ein Kompromiß zwischen beiden Gegenpolen, wobei sich nur allzu oft die Diagonale nach rechts hin verschob.

Da ich von Anfang an mit langer Kriegsdauer rechnete und zugleich die wachsende Not der Konsumenten sah, rief ich am 23. November 1914 in der ‚Welt am Montag‘ zur Einigung der Konsumenten in einer Zentralorganisation auf.

Keiner meiner Artikel hat je einen so prompten und durchschlagenden Erfolg gehabt. Schon vier Wochen danach stand der Kriegsausschuß für Konsumenten-Interessen auf den Beinen. Er umfaßte alle Konsumenten-Organisationen, im Ganzen 6 Millionen Mitglieder, war also die mächtigste organisatorische Zusammenfassung in Deutschland. An die Spitze trat der spätere Ernährungsminister Robert Schmidt. In diesem Kriegsausschuß haben wir den ganzen Krieg über einträchtig zusammengearbeitet und immerhin manches Übel von den Verbrauchern abwenden können, wenn auch einige unsrer Mitglieder, wie der Staatssekretär Dr. August Müller, oft allzu nachgiebig gegen die Wünsche der Produzenten waren.

Unser erster großer Erfolg war die Einführung der Brotkarte, die im Januar 1915 erfolgte. Sie hatte viele Unbequemlichkeiten im Gefolge. Aber sie war notwendig und gut. Durch sie wurde wenigstens bei dem wichtigsten Nahrungsmittel eine gewisse Gleichmäßigkeit in der Verteilung erzielt.

Alle bekamen immer Brot. Freilich zu wenig. Und in welcher Qualität!

Die Beschränkung des Quantums war unvermeidlich. Die deutsche Landwirtschaft erzeugte eben zu wenig. Trotz alles Zollschutzes oder vielmehr, wie wir Freihändler behaupten, grade wegen des Zollschutzes war ihre Produktivkraft weit hinter den Bedürfnissen des Volkes zurückgeblieben.

Die Verschlechterung der Qualität hätte sich vermeiden lassen. Sie kam von der Zulassung aller möglichen Zusatzstoffe – sogar Strohmehl wurde von gewissen Patrioten dafür empfohlen – und hauptsächlich von der immer stärkern Ausmahlung. Dadurch wurde die Quantität des Brotes gesteigert. Aber seine Nährkraft nahm ab. Unverdauliche Bestandteile wurden in Massen dem menschlichen Magen zugeführt. Unser Kriegsausschuß veröffentlichte die Gutachten unsrer besten Ernährungsphysiologen, wonach die menschliche Gesundheit durch die Zuleitung unverdaulicher Stoffe in Magen und Eingeweide geschädigt werde. Es half nicht. Die Regierung hatte Angst, die Stimmung des Volkes könne leiden, wenn die Ration zu sehr herabgesetzt werde. Sie hielt 1000 Gramm schlechtes, unbekömmliches, ja direkt gesundheitsschädliches Brot für besser als 800 Gramm gutes und nahrhaftes. Fassadenpolitik! Das Volk mußte das Gefühl des vollen Magens haben, auch wenn der größte Teil des Mageninhalts unverdaut in die Dunggrube wanderte. Immer nur hübsch den Leuten was vorgemacht! Sie sind ja so gutgläubig und so gutmütig.

Um die Stimmung nicht zu verderben, war es auch während des ganzen Krieges nicht möglich, ein Verbot der Herstellung von Alkohol zu Trinkzwecken durchzusetzen. Das zaristische Rußland war gleich zu Beginn des Krieges mit einem radikalen Verbot vorangegangen – vielleicht die einzige wirklich große und gute Tat seines ganzen Daseins. Bei uns winkte man jedesmal ab, sooft ich mit solcher Anregung kam. Offen sprach die Regierung im kleinern Kreise aus, daß das jede Kriegsstimmung töten würde. Patriotismus ohne Bier? Gibts ja gar nicht. Was nützt mir ein Sieg, wenn ich ihn nicht begießen kann!

Die Doppellosung der Regierung für die Kriegswirtschaft hieß: Streckung und Ersatz.

Um die Illusion zu erwecken, daß die alten Friedensgerichte in Friedensportionen immer noch serviert werden könnten, wurden überall Zusätze vorgenommen. Man streckte Alles mit Allem. Was dabei herauskam, schmeckte meist ebenso widerlich, wie es unzuträglich war. Selbst Torten aller Art gab es immer noch. Woraus sie gemacht waren? Der Schleier des Geheimnisses schwebte darrüber und wurde auch besser nicht gelüpft. Wie sie schmeckten? Dessen entsinnt sich wohl noch Mancher mit Grauen.

Ersatz – das war das ganz große Schlagwort geworden. Hat man keine Schlagsahne, nimmt man Eierschaum. Hat man keine Eier, nimmt man Schaum aus irgendeinem chemischen Gebilde. Hat man keinen Flachs, nimmt man Brennesseln. Hat man keinen Bindfaden, nimmt man Faden aus Papier. Hat man keinen Tabak, nimmt man Buchenblätter. Hat man keine Kartoffeln, nimmt man Kohlrüben. Hat man keinen Tee, erfindet

man den deutschen Tee — übrigens das widerlichste Gesöff, das je über meine Lippen gekommen ist. Hat man keinen Essig, nimmt man Surol. Hat man keinen Kaffee mehr, nimmt man erst Gerste und Korn, dann, wenn auch diese ausgehen, Zichorie, dann, wenn die zu Ende ist, gedörrte Runkelrüben.

Mein guter Freund Hans Leuß, der ein großer Sanguiniker war, hatte den ganzen Kopf voll von Ersatzprodukten. Vor dem Hôtel von Kyritz san er eine lange Akazienallee und machte sofort Propaganda für Ersatz des Mehls durch gemahlene Akazienkörner. Als Friese kannte er den Riesenvorrat ungenützter Miesmuscheln an der Küste und plädierte für Ersatz des Fleisches durch Muschelgerichte. Die Seen von Mecklenburg und Pommern ließ er nach Schilfwurzeln abgrasen, um daraus einen rein deutschen Kaffee zu fabrizieren. Er lud mich sogar einmal zu einem Probekaffeetrinken in Schilfwurzeln ein, um meine Abneigung gegen allen Ersatz zu besiegen. Und ich will ehrlich bekennen: besser als der Kaffee aus Runkelrüben schmeckte der aus Schilf immerhin.

Der Begriff Ersatz beherrschte derart die deutsche Ernährungswirtschaft, daß das deutsche Wort als typisch in fast alle Kultursprachen übergegangen ist. Überall wendet man es heute noch an, ohne damit irgendwo eine erfreuliche Vorstellung zu verbinden.

Das deutsche Volk hat sich Jahre lang mit Ersatz abfinden lassen. Das heißt: nur die städtischen Massen. Der Landwirt brauchte ja keinen Ersatz: ihm wuchsen die Originale in den Mund. Und eine kleine städtische Minderheit hatte das Geld und kannte die Wege, um sich hintenherum Alles zu beschaffen. Für sie gab es die geheimen Speisekarten. Diese hatten zwar unheimliche Preise, aber — es war nicht wie bei armen Leuten, es war Alles da. Vorn in den Läden hingen Krähen, Eichkatzen, Bussarde, Spechte und Wiedehopfe. In den Hinterräumen der feinen Lokale aber aß man Gänsebraten und Erdbeeren mit Schlagsahne, wie in Friedenszeiten.

Das ganze Land war überflutet von Ernährungsverordnungen. Es hielt sie nur Keiner außer den Millionen, die sie aus Armut halten mußten. Sonst galt die Parole: Die Karten sind nur für die Dummen. In einer Ausschußsitzung des Preußischen Landtags fand ein Abgeordneter den Mut, zu erklären, daß sie Alle, wie sie da saßen, bekennen mußten, wegen Übertretung der Verordnungen Gefängnis verwirkt zu haben.

Die Kriegswirtschaft hat die Moral der obern und die Gesundheit der untern Volksschichten heillos untergraben.

Ersatz gab es für Alles, nur nicht für die Volkskraft, die den Massen Tag für Tag durch Unterernährung entzogen wurde. Freilich fanden sich Gelehrte, die sich so prostituierten, daß sie unter umständlicher Kalorienberechnung dem Volke weismachen wollten, es sei gar nicht unterernährt. Noch im Frühjahr 1918 las man in den Wartezimmern vieler Berliner Ärzte einen Anschlag des Berliner Ärzteausschusses, der also predigte:

> Wir müssen durchhalten. Wir können durchhalten. Unsre Ernährung ist in auskömmlicher Weise sichergestellt, Es ist

zu erwarten, daß sich die Verhältnisse in nächster Zeit bessern werden. Der Gesundheitszustand ist im Allgemeinen zufriedenstellend. Von Seuchen sind wir verschont geblieben. Rheumatismus und Gicht sind fast sämtlich verschwunden.

Jawohl: die Krankheiten hatten abgenommen, die durch allzu große Schlemmerei hervorgerufen zu werden pflegen. Sie hatten übrigens auch in Friedenszeiten immer nur eine Minderheit des Volkes beschwert. Aber daß jetzt fast das ganze Volk in Blutlosigkeit und Erschöpfung und Zermürbung dahinschwand, das wollten ihm die Herren Ärzte des Berliner Ärzteausschusses ausreden. Unentwegt predigten sie und Andre: Durchhalten! Und zwar predigten das zumeist dieselben Leute, für die die Lebensmittelkarten nur ein Fetzen Papier waren.

Das Volk hat durchgehalten – über die Kraft. Das war sehr heroisch. Ob es vernünftig war?

Hauptmann Stennes von Berthold Jacob

Nach dem 9. November 1918 tat er zunächst in der Kampfwagenstaffel des Hauptmanns v. Kessel Dienst. Zum ersten Mal machte er von sich reden, als – anno 1920 – in der von ihm befehligten ‚Hundertschaft zur besondern Verwendung‘ der Berliner Schutzpolizei jener aufsehenerregende Mord an dem Wachtmeister Buchholz begangen wurde, dessen mehr als merkwürdige Begleiterscheinungen späterhin die Handhabe zur Auflösung dieser außerordentlich gefürchteten Putschtruppe boten.

Die Hundertschaft z. b. V. war im Sommer des Jahres 1919 als besonders zuverlässige Schutztruppe für die Regierung selbst und zur Bewachung des Regierungsviertels begründet worden. Sie war in erster Linie zur Abwehr kommunistischer Handstreiche bestimmt. Ihr Führer genoß das unbedingte Vertrauen des sozialdemokratischen Innenministers Wolfgang Heine. In der Hundertschaft riß bald – bei der ihr gestellten Sonderaufgabe begreiflich – ein unerhörter Spitzelbetrieb ein. In der alten Elisabether-Kaserne, ihrem Standquartier, wimmelte es von „Zivilangestellten“; aber auch die Polizeibeamten selbst wurden zu agents provocateurs gedrillt.

Hauptmann Stennes leitete die hierauf bezügliche Instruktion. Er gab dabei, zum Beispiel, Anweisungen für die Bekleidung der Beamten, die als Handwerker und Arbeiter, als Maurer, Schlosser und Straßenbahner, als Monteure in der blauen Jacke oder im weißen Malerkittel auf die Straße und unter die friedliche Bevölkerung geschickt wurden. Nach wohldurchdachten Richtlinien wurde besonders energisch darauf geachtet, daß die Verkleidung auch „echt“ war. Der Maler mußte weiße Ölfarbflecke an den Händen, der Tischler Leim an den Fingern und rissige, abgebrochene Nägel haben.

Ein Teil der Beamten hat damals Funktionärposten in den Arbeiterparteien USPD und KPD bekleidet; bei Demonstrationen wurden Beamte unter die Masse gesteckt, die zur Verletzung der Bannmeile aufreizen mußten.

Während des Baltikum-Unternehmens hatte Stennes Vorsorge getroffen, daß Waffen, Munition, Bekleidung und Lebensmittel aus den Magazinen der ZBV – die Hundertschaft verwaltete riesenhafte Bestände – ungehindert zu den meuternden Verbänden des Grafen v. d. Goltz über die Grenze geschafft werden konnten.

Aus den Depots der ZBV stammten gleichfalls Waffen, Kleider, Truppenausweise und schließlich sogar das Auto, das Karl Tillessen 1920 benutzte, als er die in den sogenannten Kriegsbeschuldigten-Prozessen verurteilten Marineoffiziere Boldt und Dittmar aus der Gefangenenanstalt II in der Leipziger Beethoven-Straße befreien wollte. Der Versuch mißglückte.

Schließlich wurden ungeheure Mengen von Waffen vor den Augen der Entente in den Schuppen und Gebäuden der Schloßkaserne in Charlottenburg verborgen.

Stennes hatte im Frühjahr 1920 schon zu diesem Zweck und zur Geheimhaltung seiner Aktionen den ‚Bund der Ringmannen' begründet, dem seine Untergebenen unter dem Druck der Vorgesetzten fast ausnahmslos angehörten. Dieser Bund war – und deshalb ist er interessant – die erste ausgesprochene Feme der deutschen Gegenrevolution. Über seine Statuten ist so gut wie nichts in die Öffentlichkeit gelangt. Die Veranlassung zur Ermordung des Buchholz hat dann Stennes selbst gegeben. Der Wachtmeister Buchholz führte die Kassengeschäfte der ZBV und war so in die Schiebungen der Hundertschaft tiefer eingeweiht worden, als Stennes und seinen Mitverschworenen lieb war. Er hatte gedroht, daß er sprechen würde, da er nicht länger die Verantwortung für die Schweinereien in seinem Ressort tragen wolle. Deshalb mußte er beseitigt werden. Am 13. Juni 1920 wurde er auf seinem Dienstzimmer in der Schloßkaserne tot aufgefunden. Die Legende hat ihn wegen Unterschlagungen Selbstmord begehen lassen. Der tödliche Schuß hat ihn allerdings aus einer Entfernung von 30 Zentimetern von hinten getroffen.

Die Untersuchung wurde nach kurzer Zeit zunächst eingestellt, „da von Zeugen, die unter ständiger Bedrohung seitens der Hundertschaft stünden, keine wahrheitsgetreuen Bekundungen zu erwarten seien".

Im Verlauf der Untersuchung hat ein Angehöriger der Formation unter seinem Eide derartig gravierende Aussagen gemacht, daß der arg belastete Hauptmann Stennes nicht mehr an der Spitze der ZBV zu halten war. Er wurde seiner Stellung enthoben und die Hundertschaft aufgelöst.

Anfang 1923 tauchte Stennes wieder auf. Zusammen mit Hauptmann Ramshorn kommandierte er die Schwarze Reichswehr auf Fort Hahneberg. Seine Abteilung hielt er völlig unabhängig von Oberleutnant Schulz. Auch mit der Reichswehr hat er stets direkt unterhandelt.

Wie er selbst sagte, wurde er schon zu dieser Zeit steckbrieflich gesucht. Er legte sich deshalb die verschiedensten Namen bei. Mit dem vielgenannten Hauptmann Kampf ist er identisch. Um sich unkenntlich zu machen, trug er ständig eine schwarze Hornbrille, obwohl er keineswegs kurzsichtig ist.

In der Schwarzen Reichswehr hat er dann zuerst jenes Spitzelsystem wieder eingeführt, das schon seine Hundertschaft gekannt hatte. Er stellte etwa 40 Spitzel ein, die der Feme Zutreiberdienste leisteten. Offiziell war der Leiter dieser Spitzelabteilung zwar der Oberleutnant Budczinsky, den man jüngst als verdächtig der Anstiftung zum Morde in Haft genommen hat. In Wirklichkeit ist jedoch Stennes für das Spitzelwesen voll verantwortlich. Unter Stennes arbeiteten sein Adjutant, Oberleutnant Mallwitz, ein dummer, intriganter Mensch, und der Leutnant Mudrack.

Nach dem Zusammenbruch des Unternehmens von Küstrin und dem Weggang von Hauptmann Ramshorn führte Stennes allein den Befehl. Ihm assistierte ein Unteroffizier Meier, der früher in der Staffel Kessel und der Kampfwagenabteilung des Generalkommandos Lüttwitz gestanden und beim Kapp-Putsch die Straßentanks ‚Max‘ und ‚Moritz‘ geführt hatte.

Am 10. Oktober 1923 mußte Fort Hahneberg endlich von der Putschtruppe geräumt werden. Stennes überführte seine Leute in neue Quartiere auf Güter in der Umgebung von Nauen und hielt von der Wohnung seines frühern Werbeoffiziers, des „Oberleutnants“ Hildebrandt in der Ansbacher-Straße, die Verbindung aufrecht. Er hatte damals die Zusicherung gegeben, daß seine Truppe sofort nach der gelungenen Durchführung des projektierten Attentats auf Seeckt nach Berlin marschieren werde. Der Stolz dieser Truppe war eine vollständig ausgerüstete Flammenwerferabteilung.

Im Jahre 1924 fand Stennes Unterschlupf in einem kaufmännischen Büro der Vereinigten Vaterländischen Verbände. Mit der Firma Lohmann-Metall in der Mohren-Straße stand er in enger Verbindung. Eine Zeitlang hat er mit Kapitän Kautter auf der Propagandastelle der Vaterländischen in der Ranke-Straße gearbeitet, die an der Inszenierung der Barmat-Campagne recht erheblichen Anteil hatte.

In den letzten Wochen war Stennes, diesmal wieder mit Hildebrandt zusammen, in die Affäre des Ordens vom ‚Feurigen Kreuz‘ verwickelt. Er für sein Teil hat sich beizeiten gerettet.

Das Charakterbild des Hauptmann Stennes, der zu den gefährlichsten und klügsten Feinden der Republik zu rechnen ist, schwankt durchaus nicht. Er stellt den Typ des altgewordenen „Bubi“ aus den Offizierkasinos der Etappe dar. Er ist etwa 45 Jahre alt, mit kurzgeschorenem graumelierten Kopfhaar. Hinter einer Maske von bestrickendster Liebenswürdigkeit, die auch seine Untergebenen rühmen, lauert die glatte, kaltschnäuzige Fratze des zielbewußten Konspirators.

Sein distinguiertes Äußere hat ihn vor manchem Verdacht geschützt. In Schulz sah er nur den selbstsüchtigen Poseur.

Stennes trinkt nicht und hat seine Leute stets vorzüglich behandelt, obgleich er sie auf der andern Seite bespitzeln ließ.

Seine Rolle auf dem nationalen Revolutionstheater war nicht klein, und sicherlich ist sie noch lange nicht ausgespielt.

Jedenfalls wird man gut daran tun, diesen Mann und seine Taten in Zukunft zu beachten. Keineswegs sicher ist, daß er sich an den Verbrechen der Feme nicht beteiligt hat.

Wandertage in Südfrankreich von Peter Panter

1924

Daß man den lieben Herrgott um seine Jahreszeiten betrügen kann — !

Bestimmt schickt jetzt in Berlin Herr Prokurist Protzekuchen zum Wirt hinunter und läßt fragen: wann er denn nun endlich und ob er denn nun nicht endlich zu heizen gedächte — es sei immerhin November! Hier, vor Toulon, ist es Sommer.

Allerdings eine eigne Art von Sommer. Die Sonne scheint den ganzen Tag schräg, und am Nachmittag gegen fünf Uhr gibt sie es auf, dann wird es lila, dann bellblau, dann dunkelblau — und dann ist es aus. Aber am Vormittag brät man auf dem kleinen Strändchen, das die zwei Inseln mit einander verbindet, und spielt: Badeleben. Ich und noch fünf Andre.

Das hier heißt Les Sablettes und liegt vor Toulon, wo die großen, grauen Kriegsschiffe liegen. Toulon, wo Farrères ‚Petites Alliées' spielen, dieses amüsante Buch von den Schiffsoffizieren und ihren kleinen Freundinnen. Toulon ist eine freundliche Stadt mit ein paar wunderschönen alten und krummen Gassen, einem winzigen, überdachten Fischmarkt, Kirchen, in Häuser eingemummelt... Auch die alte Stadtmauer ist noch da, nur ist die Stadt — wie alle alten Städte — aus den Fortifikationen herausgeplatzt, weil sie ihr zu eng geworden sind. Aber wir drehen Toulon den ganzen Tag über den Rücken — denn was ist Toulon gegen diese Sonne!

Sie wärmt, Sie strahlt. Sie vergoldet die Bucht und macht das Wasser blau, weil sich der Himmel darin spiegelt, der rein ist von Wolken. Lange habe ich nach einem solchen stillen Ort gesucht. Die tripots an der Mittelländischen Küste, wo sie am feinsten ist, sind noch leer; und ich habe noch nicht heraus, was mir unangenehmer ist: Nizza, wenn es voll ist, oder Cannes, wenn es leer ist. Westlich davon war Sanary-sur-mer und Bendol — kleine Nester, aber sie waren nicht das Richtige. Diese ganze Küste hat nur einen Fehler: längs des Meeres führt natürlich die große Automobilstraße von Marseille bis nach Nizza, und aus ists mit Ruhe, Abgeschiedenheit und Stille, die nichts hören und nichts sehen und nichts riechen will. Hier, in Les Sablettes, liegt der Strand durch die Badeanstalt und die Mauern des Parks abgetrennt von der Straße; sie wird noch nicht allzu oft befahren.

Überall lungern Hunde herum und Katzen. Es sind sehr feine Herrschaften dabei. In Sanary lag einer quer über die Straße gestreckt, offenbar der pensionierte Angestellte einer Schlächterei. Er stand nicht einmal auf, als das Postauto herangebummert kam — er sah kaum auf. Der Chauffeur fuhr auch brav um ihn herum. (Was folgt daraus über das Verhältnis romanischer Völker zu den Haustieren sowie... Gar nichts.)

In Les Sablettes muß einmal etwas Andres gewesen sein als ein Hotel. Eine Tür steht halb auf, unter der Lackschicht lese ich im Sonnenlicht: Chef médecin. Ein Hospital? Ein Hospital im Kriege. Draußen, auf der Terrasse, da, wo der warme Wind über die Palmen streicht, die man gepflanzt hat,

und über die Bäume, die dort wachsen, da haben sie gelegen, die Rekonvaleszenten: Lagerstatt an Lagerstatt. Engländer. Als Soldaten verkleidete Engländer. Nach einem Fußballspiel um Menschenköpfe.

Und eines Morgens, als ich an den kleinen Strand hinuntergehe, ist die Bucht und das Meer und der Strand und der ganze Tag verzaubert. Der Mistral weht. Er kommt aus dem Süden, hat den Himmel reingefegt, vielleicht wirbelt er weiter drinnen im Lande die Staubwolken zusammen – hier ist die Luft glasklar, das Ferne ist nah, alle Konturen leuchten, der Wind ist Champagner, eine Art frischer Wärme, die Natur aus flammend blauem Stahl. Dae Lungen atmen tief.

Manchmal zieht am Horizont ein großes Schiff vorbei, auf seiner Seeroute von Marseille nach dem Suezkanal, nach China – das gibt dann für die alte Engländerin am Nebentisch unerschöpfliche Gesprächsthemen. Sie ist ganz aufgeregt über das Schiff, überhaupt über Schiffe, sie kürzt sogar ihr ewiges Wettergespräch aus dem großen Plötz um einige Feuchtigkeitsgrade ab. Sie spricht eine Art Französisch... aber es hilft Alles nichts – es ist ja doch Englisch. Ja, gnädige Frau, es ist ein großes Schiff! Nein, gnädige Frau, heute werden die Passagiere keine stürmische Fahrt haben. Augenscheinlich... gewiß, gnädige Frau...!

Untrügliches Merkmal für gute Erholung: die Tage fangen an, zu laufen. Ein ängstlicher Blick auf den Kalender sagt jeden Tag: Es ist Zeit! Es ist hohe Zeit! Die Provence wartet, und S. J. auch. Aber noch einen Tag – noch einen einzigen – und noch einen – es ist zu heiter und sonnig und warm.

Zwischen Les Sablettes und Toulon liegt La Seyne, ein kleiner Hafenort. Sein Häfchen sieht aus wie ein Enkel von Marseille – auch hier die kleinen Häuschen, die unmittelbar um das Hafenbassin herumstehen, ganz nahe. Am Sonntag spielen alle Männer Boules – wie die Spielregeln sind, weiß ich nicht; es scheint aber Haupterfordernis zu sein, daß man sich dazu wie beim Kegeln die Jacke auszieht. Und alle haben so weiße Hemdsärmel. (Das kommt daher, weil das Spiel hauptsächlich Sonntags gespielt wird.) Wie beim deutschen Kegeln? Aber ich sehe an keiner Stelle, daß dabei getrunken wird. Neulich haben sie versucht, die Boules in einen richtigen Sport zu verwandeln. Turnier, Preise, Schiedsgericht, Zeitschriften, ‚Wie man ein Champion der Boules wird‘... Für diesen Stumpfsinn ist das Spiel sicherlich zu schade; fällt es erst einmal dem Sport in die Finger, so hört es auf, ein Sonntagsspiel zu sein. Es wird sich dann mehr um „Spitzenleistungen“ handeln. Weil aber die Südfranzosen gar nicht so große Sehnsucht haben, sich in tausend Organisationen und Gruppen zusammenzuschließen, bei denen der gesellschaftliche Vorgang des Zusammenschlusses mit seinen Komplikationen die Hauptsache und der Stoff Nebensache ist, und weil sie ihre kleine Sehnsucht danach anderswo befriedigen, wird es wohl so bald keinen „Boules-Sport“ geben.

Ist schon Herbst – ? Die Luft sagt: Nein. Aber eine Partie Bäume ist da, die feiert, weil sie orthodox ist und nicht von der

südlichen Gegend, Herbst: ihr helles Braun und flammendes Gelb stehen gegen den leuchtend blauen Himmel. Ewig stumpfgrün, stehen die silbrigen Olivenbäume dabei und spielen den Herbst nicht mit. Sommer ist. Mitten im November ist Sommer! Man kann also um den Herbst herumkommen. Das ist keine „Entdeckung“ (Was könnte man denn auch heute noch auf der weiten Welt entdecken?) Aber so scharf habe ich noch nie gewußt, daß man sich warme Jahreszeiten kaufen kann. Gletscher im heißen Sommer und warme Küsten im Herbst und weiche Luft im Winter – wem gehören die auf der Erde?

Aber nun jagt mir der Kalender einen Schreck ein, und ich fahre ab.

*

Die große Eisenbahnlinie an der französischen Südküste hat streckenweise einen kleinen Konkurrenten – dieser Konkurrent fährt von Toulon aus näher am Wasser entlang. Hin zu ihr! Die Bahn ruckelt davon.

Die Küste wird immer schöner, je weiter man ostwärts kommt. In geschwungenem Bogen schäumt das blaue Wasser um bebuschte Felsen, um kahle Steine, in flache Buchten. Einmal weht der Wind vom Lande her, er rauht die glatte Wasserfläche auf, daß sie stäubt – die Wellen sind ganz klein, Embryowellchen...

St. Tropez steht auf allen Karten als Winterkurort aufgemalt. Bei aller Liebe – aber dann schon lieber Neuruppin! Es ist dunkel, als ich ankomme – der Mistral durchheult den Ort, stößt sich an den Häuserkanten wund und heult noch mehr... Dunkel sind die Gassen, ein Betrunkener durchschimpft sie, aus einem braunen Hause hört man einen Zank... Die Laternen brennen trübe. Am Hafen liegt ein Gewirr von Tauen und Segelleinewand, überall drücken sich Männer herum, es ist schmutzig und dürftig.

Am Morgen sieht es schon besser aus. Vor der kleinen Stadt liegt auf einem Hügel die alte Zitadelle – jetzt erholen sich dort skrofulöse Kinder. Ich klettre die Anhöhe hinauf. Ringmauer, Festungstor und dicke Wälle – dahinter bleiche Kindergesichter, dünne Ärmchen, ein kleines Mädchen auf Krücken. Sie zeigen mir den Hof und die ganze Befestigung. Sie warten, daß ich aus dem Hof hinausgehe – da gibt es doch nichts zu sehen. Ich kann mich nicht losreißen. Welches Wunder, immer wieder: Burg- und Klosterhof! Wie die Wände einschließen und zurückwerfen! Wie man immer wieder sich und seine Welt vor Augen hat! Wie geschlossen Alles ist! Hier kann man nachdenken; hier ist man geborgen, hat Distanz zu den Andern, die draußen sind und nicht hereinkommen dürfen. Oben leuchtet der Himmel in die Hofstille. Und ganz oben, auf der Plattform, wo die dicken Türme stehen, hat man einen Rundblick über Meer und Land. Drüben liegt Sainte-Maxime. Auf. Hin.

Das ist ein ander Ding. Durch die Berge vor dem Mistral mehr geschützt, sehr sauber und adrett und freundlich. Unten,

am Hafen, ein kleiner Quai mit überdachten Gaststätten und Segelbooten, die im Wasser schwanken.

Auch hier ist noch Sommer, tagsüber ist strahlender warmer, im Winde nadelduftender Sommer. Es ist wenig Laubwald da – der Wald liegt hoch – immer sieht man das Meer. Unten wohnt Victor Margueritte, der Mann der ‚Garçonne' – wir erzählen uns etwas, und er zeigt mir sein ganzes Besitztum: vom Strand aus reichts bis oben zu einer kleinen Anhöhe, wo er sich ein winziges Belvedere, eine neue Ruine, gebaut hat. Ich bekomme Nußwein zu trinken, und seine Frau zeigt eine Übersetzung von Rilkes ‚Malte Laurids Brigge' die sie zärtlich liebt. Er spricht über Deutschland. Auf seinem Arbeitstisch liegen die historischen Quellenwerke des deutschen Zusammenbruchs, Material für ein neues Buch, ‚Les Criminels' wird das heißen. Er ist voll guten Glaubens, hofft zuversichtlich auf die deutsche Demokratie und zeigt sich als ein Mann von umfassender Bildung und Geschmack. Um ihn herum stehen und hängen gute Sachen: auch ein paar lustige bunte Bilder von Kießling, der im Sommer drüben in St. Tropez malt.

Heute ist Sonntag, es muß etwas geschehen. Es geschieht, daß ich unten am Quaiwasser in dem kleinen Restaurant esse. Die Sonne brennt auf das buntgestreifte Dach, die kleinen Hunde bellen herum und betteln, manche Leute sitzen an Tischen mitten auf dem freien Platz unter den Palmen, alle sind beim Kaffee, munter-träge. Manchmal fährt ein Automobil vorbei und lädt ein Rudel lärmender und lachender Menschen ab. Es ist so warm, beinahe heiß... Hautes-Sauternes ist ein schwerer Wein, wenn man ihn mittags trinkt. Man wird müde danach. Ans Klavier des Saals drinnen im Haus hat sich ein junger hübscher Bursch gesetzt, im gestreiften Hemd der Cowboys, mit aufgekrempelten Ärmeln. Er spielt nicht laut. Er spielt, was man weder von ihm noch hier erwarten sollte: ganz moderne Musik. Puccini wirkt in der Melange wie ein Gassenhauer. Er holt aus dem alten Restaurationskasten, auf dem nachmittags eine Jazzband rackert, die gleitenden Nuancen der neuen Musiker heraus, keine Melodie, kaum Ansätze dazu. Wie kompliziert diese Freude ist! Aber diese Musik ist wahrer als Waldesrauschen und Symphonieroutine. Die Töne plätschern über den kleinen Platz, ein paar Leute klatschen gedämpft. Der junge Mann lächelt und spielt weiter, für sich allein. Alles ist getaucht in Musik, Sonne und eine mittägliche Schläfrigkeit.

Sonnig sind die Tage und so schön – wie mag das in den Bergen aussehen?

Plan-la-Tour liegt ein paar Kilometer entfernt vom Meer – das ist der erste Ort, den ich durchwandere. Es ist Montag, gestern war Totensonntag, alle Arbeiter machen noch so einen, wie soll ich sagen, ergriffenen Eindruck. Die Wirtin hat auch kaum etwas zu essen, aber dreihunderttausend Fliegen und alle minderbemittelten Hunde des Dorfes zu Gast. Wir essen, Fliegen, Hunde und ich, essen alle eine Kleinigkeit, ich bezahle, und dann geht es in die Berge. Oben auf den Höhen, läuft ein Weg, an dem noch gebaut wird. Erst ist er glatt und fahrbar, dann nur gangbar, dann wird er steinig und steiniger, holprig und

mündet schließlich in die Holzpantinen der Arbeiter, die da hacken, man muß durch Geröll und Steinbrocken hindurch. Die Sonne sticht. Ich bleibe stehen und sehe mich um.

Da liegen die Täler. Menschenleer, kein Dorf ist zu sehen, manchmal ein Gehöft. Und endlich, endlich ist hier das, was ich so lange und so vergeblich gesucht habe: Stille. Hier ist es still. Die Uhr hört man ticken. Wohlig lassen die Nerven nach und entspannen sich. Welche Wohltat! Wie hatte neulich Willibald Krains kleiner Proletarierjunge im Walde der Ferienkolonie gesagt? „Ach, Frollein, hier riecht et so scheen – nach jahnischt!“ Glück ist etwas Negatives, sagt schon der Weise. Vollkommene Stille ringsum. Und ich bin so glücklich-dankbar für Das, was nicht da ist.

Und denke so im Weitergehen nach: Was haben sie mit uns in den letzten zehn Jahren gemacht! Wie zerrauft! Wie ausgeschlossen von aller Welt! Wie zerprügelt! Wie abgestumpft! Und wofür – ? Alles, damit am Wannsee und in Dahlem neue Herren einziehen konnten, wahre Gewinner des Mordes, Plusmacher aus einem allgemeinen Defizit... Es ist nicht schön, zurückzublicken – aber vergessen ist so schwer. Und es ist sehr, sehr schwer, sich wieder in den Zustand des alten Glücks einzufühlen, wenn man einmal den Boden unter sich hat schwanken fühlen. Es ist da etwas geschehen, was nicht mehr ausgelöscht werden kann, für uns wenigstens nicht. Die Welt hat übrigens schon vergessen.

Sacht geht der Weg hinab. Und während ich so ausschreite, singe ich laut und kräftig unsre guten alten deutschen Marsch- und Wanderlieder, und die französischen Kiefern und Tannen bewegen erstaunt die Köpfe, haben sie doch noch nie so markige... Nein, das ist aus einem Leitfaden für einen Reichswehrunterricht. Oder aus einem republikanischen Lesebuch.

In La Garde-Freinet haben sie offenbar die ganze Stadt in Salz verzaubert. Die Fensterläden sind alle zugeklebt, die Straßen sind leer, meine Tritte klappen. Vor mir wackelt ein Hund, ein runder, fetter, mit langen Wollfäden bekleideter Hund, ein Prachtexemplar von einem Hund. Es ist ein älterer Herr, vom Leben gereift und zu gar keinen Späßen mehr aufgelegt. Er geht so fürbaß, dreht nicht einmal den Kopf, als ich ihm einen Guten Tag wünsche. Er wünscht dergleichen nicht. Der würdige Greis stellt sich schließlich vor eine Haustür und bellt. Total heiser, um drei Töne zu tief und im letzten Winkel seiner Magengrube um irgendetwas tiefgekränkt und schwer beleidigt. Dann rollt er ins Haus.

Bewohner hat diese Stadt nicht. Aber ein Automobil kann man mieten. Eine halbe Stunde später trudelt der alte Wagen (Ford Nummer 1) aus dem Städtchen, die glatte, absteigende Chaussee hinunter. Das Auto war redlich verdient: achtundzwanzig Kilometer sind genug für einen beleibten Herrn.

In Grimbaud hält der Mann. Es ist schon halb dunkel – aber man kann noch Alles sehen. Ich klettre durch die winzig kleine Stadt, auf die Burg.

Das ist eine wahrhafte Ruine – ! So eine, wie sie immer auf den Bildern in den alten Schweizer Hotels abgemalt ist, und

vor denen man sich vergeblich fragt, wo in aller Welt denn solche pittoresken Ruinen vorkämen. Das ist sie. Ich stapfe in den Trümmern herum und sehe ins Tal. Unser Zeitalter liebt keine Ruinen. Heiße ich Herr Biedermeier – ? Also. Aber hübsch ists doch.

Wir fahren ab, die Scheinwerfer sind schon angezündet. Immer, wenn uns ein andrer Wagen entgegenkommt, blinzeln sich die Autos an, beide Chauffeure blenden die Lichter ab, es ist wie ein Gruß im Dunkel. Durch die schwärzlich verhüllten Straßen rollt der Wagen. Ich bin müde.

(„Sagen Sie mal – apropoh: Ich meine... so ... mit den Weibern... Die Französinnen sollen ja dolle Nummern sein!“ Hm. „Erzählen Sie mal!“ Ja, also in Toulon, in einem... puschpuschpuschpusch... „Ah! Wirklich! Hat sie ganz einfach...? Großartig! Faaabelhaft!“ Das möchte Ihnen so passen, Sie altes Ferkel! Kein Wort wahr! „Schade. Man hörts doch immer wieder gern.“)

Über eine Bahnstrecke springen die Räder, eine weiße Frau taucht am Wege auf, mit einem Kinderwagen... dann bin ich zu Hause. Noch einen Tabak... Alle Sterne blitzen und der Mond auf dem Meer. Man sieht noch das regelmäßige verlöschende Blinkfeuer am Horizont und einen stillen weißstrahlenden Leuchtturm, einen milchigen Schein auf dem Wasser, Glitzern, den hauchigen Glanz am Himmel – dann gar nichts mehr.

Die Vaterländer von Arnold Weiß-Rüthel

Man wird ganz fremd und ohne alle Nöte
in irgend so ein Land hineingesimpelt,
protzt hinterher mit Walter Bloem und Goethe,
tut stolz, wenn öffentlich sich irgendwas bewimpelt,
und wenn ein Mensch, dems grade so gegangen,
zuerst als Schlosserlehrling angefangen.
Ich frage drum: weß Zweck...?!
Wer wills beweisen,
daß ein paar Fetzen Erde mich verpflichten,
wenn wir mal lustig anderswo hinreisen,
als Vaterland sie schmalzig anzudichten?
Weil man Jahrzehnte lang sich dümmlich darum raufte,
und weil ich einen Paß mit Visum kaufte?
Mit welchem Recht wird in den Paß geschrieben:
ich hätte auf dem Bauch zwei Pockennarben...?
Und deshalb müßte ich die Heimat lieben...?
Und schwarz-weiß-blau-rot-gold sind meine Farben...?
Zwar allerdings hat – ehe er gestorben –
mein Großpapa das Bürgerrecht erworben.
Nein, frank und frei – mag alle Welt erschrecken,
mir ist das völlig wurst –: warum... wieso...?
Man läßt mich hier genau so gern verrecken
wie in Brasilien oder anderswo.
Kommt ehrlich wer – plump, dreckig oder blöde –
Gott weiß woher, und sei auch was er will:
Den mag ich dann, und wüßte er von Goethe
nicht mehr als Ossendowski von Trippstrill.

Also für ‚Don Juan und Faust‘ war das keine Entschädigung. Ach, es war neue, fast noch ärgere Tortur. „Krämpfe sind keine Kraft“, hat Tieck von Grabbe gesagt; und Wilhelm Scherer, der sich Jahrzehnte lang seine Ablehnung dieses Dramatikers vorwerfen lassen mußte, hat recht behalten. Es geht nicht. Weils uns nichts angeht. Auch dann nicht, wenn man bei jedem Satz an die Gegenwart denkt. Keineswegs ja doch um heldische Ideale, sondern um Zinninseln und goldblinkende Fernen im West werden Kriege geführt, um die Erzbergwerke und Kohlengruben des Altertums. Das besiegte Karthago zahlt Reparationen, verzichtet auf Kolonien, liefert seine Waffen und Kriegsschiffe aus; und ein karthagisch-völkischer Patriot, gebürtig aus Scapa Flow, spricht dazu (leise): „Das Alles läßt sich wiederherstellen – schickt Leute ab, welche an den abgelieferten Schiffen möglichst verderben.“ Etappengeist, Heimkrieger, Dolchstoß, unausgeführter Plan einer Volkserhebung; und nachdem den Lärm der ersten vier Akte das Geschnarch der paar Zuschauer übertönt hat, könnte den fünften Akt eine Karikatur unsres gottgewollten Kaisers aufmuntern, wenn unsre Aufnahmefähigkeit nicht genau so erloschen wäre, wie...

Wie Grabbes Gestaltungsfähigkeit hier von Anfang an gewesen ist. Moritz Heimann hat Grabbes Stil eine Vereinigung von Lakonismus und Geschwätzigkeit genannt. Das heißt nicht, daß die beiden Elemente überall in seiner Produktion zu gleichen Teilen vereinigt sind. Auf 117 Seiten ‚Hannibal‘ kommen vielleicht 10 Lakonismen; und selbstverständlich in den paar Momenten auch der innern Gesammeltheit, der Bewegtheit, des Überdrusses an der vollbrüstig klingenden Renommage mit historischen Kontrasten, Begriffen, Namen und Daten. Nicht etwa das ist ein Mangel, daß Grabbe die alle durcheinanderwirft, daß er die Ereignisse von 28 Jahren, unbekümmert um historische Folge, militärischen Zusammenhang und dramatische Komposition, in 27 Szenen – packt? Täte ers nur. Das Unglück ist, daß er sie nicht packt und uns nicht packt; daß er sie mit kraftlosen Händen anfaßt und über die Bühne streut oder nicht einmal streut, sondern einfach fallen läßt; daß er sich alle Rechte des Genies nimmt, ohne – und das unterscheidet ihn von seinem Zeitgenossen Büchner – die einzige Pflicht des Genies zu erfüllen: ohne uns zu erschüttern. Kriegsfreudige Nationalisten, die schon als solche Kunst nicht empfinden, aber von Cannae noch nach Jahrtausenden hingerissen sind, mag Hannibals Schicksal selbst in dichterisch ungestaltetem Zustand berühren. Für Pazifisten müßte der Untergang eines Mannes, der sein Volk um Nichts zugrundegerichtet hat, zum Kunstwerk geschmiedet sein. Und sie können nur eine triste, graue, nackte, unanschauliche, knochenlos-gallerthafte Geschwätzigkeit feststellen.

Ihre Überlebensgröße ist daran zu ermessen, daß die Axt des handfesten Dramaturgen ihr leider gar keinen Schaden getan hat. Die hat so gewütet, daß, zum Beispiel, Grabbes achtzehntes Bild im Staatstheater das elfte ist. Ein Drittel des Stückes fehlt. Aber seine

Langweiligkeit ist hydraartig. Jeßner gruppiert um, zerfetzt, näht zusammen, verweilt oder springt über weite Zeiträume. Soll ich sagen, was ich an seiner Statt nicht gestrichen, nicht ungestrichen gelassen hätte? Das wäre allenfalls dann von einigem Nutzen, wenn ich künftigen Regisseuren erleichtern wollte, den Fünfakter für die Bühne zu retten. Aber mein einziger Wunsch ist, im Interesse des deutschen Theaters, daß sowas nie wieder hervorgeholt wird. Der Regisseur Jeßner ist übrigens viel weniger radikal als der Dramaturg. Er kommt drei Stunden lang ohne einen fruchtbaren Einfall aus. Er geht nirgends bis ans Ende. Hoftheaterpathetik wechselt mit einer Parodistik, die sich nicht recht heraustraut – mit Rücksicht worauf? Auf die unsichtbar schimmernde Krone des königlichen Hausherrn a. D.? Beleuchtungskünste und Farbenspiele, die wir nun auswendig können, sind kein Ersatz für ein bißchen Mannesmut vor umgestürz-ten Fürstentronen.

Ein Ersatz wäre Schauspielkunst. Frau Straub agiert eine karthagische Oberlehrerin, von ders heißt: „Du sprichst wie ein empfindendes Weib.“ Damit ist es nichts bei dem Dichter, nichts bei der Schauspielerin. Die gilt als Spezialität für Mänaden. Also wird ein Fackeltanz für sie eingelegt. Sie tanzt ihn so aufgeregt wie un-aufregend. Ein Glück, daß die Rolle klein ist. Werner Krauß ist der episodische Wallenstein in den ‚Piccolomini‘, nicht der beherr-schende Tragöde des zweiten Abends. Auch sein Hannibal wäre vollkommen in einer Szene, in zweien. Sein erster Anblick ist bannend: das afrikanisch gemodelte, bebartete und gefärbte Gesicht, das die Siegesungewißheit beschattet, und sein letzter Auftritt er-greifend: die Einsicht eines gesunkenen Schlachtensiegers in die Nichtigkeit seines Metiers und die Entschlossenheit, trotzdem nicht unwürdig seiner Taten unterzugehen. Aber zwischen Anfang und Ende würde variatio delektieren. Da setzt zu oft die Phantasie aus oder die Seele oder das Herz oder der Geist, oder welches Organ, welche Eigenschaft sonst die unentrinnbare künstlerische Wirkung hervorbringen mag. Der tiefste Eindruck der Aufführung: Kraußnecks Konsul – ein schöner alter Römer, ein adliger Mensch.

Aber soll das nun immer so weitergehen? Soll, wie der ganze O’Neill und der ganze Pirandello, der ganze Grabbe an uns vollzogen werden? Sind deshalb Dramatiker in die verdiente Vergessenheit ge-raten, damit wir nicht nur auf Grund der Lektüre bestätigen, daß sie ihren theaterbesuchenden Zeitgenossen mit Recht erspart geblieben sind? Den Drameneinlauf von heute kenne ich nicht, weiß also nicht, ob Meisterwerke darunter sind. Aber weshalb verlangen denn eben-dieselben Musageten, die mit der ödesten Schwarte zufrieden sind, wenn ihr Urheber nur genügend lange tot oder Ausländer ist, daß die neuen deutschen Dramatiker als Meister vom Himmel fallen? Ist denn ein unmeisterhaftes Drama, das unsre Sprache spricht und unsre Zeit zu gestalten wenigstens versucht, nicht immer noch besser als alle Mumien der Literaturgeschichte? Solange unsre Thespisse das nicht begriffen haben, ist ihnen ganz gesund, daß ihre Theater leer stehen oder verkrachen.

Der Kreidekreis von Alfred Polgar

Ein Spiel von Klabund, nach dem Chinesischen. In der reizvollen Inszenierung Karlheinz Martins wird daraus mehr ein umfangreiches China-Spiel nach dem Klabundischen.

Die engelsgute Tschang-Haitang sieht sich aus oekonomischen Gründen genötigt, in ein Teehaus zu gehen. Ins Teehaus gehen heißt für ein chinesisches alleinstehendes Mädchen nicht das Selbe wie etwa für ein europäisches ins Kaffeehaus gehen, zumindest nicht ganz das Selbe. Denn Teehaus wird es geschrieben, Bordell ausgesprochen. Tschang-Haitang ist nicht nur schön und seelenvoll, sondern auch sehr musikalisch, sie dilettiert mit Geschmack in den Künsten der Rezitation und des Tanzes und spielt besser Schach als Herr Jakob Feldhammer. Dieser, ein umherschweifender kaiserlicher Prinz, verliert in wenigen Zügen Partie und Herz an die Süße, doch wird sie ihm von dem reichen Mandarin Ma weglizitiert. Als Frau Ma II (eine hat er schon) zieht Haitang in des Mandarins Haus. Des Nachts aber kommt heimlich der Prinz und zeugt mit ihr, ohne daß sie was merkt, einen kompletten Knaben. So wird Frau Ma Mama und Ma Papa. Erst im fünften Akt, als der Junge schon zwei Jahre alt ist – ein überraschend gut entwickeltes Kind, es sieht aus wie im Abendland ein achtjähriges – , erfährt Haitang, daß sie damals nicht nur geträumt hat. („Tout ce qu’on rêve existe“, sagt der Psychoanalytiker.) Bis zum fünften Akt ists aber ein langer Passionsweg für die Arme und für uns mit ihr, denn Mas erste Frau vergiftet den Mandarin, schiebt Haitang die Tat in die kleinen Schuhe, geriert sich als Mutter des Kindes und läßt Haitang von einem bestochenen Kadi justizmorden. Um halb elf Uhr, als die Not am höchsten, kommt, durch wunderliche chinesische Fügung, die Sache vor den Kaiser, zu dem Herr Feldhammer inzwischen ausgelost worden ist. Er verfügt, daß der Knabe in einen Kreidekreis gestellt werde, und nun mögen beide Frauen an ihm ziehen, und welche ihn zu sich heranzöge, der gehöre er. So konkretisiert sich der Streit um das Kind zu einem ganz sinnfälligen Geriß um das Kind, wobei Haitang versagt, denn sie fürchtet, ihrem Knäblein weh zu tun. Grade das legitimiert sie als wahre Mutter, und die Bösewichter werden zuschanden.

In diesen ehrwürdigen Reiskuchen wurden, um ihn auch erwachsener Infantilität genießbar zu machen, von Dichter und Regisseur viel ostasiatische Spezereien und Gewürze hineingetan. Für späteuropäisches Empfinden liegt ja wirklich der Reiz des Spiels weniger in dem, was es erzählt, als im exotischen Tonfall der Erzählung und in den exotischen Gesten, die sie begleiten. Die Inszenierung des Wiener Raimund-Theaters bekennt auch ganz deutlich, daß ihr die Emballage als eigentlicher Inhalt, die Schale als Kern der Sache gelte. Phantasie, Witz, Radikalismus, wie sie jede Arbeit Karlheinz Martins, des einfallsreichen Theatermannes, kennzeichnen, leben sich hier, auf einer vom Architekten Tauber leicht und luftig gegliederten Bühne, in üppigen Chinoiserien aus. Es gedieh eine Arbeit, ach, was für eine Arbeit!, die barbarische, kindliche und kunst-

aesthetische Gesichtspunkte unter einen Stil zu bringen trachtete. Die Szene ist sehr beweglich, braucht nur die Miene zu verziehen und hat schon ein andres Gesicht. Gerätschaften aus Märchen-Asien, Kostüme strotzend von Bizarrerie, die scharf sakkadierten Gebärden, das Gehüpfe und Miauzen der Spieler, zierlich-steife Kulissen und Hintergründe wie aus dem Lackschächtelchen geben dem Spiel das Ultra-Chinesische, Figuren von burlesker Tücke oder Einfalt beleben es, und wie ein unendlicher Faden zieht sich durch alle szenischen Muster der Bodenwiesersche Tanzverein, zieht sich sogar sehr, begleitet (als Chor, der keine Stimme, aber viel Hand und Fuß hat), Alles was geschieht und nicht geschieht mit eloquenten Rumpf- und Gliederdrehungen und erfüllt zudem die Aufgabe, Randleisten um einzelne Szenenbilder und Schlußvignetten unter sie zu tanzen. Es ist hübsch, aber sehr umständlich und gibt dem ‚Kreidekreis‘ weit größere Peripherie, als sie seinem geistigen Radius entspräche.

* * *

Reinhardt hat den Kreidekreis zarter nachgezeichnet. Das bißchen dramatische Substanz verflüchtigte sich lyrisch, und Alles war so sanft, hold, blumig, daß dem Zuhörer ganz weich im Herzen und im Magen wurde. Zierliche Musik umsummte, ein Ton-Mücken-Schwarm, die Vorgänge. Holzstäbchen klapperten, es klang wie das Klopfen eines Morseapparats aus einem nahen chinesischen Postamt, tuschfarbene Heinzelmännchen huschten, und viel liebliches China-Zeremoniell sorgte für längere Weile des Abends. Im Deutschen Theater hatte das Spiel den Tee-Geschmack, den es ja gewiß haben soll. Martin tat mehr Rum hinein. (Oh, wie ich ihn verstehe!) Fräulein Elisabeth Bergner genießt rechtens so gewaltigen künstlerischen Kredit, daß das Parkett sich von ihrer hohen Begabung betäubt zeigt, auch wenn diese sich gar nicht manifestiert. Wie zum Beispiel hier, im ‚Kreidekreis‘, in dem Fräulein Bergner drei Stunden lang mit einem einzigen Ton – er klingt wie das Wimmern eines Kätzchens, das in den Brunnen gefallen ist – auskommt. Doch war sie sehr rührend, und der gute Prinz Hans Thimig verliebte sich auf den ersten Blick in ihre Gebrechlichkeit, die ihre Stärke ist. Warum er bei der Versteigerung der Zarten die Augen schloß, weiß ich nicht. Wenn er das beim „Tanz der gefangenen Nachtigall“ getan hätte, also schön. Aber bei der Lizitation! In Wien, wenn ich mich gut erinnere, wurde Haitang um tausend Goldtaels erstanden, in Berlin, wo Alles teurer ist, kostete sie dreitausend. Klöpfer zahlte das mit der linken Hand. Er ist kein Knauser, gab auch dem Mandarin Ma die ganze Fülle seiner schauspielerischen Potenz. Den Berlinern, satt der rauhen Töne, die die Zeit gebar, gefiel die Legende von dem allerchristlichsten Chinamädchen überaus gut, und es war auch ein ganz großer Erfolg für Reinhardt. Doch kann ich nicht glauben, daß er eine rechte Beziehung hat zu solcher Art sanftester Komödie, einem Gespinst aus Seide und Kunstseide, das sich für den Zuschauer sehr leicht zur Nachtmütze verwebt.

Sicherheitsverträge von Morus

Locarno und Loucheur

War wirklich in Locarno nichts mehr zu verderben, oder haben Luther und Stresemann ihre Sache so gut gemacht? Tatsache ist, daß die Situation für Deutschland so günstig war für Jeden, der sich an den Verhandlungstisch setzt, ohne daß er etwas zu verlieren hat. Das heutige Deutschland kann nicht Krieg führen, wenn es auch wollte; das heutige Frankreich will nicht Krieg führen, wenn es auch könnte. Das war der große Vorsprung, den Deutschland bei diesen Verhandlungen hatte. Briand wollte unter allen Umständen den Pakt nach Hause bringen. Denn die Idee des Sicherheitspakts beherrscht seit Jahren, längst ehe Luther die Friedensoffensive einleitete, die französischen Gemüter, nur daß Poincarés Idee, die Sicherheit der französischen Ostgrenzen sich durch England garantieren zu lassen, inzwischen durch die Idee des Links-Kartells ergänzt worden ist: den östlichen Nachbarn, gegen den die Sicherheitsmaßnahmen eigentlich gerichtet sind, mit in die Wach- und Schließgesellschaft aufzunehmen.

Man hat Deutschland, mags nun aus Menschenliebe, mags aus Angst geschehen sein, ein Maß von Vertrauen entgegengebracht, das nach Hitler, Roßbach, Schwarzer Reichswehr und Hindenburg-Wahl kaum zu erwarten war. Auch kann man nicht grade sagen, daß Deutschland während und nach Locarno sehr viel getan hat, um dieses Vertrauen zu stärken. In den Tagen, wo die Ostverhandlungen schwebten, brachte der Reichs- und Staatsanzeiger spaltenlang die Ausweisungsbefehle für polnische Optanten; am Sonntag vor dem Pakt die Einweihung des Revanche-Denkmals, am Sonntag nach dem Pakt der Kriegervereinsrummel in Leipzig mit Allerhöchstem Begrüßungsschreiben — und nun das deutschnationale Theater.

Die Deutschnationalen haben es diesmal freilich schwerer als beim Dawes-Plan. Damals verhießen Marx und Stresemann den Ja-Sagern die Agrarzölle. Das zog: prompt gaben die intransigentesten unter den Westarpianern, die Landbündler, weiße Karten ab. Inzwischen haben die Deutschnationalen so viel erreicht, daß ihnen zu erreichen kaum noch was übrig bleibt. Die wirtschaftspolitischen Forderungen sind erfüllt. Das Einzige, was noch des Umfalls der Edlen wert wäre: die Herrschaft in Preußen ist aber im Augenblick nicht zu erlangen. Die Moskauer Parole an die Kommunisten, nicht mehr gemeinsam mit der Rechten zu operieren, macht den Sturz Severings vorerst unmöglich, und die Bolschewiki werden gewiß nicht die Taktik ändern, um die Annahme von Locarno zu erleichtern. Es hilft also den Deutschnationalen nichts: sie müssen diesmal gratis und franko umfallen oder Patrioten bleiben. Und vor eine so harte Alternative gestellt, entschließt sich sogar Oskar Hergt — neuerdings der Wildeste unter den Lindeiner-Wildaus — zum Patriotismus.

Es hat allerdings auch links Leute gegeben, approbierte Pazifisten und Frankreich-Spezialisten sogar, denen Luthers Angebot von Anfang an zu weit ging, und die der Ansicht

waren, man solle den Verzicht auf Elsaß-Lothringen nicht aussprechen, ohne dafür an der Saar und am Rhein etwas einzuhandeln. Luther und Stresemann waren in diesem Fall die Klügern, als sie den Mut hatten, erst einmal das Selbstverständliche auszusprechen, um nicht gleich den Verhandlungsgegner vor den Kopf zu stoßen, und hinterher, wenn man sich über das Wesentliche geeinigt hatte, zu versuchen, ob nicht auch in den Nebenfragen einige Konzessionen herauszuholen wären. Wenn sie nicht ihre gute Arbeit wieder verderben wollen, werden sie auch noch den Mut haben müssen, ihren Bundesgenossen im Lande beizubringen und offen auszusprechen, was Haupt- und was Nebenfragen sind. Die halben Erklärungen, mit denen Stresemann jetzt die künstliche Erregung der Hergt und Westarp zu beschwichtigen sucht, schaden im Ausland viel mehr, als sie bestenfalls in Deutschland nützen. Es ist gewiß, wie Hans Natonek hier vor einer Woche schon dargelegt hat, eine heikle Sache um den Frieden, solange auf der einen Seite hinter dem Sicherheitspakt immer noch Bajonette als letzte Reserve stehen. Aber die Abrüstung der Andern wird nicht zu erreichen sein, solange Deutschland sich nicht dazu bequemt, geistig abzurüsten.

Außer der allgemeinen Abrüstung wird man jedoch noch etwas tun müssen, um der Ziselierarbeit von Locarno eine dauerhaftere Basis zu geben. Auch wer nicht glaubt, daß man mit den Formeln der materialistischen Geschichtsauffassung das historische Geschehen ganz und gar erklären kann, wird zugeben müssen, daß ohne eine große Wirtschaftsbereinigung die Sicherung des Friedens unmöglich ist. Daß die Arbeiter-Internationale und die hundert internationalen Kartells und Industriesyndikate, die es vor 1914 schon gab, nicht ausreichen, um die wirtschaftliche Solidarität der Völker zu sichern, hat sich ja wohl inzwischen herumgesprochen, wenn auch in Deutschland noch immer die Ansicht weit verbreitet ist, daß die Befriedung der Wirtschaft nur aus der Wirtschaft selbst hervorgehen könne. Aus der Wirtschaft selbst sind bisher leider nur immer internationale Abmachungen der Kriegsgewinnler gegen die kriegführenden und kriegverlierenden Völker hervorgegangen. Soll die Internationale der Wirtschaft andern Zwecken als der Ausbeutung der Besitzlosen dienen, dann wird auch hier der Staat die Initiative ergreifen müssen. Auf der letzten Völkerbundstagung in Genf hat Loucheur die Anregung zu einer Wirtschaftskonferenz gegeben, deren Ziel eben die Pazifizierung der Wirtschaft sein soll. Das Echo, das Loucheur in Deutschland gefunden hat, war rechts und links auffallend schwach. Aber wenn man Locarno erst meint, wird notwendig sein, auch von deutscher Seite der Anregung Loucheurs zu folgen und ihr einen Inhalt zu geben.

Die Ruhr-Industrie studiert

Es ist eine schwere Entbindung: die Geburt des Eisentrusts aus dem Geiste der Herren Wiedtfeldt und Vögler. Erst ist Krupp abgesprungen, weil er es vor seinen Ahnen nicht glaubte verantworten zu können, daß Fritz Thyssen den Auf-

sichtsratsvorsitz und Vögler die Leitung des Direktoriums übernehmen sollte. Und nun, wo schon beinahe Alles perfekt schien, machte Thyssen Schwierigkeiten. Ein Unterschied freilich besteht zwischen Beiden. Bei Krupp fragte man: Von wo hat ers nur dazu? Thyssen kann es sich leisten, die Andern ein bißchen zappeln zu lassen. Er hat von allen westdeutschen Kohlen- und Eisenmagnaten am besten die Deflationskrise überstanden, weil er in der Inflation am vorsichtigsten operiert hatte und dank seinen guten klerikalen Beziehungen schon wieder preiswerte Kredite von seinen belgischen Freunden bekam, wo die Andern noch nicht in Amerika vorgelassen wurden. Deshalb hat er auch nur aufzutrumpfen brauchen, um seine Beteiligung von 27 Prozent am neuen Ruhrtrust durchzudrücken. Dazu soll durch die Gewährung von Genußscheinen, also von Vorzugsdividenden, der Vorsprung des Thyssen-Konzerns anerkannt werden. Nominell am stärksten wird selbstverständlich die bisherige Stinnes-Gruppe vertreten sein, weil die Rheinelbe-Union nun einmal weitaus der größte, wenn auch nicht der bestfundierte unter den Ruhr-Konzernen ist. Der Phönix ist wohl froh, daß er, ohne unter den Aschenregen der Konzernpleiten gekommen zu sein, mit 28 Prozent unter das schirmende Dach des neuen Trusts flüchten kann, und sein Nachbar in der Otto-Wolff-Gruppe, Rheinstahl, ist mit seinen paar Prozent kaum noch satisfaktionsfähig, seitdem der Anilinkonzern ihm die Kohlengruben abgeknöpft hat.

So kitzlig sie war, die Quotenfrage scheint einigermaßen gelöst zu sein. Aber nun kommt noch der letzte Kampf: der Kampf gegen die Steuer. Da ist freilich aller Bruderstreit vergessen. In diesem Kampf halten sie alle zusammen. Müßte wirklich die im Gesetz vorgeschriebene Fusionssteuer bezahlt werden, so würde allerdings der Staat bei der Gelegenheit etliche Millionen einstreichen. Das soll und muß vermieden werden. Zu diesem Behufe hat man vorerst unter dem Titel Vereinigte Stahlwerke A.-G. eine „Studiengesellschaft“ mit 50 000 Mark Kapital gegründet, deren ausgesprochener Zweck es ist, die Möglichkeiten der Steuerumgehung zu studieren. Die Gesellschaft hat ihr Studium damit begonnen, daß sie mit lieben alten Freunden aus der Deutschen Volkspartei in Fühlung getreten ist, um zu sehen, was zu machen wäre. Hugenberg und die Deutschnationalen sind für diese Zwecke zu exponiert und ohnehin sicher. Der erste Appell an Herrn v. Schlieben ist zwar vergebens gewesen. Aber wenns nicht gleich auf Anhieb gelungen ist, muß die Studiengesellschaft eben weiter studieren. Und schließlich ist die von der schwarzen Schmach so lange bedrohte Ruhrindustrie doch nicht schlechter als die Herren aus Oberschlesien, denen man so bereitwillig bei ihrer Fusion Steuerkonzessionen gemacht hat. Also nur lustig weiter, Studente.

Der lecke Kahn

Sollte ein Wunder passiert sein? Ein größerer Konzern gerät in Schwierigkeiten, und nicht das Reich, nicht Preußen, nicht die Reichskredit A.G. und nicht die Seehandlung springen zu, um die Patienten wieder auf Deck zu bringen, sondern ein

Privatinstitut: die AEG will großmütig einspringen, um den Krach zu vermeiden? Allerdings heißt der Krisier diesmal Kahn. Das hört sich gewiß nicht so gut an wie Stinnes und Stumm. Aber Richard Kahn kann doch nachweisen, daß er trotz seiner Jugend schon seit Jahren in den besten Beziehungen zu Behörden und öffentlichen Betrieben steht. Und dennoch kehren ihm Alle, selbst die ihn, wie das Reichslandwirtschaftsministerium, durch zu willfährige Wechselkredite hineingeritten haben sollen, den Rücken?

Aber fasse dich, mein Herz, auch diesmal spielen die Steuerzahler unfreiwillig mit. Die AEG garantiert trotz ihren heroischen Ankündigungen nur 250 000 Mark, während die Reichsbank 3 Millionen zusagt und die Golddiskontbank ebenfalls stützt. Was das Reich sonst noch unmittelbar oder mittelbar dem Kahn-Konzern zugeführt hat, und was es dabei – in dem edlen Bestreben, die Landwirtschaft mit Kahns Stock-Motorpflügen zu versehen – wird zubuttern müssen, ist noch nicht ganz heraus. Aber fest steht schon, daß zwei kommunale Kreditinstitute, das Berliner Pfandbriefamt und die Berliner Stadtschaft, mit 7 Millionen in der Klemme sitzen, und das Pfandbriefamt nun, wenn selbst alles Andre glatt geht, riskieren muß, daß der Verkauf der an Kahn gegen unzureichende Hypothekendeckung ausgegebenen Pfandbriefe den Kurs empfindlich drückt und das städtische Institut zu kostspieligen Stützungskaufen zwingt.

Wenn schon die Krachepidemie der Großen sonst keinen erzieherischen Wert hat: das Publikum erfährt wenigstens auf diese Weise, wohin die Steuergelder fließen, die angeblich der Wirtschaft entzogen und für sozialen Humbug vertan werden.

Enten von Hans Reimann

Was nicht wahr ist, nennt man eine Ente.
Keinen gibts, der dieses Wort nicht kennte.
Enten leben teils per Zeitung, teils in Herden.
Fragt man eine kleine Ente:
„Nun, mein Kind, was willst denn du mal werden?“,
Kriegt man prompt zur Antwort: „Eine Ente!“
Denn es wird die Raupe zwar zum Falter,
Und das dünne Baby wird zum dicken Onkel Walter,
Und das dicke wird zum dünnen Onkel Otto,
Aus dem Fohlen wird ein großes Hottoh,
Quappen werden Frösche und die Kälbchen Kühe,
Aber Enten – gäben sie sich noch so redlich Mühe –
Haben leider keinerlei Talente
Als zur wirklich wahren Ente.

Während freilich Enten bleiben, was sie sind und waren,
Und ausschließlich Entenhaftes offenbaren,
Wandeln Menschen sich in Heuchler, Schwindler, Kriecher,
Viecher!
Viecher!
Viecher!

Die Oberschlauen

Man kann nicht einmal sagen, daß die deutschen Generalstabsoffiziere dumm gewesen wären. Viele waren intelligente Männer, alle aber waren schlau. Sie repräsentierten in voller Reinheit einen Typus, den man dann, abgeblaßt und leicht karikiert, weiter unten wieder vorfand, und der mir oft begegnet ist, wenn ich Exemplare der Wilhelm-Straße zu sehen bekommen habe. Alle diese Leute sind schlau, schläuer, oberschlau.

Ein ebenso kurzer wie kluger Mann hat einmal gesagt: „Mißtrauen ist die Klugheit der Dummen.“ Diese Männer müssen, an ihrem Mißtrauen gemessen, infernalisch dumm sein. Sie sind überhaupt nicht mehr fähig, gradeaus zu denken. Sie sind gewöhnt, sich ständig mit den eignen Ressorts herumzuhauen, niemals die volle Kraft der Front zu widmen, sondern sich auch noch angesichts des Gegners zunächst den Rücken zu decken, gegen einen wahrscheinlich noch schlimmern Feind, nämlich den Freund, und so beherrscht das Motiv: „Pollak, wo hast du dein linkes Ohr?“ ihr gesamtes Tun. Wie kompliziert sich die einfachste Angelegenheit in ihren Händen! Welche Intensität verwenden sie auf die selbstverständlichsten Dinge! Mit welcher Arbeitskraft wird das Überflüssige getan! Bei ihnen wird aus jeder Sache eine Affäre.

Ob es das kaschubisch-wendische Blut ihrer Vorfahren ist, die falsche Schläue der Sachsen, die verkehrt angewandte fuchsige Durchtriebenheit – jedenfalls rotieren die Räderchen ihrer Gehirne in seltsamem Rhythmus. Ein Psychologe hat neulich im Radio Denkaufgaben gestellt, und er registriert die merkwürdige Erscheinung, daß die meisten Beantworter in seinen Fragen eine „Falle“ witterten. Oho, so dumm sind wir nicht, wie Sie vielleicht glauben! Nein, so dumm sind sie nicht. Nur noch viel dümmer und viel schlauer.

Ob dieser neudeutsche Beamtentypus nur mit Gaunern zu tun hat, oder ob er sich selbst nach außen transplaniert – wer vermöchte das zu sagen! Aber er gleicht den Leuten, denen man vor dem Theater ein Gratisbillett angeboten hat, und die sofort angestrengt zu reflektieren beginnen: Was will der Kerl? Und: „Komm hier weg, Emilie! Das ist sicher Schwindel!“ Auf das Einfache kommen sie gar nicht.

Das wäre ja nun ein stilles Privatvergnügen der Herren, wenn es nicht die Arbeit so aufhielte, und wenn sie sich nicht so abenteuerlich klug und diplomatisch vorkämen! Welche Fünfzigpfennig-List! Welche Groschenintriguen! „Schönes Wetter heute!“ Schönes Wetter...? Warum sagt er das? Warum sagt er mir das? Warum sagt er das gleich zu Beginn der Verhandlung...? Und so etwas hat dann natürlich keine Zeit, auch noch ernsthaft zu arbeiten.

Das macht die Unterhaltung mit den Oberschlauen so unergiebig, so langweilig, so blechern: daß sie ununterbrochen im Panzer dastehen, des Hinterhalts gewärtig, die Lanze geladen. Die Welt besteht gewiß nicht aus guten und aufrichtigen Menschen – aber wieviel umgänglicher sind doch viele andre Völker! Den gordischen Knoten aufzulösen, gibt es zwei Möglichkeiten: ihn zu zerhauen oder ihn aufzuknippern. Die Oberschlauen machen noch einen dazu.

Was tun Sie, Herr Ministerialrat, wenn Sie ins Wasser fallen? Schwimmen? Viel zu einfach. Ich schlage vor, erst einmal den Abteilungschef von nebenan vorsichtig durch den neuen Assessor fragen zu lassen, ob er weiß, daß Regierungsrat Lehmann eventuell den Attaché veranlaßt haben könnte, Sie hineinzustoßen...
Man kann nie wissen...

Sicherlich: man kann nie wissen. Aber inzwischen, bevor die Auskunft eingegangen ist, Herr Ministerialrat, sind Sie, oberschlau, wie man Sie hat, ersoffen.

Ignaz Wrobel

Die Gerechtigkeit auf Reisen

Der Skandale ist kein Ende mehr, und die Zahl der bestraften, gemaßregelten und verhafteten deutschen Schriftsteller dürfte bald für eine kriegsstarke Kompagnie ausreichen. Wir sind tatsächlich die freiste Republik der Welt und das Volk der Dichter und Denker. Der deutschen Justiz neustes Abenteuer gab nun auch mir die massive Überzeugung Wilhelms II., daß Deutschland in der Welt vornan ist. In All und Jedem. Auch in der Verwilderung der Rechtsbegriffe.

Also den Schriftsteller Leo Lania will man durch Zeugniszwang zur Verletzung der primitivsten publizistischen Anstandspflicht bringen. Lania hat ein wichtiges Buch: ‚Gewehre auf Reisen‘ (im Malik-Verlag) veröffentlicht. Er belegt dort die Schiebergeschäfte, die Hakenkreuz und Stahlhelm und Völkische „gedreht“ haben, mit geeigneten Dokumenten. Die Politische Polizei (Marke: I a) interessiert sich selbstverständlich nicht für die Gewehr-Schieber, sondern für die Gewährs-Leute. Der Publizist wird vernommen und verweigert – für uns so selbstverständlich wie für das herrschende Deutschland unfaßbar – die Aussage. Nun beginnt man die Daumenschraube des 20. Jahrhunderts anzusetzen: Vorladungen, Gewarte in Korridoren, Vernehmungen im Amtston, Vorladungen, Zuschriften, Vernehmungen, Unhöflichkeiten. Die Nerven-Belastungsprobe. Lania bricht nicht zusammen. Also wird die nächste Zermürbungs-Instanz mobilisiert: das ordentliche Gericht. Das Amtsgericht Charlottenburg arbeitet prompt: Leo Lania wird im Zeugniszwangsverfahren zu hundert Mark Geldstrafe verurteilt und mit Haft bis zum Ende des Prozesses bedroht, falls er weiterhin die Aussage verweigere. Die deutschen Zeitungen schreiben gewundene, vielleicht sehr kluge Abhandlungen über formales und über materielles Recht Ich habe sie nicht verstanden, stelle daher den Sachverhalt ohne Kommentar und viel eindeutiger fest: Das Gericht will einen Schriftsteller zur Ehrlosigkeit zwingen. Denn ein Publizist darf seine Gewährsleute ohne ihre Einwilligung unter gar keinen Umständen nennen. Daran gibt es kein „formales“ und kein „materielles“ Gedeutel.

Die Sache Lania ist unser Aller Sache. Wenn wir diesen 99. Fall des Jahres 1925 auf sich beruhen lassen, aus Trägheit oder um etwelche „Belange“ zu wahren, wird der 100. Fall der unsre sein, deiner oder meiner. Denn die Justiz-Guillotine arbeitet exakt und systematisch gegen „mißliebige Kreaturen“ weiter. Wozu wir Alle gehören, solange die Gerechtigkeit auf Reisen ist.

Gerhart Pohl

Eine nationalistische Hurrakanaille

Es ist einfach nicht wahr, daß der Chefredakteur der Deutschen Allgemeinen Zeitung, Paul Lensch, sich selber eine nationalistische Hurrakanaille genannt habe. Der fragliche Absatz seines Leitartikels vom 21. Oktober lautet vielmehr ganz eindeutig:

„An dem guten Willen der leitenden Politiker der Entente zweifeln wir nicht. Der Eindruck, den ihre Beteuerungen auf die deutsche Delegation in Locarno gemacht haben, war tief und rein. Aber der demokratische Mob und die nationalistische Hurrakanaille hat noch jedes Werk des Friedens und des Verstandes zerstört. Wir hoffen zuversichtlich, daß die leitenden Männer der Entente die sittliche Kraft haben werden, diese dunkeln Mächte zu bändigen. Davon wird der Weltfrieden abhängen, Locarno und sein Werk.“

Lensch hat also – übrigens mit vollem Recht – Diejenigen eine nationalistische Hurrakanaille genannt, die in den Ententeländern das Gleiche tun, wie er bisher bei uns getan hat.

R. Kuczynski

Jugend, die Freude macht

Die jungen Leute links neigen entweder zu einem frisch-seelenlosen Klamauk – mit ein- oder dreifarbigen Fahnen – oder zu einem spinösen Irrationalismus, der sich vergeblich bemüht, aus der Not der Unklarheit die Tugend der „Innerlichkeit“ zu machen. (Die weiblichen Vertreter dieses Typs sind streng-spitznäsig, tragen Schnecken und heißen Anne.) Ein dritter Typ, peinlicher als die beiden zusammen, betet altklug, bebrillt, papageienhaft die materialistischen und andern Suren nach, die die Partei-Ulemas ihm vorbeten.

Ich habe den Eindruck, daß keinem dieser drei Typen die Kameraden zuzurechnen sind, die seit kurzem die Monatsschrift ‚Freie Sozialistische Jugend‘ machen. Zu beziehen ist sie durch Herbert Schuhmann, Charlottenburg, Stuttgarter Platz 10 a, ihr Schriftleiter heißt Hans Saugel, ihr bester Kopf, glaube ich, Max Barth. Dessen Essay ‚Religiöser Atheismus‘ zum Beispiel, in Heft 4, wiegt schwerer als zehn Jahrgänge Monistische Rundschau. Manchmal schreibt er auch Schreckliches. Darauf antwortet dann Albert Jaucke – klug und mit kameradschaftlicher Rücksichtslosigkeit, wie sichs gehört. Strom geht durch diese Blätter, geistiger Strom, man hat ein Ziel und will durchstoßen zur Klarheit. Die Aufsätze von Kurt Roentsch durchbohren den Romantizismus der Klampfen-Aera und grenzen dabei das Vernunftpathos der Jungen unmißverständlich ab gegen den billigen Intellektualismus der Altsozialisten. „Wir stehen nicht auf Plätzen und auf Gassen, Wir bilden keine hohlen stumpfen Massen. Wo all die Andern schwatzen, feilschen, gaffen, Da woll’n wir ehrlich ringen, streben, schaffen!“ dichtet auf dem grünen Umschlag Heinz Mügge. Das ist nicht de la litérature, aber sympathischer als de la litérature. Ich sage das, obwohl ich, offenbar im Gegensatz zu Mügge, für Straßendemonstrationen bin und seine Worte: „Wir geifern nicht in Haß“ für bedenklich halte, weil, wo Liebe lebt, Haß lebt und auch ein bißchen Geifer kaum schadet.

Aber das ist egal. Diese Leute fiedeln nicht, sondern werfen Fragen auf. Und – wie selten unter der Jugend! – Fragen, auf die es ankommt. Und ringen redlich um die Antwort; auf der Grundlage derZielvorstellung von einer im Sinne der Humanität geänderten Sozialwelt. Die ganze Richtung paßt mir!

Kurt Hiller

Bitte an Menschenfreunde

Durch Jahre war das Gefängnis meine Heimat. Die Tür meiner Zelle trug neben der Nummer die Inschrift: Sozialbeamtin. Wieviel Kraft kostet es, in einem Gefängnis nach dieser Berufsbezeichnung wahrhaft zu leben! Und so ging es eines Tages nicht mehr; weshalb ich ging. Nicht leicht. Weil die Gefangenen mir nahe standen und mir vertrauten. Aber ich brauchte Genesung und suchte sie in der Einsamkeit eines hügelumhangenen Hessenstädtchens. Dorthin ließ ich einen meiner Schützlinge kommen, bei dem ich Hilfe in besonderm Maße für nötig und lohnend hielt. Aber ich hatte vergessen, den Polizeichef des Städtchens um Erlaubnis zu fragen. Das sollten wir büßen, mein Schützling und ich. Der Kommissar eines kleinen Städtchens hat seine Soldaten, die arbeiten. So muß er sich schon um Nebenbeschäftigung bemühen, die er darin findet, das „Vorleben“ aller Neuzuziehenden zu kontrollieren. Dabei wurde ihm die Bestrafung meines Schützlings offenbar und durch ihn dem Ar-

beitgeber des Mädchens bekannt. Da es in der Kleinstadt besonders viele Nachbarn gibt, wurde der Aufenthalt dort für das Mädchen trauriger als der im Gefängnis. Und sie floh unter meinem Schutz in die fremde Großstadt. Der Herr vergebe dem amtstüchtigen Kommissar, denn er wußte sicherlich nicht, was er tat. Wichtiger aber ist: dem Mädchen zu helfen, damit es den Ausschreitungen der Polizei nicht noch einmal ausgesetzt sei. Alles fehlt diesem Menschenkinde, nur nicht die Intelligenz und der Mut, noch einmal vorwärts zu kommen, dafür aber die Mittel, sich eine eigne Existenzmöglichkeit durch eine Schreib- oder Nähmaschine zu schaffen. Wer ihr dazu verhelfen will, möge es dem Herausgeber der ‚Weltbühne' mitteilen. Es gilt, ein Leben neu aufzubauen. *Marie Harder*

Die Verrufenen

Dieser Film schildert das Schattenreich der Lumpenkeller und Hinterhöfe weder jovial als pittoresken Schauplatz noch sensationell als Stätte des Grausens, sondern in optischer Eindringlichkeit als die dumpfe Enge und Verbannung, die es ist. Die erschütternde Wirkung beruht zum wenigsten in der Erzählung, die einem persönlichen Erlebnis Heinrich Zilles in dessen eigenste Welt folgt; die Geschichte jenes aus dem Zuchthaus entlassenen Ingenieurs, dem die bürgerliche Gesellschaft keine Tür mehr öffnet, den sie hinunterstößt zu den Geächteten, bis er sich schließlich wieder herausarbeiten kann — sie bleibt bei allem menschlichen Gewicht doch eine kinoübliche Handlung. Das Außerordentliche liegt in der bildmäßigen Lebenserfassung, die den billigen Effekten chargierender Elendsmalerei ausweicht, um die der Photographie eigentümliche Evidenzkraft jedes Gesicht, jedes Ding gestaltklar ausformen zu lassen. Wie im Obdachlosen-Asyl Menschen aus ächzendem Schlaf hochfrösteln, benommen über die Eßnäpfe sich hermachen, davontorkeln in ihren leeren Tag, wie so eine Theke lebt, die Lampe, die Nähmaschine — oder auch das Abendbrot der Gerechten, die Zeitung behaglich neben dem Teller: das ist zu all den stumpfen, mürben, dreisten Physiognomien von einer unausgesetzten beklemmenden Daseinsdichte. Dieser Film ist durchaus kein Potpourri von Genreszenen nach beliebten Zille-Bildern; fast zu selten sogar ist dem schmerzlichen Witz, der ostadehaften Drastik des unerschöpflichen Zeichners Raum gegeben. Aber Gerhard Lamprecht durfte das „Milljöh", das Zuständliche nicht auswuchern lassen. Sein eminent gesehener Film ist reich an Momentaufnahmen, die haften: der Vater über seinem Briefmarkenalbum, Kaschemmen, hunderterlei Andres. Entscheidend jedoch, wie der Einzelvorgang aus der Vision als Abfolge gestaltet ist. Der Ingenieur klopft stellungsuchend an wohl zwanzig Tore von Fabriken, Aemtern, Feuerwachen, Straßenbahnhöfen — immer ist es ein andres Tor und immer doch dasselbe; immer ein ganz andrer Portier kommt heraus, ein behäbiger, ein verdrossener, ein neutraler, ein schroffer — und immer hat er die gleiche abweisende Geste. In diesem ganz engen Rhythmus der Wiederholung ist etwas Niederschmetterndes, ein zwingender Ausdruck der Vergeblichkeit; man hat das Empfinden, einen vielstufigen Abhang hinunterzurollen. Wie dies kurze Stück von kaum einer Minute Spieldauer durchdifferenziert, wie auch sonst jede Affektsäußerung, das Erschlaffen einer Hand, das Schwanken und Sichverhüllen eines Blickes ausgeführt ist: das zeigt die künstlerische Sorgfalt, die das Cliché des sozialen Milieufilms überwindet und den Wirklichkeitsgehalt des Ganzen endgültig beglaubigt. *Willi Wolfradt*

Eine Zeitungsmoritat

Dies war das Ereignis des Tages:

„Eine bekannte Erscheinung der Wiener Lebewelt, Heini genannt, ein mehrfach preisgekrönter Steptänzer, stellte seit einiger Zeit, jedoch ohne Erfolg, einem auffallend hübschen Mädchen nach, der unbescholtenen 16jährigen Ida B. Im Familienbad an der Gänsemühle machte er sich scherzend wieder einmal an das brave Mädchen heran, das im Badekostüm im Sande lag. Plötzlich, mitten im harmlosen Geplauder, schrie das Kind laut auf. ‚Heini‘ hatte sich über das junge, ahnungslose Mädchen gebeugt und es in den Oberschenkel gebissen. Weinend vor Schmerz entfernte sich Fräulein B. Am nächsten Tag mußte sie sich unter schweren Krankheitssymptomen in ärztliche Behandlung begeben. Die Ärzte konstatierten eine Rückenmarkslähmung infolge syphilitischer Infektion durch den Biß. Nach dem ruchlosen Wüstling ‚Heini‘, dem ein blühendes Menschenkind zum Opfer gefallen ist, wird gefahndet.“

*

Zwei Tage später schrieben die Zeitungen:

„Nach unsern Ermittelungen neigt man ärztlicherseits zu der Auffassung, daß die bedauernswerte Ida B. an spinaler Kinderlähmung leidet, die allerdings infolge der durch den Biß hervorgerufenen Aufregung sehr leicht zu einer Verschärfung der Krankheit geführt haben kann. Das Mädchen befindet sich übrigens auf dem Wege der Besserung. Nach dem frivolen Burschen ‚Heini‘ wird gefahndet.“

*

Zwei Tage später schrieben die Zeitungen:

„Es steht nunmehr, nachdem man einen Spezialisten zur Untersuchung zugezogen hat, fest, daß die Ida B., die trotz ihrer Jugend schon einen Lebenswandel geführt hat, schwer syphilitisch ist; die Krankheit steht in keinem Zusammenhang mit dem an sich harmlosen Biß. Seltsamerweise ist es noch nicht gelungen, den jungen Mann, ‚Heini‘ genannt, festzustellen.“

*

Zwei Tage später schrieben die Zeitungen:

„Leider hat der vielbesprochene Biß im Familienbad doch noch ein Opfer gefordert. Gestern wurde an der Donau, unweit St. Pölten, ein junger Mann aufgegriffen, der durch sein verstörtes Wesen auffiel und sich offenbar mit Selbstmordgedanken trug. Der junge Mann ist mit dem vielgenannten ‚Heini' identisch, der, wie festgestellt wurde, ein braver Handelsangestellter ist und der Lebewelt völlig fernsteht. Aus Angst vor den in den ersten Meldungen leider aufgebauschten Konsequenzen seiner harmlosen Zärtlichkeit wollte sich der junge unerfahrene Mann in die Donau stürzen. Zum Glück konnte es verhindert werden, daß ein blühendes Menschenkind das Opfer einer Dirne wurde. Leider mußte der allseits beliebte junge Mann wegen einer schweren syphilitischen Infektion, die er sich bei dem verhängnisvollen Biß zugezogen hatte, ins Krankenhaus gebracht werden. Wir wünschen dem bedauernswerten Jüngling baldige Genesung.“

Hans Natonek

Unverzagt

Republikaner, Demokrat !
Laß dich nicht schießen und nicht stechen.
Denn sonst begehst du ein Verbrechen:
Den Landes- oder Hochverrat.
Kokarde oder Helm von Stahl,
die hefte dir an Stirn und Weichen.
Glaub’ mir, du siegst in diesem Zeichen.
Der Richter glaubt dir allemal.
Mit Gott für König und Altar!
Wie auch die Reichsverderber wühlen,
noch mahlen unsre Grevesmühlen
und die in Bäffchen und Talar!

Karl Schnog 662

Antworten

Kurt Ritter, Leipzig, Brandvorwerk-Straße 34. Sie wünschen, die Weltbühnen-Leser Ihrer Stadt, die eine Vereinigung anstreben, hiermit wissen zu lassen, daß zu Leipzig schon vor fünf Jahren der Klub der Katakombe gegründet worden ist, um in Lebenshaltung und Diskussion den Geist der ‚Weltbühne' zu pflegen. Die Katakombe besitzt einen eignen Klubraum, den Max Schwimmer und Erich Kunze ausgemalt und Hans Reimann und Joachim Ringelnatz mit Versen geziert haben. Zum Beispiel hat Kutteldaddeldu sich wie folgt verewigt: „Er kannte Katapulte. Aber ihm War Kätchen Kombe etwas völlig Fremdes. Er kannte nicht den Zipfel ihres Hemdes. ‚Brandfuhrwerk' klang ihm ganz unmaritim. Doch wagte ers. Und selig fand der Kuttel Viel Schnaps in Tassen, Drum rum, Kuttel Muttel. Ein Keller ohne Ausguck durch die Fenster. Und Schädel und sogar mit Hirn und Haut. Und herrlich rochs: wie Whisky und Gespenster. Und Alles war verwirrt und herrlich laut. Da dachte Kuttel an die feste Braut, Und ans Gewölbe stöhnte er: ‚Alwine!' Hoffend, daß eine Katakonkubine Auf diesen Seufzer hin sich nähern würde. Das Einzige, worin er dort sich irrte." Das macht Appetit auf mehr. Wer ihn befriedigen will, soll sich an Sie wenden.

Gratulant. Nichts dagegen zu sagen, daß man grundsätzlich ablehnt, sich um fünfzigste Geburtstage zu kümmern. In Deutschland kümmert man sich; und zwar entweder so, daß man aus dem fünfzigsten Geburtstag der Leute, an denen nichts dran ist, ein Nationalfest macht, oder... „Der Wiener Schriftsteller und Kritiker Alfred Polgar feierte dieser Tage seinen 50. Geburtstag. Geboren in Wien, zeigt er in seinen Schriften das echte Wiener Blut, nicht bloß das leichte, sondern zugleich das reflektierende, skeptische, alle Tagesereignisse satirisch belächelnde. Und wie er sich hierdurch als Tagesschriftsteller einen geachteten Namen erworben hat, so gilt das auch von ihm als Lustpieldichter. Am besten ist wohl sein ‚Soldatenleben im Frieden' (zusammen mit Friedell geschrieben). In der letzten Zeit hat er sich durch die sehr geschickte und sehr feine Uebertragung der französischen Ehekomödie ‚Dardamelle der Bretagne' von Mazand auch in Norddeutschland weitern Kreisen empfohlen." Hoffentlich nur den weitern Kreisen, in die der Korrespondenzverlag Billig – Name ist niemals Schall und Rauch – mit den Erzeugnissen seiner Feuilleton-Tagesschau zu dringen bemüht ist.

Zeitungsleser. Du findest in der nationalsten deutschen Zeitung den Satz: „Der in der Sache der Gräfin Bothmer sich selbst gestellte Hausdiener kommt..." Und wunderst dich. Aber das ist in diesen Blättern tagtäglich zu finden und durchaus nicht verwunderlich. Natur hat weder Kern noch Schale – Alles ist sie mit einem Male. Nicht nur Natur: auch Literatur. So deutsch, wie diese Blätter denken und fühlen, genau so deutsch schreiben sie. Und nichts zeugt zwingender von Deutschlands unverwüstlicher Kraft, als daß nicht einmal seine Teutschen es bis jetzt haben zugrunde richten können.

Bayer. Immer, wenn hier ein Wort gegen dein Ländchen gesagt wird, zum Beispiel in Nummer 38 von Adolf Grabowsky, kommen wüste Schmähbriefe, wie wir vaterlandslosen Gesellen uns erdreisten könnten, euch goldtreue Patrioten anzutasten. Kein Zweifel: dem Gold seid Ihr treu, ganz gleich, wers euch zahlt, ob Juden, Neger oder Franzosen. Vor mir liegt ‚Der Oberbayerische Gebirgs-Bote', Tagblatt für die Bezirke Miesbach-Tegernsee, Aibling und Tölz, Herausgeber: Klaus Eck, rühmlichst bekannt vom ‚Miesbacher Anzeiger' her, und da steht im Leitartikel: „Hat Dr. Heim einmal mit den Franzosen über die Möglichkeiten einer Absonderung von Teilen

Deutschlands verhandelt, so war das sein gutes Recht. Hätte doch seinerzeit Dr. Heim weiterhin bayrische Politik gemacht. Hätte er doch statt zweimal zehnmal mit den Franzosen verhandelt. Hätten doch die Nachfolger Dr. Heims in der bayrischen Regiererei unbeschadet des Vorwurfs, daß wir Separatisten seien, zuerst an unser engeres Vaterland gedacht, dann hätten wir heute keine republikanische Reichseinheit, die von Freilassing bis zur Ostsee jedem Untertanen eine Last ist – und sonst nichts als eine Last.“ Auch uns, auch uns. Aber uns hauptsächlich, weil diese Republik solche Untertanen wie Ihre engern Vaterlandsleute frei herumlaufen läßt.

Walther Victor in Zwickau. Sie haben in Nummer 42 Felix Stössinger über Zeigner gelesen und schreiben mir: „Es ist nicht richtig, wenn summarisch gesagt wird, daß die Sozialdemokratische Partei Zeigner im Stich gelassen hat. Nach dem Urteil hervorragender Persönlichkeiten, auch des ehemaligen Justizministers Radbruch, ist Zeigner aus dem Prozeß durchaus als ein Ehrenmann hervorgegangen.“ Sie legen das ‚Sächsische Volksblatt‘, das Sie redigieren, vom 29. August bei, und diese Nummer schmückt allerdings ein herzlicher Leitartikelgruß von Ihnen an Zeigner und darunter ein Aufsatz über ‚Zeigner und die sächsische Arbeiterschaft‘, woraus hervorgeht, daß die Lage nicht ganz so trostlos ist, wie Stössinger sie gesehen und geschildert hat. Nur erinnere ich mich leider, daß grade Ihr tapferes Organ der Opposition in der großen sozialdemokratischen Presse beinah ärger bekämpft und beschimpft wird als die Organe der feindlichen Parteien.

Latifundienbesitzer. Sie teilen mir mit, daß die Deutsche Adels-Genossenschaft, eine halbtote Vereinigung von verarmten und verkalkten Baronen und Grafen und ähnlichen hohen Tieren, wahr und wahrhaftig dicht daran gewesen sei, ihr Leben und ihre Lebensberechtigung durch Ausstoßung des Denkmaleinweihers Sixt v. Armin zu bekunden, weil eifrige Forscher festgestellt hatten, daß er von einer seiner Großmutter oder Urgroßmutter her mit Herrn Wendriner verwandter sei als mit – ja, wer ist in den Reihen noch rasserein? Wird doch sogar dem Ludendorff – oder ists Hindenburg? – neuerdings ein Urgroßonkel vom Stamme Levi nachgesagt oder vorgeworfen. Nur der Hinweis auf diese peinliche Tatsache und die Erinnerung daran, daß der alte Gamaschenknopf Nachfolger Moltkes des Zweiten hätte werden können, wenn er nicht vorgezogen hätte, dem Kameraden Falkenhayn die Ehre der Niederlage im Kampf um Verdun zu gönnen – eine Klugheit, die immerhin auf jüdische Abstammung schließen läßt – : also die beiden Momente haben das Völkchen bestimmt, auf die Bemakelung des vierundsiebzigjährigen Generals gnädig zu verzichten. Schade. Es wäre ein Hauptspaß gewesen.

Justizmörder. Der Schriftsteller Heinrich Wandt, an dem der Fünfte Strafsenat des Reichsgerichts – Vorsitzender: Senatspräsident Paul – unter vollständigem Ausschluß der Oeffentlichkeit einen grauenhaften Justizmord verübt hat, und der jetzt schon insgesamt länger als drei Jahre gefangen gehalten wird, hat den Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens gestellt. Diesem Antrag hat sich die Reichsanwaltschaft angeschlossen. Aber derselbe Senat, der über einen gänzlich unschuldigen Mann sechs Jahre Zuchthaus verhängt hat, darf nun auch entscheiden, ob dem Antrag stattgegeben werden soll. Und läßt nichts von sich hören. Wie die Dinge der Justiz in dieser freisten Republik der Welt liegen, ist durchaus nicht unmöglich, daß dem Antrag stattgegeben wird, wenn die sechs Jahre abgesessen sind.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

Reichstagsauflösung von Morus

Es besteht kein Zweifel daran, daß der Vertrag von Locarno angenommen wird. Man muß das laut und deutlich sagen. Denn es wäre peinlich, wenn das Ausland nach den Vorgängen der letzten und wahrscheinlich auch der nächsten Wochen zu der begreiflichen Ansicht käme, die Deutschen seien samt und sonders tollwütig geworden. Das ist nicht der Fall.

Nichts weiter hat sich ereignet, als daß eine große Partei, hinter der der vierte oder fünfte Teil des deutschen Volkes herrennt, ihre Heldenpose wahren will, um nicht ihre Zugkraft zu verlieren. Die deutschnationalen Schauspieldirektoren, die jahrelang ihre Geschäfte mit der Veranstaltung von Ritterstücken gemacht haben, fürchten, daß das Publikum ihnen wegläuft, wenn sie zu einem neuen Genre übergehen. Und die andern Parteien haben keine Lust, den Hergt und Westarp noch länger die staatliche Konzession für ihre Clownerien zu erteilen. Das ist der Kern der Sache. Die logische Folge also müßte sein: den Reichstag aufzulösen, die Deutschnationalen zu isolieren und Locarno anzunehmen.

Aber die Emballage ist diesmal noch dicker als sonst, und es ist praktisch nicht ganz einfach, bis zu dem Kern vorzudringen. Da ist Paul v. Hindenburg, den die Mehrheit der Deutschen zum Reichspräsidenten gewählt hat. Dieser Reichspräsident hat jetzt zum ersten Mal politisch in Funktion zu treten. Bisher hat er an Sonntagen sich seinen Generalsrock angezogen und Denkmäler eingeweiht. In der Woche hat er hübsch Zivil getragen, unterschrieben, was man ihm vorlegte, und sehr viel Zeitung gelesen, um in seinem neunundsiebzigsten Lebensjahr die Anfangsgründe der Politik zu erlernen. Wie weit er darin vorgedrungen ist, ist diesseits nicht bekannt. Jenseits auch nicht. Man weiß nicht, was Hindenburg machen würde, wenn unter unklaren Mehrheitsverhältnissen ein neues Kabinett zu bilden wäre. Wüßte mans, so hätte Luther nach dem „Unannehmbar“ der Deutschnationalen die Gesamtdemission eingereicht und sich neu betrauen lassen. Er hat es nicht getan, weil er Hindenburgs nicht sicher war. Es war nicht abzusehen, ob sich nicht Hindenburg dazu überreden lassen werde, einstweilen mit Herrn Geßler und dem Artikel 48 zu regieren, ob er es nicht mit den Deutschnationalen hielt und dadurch aus der Farce gegen Locarno eine ernsthafte, für Deutschland ungemein gefährliche Angelegenheit machte.

Nicht schwer wäre wahrscheinlich gewesen, Hindenburg zur sofortigen Reichstagsauflösung zu veranlassen. Aber das wiederum wollte Luther nicht. Denn für Luther gibt es jetzt,

zumal an der Annahme des Sicherheitspaktes nicht zu zweifeln ist, nur ein Problem: wie er seine eigne Position rettet. Um Reichskanzler zu bleiben, wäre ihm jede politische Gruppierung recht. Gewiß neigt dieser Berliner Kohlenhändlerssohn, der zu Hause die National-Liberalität wilhelminischer Kaufleute gehört hat, persönlich mehr zur Rechten. Aber wenn er sich selbst nur behaupten kann, ist ihm alles Andre gleichgültig. In Essen, als Oberbürgermeister, hat er zusammen mit den Kommunisten regiert. Es wäre demnach grundfalsch, zu meinen, Luther wollte aus Prinzip nicht mit den Sozialdemokraten zusammenarbeiten. Aber er weiß, daß er auf absehbare Zeit für die Sozialdemokraten undiskutabel ist. Deshalb setzt er Alles daran, die Deutschnationalen wieder zum rechten Glauben zu bekehren und mit ihnen die Rechtskoalition zu erneuern.

Allzu schwer wird ihm das ja wohl nicht fallen. Aus den Verhandlungen mit den Alliierten, die Luther bis Ende November hinschleppen will, wird doch so viel herausspringen, daß man, unter Hinzuziehung einiger Beleuchtungskünstler, ein Transparent bauen kann, das den Deutschnationalen den Rückmarsch in die Wilhelm-Straße „ermöglicht“. Vielleicht findet sich auch noch in Form eines Staatssekretärs oder eines Steuergesetzes ein Angebinde, das man den lieben kleinen Trotzköpfen zu ihrem Empfang als Extrapräsent überreichen kann. Aber viel wirds diesmal nicht werden, weil nicht mehr viel da ist. Die einzige reale Belohnung: die Auslieferung der preußischen Regierung an die Deutschnationalen, ist – wie schon vorige Woche hier gesagt wurde – infolge des verfluchten Moskauer Ekki-Briefes zurzeit nicht möglich. Die Kommunisten spielen halt nicht mit, und der Versuch, das Zentrum mit dem von Herrn Schiele vorbereiteten Reichsschulgesetz zu ködern, war doch zu plump. Auf diese Klerikalisierung der Schule konnte nicht einmal die Deutsche Volkspartei eingehen. Man wird erst ein Kompromiß zwischen den katholischen und evangelischen Kirchenvätern, zwischen dem Prälaten Schreiber und Herrn Rippler, suchen müssen, ehe man auf diesem Wege weiter kommt. Die Preußenkrise muß, so bedauerlich das ist, vorläufig vertagt werden.

Aber die Deutschnationalen werden keine Unmenschen sein und auch einmal gratis und franko umfallen. Sollten sie, wider Erwarten, sich doch vor ihren Provinzstammtischen genieren und es nicht tun, dann wird allerdings Herrn Luther nichts übrig bleiben, als eine Mehrheit für Locarno, das heißt: die Große Koalition zu suchen oder den Reichstag aufzulösen. Eine Große Koalition in diesem Reichtag zustande zu bringen, ist unmöglich. Die Deutsche Volkspartei denkt noch nicht daran, obwohl Stresemann eifrig dafür agitiert, und

die Sozialdemokratie darf nicht daran denken, wenn sie nicht den Rest ihrer Arbeiterstimmen einbüßen will. Praktisch bliebe demnach wohl kein andrer Weg als die Auflösung.

Für die Auflösung dieses Kabinetts und dieser Regierung einzutreten, ist eine Selbstverständlichkeit für Jeden, der politischen Reinlichkeitssinn hat. Aber es muß schon jetzt davor gewarnt werden, daß sich die Linke von dieser Entscheidung goldene Berge verspricht. Man braucht nicht zu befürchten, daß sich im neuen Reichstag keine Mehrheit für Locarno finden wird, das heißt: daß Sozialdemokraten, Demokraten, Zentrum, Deutsche Volkspartei, Bayrische Volkspartei und womöglich auch noch Wirtschaftspartei nicht zusammen mehr Stimmen bekommen als Völkische, Deutschnationale und Kommunisten. Alles Andre aber ist zweifelhaft. Zweifelhaft, ob ziffernmäßig die Möglichkeit für eine Große Koalition (ohne Bayrische Volkspartei und Wirtschaftspartei) vorhanden wäre. Kaum noch zweifelhaft, ob die Weimarer Koalition eine Mehrheit hätte. Denn man mache sich keine Illusionen über die Stimmung dieses deutschen Volkes. Wenn auch Locarno in Wirklichkeit die Entscheidung darüber ist, ob Deutschland in Frieden leben will oder einen Revanchekrieg vor hat, ob es in den nächsten zehn oder fünfzehn Jahren wieder losgeht oder nicht: im Wahlkampf wird darum gestritten werden, ob die Schweinebande von Juden und Sozialdemokraten ungestraft Elsaß-Lothringen an den Erbfeind verschachern darf, ob kerndeutsches Land preisgegeben werden soll, ob das perfide Albion oder Hindenburg die Schuld am Kriege hat. Wer bei solchen Wahlparolen besser abschneidet, die Rechte oder die Linke, ist leider eine sehr heikle Frage.

Und wie soll es im neuen Reichstag werden, wenn die Zusammensetzung ähnlich aussieht wie jetzt und die Deutsche Volkspartei abermals sich weigert, einen erträglichen innenpolitischen Kurs einzuhalten? Soll die Sozialdemokratie dann zum zweiten Mal Locarno ablehnen, oder soll sie für die Andern den Prügelknaben machen und ihnen dann wieder gutwillig die Macht ausliefern, wahrscheinlich für Jahre? Ich weiß, daß es mißlich ist, auch nur für ein paar Monate den Propheten zu spielen, und daß es hundert Zwischenfälle geben kann, die nicht nur die Antworten, sondern die Fragen umbiegen und zu Selbstverständlichkeiten machen. Aber wer diese Dinge unpathetisch und ohne sittliche Entrüstung betrachtet, muß zu dem Ergebnis kommen, daß das „Unannehmbar“ der Deutschnationalen, selbst, wenn es ernst gemeint ist, noch keine Götterdämmerung herbeiführt. Es wird bei den Entscheidungen der nächsten Wochen, will man auch nur etwas erreichen, weniger auf Entschiedenheit ankommen, als auf — hörts mit Schaudern, liebe Weltbühnler — auf Taktik.

Der Fall Saklatvala von Otto Corbach

Es gibt im englischen Unterhause ein einziges Mitglied der Kommunistischen Partei, und das ist zugleich der einzige Inder im Parlament: Saklatvala, der Vertreter eines Wahlbezirks im Londoner Arbeiterviertel. Er selbst ist zwar keineswegs proletarischer Herkunft. Von der Mutter her ist er mit der Tata-Familie verwandt, der die großen Eisen- und Stahlwerke in Indien gehören. So hatte er Gelegenheit, die Anfänge des modernen Industrialismus in Indien aus unmittelbarer Nähe zu verfolgen und dabei mitzuwirken. Er sah, wie sich das äußere Bild seiner Vaterstadt Bombay rasch wandelte, nachdem erst ihr geruhsames orientalisches Leben vom Rhythmus moderner Technik erfaßt war. Aber obgleich die Wandlung seine nächste Umgebung verschwenderisch mit Reichtum überschüttete, sodaß sich ihm auf Schritt und Tritt ihre angenehmen und glänzenden Seiten aufdrängen mußten, entging ihm nicht, wie bei der Produktion industriellen Wohlstands Kinder- und Frauenarbeit ausgebeutet wurde, und wie schlecht man die Lohnarbeiter im Allgemeinen behandelte, wie man sie schuften, wohnen, vegetieren ließ. Die Bilder dieses modernen Massenelends quälten und verfolgten ihn seitdem, jagten ihn, dreißig Jahre alt, in das Zentrum des Britischen Imperiums, wo er sich sogleich in den Klassenkampf des Proletariats stürzte. Der fesselt ihn nun seit zwanzig Jahren.

Die Lenker des britischen Imperiums haben ihn gewähren lassen. Bis in die jüngste Zeit vielleicht, weil sich sein Wirken nicht allzu aufdringlich und aufreizend bemerkbar machte; seitdem er ein Exponent der Kommunistischen Partei ist, wohl, weil man vorzieht, die Führer Jung-Indiens vorläufig wie rohe Eier zu behandeln, nachdem man an Gandhi erlebt hat, wie seine Gefängniszeit seinen Ruf in der ganzen Welt lawinenartig hat anschwellen lassen. Saklatvala könnte – ebenso wie in England – in Kanada, in Australien, in Süd-Afrika gegen den britischen Imperialismus wettern: Niemand würde es ihm verwehren. Das Imperium hat aus der Not eine Tugend gemacht und befleißigt sich den Revolutionären unter seinen weißen wie farbigen Untertanen gegenüber der größten Toleranz. Mögen sie reden, solange sie ihm nicht unmittelbar das Geschäft stören. Umso unerbittlicher sucht es dagegen fremde Aufwiegler aus seinem Machtbereich zu verbannen.

Nun hat Saklatvala auch in Amerika eine Gastrolle geben wollen. Er sollte in Washington an dem Kongreß der Interparlamentarischen Union als Delegierter teilnehmen. Aber es wurde ihm nicht einmal erlaubt, den Boden der Vereinigten Staaten zu betreten. Staatssekretär Kellogg, der „nervöse Nelly“, hat ihm wegen seiner „inflamentary and revolutionäry speeches“ die Landung verboten auf Grund folgender Sätze aus einer am 9. Juli im Unterbaus gehaltenen Rede:

> ...Ich bekenne mich schuldig, der Urheber manches kommunistischen Aufrufs und mancher kommunistischen Propaganda in Indien zu sein. Ich schäme mich dessen nicht. Ich behaupte, daß mein Wirken hundertmal humanitärer ist

als das Wirken aller eurer Missionare und Kaufleute zusammengenommen. Warum betrachtet Ihr das Leben unter einem so bigotten, engen Gesichtswinkel? Wenn Ihr euch mit der Landwirtschaft in Indien beschäftigt: worüber diskutiert Ihr? Soll Lancashire mehr Baumwolle von Indien bekommen als in der Vergangenheit?! Und das nennt Ihr: Landwirtschaft studieren. Ich fordere euch auf, landwirtschaftliche Dinge und nicht landwirtschaftliche Profite zu studieren. Man betont immer, daß Alles, was in diesem Hause gesprochen wird, ins Ausland dringe und Mißverständnisse hervorrufen könne. Warum hat man solche Angst, daß die Wahrheit draußen bekannt wird? Ich als Kommunist, als ein Gläubiger des Internationalismus, spreche nicht in der Absicht, zu beleidigen, sondern in der Absicht, eurer Mentalität einen Anstoß zu geben, damit Ihr in Begriffen der Menschlichkeit, statt in Begriffen von Bankkonten und Profiten denken könnt... Ihr sprecht im zwanzigsten Jahrhundert in den Ausdrücken der Gesetzgeber des achtzehnten Jahrhunderts, wenn Ihr euch auf umstürzlerische Propaganda, Aufruhr und Revolution beruft. Das sind aber die Geburtsrechte der modernen Nationen, es sind die Geburtsrechte der modernen Indier ebenso, wie es eure Geburtsrechte waren. Ich für mein Teil werde keinem Terrorismus nachgeben. Ich werde fortfahren, umstürzlerische Propaganda, revolutionäre kommunistische Propaganda, internationale Propaganda zu treiben mit Unterstützung von Russen, Chinesen, Deutschen und Briten.

Warum nun sollen amerikanische Ohren nicht unmittelbar aus dem Munde eines indischen Revolutionärs hören dürfen, was diesem im englischen Unterhause und überall innerhalb des britischen Imperiums zu sagen erlaubt ist? Warum wird ihm sogar, wie einem Pestverseuchten, die Landung verweigert? Ist man etwa in Washington um den Bestand des britischen Imperiums besorgter als in London? Im Gegenteil: in allen Erdteilen suchen die U.S.A. seit dem großen Kriege dem Imperium Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Kanada wird zusehends vom Yankee-Imperialismus aufgesogen. Australien und Neuseeland werden durch Besuche amerikanischer Kriegsschiffe immer wieder daran erinnert, woher ihnen allein in der Stunde ernsthafter Bedrohung durch die „gelbe Gefahr“ Rettung und Schutz kommen könne; in China hilft die amerikanische Diplomatie, das „perfide Albion“ zum Sündenbock für die fremde Gemeinschuld zu machen. Nein, man hat in Washington gar nichts gegen einen Zerfall des britischen Imperiums, und man beherzigt Nietzsche-Zarathustras Rat: „Was fällt, das soll man auch noch stoßen!“ Aber deshalb will man doch noch lange nicht die Selbstbestimmungsrechte der unterm Union Jack lebenden Völker begünstigen. Man will den britischen Imperialismus ja nur schwächen, damit er schneller reif werde, im amerikanischen aufzugehen. Grade das ist ein Grund mehr, weshalb man in London so sanftmütig gegen indische Revolutionäre tut. Sie sollen sichs zehnmal überlegen, bevor sie das britische Joch abwerfen, um dann vielleicht unter ein viel schlimmeres zu geraten, sei es ein amerikanisches oder japanisches. Das „hundertprozentige“ Amerikanertum, der angelsächsische Kern des Volkes der Vereinigten Staaten von Nordamerika fühlt sich noch stark genug, die

kolonialpolitische Tradition des Angelsachsentums, die man in London anscheinend gern verraten würde, fortzusetzen. Dadurch läßt sich erreichen, daß das britische Imperium zuletzt nicht mehr als ein Protektorat des amerikanischen Imperialismus bedeutet. Wie aber läßt sich damit die Tradition des Volkes der Vereinigten Staaten selbst vereinen? Die Geschichte dieses Volkes ist die Geschichte einer Protestbewegung gegen den englischen Imperialismus, und der hundertprozentige Amerikanismus, der sie auf ein Mal in eine Fortsetzung dieses selben Imperialismus umzufälschen sucht, beweist dadurch nur, daß die Tage seiner Vorherrschaft in der Neuen Welt gezählt sind. Der „Schmelztiegel" arbeitet noch; allerdings trotz rigoroser Einwanderungsbeschränkungen nicht mehr in der Weise, daß das reine Anglo-Amerikanertum dominierend bliebe. Die anglo-amerikanischen Familien sind die sterilsten, die es gibt; umso fruchtbarer sind die „Bindestrich-Amerikaner", und schließlich waren schon vor dem Kriege vier Fünftel aller Arbeiter in Fabriken und Bergwerken der Union süd- oder osteuropäischer Herkunft. Unbewußte Angst vor diesen unterirdischen Elementen der Bevölkerung der Vereinigten Staaten mag auch mit im Spiele gewesen sein, als Kellogg, ermächtigt vom Präsidenten Coolidge, Saklatvala für unwürdig erklärte, „Gods own Country" zu betreten.

Locarno von Ladislaus Lakatos

Briand reichte Stresemann die Hand. Stresemann reichte Briand die Hand. Aber Briand reichte auch Chamberlain die Hand, und Chamberlain reichte Luther die Hand. Luther reichte auch Briand die Hand, und Briand reichte Stresemann die Hand. (Hatten wir das nicht schon?) So reichte der Eine dem Andern die Hand und der Andre dem Einen. Man hat eine Hand, um sie dem Andern zu reichen. Briand reichte im Jahre 1914 der Kanone die Hand. Stresemann?... Auch Stresemann reichte ihr die Hand. Es ist ein wahres Glück, daß die Kanone zwei Hände hat.

*

Frankreich garantiert Deutschlands Frieden. Deutschland garantiert Polens Frieden. Auf den Fidschi-Inseln gibt es zwei Volksstämme, die einander nicht den Frieden garantieren. Diese leben mit einander in Frieden.

Die Garantie wurde durch einen Pakt besiegelt. Damit sie sicherer sei. Der Pakt wurde durch eine Garantie besiegelt. Damit er sicherer sei. (Und der Friede?) Es gibt zwei Volksstämme auf den Fidschi-Inseln. Die besiegeln keine Garantie durch einen Pakt und besiegeln keinen Pakt durch eine Garantie. Die wissen nicht, was Garantie ist, wissen nicht, was Pakt ist, können überhanpt nicht Latein und brauchen auch keine Garantie und keinen Pakt. Die leben in Frieden mit einander.

(Das ist allerdings nicht wahr. Auf den Fidschi-Inseln gibt es keinen Frieden. Auch dort nicht. Fidschi-Inseln? Die gibt es

vielleicht gar nicht. Fidschi-Insulaner? Die gibt es vielleicht gar nicht. Aber daß es auf den Fidschi-Inseln und unter den Fidschi-Insulanern keinen Frieden gibt, das ist nicht vielleicht, das ist ganz bestimmt wahr.)

*

Garantie? Der Friede wird garantiert Der Krieg wird nicht garantiert. Der Krieg wird gemacht. Und womit wird der Friede garantiert? Mit Waffen. Und womit wird der Krieg gemacht? Mit Waf...
Auch daraus geht hervor, daß für die Menschheit eine neue Epoche angebrochen ist.

*

Doch es gibt auch glückliche Momente. Zum Beispiel: der Friede wird von den Diplomaten garantiert. Und wer hat demgegenüber den Krieg gemacht? Die Di...

*

Der Friede wird garantiert. Wie wird er garantiert? So, daß dem Friedensbrecher der Krieg erklärt wird. Kurz: der Friede wird durch den Krieg garantiert. Einen Garantie-Krieg hat es noch nicht gegeben.

*

Und wer bricht den Frieden, wenn ihn – sagen wir – Zwei zugleich brechen? Das ist doch klar. Der am Schluß besiegt wird. Und daraus folgt nicht nur, daß der Friede durch den Krieg garantiert wird, sondern auch, daß die moralische Gerechtigkeit immer vom Waffenglück entschieden wird.

*

Briand wollte eben das Locarnoer Protokoll unterschreiben, als er ans Telephon gerufen wurde. (Aus Marokko.) Dann wollte er wieder das Locarnoer Protokoll unterschreiben; und wurde abermals ans Telephon gerufen. (Aus Syrien.) Zum dritten Mal konnte er schließlich unterschreiben. Teils, weil das Telephon verdorben war. Teils, weil Frankreich in der Stunde des Friedens nur an zwei Kriegsschauplätzen Krieg führt – Krieg gegen jene Farbigen, die am Rhein den Frieden garantieren.

*

In Locarno wurde der Friede in der Stunde unterzeichnet, da die Griechen die bulgarische Grenze überschritten.

*

In Locarno haben die Mächte einander den Frieden erklärt.

Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein

---

Deutscher Sommer 1925 von Paul Mayer

Bei Christi Blut, wir habens geschafft.
Feldschlange gegen Sense.
Was huben die Hand wider Herrenkraft
Die Bauern, die tölpischen Hänse?

Als Adam hackte und Eva spann
Für ihre Brut Gewande,
Da ward als der allererst Edelmann
Jung-Kain belehnt mit dem Lande.

Was nit erschlagen, das wird gehenkt.
Ihr stinkt als Aas zum Throne
Gottvaters, dessen Gebot Ihr gekränkt
Durch frevles Verweigern der Frone.

Wer Knecht geboren, soll bleiben Knecht.
Wir ziehn an einem Strange
Der Papst und der Luther und ’s römische Recht
Profoß, gib die glühende Zange.

Napoleon-Mythos von Friedrich Sternthal

„Das Dämonische“, sagt Goethe einmal, „ist Dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist... Napoleon war es durchaus, im höchsten Grade, sodaß kaum ein Andrer ihm zu vergleichen ist... Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter.“ Diese Einsicht in das Wesen des Helden liegt unausgesprochen dem Buche: ‚Napoleon‘ von Berthold Vallentin zu Grunde (erschienen bei Georg Bondi in Berlin). Es ist dem Heutigen Helden gewidmet: Hodierno Heroi.

Wäre es möglich, noch etwas Neues über Napoleon zu sagen, nachdem Thiers und Albert Sorel, Lanfrey und Taine, Fournier und Max Lenz als Historiker gesprochen – ganz abgesehen von dem Ausdruck der Liebe oder des Hasses, den Goethe, Stendhal und Nietzsche auf der einen, Tolstoi auf der andern Seite für Napoleon empfunden haben? Es scheint wirklich, daß es noch einmal möglich gewesen ist, einen Mythos von Napoleon zu schaffen – einen Mythos freilich, der ohne Goethe und Nietzsche, ja: auch ohne Stefan George nicht zu denken wäre. Bisher waren alle Napoleon-Mythen „Charakterbeschreibungen aus der bürgerlichen Welt“, wie Berthold Vallentin sich ausdrückt. (Dies gilt selbstverständlich nicht für Tolstoi; bei den Aussprüchen Goethes und Nietzsches über Napoleon handelt es sich freilich auch nicht um etwas Bürgerliches, aber auch nicht um die Schaffung eines Mythos.) Erläuternd fügt Berthold Vallentin hinzu: „Den bürgerlichen Geistern können die wahrsten, tiefsten und eigentlichsten menschlichen Triebkräfte Napoleons gar nicht merkbar werden. Napoleon wurde für sie zu dem kalten Rechner, vor dessen vermeintlicher ‚Unmenschlichkeit‘ sie, wenn auch mit bereitwilliger Bewunderung seiner administrativen Neuerungen, zurückschauderten. Weil sie selbst das Leben als Einheit nicht hatten, sondern nur dessen Verstandesschema, blieb in ihren intellektualistischen Netzen von dem Wesen Napoleons nur Das, was sie fassen konnten, nämlich seine Verstandesmacht als eine Sonderwucherung ohne Blut und Seele.“

Immerhin: auch die Versuche der bürgerlichen Welt, die Erscheinung Napoleons zu deuten, waren Versuche zu einem Mythos. Daß er so mager und nüchtern ausfiel, entsprach der Natur des Bürgertums. Wenn Berthold Vallentin eine ‚Wesensdarstellung‘ von Napoleon gibt und zur Rechtfertigung des Unternehmens erklärt: „Für diese Darstellung entscheidet weniger die authentische Verbürgtheit eines einzelnen Faktums oder Ausspruchs als deren innere Echtheit, die sich aus der Gesamterscheinung erschließt... Um wieviel näher ist immer die anekdotisch-legendäre Überlieferung der innern Wirklichkeit als die mit dem einwandfreien Apparat der Kritik beweisbaren sogenannten objektiven Tatsachen“, so hat er recht, aber nur insofern, als er die Berechtigung seiner Mythenbildung nachweist. „Die bürgerliche Welt hat ihr Zerrbild vom Berufsmenschen, dem Strategen, dem Politiker Napoleon; die geistige ihre Ge-

samtschau von Mensch und Held.“ Die bürgerlichen Deutungsversuche waren zu ihrer Zeit berechtigt, weil notwendig; sie waren die Möglichkeiten, mit denen ein unheldisches, selbstsattes Jahrhundert sich die übermenschliche Erscheinung Napoleons allein erträglich machen konnte. Für uns Heutige gibt es inbezug auf den Heros nicht mehr das Bedürfnis, ihn uns erträglich zu machen. Unsre Zeit gebietet, den Helden als den Helden zu schauen; und schon dadurch wäre die neue Deutung, die Vallentin von Napoleon gibt, gerechtfertigt. Vallentin selbst scheint sein eigentliches Verdienst in der Erfüllung dieser historischen Notwendigkeit zu sehen; einer von uns Heutigen mußte einmal den neuen, den heldischen Mythos von Napoleon geben.

Ich glaube, daß Berthold Vallentin da sein Werk kleiner macht, als es ist. Denn nicht in dieser Neuschaffung des Napoleon-Mythos kann ich die eigentliche Bedeutung des Buches sehen, wiewohl ich diese Seite der Bedeutung keineswegs verkleinern will. Ich glaube, daß man dem Werke Berthold Vallentins eher gerecht wird, wenn man es dem mächtigsten Napoleon-Mythos gegenüberstellt, der bis heute geschaffen worden ist: dem Bilde, das Tolstoi in ‚Krieg und Frieden‘ von Napoleon entwirft.

Weil Napoleon Heros ist, so ist er für Tolstoi – und für welchen Russen etwa nicht? – der fleischgewordene Antichrist. Für einen Russen gibt es keinen Helden, so wenig es für das Weib einen Helden gibt. Denn Heldenverehrung ist ein Gemisch aus Liebe und Distanzgefühl; dem Russen fehlt es an der Liebe, dem Weib an Distanzgefühl, und ich möchte nicht einmal behaupten, daß der Russe Distanzgefühl hätte. Die heldische Auffassung, die Berthold Vallentin von Napoleon gibt, ist gleichbedeutend mit jenem Gemisch aus Liebe und Distanzgefühl, ist heidnisch, römisch, deutsch – dies Alles in Einem – ; deutsch: wenn man darunter jenes stolze und härteste Deutschtum versteht, das von Goethe über Nietzsche zu Stefan George führt. Mit Fug und Recht hat Berthold Vallentin in die Grundmauern seines Werkes jene Anschauung vom Wesen Napoleons mithineinversenkt, die in Napoleon den Mittelmeer-Menschen, den Heiden, den Römer, den römischen Katholiken, den Nachfahren Mohammeds und den Abkömmling Karls des Großen erblickt.

Von Asien aus gesehen, war und ist Europa französischen Geistes. Denn alle geistigen Strömungen – mögen sie sich politisch oder sonstwie ausgewirkt haben – fanden in Frankreich ihre endgültige Formulierung. Die englische Philosophie ist europäisches Ereignis geworden durch die Formulierung, die ihr Voltaire und Rousseau gegeben hatten, und eben diese Formulierung wurde europäische Begebenheit durch die Tatsache, daß es die französische Revolution gab. Und so ist es auch mehr als ein bloßer Zufall, daß der europäischste Mensch, der jemals da war, daß der Mann, der sämtliche noch lebensfähigen europäischen Elemente – Elemente von den Tagen der Griechen an bis auf die Tage, die noch kommen werden – in sich vereinigte, daß dieser Mensch Kaiser der Franzosen geworden und der Erste gewesen ist, der die Vereinigten Staaten Europas zu verwirklichen suchte. Und es ist noch weniger ein Zufall,

daß grade dieser Mann an der außereuropäischen Macht Rußland gescheitert ist.

Wenn jetzt der Deutsche Berthold Vallentin von Napoleon einen Mythos gibt, in dem sämtliche antiken, mittelalterlichen, modernen und zukünftigen Elemente, soweit sie alle als gemeineuropäisch gelten müssen, stark hervorstechen – so bedeutet das: nach dem geistigen Chaos der letzten Jahrzehnte hat zum ersten Mal wieder ein Geschichtsschreiber den Mut gefunden, der russischen Formlosigkeit die Form entgegenzusetzen. Denn wer die Erscheinung Napoleons bejaht, der bejaht das Gestaltete und verdammt das Chaos. Es gibt keine „Synthese" zwischen Kosmos und Chaos. Wer sich für Napoleon entscheidet, der hat sich entschieden für das Erbe der antiken Welt; und wer die Werte bejaht, die dieses Erbe darstellt, wer Ja sagt zu dem, was die römische Kirche, was Dante, was die Renaissance und was die europäische Philosophie von Bacon bis Nietzsche uns von der Antike bewahrt, überliefert und neugestaltet haben, der muß – wenn er sich selbst kennt – dem heldischen Glauben huldigen, den Berthold Vallentin unter dem Gestirn Napoleons fast wie eine neue Religion verkündet. Der muß aber auch aus seinem tiefsten Innern die widerheldische Weltauffassung des Russen verwerfen, wie Tolstoi sie in seinem Napoleon-Mythos ausspricht.

Die Franzosen stehen der Erscheinung Napoleons räumlich zu nahe, als daß einer der Ihrigen den neuen Napoleon-Mythos hätte konzipieren können. Nur ein Italiener oder ein Deutscher war dazu imstande, der eine kraft seiner seelischen Verwandtschaft zu Napoleon, der andre kraft seines Einfühlungsvermögens in fremde Seelen.

Ein Glück, daß der neue Mythos aus dem Geiste eines Deutschen geboren ist; dieses Buch scheint mir Beweis dafür, daß Deutschland doch zu Europa gehört – wie sehr Deutschland, seiner selbst ewig unsicher, in den letzten Jahren zwischen Ost und West auch geschwankt haben mag.

Daß Berthold Vallentin die „Gesamtschau von Mensch und Held" gegeben hat, dieses sein Verdienst kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden, auch wenn man im Einzelnen allerlei Einwendungen gegen sein Werk erheben wollte. Man könnte sich zum Beispiel über die unnötige Breite des Buches – mehr als 520 Seiten! – , über den manchmal etwas verschnörkelten, freilich nie unklaren Stil beklagen. Aber was besagen solche Bemängelungen gegen das Gesamt des Werkes! Und übrigens gibt es im Einzelnen so viel treffliche Beobachtungen und Bemerkungen (zum Beispiel: die Zerstörung der mesquin-bürgerlichen Königin-Luisen-Legende, eine Fülle von wenig bekannten Napoleon-Aussprüchen und so weiter), daß man für die kleinen Mängel reichlich entschädigt wird. Die Herleitung des neuen Mythos aus dem „erlebnishaften Sehen" und aus der Überwindung des klassischen Typus, den Napoleon darstellt – der Überwindung durch einen neuen Typus, den auch Napoleon darstellt: das ist eine außerordentliche Vision. Dieses Buch hat wahrhaft heroische Atmosphäre. Es ist ein adliges Werk.
Stat mole sua.

Ehrhardt-Mann Beyer von Berthold Jacob

. . Wer sich der völkischen Bewegung anschließt, muß
mit seinem Leben abgeschlossen haben . . .
A. v. Graefe, M. d. R.

Der Fall der Ermordung des Ehrhardt-Manns Beyer ist bis in die letzten Einzelheiten bloßgelegt. Der Mörder und seine nächsten Helfer haben die Tat gestanden; sie sehen im Schweriner Gefängnis ihrer Aburteilung entgegen, die noch in dieser Schwurgerichtsperiode erfolgen soll. Die beiden Hauptanstifter: der Oberleutnant von Pannwitz, der sich als Bataillonsführer des Garderegiments Schulz den nom de guerre „von Bargen“ zugelegt hatte, und sein Adjutant, Leutnant Eckermann, konnten bis heute nicht gefaßt werden.

Beyer, ein etwa 25jähriger junger Mensch, der unter Hauptmann Sembach im Jungdeutschen Regiment, Abschnitt Coburg, den Aufmarsch in Franken mitgemacht hatte, erschien anfang Dezember 1923 auf der Geschäftsstelle des Schweriner Arbeitskommandos in der Kaiser-Wilhelm-Straße 40, wo sich gleichzeitig das Büro der Deutschvölkischen Freiheitspartei befand. Er wandte sich an „von Bargen“ und verlangte, eingestellt zu werden. Er zeigte Papiere vor, die ihn als Signalgast (Sergeant) der Kaiserlichen Marine auswiesen, mußte aber, als ihm vorgehalten wurde, daß er nach nur zweieinhalbjähriger Dienstzeit doch keinesfalls diese Charge erreicht haben könne, zugeben, sich gefälschter Ausweispapiere bedient zu haben. Auch manch andrer Punkt in der Conduite des Mannes mochte den Offizieren reichlich dunkel erscheinen; man lebte ja ohnehin ständig in der Spitzelpsychose, und so ward schnell der Entschluß gefaßt, sich des unbequemen Ankömmlings nach bewährter Methode wieder zu entledigen.

Um bei dem Todeskandidaten keinen Argwohn aufkommen zu lassen, erklärten ihm die Oberleutnants Schöler (der kürzlich in Schwerin zum Tode verurteilt) und Witt (der kürzlich wegen Beteiligung an andern Femetaten nach Berlin überführt worden ist), daß man seine Angaben nachprüfen würde. Man würde ihn sofort nach Eingang der angeforderten Recherchen auf einem Arbeitskommando als Pferdepfleger oder landwirtschaftlichen Arbeiter einstellen.

Drei Tage lang wurde in Clubsesseln, hinter hermetisch abgeschlossenen Türen konferiert. Drei Tage lang standen die Teilnehmer unter Alkoholdruck. Schöler und von Pannwitz-„von Bargen“ schlugen vor, Beyer im Offizierskasino des Reichswehrartillerie-Regiments bei einer Sauferei durch vergifteten Wein umzubringen, die Leiche sachgemäß zu zerstückeln und die einzelnen Teile in den nahen Ostorfer See zu werfen. Als der „Oberleutnant“ Stucken sich heftig gegen die Übernahme der „Schlächterarbeit“ wehrte, wurde der Plan der Zerstücklung fallen gelassen. Leutnant Franz, ein ehemaliger oesterreichischer Offizier, der das Gift besorgen sollte, holte sich bei dem völkischen Arzt Dr. Rohardt eine schroffe Abfuhr. Darauf beschloß man, den ganzen Plan fallen zu lassen und Beyer zu erschießen. Mit dieser Aufgabe wurde der

Feldwebel Bolt, ein Mitglied der Spitzel-Abteilung der Schwarzen Reichswehr, betraut.

Bolt, 1897 in Pommern geboren, hatte es in der Kaiserlichen Marine bis zum Torpedomaat gebracht und der Schwarzen Reichswehr seit ihrer Gründung angehört.

Seine Identität ist nicht ganz geklärt. Es wird heute noch vermutet, daß der wirkliche Feldwebel Bolt bereits im August 23 in der Gegend von Beeskow eine Begegnung mit dem Fememörder Büsching gehabt habe, deren Ausgang für Bolt tödlich gewesen sei. Träfe diese Vermutung zu, dann wäre der Feldwebel Bolt im Schweriner Untersuchungsgefängnis Niemand anders als der gefürchtete Büsching, der seit geraumer Zeit wie vom Erdboden verschwunden ist, und dessen Angehörige behaupten, daß er Selbstmord begangen habe. Büsching war überdies Ende 23 gelegentlich als „Graf Montgelas“ aufgetreten, und es ist von Interesse, daß Bolt Papiere auf diesen Namen bei sich führte.

Am 12. Dezember wurde Beyer von Stucken (der übrigens durch Schulz vom Offizierstellvertreter zum Oberleutnant befördert worden war) in die Reichswehrkaserne überführt und dort von zwei Ordonnanzen streng bewacht.

Am 14. Dezember erschien Bolt in der Kaserne und erzählte dem Beyer, daß er auf dem Gut seiner Mutter, dessen Verwalter er sei, Arbeit für ihn habe. Beyer sollte als Kutscher eingestellt werden.

Am Abend des 15. fuhren die Beiden von Schwerin ab. In Bad Kleinen verließen sie zu später Nachtstunde den Zug.

Auf dem Wege nach Dorf Mecklenburg, in dessen Umgebung das imaginäre Gut liegen sollte, nahe der Chaussee, ließ Bolt sein ahnungsloses Opfer vorangehen, um angeblich etwas an seiner Kleidung in Ordnung zu bringen. Dann hob er die Pistole, die er schon lange – in der tiefen Dunkelheit für den Andern nicht erkennbar – entsichert in der Hand getragen hatte, und streckte den Beyer auf zehn Schritt Distanz durch zwei Schüsse in den Hinterkopf zu Boden. Der Mörder versuchte mehrmals, an den Körper heranzugehen, aber seine Angst war zu groß. So rief er nur noch einige Male „Halloh“, und als keine Antwort kam, rannte er in sein nahegelegenes Quartier und legte sich zu Bett. Früh am nächsten Morgen holte Bolt in einem benachbarten Gehöft zwei junge Roßbacher aus dem Bett, die dort in Arbeit standen, erzählte ihnen kurz, was geschehen, und hieß sie, sich Spaten besorgen. Gemeinsam scharrten sie die Leiche ein. Einem der Roßbacher namens Peters schenkte er die Handschuhe, die er bei dem schmutzigen Totengräbergeschäft getragen und ursprünglich hatte fortwerfen wollen.

Der Andre, Röder, hat dann im Januar 1924, als ihm sein Gewissen keine Ruhe ließ, den Mord bei der Polizei in Lauenburg angezeigt. Man grub an der von ihm bezeichneten Stelle im Wohlenberger Wiek nach und fand die Leiche. Bolt konnte erst im März 1924 verhaftet werden.

Der Prozeß beginnt im November 1925.

Der Aufmarsch der Schwarzen Reichswehr von * * *

„Wir stehen rund um Berlin!“ – das war die Drohung der Rechtsradikalen des Jahres 1923. Diese Drohung wurde im republikanischen Lager immer als bloße Phantasterei angesehen. Konnte denn eine Armee um Berlin so unauffällig verborgen werden? Trotzdem gelang den Vereinigten Vaterländischen Verbänden nicht allein, ihren Aufmarsch im großen Stil durchzuführen, sondern sogar ihre schwer bewaffneten Formationen auf die Beine zu stellen, ohne daß dieses heimliche Heer von irgendeiner verantwortlichen Stelle bemerkt oder gar behindert worden wäre.

Solange die Vaterländischen Verbände vereinsmäßig ihre Wehrpolitik trieben, bildeten sie mehr eine moralische als eine politische Gefährdung. Sobald sie aber Gelegenheit fanden, einen Schießprügel in die Hand zu bekommen, richteten sie sinnlose Gemetzel an und machten Dummheiten, für die leider stets das Volk bezahlen mußte. Gleichwohl arteten sämtliche Umsturzversuche in nichts als lokale Schlägereien aus.

Erst der Umsturzplan der Schwarzen Reichswehr war seiner ganzen Anlage nach geeignet, den Bestand der demokratischen Staatsform ernstlich zu bedrohen. Und für den Kampf der Republikaner gegen die reaktionäre Gefahr ist nicht unwesentlich, den Aufmarsch der „Rächer“ kennen zu lernen, wenn auch deutsche Behörden versuchen, diese Dinge trotz der Fememordserie totzuschweigen oder zu beschönigen.

I. Die Hauptgarnisonen der Schwarzen Reichswehr im Wehrkreis III

beim Reichswehr-Infanterie-Regiment 8	Frankfurt:	Infanterie;	Maschinen-Gewehr-Kompagnie;	Minenwerfer-Kompagnie	
	Liegnitz:	„	–	–	
	Glogau:	„	„	–	
	Lübben:	„	„	–	
beim Reichswehr-Infanterie-Regiment 9	Potsdam:	Infanterie;	Maschinen-Gewehr-Kompagnie;	Minenwerfer-Kompagnie	
	Spandau:	„	„	„	Flugzeuge
beim Reichswehr-Reiter-Regiment 10	Züllichau:	–	–	–	Kavallerie
beim Reichswehr-Reiter-Regiment 8	Fürstenwalde:	–	–	–	Kavallerie
	Beeskow:	–	–	–	Kavallerie
beim Reichswehr-Artillerie-Regiment 3	Frankfurt a. O.:	–	–	–	Artillerie
beim Reichswehr-Pionier-Bataillon 3	Küstrin:	Infanterie;	Maschinen-Gewehr-Kompagnie;	Minenwerfer-kompagnie	Artillerie
		Fahrabteilung, Flammenwerfer, Pioniere			

auf dem Truppenplatz der Reichswehr Döberitz	Infanterie;	Maschinen-Gewehr-Kompagnie Fahrabteilung	Minenwerfer-Kompagnie	Artillerie Artillerie
auf dem Artillerie-Schießplatz der Reichswehr Jüterbog	Infanterie	–	–	Artillerie
in dem Fort der Reichswehr Hahneberg	Infanterie	Maschinen-Gewehr-Kompagnie Flammenwerfer	Minenwerfer-Kompagnie	

in Berlin beim Wehrkreiskommando III der Reichswehr	lag der Stab der Schwarzen Reichswehr
bei der Inspektion für Waffen und Gerät	war ein Arbeitskommando
beim Wachtregiment der Reichswehr	war Infanterie und 1 Maschinen-Gewehr-Kompagnie

II. Offiziere der Schwarzen Reichswehr

Verantwortlicher Hauptmann im Divisions-Stab III: Hauptmann Keiner

---

Arbeits-Kommando Berlin

1. Oberleutnant Schulz	Militärischer Leiter	Anstifter der Fememörder
2. Major Buchrucker	Politischer Leiter	–
3. Oberleutnant Oppermann	Finanzen	Spitzel
4. Hauptmann Groll	Waffen	–
5. Oberleutnant Stantien	Wagenpark	Spitzel
6. Leutnant Verres	Adjutant	–

Arbeits-Kommando Küstrin

7. Major Herzer	Kommandant	–
8. Oberleutnant Vogt	Adjutant	–
9. Leutnant Knüppel	M.-G. -Kompagnie	Spitzel
10. Feldwebel Bolt	Pionier	Fememörder

Die Namen der andern Offiziere sind unbekannt

Arbeits-Kommando Frankfurt an der Oder

11. Leutnant Damm	Kommandant	Fememörder
12. Leutnant Augustin	Artillerie	–
13. Leutnant Lahl	Artillerie	in die Reichswehr übernommen
14. Leutnant Seidel	M -G.-Kommando	–
15. Leutnant Budczinsky	Werbeoffizier	Spitzel
16. Oberfähnrich Glaser	Infanterie	Fememörder
17. Fähnrich Köhler	M -G.-Kommando	–

Arbeits-Kommando Spandau

18. Hauptmann Gutknecht	Kommandant	Fememörder
19. Oberleutnant Nowak	Adjutant	–
20. Oberleutnant Hintze	Auto-Park	in die Reichswehr übernommen
21. Leutnant Schöler	Infanterie	Fememörder
22. Leutnant Lizca	M.-G.-Kompagnie	Fememörder
23. Leutnant von Bargen	M.-G.-Kompagnie	Spitzel
24. Leutnant Neiking	Kraftwagen-Train	Spitzel

25. Leutnant Rotmeyer	M.-G.-Kompagnie	Spitzel
26. Leutnant von Posa	Minenwerfer-Kompagnie	
27. Leutnant Stoffregen	Infanterie	

Die Namen der andern Offiziere fehlen

Arbeits-Kommando Döberitz

28. Oberleutnant von Senden	Kommandant	Spitzel
29. Oberleutnant Witt	M.-G.-Kompagnie	Spitzel
30. Leutnant Benn	Stoßtrupp	Spitzel
31. Leutnant von Bredow	Infanterie	–
32. Leutnant Sauerzapf	Artillerie	–

Die Namen der andern Offiziere fehlen

Arbeits-Kommando Hahneberg

33 Hauptmann Ramshorn	Kommandant	Spitzel
34. Hauptmann Stennes	Adjutant	Spitzel
35. Oberleutnant Hildebrandt	Werbeoffizier	
36. Oberleutnant Mallwitz	Infanterie	
37. Leutnant Mudrak	Flammenwerfer	

Die Namen der andern Offiziere fehlen

Arbeits-Kommando Berlin

38. Oberleutnant Graffunder	Kommandant	Spitzel
39. Oberleutnant Fuhrmann	Adjutant	Spitzel
40. Leutnant Boeck	Kraftwagen-Abteilung	–

Die Namen der anderen Offiziere fehlen.

---

41. Oberleutnant Eisenbeck	Kommandant des Arbeits-kommandos Potsdam	Spitzel
42. Leutnant Appelt	Kommandant des Arbeits-kommandos Fürstenwalde	Spitzel (in die Reichswehr übernommen)
43. Leutnant Knabe	Kommandant des Arbeits-kommandos Lübben	Spitzel
44. Leutnant Sand	Werbeoffizier im Kreis Soldin	ermordet

Die Namen der anderen Offiziere fehlen.

Die Namen der Offiziere der andern Arbeits-Kommandos fehlen
Die Offiziersdienst tuenden Unteroffiziere sind nicht angeführt
Vier Feldwebel hatten Kommando-Gewalt:

45. Büsching	Kraftwagen-Kompagnie	Fliegende Truppe	Fememörder
46. Klapperoth	Kraftwagen-Kompagnie	Fliegende Truppe	Fememörder
47. Fahlbusch	–	–	Fememörder
48. Stetzelberg – –	–	–	Fememörder

III. Arbeits-Kommandos der Schwarzen Reichswehr im Wehrkreis III

	Ort	bei Formation
1.	Berlin	Stab Division III
2.	Berlin	Wacht- Regiment
3.	Berlin-Lankwitz	Kraftfahr-Abteilung 3
4	Berlin-Lichterfelde	Infanterie-Regiment 9
5.	Beeskow	Reiter-Regiment 3
6.	Breslau	Infanterie-Regiment 7
7.	Küstrin	Pionier-Bataillon 3
8.	Döberitz	Kommandantur

9.	Fürstenwalde	Reiter-Regiment 9
10.	Glatz	Infanterie-Regiment 7
11.	Glogau	Infanterie- Regiment 8, Fahr-Abteilung 3
12.	Görlitz	Infanterie Regiment 8
13.	Hirschberg	Infanterie-Regiment 7
14.	Jüterbog	Artillerie-Schule
15.	Klausdorf	Pionier-Werkstatt
16.	Liegnitz	Infanterie-Regiment 8
17.	Lübben	Infanterie-Regiment 8
18.	Potsdam	Infanterie-Regiment 9, Reiter-Regiment 4
19.	Prenzlau	Infanterie-Regiment 5
20.	Schwedt	Reiter-Regiment 6
21.	Schweidnitz	Infanterie-Regiment 7
22.	Spandau	Infanterie-Regiment 9, Zeugamt
23.	Wünsdorf	Infanterie-Regiment 9

Die fehlenden 28 Arbeits-Kommandos lassen sich auf kleinere Städte des Wehrkreises III und einige Garnisonen des Wehrkreises II verteilen.

IV. Stammstärke der Schwarzen Reichswehr

	Soll-Stärke des legalen Arbeits-Kommandos			Ist-Stärke		
	Offiziere	Unter-offiziere	Mann	Offiziere	Unter-offiziere	Mann
Frankfurt	1	3	7	4	10	200
Lübben	1	1	4	1	4	6
Potsdam	unbekannt			4	10	50
Spandau	„			12	20	400
Fürstenwalde	„			unbekannt		
Beeskow	„			„		
Döberitz	„			6	12	300
Küstrin	„			10	30	700
Berlin	„			2	5	50
Hahneberg	„			4	10	200
Tatsächliche Stammstärke der Schwarzen Reichswehr (geringe Schätzung!)				53	101	1900

V. Rekrutierungsdepots

Landbundjugend	Bismarckjugend	Stahlhelm
Wiking	Roßbach	Wehrwolf
Oberland	Reichsflagge	

VI. Alarmstärke der Schwarzen-Reichswehr-Regimenter

(Stammrollenstärke — geringe Schätzung)
beim Schwarzen-Reichswehr-Regiment

	Mann
Döberitz I, genannt Döberitz	1200
Döberitz II, genannt von Senden	1000
Berlin, genannt Neue Garde	2000
Küstrin I, II	1500
Frankfurt, genannt Dohna	1200

Schwarze Reichswehr 6900,
dazu noch ungefähr 3000 Mann aus den Vaterländischen Verbänden und im Notfall 2000 Mitläufer, mit denen die Vaterländischen Verbände rechnen konnten.

(Cuno)
Reichskanzler

(Hamm)
Staatssekretär

(Regierungsrat Weiß)
Politische Polizei

(Minister Severing)
Ministerium des Innern

(Minister Geßler)
Wehrministerium

(Minister Severing)
Ministerium des Innern

(General v. Seeckt)
Reichswehrleitung

(Major a. D. Hagemann)
Reichslandbund

(General v. Behrend)
Gruppenkommando I

(General V. Horn)
Wehrkreis III

Dezernat Schwarze Reichswehr
(Hauptmann Keiner)

Oberleutnant Schulz
Schwarze Reichswehr

Die Vaterländischen Verbände

Regiment Senden

Regiment Waren
Waren

Regiment Spandau II
Spandau II

Regiment Graf Dohna
Graf Dohna

Regiment Döberitz

Regiment Spandau I
Spandau I

Garderegiment

Regiment Spreewald

Regiment Küstrin I

Regiment Küstrin II

Regiment Potsdam

Hauptmann Stennes
Spitzelabteilung der Schwarzen Reichswehr

(Büsching, Klapperoth, Fahlbusch)
Feme der Schwarzen Reichswehr

Schon aus dieser Übersicht, zu der ein Kommentar überflüssig ist, erkennt man, daß im Jahre 1923 eine große Gefahr für das deutsche Volk bestand.

Man braucht die Macht des demokratischen Gedankens in Deutschland nicht zu unterschätzen, wie die Schwarze Reichswehr es tat. Aber auch eine Unterschätzung dieses Gegners kann bei einer Kraftprobe die bösesten Ereignisse zeitigen. Die Kraftprobe ist der Republik durch den vorzeitigen und unüberlegten Putsch des Majors Buchrucker erspart geblieben – und wenn ihr Ausgang auch völlig unabsehbar gewesen wäre, so sei man doch immer eingedenk, daß das deutsche Volk, insbesondere die sozialistische Arbeiterschaft durch das gewissenlose Treiben der Reichswehr beinah einem erbitterten Feinde waffen- und wehrlos vor die Gewehre geliefert worden wäre.

Volksfeinde sind sie: die Vereinigten Vaterländischen Verbände und ihre mächtigen „republikanischen" Freunde, die ihnen heute genau so ihre Unterstützung leihen würden wie in den Herbsttagen des Jahres 1923.

Dokument zum Münchner Dolchstoß-Prozeß

Zum ersten Mal veröffentlicht

Nr. 13 geh.   Großes Hauptquartier S. M., 12. 10. 18.
K.B. Militärbevollmächtigter.
An den Herrn Kriegsminister.
Betreff: Bericht.

Ich bin gebeten worden, noch besonders darauf aufmerksam zu machen, daß die Feinde ein klares Bild unserer tatsächlichen Lage unter keinen Umständen bekommen dürfen.

Auch hat man in Berlin die Erfahrung gemacht, daß die offene Darlegung unserer militärischen Lage bei einem Teil der Volksvertreter eine Art Panik erzeugt hat, die sich dann auf weitere Kreise übertrug. Es hat sich eben gezeigt, daß die Mehrzahl der Menschen doch nicht stark genug ist, die volle Wahrheit zu ertragen, so sehr dies auch in der Presse immer versichert wurde.

Im Einzelnen wurde mir dann durch Oberst von Heye ergänzend im Auftrag von Exc. von Ludendorff noch mitgeteilt:

Stärkeverhältnisse

Das ungedeckte Minus von monatlich 70 000 Mann gilt ntatürlich nur für die Kampfmonate April – September.

Auf der Westfront hat der Feind zur Zeit etwa 40 Divisionen mehr als wir. Aber von den feindlichen Divisionen haben die amerikanischen eine Batl. Stärke von 1000 Mann, die englischen von 750, die französischen von 560 Mann, die unseren nur mehr 500 – 450, 12 Divisionen sogar nur mehr 200 Mann pro Batl. Wir haben 23 Divisionen aufgelöst und müssen nunmehr, um weitere Auflösungen zu vermeiden, die Regter zu 2 Batlen, die Batl. zu 3 Komp. formieren.

Der Feind hat zur Zeit etwa noch 15 frische Divisionen, die zu einem Einfall im Elsaß immerhin ausreichen würden. Diesen oder einen Durchbruch an der Westfront kann man aber nicht riskieren, weil namentlich der letztere gegenüber der erschöpften Westarmee zur Katastrophe führen müßte.

Im Osten stehen wohl noch 32 Div., aber sie sind derart ausgekämmt, daß sie auf dem westlichen Kriegsschauplatz nur beschränkte Verwendung finden können. Einige von ihnen sind jetzt dort eingesetzt zum Stellungsbau, zum Auffangen etwaiger Kavalleriedurchbrüche.

Tanks

Die Einschätzung der Tanks als Kampfmittel unsrerseits hat geschwankt. Nach der Schlacht bei Cambrai im Herbste 17 glaubte man annehmen zu dürfen, daß unsere Infanterie sie zu fürchten verlernt habe. Am 18. 7. und 8. 8. dss Jhrs hat sich aber gezeigt, daß sie namentlich von Nebel unterstützt u. in Massen, wie sie jetzt auftreten, selbst unter guten Truppen Paniken zu erzeugen vermögen. Die obere Führung verliert damit die Möglichkeit, mit der Widerstandskraft der Verbände irgendwie sicher zu rechnen. Gegenüber den Massen, die jetzt auftreten, ist auch unsere Artillerie nicht zahlreich genug, um neben ihren sonstigen Aufgaben Tankdurchbrüche zu verhindern. Die durchgebrochenenTanks setzen dann die Maschinengewehre aus, mit denen sie unsere Infanterie im Rücken fassen, was vor allem große moralische Wirkung ausübt.

Amerikaner

Unsere Berechnungen über die Zahl der in Europa aufgetretenen Amerikaner stimmten bis Ende März. Von da ab verschiffte die Entente unter Zurückstellung aller anderen Transporte monatlich 250 000 Mann, sodaß jetzt 139 Divisionen in Frankreich sind.

Der Amerikaner ist noch nicht sehr gut ausgebildet und geführt, aber persönlich tapfer und zäh und in den Nerven noch nicht verbraucht. Bei den Angriffen westlich der Maas sind sie in dicken Kolonnen trotz des ihnen entgegenschlagenden Art. Feuers unentwegt im Vormarsch geblieben u. haben dadurch auf unsere dünnen Linien doch großen Eindruck gemacht, sie durch ihre Masse schließlich eingedrückt.

Das Endergebnis aller abwägenden Prüfung bleibt, daß wir, wenn wir unsere Armee nicht in den Monaten Oktober und November noch der völligen Zertrümmerung aussetzen wollen, trachten müssen, schleunigst zum Waffenstillstand u. Frieden zu kommen. Gez. Köberle.

Der Platz im Paradiese von Peter Panter

Die Bretagne ist das Bayern Frankreichs. (Protest der Bretagne, Protest Bayerns, schwere internationale Verwicklung der beiden Staaten – .) Denn man will auch dort schon wieder immer wie die Geistlichkeit. Daß Plouézec nirgends anders als in der Bretagne liegen kann, ist für den Kenner außer Zweifel.

In Plouézec wohnt ein Kerl, der war einmal Leuchtturmwächter in Algerien gewesen, il a fait les colonies, ist also ein weitgereister Mann. Weil er denselben dicken Kopf wie die umwohnende Landbevölkerung hatte, ihren harten Geiz, ihre Geschäftstüchtigkeit, aber flinker war als sie, schneller dachte,

gerissener, (schrien sie ihn nicht als Juden aus, sondern) brachte er es bald zu viel Geld. Dieser Bursche nun erzählte neulich eine absonderliche Geschichte. Die Bretagne trinkt Cidre. Cidre macht betrunken. Aber in vino veritas, in der Lüge auch.

Der Leuchtturmwächter a. D. hatte einen Vetter, der war Priester. Zu dem kam eines Tages ein gutes altes Frauchen und ließ so in der geistlichen Unterhaltung nebenbei fallen: „Jaja... Die Zeiten sind schwer... Jung bin ich auch nicht mehr: ich möchte mir gern einen Platz im Paradiese sichern, aber ich höre, das ist sehr teuer. Sehr teuer soll das ja sein.“ Der Priester spitzte die Ohren. Meinte sie das symbolisch? Eine Seelenmesse? Geistliche Tröstung? Nein, nein, sie meinte es ganz wörtlich. Sie wollte wirklich und wahrhaftig einen Platz im Paradiese. Das fiel dem Priester auf.

Es begannen nun durchaus ernste Verhandlungen, der Priester bedang sich einige Tage Zeit aus, um sich mit den zuständigen Stellen in Verbindung zu setzen, und kam nach einer Woche mit dem Bescheid an: ein Platz koste 60 000 (sechzigtausend) Francs. Die Frau setzte sich schweratmend auf einen Stuhl.

Zur größten Überraschung des Priesters, der ja allerhand gewöhnt war, dergleichen aber denn doch noch nicht erlebt hatte, rückte sie nach ein paar Wochen an, hatte Geld flüssig gemacht und händigte dem frommen Mann Gottes 60 000 Francs ein. Für einen Platz im Paradiese. Die Sache schien in Ordnung zu gehen.

Der Priester aber konnte nicht mehr schlafen. Es waren weniger Gewissensbisse, die ihn plagten, als der tödliche Zweifel: Habe ich auch genug gefordert? Solch ein Lamm hätte doch ganz anders geschoren werden können! Warum – bei Gott in der Höhe – warum habe ich nicht 80 000 gesagt? Achtzigtausend... Und da brachte ihm der frische Meerwind eine Idee, einen Gedanken, unmittelbar von seiner himmlischen Behörde inspiriert. Er ging hin – das war im Jahre 1924 – , er ging wirklich hin, stellte die Frau und sprach:

„Liebe Frau. Ihr Platz im Paradiese ist Ihnen sicher. Für 60 000 Francs, Betrag dankend erhalten. Aber – damit Sie sich keinen Illusionen hingeben und mir etwa im Jenseits Vorwürfe machen: es ist ein Stehplatz!“

Die Frau setzte sich abermals. Was... was man denn da tun könne? Ja, sagte achselzuckeind der Priester, man könne ja vielleicht einen Sitzplatz kaufen – obgleich die sehr, sehr gesucht seien. Es sei fast ausverkauft. Aber er habe Beziehungen... Übrigens koste ein Sitzplatz 80 000 Francs. Und da beschloß die Frau, auch noch die 20 000 flüssig zu machen, und sie begründete das auch. Cidre macht trunken – aber keine Dichter. Diese Antwort kann nicht erfunden sein. Sie sagte:

„Ioh werde Ihnen auch noch die 20 000 geben. Denn ich möchte einen Sitzplatz, parce que c’est pour l’éternite!“ – weil es doch für die Ewigkeit ist...

Nun aber griff der liebe Gott ein, seines Zeichens bekanntlich langsam, aber sicher mahlender Mühlenbesitzer. Die gute

Frau hatte Verwandte, denen die Wirtschaft in den Renten- und Aktienbeständen ihrer Tante, Großmutter und Schwester nicht unbekannt blieb, sie forschten nach, die Sache wurde ruchbar, es gab einen mächtigen, aber lautlosen Skandal – und der Priester wurde exkommuniziert. Alle frommen Seelen durften aufatmen. Aber nicht lange.

*

Der verjagte Priester gab das Geld nicht her. Er begründete vielmehr damit – wer wollte es ihm verübeln! – eine Milchwirtschaft und reiste, übrigens immer noch in der Soutane, weil das mehr zieht, im Land umher, hatte die modernsten Milchmaschinen und verdiente in kürzester Zeit einen gehörigen Haufen Geld. Da saß er nun.

Seinen Vetter, den Leuchtturmwächter, sah er oft; Beide waren gewaltige Fresser und Säufer, und sie setzten sich häufig um eine mächtige Seezunge und die erforderlichen Bouteillen Weines. Bei einer solchen Zusammenkunft nun geschah es, daß dem Priester der Kragen zu eng wurde, die Augen quollen ihm heraus, ein kleiner Schlaganfall meldete sich, er begann zu röcheln... Der Vetter fühlte seine Stunde gekommen. (In der Erzählung äußerte er: „Maintenant je savais: il est à moi!“) Und er sprach zu dem Sünder: „Das ist die Strafe Gottes! Da hast du es!“

Dem Ex-Priester wurde mulmig um die Brust. Er begann, nachdenklich umherzugehen, sonderbares Zeug vor sich hin zu murmeln, und eines Tages kam er recht klein zu seinem Cousin: ob ihm der nicht zum Wiedereintritt in die Alleinseligmachende verhelfen könne... Selbstverständlich. Der Vetter ging ans Werk.

Zunächst machte er einen Besuch bei dem zuständigen Erzbischof. Der flammt auf. Nie. Niemals! Als sich das geistliche Gewitter ausgetobt hatte, zog der Vetter ganz leise und vorsichtig seinen Trumpf aus dem Hosensack. Der Ex-Priester besäße eine halbe Million...

Dumpf grollte es noch einmal aus dem Bischof – dann dachte auch er nach. Und sprach, um sich ganz zu vergewissern, die geflügelten Worte: „Est-ce que la bête est bien morte – ?“ Ist der Kerl auch ganz und gar auf dem Aussterbeetat? Dafür könne er garantieren, sagte der Vetter eifrig. „Ça je le vous garantie, Monseigneur!“ Sieg auf der ganzen Linie. Und zehn Prozent für den Leuchtturmmann – für freundliche Vermittlung.

Der Priester durfte sich demütig der Kirche nahen, er wurde in ein Kloster für reuige Mönche gesteckt, in eine strenge und härene Sache. Und da bereut er nun noch.

*

Es ist aber zu erwägen, ob das Mütterchen aus Plouézec nicht zeit ihres Lebens glücklicher gewesen wäre, wenn sie einen Platz im Paradiese ihr Eigen geglaubt hätte. Einen Sitzplatz, versteht sich, einen Sitzplatz.

Erinnerungen an die Große Zeit von Hellmut v. Gerlach

XI.

Denker und Dichter

Daß die Menschen der Kriegspsychose erlagen, war schlimm. Daß die geistigen Führer fast ohne Ausnahme Führer in die Wüste des Ungeistes wurden, ist erheblich schlimmer. Denn wem viel gegeben ist, von Dem wird viel gefordert werden.

Die Psychose der Intellektuellen war nicht etwa eine deutsche Spezialität. Auch in andern Ländern war es arg, am ärgsten wohl in Frankreich. Da brachte es ein Pariser Universitätsprofessor — Picard hieß er, glaube ich — fertig, in einer pseudo-wissenschaftlichen Abhandlung den Nachweis zu führen, daß die Minderwertigkeit und Kulturwidrigkeit der deutschen Rasse schon durch den ihr eigentümlichen widerlichen Geruch gekennzeichnet werde. Dieser Geruch sei so penetrant, daß er sogar vom Flugzeug aus wahrgenommen werden könne, wenn es über deutsche Lager fliege, und so dauerhaft, daß er auf Jahre die von deutschen Soldaten bewohnten Räume für Kulturmenschen unbewohnbar mache.

Der Franzose hatte also in dem foetor germanicus das Gegenstück zu dem von deutschen Antisemiten erfundenen foetor judaicus entdeckt.

Jeder kehre zunächst vor seiner Tür. Und Deutschen steht an, vor Allem den Finger auf die Wunden an unserm eignen Volkskörper zu legen. Der vernünftige Ausländer wird sich, nachdem der Kriegsrausch verflogen ist, in erster Linie mit den Kriegssünden seines Volkes befassen, auf daß sie sich nimmer erneuern mögen.

Das niederschmetterndste Dokument, das die Kriegszeit vielleicht gezeitigt hat, war die Erklärung der 93, die im Herbst 1914 vom Stapel lief. Professor Georg Fr. Nicolai hat das Verdienst, in seiner ‚Biologie des Krieges‘ den Wortlaut und die Namen der Unterzeichner für immer niedergelegt zu haben.

Im Ton überheblichster Schulmeisterei erklären die 93 sechsmal hinter einander: Es ist nicht wahr! Sie erklären, zum Beispiel, für nicht wahr, daß Deutschland freventlich die Neutralität Belgiens verletzt habe, oder daß unsre Kriegsführung die Gesetze des Völkerrechts mißachte. Sie bestreiten offenkundigste Tatsachen und geben kategorische Erklärungen über Dinge ab, von denen sie keine Ahnung haben konnten.

Und diese unverantwortlich leichtfertige Erklärung, die dem deutschen Namen in der ganzen Welt unendlich geschadet hat, war unterzeichnet von den Leuchten der deutschen Kunst und Wissenschaft: von Dichtern wie Hauptmann, Halbe, Eulenberg und Dehmel, von Malern und Bildhauern wie Liebermann, Klinger, Schaper, Thoma, Trübner, von Gelehrten wie Nernst, Röntgen, Brentano, Harnack, Liszt, Schmoller, Ehrlich, Wundt, Lamprecht. Es war wirklich das künstlerische und wissenschaftliche Deutschland, das sich unter einem Aufruf des Hasses und der Unwahrhaftigkeit Stelldichein gab. Und bei diesem

Stelldichein fehlte nicht einmal der Senior des deutschen Pazifismus, der ehrwürdige Professor Wilhelm Foerster.

Viele haben seitdem ihre Unterschrift bereut und zurückgezogen, manche schon nach wenigen Monaten. Aber daß alle jene Männer sie überhaupt einmal geben konnten, ist ein trauriger Beweis dafür, daß weder höchste Intelligenz noch stärkste künstlerische Intuition immun machen gegen die schlimmste Kriegsepidemie: die Gehirnseuche.

Für eine Minderheit von Intellektuellen war die Kriegspsychose nur der Anfall eines rasch vorübergehenden Wechselfiebers. Für die meisten hielt sie den ganzen Krieg hindurch an – und darüber hinaus!

Das auffälligste Symptom dieser Psychose war die Xenophobie. Sie war ja eine allgemeine Volkskrankheit. Bei den Intellektuellen äußerte sie sich besonders in fanatischer Stellungnahme gegen die Intellektuellen des Auslandes, soweit sie nicht, wie Sven Hedin, sich in das politische Gefolge Wilhelms II. begeben hatten.

Förmliche Proskriptionslisten wurden aufgestellt Herr Schwaner, einst wegen seines Radikalismus gemaßregelter Lehrer, führte in seinem ‚Volkserzieher‘ als „Gesindel, dessen Machwerke ins Feuer gehörten“ namentlich an:

1. Henri Bergson, den Patent- und Salonphilosophen vom Seine-Babel, 2. Jacques Dalcroze, den kraushaarigen Rhythmentänzer von Hellerau, 3. Ferdinand Hodler, den gefeierten Klobenzeichner der „freien“ Schweiz, 4. Maurice Maeterlinck, den weibischen Weisheitsschwätzer der Mystik, 5. Saint-Saëns, den Totentänzer der Überkultur, 6. Bernard Shaw, den geistreichelnden Gegner seiner eignen Meinung, 7. Gabriele d’Annunzio, den übergeschnappten Abruzzensänger a. D., 8. Philipp A. Laszlo, den staatlich und höfisch verdorbenen Mikoschmaler aus Budapest, 9. Ruggiero Leoncavallo, den dramatischen Bajazzo-Komponisten aus Neapel, ehemals K. K. Roland von Berlin auf Bezahlung, 10. Emile Verhaeren, den belgisch-flämischen Dichterparia von ehemals, jetzt Liebling aller Französlinge und Schlachten-Engländer.

Die Ausländer, die am meistem verfolgt wurden, waren neben dem Belgier Maeterlinck die beiden Schweizer Hodler und Spitteler.

Der Schweizer Schriftsteller Carl Spitteler hatte in dichterisch schönen Worten eines Vortrags dagegen Stellung genommen, daß die deutsche Regierung nach der Verletzung der belgischen Neutralität auch noch eine Verleumdungs-Campagne gegen das unglückliche Land inszeniert hatte. Seine Stellungnahme war so unanfechtbar, daß selbst unzweifelhaft nationale Männer wie Ferdinand Avenarius vom ‚Kunstwart‘ und Professor Martin Rade in Marburg seine Verteidigung führten. Aber für die Masse der deutschen Gebildeten war er gerichtet. Wütend protestierten münchner Künstler dagegen, als Dr. Gustav Wyneken in München Spitteler in einem Vortrag objektiv zu würdigen suchte. Besonders widerlich mußte es anmuten, daß immer wieder Spitteler unter die Nase gerieben wurde, er dürfe nicht gegen die deutsche Politik Stellung neh-

men, da er doch Deutschland den Hauptabsatz seiner Bücher verdanke.

Der Schweizer Maler Ferdinand Hodler hatte einen Protest gegen die Zerstörung der Bibliothek von Löwen und der Kathedrale von Reims mitunterzeichnet. Flugs teilten ihm die Münchner und die Berliner Sezession mit, daß sie ihn „wegen seiner schamlosen Stellungnahme“ aus ihren Listen gestrichen hätten. Das Wallraf-Richartz-Museum in Köln ließ ein Bild von Hodler, das in seinem Besitze war, von der Wand nehmen und dafür eine Tafel aufhängen, die kundtat, weshalb der Künstler also bestraft worden sei. In Jena, dessen Universität durch den prachtvollen „Aufbruch der Jenaer Studenten 1813“ geschmückt war, veröffentlichte Haeckel einen wüsten Offenen Brief an Hodler mit der Ankündigung, er und seine Kollegen würden dies Bild zugunsten des deutschen Roten Kreuzes öffentlich zum Verkauf stellen, was freilich schließlich nicht geschah. Wohl aber wurde das Bild verhängt, um die patriotischen Gefühle der Studenten und Professoren zu schonen.

Haeckels Brief an Hodler war nicht die einzige Entgleisung dieses Patriarchen des deutschen Freidenkertums, der ganz in den nationalistischen Sumpf gerutscht war. Er veröffentlichte nicht nur eine Erklärung, durch die er auf alle ihm von englischen Universitäten und Gelehrten-Gesellschaften verliehenen Ehrungen verzichtete. Er brandmarkte nicht nur Sir Edward Grey als die Hauptschuldigen am Kriege. Er setzte ein förmliches Kriegsprogramm auf: Invasion der deutschen Marine und Armee in den britischen Seeräuberstaat samt Besetzung Londons; Aufteilung Belgiens – der Westen wird deutscher Bundesstaat, der Norden fällt an Holland, der Süden an Luxemburg, das Deutschland einverleibt wird; Annexion des nordöstlichen Frankreich und des Baltikums.

Ganz gleichen Schritt mit Haeckel hielt der andre Große im Reich des Monismus: Wilhelm Ostwald. Er forderte die Vereinigung der Staaten Europas mit dem Deutschen Kaiser als Präsidenten an der Spitze. Man sieht: die Alldeutschen wurden von angeblich linksstehenden monistischen Professoren noch überboten. Mit denen konnte überhaupt Keiner mehr mit.

Nur Houston Stewart Chamberlain, der zum Alldeutschen gewordene Engländer, war ihnen in gewissem Sinne noch über. Für den war nämlich das Kriegsziel, „die deutsche Sprache der Welt aufzuzwingen, damit, wer nicht Deutsch könne, in gewissem Sinne ein Paria sei.“ Wilhelm II. zeichnete Chamberlain bekanntlich mit dem Eisernen Kreuz aus. Ob für diese Leistung oder dafür, daß er ihn selbst als den „Ersten Kaiser überhaupt“ und als den „aufgehenden Morgen“ bezeichnet hatte, ist mir unbekannt.

Freilich: Chamberlain darf man nicht als Beweis von Kriegspsychose anführen. Der Mann stand ja sein ganzes Leben lang unter Psychose.

Aber Professor Werner Sombart, der dürfte doch als vollgültiger Zeuge gelten. Sombart hatte große Schwierigkeiten in seiner akademischen Karriere gehabt, weil er der Hinneigung zum Marxismus verdächtig war. Im Laufe der Jahre war er

zahmer geworden, galt aber immer noch als Vertreter der Linken. Deshalb wandte er sich auch an das ‚Berliner Tageblatt' um dort am 2. November 1914 folgenden Erguß zu produzieren:

> Serben und Japaner lösen ein Gefühl des Widerwillens und Abscheus aus, und ich komme von dem Gedanken nicht los, daß man ehrliche Waffen beschmutzt, wenn man mit solchen Völkern ficht. Die Serben kennen wir ja nur als Mausefallenhändler und Studenten und dann aus ihrer unsagbar schmutzigen Regentengeschichte. Die Japaner, mit denen man ja als akademischer Lehrer nur allzu oft zu tun hat, habe ich schon vor dem Kriege nie eigentlich als Menschen, sondern immer nur als außerordentlich gelehrige Halbaffen angesehen. Ein eigentlich menschliches Gefühl ihnen gegenüber wird man schwer aufbringen können. Auch ganz gewiß keinen Haß. Man „haßt" doch auch den Köter nicht, der einem auf der Straße in die Waden fährt, sondern begnügt sich damit, ihn zu verprügeln.

Einige Zeit danach erschien sein Buch ‚Händler und Helden'. Es ist wohl das unwürdigste Pamphlet, das überhaupt gegen England geschrieben worden ist. Strotzend von faustdicken Unwahrheiten, bewegt sich die Gegenüberstellung der deutschen „Helden" und der englischen „Händler" auf einem so niedrigen Niveau, das man vielleicht einen alldeutschen Skribenten unterster Ordnung, aber nie den berühmten Nationaloekonomen als Verfasser vermuten sollte.

„Passen Sie auf, mit dieser Schrift hat Sombart seinen Befähigungsnachweis für den Lehrstuhl Adolf Wagners erbringen wollen", sagte mir damals ein hellhöriger Akademiker. Ich glaubte es nicht. Aber ich wurde rasch belehrt. Gustav Schmoller, der Allmächtige der Berliner Universität, brachte in seinem hochangesehenen ‚Jahrbuch' eine fulminante Besprechung der Schrift. So nebenbei wurden ein paar wissenschaftliche Einwände erhoben. Aber die Gesinnung, die aus dem Buch spreche, wurde so über den grünen Klee gelobt, daß ganz klar war: Sombart sollte von allem ihm aus seiner Jugend noch anhängenden Verdacht gereinigt werden und als prädestiniert für den ersten Lehrstuhl Berlins erscheinen.

Ja, die große Zeit war eine tolle Zeit. Und das hat vielleicht Keiner — wider Willen — schneidender nachgewiesen als Thomas Mann. Im Gegensatz zu seinem Bruder Heinrich, der auch während des Krieges den politischen Verstand behielt, war Thomas ganz vom Kriegstaumel erfaßt. Ihn ärgerte, daß diese dummen Deutschen zum Teil anscheinend noch immer gewisse Bedenken gegen Neutralitätsbrüche, unbeschränkten U-Boot-Krieg und andre Verletzungen des Völkerrechts empfanden. Darum hielt er für seine Aufgabe, ihnen wieder einmal den alten Macciavell als den allein anbetungswürdigen Heiligen vorzuführen. Und so schrieb er sein Büchlein: ‚Der König und die Große Koalition', um ihnen klar zu machen, daß Friedrich der Große grade deshalb so gewaltige Erfolge gehabt habe, weil er, jenseits von Gut und Böse, mit herrlicher Amoralität sich den Teufel um Recht und Verträge gekümmert und ruhigen Blutes jede Schändlichkeit begangen habe, die er für Preußen nötig und nützlich glaubte.

Und die Moral dieser amoralischen Geschichte? Gehet hin und tuet desgleichen!

Also Thomas Mann, der ja inzwischen längst von seiner Psychose genesen ist, in seinem kleinen, übrigens höchst reizvollen Buche. Ioh empfehle es allen Denen, die grade deshalb den Fridericus Rex im Munde führen, weil sie von seinem wahren Wesen keine Ahnung haben.

Der schlaflose Tote von Theobald Tiger

Da, wo das Grab war, schlief er nicht,
er konnte da nicht schlafen;
denn rechts war eine Zuckerfabrik
und links ein Treidelhafen.
   So spukte er denn überall umher.

Er spukte an der Kasernenwand,
da stand ein Fenster offen –
doch weil es nach Leder und Leutnants roch,
so ist er davongeloffen.
   Und das von Rechts wegen.

Er spukte im Kirchenchor. Da begann
der Pfaff auf den Knien zu krauchen:
„Bist du vielleicht Christus, du weißer Mann?
Dann können wir dich nicht gebrauchen.
   Was haben wir aus dir gemacht – !“

Er spukte auf einer Redaktion.
Da erhob sich der Hauptschriftleiter
und sagte: „Ich verstehe Sie schon –
aber gehen Sie ein Haus weiter!
   Unser erstklassiges Publikum besteht leider aus
                         lauter Idioten!“

Er ließ die Gewänder im Reichstag wehn,
da hatte ers gut getroffen:
Einen Geist, einen Geist, den kannten sie nicht,
das Maul stand ihnen offen.
   Haben Sie übrigens die feinpointierte Rede des
           Abgeordneten Breitscheid gelesen – ?

Er spukte im Landgericht III zu Berlin.
Was bot sich da seinem Blicke!
Die deutsche Themis – welch ein Schreck:
Eine alte gespenstische Zicke.
   In den Zellen winselten Zehntausende.

Er spukte in der Wilhelm-Straße:
Rayonchefs und Bürokraten,
sowie die Commis der Diplomatie
und ehemalige Soldaten.
   Dafür bluten nachher sechzig Millionen.

Dies Alles sowie Addalin
wirkten nichts gegen sein Getue.
Ein schlafloser Toter weht durch die Welt –
Gott gebe ihm ewige Ruhe!
   Amen.

Bruno Walter und die Russen von Paul Schlesinger

In dem opernreichen Berlin begibt sich zweierlei:

Bruno Walter erfüllt die Tradition mit wundervollem Leben. Eine Musikalität ohne gleichen erhebt sich und uns in eine Sphäre erlesensten Genusses.

Aus dem revolutionären Rußland aber kommt Nemirowitsch-Dantschenko mit seiner musikalischen Bühne, zerbricht Formen, die uns unabänderlich schienen, regt uns an und auf, erweckt Leidenschaften der Zustimmung und Ablehnung.

Der Revolutionär ist ein Herr im weißen Bart. Bruno Walter immer noch ein Jüngling in Erscheinung und Ausdruck. Man möchte die Beiden zusammenbringen. Nemirowitsch ließe es sich gefallen. Ob Walter mitmachte? Eigentlich müßte eine Brücke da sein. Als Nemirowitsch mir seine Pläne auseinandersetzt, sagt er: Selbstverständlich denke ich nicht daran, Werke in ihrem Bestande anzutasten, deren Stil vollkommen geschlossen ist, wie, zum Beispiel, ‚Don Pasquale'. Er nannte ausdrücklich diesen ‚Don Pasquale', den uns eben Walter in Charlottenburg zu unserm Entzücken geschenkt hatte. Bruno Walter liebt eben die Werke, an deren geschlossener Form nichts zu ändern ist. Experimentieren ist nicht seine Sache; er ist ein Meister, aber er ist mehr als das, weil er ein glühendes Herz hat, weil er den gewohnten Weg an jedem Tage wie zum ersten Male geht.

Nemirowitsch ist ein musikalischer Dilettant; aber auch einer mit glühendem Herzen. Er ist ein Künstler der Regie; das Moskauer Künstlerische Theater ist sein Werk. Da kommt ihm also der Gedanke, herrlichen, aber — sozusagen — wild gewachsenen Werken einen Stil zu geben. Er hatte den Mut, ‚Carmen' anzupacken. Seine ‚Lysistrata' ist nur eine Vorstudie; grade so weit mit Musik versetzt, um die Kräfte zu üben, und um uns an das geistreich-elegante Treppensystem zu gewöhnen.

An ‚Carmens' Stillosigkeit haben die Franzosen, in diesen Dingen so feinfühlig, immer Anstoß genommen. Sie sagten: Tragische Operette und meinten, daß man in diesem Genre nicht stirbt. Noch heute — glaube ich; vor dreizehn Jahren war ich Zeuge — spielt man in Paris ‚Carmen' ohne die später hinzugefügten Rezitative, als eine Nummernoper mit Sprechdialog.

So oder so, mit oder ohne Dialog, auch nicht von Nemirowitsch ist ‚Carmen' umzubringen. Deshalb erscheint es kindlich, von Vergewaltigung zu reden. Viel ernster könnte man nehmen, daß die Neuerung vor dem musikalischen Text, ja zuweilen vor seinem Sinn nicht Halt macht; man kann bedauern, daß die Russen sich des jämmerlichen Berliner-Theater-Orchesters bedienen mußten — aber grade, weil wir musikalisch viel bessere Aufführungen erlebt haben, ist das nicht schlimm. Es kommt ja auf ganz was Andres an. Nemirowitsch hat doch nur aus Liebe zu dieser Musik den Einfall geholt, ‚Carmen' aus dem beschämenden Zwang der Opernschablone zu lösen.
Meilhac und Halévy machen ihre Schablone aus dem Gegensatz der sentimentalen Liebe zur leichtfertig-verbrecherischen. Nemirowitsch vertieft: er stellt die besitzergreifende ge-

schlechtliche Leidenschaft der hingebend aufopferungsbereiten gegenüber. Aber nicht mehr in der platten naturalistischen Form der Kinodramatik von Meilhac und Halévy. Er greift zurück zu den Griechen, verweist den Chor in die Rolle des idealen Zuschauers, läßt auf die Bühne nur Carmen, Don José und Escamillo mit den notwendigen Nebenfiguren. Von eigentlichen „Nummern“ fällt nur eine zum Opfer: das reizende Lokalpremier von der aufziehenden Wache. Aber wir kennen es ja einigermaßen. Mißlungen erscheint der Versuch, Escamillos Couplets aus dem zweiten Akt herauszuschälen und als ganz selbständige Szene vor dem dritten Akt einzuschieben. Aber dem gegenüber ein wesentliches Plus: die läppische Micaëla ist verschwunden; die braucht nicht mehr mit blauem Röckchen nach Sevilla zu reisen noch in der Schmugglerschlucht aufzutauchen: die Stimme der aufopfernden Liebe tönt aus der Höhe, von der Brücke des Chors. Die Handlung zwischen den Hauptpersonen ist um einige Grade, namentlich im dritten Akt, verdichtet. Don José ist nicht mehr, wie sonst, drei Akte lang süß und elegant, um erst im vierten auch äußerlich Verwahrlosung anzudeuten. Er ist von Beginn an tragisch gezeichnet, ein einfältiger, schwerblütiger Bauernbursche in Uniform, bald zerbrechend an der großen Leidenschaft. Was Nemirowitsch meint, wenn er die Reform vom Schauspielerischen unternehmen will, sieht man an dem Zusammenspiel der Baklanowa — Carmencita mit diesem Welikanoff — Don José. Es ist wahr, daß der Gesang bei der Baklanowa etwas zu kurz kommt. Aber man hat manche viel schlechter singende Carmen gehört, und man hat die Salonkatze Gutheil-Schoder noch begeistert gepriesen, als sie nicht mehr anzuhören war. Welikanoff hat eine sehr schöne, leicht ansprechende Stimme, die nur in der Höhe nicht fest genug ist. Es ist wahr: das Schmugglerquintett war arg mißlungen — aber wann hat man je den Zigarettenchor so schön gehört wie von diesen russischen Stimmen?

Man kann — wenn man will — dem Dirigenten einige Tempi verübeln; aber selbst wenn er den Anfang des zweiten Aktes so übertrieben langsam nahm: er tat es nicht aus Mangel an Intensität. Daß er zuweilen auch eine merkwürdig scharf beleuchtende Tempoverrückung erfand, konnte nicht überhört werden. Von dem Chor aber gingen Wirkungen aus, darstellerisch und musikalisch zugleich von größter Bedeutung. Diese zwanzig Carmencitas auf der Brücke, in dunkeln braun und roten Farben abgetönt, spielten mit ihren Fächern und mit ihren Körpern. Wie flimmert da oben eine Nervosität! Wie brachte da eine mächtige Bewegung eine harmonische Wendung des Orchesters zu körperlichem Ausdruck!

Und noch ein Wort zur Szene. Sie bestand aus Treppen und Brücken. Haben wir denn wirklich Anlaß, der Schenke Lillias Pastias und der Schmugglerschlucht Tränen nachzuweinen? Bizet ist kein Landschafter gewesen. Ihn interessiert nur der Mensch, nicht Sonne, Nacht, Felsen, Wald. Grazie und Leidenschaft brachte er auf die knappste künstlerische Formel. Dem dient das Treppengerüst Nemirowitschs viel mehr als die üblichere Malerei.

Nemirowitschs Versuche werden uns unvergeßlich bleiben, sie werden ihre Wirkung üben. Aber zu unserm dauernden Besitz dürfen wir nun Bruno Walter zählen. Auch er muß vorläufig mit Künstlern rechnen, die nicht der kleinen großen Ivogün ebenbürtig sind. Aber Walter versteht sich wie kein Andrer auf den Ausgleich. Er erfüllt auch die schwächern Begabungen mit seiner einzigen Liebe zur Sache – spröde Naturen wie Wilhelm Guttman werden weich, zarte wie Fritz Krauß werden feurig. Dem ‚Maskenball', dem ‚Don Pasquale' folgte die ‚Aïda' und schließlich ‚Ariadne auf Naxos'. Erstaunlich, wie Richard Straußens Werke trotz ihrer so handgreiflichen Fehler leben bleiben. Aber nicht immer entschädigt er für wüste Strecken so reichlich wie hier durch die eigentliche Oper für das dornenvolle Vorspiel. Walter hatte zur Aufführung in erster Linie die einzigartige Zerbinetta der Ivogün zur Verfügung. Aber auch Emmi Bettendorf als Ariadne und Carl Martin Oehmann als Bacchus steigerten sich zu hohen Leistungen. Minderwertiges glich Tietjens Regie vielfach aus. Freilich an dem jungen Komponisten der Frau Schreker war kein Ausgleich möglich. Sie spielte reizend und sah schön aus – aber sie sang erschreckend.

Achilles von Wilhelm Schmidtbonn

Ein Autor sollte nicht bei der Aufführung seines Werkes zugegen sein. Warum? Die Andern müssen, aber er muß nicht. Er ist zu viel hier, für ihn ist sein Werk da. Aber einmal war es doch zu etwas nutz, daß ich anwesend war und sogar dort, wo ich am allerwenigsten hingehörte und am meisten hätte stören müssen: hinter der Bühne. Achill schritt vorbei. Sein Schritt klirrte, als ob er in Ketten ginge, er trug einen Schild größer als ein Wagenrad, und der Schild war von wahrhaftem Eisen, kaum zu heben, der Darsteller, der ihn trug, ein Riese. Von der Bühne, in allen Gängen, rund um den ausgespannten blauen Leinwandhimmel klirrten Eisenschritte. Agamemnon, Odysseus, Ajax, Hektor, Priamus, mit wirren Bärten, lodernden Haaren, kamen des Wegs daher, mit so ernsten Gesichtern, als ob sie in Wahrheit aus dem Grab gestiegen wären, ihre bemalten Gesichter schienen die tollen Farben der Verwesung zu tragen oder, kaum dem Leben zurückgewonnen, zu viel Lebensfarbe, als Zeichen eines Triumphs, an sich zu tragen. Bart und Haare wehten in langen Strähnen ihnen nach, der Tod schien sie festgehalten und nicht gutwillig hergegeben zu haben. Ernst und Eisen füllte die Bühne und die dunkeln Winkel und die grell erleuchteten Wege. Kriegsmänner überall. Überall diese fremden Blicke, die in eine unbekannte Ferne gerichtet waren, und auf allen Gesichtern rann der Schweiß unter den Bärten, wurde, wo er über rote Farbe lief, zu Blut. Es schien, daß diese Männer alle dampften. Es schien wirkliche Schlacht auf sie zu warten, wenn sie durch die aufgehobene Spalte des Vorhangs in das dann plötzlich sich zeigende Licht der Arena mußten, wo ein schweigendes, tausendköpfiges Etwas, im Dunkeln versteckt, auf sie wartete. Sogar die Feuer-

wehrleute, die Arbeiter in ihren Kleidern von heute, nahmen den Ernst und die wilde Fremdheit dieser Gesichter an.

Zwischen all diesen Männern nur zwei Frauen. Sie vermochten nicht zu atmen, zwischen all dem Eisen. Sie waren ungeschminkt und sahen unter all den bemalten Gesichtern doppelt wie Geister aus, die wohl auf den Zauberruf gehört hatten, die ihm auch gefolgt waren, denen es aber nicht gelungen war, ins blühende Dasein sich mit hinauf zu retten. Sie standen und zitterten, und hätten sie Eisen angehabt wie die Männer, würden sie am vernehmbarsten geklirrt haben von allen. Aber sie waren nur in weiße Gewänder gehüllt; man hätte Grabgewänder vermutet, wenn nicht die jungen Brüste und manchmal die sehr lebendig gespannten Hüften unter dem Tuch sich gezeigt und Leben verkündet hätten. Als die eine der Frauen durch den Vorhang ans Licht mußte — zuviel für sie nach dem langen Grab — hörte man erstaunt ihre Stimme klingen, fest, hell, aus dem Geschlag des Eisens war es einer Lerche gelungen, sich tönend zum Himmel zu schwingen. Aber als die Frau zurück mußte, in das Halbdunkel der Kulisse, hatte das Licht ihr die letzte Kraft genommen, sie sank hin.

Und da war ich es, der zunächst stand oder als Einziger wußte, daß dies nicht mehr zu ihrer Rolle gehörte, und der darum die Arme ausstreckte und die Fallende aufgriff, sie nicht an Eisen, nicht an Totengerippe, sondern an Wärme eines wirklichen Menschen zog. Aber nun war die Furcht, noch einmal hinauszumüssen, doppelt groß, und die Furcht der Zweiten, die zum ersten Mal hinaus mußte und den Schrecken der Ersten sah, dreifach. Ich führte sie Beide, die nicht zu stehen vermochten, zu einer kleinen hölzernen Bank, die sich da befand, ohne Lehne, kaum lang genug für Einen, wie sie denn in der Tat nur für den einen Inspizienten bestimmt war. Auf diese Bank zog ich die Frauen nieder, saß da mit ihnen, in der Mitte zwischen ihnen, hatte meinen Arm rechts und links fest um sie gelegt, gab ihnen Wärme und Blut von mir ab. Ja, ich wagte — ach nein, es machte sich ganz von selbst, und Niemand verwunderte sich darüber, Niemand nahm Anstoß daran, so natürlich war es: ich umfaßte rechts und links mit jeder meiner Hände eine der jungen, kleinen, vollen Brüste. So saßen wir, ein seltsames Wesen aus drei Wesen, ohne Scheu, ohne Wort, eine halbe Stunde. Das Zittern rechts und links hörte auf, die zur Schulter gesenkten Gesichter richteten sich hoch — gestärkt lösten sich die zwei Gestalten aus meinen Armen, wie lieblich hing plötzlich rechts und links das lange Haar braun und schwarz, wie blumenhaft selig war der Blick der Augen geworden, wie furchtlos schritten die Frauen durch den Spalt dem Leben zu, in dem sie nun mitten inne stehen mußten, den Mund auf tun, irdisch vertraute, unirdisch fremde Worte aus sich geben. Nie hatte ich vorher ein Wort mit diesen Frauen gesprochen, nie nachher wieder. Und doch hatten wir gesessen, und sie hatten die Brust in meine Hand gedrängt vor Aller Augen. Und Niemand hat sich gewundert. Niemand denkt heute noch daran als ich. Oder Ihr Beiden noch?

Der Ackerbürger von Walther von Hollander

I.

Von weitem sah das Städtchen entzückend aus. Freilich hatte der Herbst grade seinen Höhepunkt erreicht, und schon mehrere Kilometer vor dem Bahnhof begann die berühmte Ahornallee mit knalligen gelben und roten Farbsträußen. Ein paar zarte, schon etwas windwirre Birkenwälder in gelb kamen hinzu und schließlich das Kastanienwäldchen mit dem Schützenhaus. Da hatten wir alle Farbschattungen von braun bis rot kontrastreich zwischen die Ziegeldächer gesetzt, da hob sich ein seltsam gerundeter Kirchturm schiefergrau gegen das Herbstnebelblau des Himmels, und als wir den winzigen, aber reißenden Fluß auf weißer Brücke überquerten, verschwand der pechfackelrote Sonnenuntergang hinter dem Eichenwald, und nur seine hellgrünen Ausläufer spiegelten sich smaragden im dämmernden Wasser. Dazu pfiff durch das offene Fenster eine köstlich herbe und duftreiche Luft, die unsre Lungen berauschte. Kurzum: jene unbekannte kleine Stadt, in der wir zwangsweise eine weitläufige Verwandtschaft aufsuchen mußten, empfing uns mit den Allüren eines Weltbades, und erst der markige Händedruck einer Reihe ungeschlachter Onkel und Vettern sowie der Marsch über das Holperpflaster der steilen Straße brachte uns in die Wirklichkeit zurück, die dann leicht unsre Befürchtungen übertrumpfte und in Schatten stellte.

Der persönliche Schreck, nun plötzlich unter Bauern zu sitzen, deren Bewegungen zwar den Bewegungen der Stadtmenschen ähnlich waren, aber stets etwas ganz Andres bedeuteten, überwanden wir dann bald. Für ein paar Tage hält man schließlich Alles aus, und man gewöhnt sich sogar an jene merkwürdige Gestankmischung aus warmem Tabaksrauch, alten Speisen und ungelüfteten Kleidern und Körpern, die tief in die Wände und Möbel gedrungen ist. Wenn man die Luft sezierte, so käme zuerst eine dicke Schicht Tabaksgestank, dann eine hautdünne Schicht Menschengeruch, dann wieder eine dicke Schicht Speisengeruch. Das bißchen Mensch wird von Tabak und Essen ganz aufgesogen.

Dieser Gestank ist vielleicht sehr weit verbreitet. Hier, wo die Herbstluft auf Feldern und Gärten mit allen Würzen der Reife und Überreife vor den Fenstern weht, fällt er doppelt auf. Fällt doppelt auf bei Menschen, die angeblich in der Natur, mit der Natur verwachsen leben.

II.

Was treiben nun diese Menschen? Im Frühling ackern sie, im Sommer rackern sie sich ab. Im Herbst ernten sie, und im Winter essen sie. Immer pflegen sie ihre Tiere mit Pünktlichkeit und Sorgfalt. Es ist Alles und Jedes unmittelbar auf die Ernährung abgestellt. Der Kreislauf der Natur von Dünger zu Dünger spielt sich augenfällig und primitiv vor unsern Augen ab. Das könnte ganz gut einen graden und aufrechten Menschenschlag ergeben, Menschen, die zutiefst und ohne Worte die Ge-

setze der Natur ergriffen haben und in gleichem Herzschlag mit Landschaft und Jahreszeit leben, Jahrhunderte lang in immer gleichem Wechsel von Saat, Ernte und Ruhe. Menschen, die das tägliche Brot unmittelbar und ohne den sinnstörenden Umweg über Geld oder Beruf erarbeiten.

Aber man spürt nichts von Gesetz und nichts von Natur, Landschaft und Jahreszeit, man merkt nichts von Weltlauf und Erddrehung, sondern Alles ist ganz eng um den Einzelnen gruppiert. Das Stückchen Feld und Garten, das Schwein, die Kuh, die Hühner, das wird ganz dicht herangescharrt, das wird ganz eng zusammengezogen, das wird ängstlich als Frucht und Korn, als Speck und Wurst gehäuft. Das wird bei den Mahlzeiten in ungeheuern Mengen in den Menschen hineingestopft, und dieses Fressen ist die einzige Entschädigung für Mühe, Arbeit und die ungeheure Einsamkeit, die den Einen vom Andern trennt.

Die einzige Entschädigung? Nein, es gibt noch eine, die allerdings der Ackerbürger mit dem Kleinbürger aller Zonen gemeinsam hat: Geld. Wer so viel errackert, daß er ab und zu Einiges verkaufen kann, der beginnt vor sich selbst zu steigen. Wenn er es nicht ganz geheim hält, steigt er auch in der Achtung der Andern. Wer aber noch ein Pöstchen, eine Nebeneinnahme oder eine Rente hat, ist ein gewichtiger Mann. Es ist kaum glaublich, was für Nebeneinnahmepöstchen es gibt. Da ist Einer Vorsteher der Sparkassennebenstelle, ein Andrer hat eine Lebensversicherung, ein Dritter eine Sterbekasse. Der Standesbeamte erhält pro Jahr und Seele 5 Pfennige, der Totengräber 3 Pfennige. Der Fleischbeschauer hat erhebliche Einnahmen, am besten aber stehn sich wohl Tierarzt, Menschenarzt, Apotheker, Lehrer und Pastor, die alle ihre Hauptnahrung aus Boden und Tier ziehen, und deren Bareinkünfte sich zum größten Teil zurücklegen lassen, sofern nicht eine Kinderschar in der großen Stadt auf Bildungssuche erhalten werden muß. Jedenfalls war unter den 20 Männern, mit denen ich zusammen war, keiner ohne Nebeneinnahme, und sie alle haben auf der Sparkasse nach anfänglichem Zögern wieder ihr Konto und rechnen die Monate als verloren, in denen sich ihr Konto nicht vermehrt.

Die Entwertung der Sparbücher in der Republik, die Hoffnung auf bessere Aufwertung und noch höhern Schutzzoll, das sind ja bekanntlich die billigen Gründe, aus denen einer monarchistischen Bewegung immer wieder leicht und sicher Stimmen in Menge aus dem Boden wachsen, abgesehn von all den Ressentiments, Sentimentalitäten und Erinnerungen.

Man glaube nur ja nicht, daß gegen diese Dinge mit Argumenten zu arbeiten ist, oder daß eine Diskussion anders enden könnte als mit einem eisigen Abrücken von dem „weniger nationalen Menschen“. Es ist ganz unmöglich, mit Grund und Gegengrund, mit Problematik oder Zweifel zu kommen. „Es gibt nur einen Standpunkt, und den habe ich“ – so sagte der klügste unter den Vettern, und damit sagte er eigentlich Alles, was zu sagen ist. Extremste Egozentrizität herrscht, die sich nur deshalb zu Verbänden zusammenschweißen läßt, weil die überaus gleichförmigen Lebensbedingungen die gleichen Interessen der vielen

Vereinzelten gewährleisten. Sonst macht Jeder mit Weib und Kind „seinen Dreck alleene“, kann ihn allein machen. Er ist auf Niemand angewiesen. Er ist Herr in seinem Bezirk.

III.

Herr in seinem Bezirk: das ist die Sehnsucht jedes Menschen. Aber die Art, wie das hier erreicht wird, begrenzt so scharf jede Entwicklungsmöglichkeit, daß ein stagnierender Typ Mensch herausgekommen ist, ein Typ, der zuerst aus starken Säften Blüte und Frucht treibt, dann stockt und schließlich versumpft.

Man muß sich daran gewöhnen, die Welt des Ackerbürgers auf der Primitivstufe einzuordnen, auf der sie wirklich ist. Der Weg vom Barbaren zum Ackerbürger ist kleiner als der Weg vom Ackerbürger zum Kulturmenschen. Das ist soziologisch zu erklären, das ist aus Gründen der Beschäftigung und der Umwelt unmittelbar abzuleiten, aber es wird immer wieder vergessen. Es wird Innenpolitik getrieben, es werden Gesetze geschaffen, es wird eine Pädagogik versucht immer unter der bestimmten Annahme, dieses Alles wende sich an eine homogene Masse Mensch.

Ich weiß nicht, ob in andern Ländern der Bauer und der Arbeiter, der Ackerbürger und der Beamte die gleiche Sprache reden, von gleichen Anschauungen getrieben werden und unter den gleichen Lebensgesetzen stehn. Bei uns jedenfalls stehn diese Gruppen nur unter den gleichen Landesgesetzen, und die Lebensgesetze, die Gesetze der Existenzabläufe sind von einander absolut verschieden. So verschieden etwa wie Tanne und Huhn, Berg und Telephon, Blume und Bürste. Im Unendlichen freilich – und diese Metaphysik hat manches Malheur in der Realität angerichtet – schneiden sich alle Linien, und die umfassendsten Lebensgesetze sind überall anwendbar. Einmal kommen wir durch Abstraktion an den Punkt, aus dem Alles wächst und Alles sich erklärt, und in dem Alles wurzelt und Alles verwandt ist.

Aber das hilft uns im Augenblick nicht weiter, sondern das hat uns im Gegenteil sehr gehemmt. Das hat Grenzen und Gesetze geschaffen, unter denen wohl bestimmte Teile der Masse leben können, unter denen aber die Spitze der Menschheit gehindert und gefesselt wird.

Man muß das sehr primitiv ausdrücken: Die allgemeinen Grundsätze und die Gesetze sind so, als seien wir alle Ackerbürger. Sie richten sich vollständig nach dem primitiven Menschen auf der untersten Entwicklungsstufe und kümmern sich nicht um den entwickelten, sich entwickelnden Menschen. Das bringt überall an den Uebergängen und Reibungsflächen die wertvollen Außenseiter zum Scheitern, und das hat die ganze Erziehungsbranche, die ganze Gesetzesmaschinerie so verdummt.

Das macht aber auch das Gesamtniveau der Innenpolitik so miserabel, daß da überall um den Ackerbürger gerungen wird, daß man ihn umbuhlt und seinen Wünschen und kleinen Wallungen gerecht zu werden versucht, während man sich den Teufel um die kämpfenden, lebendigen Teile des Volkes kümmert.

Irgendeine Partei sollte einmal den Mut haben, den Ackerbürger rechts liegen zu lassen. Eigentlich gehört übrigens gar kein Mut dazu, sondern einfach die Einsicht, daß der Ackerbürger nur von seinesgleichen zu gewinnen ist oder von Menschen, die mit Haut und Haar auf ihn eingehn. Für alle Andern, insbesondere für Menschen mit Ausgleichswillen und Gerechtigkeitssinn ist jede Bemühung zwecklos. Der Ackerbürger den Ackerbürgern — das ist eine vernünftige Politik.

IV.

Die Politiker und Intellektuellen, die Literaten und Journalisten, die Kommunisten und Sozialisten, die Vorwärtsler und Forderer aller Schattierungen sollten ab und zu zwangsweise für einige Wochen in eine Ackerbürgerfamilie versetzt werden. Da bekommt man Blick für die möglichen Stufen des Menschen, da erkennt man, mit welchen Hemmschuhen unsre Volksgemeinschaft gebremst wird, da weiß man sehr bald, welche ungeheure Arbeit zu leisten ist.

Da lernt man aber auch die Abgründe und Klüfte abschätzen und die brückenlose Getrenntheit dieser deutschen Menschheit, und daß es weniger darauf ankommt, für diese oder jene Partei, für diese oder jene Forderung zu kämpfen oder zu votieren — als vor allem Andern erst zu erkennen, wo Lebendiges zu Lebendigem will, und wo Erstarrtes bei Erstarrtem bleiben muß. Dann aber auch, daß man Denen, die spüren, wie schwer man auf dem Bisherigen stehn bleiben kann, ohne dem Starrtode zu verfallen — daß man Denen klar macht, wo Leben ist und wo Erstarrung, und was man tun kann, um lebendig und lebendiger zu werden.

V.

Ich habe dies Alles abgeleitet aus der Stellung des Ackerbürgers zu Nahrung und Geld, zu Acker und Sparkasse. Man kann es genau so gut ableiten aus seiner Stellung zu Frau und Kind, zur Schule, zum Staat, zur Sexualität oder aus seinem Geltungsbedürfnis, das aus einer übermäßigen Schwäche kommt. Man kann erweisen, daß die starre Egozentrizität aus der ewigen Angst der Kreatur kommt, der eingehämmert ist, daß immer Eins das Andre frißt und Keiner satt wird, der sich nicht im Andern den Unterlegenen, den fetten Bissen züchtet.

Ich kann auch erweisen, daß es in allen Schichten und Berufen Ackerbürger gibt, primitiv Begrenzte also, mit der einfachen Verkuppelung von Angst und Gier, aus der es kein Heraus gibt. Aber darauf kommt es zunächst weniger an als darauf: den Typ des Unbelehrbaren, des Halbbarbaren fest zu umzeichnen, ihn im Auge behalten, ihn kulturpolitisch in Rechnung zu setzen und ihn — nicht zu bekämpfen, sondern nur die Versuche aufzugeben, die ihn erobern sollen. (Zu wissen ist dabei, daß in den kleinen Städten unter der ackerbautreibenden Bevölkerung einige wenige herrliche Exemplare Mensch vegetieren müssen, deren Tragik fast unbeschreiblich ist, und deren Leben in einer gefängnishaften Einsamkeit und grauen Bitterkeit verläuft.)

Im Ruhestand

In jedem Lande Europas leben viele hundert brav-bürgerliche Männer, die bekommen eine Pension und verdienen sich auch noch ein bißchen dazu, als reputierliche Leute. Das sind die ehemaligen Machthaber.

So ein Mensch war Unteroffizier oder Gefängnisdirektor oder Vorsteher eines Arbeitshauses oder Bataillonskommandeur... zwanzig, dreißig Jahre lang. In dieser Zeit hat er Menschen beherrscht und Menschen gequält, war es wichtig, ob er guter Laune war oder schlechter, wurde er gefürchtet und gehaßt; in dieser Zeit durfte er – etwa in Nordafrika – Männer zwingen, ihren eignen Urin zu trinken, und Menschen zu Tode quälen, die – etwa in Mitteleuropa – das Unglück hatten, in Untersuchungshaft zu kommen. In dieser Zeit fuhren seine Fäuste Wehrlosen an die Nase, traten seine Stiefel uniformierte Hintern, wurden Menschen in dunkle Keller gesperrt, wo sie tagelang heulten oder in Stumpfsinn verfielen, taumelnd wankten sie hinterher ans Licht. In dieser Zeit war er der Herr und tat seine Pflicht, immerzu seine Pflicht, stramm nach dem Dienstreglement.

Das ist nun vorbei – jetzt sind die Leute seiner Jahresklasse pensioniert.

Sie begießen morgens ihre Blumen, sie geben ihrem Kanarienvogel Futter, sie gehen am Vormittag kleinen Geschäften nach, arbeiten, machen sich nützlich, oder, wenn es Offiziere sind, die von der deutschen Republik ihr Ruhegehalt bekommen, spekulieren sie damit, und die Gemahlin wacht peinlich darüber, daß auch ja der letzte Pfennig aus dem Staat herausgepreßt wird; abends kleben sie Briefmarken in ein Album oder gehen früh ins Bett. Manchmal denken sie noch an die alte Zeit.

Wenn sie ehemalige Kollegen oder Kameraden oder Komplicen treffen, dann unterhalten sie sich wohl über den alten Dienststunk, und darüber, was aus diesem Vorgesetzten geworden ist und aus jenem Untergebenen, und daß doch heutzutage die Reglements und die Dienstauffassung und die Arbeit ihrer Nachfolger nicht mehr viel taugten...

Daß sie Menschen gequält haben, ist fast vergessen. Das gehörte dazu.
Es ist aber auch von den Gequälten vergessen. Wie rasch...
Und wie selten ist doch, daß Einer jahrelang seinen Peiniger sucht, ihn zu finden weiß und ihm ein Mal, das eine ersehnte Mal vergilt, was der Bursche an ihm verübt hat, als er noch die Macht hatte... Nein, das tun Menschen selten. Viel zu selten.

Die Unteroffiziere Europas können ruhig sein – ein stiller Lebensabend ist ihnen in allen Graden gesichert. Das Blut ist abgewaschen, die Schreie sind verhallt, die Beulen abgeschwollen, die Opfer stumm. Und sie werden ins Himmelreich eingehen, die Herren Unteroffiziere, im Glanz ihrer Lumpenhaftigkeit, reputierlich, gut-bürgerlich, zufrieden mit sich und ihrem Werk, mit der Umwelt und der schweren Verantwortung, die sie einst zu tragen hatten. Vertraue nur auf Gottes Mühlen. Er wird dir was mahlen. *Ignaz Wrobel*

Für Nelson!

Alle Nase lang bekläfft ein sozialdemokratischer Pinscher den wahrhaft sozialistischen Philosophen Leonard Nelson und dessen Internationalen Jugendbund. So bellt Einer: „Die Sozialdemokratie kann in sich Fremdkörper nicht dulden. Es darf nicht sein, daß innerhalb der großen Organisation kleine existieren.“ Warum das nicht sein darf, darüber schweigt des Kläffers Unhöflichkeit. Er weiß es eben selbst nicht . . . oder schämt sich, es zu verraten. Da

war, auf dem Heidelberger SPD-Tag, ein Mitglied des Parteivorstands beherzter: „Was Nelson lehrt, ist das Gegenteil von marxistischem Denken.“ Aha! Also nicht, weil Nelson innerhalb der großen Organisation eine kleine geschaffen hat, will man ihn aus jener bugsieren, sondern weil er „unmarxistisch“ (auf deutsch: richtig) denkt! Wie lächerlich! Denn „marxistisches Denken“ ist contradictio in adjecto – sintemalen zum Wesen des orthodoxen Marx-Jüngers gehört, überhaupt nicht zu denken, überhaupt nicht der Vernunft zu gehorchen, vielmehr vor der Empirie auf dem Bauch zu rutschen. Wie dusslig! Oder haben Sozialisten Grips, die einen Kopf aus ihren Reihen stoßen wollen, weil er ihrem Ziel, ihrem eignen, aus tieferm Grund, auf graderm Weg zustrebt als sie und darum an ihren Dogmen Kritik übt, ohne die ihm und ihnen gemeinsame Idee zu verraten? In der KPD beging einst Paul Levi solchen Verrat, und mit Recht las man ihm deshalb die Leviten; aber Nelson ist eben kein Levi. Einen politischen Charakter so zu behandeln wie Herrn Levi – : welche Gemeinheit!

Für uns Aktivisten, die wir wahrhaftig nicht zu allen Doktrinen Nelsons Ja und Amen sagen, ist die Hetze gegen ihn eine Warnung. Eine Warnung vor dem – von uns immer wieder geplanten – Eintritt in eine Partei. Selbst in der KPD hätten wirs um kein Jota besser als Nelson in der SPD. Auch feindliche Brüder sind Brüder; so sind Thaelmänner und Scheidemänner brüderlich-einig in Einem: im Haß auf unabhängig Denkende. Von freien Geistern wollen sie nichts wissen – diese Freigeisterchen. Also weg von ihnen! Wie sagte doch, schon 1920, Kurt Hiller? „Der Geist steht nicht ‚über den Parteien‘, im Sinne parteiloser Erhabenheit (eine Drückebergerlehre wäre das, anti-aktivistisch, anti-moralisch, nach falscher Metaphysik stinkend, echt ‚gebildet‘); aber er steht nicht – unter den Parteien. Man kann Partei sein ohne ihrer eine zu sein. Der Fall des Geistes! Sein Ort ist: links über den Parteien." Wahr, unendlich wahr! *Franz Leschnitzer*

Fahseleien

Wie sich das für eine Mode-Größe gehört, ist über den Kaplan Fahsel unendlich viel geschrieben worden. Seine Verehrer bestätigten uns in langen Charakteristiken, daß er kam, sprach und siegte, während seine Verehrerinnen mehr der Version zuneigten, daß er kam, schön aussah und siegte. Und wirklich: Totenstille im Saal der Singakademie, wenn er raschen Schritts auf die Kanzel tritt. Das ist die höchste Ehrung für einen Liebling: das Maß der Verehrung würde geschmälert werden, wenn man profan klatschte. Und auch nach dem er Platon knock out geschlagen hat, bleibt der Saal still-erstarrt.

Soweit man Fahsel verstehen konnte, und das war nicht sehr weit, warf er Platons Lehren mit dem Neuplatonismus zusammen. Das Alles steht gegliederter im Brockhaus, den der Kaplan offenbar mit heißem Bemühen, nur war der Geist schwach, studiert hat. Wenn er aber ein paar sozusagen „persönlich“ formulierte Sätze sagt, lauten sie so: „Die Idee ist nicht nur außerhalb, sondern auch in dem Dinge drin“. Oder: „Wenn man sich nicht vorsieht, ist man eins, zwei, drei im Pantheismus drin oder wird von einer Seite in die andre geschmissen“. So was steht allerdings in keinem Lexikon drin.

Und zum Schluß breitete er plötzlich sanft die Arme aus und tröstete uns: Es ist ja Alles nicht so schlimm – habt nur Sonne im Herzen!

Flaischlen im Priesterrock! Und er hat auch schon ein Buch geschrieben mit dem Titel: ‚Die Überwindung des Pessimismus‘. So jung und schon so unverdorben.

Das Geheimnis aber, weshalb Fahsel trotz Allem einen so riesigen Zulauf hat, liegt in der höchst originellen Methode, die er auf seinen rhetorischen Tamtam anwendet. Durch zweierlei wirkt er: durch den stürmischen Wasserfall seiner Worte und durch seine ekstatischen Gesten. Durch Beides wird der Zuhörer hypnotisiert. Nach zehn Minuten hat sich Fahsel in ein derartiges Feuer geredet; nach zehn Minuten sausen aus seinem Munde die Sätze ohne Komma, Punkt und Absatz derart sich überschlagend; nach zehn Minuten fahren seine Fäuste so wild im Raume herum oder legen sich der Abwechslung halber brütend an die marmorweißen Schläfen; nach zehn Minuten mensendieckt sein ganzer Körper mit solch fanatischem Eifer, daß man in einen vollkommenen Trancezustand gerät: im Ohr nur noch ein Brausen, vor dem Auge nur noch ein Flimmern. Die Nerven rebellieren einfach. Welches Gehirn sollte auch diese im Blitztempo herausgeschleuderten, von keiner Zaesur unterbrochenen Wortkaskaden verstandesmäßig erfassen! Nein, hier hat nur noch das Gefühlsleben ein Anrecht.

Der Fall ist symptomatisch für die Zeit: die aufgeplusterte Unbeträchtlichkeit, die man nun schon seit einem Jahr als Gottheit anbetet. Und so schmachvoll es ist, daß eine „Geistigkeit“, die sich immer wieder bitter über die Verflachung des Lebens beklagt, auf einen Fahselhans hineinfällt, der frisch, fromm, froh, frei jede Woche zwar keine Berg-, wohl aber eine Feld-, Wald- und Wiesenpredigt an sein Volk hält, so tröstlich ist doch zu wissen, daß die heutige Gesellschaft ihre Modegottheiten ebenso schnell wieder in den Mülleimer wirft, wie sie sie ans Licht gezerrt hat. Dies könnte einen fast mit der Gesellschaft versöhnen. Und da der Rummel nun schon ein Jahr dauert, so ist zu hoffen, daß der boxende und sonneimherzenhabende Kaplan nur noch diese Wintersaison angebetet wird.

Das ist eigentlich schade. Denn grade hatten wir begonnen, uns lächelnd in das Unabänderliche zu fügen. *Heinz Pol*

Liebe Weltbühne!

Alte Schotten sind bekanntlich so geizig, daß sie auf einen Löffel Rhizinus zweimal Durchfall bekommen.
Neulich gingen zwei mit einem Juden in eine Versammlung; Eintritt frei. Am Schluß der Rede sagte der Vortragende: „Und nunmehr, meine verehrten Damen und Herren, wollen wir für die gute Sache unser Scherflein beitragen! Es wird gesammelt.“
Darauf fiel der Jude in Ohnmacht.
Und die beiden Schotten trugen ihn hinaus.

Schöne Aussichten

Durch Novembernebelflor
dräuen Bilder und Geschicke.
Menschenskind, die Luft ist dicke.
Uns steht allerhand bevor.
Weil Herr Luther wollte harr’n,
recke dich, du deutscher Recke!
Stimme ab, zieh’ aus dem Drecke,
den verfahrenen Locarr’n.
Weil die große Pleite nah,
ward Herr Edmund ungeduldig.
Wenn dir Einer etwas schuldig,
suche ihn in U. S. A.
Weil der Bauer auch in Not,
riß das schöne Band der Bünde.
Herr v Kanitz nennt dir Gründe,
wenn zu leicht dein täglich Brot.
Weil Max Reinhardt ein Symbol,
sind selbst Epigonen „schnafte“,
und sogar das Shawderhafte
fühlt sich pirardellisch wohl.
Doch betrübt sein? Keine Spur!
Wir empfangen Auslandsgäste,
täglich wachsen Filmpaläste
und – es lebe die Zensur!

Karl Schnog

Antworten

Sozialist. Zu deiner Kenntnis, daß sich eine Gesellschaft der Freunde der Sozialistischen Monatshefte gebildet hat, der du beitreten solltest. Sie veranstaltet zunächst eine Reihe kontradiktorischer Vorträge über politische, wirtschaftliche und kulturelle Probleme, die uns Alle angehen. Die Serie heißt: Der Aufbau. Die Vorträge finden im Reichswirtschaftsrat statt. Der erste, am 9. November, behandelt den wirtschaftlichen Zusammenschluß Europas. Persönlichkeiten aus verschiedenen Lagern werden in voller Redefreiheit zu Worte kommen. Geh hin.

Justizmörder. Eine Schande für ein Kulturland, das der Meineidprozeß wider Walter Loeb überhaupt stattfinden konnte — aus keinem andern Grunde, als weil der Mann Jude ist. Ein Wunder, daß Ihr den Mann freigesprochen habt, trotzdem er Jude ist. Aber wenn Ihr den Mann verurteilt hättet, so hättet Ihr genau Das getan, was Ihr an Heinrich Wandt getan habt. Und weiter tut. Als Ihr den am 13. Dezember 1923 unter dem Schutz der Nichtöffentlichkeit ins Zuchthaus stecktet, da hattet Ihrs furchtbar eilig. So eilig, daß Ihr jede Vertagung der Verhandlung ablehntet, um euerm Opfer die Herbeischaffung der Beweise seiner Unschuld unmöglich zu machen. „Der Verfasser des berüchtigten Machwerks ‚Etappe Gent'", wie der Demokrat Ebermayer sich ausdrückte, sollte offenbar unbedingt der Zwangstuberkulose des Zuchthauses ausgeliefert werden. Das strenge Schweigeverbot, das Ihr den wenigen Augen- und Ohrenzeugen eurer Heldentat auferlegtet, war nach euern Bekundungen dazu da, unsre schwarzweißrote Republik (auf Widerruf) vor Gefährdung zu schützen. Aber nun habt Ihr seit acht Wochen die einwandfreisten Beweise, daß Heinrich Wandt auch im Sinne eurer wahnwitzigen Bezichtigungen unschuldig ist — und nun habt Ihr plötzlich gar keine Eile mehr. Der Oberreichsanwalt, der vor zweieinhalb Jahren in seiner Anklageschrift erklärte, daß sich „kein sicherer Beweis" für Heinrich Wandts Schuld habe finden lassen, der hat sich schon vor acht Wochen dem Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens angeschlossen. Er hat seine Pflicht erfüllt. Wann werdet Ihr sie erfüllen? Worauf wartet Ihr noch? Auf Heinrich Wandts Tod oder auf eure Pensionierung? Ihr habt sie redlich verdient. Aber eher wird euer Opfer hinter Mauern verrecken, als euch geschieht, was euch zukommt.

Potsdamer. Erste dicke Ueberschrift deiner Tageszeitung vom 23. Oktober: „Bulgariens Protest beim Vollerbund". Da muß man sich eigentlich wundern, daß deine Nationalisten, die ja doch immer für Wein, Weib und Gesang gewesen sind, so heftig nicht bei ihm, sondern gegen ihn protestieren.

Kurt Hiller. Ein junger, offenbar junger Mensch namens Christian Reuther hat Ihnen einen Brief geschrieben, den Sie hier zu beantworten wünschen: „Sie sympathisieren mit dem Gedanken der Deutschen Linken, beanstanden aber die Grenzlinie, die wir nach rechts ziehen. Die Begriffe Profitwirtschaft, Vergesellschaftung der Produktionsmittel, Lohnsklaverei, Klassenstaat müßten, sagen Sie, erst einmal ‚geklärt' werden. Verzeihung: diese Begriffe sind geklärt. Ringt ein liberaler Demokrat, der sich nicht entschließen kann, den Schritt hinein in die Reihen der um ihre Emanzipation kämpfenden proletarischen Massen zu tun, verzweifelt mit diesen Begriffen, so ist das aller Ehren wert, aber seine Privatsache. Wir Andern können nicht ständig aufdröseln, was mühevoll gewebt, können nicht immer von neuem diskutieren, was ein für alle Mal konstatiert ist. Wenn Sie fragen: ‚Glauben Sie denn wirklich daran, daß viele Menschen bereit sind, eine Arbeit zu leisten, die unter

vielen nur sehr wenige leisten können, falls sie nicht besonders.dafür belohnt werden?‘, so zeigt das, wie wenig Ahnung Sie von der sozialistischen Theorie und der sowjetrussischen Praxis haben. Egalitarismus des Entgelts, eine in der Tat weder ethisch noch psychologisch haltbare Methode, hat mit Sozialismus nichts zu schaffen. Übrigens bekennen Sie, auf keinen Fall den Bemühungen zu widerstreben, jene kapitalistische Unzucht, die Millionen Menschen seelenruhig in einer unmenschlichen Lage beläßt und die Produktion statt nach dem Gesetz des Bedarfs nach dem anarchischen Prinzip des Profits regelt, durch eine gerechte und vernünftige Wirtschaftsordnung zu ersetzen. Trotzdem erklären Sie: ‚Ich bin kein Sozialist‘. Mir scheint, daß Sie Angst vor einem Worte haben! Oder Ihr innerer Widerstand richtet sich gegen einen Popanz, ein Gespenst von Sozialismus, nicht gegen den wirklichen. Wir würden einen schweren Fehler begehen, wollten wir in der Frage der Wirtschaftspolitik, des Gesellschaftsprinzips nicht Farbe bekennen. Jede liberal-demokratische Verwaschenheit wäre vom Übel. Es ist richtig, ‚daß ein Nichtchrist noch lange kein Antichrist zu sein braucht‘; aber ein Nichtsozialist ist ein Antisozialist. Denn der Sozialismus, anders als das Christentum, bedeutet die Negation einer bestehenden Organisationsform der Gesellschaft. Wer diese Negation nicht mitmacht, stützt, was gestürzt werden soll. Das Positive, was der Sozialismus bedeutet, ist ohne Erfüllung seines negativen, seines revolutionären Programms nicht verwirklichbar.“

Darmstädter. Sie bitten alle Darmstädter Leser der ‚Weltbühne‘ dieser ihre Adresse mitzuteilen, damit Sie einen Treffpunkt für sie schaffen können.

Dr. jur. Botho Laserstein. Sie schreiben mir: „In Nummer 43 tut Gerhart Pohl, rühmlichst bekannt durch seinen Kampf für Fechenbach, im Fall Leo Lania unsrer Justiz Unrecht. Er hätte den Gesetzgeber rufen sollen. Der hat nämlich, in den §§ 48– 69 der Strafprozeßordnung, angeordnet, daß Jeder vor einem Richter sein Wissen um Vorkommnisse als Zeuge offenbaren muß. Das gilt – so will es einmütig Literatur und Praxis – grundsätzlich auch für den Publizisten. Denn er gehört nicht zu den in § 53 der Strafprozeßordnung mit Zeugnisweigerungsrecht Ausgestatteten: Geistlichen, Anwälten und Aerzten in bestimmten Fällen. So wenig also der Publizist ein Recht zur Wahrnehmung öffentlicher Interessen hat, wie das Reichsgericht ständig zu § 193 des Strafgesetzbuches judiziert, so wenig hat er ein rechtlich anerkanntes Berufsgeheimnis und, im Zusammenhang damit, ein Recht zur Geheimhaltung des ihm Anvertrauten oder beruflich bekannt Gewordenen vor Gericht. Seine Zeugnisweigerung hat keinen gesetzlichen Grund, ist also im Wege des Zeugniszwangsverfahrens zu brechen (§ 70 der Strafprozeßordnung). Insofern ist Lania kein Unrecht widerfahren. Die von Gerhart Pohl kritisierte Maßnahme hat gegen Publizistik oder Republik keine Spitze. Der Schriftsteller kann allerdings, gleich jedem Zeugen, nach § 55 der Strafprozeßordnung die Auskunft auf solche Fragen weigern, deren Beantwortung ihm die Gefahr strafrechtlicher Verfolgung zuziehen würde. Auch darf er dann überhaupt nicht als Zeuge vernommen werden, wenn dies bei jeder Frage der Fall ist, das heißt: wenn er von vorn herein im Verdacht der Teilnahme an der strafbaren Handlung steht. Will Lania das als vorliegend behaupten, anstatt sich auf ein im Gesetz nicht begründetes allgemeines Aussageweigerungsrecht des Schriftstellers zu berufen, dann kann er auf dem Wege einer Beschwerde nach § 304 der Strafprozeßordnung seine Verschonung mit widriger Zeugenpflicht erreichen. Es wird damit in diesem Falle auch dann durchdringen, wenn, wie es offenbar der Fall ist, von der Staatsanwaltschaft kein

strafbarer Inhalt der Druckschrift, sondern eine strafbare Handlung bei Erlangung der Dokumente angenommen wird. Auch dann besteht gegen ihn der Verdacht der Teilnahme an dieser; ein Täter darf aber von seiner Aburteilung niemals zum Zeugnis für oder gegen sich und seine Genossen kommen. Damit ist, scheint mir, Leo Lania geholfen. Zugleich aber wird ein unbegründeter Vorwurf gegen die Justiz beseitigt, der unserm gerechten Kampf um die Republik und den Geist mehr schadet als zehn Fehlurteile, bei denen weniger das Recht als die Brüste der Phryne Nationalismus eine Rolle gespielt haben." Nur keine unbegründeten Vorwürfe. Aber wenn das Gericht hier formal im Recht war, so ist doch gewiß nicht unbegründet der Vorwurf, daß es von diesem seinem Recht nur Gebrauch macht, sooft sichs um Schützer der Republik handelt. Oder ist jemals ein Fall bekannt geworden, wo man mit Hakenkreuzlern so verfahren wäre wie mit dem Pazifisten Leo Lania?

Westdeutscher Bergmann. Anzeige in der „nationalen" Rhein-und-Ruhr-Zeitung deines Bezirks: „Vier Jahreszeiten. Der Schwarze Husar — die Schillschen Offiziere. Humor! Deutsche Stimmung! Tanz!" Die Nachricht, daß der Erlös der Veranstaltung dazu diene, dir den Stundenlohn von 2 Pfennigen auf 2¼ zu erhöhen und dadurch deine deutsche Stimmung zu heben, wird dementiert.

Zunftmeister. Manchmal soll man auch Fachblätter lesen. In Nummer 35 der ‚Weltbühne' hat sich Kurt Kersten mit dem Hindenburg-Stiefel, 5 Meter hoch, 2 Meter lang, beschäftigt, für den die Döbelner Schuhmacher 10 Rindshäute und 184 Pfund Bodenleder verbraucht haben. Jetzt, nach zwei Monaten, kommt die Tageszeitung ‚Häute und Leder' und nennt uns darob mit erschütterndem Pathos „Erzfeinde jeglichen Handwerks". Schuster, bleib bei deinem Leisten. Denn dein Verstand reicht nicht, um zu begreifen, daß uns nur um die vielen armen Kinder zu tun war, deren frierende Füße mit diesem Riesenquantum Leder zu bekleiden gewesen wären.

Theaterbesucher. Sie vermissen hier eine Aeußerung über die Professur des Theaterdirektors Heinz Saltenburg. Aber der hat den Titel ja nur für die Wintersaison von dem pausierenden Eugen Robert gepachtet.

Sexualethiker. Kein Zweifel, daß auf dem Gebiet des Zivilprozesses, der freiwilligen Gerichtsbarkeit und der polizeilichen Sorge um germanische Zucht und Sitte die Reaktion sich noch breiter macht als in der Strafrechtspflege. Die Strafprozesse werden nur darum in der Presse öfter und ausführlicher behandelt, weil auf diesem Gebiet dem Berichterstatter leichter möglich ist, sich über den einzelnen Fall ein eignes Urteil zu bilden als auf den andern Gebieten der Rechtspflege. Berichte aus diesen Gebieten sind Zufallssache. Ich habe das Glück, einen im Kölner Tageblatt zu entdecken. Direktor H. erhält eine polizeiliche Verfügung, die ihm verbietet, die Wohnung von Hedwig S. fürder zu betreten. H. klagt dagegen an: es störe und schädige keinen Menschen, daß er Hedwig S. in ihrer Wohnung besuche, sich dort aufhalte und mit ihr ausgehe. Das Gericht ist andrer Meinung und bestätigt die polizeiliche Verfügung. Und da muß ich doch sagen: wenn in diesem Land der Vereine, der vielzuvielen Vereine, einer fehlt, der Lebensberechtigung hätte, so ist es der Coitierschutzverein. Man soll Menschen nicht in der Ausübung ihrer wichtigsten Funktionen behindern. Abgesehen von der seelischen Roheit: es ist auch ungesund. Sexualtruisten tun not, um Sexueldoras zu schaffen, um von jungen, phantasie- und temperamentvollen Architekten Sexualkoven bauen zu lassen. Mit Fußangeln und Selbstschüssen für schnüffelnde Polizisten.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Alleinige Anzeigen-Annahme und verantwortlich für die Anzeigen: Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

Erwachende Kommunisten von Alfons Steiniger

1.

Zur Taktik realisierender Zielpolitik gehört: tatsächliche Macht zu respektieren (um sie zu zerstören, zu zerdenken oder zu verwenden – je nach dem). Zu unsrer Taktik gehörte also: die wachsende (demokratisch-parlamentarisch wachsende) Macht der Kommunisten zu respektieren, um sie für den Aufbau unsres sozialistisch-aristokratischen Zielreichs zu verwenden. Obs den Leuten der Deutschen Linken Spaß machte oder nicht: sie müßten die offensichtlich aufblühende Realität der KPD-Politik in ihre Rechnung stellen, in der Propaganda für ihr Gebilde die parteikommunistische Denkweise sich zu Diensten machen. Kein Wunder, wenn so vernünftlerische Minne steril bliebe und alle Beteiligten freudlos ließe: Vernünftelei verdirbt die Liebe zur heiligen Vernunft – schlimm genug, daß diese teuflische Wirklichkeit sich den Fanatikern der Vernunft erst hingibt (allenfalls), wenn sie ihr vernünftlerisch kommen. Die Differenz mit jener KPD, deren Wortführern proletarischer Byzantinismus eine dringendere Herzenspflicht war als alles Tatdenken pro-proletarischer Bündnispolitik, mußte den taktvollsten Taktikern der werdenden Linken unvermeidbar sein. Diese unentrinnbare psychopolitische Zwangsläufigkeit machte die Einberufung eines Rats sozialistischer Republikaner selbst Denen problematisch, die dafür waren.

2

Die Gefahr ist beseitigt. Die Reichskonferenz der KPD hat sich mit erdrückender Mehrheit den Richtlinien des Ekki-Briefs angeschlossen, hat die Zielvorstellung eines großen sozialistisch-radikalen Linksblocks übernommen und eine außerordentlich elastische Taktik sozialistischer Aktivierungspolitik etabliert. Ich bin gegen große Worte und Ankündigung neuer Epochen; aber ich glaube doch, daß diese Entschlüsse – leidenschaftlich verwirklicht und festgehalten – den Beginn der ersten deutschen Revolution bedeuten könnten. Die Erweckung der KPD durch die Stimme des bolschewistischen Geistes ist seit vielen Jahren das erste Geschenk der kommunistischen Parteileute an die sozialistischen Aktivisten, die links über den Parteien mit allerlei Snobs und Caféhausgeistern in derselben kalten Mansarde hausen mußten.

Zu hoffen ist, daß gegen das aktivistische Programm der Kommunisten ihre Funktionäre nicht den passiven Widerstand ins Werk setzen werden, daß vielmehr die Erwachten rücksichtslos praktische Linkspolitik zu treiben entschlossen sind. Damit aber sind parteikommunistisches Kampfziel und Verwirklichungsmittel denen der guten oppositionellen Köpfe außerhalb

der Parteien so nahe gekommen, daß der Eintritt in die Partei, der Kampf in ihr richtiger erscheinen müßte als der Versuch einer Bündelung dieser Geister in einer sozialistisch-pazifistischen, parteifremden, realisierungspolitischen Deutschen Linken. Die Frage, die nach der Reform des kommunistischen Kampfprogramms auftaucht, ist nicht mehr: Wie beseitigt die Deutsche Linke (auf ihrer kommenden großen Konferenz) die Differenz mit der KPD? — sondern: Rechtfertigt die Kongruenz in Ziel und Weg überhaupt noch die Einberufung einer neuen Linken, statt eines Aufrufs für die revolutionierte KPD? Ich glaube, daß keine Antwort auf diese Frage die Erwiderung wäre: immerhin sei noch Dies und Das zwischen uns und den Kommunisten von Fach verschieden; es lohne sich noch allemal, einen eignen Laden mit ehrlicher eigner Absicht zu eröffnen. Der Plan der Deutschen Linken ist viel zu realpolitisch, soziologisch, aktivistisch gemeint, als daß man aus ihm einen Bund pazifistischer Kommunisten machen dürfte. Solche Vereinsspäße sind Sonntagsunterhaltungen in diesem reaktionären Lande, obwohl das pazifistische Problem selber alles Andre als ein Schmusknäuel ist: nämlich ein erster, nächster, heldenmütiger Kampf ums nackte Leben, dessen Gestaltung sozialistisch-kommunistischer (logokratischer) Zielinhalt ist.

3

Wenn wir für die Deutsche Linke auch jetzt noch arbeiten, dann wahrhaftig nicht, weil der Arzt ungern sieht, daß der Kranke vor der Operation gesund wird, und wahrhaftig nicht mit quacksalbernder Begründung: Dies und Jenes sei noch auszukurieren, und mit der Offerte als Hausarzt für sozialistische Parteien bei Umfällen, sondern: weils nicht genügt, Preußen zu erobern, sondern das Reich — weils nicht genügte, die kommunistischen Moskitos zu entgiften, sondern nötig ist, auch die sozialistischen Altheidelherger zusammen mit ihren verständigen kleinen Nachbarn zur Linken für das neue Aktionsprogramm zu begeistern. Das war ein fragwürdiges Wagnis vor der Reformation der KPD: selbst damals zwang unser Gewissen uns, es zu unternehmen. Heute ist der Versuch, die nach Neuordnung der Gesellschaft drängenden Kräfte umzugruppieren und zur Kampfgemeinschaft zu bündeln, aussichtsreicher und also auch realpolitisch sinnvoller denn je. Der Kampf in und mit der KPD hat eine stabile Diskussionsbasis gefunden — man kann sagen: die Inflationspolitik ist hier vorüber, und eine ehrliche sozialrepublikanische Arbeit beginnt. Die Bünde, Köpfe und Organisationen zwischen KPD und SPD sind längst schon reif für eine radikale Blockpolitik. Mit dieser ideologischen Macht und mit dem soziologischen Hinweis auf das Wachsen der kommunistischen Wahlstimmen, das Abschwellen der heidelbergischen wird eine Einigung mit der SPD im Guten oder im Energischen leichter möglich sein denn

je. Sie hat selber zu entscheiden für ihre Parteitagsbonzen und den Selbstmord (Testamentsvollstrecker: KPD) oder für ihre Arbeiter, für ihre Köpfe, für sich. Versteht sie nicht, sich jetzt aufzugeben, so kann sie sich aufgeben, wie wir dann sie. Die erwachenden Kommunisten haben bewirkt, daß die kommende Konferenz der Deutschen Linken soziologisch und ideologisch steht.

Der vertriebene Philosoph von Hellmuth Falkenfeld

Franz Leschnitzer hat bereits in Nummer 44 der ‚Weltbühne' von dem Konflikt des Nelson-Bundes mit der Sozialdemokratie berichtet. Inzwischen haben sich die Dinge weiter zugespitzt. Bis jetzt liegt zwar keineswegs ein formeller Ausschluß Nelsons und seiner Anhänger vor: aber die Verhandlungen haben zu einem jähen Abbruch geführt, der dem Philosophen und Politiker unmöglich macht, Mitglied der Partei zu bleiben.

Diese Entwicklung der Dinge ist aufs höchste bedauerlich, nicht so sehr für den Denker Leonard Nelson, der ja nur ein Forum aufgibt, wie für die Sozialdemokratische Partei, die einen großen und guten Geist verliert und mit ihm die Mitglieder des Jugendbundes, die als tapferste Soldaten in vorderster Front kämpften – eine Tatsache, die übrigens die Parteiinstanzen stets anerkannt haben.

Was lehrte Nelson? Er hat in seinen philosophischen und rechtsphilosophischen Schriften, besonders in der 1924 erschienenen ‚Politik' die Forderungen der Gleichheit als Forderungen der reinen praktischen Vernunft dargetan. Was der Sozialismus erstrebt: jenen Zustand der klassenlosen Gesellschaft, in der die Ausbeutung aufgehoben ist und durch die gleiche Aufstiegsmöglichkeit für Alle das wahre Interesse jedes Einzelnen befriedigt wird – das hat Nelson, ausgerüstet mit dem ganzen Apparat strenger wissenschaftlicher Beweisführung, als grundsätzliches Gebot ewiger sittlicher Vernunft dargetan. Er hat den Gedanken des Rechts philosophisch erläutert als Gedanken der Gleichheit der persönlichen Würde. Und er hat gezeigt, daß ein Staat, der dies ewige Recht verwirklichen will, die Beseitigung aller Klassenvorrechte, ob feudaler oder wirtschaftlich-kapitalistischer, in Angriff nehmen muß.

Der orthodoxe Marxismus begründet bekanntlich seine Forderungen anders. Danach ist die klassenlose Gesellschaft eine Forderung der wirtschaftlichen Vernunft, nicht der Ethik. Aber sehen wir einmal hier von jeder wissenschaftlichen Diskussion über die Grundlagen und die theoretische Begründung des Sozialismus ab. Die Partei des Sozialismus hat Nelson verstoßen. War er ein schlechter Sozialist? Hat er nicht einer Sehnsucht der Mehrheit der Sozialisten das richtige Stichwort gegeben, wenn er den Sozialismus als Verwirklichung der Gerechtigkeit, als Überwindung des Klassenunrechts hinstellte? Ich frage alle sozialistischen Wähler, ob sie sich für ihren Kandidaten entschieden haben, weil sie Marxens Mehrwerttheorie, den oekonomischen Materialismus für richtig halten, oder weil sie aus dem „Klassenunrecht" heraus wollen. War Nelson also

ein schlechter Sozialist, weil er den Massen das ethische Stichwort gab? Oder war er ein schlechter Sozialist, weil er von der „bürgerlichen“ Philosophie, von Kant und Fries kam? Wer seine Politik kennt, weiß, daß die Ziele, die hier aufgestellt werden, nicht weniger, sondern mehr revolutionären Gehalt haben als etwa das Heidelberger Programm. Nelsons Ideen sind so revolutionär wie nur die von Marx und Engels – und ich kann es beim besten Willen nicht als bürgerlichen Fehler ansehen, wenn diese Ideen bei ihm in einer Sprache festgehalten sind, die einfach, deutlich und logisch unmißverständlich ist.

Grade vom Standpunkt der Förderung der sozialistischen Idee überhaupt stellt Nelsons Werk, von allem wissenschaftlichen Wert abgesehen, einen derartigen strategischen Sieg dieser Idee im Reiche der Philosophie dar, daß nur eine bedauernswert schlechte „Geschichtsphilosophie“ sich diesen Denker entgehen lassen konnte. Denn Nelson, der frei vom Dogma, frei vom Glauben an die Macht der wirtschaftlichen Verhältnisse, den Sozialismus lehrt, wendet sich an die selbständigen Köpfe, deren es im Lande der Dichter und Denker nicht gar so wenig geben sollte. Den Sozialismus als ein Interesse der ausgebeuteten Klasse hinstellen heißt freilich: richtig handeln, aber bedeutet doch nur: sich an die der unmittelbaren Ausbeutung Unterliegenden wenden. Den Sozialismus als ein Interesse der Vernunft selbst hinstellen, wie es Nelson tut, das heißt: über den Kreis der unmittelbar Versklavten hinaus sich an alle Die wenden, die Kopf und Herz genug haben, um die Sache der Sklaven zu der ihren zu machen. Und diesen Philosophen, der mit den höchsten Mitteln, nämlich mit den Mitteln der Philosophie für das Ziel eintritt, das tausendfach mit viel niedrigern Mitteln erstrebt und erkämpft wurde – diesen Philosophen will man aus einer sozialistischen Partei entfernen? Den Denker, der in seiner ‚Rechtswissenschaft ohne Recht‘ der konventionellen Juristerei Fehde angesagt, weil sie überall den Gedanken des Rechtes verfälschte; den Pazifisten, der zu Kriegsbeginn den „Staatenbund“ in seinen Vorlesungen zu propagieren wagte; den Denker voll eiserner Logik, in dessen System kein Mathematiker etwas zu tadeln findet, und dessen ethisch-revolutionäre Entschiedenheit bis jetzt nur den Reaktionären unangenehm aufgefallen ist – diesen Denker und seine Anhängerschaft vertreibt man?

Die Sozialdemokratie schwört heute nicht mehr auf Marx, wenn es um den Gedanken des „Klassenkampfes“ geht. Sie ist klassenfriedlich geworden. Aber sie schwört auf die Vokabel der „oekonomischen Geschichtsauffassung“ und vertreibt die Ethiker, die ihr Tun vor dem Richterstuhl der ewigen Vernunft rechtfertigen. Die Sozialdemokratie hat den Platon aus ihren Reihen gestoßen. Oder sie ist im Begriff, es zu tun. Wer es gut mit ihr meint, erhebt seine Stimme dagegen. Eine Partei, die ihre großen Denker verstößt, begibt sich selbst in Gefahr, den intellektuellen Kredit zu verlieren. Zumal wenn dieser Denker, wie es hier der Fall, ein Märtyrer der großen Ideen ist, um derentwillen allein eine sozialistische Partei eine Kulturangelegenheit ist.

Französisches Militärgericht in Paris von Ignaz Wrobel

Conseil de Guerre. Ein kleiner Saal mit kahlen Wänden, der einzige Schmuck ist eine alte Wanduhr. Die Fenster sind grün verhangen, der Zuschauerraum ist durch Eisenstangen abgeteilt. Hinten an der Wand, dem Gerichtshof gegenüber, eine lange Bank mit sechs Soldaten darauf. Das Ganze liegt im Militargefängnis zu Paris.

Das Gericht besteht aus dem Vorsitzenden und sechs Dienstgraden in verschiedenen Uniformen. Die Gesichter sind – mit einer Ausnahme – anständig; immerhin ist in den Augen meist Etwas, das einen den Wunsch aussprechen läßt, mit den Herren dienstlich und zu Kriegszeiten lieber nichts zu tun zu haben... Links der Staatsanwalt, le commissaire du gouvernement, ein dicker, hindenburgartiger Mann mit einem leichten Tick in den Schultern; neben ihm der greffier, ein Mann mit merkwürdig kleinem Hinterkopf. Das, was man in Deutschland gern als „Kasernenfresse“ bezeichnet, ist hier seltner. Rechts der Angeklagte, und zwar einer in Zivil. Hinter ihm sein Verteidiger und die der nächsten Affären – drei in Zivil, einer in Uniform.

Die französischen Militärgerichte richten sich in ihrer Zusammensetzung nach dem Grade des Angeklagten; in Verhandlungen der Art, wie ich sie mitansah, sitzen gewöhnlich 1 Colonel oder 1 Lieutenant-Colonel als Vorsitzender, 1 Bataillonschef, 2 Capitaines, 1 Lieutenant, 1 Unterlieutenant und 1 Unteroffizier als Beisitzer. Das ist die Regel. Es gibt ein Revisionsrecht an die Conseils de revision. Revisionsgründe sind: Bestimmungswidrige Zusammensetzung des Gerichts; Kompetenzfehler; gesetzwidrig ausgesprochene Strafe; Verkennung des Delikts; Formfehler; Beschränkung der Verteidigung oder der gesetzlichen Machtbefugnisse des Staatsanwalts durch das Gericht. Die nächste Instanz, die Cour de Cassation, kann nur bei Inkompetenz angerufen werden. Die Strafen sind die in Militärkoden üblichen: wie so oft liegt auch hier der Schwerpunkt in den Ausführungsbestimmungen.

Verletzung der Dienstpflicht. Der greffier verliest den Eröffnungsbeschluß und den aufgenommenen Tatbestand. Der Vorsitzende: „Was haben Sie zu Ihrer Verteidigung anzugeben?“ Der Angeklagte spricht leise. Er habe seine Adresse nicht absichtlich verschwiegen, er habe nicht gewußt... Das Verhandlungstempo ist eilig, diese Sachen benötigen allerdings keiner Zeugen; das Verfahren ist insofern nicht rein mündlich, als sehr stark auf den Inhalt der Akten Bezug genommen wird, die nicht alle herangezogen werden. Der Ton ist von allen Seiten konziliant; nirgends mit dem vieler deutschen Strafkammern zu vergleichen, wo das persönlich ungehörige Verhalten des Richters sofort zeigt, auf welcher Seite er steht. Das Verhör hat noch keine fünf Minuten gedauert, sämtliche Beteiligte verzichten aufs Wort. Der Staatsanwalt.

Der dicke Mann hebt sich langsam hoch, steht da wie ein Turm und hält ein maßvolles Plaidoyer. Er scheint seiner Leute sehr sicher zu sein. Ein Strafmaß beantragt er nicht. Der Ver-

teidiger spricht, nicht sehr Erhebliches. Der Angeklagte? Nichts? Der Gerichtshof erhebt sich. Hinten die Wache auch: ein halblautes Kommando, sie präsentiert. Der Gerichtshof zieht sich zurück. Fünf Minuten Pause.

Dann klingelt es, die Wache ruckt hoch, macht die Ehrenbezeugung, die Richter treten ein. Bleiben stehen. „Au nom du Peuple Français...“ Sieben weiße Handschuhe fahren flüchtig an die Mützen, und dann eine lange Formel, die stereotyp abgelesen wird – dann die Strafe: drei Monate Gefängnis. la séance continue.

Die Fälle klappern automatisch ab. Es sind meist arme Teufel von Proletariern, die da stehen, und von denen die Mehrzahl sich ihrer Dienstpflicht durch fehlende Anmeldung, Flucht und Ausflüchte entzogen haben soll. Die Strafen bewegen sich in einem Ausmaß von drei bis neun Monaten, je nach dem Vorleben und den Vorstrafen. Manche weinen, fast Alle haben diese seltsame Angewohnheit so vieler Menschen, in Augenblicken stummer Erregung mit den Kiefern lautlos zu arbeiten... Nach dem Verhör und den Plaidoyers werden sie wieder ins Gefängnis abgeführt: das Urteil wird ihnen später verkündet, eine arge Quälerei.

Nun eine Uniform auf der Anklagebank, eine lehmbraune, Soldat de deuxième classe. Hat sich gut geführt, bis er eine Lues attrappiert hat, wird von den Kameraden fortan gemieden und gehänselt, begeht Fahnenflucht und wird gefaßt, als er in den Straßen von Paris herumzigeunert. Bei der Verhaftung durch zwei Unteroffiziere das typische und historische Geschimpfe: „Ah – les vaches! Ils m’arrêtent lorsque je n’ai rien fait!“ Les vaches... Es ist eigentlich unvorstellbar, wie man durch die traditionell harten Urteile die Bedeutung dieses Schimpfwortes so durch die Jahrzehnte retten kann. Aber es ist – gegen Schutzleute und Unteroffiziere des Heeres ausgesprochen – die tödlichste Beleidigung, die nie verziehen wird. Sechs Monate.

Und dann zwei Fälle, die aufhorchen machen.

Im Jahre 1915 ist ein französischer Soldat in die Schweiz desertiert. Er lebte dort schon vor dem Kriege, war mit einer Deutsch-Schweizerin verheiratet und rückte artig und gehorsam im Jahre 1914 ein, um auch für sein Teil das Vaterland gegen das Vaterland zu schützen. Im Jahre 1915 verwundet, bittet er um Urlaub, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Man verweigert ihm das. Nun reißt er vom Lazarett aus, geht zu seiner Frau, wird nicht mehr fortgelassen oder bleibt freiwillig – kurz; er sieht sich den Krieg von einem Platz aus an, wo sonst nur Prediger, höhere Generalstabsoffiziere und Industrielle sitzen. Nach zehn Jahren – im Jahre 1925 – stellt er sich dem französischen Konsul in Lausanne. Was den Mann dazu bewogen haben kann, bleibt unverständlich. Reue? Spekulation, begnadigt zu werden? Der Wunsch, nach Frankreich zurückzukehren, was ihm bis dahin verwehrt war? Nescio.

Der Mann weint. Der Verteidiger macht geltend, daß seine Frau, die Deutsch-Schweizerin, seine fünf Kinder deutsch erzogen habe, daß diese Kinder, wenn der Mann (was er als

Deserteur aber nicht kann) ihre französische Staatsangehörigkeit nicht beim Konsul reklamiert, Schweizer werden, die Frau will das auch – kurz: er macht in nicht ungeschickter Weise Alles geltend, was seinen Klienten in den Augen der Gestrengen als „bon garçon“ erscheinen lassen kann... Das hat Erfolg: sechs Monate.

Der Nächste hats nicht so gut. Er ist einer von den Vielen, die wegen Desertion zu einer formation pénitentiaire verdonnert wurden, also einer Art Strafbataillon, deren schlimme Geschichte in Marokko, in „Biribi“ liegt, eine Kulturwidrigkeit, die auch der tapferste Kampf französischer Sozialisten und der französischen Liga für Menschenrechte bisher noch nicht hat ausrotten können.

Vergebens macht der – diesmal uniformierte – Verteidiger geltend, daß der Mann, wird er wieder ins Gefängnis geschickt, unfehlbar in den Abgrund taumelt, besinnungslos von den vielen Strafen, unfähig, sich den neuen Qualen anders zu entziehen als dadurch, daß er neue Straftaten begeht; vergebens macht er auf das Alter des Mannes aufmerksam, dem höchstens noch durch die Möglichkeit, sich in anständiger Umgebung zu bessern, geholfen werden kann – man wandelt sich nicht mehr mit vierundvierzig Jahren – ; vergebens bietet er im Namen des Angeklagten freiwillige Meldung nach Marokko an: es hilft nichts. Zwei Jahre. Der Mann ist erledigt.

Diese Verhandlung ging in dem sanftesten Tone der Welt vor sich. Niemand schnauzte den Angeklagten an, er wurde fast freundlich behandelt. Das Urteil knallte wie ein Hieb herunter; der Verteidiger bekam einen roten Kopf und ging frische Luft schöpfen. Der Angeklagte saß schon wieder in seiner Zelle. La séance continue.

*

Militärgerichte sind Zweckeinrichtungen, ihre Urteile sind als administrative Maßnahmen zu werten. Es ist in Deutschland besonders gegen die französischen Kriegsgerichte sehr viel gewettert worden, als sie im besetzten Gebiet funktionierten. Was Schlageter angeht, so haben sie recht getan – und im übrigen ist Militärjustiz in allen Fällen vom Übel: nicht nur, weil sie vom Militär kommt, soadern weil sie sich als Justiz gibt, was sie niemals sein kann.

Nun halte ich aber diese braven Bürgerproteste gegen die Justiz andrer Länder in den meisten Fällen für feige, leer, zu Nichts verpflichtend. Es gehört gar kein Mut dazu, als Franzose gegen die diktatorische Innenpolitik Primo de Riveras, als Deutscher gegen Horthy und als Oesterreicher gegen die Bolschewisten zu manifestieren – es ist viel schwieriger, gegen das Wüten der Justiz im eignen Lande wirksam etwas zu sagen, ohne ihr in die Finger zu fallen. Aber es ist Pflicht.

Wer so viel auf dem Buckel hat wie die Scheindemokratien Europas, sollte sich um sich selbst kümmern. Daß Zankoff ein politischer Lump ist, ist nicht diskutierbar – aber was haben wir?

Wir hatten die Militärgerichte und haben sie innerhalb der Reichswehr noch. Wir haben – was viel gefährlicher ist –

eine Rechtsprechung in politischen Strafprozessen, die es in Voruntersuchung, Verhandlungsführung und Richtervorbildung mit jeder Auslandsjustiz im schlimmsten Sinne aufnimmt. Und wir haben das Reichsgericht.

Was da — fast unbeachtet von der Öffentlichkeit — allmonatlich an Urteilen in den sogenannten „Spionageprozessen" geleistet wird, spottet jeder Beschreibung. Heute noch, nach so langer Zeit, werden Kriegsurteile gefällt, die an Härte und an Begründung nichts zu wünschen lassen. Die Verhandlungen finden mit vollem Recht unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt, und es hagelt nur so: zehn Jahre Zuchthaus, acht Jahre Zuchthaus, fünfzehn Jahre Zuchthaus...
Nun ist außerordentlich schwer, sich der Opfer anzunehmen, weil die meisten wirklich Dreck am Stecken haben, weil dieses Milieu trübe ist, weil es sich nicht um Fechenbach oder um Leviné handelt. Aber die Strafen stehen zu den Straftaten in keinem Verhältnis, sie sind mit einem bösen Coeffizienten multipliziert worden: mit dem Patriotismus der Richter. Daß sechs Jahre nach dem Krieg Einer — Heinrich Wandt — verurteilt worden ist, und zu sechs Jahren Zuchthaus, weil er Belgier kompromittiert hat, die nun ihrerseits wieder durch flämische Sonderbestrebungen ihr „Vaterland" verraten haben sollen, wurde damit begründet, daß die Verwertung dieser Bestrebungen dem deutschen Staat eines Tages noch nützlich sein könnte... ein durchaus richtiges Prognostikon. Wir haben also allen Anlaß, vor unsrer eignen Tür zu kehren. Die französischen Militärgerichte zu bekämpfen, ist Sache der Franzosen.

Hier in Paris und dort in Leipzig verteidigen sich die Angeklagten gewöhnlich damit, daß sie sagen, sie seien an sich gute Patrioten, wie das Gesetz es befahl, sie seien nur gestrauchelt, ein Mißverständnis... das heißt: sie erkennen die Prinzipien der Richter als bindend an, versuchen aber, sich zu exkulpieren. Einer hat eine rühmliche Ausnahme gemacht.

Hölz hat die Sittengesetze negiert, die Jene verkünden. Neben wenigen Andern hat er den bewundernswerten Mut gehabt, den Vorwurf „Verräter", dem Sinne nach, mit der ins Schwarze treffenden Antwort eines französischen Kommunisten zurückzuweisen: „Ich habe Ihnen nichts versprochen, was ich verraten könnte!"

Und weil es Kriegsgerichte in Zivil gibt, weil der Talar den Richter äußerlich verkleidet, ohne ihn innerlich zu wandeln — weshalb denn auch mit Recht die Hosenbeine unten herausgucken und der Kopf oben — , deshalb sind die Sprüche dieser Leute so zu werten, wie sie abgegeben werden: als notwendige, rein administrative Abwehrmaßnahmen gegen die einzige wirkliche Gefahr, die diese Demokratien bedroht. Der äußere Feind bestärkt sie. Der innere will sie auflösen. So binden sie sich den Talar um, legen eine Mullbinde um die Augen, durch die man Alless genau erkennen kann, und sprechen Recht. Es sollte ihnen gesprochen werden. Und es wird ihnen eines Tages gesprochen werden.

La séance continue.

XII.

Die Kanzler des Krieges

Bethmann Hollweg

Ein Bekannter Richard Wittings bewohnte ein Haus, von dem aus er in den Reichskanzlergarten blicken konnte. Da er nichts zu tun hatte, füllte er seine Zeit mit der Beobachtung des Gartens und seiner Besucher aus. Wilhelm II. hatte die Gewohnheit, die Hauptregierungsgeschäfte beim Promenieren mit dem jeweiligen Reichskanzler zu erledigen. Die Skizze, die der Beobachter von den vier Nachfolgern Bismarcks entwarf, sah so aus:

Caprivi: Steif ging er neben dem Kaiser und legte von Zeit zu Zeit militärisch salutierend die Hand an die Schläfe. Jeder Wunsch war ihm natürlich Befehl. Er war ganz General.

Hohenlohe: Immer schweigend schritt der kleine alte Herr mit unbewegtem Gesicht neben seinem lebhaft gestikulierenden Neffen her. Er widersprach nicht. Er stimmte auch nicht zu. Nachher setzte er sich hin und entwickelte in einem sechzehn Seiten langen Brief seine den kaiserlichen meist diametral entgegengesetzten Ansichten.

Bülow: Mit ewigem Lächeln begleitete der gewandte Diplomat seinen kaiserlichen Herrn. Sein Widerspruch war ebenso verbindlich wie seine Zustimmung und setzte sich zuletzt immer in Zustimmung um.

Bethmann: Von dem konnte man eigentlich nie das Gesicht sehen, sondern immer nur den Gegenpol, so tief verneigte er sich vor dem Allerhöchsten.

Über kaum einen Menschen differierten die Ansichten selbst einander nächststehender Personen so wie über Bethmann Hollweg. Hans Leuß konnte sich gar nicht genug tun, ihn immer wieder als ein Muster von Rechtschaffenheit und Redlichkeit zu preisen. Ioh denke erheblich skeptischer über ihn. Aber ich gebe zu, daß es schwer ist, ein objektives Urteil über ihn zu fällen. Er war eben eine komplizierte Natur.

Als Sproß einer alten Bankiersfamilie aus Frankfurt am Main stand er hoch über dem Niveau des ostelbischen Junkertums. Doch hatte das Gutsherrntum von Hohenfinow im Kreise Niederbarnim mehr auf ihn abgefärbt, als seinen staatsmännischen Leistungen gut war. Er wußte fast immer, was not tat. Aber er hatte fast nie die Energie, das Notwendigste gegen die reaktionären Widerstände durchzusetzen.

Dem Kaiser gegenüber hatte er keinen Willen. Er war freilich von vorn herein in einer falschen Position, weil er die Nachfolge Bülows angenommen hatte, obwohl dieser doch nur wegen seiner begründeten Kritik an Wilhelm II. bei der Daily-Telegraph-Affäre gestürzt worden war. Wenn Einer den Krieg nicht gewollt hat, so war es Bethmann. Kniefällig soll er den Kaiser beschworen haben, die verhängnisvollen Kriegserklärun-

gen nicht zu erlassen, Aber nie dachte er auch nur daran, mit seiner Demission zu drohen.

Dieser in seiner Art bedeutende Staatsmann hatte jenen Respekt vor der Uniform, den ein Nicht-Preuße einfach nicht versteht. Bei allen feierlichen Gelegenheiten trug er selbst Uniform. Und bei allen entscheidenden Gelegenheiten unterwarf er sich, wider sein eignes besseres Wissen, dem Willen des Kaisers, dem Willen der Generale. So, als er die ruchlose Instruktion an Herrn v. Schön gab, für den Fall der Neutralitätserklärung Frankreichs die Besetzung von Toul und Verdun zu fordern. So, als er den vom Generalstab geforderten Kriegserklärungen zustimmte. So, als er in den Neutralitätsbruch gegenüber Belgien willigte. So, als er den von ihm für verhängnisvoll gehaltenen uneingeschränkten U-Boot-Krieg erklären ließ.

Warum demissionierte er nicht wenigstens im Januar 1917, als er mit seinen Bedenken gegen den verschärften U-Boot-Krieg unterlag? Er riskierte nicht einmal den Versuch, das große Unheil durch seinen Abschied hintanzuhalten. Denn – und das war vielleicht seine größte Schwäche – er hielt sich für unentbehrlich, für unersetzlich!

Während seiner ganzen Amtszeit saß er zwischen zwei Stühlen.

Die entschiedene Linke konnte ihm seine Schwäche gegen Wilhelm und die Militärs nicht verzeihen. Aber sie bekämpfte ihn als anständigen Menschen mit anständigen Mitteln.

Die Rechte haßte ihn wegen seiner Vernunft und Einsicht. Sie hat ihm nie verziehen, daß er am 4. August 1914 ehrlich das Unrecht gegenüber Belgien zugab. Sie hat ihm noch weniger verziehen, daß er sich immer geweigert hat, irgendein wahnsinniges Annexionsprogramm als Kriegsziel zu proklamieren. Sie tat Alles, um ihn zu stürzen, öffentlich und noch mehr im Geheimen. Typisch für die Gesinnung der Rechten war die Duellforderung, die ihm Kapp 1915 zustellen ließ.

Die Tragik in Bethmanns Schicksal liegt darin, daß er 1917 grade in dem Augenblick gestürzt wurde, wo der Reichstag endlich für seine vernünftige Politik reif geworden war, wie die Annahme der Friedensresolution bewies. Er fiel, weil der Kronprinz verstanden hatte, in Einzelunterredungen maßgebende Parteiführer gegen ihn aufzuputschen. Er fiel, weil die Oberste Heeres-Leitung, die mit Ludendorff ganz ins völkische Fahrwasser geraten war, seinen Rücktritt mit den schärfsten Druckmitteln erzwang.

Auf der Redaktion der Täglichen Rundschau ist bald nach seinem Sturz ein Brief verlesen worden, den Herr v. Hindenburg an den Verfasser eines Buches über Kurland geschrieben hatte. In diesem Brief kam die Stelle vor: „Nachdem das Hauptübel, Bethmann, beseitigt ist.“

Michaelis

Bethmanns Nachfolger zog als Vertrauensmann der Obersten Heeres-Leitung und nur als ihr Vertrauensmann in das Kanzlerpalais ein. Seiner staatsmännischen Fähigkeiten hatte

man sich nicht vergewissert, nur seiner unbedingten Fügsamkeit gegenüber den heimlichen Regenten Deutschlands.

Als Mitglied des Kriegsauschusses für Konsumenten-Interessen hatte ich wiederholt mit ihm amtlich zu tun gehabt und ihn dabei von seiner besten Seite kennen gelernt. Als Leiter des Ernährungswesens war er ein musterhaft unparteiischer und pflichteifriger Beamter gewesen. Er schien wirklich kein Ansehen der Person zu kennen und war deshalb bei den agrarischen Führern durchaus nicht beliebt.

Auf Grund dieser meiner Beobachtungen begrüßte ich ihn bei seinem Amtsantritt, obwohl ich nicht verhehlte, daß er den Beweis für die Fähigkeit zur Führung der Außenpolitik erst noch zu erbringen hätte.

Auf diesen meinen Artikel hin empfing ich prompt den Brief eines klugen alten Offiziers: „Lieber Freund, Sie werden Ihren Artikel noch bereuen. Ich kenne diese ganz frommen Leute. Die haben in öffentlichen Angelegenheiten das allerweiteste Gewissen. Wenn sie die Unwahrheit sagen oder sonst etwas Schlechtes tun, lassen sie sich immer von ihrem Gott, wie sie ihn auffassen, absolvieren."

Wie recht hatte der Briefschreiber! Schon nach wenigen Tagen wurde mir meine optimistische Dummheit ad oculos demonstriert.

Herr Michaelis hielt jene berühmte Rede, worin er erklärte, daß er die Friedensresolution unterschreibe, so wie er sie auffasse.

Mit diesem Zusatz von vier Worten war die Friedensresolution des Reichstags vernichtet. Das Ausland wurde von unbegrenztem Mißtrauen gegen die Zwiespältigkeit der deutschen Politik erfüllt.

Alle Friedensfühler wurden zurückgezogen. Es gab damals Friedensmöglichkeiten, wenn auch vielleicht nicht mathematisch nachweisbare. Anregungen waren von England wie vom Papst ausgegangen. Aber die Oberste Heeres-Leitung war nicht zu sprechen, wenn von der bedingungslosen Rückgabe Belgiens die Rede war. Und Michaelis war ihr getreues Sprachrohr.

Michaelis hat in den paar Monaten seiner Amtszeit nur Unheil angerichtet.

Er selbst war durchaus unmilitärisch. Man konnte ihn sich eigentlich nur im schwarzen Bratenrock vorstellen, und die wohlwollendern unter den Abgeordneten nannten ihn den Kanzleivorsteher, die minder wohlwollenden den Kanzleisekretär.

Aber er war militärfromm bis zum Äußersten. Die Oberste Heeres-Leitung hatte ihn zum Kanzler gemacht und damit den vollendeten Beweis für ihre eigne politische Unfähigkeit erbracht. Er vollstreckte die Befehle der Obersten Heeres-Leitung und brachte damit Deutschland ein Riesenstück seinem Verderben näher.

Seine Unzulänglichkeit war so offenkundig, daß keine Partei ihn bedauerte, als er nach wenigen Monaten in der Versenkung verschwand, um sich von nun an seinem eigentlichen Beruf: intensiven Gebetsübungen zu widmen.

Hertling

Sein Nachfolger wurde Graf Hertling, der einst ein kluger Politiker gewesen war. Allerdings zugleich ein Reaktionär. Aber ein katholischer Reaktionär; was immer eine gewisse Abschwächung bedeutet. Die internationalen Verflechtungen des Katholizismus lassen nie das Maß von Borniertheit aufkommen, das lutherischen Reaktionären zu eignen pflegt.

Zwanzig Jahre früher hätte Hertling vielleicht einen gar nicht schlechten Kanzler abgegeben. Aber jetzt war er völlig überaltert und durch fast gänzliche Taubheit noch besonders schwer belastet. Ein zweiter Hohenlohe in verschlimmerter Ausgabe.

Er hat keine nennenswerten Dummheiten gemacht. Er hat überhaupt fast nichts gemacht. Alles ließ er gehen und geschehen. So hatte die Oberste Heeresleitung goldene Tage, um ganz unbehindert ihre politischen Dummheiten auf eigne Rechnung zu machen.

Er sprach selten. Aber wenn er sprach, war es fast regelmäßig das Gegenteil von etwas politisch Nützlichem. So, wenn er Wilson das Recht bestritt, im Namen der Demokratie und der Freiheit zu reden, oder wenn er Belgien als unser Faustpfand bezeichnete.

Besonders verhängnisvoll waren zwei seiner Entschlüsse: Erzbergers Kaltstellung und Kühlmanns Entlassung.

Erzberger hatte im Sommer 1917 den Reichstag auf den Weg zu bringen gewußt, der uns allein vor dem völligen Zusammenbruch bewahren konnte. Hertling als feudaler Rechtskatholik hatte von jeher stärkste Abneigung gegen den etwas formlosen katholischen Demokraten empfunden. Seine unselige Schwerhörigkeit ließ ihn jetzt eine Äußerung Erzbergers mißverstehen, sodaß er ihn von da an immer als „Lügner“ behandelte. Sein Einfluß als Kanzler und Zentrumsführer war so stark, daß Erzberger völlig außer Stand gesetzt wurde, seine gute Politik vom Juli 1917 fortzuführen.

Herr v. Kühlmann war gewiß nicht der Staatssekretär des Auswärtigen, den sich Pazifisten und Demokraten erkoren hätten. Immerhin war er nicht völlig einsichtslos, was in jenen Tagen schon etwas besagen wollte. Aus seiner Erkenntnis der Lage sprach er Anfang Juli 1918 im Reichstag die einfach selbstverständliche Wahrheit aus, daß der Krieg nicht allein mit militärischen Mitteln zu Ende gebracht werden könne.

Die Nationalisten, die in ihrer Beschränktheit von der wirklichen Lage keine Vorstellung hatten, tobten. Und die Oberste Heeres-Leitung, die diesen mildernden Umstand nicht auf ihrer Seite hatte, unterstützte sie in diesem Toben.

Graf Hertling ließ Kühlmann gehen und an seine Stelle den zuverlässigen Reaktionär v. Hintze treten. Der arme alte Mann hatte ja keine Ahnung von dem Stand der Dinge.

Ahnungslos blieb er bis in die letzten Tage seiner Kanzlerschaft im September. So ahnungslos, daß er damals glaubte, den herannahenden Orkan des Volkszorns damit beschwören zu können, daß er seinem Kabinett ein paar neue Männer mit Herrn Stresemann an der Spitze einverleibte.

Max von Baden

Als Matthäi am Letzten war, da glaubte Wilhelm II., einen Prinzen berufen zu müssen, der die Karre doch noch aus dem Dreck ziehen werde.

Allerdings einen Prinzen besonderer Art. Max von Baden galt als der liberalste deutsche Kronensohn, als der typische Vertreter des liberalen „Musterländle“. Er gehörte religiös zu dem Kreise des Dr. Johannes Müller, dem auch Hauptmann v. Beerfelde nahe gestanden hatte. Von Zeit zu Zeit hatte er mit einer Rede all die Leute entzückt, die nichts Erhebenderes kennen, als wenn einmal ein Prinz wie ein halbwegs gebildeter Mensch spricht. Von besonderer Klarheit oder gar programmatischer Schärfe waren diese Reden freilich nie gewesen. Aber das hatte ihrer Wirkung auf jene unpolitischen Kreise keinen Abbruch getan. Im Gegenteil.

Ich habe den Prinzen Max von Baden ohne jede Illusion kommen sehen. Dieser „Retter“ sah mir zu sehr nach einem ethischen Sonntagnachmittagsprediger aus. Und was ich an politischen Äußerungen von ihm kannte, schien mir grade keine Empfehlung für ihn zu sein.

Er hatte in einem Brief an einen Vetter die Friedensresolution des Reichstags mit so unverständigen Worten kritisiert, wie das ein vereidigter Vaterlandsparteiler nicht viel anders hätte tun können.

Er hatte noch am 22. August 1918 das enorme Wort ausgesprochen, die Verfassung Deutschlands ermögliche uns die Selbstbestimmung. Man bedenke: die alte kaiserliche Verfassung, die das Volk von jeder Bestimmung über seine eigne Regierung, ja über die Kriegserklärung ausschloß!

Er hatte bei derselben Gelegenheit erklärt: „Mobherrschaft, Lynchjustiz, Boykott Andersdenkender, und wie die despotischen Gewohnheiten der westlichen Demokratien alle heißen mögen, werden hoffentlich unserm Wesen immer so fern bleiben wie unsrer Sprache.“ Ein völkischer Agitator hätte sich nicht leicht törichter ausdrücken können.

Die Rede, mit der er sich am 9. Oktober als Kanzler einführte, bestätigte meine schlimmsten Befürchtungen. Brachte er doch fertig, in völliger Unkenntnis der Volksstimmung davon zu sprechen, daß „ein enges, treues Verhältnis jeden Deutschen mit seinem Landesherrn verbinde“. Der Mann konnte offenbar aus seiner Prinzenhaut nicht heraus, trotz all seinem scheinbaren Liberalismus.

Seine Taten entsprachen seinen Reden. Ein paar Viertelsreformen wurden angekündigt. Die grauenhafte Willkür der Schutzhaft und des Belagerungszustandes blieb bestehen. Nicht einmal das gleiche Wahlrecht für die Landtage wurde von Reichs wegen in Angriff genommen. Von Amnestie war keine Rede. Mit ein bißchen weißer Salbe glaubte er die tiefen Wunden des Volkskörpers heilen zu können.

Ich zog die Konsequenz aus seinem Verhalten und begann in der ‚Welt am Montag‘ eine systematische Campagne gegen ihn und seine Regierung.

Am 3. November wurde ich in die Reichskanzlei gebeten. Der Kabinettschef Dr. Walter Simons empfing mich und setzte mir auseinander, wie wichtig für die Regierung das Verhalten der Linkspresse sei. Jeder Angriff von rechts sei eine Erleichterung für die Regierung, jeder Angriff von links eine Erschwerung.

Ich fragte: „Ist der Prinz bereit, den Kaiser zur Abdankung zu veranlassen?“ Etwas verlegen lächelnd setzte mir Dr. Simons auseinander, daß er grade als Prinz diesen Schritt nicht gut tun könne. Ich erklärte ihm, daß nach meiner Überzeugung nur noch die rechtzeitige Abdankung die Revolution verhindern könne. Dr. Simons hatte volles Verständnis für die Situation, aber – ein Prinz konnte doch nicht gegen einen Kaiser vorgehen!

So nahm das Schicksal seinen Lauf. Die Kanzlerschaft des Prinzen Max von Baden war nur eine kurze Episode in dem historischen Drama und keine erhebende. Der Mann war seiner Aufgabe ebenso wenig gewachsen gewesen wie irgendein andrer Kriegskanzler.

Fememord und Staatsgerichtshof von * * *

Der Putsch der Schwarzen Reichswehr vom 1. Oktober 1923 wurde vor einem Ausnahmegericht in Cottbus abgeurteilt. Um ein derartiges Vorgehen, das offensichtlich zu einer milden Bestrafung der Umstürzler führen sollte, zu rechtfertigen, wurden durch Ausnahme- und Ermächtigungsgesetze, die von der Reichswehr erwirkt wurden, die Artikel 105 und 106 der Reichsverfassung umgangen. Der Artikel 105 besagt, daß Ausnahmegerichte unstatthaft sind; der Artikel 106 hebt die Militärgerichtsbarkeit in Friedenszeiten auf. Von einem auf Grund des Artikels 108 der Reichsverfassung zu bildenden Staatsgerichtshof wurde kein Gebrauch gemacht. Selbst der Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik blieb unberücksichtigt, obwohl das Gesetz zum Schutze der Republik in den §§ 1 – 8, gegen die die Umstürzler verstoßen haben, ausdrücklich eine Überweisung der Delikte an den Staatsgerichtshof fordert. Eine mit unerhörter Skrupellosigkeit durchgeführte Pressezensur verstand sich darauf, alle Weiterungen gegen das unzweideutige Verhalten der Reichswehrleitung und der Rechtshüter abzuwürgen. So wurde am 5. Oktober 1923 die Berliner Volks-Zeitung kurzerhand auf 14 Tage verboten, weil Otto Lehmann-Rußbüldt in einem Artikel ‚Fridericus Rex, 5. Teil‘ entgegen den offiziösen Mitteilungen zu Recht festgestellt hatte, daß die Küstriner Putscher keine „national-kommunistischen Haufen“, sondern völkische Formationen in regulärer Reichswehruniform gewesen seien.

Es liegt mir fern, alle diese tristen und für die Republik beschämenden Dinge aufzurühren. Die durch die Inflation hervorgerufene politische Spannung des Spätherbstes 1923 mag die Haltung der zuständigen Regierungsstellen beeinflußt haben. Wenn dann auch die schuldigen Reichswehroffiziere, darunter der Küstriner Kommandant Gudovius, die Situation dazu aus-

genutzt haben, sich durch wissentlich falsche Aussagen aus der Klemme zu ziehen, so mag es vergessen sein. Ob die Zeugen vereidigt wurden, weiß ich nicht: hat man sie vereidigt, so dürften einige des Meineids schuldig geworden sein; hat man sie nicht vereidigt, so hat mans ihnen eben leichter gemacht. In unsrer Republik muß man sich an eine parteiische Rechtspflege gewöhnen. Da hilft uns nichts.

Aber das darf uns heute nicht daran hindern, die Frage zu stellen: Warum entschließt man sich nicht dazu, die Fememorde vor dem Staatsgerichtshof zu verhandeln?

In § 13 des Gesetzes zum Schutze der Republik heißt es, daß der Staatsgerichtshof ferner zuständig sei für Handlungen, die mit den nach Absatz 1 zu seiner Zuständigkeit gehörenden Handlungen in tatsächlichem Zusammenhange stehen. Dieser Absatz 1 beansprucht die Zulässigkeit des Staatsgerichtshofs für Hochverrat. Auf Grund der Einschränkung, daß Taten, die ausschließlich gegen die republikanische Verfassung, gegen die Mitglieder einer republikanischen Regierung oder gegen die Landesfarben gerichtet sind, nur auf besondern Antrag vor dem Staatsgerichtshof verhandelt werden können, hat man im Oktober 1923 jene Verschiebung des Küstriner Prozesses nach Cottbus vorgenommen. Und — davon sind wir überzeugt — auch jetzt wird man sich dieser Hintertür bedienen. Durch sie wird Mancher, der als ideeller Anstifter zu Umsturz und Mord bestraft werden müßte und in fast jedem andern Lande der Welt bestraft werden würde, in die von nationalen Ovationen vergoldete Freiheit zurückkehren.

Trotzdem halten wir für unbedingt geboten, hier festzustellen, daß nur eine Gesamtverhandlung der Fememorde von 1923 ausreichenden Aufschluß über die Mordorganisationen der Rechten zu geben vermag. Was unsre Behörden längst erkannt haben, sobald es sich um Prozesse gegen kommunistische Arbeiter handelt.

Von den Morden der Schwarzen Reichswehr konnten bisher in der Öffentlichkeit 10 Fememorde traktiert werden, zu denen ohne Zweifel noch eine größere Anzahl bisher unbekannter Verbrechen kommen dürfte. Von diesen Morden ist nur der Mord an Holz vor dem erweiterten Schwurgericht in Schwerin abgeurteilt worden.

Im November soll dort die Ermordung des Ehrhardt-Manns Beyer verhandelt werden. In Berlin und Landsberg schweben Verfahren, die noch nicht annähernd zum Abschluß gekommen sind. Dabei ist in den Voruntersuchungen festgestellt worden, daß eine Verbindung zwischen den verschiedenen Morden infolge der Identität der Anstifter und Mörder besteht. Nur aus diesem Grunde hat der Untersuchungsrichter von Landsberg, Landgerichtsrat Braune, an dem Schweriner Mordprozeß teilgenommen, nur aus diesem Grunde findet ein ständiger Austausch der Inhaftierten zwischen den einzelnen Untersuchungsgerichten statt. Welch ein Aufwand von Kosten und Zeit, ganz zu schweigen von den Flucht- und Verabredungsmöglichkeiten, die den Angeklagten bei ihren ständigen Reisen naturgemäß gegeben werden!

Wenn man all diese Dinge berücksichtigt und weiter bedenkt, daß die noch freien Offiziere der Schwarzen Reichswehr, insbesondere der Oberleutnant Eisenbeck, keine Mittel scheuen, die Zeugen für die Mordprozesse zu einer einheitlichen, übereinstimmenden und entlastenden Aussage zu bringen, so muß sehr befremden, daß die maßgebenden Regierungsstellen nicht schon längst eine Überweisung des Prozesses an den Staatsgerichtshof veranlaßt haben. Die Fememorde, die unbedingt in einem tatsächlichen Zusammenhang mit dem Hochverrat der Schwarzen Reichswehr gestanden haben, müssen endlich ausreichend gesühnt werden, und das ist schnell und zuverlässig nur vor dem Staatsgerichtshof möglich. Oder fürchtet unsre republikanische Regierung, bei einer solchen Verhandlung feststellen zu müssen, daß maßgebende Persönlichkeiten und ganze Behörden mit strafbar sind? Fürchtet sie, daß der-Hochverrat von 1923 im Wehrkreis III neu aufgerollt werden muß? Fürchtet sie sich vor der Verantwortung?
Dann allerdings sind Verhandlungen in kleinen Landstädtchen unter Ausschluß der Öffentlichkeit mit deutschnationalen Richtern und Staatsanwälten praktischer. Dann allerdings...

Mit Gott für Hitler und Vaterland!

Im Sommer und Herbst 1923 wurden die Hitler-Banden von Offizieren und Unteroffizieren der Reichswehr für den Putsch gedrillt, der am 8. und 9. November in München stattfand. Aber die Lage war verändert. Die „besten Instruktoren“ schossen ihre gelehrigen Rekruten nieder. Zum zweiten Jahrestag dieses Ereignisses stehe hier eine Kundgebung des Führers Hitler.

Bataillonsbefehl vom 17. 10. 23 Nr. 76

Sonderbefehl für das III. Bataillon

Betreffs: Ausbildung

Mit Genehmigung des Reichsgruppenkommandos wird die militärische Ausbildung des 3. Batl. in Angriff genommen.

1. Ort der Ausbildung: Kaserne des Eisenbahnerbataillons (verlängerte äußere Dachauerstraße).

2. Ausbildungstage: Jeden Dienstag und Freitag. Beginn Dienstag, den 23. 10. 23. Bei etwaiger Änderung folgt besonderer Befehl.

3. Eintreffen der Sturmleute: Jeweils punkt 8 Uhr in der Eisenbahnerkaserne.

4. Anzug: Sturmleute, die im Besitze einer feldgrauen Uniform sind, haben in derselben zu erscheinen, jedoch ohne Sturmmütze und ohne Parteiabzeichen. Koppel hat jeder Sturmmann mitzubringen. Für die Sturmleute die nicht im Besitze einer feldgrauen Montur sind, wird solche

aus dem Bestand der Reichswehr

auf die Dauer der Übungsstunden leihweise gestellt. Diese werden in Gegenwart des Kammerfeldwebels Schwarzmann des III. Batl. in der Kammer empfangen und sind bei demselben wieder abzuliefern. Ich brauche hier nicht besonders an

die Ehrenhaftigkeit der Sturmleute appellieren. Gegen Übergriffe werde ich schärfstens einschreiten.

5. Antreten zu den Übungen: Jeweils 8.20 Uhr abends im Kasernenhof. Die Komp.-Feldwebel verlesen die Präsenzlisten, melden hierauf ihrem Kompanieführer die Stärke und dieser gibt dann die Stärke an das Batl. weiter.

6. Ausbildungsorgane:

Diese werden durch die Reichswehr gestellt
und bestehen aus Offizieren und Unteroffizieren. Dieselben sind aus den besten Instruktoren und Ausbildern zusammengesetzt. Eine gute Ausbildung ist also von dieser Seite gewährleistet. Mit diesen Herren zusammen arbeiten die Führer der Kompagnien.

7. Vorerst findet 4 Wochen lang nur eine reine Inf.-Ausbildung statt, anschließend hieran Spezialausbildung.

8. Schluß der Ühung: Jeweils abends 10 Uhr. Bei besonders guter Exerzierleistung des Batl. Zusammensein in der Kantine. Um punkt 11 Uhr abends muß der letzte Sturmmann die Kaserne verlassen haben.

9. Antretende Stärke der Kompagnien:

9. Kompagnie	72 Mann
10.	62
11.	100
12.	34
T. A.	37
2. K.	48
	353 Mann Stärke des III. Batl.

10. Ausweis: Die Sturmleute erhalten einen Ausweis, der sie berechtigt, die Eisenbahnerkaserne jeden Dienstag und Freitag von 7.30 Uhr abends bis 11 Uhr zu betreten. Diese Ausweise sind von den Komp. auszufertigen.

Die Zahl der Ausweise für die Kompagnie ist gleich der Zahl der Antretenden der Kompagnie (wie unter 9.) und gehen den Kompagnien die dementsprechende Anzahl auszufüllender Ausweiskarten hiermit zu.

11. Gleichzeitig mit der Einreichung der Ausweise zur Stempelung und Unterschrift – die Ausgabe der Ausweise erfolgt am Dienstag, den 23. 10. 23 in der Eisenbahnerkaserne bei der Verpflichtung – haben die Kompagnien eine alphabetisch geordnete Liste gemäß ihrer Stärke nach Ziffer 9 einzureichen.

12. Die Ausweiskarten und die alphabetischen Listen der Kompagnien haben unbedingt bis Freitag, den 19. Oktober 23, abends 6 Uhr in meinem Besitze zu sein, da ich dieselben Freitag abends noch
bei der Reichswehr
aufliefern muß. Ich befehle die genaueste Einhaltung dieses Termins. Entschuldigung kommt nicht in Frage.

13. Benehmen in der Kaserne, Grußpflicht: Nach Betreten der Kaserne sind von den Sturmleuten in Zivil
die Offiziere der Reichswehr

durch Hutabnehmen, von den Sturmleuten in Uniform die Offiziere und Unteroffiziere der R.W. durch Handaufnehmen bzw. Stillstehen unbedingt zu grüßen. Die Offiziere grüßen ihrem Rang entsprechend kameradschaftlich. Der Ranggeringere eben zuerst den Rangältern.

Nach dem Exerzieren sind die Gewehre etc. jeweils wieder tadellos instandzusetzen. Die geliehenen Uniformen sind sauber geputzt auf ihre Plätze zu hängen. Hierfür sind die Kompagnieführer verantwortlich.

15. Waffenoffizier des Batl. ist Lt. Mayerhofer, Adjutant des III. Batl.

Ich erwarte, daß die Kompagnien tadellos ihren militärischen Dienstobliegenheiten entsprechen und eben auf diese Art mitarbeiten an dem Wehrhaftigkeitsgedanken, denn wer jetzt nicht zieht, muß bei einer kommenden Wehrpflicht ziehen und diese bleibt nicht mehr lange aus. Die Studentenkorporationen haben sich bereits hierzu verpflichtet unter Ausschluß eines jeden, der sich nicht schon jetzt der militär. Ausbildung unterwirft.

Also fest zusammengehalten mit dem Ruf: Mit Gott für Hitler und Vaterland!

gez. Schwarzmann F. d. R.

gez. Knauth, Oberleutnant u. stellv. Bataillonsführer

Rechnung; Gegenrechnung, Abrechnung von Hans Natonek

Ich hege Taubenmut, mir fehlts an Galle,
die bitter macht den Druck, sonst hätt' ich längst...
Hamlet

Am Ende des blutigsten Krieges aller Zeiten stand die unblutigste Revolution aller Zeiten. Es wird nun schrecklich offenbar, daß uns ihre Humanität teuer zu stehen kommt. Die Revolutionen, die Königsblut haben fließen lassen, wußten wohl, was sie taten. Wir aber haben nicht einmal die unblutigen Möglichkeiten begriffen, einen Königstraum endgültig zu begraben. Zwischen der Ausrottung der Zaren-Dynastie und einer formalen Abdankung, der die geistige nicht folgt, gibt es allerlei gangbare Zwischenstufen. Und just diese hat der Stolperschritt der deutschen Revolution verfehlt. Nun wird ihr für ihre Hochherzigkeit – man kann anämische Schlaffheit auch so benennen – die Rechnung präsentiert, die die souveräne Frechheit aufgestellt hat.

Diese Rechnung ist in den sieben Jahren der Schwächen und Sünden der Republik ins Gigantische gewachsen. Nur in einer Republik, die die Diener der Monarchie in Amt und Ehren ließ und die Republikaner verfolgte, nur in einer Republik, in der die ehemaligen Generäle vor der Wehr des Reiches an die Treue zum Monarchen appellieren dürfen, nur in dieser Republik der ungesühnten Morde konnte die Dynastie dem Staat eine Rechnung von einer Milliarde Goldmark vorzulegen wagen. Der Schuldner, der den Gläubiger ruiniert hat,

fordert sein gemessenes Teil an der Konkursmasse! Der schuldigste Dynast, der je ein Land ruiniert hat und froh sein sollte, dem Strafgericht entgangen zu sein, läuft selber zu Gericht und findet Richter in Preußen! In dieser Republik wird der Angeklagte, dem leider nie der Prozeß gemacht worden ist, zum Kläger, der ihn gewinnen wird. In dieser Republik hört selbst der abgedankte Monarch nicht auf, das Land zu ruinieren.

Sieben Jahre nach der Revolution fühlt sich die Dynastie stark genug und glaubt die Republik schwach genug, um das Staatsvermögen zurückzufordern. Und die Gerichte dieses Staates werden sich in den Vergleichsverhandlungen auf juristische Feinheiten und Unterscheidungen wie Kronfideikommißvermögen und dynastisches Privatvermögen einlassen. Man wird handeln, statt zu handeln, man wird eine Abfindung anbieten, anstatt eine Abfuhr zu geben. Man wird nicht fragen: Wie ist dieser Riesenbesitz der Dynastie, die 400 000 Morgen Land mit Schlössern, Burgen, Theatern, Gemäldegalerien im Gesamtwert von einer Milliarde Goldmark umfaßt, erworben worden? Wie kommt solch phantastisches Gottesgnaden-Vermögen zustande, da eine Dynastie doch kein Produktivunternehmen ist? Man wird den Hohenzollern vermutlich eine Entschädigungssumme von 500 Millionen Mark zuerkennen. Und die Steuerzahler, die diesen Besitz geschaffen haben, und deren zerstörtes Vermögen vom gleichen Staat mit höchstens 5 Prozent aufgewertet wird, werden nicht murren? Und es wird in dieser Republik wirklich Niemand, Niemand die schreckliche Gegenrechnung aufstellen, was der letzte Hohenzoller dem Reich gekostet hat? Und diese Abrechnung wird nicht ergeben, daß der Monarch dem Staat, der durch ihn schuldig geworden ist, weit mehr schuldet, als jener von uns fordert?

Ach nein, die deutsche Republik rechnet nicht ab. Wir hegen Taubenmut, uns fehlts an Galle, die bitter macht den Druck, sonst hätten wir...

Der Dank des Vaterlandes ist Euch gewiß

Wie im Vorjahre wird auch dieses Jahr im Dezember eine Ehrengabe an Kriegsveteranen in Höhe von 20 Mark ausgezahlt werden. Anspruch darauf haben die Teilnehmer an den Feldzügen 1864, 1866 und 1870/71, soweit sie nicht mehr als 125 Mark monatliches Einkommen haben und seit mindestens einem Jahr in Breslau gemeldet sind. Veteranen, die die Zahlung der Ehrengabe noch nicht beantragt haben, können dies bis zum 25. November im Hauptbüro, Rathaus, Zimmer 37 a, unter Vorlegung der Militärpapiere vormittags von 9 bis 12 Uhr tun. Diejenigen, welche die Ehrengabe schon früher erhalten oder beantragt haben, brauchen keinen neuen Antrag zu stellen, auch Wohnungsänderungen nicht anzuzeigen. Anträge, die bis zum 25. November 1925 nicht eingegangen sind, können bei der Zahlung im Dezember nicht mehr berücksichtigt werden. Gesuche, die bis zum 31. März 1926 nicht gestellt werden, müssen für das Rechnungsjahr 1925 abgelehnt werden. Das Geld wird portofrei überwiesen.

Die Unpolitische von Kaspar Hauser

„Ist Frau Zinschmann zu Hause – ?“, fragte der Mann, der geklingelt hatte. Das kleine runde Kind stand da und steckte die Faust in den Mund. „Aaaoobah – “

„Hier hängt se. Wat jibbs ’n – ?“, sagte die Frau des Hauses. Der Mann an der Tür machte eine Art Verbeugung. „Komm Se man rin“, sagte die Frau. „Es is woll weejn den Jas. Ja, bester Herr...!“

„Es ist nicht des Gases wegen“, sagte der Mann und ließ das Hochdeutsch auf der Zunge zergehen. „Ich komme vom Kriegerverein aus – von Vereins wegen, sozusagen. Sie wissen ja, Frau Zinschmann, der Kriegerverein, dem Ihr Mann angehört. Ja, Es ist wegen... Wir haben beschlossen, daß wir eine Umfrage machen, wie die Frauen unsrer alten Kameraden über die Lage denken... Und auch etwaige Beschwerden zu sammeln. In betreffs der politischen Lage. So ist das.“

„Ja, also was diss anjeht“, sagte Frau Zinschmann und jagte die Katze von der Kommode, „mit Polletik befaß’ ick mir ja nun jahnich. In keine Weise. So leid es mir tut. Nehm Se Platz.“

„Unrecht von Ihnen, sehr Unrecht von Ihnen, liebste Frau Zinschmann. Die Politik greift auch in das Leben der Frau tief hinein.“

„Entschuldjn Se man, det ick Ihnen unterbrechen tue – aber wat hier so anjebrannt riecht, det is bloß Milch. Es is bloß Magermilch, aba stinken dut se...! Aber wat wollten Sie sahrn – ?“

„Ich meinte: sie greift hinein. Und seit unser ehrwürdiger Präsident Hindenburg an der Spitze dieses Staatswesens steht, ists besser um uns bestellt.“

„Na ja“, sagte Frau Zinschmann. „Er ist ja auch man erscht kurze Zeit da. Der ewije Wechsel det is ja ooch nischt. Wissen Se, da, wo ick frieha reinejemacht habe, bei Hackekleins, Direktor Hackeklein, Se wern velleicht von den Mann schon jeheert ham – da hatten se ’n Meechen, mit de wahn se ja nu jahnich zefriedn. Also jahnich. Emma hinten und Emma vorn, aber ’t war nischt. Nu ham se doch die Lina jemiet, die, die de da bei Rejierungsrats jedient hatte. Fuffzehn Jahr wah se da – keen Mensch in Hause hätte jedacht, det se da ma wechmachen täte. Denn hatte der Olle Pech, er fiel de Treppe runta und wurde pensioniert, da jing se, Knall und Fall jing se bei Hackekleins. Se saachte: Wen se bekochte, det war se janz eejal. Ja, det is nu die Neie. Aber wissen Se: besser kochn tut se ooch nich.“

„Gewiß sind diese Hausangestellten in ihren Dienstobliegenheiten oft nicht recht zufriedenstellend, wenngleich...“, sagte der Mann. „Immerhin ist ein Mensch wie unser Außenminister Stresemann...“

„Otto!“ schrie Frau Zinschmann durch das offne Fenster. „Wisste runta von de Schaukel! Der Limmel sitzt den janzen Tach nischt wie uff de Schaukel!“ Und, zum Gast gewendet: „Un dabei kann er nich mal richtich schaukeln – ! Aba ich habe Ihn untabrochn!“

„Ich wollte sagen: die Richtlinien unsrer äußern Politik passen sich nur schwer den wirtschaftlichen Belangen an. Der Feindbund... Aber da haben wir ja unsre herrliche Reichswehr mit einem doch recht tatkräftigen Minister und einem Manne, der ihm zur Seite steht...“

Zwei brüllende Kinder brachen ins Zimmer ein. „Mutta! Mutta!“ schrie der größere Junge. „Orje haut ma imma! Er sacht, ick soll mir in Mülleima setzn un die Wacht am Rhein singn! Wie spielen Soldatn. Ick will aba nich in Mülleima sitzn, Mutta – !“ „Woso läßt du dir’n det jefalln, du oller Dösknochen! Oller Schlappschwanz – do!“ Der Junge zog ein kräftiges Licht hoch und sagte: „Wo er doch mein Vorjesetzta is – “

„Entschuldjen Se man“, sagte Frau Zinschmann und warf die Jöhren wieder heraus. „Son langer Lulatsch und noch so dammlich, Herrjott – ! Wie meintn Sie soehmt?“

„Ja, sehen Sie, Frau Zinschmann, es ist ja Vieles faul in dieser – ehüm – Republik. Aber, Gottseidank, unser altes preußisches Richtertum, das hält doch noch stand. Das hält stand.“

„Ach, hörn Se mal,“ sagte Frau Zinschmann, „wo Se nu doch vom Vaein sind – könn Se ma da valleicht ’n Rat jehm...? Also – da is doch det Frollein Hauschke, die von dritten Stock. Wissen Se, wat die is? Wo wir hier allein sind, kann icks Ihnen ja sahrn: also eine janz jeweehnliche, also det is Eine, die, wissen Se, wenn da Ena kommt und – also so Eene is det. Und nu, seit eine ßwei, drei Jahren – da tut sie so fein und tritt uff int Haus und hat sich feine Pelze anjeschafft, ick weeß nich, wovon. Na, neilich, wie se hier langjemacht kam, da hab ick se nachjerufn: Ham Se sich man nich so, Sie olle Vohrelscheuche! Ohm ’n Pelz und ’n Ding uffn Kopp – aber unten die alten Beene kucken doch raus! Sahrn Se mal: is det strafbar – ? Newa, det is doch nich strafbar? Wa? Na, wollt ’ck meen...!“

„Ihr Mann hat doch gar keine Verbindung mit den Sozialdemokraten?“, nahm der Vereinsabgesandte das Gespräch wieder auf. „Diese verdammten Roten...“

„Na allemal. Nee – Hujo jeht da nich mehr hin, er saacht, et lohnt nich. Neilich, in die kleene Kneipe, wo se imma ham ihrn Zahlahmt, da ham se Zwei mächtig vahaun – nee, det wahn keene Rotn, det wahrn anständche Jeste. Und vatobackt ham sie die! Au backe. ’n nächsten Morjen ham se noch uff ’n Hof jelejn. Der Wirt wollt se nich so uff de Straße raustrahrn – bei den Hundewetter... Et is ’n Mann mit Herz. Ja, un wissen Se, det Allerkomischste wah: ’n nächsten Morjn, wie sie die Leite jefragt ham: Na, Ihr habt ja orntlich bessogn jestan – da ham die Beedn doch von jahnischt jewußt! Meinen Sie, die wußten det, det sie det Fell volljejerbt bekomm hattn? I! die kam ausn Mustopp. So war det.“

„Ja“, sagte der Mann und trocknete sich mit einem Taschentuch die Stirn. „Die sozialdemokratische Bewegung – das is so eine Sache. Nur gut, daß wir den ehernen Wall der Gutsbesitzer haben! Das Land, Frau Zinschmann! Die preußische, die deutsche Erde!“

„Entschuldjn Se ’n kleen Momang!“, sagte Frau Zinschmann. „Ick heer die Katze wirjn, det Aas hat sich wieda ibafressn. Wissen Se: die frißt, bis se platzt. Und denn schreit se vor Hunger! Wißtu! Husch, husch! Pusch! Wat sagten Sie doch jleich – ?“

„Ja, ich meine: wir wollen zusammenhalten, bis wieder einst bessere Zeiten herankommen, herrliche Zeiten, Frau Zinschmann! Frontgeist wirds schaffen!“

„Na jewiß doch. Na allemal. Da draußn nach den Rummel missn Se jahnich nach hinheern – des sind Messackers ihre, ’ne dolle Bande. Siehm Jungs. Aber ick kenn se: jroße Schnauze un nischt dahinter.“

„Nun, Gott befohlen, Frau Zinschmann! Eine schwarz-weiß-rote Fahne haben Sie doch im Hause?“, fragte der Mann, der schon auf der Treppe stand.

„Ja, Hujo hat eene“, sagte Frau Zinschmann. „Sehn Se sich da draußen vor – det Jeländer is frisch jestrichn, un die alte Farbe kommt imma wida durch. Die neue toocht nischt – es müßte mal ibajestrichn wern! Und nischt fir unjut, Herr Sekatär, nischt für unjut – ! Denn sehn Se mal, also mit Polletik – da befasse ick mir nu jahnich!“

Wallenstein I von Alfred Polgar

Das ‚Lager‘ ist Ouverture auf der Trommel. Gewissermaßen: der Wallenstein-Marsch. Dem Helden voran läuft das volkstümliche Lied vom Helden.

Karlheinz Martin hat Bewegung und Farbe in das übliche Kirchweihfest gebracht. Zwanglos lösten und schlossen sich die Gruppen, wie mit Notwendigkeit, von Wellen des Lagertreibens herangetragen, kamen die einzelnen Sprecher in den Vordergrund und zu Wort, und mit etwas gutem Willen der Phantasie konnte man sich den „furchtbaren Haufen“ einbilden, den die da auf der Bühne des Wiener Deutschen Volkstheaters ausmachten. Das Lager brachte auch dem Kapuziner die Stichworte zu seiner knüttligen Jeremiade: man sah sozusagen den Stegreif, aus dem er sprach. Der Männergesang zum Schluß war hinter die Szene verlegt, aber das Soldatenlied wird sich der Realistik des Lagers nie einfügen lassen, solange man nicht auf Begleitung durch Militärmusik verzichtet. Anderseits: warum sollte man? Es ist ein so schönes Lied, und schmetternder Viervierteltakt tut den Nerven wohl.

Herr Schreiber ist ein Wachtmeister gemütlichen, alten Stils, Herr Loibner nur ein Trompeter und doch bin ich ihm gut, Herr Paryla trägt mit martialischem Anstand den Küraß der Wallonen, die holkischen Jäger Shall und Breuer sind zwei wilde Galanteriedegen, und Fräulein Markus macht frisch und froh die Marketenderin, in deren gestiefeltem Schoß alle Waffengattungen gerne ruhen.

Die ‚Piccolomini‘ spielen sich in stimmungssatten Räumen ab (die Reinhold Schön gebaut hat). Insbesondere der große Saal im Schloß mit seinem vornehmen kalten Marmorweiß und

-grau ist imponierend. Den andern Räumen geben breite, holzbraune Schränke etwas Bureauartiges, Düsteres, Muffliges. Aber das soll gewiß so sein. Hier kann Verrat lauern und Schicksal schleichen.

Den Generals gab Martin lebhafteste, wohl unterschiedene Physiognomien. Von deren Freiluft-Teint sticht der Questenberg des Herrn Lessen durch seine käsige Zivilfarbe (innen wie außen) eindrucksvoll ab. Feldhammer erspielt dem Oktavio Milderungsgründe, indem er ausführlich darstellt, wie der alte Fuchs sich kränkt, daß er das sei, und wie es ihm das Herz abißt, daß er daraus eine Mördergrube machen müsse. Sichtbare Schwierigkeiten bereitet Herrn Feldhammer die Umsetzung seines jugendlichen Temperaments in väterliche Weisheit. In der überreichen Gliederung der Rede steckt etwas Affektiertes, Selbstgefälliges. Ein zeitraubender Nuancen-Stolz.

*

Herzog von Friedland: Albert Bassermann. Ein fürstlich Haupt, Herr und Gebieter nicht von Kaisers Gnaden. Sprache, Miene, Bewegung sind durchaus figurbedingt und -gemäß, lebensklein gewissermaßen, und doch um das entscheidende undefinierbare Etwas über lebensgroß, entrückend die Gestalt aus der Sphäre des Naturwahren in die gültigere der Kunst. Jeder Augenblick, jeder Augen-Blick offenbart Persönlichkeit, jeder Zug im Bilde ist Charakterzug. Eine vollendete darstellerische Leistung, von Geist geadelt, überlegen dem Theater, das, wie wunderlich, wo es so unterliegen darf, seinen totgeglaubten Zauber wieder übt.

Meyerhold von Adolf Behne

Sieht man eine Vorstellung bei Meyerhold, der fünfundzwanzig Jahre als Schauspieler, Regisseur und Dramaturg dem Theater angehört und seit fünf Jahren sein eignes Theater leitet, so fragt man sich, was denn eigentlich von dem, was wir Bühne nennen, hier noch geblieben sei. Grade Das, was wir zu den unentbehrlichsten Requisiten der Bühne zu rechnen gewohnt sind, ist hier radikal ausgemerzt. Es gibt bei Meyerhold keine Dekorationen, keine Kostüme, keine Masken, keine Versatzstücke, keine Kulissen und keine Soffitten, keine bunten Licht- und Farb-Effekte, nicht einmal einen Vorhang oder einen Gong. Wir sehen während der Pausen genau so wie während des Spiels die nackten, gemauerten Wände des Bühnenhauses: ein nüchtern primitiver Arbeitsraum, eine Werkstatt liegt offen vor uns. Schauspieler? Unmöglich, sich in dieser Scheune die Primadonna, den Star, den Prominenten vorzustellen – oder Garderobenräume mit Spiegeln, Schminkstiften, Puderbüchsen, Perücken, in denen, eifersüchtig und nervös, die Mimen sich maskieren. Arbeiter sind es, die als Mitwirkende die Bühne betreten – Arbeiter nicht eines andern Handwerks, die abends hier dilettieren, sondern Arbeiter dieses künstlerischen Faches, Arbeiter des Schauspiels. Arbeitern ähneln sie äußerlich in der einfachen, gleichartigen Bluse, dem gleichartigen Kleid, und Arbeiter sind sie, weil sie mit keinen andern Mitteln wir-

ken wollen als den harten, sachlichen Elementen ihrer Aufgabe, unter Verzicht auf alle Kniffe der Illusion, unter Verzicht auf alles dekorative Beiwerk. Wir sehen sie, ehe das Spiel beginnt, auf der noch dämmernden Bühne sich begrüßen, hin- und hergehen, ohne jede Pose, zwanglos, einfach, selbstverständlich. Es gibt keine Geheimnistuerei, keine Verhüllungen, keine Weihe-Stimmung.

Das Spiel beginnt, indem der Scheinwerfer sich auf die Bühne richtet, wo er beweglich sich immer auf den Ort der Handlung einstellt, nachdem der Pfiff auf einer Trillerpfeife das Signal zum Anfang gegeben hat. Und dann erfährt man gleich ein erstes Wunder: daß es also Schauspieler gibt, die wirklich und wahrhaft Menschen sind, Menschen und keine Mimen; Schauspieler, die wirklich und tatsächlich sprechen – sprechen und nicht deklamieren, nicht ächzen, miauen, wimmern, stöhnen, singen, piepsen und knarren. Diese Schauspieler sprechen – aber wie sprechen sie! Keine naturalistische Nachahmung, kein salopp impressionistisches Reden, keine gesinnungstüchtige Inhaltsangabe – sie sprechen eine klare, bestimmte, reine und elementar deutliche Sprache, deren innere Bewegung zu einer völligen Verschmelzung mit der Sache wird. Hier spüren wir eine männlich harte Festigkeit und Wirklichkeit, die unerwarteter dynamischer Steigerungen fähig ist. Wie weit jenseits aller Illusionskunst, wie erschütternd in der unmittelbaren Wahrheit! Und dies scheint mir der tiefste Trieb in Meyerholds Bühnenschaffen, das sich in den fünf Jahren der Arbeit im eignen Theater oft gewandelt hat, ohne sich je untreu zu werden: die unerbittlich strenge Bindung an die Sache. Die Sache, der geistige, zur Aktivität drängende Kern des gedichteten Menschenwerks steht ihm über allen andern Werten. Es hieße Meyerhold völlig verkennen, wollte man in ihm den Jäger nach neuen Bühnen-Sensationen sehen. Im Gegenteil: er kommt zu seinen, das Gewohnte so heftig umstoßenden Formen nur aus dem tiefen Drang, das Wesentliche eines Gedankenwerks anschaulich – und im Anschaulichen menschlich wirksam zu machen. Er schweißt die Massen der Zuschauer zusammen – nicht nur in einem einheitlichen Gefühl, sondern in einem einheitlichen Willen. Das Wesentliche, die Sache steht ihm höher als das Schöne, als das Theater, als die Würde, die Ruhe, die Tradition – höher sogar als die Dichtung. Meyerhold dient nicht dem Dichter, auch nicht der Bühne, sondern einem noch Wichtigern: der Wahrheit, und von dieser Basis aus, nicht aus theatralischer Willkür fühlt er sich berechtigt, auch die Dichtung abermals zu verdichten. Darin unterscheidet er sich wesentlich von Tairoffs entfesseltem Theater, dem die theatralische Wirkung höchster Wert ist. Nicht aus Neuerungssucht kommt Meyerhold zu seinen beweglichen Wänden, zu seinen konstruktiven Gerüsten, zur biomechanischen Akrobatik und zu seinem „musikalischen Hintergrund“ aus hängenden klingenden Bambusstäben, sondern aus dem einzigen Streben, jeden Gedanken zur unmittelbaren Verwirklichung im Raum der Bühne zu bringen – mehr den Gedanken als den Dichter, den weniger wichtigen Vermittler des Gedankens.

Krupp und Essen von Larissa Reissner

Die Städte des Ruhrgebiets haben ihre Straßen, Fabriken und Schächte mit dem Namen Krupp gezeichnet, wie herrschaftliche Familien ihren Silberlöffeln und ihrer Tischwäsche den Namenszug verleihen. Essen ist nicht als ein Erbgut, ein Familienbesitz, der von einer Generation auf die andre übergeht. Die Familie stellt ihren verstorbenen Mitgliedern Denkmäler mitten auf öffentlichen Plätzen und in Gärten auf. An jeder Straßenkreuzung steht ein Friedrich-Albert in Bronze oder ein Albert-Franz in Marmor. Der Kult der Ahnen herrscht über das gewaltigste der europäischen Industriezentren. Der letzte männliche Sproß der regierenden Dynastie ist längst tot; längst ist auch der häßliche Skandal vergessen, der ihn zu Grabe geleitet hat. Töchter, Keinem bekannte Witwen, haben nach dem Recht der Blutsverwandtschaft die Milliarden geerbt, sind selbstherrliche Besitzer geworden über Hunderte von Fabriken, Bergwerken, Werften, Eisenbahnen und Häfen. Man gab ihnen Männer zur Fortzeugung des Geschlechts, und die Prinzregenten aus den jüngern Beamtenklassen pflanzten sich weiter und nahmen den Namen ihrer Frauen an, damit die große Stadt Essen nicht ohne Herrn aus reinem Blute bleibe, damit die Hunderttausende von Arbeitern und die Millionen von Maschinen geruhigen Mutes für waschechte kleine Krupps arbeiten dürfen. Das Leben ist ja längst über die patriarchalischen Wirtschaftsformen, unter denen der alte Peter Friedrich begann, hinausgewachsen. Anstelle des Wirtschaftsmonarchen regiert ein Direktorium, eine Aktiengesellschaft, und der Gigant Krupp marschiert in einer ein für alle Mal vorgezeichneten Richtung, die nicht mehr vom Willen eines genialen Organisators, wie es der zweite Krupp war, angegeben ist, sondern von einer Armee geprüfter Beamter.

*

Vor dreißig bis vierzig Jahren waren auf dem Boden der Stadt Essen, wo heute in gedrängter Enge die Riesen der Eisenindustrie stehen; wo die Fabrikgebäude einander die Ellenbogen in die Seite bohren und die gereckten Hälse der Schornsteine dicke Rauchstriche über den Himmel ziehen; wo unter den Füßen der Städte die Kohlenschächte laufen, wie wenn beim Tauziehen die eine Mannschaft die andre zu sich hinüberziehen möchte; wo niemals die großen Schmelzöfen erlöschen, die die ganzen Städte des Ruhrgebiets in einen einzigen Riesenkörper fließen lassen – dort waren einmal leere Felder und vereinzelte Bauernhöfe. Noch heute sieht man, wie die Stadt von einer Grabung ausgegangen ist. Beton und Asphalt haben die alte Regellosigkeit überdeckt. Straßen legalisieren heute die krummen Pfade, die von den ersten Bergleuten zwischen Wirtshaus und Grube ausgetreten wurden. Die Stadt hat sich mit den disziplinlosen Häusern der ersten Zeit ausgesöhnt, die noch herumstehen, wie ein zum Millionär gewordener Landstreicher, die Pfeife zwischen den Zähnen, ohne Vorgarten, wie mit schlecht zugeknöpfter Hose. Die Stadt

eilt unter der Last ihres Reichtums an ihnen vorbei, als ob sie sie nicht bemerkte.

Alle Fabriken der Stadt Essen gehören Krupp, alle Wohnhäuser sind Eigentum von Krupp. Ihre ungeheuerliche Dürftigkeit stand noch bis vor kurzem auf der Einkommenseite im legendären Budget seines Konzerns. Aber selbst dort, wo die Fabriken vorwärts gerückt werden mußten, um durch ihre Lücken ein paar Straßenbahnschienen durchzulassen, sind sie die Herren im Hause geblieben. Die Straßen sind so schmal, daß die Frauen ihre Wäscheleinen von einem Haus zum andern ziehen könnten. An ihrer Stelle hat die Fabrik selbst über die Gehsteige ihre Kabel, Röhren und Brücken gelegt. Die Fabrik reicht über Dächer und Häuserviertel, wie ein Riese über die Häuser Liliputs steigt. Er geniert sich nicht, der Fabriks-Hausherr: wirft seinen Abfall einfach auf die Straße hinaus, bläst dem Publikum Dampf, Asche und Wasser ins Gesicht. Wer an den geschlossenen Fenstern vorbeieilt, kann sehen, wie der Herr im Hause seine Frau schlägt – so wird auf den elastischen, nachgiebigen und doch so harten Stahl losgehämmert. Die Kinder in ihren Bettchen erwachen von seinem Knirschen und Heulen. Die an die Fabriksmauern herangequetschten Heimstätten hören Tag und Nacht das Eisenstöhnen, wie von einer Kindbetterin in den Wehen. Jeder Gegenstand in den Arbeiterhäusern wird erschüttert, mögen auch die Hammerschläge in weiter Entfernung fallen. Der Arbeiter stellt unbewußt seinen Herzschlag und seine Uhr – diese silbernen, zwiebelförmigen Bergmannsuhren mit fingerdickem schwarzen Zeiger – auf das Signal der Fabrik ein. Für alle ist die Zeit gleich. Hunderttausende, Armeen von Bergleuten und Metallarbeitern gehen schlafen, wachen, arbeiten, essen, ohne aus Reih und Glied und dem gleichen Schritt zu geraten, ohne jemals die Kriegsmusik der Arbeit aus dem Ohr zu verlieren, die ihre Wellen aus der Fabrik über Stadt und Natur, über die ganze Fabriksmenschheit ausbreitet.

In Essen gibt es nur einen Platz, wo Stille tief und wichtig herrscht. Aber nicht in den Villenkolonien, deren Gärtchen und Bienenstöcke im Kohlenstaub erstickt sind, und nicht im Clubhaus, wo für die ergebenen Angestellten ein Stückchen Natur mit Grün reserviert ist. Die wirkliche Stille ist so tief, daß sie nicht einmal der eleganteste Lift, der in die höchsten Etagen saust, erreicht. Stille, Isolierung von der äußern Welt, durch gläserne Mauern hergestellt – das ist das Direktionskontor Krupp. Eigentlich kein Kontor, sondern ein Ministerium, keine Direktion, sondern eine Regierung. Säle in Eichenholz und Leder wie für eine Krönung. Kaiserporträts nur zwischendurch. Auf den Ehrenplätzen jedoch Kanonen und deren Taufpatinnen, die verehrten Gemahlinnen, Stahlmodelle und Diplome der Weltausstellungen. Man fühlt sich erinnert an den Quai d’Orsay oder das Foreign Office. Bittsteller liegen in dieser Luft wie leblos in den Lederfauteuils herum. Von hier geht Alles weg, selbst die Ingenieure mit den besten Empfehlungen, ohne etwas erreicht zu haben. Bei Krupp ist Krise und Abbau. Der innere Betrieb des Unternehmens ist nur ganz weni-

gen Menschen offenkundig, selbst die Eingeweihtesten sind nicht ganz sicher.

„Kann ich Herrn Major v. R. sprechen?“, frage ich.

Der alte Beamte erwidert: „Sie wollen sagen: Herrn Oberst...?“

Sie avancieren weiter in der Rangliste, als ob es einen 9. November nie gegeben hätte. Sie avancieren ordnungsgemäß oder überholen einander, die Fahnenjunker werden Leutnants, die Leutnants Hauptleute, Majore, Oberstleutnants, Obersten. Junge Leute füllen die entstehenden Lücken in diesem Heer ohne Soldaten und Unteroffiziere.

*

Krupp hat seinen Generalstab, Krupp hat seine Diplomatie. Sie ist in den letzten Jahren stark reduziert worden. Der Kanonenkönig hat seine Botschafter abberufen. Heute sitzen sie in den Häuschen, die von der alten Frau Krupp für ihr altes Personal gebaut worden sind, erhalten Miniaturgehälter und essen grüne Heringe auf dem feinsten Familiensilber. Es gab aber einmal eine Zeit, wo ein Wort von Krupps Vertreter in Peking mehr galt als alle Erklärungen der offiziellen Diplomaten. Yuanschikai kam in das kleine chinesische Häuschen, weit vom verhaßten Europäerviertel, handelte Ratschläge ein und bestellte Kanonen. Dann gabs den Krieg, der Alles zerstörte. Aber bis heute noch ist man informiert und hat Verbindungen. Kleine Notizen über auswärtige und besonders östliche Politik in der Essener Zeitung beweisen die ungeheure, in der Stille geleistete Arbeit. Während man in der Wilhelm-Straße Fühler für den Export ausstreckt, hat man hier in Essen schon längst verstanden, was der chinesische Markt für die deutsche Industrie werden kann. Mit größter Aufmerksamkeit verfolgt man den revolutionären Kampf des chinesischen Volkes, schätzt die Möglichkeiten ab und erneuert Beziehungen. Ich sprach mit einem der Krupp-Direktoren über China, wir waren verschiedener Meinung, er schloß seinen Schreibtisch auf, las aus einem eingetroffenen Bericht ein paar Zeilen, blätterte weiter – man wußte Bescheid über jeden Schritt des Botschafters Karachan in Peking.

*

Der viereckige Turm auf dem Dache des Hauptverwaltungsgebäudes hat auf dem Wege zum Himmel alle Fabrikdächer überflügelt. Wie ein Rasiermesser durchschneidet der Fahrstuhl die Etagen des großen Gebäudes. Oben in der Schädelwölbung des Hauses graue Korridore, lautlos wie Hirnwindungen. Seltsam. Hier oben ist im Eßzimmer für zehn Personen gedeckt, und im Zimmer ist es hell wie in einem Leuchtturm. Hier ist, wie mein Begleiter, ein ehemaliger Offizier mit Armprothese erklärt, der Tisch der Halbgötter. Wenn man beim Speisen sitzt, kann man über ganz Essen, über das ganze Königreich Krupp hinwegsehen. Hier sieht man die Geschichte des deutschen Imperialismus geschrieben, deren Zeilen Fabrikgebäude sind, mit den Schloten als Interpunktionszeichen. Der Börsenmakler winkt, kann sie jede Minute umknicken, kann neue Zeichen errichten. Die Rauchfahnen kriechen in langen

Reihen durch die Luft, veränderlich wie die Ziffern der Kruppschen Dividende. Der Himmel spielt mit an der Börse, der Horizont kauft und verkauft.

Unten, zwischen Beton und Granit, steht das zweifenstrige Holzhäuschen, wo vor 100 Jahren der erste Krupp begonnen hat. Er wollte die Schwäche der englischen Industrie während des amerikanischen Bürgerkriegs ausnützen, verlor jedoch sein ganzes Vermögen und starb in jenem kleinen Hause. Die deutsche Bourgeoisie war damals noch in den Windeln, ihr Prophet hatte keinen Kredit und kein Geld und wurde mit seinem einzigen Hochofen trotz aller Experimente zermalmt.
Aber der Sohn begann von vorne, arbeitete 25 Jahre und bereitete den Sieg des Stahls über das Eisen, den Sieg des aus einem Stück gegossenen stählernen Kanonenrohrs über das alte Bronzegeschütz. Auf der Londoner Ausstellung von 1851 war er mit einem Stück besten Stahls, 2000 Kilo schwer. Dieses Stück, das die Goldene Medaille erhielt, war die Warnung, die Keiner verstand. Es sollte 20 Jahre später die französische Kriegsindustrie niederschlagen. Im Innern dieses Stahlbarrens war Sedan. Am Vorabend des deutsch-französischen Krieges war das moderne Stahlgeschütz fertig. Der Name Krupp hatte Weltgeltung, ein Name aus einem Stück wie sein Stahlgeschütz. Man sollte diesen Namen hören, wo sich drohende Wolken sammelten. Krupp – das hieß: Krieg. Ein neuer Krieg, dessen Todesarten, dessen Strategie noch Niemand kannte. Dort im Westen Deutschlands schnaubten Tag und Nacht die Fabriken, loderten die Hochöfen, schmolz das Metall für Mörser, Haubitzen und Granaten Jedem, der es bezahlte.

*

Krupp war Deutscher und Patriot, soweit der Geschäftsmann überhaupt Patriot eines Vaterlandes sein kann. Das hieß, daß der deutsche Kaiser im Hause Krupp öfter und intimer empfangen wurde als Andre, die hier Freundschaft suchten. Ihm wurde zuerst jede Erfindung vorgeführt. Das Vaterland – an erster Stelle unter den Käufern. Doch wenn das Vaterland nicht zahlen konnte oder prolongieren wollte, ging die Ware in andre Hände über. „Die Kriege Bismarcks waren für Krupp eine Feuerprobe seiner Kanonen“, sagt Felix Pinner.

Wenn das französische Kriegsministerium Krupps Überlegenheit richtig erkannt und sich mit der Neubewaffnung seiner Armee beeilt hätte: der Krieg von 1870 wäre vielleicht anders ausgegangen.

Die nächsten 40 Jahre waren die Zeit der Mannbarkeit deutscher Industrie und ihres Imperialismus. Krupp weitete sich zu einem Königreich. Er war einer der Ersten, die sich auf den Vertikaltrust einstellten. Kohlengruben, Maschinenbau, elektrische Stationen – Alles sollte aus erster Hand kommen. Er sicherte seine Etappen und führte Kriege mit Vermittlern und Bundesgenossen für die Unabhängigkeit seiner Rohstoffe. Seine Hochöfen hatten ihre eignen exotischen Kolonien. Krupp eroberte für sie schwarze Kontinente. Kurz vor dem Weltkrieg, 1913, sprach Krupp auf einem Bankett den Satz aus, der dieselbe Bedeutung hatte und ebenso unverstanden blieb

wie der Stahlbarren auf der Londoner Ausstellung: „Die Fabrik muß ihren eignen Bedarf erzeugen.“ Krupp machte Kanonen, sein Käufer war der Krieg. Er kam im nächsten Jahre.

Niemals hatte die Fabrik so geblüht wie in den ersten Kriegsjahren. 130 000 Arbeiter machten Kanonen. Neue Werkstätten wuchsen aus dem Boden. Das Hindenburg-Werk, entstanden nach dem Plan, der von dem Feldherrn seinen Namen trug, wuchs zur größten Kriegswerkstätte der Erde. Er war sehr einfach, dieser Plan: die Schwerindustrie mit Gold zu überschütten, in ihren Rachen die letzten Kräfte des Landes zu jagen und sie mehr Kanonen erzeugen zu lassen als alle Fabriken der Alliierten zusammen. In dieser Partie wurde Krupp geschlagen, Armstrong und Vickers und Bethlehem Steel waren stärker. Heute datiert man vom Hindenburg-Programm den Sturz der deutschen Mark und den Beginn der Inflation.

*

Keinen hatte der Krieg so bereichert wie Krupp – Keinem hat der Versailler Frieden einen solchen Schlag versetzt. Die großen Maschinen zur Kanonenerzeugung wurden gesprengt, die Werktische der Munition zersägt. Ganze Häuserviertel verstummten. Bergwerke im Elsaß, in Luxemburg und an der Saar gingen in französische Hände über. Es hieß: diesseits der Grenzen die verlorenen Rohstoffe wiederzufinden.

Krupp versuchte, in Friedensbahnen umzulenken. Charakteristisch ist der Zug, daß seine Fabriken auch heute nicht Verbrauchsgegenstände auf den Markt bringen, sondern Werkzeuge der Produktion. Krupp ist der Nährvater der Maschinen, die selber Geschlechter von Motoren das Leben geben. Seine Textilmaschinen sind wie die Bienenköniginnen, in die das Leben ganzer Schwärme gesenkt wurde. Ihr stählerner Körper wirft Meilen von Geweben heraus. Man hat ihm Kanonen verboten – er macht künstliche Zähne, dauerhaft, nicht rostend, ohne den Geschmack von Stahlkiefern, zehnmal billiger als Platin und nicht schlechter. Der große Krupp hat Freundschaft mit den kleinsten, finstersten Kinos geschlossen, die ihre Vorführungsapparate nirgend anders als bei ihm kaufen. Er hat Portiersfrauen und alte Lehrerinnen zum Kauf seiner Zauberlaterne verführt. Aber alles Das sind Kleinigkeiten, die nicht das Leck verstopfen können. Es gilt, einen neuen Schritt vorwärts zu machen, eine technische Revolution durchzuführen, um ohne Kanonen und Bajonette das Ausland zu schlagen.

Vom hohen Turm aus sieht man es: Alle diese Fabriken und Werkstätten stehen nicht auf ihrem Platze. Sie sind in Bewegung wie auf einem Schlachtfeld: die einen gehen zum Angriff über, andre sind verwundet hingesunken, können sich nicht mehr erheben, müssen zum Verbandsplatz getragen werden.

Krise. Für die Presse, für die Gläubiger, für die Arbeiter, auf deren Kosten die technische Revolution vorbereitet wird, ist es nur eine scharfe Kohlenkrise. Die deutsche Kohle soll nicht mehr mit der englischen konkurrenzfähig sein. Alle Zeitungen des Ruhrgebiets sind voll von Notizen, daß die russische Kohle, die man bisher überhaupt nicht ernst genommen hat,

die Deutschen und Engländer auf dem Balkan und im nahen Osten schlägt. Die Selbstkosten müssen herabgesetzt werden, sonst geht uns die Wirtschaft unter: das ist die Parole der ganzen Presse der Rechten, der Demokraten und Sozialdemokraten. Und darum fort mit den Pensionen der Bergarbeiter, fort mit Urlauben, sozialer Versicherung und Arbeiterrechten, die in 50jährigem Kampf gewonnen sind. Um den Arbeitern den Ernst der Lage vor Augen zu führen, hat die Familie Krupp sich zu äußersten Maßregeln entschlossen. Sie hat 40 Lakaien in ihrem Schloß entlassen. Die Herren wollen alles Mißgeschick ehrlich mit ihren Arbeitern teilen. Verzicht auf ein paar Stallknechte – und Krupp kann ruhig noch einige 10 000 Arbeiter auf die Straße setzen. Der verwundete Leib der Schwerindustrie zuckt krampfhaft. Er konzentriert seine Produktion. In und um Essen sind in der letzten Zeit 40 000 Arbeiter entlassen worden. Man macht bei Krupp kein Hehl daraus, daß im Lauf des Winters noch 100 000 folgen werden. Der Staat wird diese Armee der Arbeitslosen ernähren, damit Krupp und Stinnes ohne Verluste ihre Verschwörung vorbereiten können: Aufstand der verarbeitenden Industrie. Die Kohle ist der Feind, gegen den der Aufstand geht. Die Kohle – das schwarze Brot der Fabriken, das ein Jahrhundert die Welt in Abhängigkeit von seinem Preis und seiner Qualität gehalten hat. Um nicht ganz gestürzt zu werden, muß sie eine Konstitution annehmen, Zugeständnisse machen, sich auflösen, flüssig werden, der verachteten Braunkohle gleiches Recht einräumen.

Der Friede von Versailles hat die Hälfte von Krupps Fabriken in die Luft gesprengt oder stillgelegt. Aber er hat in den Händen der deutschen Bourgeoisie eine unversiegliche Quelle des Reichtums gelassen: die geschwärzten Fäuste der Bergleute und Hüttenarbeiter von der Ruhr. Gestützt auf sie macht Krupp heute eine krampfhafte Anstrengung, um aus der Krise herauszukommen, nicht nur die Löcher zu verstopfen, sondern einen neuen Schritt vorwärts zu tun. Die deutsche Sozialdemokratie und ihre Gewerkschaften helfen der Stabilisierung Krupps mit derselben Aufopferung wie während des Krieges. Nur unter ihrem Schutz kann sich der Aufstand der Maschinen vollziehen, der 9. Thermidor der Metallurgie.

Wiegenlied von Hans Reimann

Ja, schreie, schreie, kleiner Wicht!
Wer schreit, den ignoriert man nicht.
Sei laut und ruppig, frech und dreist!
Den Preis erringt, wer selbst sich preist.
Die Welt ist Hottentottendreck
Und Menschenwürde Handgepäck;
Der Schent gibt sie am Schalter auf,
Da stört sie nicht beim Dauerlauf,
Beim Dauerlauf um Gut und Geld;
Um Gut und Geld rotiert die Welt,
Die Welt mitsamt dem Publikum –
Wiedewiedewitt, bummbumm.

Ja, schreie, schreie, kleiner Wicht!
Radauverzicht ist Bürgerpflicht.
Genie, Talent und Leidenschaft
Verkümmern ohne Lungenkraft.
Du wirst klystiert mit Vitaminen;
Was kümmert dich das Brotverdienen?
Bald kriegst du Masern; dann, mein Schneck,
Dann stiehlt man dir die Ferien weg
Und lehrt dich zwei mal zwei gleich vier
Und zerrt dich grausam ans Klavier
Und dann aufs Gumminasium –
Wiedewiedewitt, bummbumm.

Es strebt der Mensch, solang er irrt.
Was wohl aus dir mal werden wird?
Ein Akrobat, ein Pferdeschlächter,
Ein prominenter Friedhofswächter?
Du schiffst mit Flettners Doppelmaster
Nach Afrika als Kaffernpaster,
Bohrst hinter Bebra Naphtaquellen,
Wirst Abonnent des ‚Junggesellen‘,
Souffleur bei einer Flimmerbühne,
Schreibst Motorrad, fährst Schreibmaschine,
Wirst Reisender in Sekt und Rum –
Wiedewiedewitt, bummbumm.

Mit dreißig Jahren zeugst du Kinder,
Die kennen weder Artur Dinter
Noch Hanns Heinz Nebbich oder Bloem,
Nicht Zetternatz noch Ringelström.
Du hintergehst die Frau ein bißchen,
Im Ehehafen klafft ein Rißchen,
Du trudelst langsam in die Jahre,
Du färbst diskret die Schnurrbarthaare,
Du wirst rheumatisch und verdrießlich,
Und so, mein Sohn, so sinkst du schließlich
Ins Stammtisch-Philisterium –
Wiedewiedewitt, bummbumm.

Ja, schreie, schreie, kleiner Mann!
Was geht dich Ossendowski an;
Was ahnst denn du von Arm und Reich?
Für dich sind alle Menschen, gleich,
Zu dir sind alle Menschen nett,
Dein Kindermädchen heißt Babett...
Wenn ich die doch als Bonne hätt!
Komm, rück ein Stück ins Stehparkett,
Ich leg mich jetzt zu dir ins Bett.
Ich fürchte nur, ich bin zu fett...
Ach, wär’ ich Du! Ich gäb’ was drum –
Wiedewiedewitt, bummbumm.

Partei der Jugend: Deutsche Linke

Seit dem Herbst 1923 gibt es keine Jugendbewegung mehr. In einem Augenblick, da dank Inflation, Arbeitslosigkeit, Plünderungen und Zusammenstößen die Gesellschaft in ihren Fugen auseinanderzubrechen schien, erkannte die Jugendbewegung ihre Unfähigkeit, gestaltend, bauend, richtunggebend einzugreifen. Wohl gab es unter uns Bürgerlichen — Jugendbewegung war im Grunde eine Sorge bürgerlicher Jugend — damals Einige, die übererbter Geistigkeit ebenso wie dem Willen zur Revolution des Geistes abschwören zu können glaubten und sich ganz bewußt in die militärischen Kampftrupps der Parteien als Nur-Gehorchende aufnehmen ließen. Aber mit Spott sahen wir ihren Geländeübungen und Maschinengewehrkursen zu: Renegaten des Geistes, Verräter an sich selbst, gebärdeten sie sich als echte Proleten und dünkten sich erhaben über den Intellekt, der ihnen zuweilen ihre Unehrlichkeit ins Gewissen rief. Voll Neid aber sahen wir auf jene proletarischen Kameraden, die sich oft nach langen Diskussionen plötzlich erhoben und mit unerschütterlicher Gewißheit erklärten, im Falle des Bürgerkrieges sei ihr Platz nun einmal an der Seite der kämpfenden ältern Brüder.

Wir jungen „Bürger“, die wir Bürgerlichkeit haßten, die wir aber nicht kritiklos genug waren, Geistigkeit mit Bürgerlichkeit gleichzusetzen, die wir nicht verlogen genug waren, unsre innigste Verbundenheit eben mit dem Geist zu leugnen — wir blieben allein. Wir zerstreuten uns, da wir in unserm Vereinigtsein keinen Sinn mehr zu entdecken vermochten. Was als „bündische“ Jugend zusammenblieb, klammerte sich an Bilder und Symbole; lebte ein Leben ohne Zusammenhang mit einer Welt, in der Menschen verhungerten, Säuglinge in Zeitungspapier verkamen, in der Gewalt und Ungerechtigkeit unbestritten herrschten. Unsre geheime Sehnsucht aber, die wir unter der Arbeit an verschiedenerlei Kulturgut verbargen, blieb: aktiv einzugreifen in das politische Leben, dafür zu kämpfen, daß der Geist die Welt umformen und beherrschen solle. Keine Partei wollte uns.

Jetzt dringen die ersten Zeichen zu uns, daß man uns doch braucht. Wir hören von der Bildung einer Deutschen Linken, die in ihren Programmpunkten Das klar ausspricht, was wir Alle meinten. Endlich gibt es auch unter den Alten — die eben dadurch zeigen, daß sie Junge sind — Männer, die nicht nur zur oekonomischen, sondern auch zur kulturellen revolutionären Befreiung der Welt aufrufen. Ja, dort ist der Platz der Jugend! Wir wissen nicht, ob der Deutschen Linken gelingen wird, in nächster Zeit einen entscheidenden Druck auf die politischen Körperschaften auszuüben. Aber wir sind glücklich, daß es heute in Deutschland eine Gemeinschaft von Menschen gibt, die die Ziele der Jugend, jeder Jugend nicht nur nicht hochmütig oder skpetisch abtun, sondern die selber daran arbeiten, sie Wirklichkeit werden zu lassen. Diese Gemeinschaft ist der Kampfplatz für alle Jugend, die zu stolz ist, um den Geist mit dem Schlagwort vom soziologischen Überbau zu erledigen, die aber zu mutig, zu jung ist, um sich passiv, wirklichkeitsuntreu mit einer transszendenten Existenz des Geistes zufriedenzugeben.

Max Peters

Rechter Hand, linker Hand . . .

Leipzig hatte Reichskriegertag, und das bedeutete: Generalaufmarsch der deutschen Reaktion. Da saßen im Leipziger Volkshaus — das diese Reaktion beim Kapp-Putsch den Sozial-

demokraten zusammengeschossen, und das die Leipziger Arbeiterschaft sich mühsam wieder aufgebaut hat – also in diesem Volkshaus saßen an diesem Tage Leute mit Stahlhelmabzeichen, mit Orden, mit schwarz-weiß-roten Fähnchen. Darob gerechte Entrüstung der anwesenden Delegierten der Neuen Feuerbestattungskasse. Rücksprache mit der Geschäftsleitung. Krach. Der Geschäftsführer des Volkshauses behauptete im Verlauf der erregten Diskussion, daß das Volkshaus politisch neutral sei und daher allen Gästen Zutritt gewähren müsse.

Derselbe Geschäftsführer des Volkshauses hielt vor kurzem auf einer Tagung der Leiter deutscher Volkshäuser eine Brandrede gegen den Antialkoholismus. (Ich bin kein Guttempler.) Wenn er das getan hätte unter Verwendung vernünftiger sozialpolitischer und sozialhygienischer Argumente, so wäre dagegen nichts einzuwenden. Aber er tat es in der Weise, wie jeder bürgerliche Kneipenbesitzer es auch tut. Und so mußte seine Rede selbstverständlich eine von der Art sein, deren Inhalt sich kennzeichnen läßt durch den einen Satz: Dem dummen Volke muß der Alkohol erhalten bleiben, damit uns das dumme Volk erhalten bleibt!

Die Leipziger Arbeiter – Leser der früher unabhängigen ‚Leipziger Volkszeitung' – würden sich bestimmt, wenn sie von diesen Dingen wüßten, keine Minute länger solche Führer gefallen lassen. Aber sie wissen nichts davon. Seit Wochen warte ich darauf, daß ein der ‚Leipziger Volkszeitung' zugegangener Bericht über die Skandale im Volkshaus der Öffentlichkeit unterbreitet wird. Bis jetzt ist er nicht erschienen, und es steht zu erwarten, daß er nie erscheinen wird. Die politischen Routiniers der Sozialdemokratischen Partei werden wissen, warum. Man kennt die Wege und Umwege, die Türen und Hintertüren, durch die Geschäftsleitung und Pressekommission verstehen, ihren Einfluß auch auf noch so anständig gesinnte und gradlinig geleitete Redaktionen geltend zu machen. Hilft gar nichts mehr, so kann man schließlich immer noch den Redakteuren die Verfügung über den technischen Apparat der Zeitung entziehen. Solche Dinge kommen nicht nur bei der bürgerlichen Presse vor. Vielleicht ist meine ganze Aufregung grundlos. Denn wenn ein Hindenburg den Eid auf die schwarz-rot-goldene Fahne leistet, so ist nicht einzusehen, warum nicht schwarz-weiß-rot gefärbte Hakenkreuzler die Gesellschaft anständiger Sozialisten teilen sollen. *Reinhold Lechter*

Kindermord

In den letzten Jahren sind in der City von New York durchschnittlich jährlich mehr als 300 Kinder von Autos überfahren und getötet worden, in Chicago 250, in diesen beiden Städten allein also über 550. Es läßt sich daraufhin ausrechnen, daß auf dem Gesamtgebiet der Union jedes Jahr mehr als 7000 Kinder auf diese Weise ums Leben kommen.

„Was würden wir sagen", ruft ein Korrespondent der ‚Nation' aus, „wenn die Türken jedes Jahr 7000 christliche Kinder töteten? Was würden wir sagen und tun, wenn die Verbrecherklasse der City von New York jedes Jahr 300 Kinder mordete? Haben wir kein Mitleid? Sind wir Christen? Sind wir zivilisiert?"

Aber dieses seltene Exemplar eines amerikanischen Selbstanklägers weiß sich auch keinen andern Rat, als daß man zunächst in der City von New York die Fahrgeschwindigkeit der Autos automatisch auf ein Maximum von 12 Meilen in der Stunde (19 Kilometer) beschränke. Dann würden eben in New York City jährlich „nur" 150 statt 300 Kinder gemordet, da man annimmt, daß ungefähr die Hälfte der Unglücksfälle bei einer mäßigern

Fahrgeschwindigkeit zu vermeiden gewesen wären. Und wenn die Fahrgeschwindigkeit aller Autos der Union entsprechend reguliert werden könnte, so würden eben bestenfalls „nur“ 3500 statt 7000 Kinder getötet.

Man muß sich darüber klar werden, daß Auto und moderne Großstadt überhaupt Widersprüche sind. Die sichtbaren Mauern, die die Menschen im Mittelalter in den Städten mit den engen Gassen zusammenpferchten, sind verschwunden, aber unsichtbare Mauern tun heute, wenn auch in abgeschwächtem Maße, noch denselben Dienst. Es ist vor Allem die Mauer der Terrainspekulation, die dem Bürgertum moderner Städte noch verwehrt, sich einen genügenden Comfort an Raum zu gönnen. Und nun erst New York City! Wozu brauchen Personen und Güter noch zu den Wolken emporzusausen, nachdem das Auto das Verkehrsproblem auch in horizontaler Richtung gelöst hat? Autos, wie übrigens auch Flugzeuge, sind Wegweiser zur Gartenstadt der Zukunft. Dezentralisation! muß die Losung aller künftigen Siedlungs- und Wohnungspolitik werden.

Otto Corbach

Reformen

Das Wort „Reform“ ist mir in tiefster Seele verhaßt. Für mich verbindet sich ein für alle Mal mit diesem Wort der Begriff des geflickten Stiefels.

Was wird bei uns nicht Alles reformiert! Schulen, Kleidung, Akademien, Religionen, Unterwäsche, Parteien, Theater, Bildende Künste.
Alles wird löchrig, aber Alles kann geflickt werden. Zum Wegschmeißen fehlt der Mut, und so wird altes Gerümpel immer weiter mitgeschleppt.

Die andern Branchen gehen mich nichts an, aber die sogenannte Bildende Kunst interessiert mich.

War haben Bilder-Museen. Geht man mal in eines rein, so kriegt man jedesmal von neuem einen Riesenschreck.

Das also sind die großen Werte? Die nationalen Güter? Kinder, verkauft das Meiste schnell, aber schnell – noch gibt es in Amerika genug Schweinezüchter, die sich geehrt fühlen werden, wenn sie sich einen „alten Italiener“ in die Bude hängen dürfen, der aus dem Berliner Museum oder aus dem Louvre stammt.

Aber macht keine teuern Neubauten, hängt nicht „um“, reformiert nicht – es kostet unser Geld. Weg damit! Reformiert auch nicht die Akademien, die Hochschulen für die Bildenden Künste. Es hat keinen Zweck. Pensioniert die Lehrer und schließt zu! Krankenhäuser sind wichtiger. Es gibt hier nichts zu reformieren. Kommt mir nicht mit euern Kulturgütern und geistigen Gütern! Es ist Schwindel, und Ihr wißt es. Ihr wißt ganz genau, daß die Bildende Kunst in unsern langsam sich zersetzenden kapitalistischen Staaten Westeuropas keinerlei Bedeutung mehr hat. Es fehlt die Idee, der diese Kunst dient.

Die Kirche ist futsch, die Fürsten sind futsch, die reichen Bürgerhäuser gehen futsch, die Volkskunst ist zum Deibel gegangen, und um für „Kukirol“ Reklame zu zeichnen brauchts keiner Akademie-Professoren mit Mütze und rotem Talar! Ihr macht euch Alle lächerlich, und das Ganze wirkt nur noch wie ein Gespenstertanz auf Gräbern.

Aber was tut Ihr? Ihr reformiert! Ihr reformiert ohne innern Glauben an die Notwendigkeit, Ihr reformiert, damit Ihr eure Pöstchen behalten könnt. Kommt einmal ein neuer Staat oder vielmehr eine neue Menschheitsgemeinschaft, nach neuen Gesetzen aufgebaut oder, um es in der Sprache der Bildenden Kunst zu sagen, „komponiert“, dann könnt Ihr auch, losgelöst von all dem alten Krempel und

unbelastet, etwas Neues in der Kunst schaffen.

Ihr redet euch ein, Konservative, Demokraten oder Sozialisten zu sein, Ihr habt einen Beamten-Apparat zur Konservierung und Reformierung der Künste, mit dem man ganze Länder in Grund und Boden regieren könnte. Ihr habt Senatoren, Professoren, Direktoren, Geheime Räte, Kustoden, Assistenten, Vereine, Ehrenmitglieder, Kritiker und Kunsthändler — wißt Ihr, was Ihr in Wirklichkeit seid? Anarchisten! Anarchisten, die die allgemeine Unordnung noch unordentlicher machen.

Tausende von euch fabrizieren, verwalten, beschnüffeln, beschreiben und verschachern Werte, die Keiner mehr braucht. Ihr seid mit euern reformatorischen Ideen unehrlich aus Egoismus! Und das ist schlimm.

Ihr habt ja auch Alle ein schlechtes Gewissen! Soll ich Namen nennen, Herr Galerie-Direktor? Selbst das ist nicht nötig. Ihr seid gebildet, zynisch, skeptisch und vollkommen aufrichtig, wenn Ihr allein seid, so des Abends im Bett vorm Einschlafen und fern vom Atelier und vom Büro. Da wißt Ihr, wie es wirklich ist, wie sehr euer „Reformieren“ Theater, schlechtes Theater ist. Dann wißt Ihr auch, daß überall in diesen Ländern, die Ihr „kunstverwaltet“, einzelne Leute sitzen, die sich mit der Kunst der Zukunft, mit der Kunst der neuen kommenden Gesellschaft beschäftigen, die, voll Glauben an eine neue Ordnung, eine neue Kunst für den neuen Menschen vorbereiten. Und die Ihr vor Hunger krepieren läßt — denn diese Kerls sind ja keine Reformatoren, sondern, zum Donnerwetter, das sind ja Revolutionäre!

Und die könnt Ihr nicht brauchen. Was Ihr braucht, sind Reformatoren mit Reformen, Flickschuster, die Flicken auf einen alten Stiefel pappen. *Fritz Wolff*

Ein Inserat

Hindenburg-Lavendelseife
D. R. G. M.
hergestellt mit Genehmigung Seiner Exzellenz des Herrn Generalfeldmarschalls v. Hindenburg
Diese neue Toilettenseife ist tatsächlich eine Seife, die an Feinheit u. Weichheit zahlreiche andere teurere Seifen, auch solche gewisser fremdländischer Nationen übertrifft. Hindenburg-Lavendelseife ist heute schon, nach erst kurzem Bestehen, in großen Teilen Deutschlands zur Volks- und Nationalseife geworden und verbreitet sich durch ihre überragende Qualität mit selten gesehener Schnelligkeit. Zu haben in fast allen deutschen Fachgeschäften, wie Parfümerien, Drogerien u. Friseure.
Alleinvertreter für Württemberg: Jung & Deeg, Bietigheim/Enz
Neues Tagblatt (Stuttgart)

Liebe Weltbühne!

Der Vorsitzende einer Vereinigung für den Anschluß kommt zu einem prominenten oesterreichischen Künstler in Berlin, um seine Beteiligung an einer öffentlichen Kundgebung für den Anschluß zu erbitten.

Der Künstler: „Ja, aber i bin doch gar net fier den Anschluß...“
Der Vorsitzende: „Na, glauben Sie vielleicht, wir sind für den Anschluß?“

Roter Dolchstoßseufzer

Herr, mach uns frei !
Reinige uns vom Verdacht und der Sünde.
Wir haben parteipolitische Gründe,
daß unsre Weste sauber sei

Herr, mach uns fromm !
Wir boten, da die Wogen verebbten,
den vom Geschick ins Ausland Geschleppten
bei ihrer Rückkehr frohen Willkomm.

Herr, mach uns froh!
Wir gaben dem Kaiser Schlösser und Groschen.
Derweilen die Andern Phrasen gedroschen,
banden wir utopistisches Stroh.

Herr, sei gerecht!
Wir haben den Stoff, da der Dolch erhoben,
mitten im ärgsten Novembertoben
aufgehalten und abgeschwächt.

Antworten

Druckfehlerjäger. Sie haben voriges Mal auf dem Umschlag gelesen: ‚Deutscher Sommer 1525‘, im Text aber: ‚Deutscher Sommer 1925‘ und fragen, ob die 5 oder die 9 gelte. Sie halten offenbar „Feldschlange“ und „glühende Zange“ für Kampfmittel auch unsrer Zeit, die doch dieser Instrumente nicht mehr bedarf, seitdem Volksgerichte und Maschinengewehre den Willen der Machthaber vollstrecken. Und glauben vielleicht, der Dichter habe unsern — wie lange noch? — Kanzler unter dem „Luther“ verstanden, mit dem die Päpstlichen partout nicht an einem Strange ziehen wollen — oder doch?

Monarchist. Lord Ullswater, der im englischen Unterhaus 16 Jahre lang den Posten eines „Speakers“ bekleidet hat, veröffentlicht bei Edward Arnold ‚A Speakers Commentaries‘, worin es über Wilhelm II. heißt: „Ich habe von ihm die Erinnerung, daß er keinen Widerspruch vertrug, bei unsern Kinderspielen herrisch war und darauf beharrte, immer unsre Bleisoldatenheere zu befehligen, und daß er immer Beschwerden vorzubringen hatte, obwohl er nicht immer gewonnen hatte. Er bestand auch darauf, daß mein Bruder Gerard seinen Finger ebenfalls in das Tintenfaß stippte, damit er, Wilhelm, nicht der Einzige sei, dessen Hand einen tintegeschwärzten Nagel aufwies.“ So war er leider nicht nur als Kind. Und jetzt, wo er weder Kind noch Kaiser mehr ist, aber nicht aufhört, mit Zepter, Krone und Schwert zu spielen, hat er eine zweite Gemahlin, die sich auf Reisen durch Deutschland als „Kaiserin und Königin“ in die Kurliste einträgt. Hat er so unentwegt und voll und ganz treue Untertanen in Deutschland, daß ein Oberamt ablehnt, die Strafanzeige der Republikanischen Beschwerdestelle wegen unbefugter Benutzung von Titeln an die Amtsanwaltschaft weiterzuleiten; daß der Oberstaatsanwalt, bei dem daraufhin die Beschwerdestelle direkt Strafantrag stellt, die Eröffnung eines Verfahrens ablehnt; daß dieser Oberstaatsanwalt die Frau des Ausreißers als „Hermine, Gemahlin Seiner Majestät Wilhelms II.“ bezeichnet; daß... Aber wozu! Diesem Volke ist nicht zu helfen und wird nie zu helfen sein, wenn der geistige Nachwuchs überall so belogen werden darf wie an der Universität Greifswald, wo ein Mitglied der Philosophischen Fakultät seine Vorlesung über ‚Politische und soziale Revolution im modernen Völkerleben‘ mit dem Satz beginnt: „Der Begriff Revolution hat für uns Deutsche einen bittern Beigeschmack; er erinnert uns an den Verrat an Kaiser und Reich, der im November 1918...“

Brigitte Kuczynski und Constantin Schwann. Ihr wollt eine Jugendgruppe der Deutschen Liga für Menschenrechte gründen und bittet die berliner Jugend von 14 bis 18 Jahren, die für solch eine Gründung Interesse hat, sich Sonnabend, am 14. November, um 4 Uhr in der Wilhelm-Straße 48 III einzufinden.

Sozialdemokrat. Ich lese im ‚Vorwärts‘ folgende Zuschrift des Stadtrats Max Peters aus Falkenberg bei Grünau: „Die ‚Weltbühne‘ enthält in ihrer Nummer 40 einen ‚Max Peters‘ gezeichneten Artikel, der sich mit den Vorgängen in der KPD beschäftigt und die Bildung einer neuen proletarischen Partei empfiehlt. Ich lege Wert darauf, öffentlich zu erklären, daß ich mit dem Verfasser dieses Artikels nicht verwechselt werden möchte. Dieser Max Peters der ‚Weltbühne‘ soll nach Auskunft des Herausgebers in Steglitz wohnen. Er ist aber dort nicht aufzufinden. Weder ist er polizeilich gemeldet, noch wohnt er in dem hier angegebenen Hause. Die Vermutung liegt daher nahe, daß hier mein Name mißbraucht worden ist.“ Das ist wahrhaft erschütternd. Wenn der ‚Vorwärts‘ öfter Platz für Zuschriften von so allgemeiner Wichtigkeit und so hohem öffentlichen Interesse hat,

dann begreif' ich, daß ihm die Leser in Geschwadern entfliehen. Meine Phantasie reicht aus, um sich vorzustellen, daß man den Namen Max Adalbert oder Max Brod oder Max Dessoir oder Max Osborn oder Max Pallenberg oder Max Reinhardt mißbraucht. Aber wie Jemand darauf kommen sollte, sich den Namen des zweitunbekanntesten Zeitgenossen beizulegen, nur um den braven Inhaber eines kommunalen Ehrenamts an den Ufern der Oberspree vor seinen Zahlabendbrüdern zu kompromittieren: das geht über mein Fassungsvermögen. Ich hatte dem guten Mann, der am Telephon entsetzlich aufgeregt war, immer wieder versichert, daß mein Max Peters in Steglitz, Schützen-Straße 54, wohne. Und gebe ihm hiermit zu seiner Beruhigung noch einmal schriftlich, daß es so ist. Denn ich wüßte nicht, wie sonst seit Monaten all unsre Briefe an diese Adresse ankommen und beantwortet werden konnten. Mein Max Peters ist zwanzig Jahre alt. Hoffentlich bringt ers in einem noch so langen Leben niemals zur Würde eines Stadtrats, die unter andern verhängnisvollen Wirkungen die zu haben scheint, daß ihr Träger außer Stand gesetzt wird, sich einer Einrichtung wie der Post zu bedienen.

Rätselrater. „Sieht man auf die Regierungsform, auf die Gesetze und einige Gewohnheiten, so ist Deutschland unter allen Reichen am seltsamsten eingerichtet. Die Regierung wird so geführt, daß man bei keiner Nation eine ähnliche Verfassung antrifft. Es ist keine Monarchie und keine Aristokratie, weder ist die Gewalt in den Händen der Vornehmen noch in denen der Bürger, und ebensowenig ist die Macht unter beide geteilt. Sollte sich also Jemand nach der Regierungsform in Deutschland erkundigen, so muß man ihm antworten: Deutschland wird auf deutsch regiert. Das Gleiche gilt von den Gesetzen, Rechten und Freiheiten. Viele sind mit Vorrechten und Freiheiten begabt, aber sie dürfen sich ihrer nicht bedienen. Sie lieben Titel und leere Schatten. Sie machen sich mit Sachen und Gütern groß, die unsichtbar sind, denn sie erheben Ansprüche auf andre europäische Reiche und Länder, die ihnen Niemand einräumt." Von wem das ist? Da Ihr es doch nicht ratet: es ist von dem Dänen Ludwig Holberg, der 1684 geboren und 1754 gestorben ist, und dessen Autobiographie jetzt bei der Frankfurter Verlagsanstalt erscheint.

Klempner. Vielleicht erinnert sich der und jener noch, daß hier in Nummer 23 dargetan worden ist, was es mit der ‚Deutschen Ehrengedenkmünze des Weltkrieges' auf sich hat, um was für ein Schwindelunternehmen es sich da handelt. Tut nichts. Die Inhaber dieses Stücks Blech werden — wo? na, selbstverständlich in den Münchner Neuesten Nachrichten gebeten, Herrn Soundso ihre Adresse zur Gründung einer „Ritterschaft" mitzuteilen. Arme Ritter.

Rechtsanwalt Lothar Engelbert Schücking. Sie schreiben mir: „Was sagen Sie zu dem Preußischen Richter-Verein, der dem Landgerichtsdirektor Kroner zu Leibe geht, weil dieser Oberverwaltungsgerichtsrat werden soll? In Wirklichkeit soll die Abneigung gegen Herrn Kroner zumeist daher rühren, daß er Vorsitzender des Republikanischen Richter-Bundes ist. Weshalb regt sich der Preußische Richter-Verein nicht bei den Fememorden, weshalb hat er sich nicht geregt bei den bayrischen Justizskandalen? Unsre deutsche Strafjustiz ist im Ausland so verächtlich geworden, daß der Vorsitzende der Tscheka dem General v. Schönaich bei Erörterung der Sicherheitsverhältnisse in Rußland zu sagen wagte: ‚Jedenfalls sind Sie in Rußland sicherer als in Bayern'. Läge da nicht aller Anlaß vor, daß sich ein Richterverein mal schleunigst mit der Frage beschäftigte, ob unsre Strafjustiz nicht wieder Das werden kann, was sie früher war, ob dafür nicht das Wichtigste ist, daß die Herren, die sie handhaben, mit ihren Söhnen und Verwandten mal selbst erst aus den nationalen Verbänden austreten und auf moralische Sauberkeit völkischer und

deutschnationaler Politik sähen, statt zu untersuchen, ob Herr Landgerichtsdirektor Kroner zum Oberverwaltungsgerichtsrat geeignet ist? Selbst wenn Herr Landgerichtsdirektor Kroner einen Kollegen schwer beleidigt hätte: was ist das denn gegenüber den Staatsanwälten und Gerichten, die durch ihre Stellungnahme zu den Fememorden das Ansehen unsrer deutschen Strafjustiz so heruntergebracht haben, daß die russische Tscheka lächelnd auf uns herabsehen zu können glaubt! Solange der Preußische Richter-Verein nicht wagt, sich öffentlich mit den Büchern von E. J. Gumbel über hunderte ungesühnter politischer Morde zu beschäftigen, dürfte diese Juristenvereinigung gar nicht das Recht haben, aus einer angeblich ungesühnten Beleidigung eines Kollegen so viel Aufhebens zu machen.“ Und der Fall Loeb. Und der Fall Siebens. Und der Fall Grevesmühlen. Und der Fall Wandt. Und die unzähligen andern Fälle, die einem leider ermöglichen, Deutschland das Land ohne Recht zu nennen, wie England das Land ohne Musik genannt worden ist. In all der Trübsal bleibt ein magerer Trost, aber immerhin ein Trost, daß der Landgerichtsdirektor Kroner in ein Oberverwaltungsgericht berufen worden ist, und daß er eine tapfere Zeitschrift mitbegründet hat und (im Verlag von Dr. Walther Rothschild zu Berlin-Grunewald) mitherausgibt: ‚Die Justiz‘, die den Versuch machen will, Deutschland zu entseuchen. Viel Glück!

Düsseldorfer. Sofern Ihr Weltbühnen-Leser seid und euch von einem Gedankenaustausch mit andern Weltbühnen-Lesern Anregung und Forderung versprecht, werdet Ihr ersucht, eure Adresse zu senden an Franz Mahr, Kaiser-Wilhelm-Straße 17.

Student. Sie haben in Nummer 44 H. v. Gerlach über Adolf Wagners Nachfolger gelesen, sind um eine Illusion ärmer geworden und fragen, ob Herr Werner Sombart nun wenigstens zu Denen gehöre, die sich gebessert haben. Sein neustes Buch heißt: Der proletarische Sozialismus; und darin steht: „Vor Allem sind es die Kriege, die der Liebe einen breiten Betätigungsraum in unsrer kapitalistischen Kultur gewähren.“ Liebesbetätigung ist nämlich: daß man einander zu Millionen tötet oder ‚Helden und Händler‘ schreibt. Also hat der Sozialismus für die Liebe keinen Platz: „Auch die Irrationalität der Liebe ist etwas, mit dem die Sozialisten nichts Rechtes anzufangen wissen.“ Sondern nur die Mörder, die Kriegsgewinnler und die Schreibtischhelden, die nichts Linkes mehr, aber sehr viel Rechtes anzufangen wissen, wenn damit ein Ordinariat einzuhandeln ist.

Deutsche Tageszeitung. Du hast in Nummer 43 der ‚Weltbühne‘ den Satz gelesen, den ich aus der „nationalsten deutschen Zeitung“ gefischt hatte: ‚Der in der Sache der Gräfin Bothmer sich selbst gestellte Hausdiener...“, und fühlst dich getroffen. Mit Unrecht. Solche Sätze leistest du dir zwar dutzendweise; aber mir würde doch niemals einfallen, dich die nationalste deutsche Zeitung oder überhaupt eine nationale deutsche Zeitung zu nennen, dich, deren Mission — sieh in Heyses Fremdwörterbuch nach — seit dem ersten Tage darin bestanden hat, den Kuh- und Kartoffelbauern zu den einträglichsten Privilegien — sieh in Heyses Fremdwörterbuch nach — zu verhelfen. Daß du bei dieser Tätigkeit, die sich bezahlt macht, größenwahnsinnig geworden bist, ist nicht verwunderlich. Und von oben herab beendest du deine Philippika — sieh in Heyses Fremdwörterbuch nach — gegen uns mit den Worten: „Sie sind wohl ‚geistreich‘, haben aber keinen Geist, und das Herz verspotten sie als ein altmodisches Ding, mit dem sich nur noch die dummen Deutschen rumschlagen.“ Besonders, wenn sie, die dummen Deutschen, politische Meinungsverschiedenheiten mordanstiftend, mordend und mordverherrlichend austragen.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Die zukünftigen Kriege von Leo Matthias

I.

Man findet in den Reden und Artikeln der liberalen Wirtschaftspolitiker, Technologen, Pazifisten, Paneuropäer immer wieder die Argumente, daß die wirtschaftliche Abhängigkeit einzelner Staaten von einander die technische Möglichkeit der Verwüstung und die Aufhebung der räumlichen – und damit auch seelischen – Entfernungen jeden Krieg zu einer Sinnlosigkeit machen.

Der Vertrag von Locarno wird von diesen Politikern daher als erster Erfolg ihrer Propaganda, als erste Dämmerung eines Weltfriedens und „Sieg der Vernunft“ verbucht.

II.

Die Regierungspolitiker aller Länder haben gegen diese Auffassung bisher nicht protestiert, und sie haben auch keine Veranlassung dazu. Man protestiert nicht gegen die öffentliche Meinung, wenn man sich auf sie stützen kann; zumal wenn man der Ansicht ist, daß dieser Vertrag tatsächlich einen Sieg der Vernunft bedeutet – wenn auch einer andern, als die Völker meinen.

Denn man hat sich vor Allem in England niemals der Argumentation verschlossen, daß dank den wirtschaftlichen und technischen Veränderungen in Europa jeder Krieg einem Selbstmord gleichkommt; aber man hat, im Gegensatz zu den Wirtschaftspolitikern und Pazifisten, nicht daraus die Folgerung gezogen, daß jeder Krieg zu verhindern ist – sondern jeder europäische Krieg.

Bestimmt – erstens – durch die Erfahrung: daß europäische Kriege aufgehört haben, ein Geschäft zu sein; bestimmt – zweitens – durch die Notwendigkeit, beide Hände für den Fall eines Kolonialkrieges frei zu haben, schafft England daher durch den Vertrag von Locarno – drittens und als „Nebenprodukt“ gleichsam – noch die Voraussetzungen für jene furchtbare Renaissance des Krieges, um die sich die Konservativen aller europäischen Länder vergeblich gemüht haben, und die für die Weltentwicklung von entscheidenderer Bedeutung sein wird als die Schiedsgerichtsbarkeit, die man in diesem Vertrag geregelt hat. Denn die Schiedsgerichte haben zwar den Zweck, einen Krieg zwischen europäischen Staaten zu verhindern – und insofern ist der Vertrag pazifistisch – ; aber der Zweck der Verhinderung europäischer Kriege ist: Kriege Europas zu ermöglichen.

III.

Man wird diese Absicht der englischen Politik vielleicht bestreiten. Aber selbst gesetzt, daß Chamberlain

diese- Absicht nicht gehabt hat (was ich niemals glauben werde), so ist eine Diskussion darüber aus begreiflichen Gründen nicht nur nicht möglich, sondern wäre auch – die Möglichkeit gegeben – ganz belanglos. Es kommt bei einem Vertrag nicht auf die Absicht an, sondern auf die geschaffenen Tatsachen und ihre Wirkung, und irgendeine Möglichkeit, die diese Entwicklung hemmen könnte, ist – abgesehen von der Ungewißheit einer englischen Revolution – nicht zu erblicken.

Im Gegenteil. Der Vertrag von Locarno ist zwar ein Beweis, daß die Widerstände gegen überstaatliche Bindungen, die sogar den Verzicht auf gewisse Souveränitätsrechte erforderlich machen, fast überwunden sind – aber er beweist auch zugleich, daß die Beziehungen der neu geschaffenen, europäischen Staatengruppen zu andern Gruppen die gleichen bleiben müssen wie einstmals zwischen souveränen Staaten. Denn man kann sich zwar über bestimmte Fragen einigen, aber man kann nicht einig bleiben – ohne Gegensatz zu einem Dritten.

Selbst wenn daher nicht der Zweck des Vertrags von Locarno sein sollte, übernationale Kriege zu ermöglichen – so wird das Ungewollte eine Folge sein. (Und also – mit der Verschiebung der geistigen Grundlagen des Krieges – zugleich auch, ungewollt, seine Renaissance.) Denn es ist die Voraussetzung für den Bestand des Vertrages von Locarno – und damit einer Dauer des intraeuropäischen Friedens – , daß der Hauptinteressierte dieses Friedens (also England) die Rivalität der europäischen Staaten in gleicher Weise durch einen gemeinsamen Feind nach außen ablenkt wie einstmals Bismarck die Rivalität der deutschen Einzelstaaten durch den Krieg mit Frankreich. Ein andres Mittel, den Auseinanderfall überstaatlicher Gebilde zu verhindern, hat es bisher nicht gegeben und kann es auch nicht geben, zum mindesten nicht in einer europäisch-amerikanischen Welt.

Denn diese Welt lebte einstmals von der Rivalität einzelner Individuen, dann ganzer Gruppen oder Staaten und muß folglich morgen zugrunde gehen, wenn man ihr nicht die Möglichkeit gibt, die Rivalität unter einer andern Form als der letzten (staatlichen) fortzusetzen. Selbst Rußland konnte sich diesem europäischen Schicksal nicht entziehen. Alle Reden, daß es viel vorteilhafter wäre, auf diese Rivalität zu verzichten, werden daher – solange nicht eine neue Religion die seelischen Voraussetzungen der europäischen Menschheit umgestaltet – aus den gleichen Gründen fruchtlos bleiben, weshalb unmöglich ist, zwei wetteifernde Fußballmannschaften davon zu überzeugen, daß sie viel mehr Tore buchen könnten, wenn sie den Ball abwechselnd durch beide Tore jagten. Jeder Sportsmann – und das heißt hier zugleich: jeder Europäer – wird über diesen Ratschlag lachen, weil es eben „nicht das

Ziel einer Fußballmannschaft ist, Tore zu erzielen, sondern zu siegen“ (Bertrand Russell).

Die Rivalität ist nur durch Steigerung zu vermindern: man kann die Zahl der rivalisierenden Staaten immer mehr beschränken, sodaß schließlich nur zwei „Mannschaften“ übrig bleiben – und damit ein einziger, letzter Sieger. Die Entwicklung der Trusts gibt hier das Vorbild, und die politische Entwicklung scheint ihr zu folgen.

Der Vertrag von Locarno ist ein Schritt auf diesem Wege. Er ist nicht „ein Beweis für die Einsicht europäischer Staatsmänner in die Sinnlosigkeit des Krieges“, sondern grade umgekehrt – unter der Perspektive seiner notwendigen Auswirkung betrachtet – ein Versuch, die Ewigkeit des Krieges dadurch zu retten, daß man seine Sinnlosigkeit – seine Gebundenheit an Staat und Nationalität – beseitigt.

IV.

Durch den Vertrag von Locarno – dessen Folge sein wird (sein muß), daß England die Rivalität der europäischen Staaten auf Rußland-Asien ablenkt – wird der russische Wunsch eines Endkampfs zwischen zwei Welten indirekt erfüllt...

Und Deutschland steht, wie immer, auf der falschen Seite.

Wer hat recht? von R. Kuczynski

Am 1. November hat in La Rochelle der Jahreskongreß der Französischen Liga für Menschenrechte und bei dieser Gelegenheit eine Volksversammlung stattgefunden. Da habe ich meinen Zuhörern klarzumachen versucht, daß Frankreich jetzt gut täte, Deutschland Entgegenkommen zu zeigen. Ich sagte:

> „Die Ruhr-Besetzung war begreiflich, als Ihre Regierung – mit Unrecht oder mit Recht – die Überzeugung gewann, Deutschland wolle die Reparationen nicht zahlen. Sie haben die Ruhr geräumt, als die Inkraftsetzung des Dawes-Plans Ihnen die Zahlung von Reparationen garantierte. Die Besetzung der Rheinlande während eines 15jährigen Zeitraums erschien Ihnen notwendig, solange Sie auf der andern Seite des Rheins ein revanchelustiges Deutschland zu sehen glaubten, und solange Ihre Kriegsverbündeten es ablehnten, Ihre Sicherheit zu garantieren. Sobald Sie diese Sicherheit haben, sobald die Verträge von Locarno ratifiziert sind, und sobald Deutschland in den Völkerbund eingetreten ist, wird die Besetzung der Rheinlande keine Existenzberechtigung mehr haben... Erklären Sie schon jetzt, daß Sie sechs Monate nach Eintritt Deutschlands in den Völkerbund die Rheinlande räumen werden! Es gibt kein sichereres Mittel, die Ratifikation der Verträge von Locarno durch einen fast einstimmigen Willensakt des deutschen Volkes herbeizuführen; es gibt kein sichereres Mittel, den wahren Frieden in Europa vorzubereiten.“

*

In einem Leitartikel des in Deutschland zu wenig beachteten ‚Populaire de Nantes' erwidert mir am 4. November der berühmte französische Historiker Aulard:

> „Es wäre unklug, das linke Rhein-Ufer zu räumen, solange nicht eine ehrlich und stark demokratische Regierung in Deutschland eingesetzt ist. Dieses Pfand zugunsten einer nationalistischen oder halbnationalistischen Regierung aufzugeben, wäre eine schwere Unvorsichtigkeit."

Wer hat nun recht? Aulard oder ich?

*

In einem Leitartikel der in Frankreich zu viel beachteten ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' rät am 10. November der neue Chefredakteur Fritz Klein den Deutschnationalen, ihren „übereilten" Beschluß zu revidieren:

> „Der Vorwurf, ‚umgefallen zu sein' und ‚Erfüllungspolitik' zu treiben, könnte die Deutschnationale Partei kühl lassen bis ans Herz hinan. Und übrigens auch der Vorwurf, auf deutsches Land ‚verzichtet' zu haben. Einen solchen Verzicht gibt es nicht! Am allerwenigsten für die konservative Partei, mag unterschrieben werden, was will..."

Man sage nicht: Pfui Teufel! Es handelt sich um eine ganz nüchterne Frage, um die Frage: Hat Aulard recht oder ich?

Ich glaube immer noch: ich.

Aber Fritz Klein meint: Aulard.

Und Fritz Klein chefredigiert in der Wilhelm-Straße.

Das Reichsbanner von Heinz Pol

> Ich muß es offen aussprechen: für die Dauer werden wir als Republikaner diese pazifistische Bewegung, die sich nach meiner Auffassung immer mehr mit kommunistischen Schlagworten schmückt, kaum ertragen, sondern sie wegfegen und an ihre Stelle vernünftige Leute in die Redaktion der pazifistischen Blätter bringen müssen. *Hörsing*

Als das Reichsbanner ins Leben gerufen wurde, waren sich alle Einsichtigen durchaus darüber klar, daß Existenz und Ausbau dieses Bundes zum Schutz der Republik und der Republikaner gradezu lebensnotwendig sei, daß aber auch grade in einer demokratischen Republik ein immerhin nach militärischem Vorbild organisierter Zivilistenverband unter Umständen große Gefahren in sich berge. Und ein Drittes schien den Einsichtigen damals bei der Gründung sicher: daß das Reichsbanner nur eine temporäre Erscheinung sein dürfe. Entweder werde eines Tages die Republik dank seiner Unterstützung gesichert sein; und damit sei das Ziel des Reichsbanners erreicht, und es habe sich aufzulösen. Oder es werde durch die Gegner der demokratischen Republik eines Tages gesprengt und vernichtet werden.

*

Der Mann, der das Reichsbanner innerhalb weniger Wochen gleichsam aus dem Boden gestampft, organisiert, gedrillt, eingeteilt, eingekleidet, einexerziert, ausgebildet, in den Abwehrkampf gegen die Vaterländischen Verbände geführt und zur Unterstützung der republikanischen Parteien in den Wahlkampf geschickt hat – der Mann war Hörsing, Oberpräsident der Provinz Sachsen.

Wer ihn kennt, weiß, daß dieser Mann besondere Fähigkeiten auf organisatorischem Gebiete hat. Hier ist er in seinem Element, hier sprüht er von Energie. Ein dicker Kopf auf einem gedrungenen Körper. Und so ist er auch: massiv und ein Dickschädel. Aber mit diesen Talenten ist ihm gelungen, das Reichsbanner zu einer Organisation zu machen, vor dem die Femejungens kuschen.

*

Bisher ist die teilweise pessimistische Auffassung der Einsichtigen nicht bestätigt worden, nur die optimistische: das Reichsbanner leistet bis heute, wozu es ausersehen war.

Nach Hörsings letzten Reden aber ist der Augenblick gekommen, wo wir warnen müssen. Warnen wovor?

Davor, daß das Reichsbanner, statt Mittel zum Zweck zu sein, Selbstzweck wird. Jeder Schöpfer liebt sein Werk. Hörsing liebt nicht nur das Reichsbanner: er ist auch maßlos eifersüchtig auf Jeden, der ihm dreinzureden versucht oder ihm gar die Vaterrechte streitig machen könnte. Das Reichsbanner soll so sein und werden, wie er allein es will. Für ihn existiert nicht das Reichsbanner, sondern „sein“ Reichsbanner. Und wie fast jeder Vater, so überschätzt auch er die Fähigkeiten seines Kindes. Sein eignes Erziehungswerk hat ihn so stolz gemacht, daß er sich als Konterdiktator der deutschen Rechtsdiktatur zu fühlen beginnt.

Denn auch an Hörsing scheint sich das Schicksal der deutschen Mehrheitssozialdemokratie zu erfüllen. Jedenfalls steht er heute, auch wenn ers nicht wahr haben will, innerlich auf dem rechten Flügel der Partei. In letzter Zeit widmet er einen Teil seiner Reichbannerreden den verfluchten Kommunisten. Das hält er vielleicht für taktisch klug, weil ja das Reichsbanner sich nicht nur aus Sozialdemokraten, sondern auch aus Demokraten und einigen Zentrums-Anhängern zusammensetzt. Aber mit diesen unausgesetzten Angriffen auf die Kommunisten verschiebt Hörsing die Front des Reichsbanners. Dessen Feind steht rechts.

Und daß die Reichsbanner-Kompagnien vor ihm mit klingendem Spiel und wehenden Standarten, die Hand an der Mütze, stramm vorbeidefilieren, das scheint diesen Parteisozialisten allmählich zu einem Mann gemacht zu haben, der sich als kleiner Bonaparte fühlt. Nichts ist für einen Deutschen gefährlicher als das militärische Spiel. Wie war es denn mit Noske?

*

Die Organisation, die Hörsing geschaffen hat, wächst ihm allmählich über den Kopf. Er hält sie für ein politisches Instrument. Aber sie ist nur der Schutzkordon der Republik.

Es wäre denkbar, daß man darüber hinaus versucht, nunmehr, wo die Organisation steht, auch die geistige Erziehung der jungen Reichsbanner-Mitglieder zur demokratischen Republik zu beginnen. Doch so, wie Hörsing seinen Leuten „Weltanschauungen“ oktroyiert, so geht es nicht. Wenn er, einem Diktator gleich, verbietet, daß das Reichsbanner gewisse pazifistische Zeitungen verkauft, wenn er gegen deutsche Pazifisten wettert – ein kleiner Witz: die Objekte seiner Angriffe sitzen zum Teil im Vorstand des Reichsbanners – , dann schlägt das dem demokratischen Gedanken, für dessen Erhaltung das Reichsbanner kämpft, schallend ins Gesicht.

So muß man leider sagen, daß Hörsing verdammte Ähnlichkeit mit Herrn Geßler anzunehmen scheint. Hörsing fasse diesen Vergleich noch nicht gleich als Beleidigung auf: so schlimm wie Geßler wird er hoffentlich nie werden. Aber der Weg zum Geßler ist mit Pazifisten-Beschimpfungen gepflastert.

*

Hörsing könnte erwidern, daß er sich nicht gegen den Pazifismus im Ganzen wende, sondern nur gegen gewisse extreme Richtungen. Selbst wenn dem so wäre: wie unklug von einem politischen Führer, diese Dinge so polternd an die Öffentlichkeit zu zerren! Der typische deutsche Fehler: nie die große Linie zu verfolgen, sondern stets sich um Kleinigkeiten zu balgen.

Wenn aber Hörsing den Pazifismus an sich bekämpft: wen eigentlich, meint er dann, soll das Reichsbanner schützen? Und wenn Hörsing schon glaubt, auch der geistige Lehrmeister seiner Organisation sein zu müssen: was sollen dann diese Reden, die die jugendlichen Köpfe heillos verwirren müssen? Was sollen dann diese Reden, die ihn, seine Organisation und uns Alle kompromittieren?

So geht es nicht. Wenn Herr Jemand Gefallen daran findet, den Ochsen im Porzellanladen zu spielen, dann ist das sein Privatvergnügen. Hörsing darf sich das nicht leisten. Sein Reichsbanner ist „die“ Organisation der Republik. Und wenn dem Leiter die Nasen einiger andrer Republikaner nicht gefallen, dann mag er das mit sich im stillen Kämmerlein ausmachen. Es fehlt uns Republikanern grade noch das Schauspiel, daß auch bei uns, frei nach Hitler, Ludendorff, Kunze, v. Graefe, Wulle, Ehrhardt und Konsorten, Jeder auf Jedem herumhackt.

*

Hörsing scheint sich in die Rolle eines militärischen Vorgesetzten hineinzuspielen, der seiner Rasselbande vorschreiben darf, was sie zu lesen, zu denken und abzulehnen hat. Schon dieser Vorgesetztenstandpunkt ist unheilvoll für die Entwicklung der Organisation. Daß Hörsing aber gegen Leute im eignen Lager vorgeht, daß er als Republikaner andre Republikaner, nur weil sie etwas andrer Schattierung sind, mit dem Bann- und Bannerstrahl belegt, schafft eine unhaltbare Situation.

Hörsing, noch einmal, ist ein vortrefflicher Organisator. Dafür sei ihm der Dank aller Republikaner. Ohne ihn und sein

Reichsbanner wären die letzten Reichstags- und Präsidenten-Wahlen unter dem blutigsten Terror der Femejungens ausgetragen worden.

Jetzt aber, wo es allmählich Zeit wird, die Mitglieder des Reichsbanners auch zu künftigen Mitgliedern einer noch zu erkämpfenden demokratischen Republik zu erziehen, jetzt braucht das Reichsbanner mehr als nur einen Organisator.

Geklebtes von Arnold Weiß-Rüthel

Aus der Anthologie: Großmütterchens Sonntagshöschen

Wißt Ihr, wie das sogenannte
Klebebogenmachen geht...?
Von dem übrigens eine intensive Beschreibung
in den Süddeutschen Monatsheften steht.
Ich aber
ließ mir das Klebebogenmachen
von Großmütterchen lehren.
Will euch auch sagen, was da für Sachen
und Sächelchen dazu gehören.
Eine Schere,
dann dreifach buntes Papier,
recht landesfarbig... doch bloß kein Gold...!
Weil das nicht klebt...
ja, und dann brauchen wir,
aber natürlich nur, wenn Ihr wollt,
daß die Bilder auch einen Charakter haben – :
Köpfe.
Die könnt Ihr bei Scherl aus der Woche graben.
Mitglieder, Freunde vom Kaiserhaus,
Männer mit Vollbart, Orden und Säbel...
gebt aber acht, ob nicht drunter steht: Bebel.
Den laßt nur... Die andern reißt raus,
stutzt sie – denn sie sind bisweilen zu groß –
mit der Schere zurecht.
So. Jetzt gehts los.
Nehmt Pappe – ein möglichst solides Stück – ,
bestreicht sie mit Leim und klebt farbige Streifen
ganz kunterbunt wirr und auf gutes Glück
über- und querdurcheinander darauf.
Jetzt müßt Ihr auch schon zu den Köpfen greifen.
In die Mitte der Buntheit – ein Kopf namens Lauff.
Unten in die linke Ecke – Wilhelm zwei.
Daneben: Karl May.
Oben rechts – Tirpitz, ein Eskimo,
ein preisgekrönter Frauenpopo
und Hitler.
Abseits von diesem: Herr Dinter
und der Boxer Haymann im Winter,
zur Kur in Davos.
Unterhalb des erwähnten Popos
ein bayrischer Richter...
und schließlich noch so zwanzig Gesichter.
Habt Ihr das lustige Ding mit Geschick
fertig gebracht, nehmt den Pinsel zur Hand,
malt als Titel: Die deutsche Republik.
Und hängts an die Wand.
Großmütterchen sagt: So hätte man heute
an den billigsten Dingen die herzlichste Freude.

Die Fememorde von * * *

> Das freie Volk sieht in den Fememördern
> die Vollstrecker völkischen Rechtsbewußtseins.
> *Der Völkische Kurier*

In dieser Arbeit sind nur die Morde angeführt, bei denen der Name des Opfers bekannt ist. Damit ist die Reihe der nationalen Tscheka-Morde aus der Zeit von 1923 bis 1924 keineswegs erschöpft; insbesondere die Schwarze Reichswehr hat noch eine ganze Reihe von Morden auf dem Gewissen. Leider behandeln die deutschen Behörden die Schandtaten der Rechtsradikalen mit einer Diskretion, daß nur wenig über sie in die Öffentlichkeit dringt. Es ist aber so weit, daß endlich mit der Verschwiegenheit in den Untersuchungszimmern und Polizeistuben aufgehört werden muß. Schließlich hat das deutsche Volk ein Interesse daran, nicht ausschließlich kommunistische Tscheka-Taten kennen zu lernen, zumal die nationale Feme brutaler, häufiger und gefährlicher arbeitet als diese.

1. Der Fall Otto

Am 3. September 1922 ertrank der Seeoffizier Otto in der Ostsee. Er hatte mit dem Studenten Karl Bauer zusammen die flüchtigen Rathenau-Mörder unterstützt, untergebracht und nach Rostock geschickt. Beide wurden verhaftet und nach einem umfassenden Geständnis freigegeben. Bauer ging nach München und wurde ermordet. Otto blieb in Wismar und ertrank bei einer Segelpartie nach Dänemark. Seine beiden Freunde, die Brüder Rische, sagten aus, daß er von einer Rahe über Bord gestoßen worden sei, und daß sie ihn wegen des Sturms nicht hätten retten können. Darauf wurden sie von der dänischen Polizei freigelassen. Auch die deutsche Polizei glaubte die Darstellung der beiden fanatischen Offiziere der völkischen Bewegung und gab die Leiche zur Beerdigung frei.

Ein Verfahren ist nie eingeleitet worden.

2. Der Fall Bauer

Am 18. Februar 1923 wurde der aus Rostock stammende Student Karl Bauer ermordet. Bauer war Ende 1922 nach München gekommen. Bei seiner Übersiedlung nach München wurde er der dortigen Ortsgruppe der Völkischen von dem Stahlhelm-Führer Heiliger aus Wismar als „Spitzel“ gemeldet. Er ging zu dem frühern Heidelberger Privatdozenten Ruge und drohte, einen Putschplan zu verraten, wenn er kein Geld bekomme. Ruge stellte eine Tscheka zusammen, die Bauer unter Vorspiegelung einer wichtigen Mission in Norddeutschland in ein Auto lockte. An der Isar wurde Bauer angeschossen und – nur bewußtlos – in den Fluß geworfen. Seine Leiche wurde wenige Tage später gefunden. Der Mörder, Zwengauer, wurde zwar zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Zwei Mittäter kamen mit Gefängnisstrafen von 12 und 6 Monaten davon.

3. Der Fall Kadow

Der 25jährige Junglehrer Walter Kadow gehörte der Völkischen Freiheitspartei, Ortsgruppe Parchim, als Mitglied an.

Geldnöte brachten ihn in ein Abhängigkeitsverhältnis zu seinen Gesinnungsfreunden. Mit einer Unterschlagung von 5000 Papiermark (= 5 Goldmark) verließ er seine Formation.

Einige Tage später, am 31. Mai 1923, besuchte er den Parchimer Sekretär der deutschvölkischen Gruppe, Marsolle. Dieser nahm ihn mit in den Luisenhof, rief eine Anzahl Freunde herbei, und es entwickelte sich eine heftige Sauferei. Nach der Polizeistunde bestiegen die Teilnehmer an dem Gelage einen Jagdwagen des Herrn v. Treuenfels.

In der Nähe der Ziegelei Neuhof mußte Kadow vom Wagen steigen und wurde mit Gummiknüppeln und Holzscheiten fürchterlich zerschlagen. Wiemeier durchschnitt dann dem Halbtoten mit einem Taschenmesser die Kehle, Hößt und Zabel gaben ihm den Gnadenschuß. Die Leiche wurde verscharrt, nachdem sie ausgeraubt worden war.

Die Verhandlung wegen dieser brutalen Mordtat fand vor dem Staatsgerichtshof statt und führte zu empfindlichen Zuchthausstrafen für die Täter.

4.Der Fall Pannier

Der Schwarze-Reichswehr-Mann Pannier hatte sich aus unbedeutenden Gründen „spitzeleiverdächtig“ gemacht und sollte ermordet werden. Pannier, der merkte, was man mit ihm vorhatte, floh in Zivilkleidern zu seinen Eltern nach Berlin. Er wurde von 3 Unteroffizieren des Schwarzen-Reichswehr-Regiments von Senden weggeholt und als „Deserteur“ verhaftet. Pannier wußte sich keinen Rat, als sich an einen Schupobeamten auf der Straße zu wenden. Der brachte ihn und die Andern zur Polizeiwache. Diese führte ein Telephongespräch mit dem Wehrkreis III und erhielt den Auftrag, Pannier mit den Unteroffizieren dorthin zu schicken. Im Wehrkreisgebäude III wurde der „Deserteur“ dem Oberleutnant Schulz überwiesen. Schulz schickte ihn nach Döberitz zurück. Von dort wurde er durch Klapperoth nach Elsgrund gebracht. Klapperoth schlug ihm, es war im Juni 1923, mit einer Eisenstange die Schädeldecke ein. In aller Eile wurde die ausgeplünderte Leiche verscharrt, einige Zeit darauf neu ausgegraben und 2¼ m lief in die Erde verbuddelt. Es gelang der Polizei, alle Beteiligten dingfest zu machen. Die Leiche wurde im September 1925 gefunden.

5.Der Fall Gerlach

Beim Kommando Spandau war ein Wachtmeister aus Zossen, Gerlach (?), der sich aus irgendwelchen Gründen verdächtig gemacht hatte. Eines Tages im Juni 1923 wurden die beiden Fememörder Klapperoth und Büsching in seiner Stube einquartiert. 24 Stunden später war der Wachtmeister von einem Dienstgange nicht mehr zurückgekehrt. Die beiden Mörder verbreiteten die Nachricht, daß er von Kommunisten ermordet worden sei. Die Leiche wurde wenige Tage darauf, mit Eisen beschwert und mit zwei Schüssen im Hinterkopf, aus der Havel gezogen.

6. Der Fall Wilms

Beim Schwarzen-Reichswehr-Kommando Spandau befand sich ein Oberfeldwebel aus dem Rheinland, namens Wilms, der

verheiratet und Vater von zwei Kindern war. Er war Angehöriger der Maschinen-Gewehr-Kompagnie, die eines Tages, als eine Inspcktion des Wehrkreiskommandos angemeldet worden war, nach Rathenow ins Versteck abrückte.

Von dort nach Spandau zurückgekehrt, wurde der Feldwebel Wilms aus unbekannten Gründen vom Oberleutnant Freiherrn von Senden in einer dunkeln Zelle festgesetzt. Des Nachts drängen eine Anzahl Leute unter Führung des Fähnrich Meder in die Zelle und verprügelten ihn. Wilms zeigte seinen Kameraden den buchstäblich zerfetzten Körper. Bald darauf wurde er zum Schwarzen-Reichswehr-Kommando Rathenow strafversetzt. Klapperoth und Büsching waren am selben Morgen nach Rathenow abgefahren.

Es dauerte nicht lange, bis die .Nachricht vom Tode des Oberfeldwebels nach Spandau kam. Seine Leiche wurde viel später, mit einer Eisenschiene beschwert, aus der Havel gelandet.

7. Der Fall Greschke

Der aus Frankfurt an der Oder stammende Unteroffizier der Schwarzen Reichswehr (Abteilung Küstrin) Greschke wurde auf Befehl des Oberleutnants Schulz am 23. Juni 1923 in einem Walde bei Bärwalde ermordet.

Greschke stand im Spitzelverdacht. Über die Tat ist Folgendes bekannt geworden:

Er wurde von den beiden Fememördern Büsching und Glaser im Auto aus seinem Standort Gorgast abgeholt. Die beiden Mörder brachten ihn in jenen Wald. Der war vorher von einem Kommando der Schwarzen Reichswehr unter Führung eines Oberleutnants, anscheinend des jetzt steckbrieflich verfolgten Oberleutnants v. Bargen, alias v. Pannwitz, durchstreift und abgesichert worden. Eine Störung bei der Tat war ausgeschlossen.

In der Aufregung ließen die Täter bei der verscharrten Leiche einen feldgrauen Mantel liegen.

8.Der Fall Brauer

ist in Nummer 40 der ‚Weltbühne‘ dargestellt worden.

9. Der Fall Hermann

Der Feldwebel der Schwarzen Reichswehr (Abteilung Küstrin) Hermann erhielt Ende August 1923 beim Waffenreinigen von dem Feldwebel Büsching einen Schuß in die Schläfe. Er war sofort tot. Hermann galt in der Schwarzen Reichswehr als „unsicherer Kunde“ und soll sich Lebensmittelschiebungen und Unterschlagungen haben zuschulden kommen lassen.

Ein Verfahren ist nie eingeleitet worden.

10. Der Fall Bolt

Der 33jährige Unterfeldwebel Bolt gehörte zum Kommando Spandau der Schwarzen Reichswehr. Dort kam er in den Verdacht, kommunistischer Spitzel zu sein. Schulz, der ihn ermorden lassen wollte, versetzte ihn zum Arbeitskommando in Beeskow. Bolt hatte von den Absichten seiner „Freunde“ Kenntnis erlangt, verkaufte einen Teil seiner

Sachen und floh im August 1923. Auf Veranlassung von Schulz wurde er durch Kriminalpolizei unter der falschen Anschuldigung des Landesverrats verhaftet und der Reichswehr ausgeliefert. Diese ließ ihn jedoch wegen Mangels an Beweisen frei. Bolt wandte sich nach Frankfurt, wo er bei einem Freunde nächtigte. Trotz dessen Warnung kehrte er am nächsten Tage nach Beeskow zurück und ist seitdem verschwunden.

11. Der Fall Sand

Am 5. September 1923 wurde in einem Kesselbruch bei Döberitz die Leiche des 25jährigen Leutnants a. D. Sand gefunden. Die oberflächlich verscharrte Leiche wies zwei Kopfschüsse auf. Sand war Landbundoffizier und kurz vor seiner Ermordung zur Schwarzen Reichswehr nach Spandau einberufen worden. Von dort wurde er nach Döberitz abkommandiert. Er wurde ermordet, weil er zu andern Parteien Verbindungen gehabt haben soll; diesen soll er wiederholt Geheimnisse gegen Entgelt ausgeliefert haben.

Sein Mörder ist der in Landsberg an der Warthe inhaftierte Klapperoth.

12. Der Fall Dammers

Am 17. November 1923 wurde im Tegeler Forst ein Oberleutnant Dammers – alias Müller – ermordet aufgefunden. Der Mord war bereits im Frühjahr 1923 von dem 17jährigen Grütte-Lehder begangen worden. Der Mörder wurde wenige Wochen nach der Tat auf Anzeige seiner Kameraden von der Bismarck-Jugend das erste Mal verhaftet, gestand den Mord und wurde, als man eine Leiche im Tegeler Forst gefunden hatte, auf die seine Angaben nicht paßten, und ihm die Ausrede einfiel, er habe nur renommiert, aus der Haft entlassen. Grütte-Lehder ging nach Ungarn. Kaum war er in Sicherheit, als auch die von ihm als sein Opfer bezeichnete Leiche gefunden wurde. Nach langen Verhandlungen wurde Grütte-Lehder an Deutschland ausgeliefert.

13. Der Fall Beyer

ist in Nummer 44 der ‚Weltbühne' dargestellt worden.

14. Der Fall Holz

Holz war Angehöriger eines Frontbannkommandos auf Gut Barnekow bei Grevesmühlen in Mecklenburg. Am 9. Dezember 1923 teilte er seinen Eltern mit, daß er nach Hause zurückkehren wolle. Im Januar 1924 wurde er von den völkischen Landarbeitern Notzon und Kalla auf Befehl der Leutnants Schoeler und Lizca durch vier Schüsse in den Kopf getötet und in einem Acker vergraben. Seine Wertsachen wurden gestohlen. Pfingsten 1924 wurde die Leiche zufällig gefunden.

Der Prozeß im Juli 1925, vor dem erweiterten Schwurgericht in Schwerin, hat großes Aufsehen erregt, weil man durch Ausschluß der Öffentlichkeit eine Publikation der Umstände dieser furchtbaren Bluttat unmöglich machte. Am 15. Juli wurde ein vierfaches Todesurteil verkündet.

15. Der Fall Just

Der Frontbannführer Just in Roggensdorf wurde bei einem Zusammenstoß mit einem ländlichen Gesangverein im Frühjahr 1924 „aus Versehen“ erschossen. Just galt in seinen Kreisen als Spitzel. Der Totschlag wurde der Form halber mit einigen Monaten Gefängnis gebüßt.

16. Der Fall Böttcher

Eine Todesanzeige vom 18. September 1924:
„Am 4. September verstarb der auf Gut Vietlübbe beschäftigte Landwirtschaftsgehilfe Eduard Böttcher, Angehöriger der Arbeitsgemeinschaft Roßbach. Wir verlieren in ihm einen strebsamen und fleißigen Arbeiter.
Die Gutsverwaltung.“

Die Leiche wurde auf einem brennenden Scheiterhaufen gefunden. Nach der Sektion wurde sie zur Beerdigung freigegeben und mit kirchlichen und militärischen Ehren beigesetzt. Eine Abteilung Roßbacher in voller Uniform schoß über dem Grabe eine Ehrensalve ab.

Die Roßbacher und die Polizei stellten den Mord als Unglücksfall hin. Böttcher habe sich in geistiger Umnachtung selbst verbrannt. Diese Darstellung ist haltlos, wenn man bedenkt, daß die noch warme Leiche in knieender Stellung gefunden wurde: sie hätte zusammenbrechen müssen. Außerdem war in dem mächtigen Scheiterhaufen nur der Hals verkohlt. Ein Verfahren ist nicht eingeleitet worden.

Uebersicht der Fememorde

Der Grund der Ermordung ist nur angegeben, wo sichs um ein greifbares Vergehen gegen die völkische „Ordnung“ handelt. Das Schicksal der Täter nur, soweit sichs aus Presseveröffentlichungen ergibt.

Ermordet	am	in	von	Grund	Verfahren	Strafe
1.Otto(?)	3.IX.1922	Ostsee	Völkischen Bünden	Verrat	kein	frei
2.Bauer	18.II.1923	München	Völkischen Bünden	Verrat	abgeschlossen	Zuchthaus
3.Kadow	31.V.1923	Parchim	Völkischen Bünden	—	abgeschlossen	Zuchthaus
4.Pannier	VI.1923	Döberitz	Schwarzer Reichswehr	—	schwebt	—
5.Gerlach(?)	VI.1923	Spandau	Schwarzer Reichswehr	—	schwebt	—
6.Wilms	VI.1923	Rathenow	Schwarzer Reichswehr	—	schwebt	—
7.Greschke	23.VI.1923	Bärwalde	Schwarzer Reichswehr	—	schwebt	—
8.Brauer	2.VIII.1923	Küstrin	Schwarzer Reichswehr	—	schwebt	—
9.Hermann (?)	VIII.1923	Gorgast	Schwarzer Reichswehr	—	kein	—
10.Bolt(?)	VIII.1923	Beeskow	Schwarzer Reichswehr	—	kein	—
11.Sand	5.IX.1923	Döberitz	Schwarzer Reichswehr	—	schwebt	—
12.Dammers	Gefunden 17.XI.1923	Tegel	Völkischen Bünden	—	schwebt	—
13.Beyer	15.XII.1923	Schwerin	Schwarzer Reichswehr	—	schwebt	—
14.Holz	I.1924	Grevesmühlen	Schwarzer Reichswehr		abgeschlossen	zu Gefängnis begnadigt
15.Just (?)	Frühjahr 1924	Roggensdorf	?	—	abgeschlossen	Gefängnis
16.Böttcher(?)	4.IX.1924	Vietlübbe	Roßbachern	—	kein	—

Die Personalien der bisher verhafteten Fememörder

Name	Stand	Grund der Verhaftung	zur Zeit
1 Paul Schulz	Oberleutnant	Anstiftung zu mehreren Morden	Untersuchungsgefängnis Landsberg
2. von Senden	Oberleutnant	Anstiftung zu mehreren Morden	Untersuchungsgefängnis Berlin
3. Gutknecht	Hauptmann	Anstiftung zum Mord	Untersuchungsgefängnis Berlin
4. Benn	Leutnant	Anstiftung zum Mord	Untersuchungsgefängnis Berlin
5 Schlürmann	Leutnant	Anstiftung zum Mord	Untersuchungsgefängnis Berlin
6 Stantien	Dr. ing.	Beihilfe zur Flucht	Untersuchungsgefängnis Berlin
7 Meder	Fähnrich	Beihilfe zum Mord	frei
8 Neking	Oberleutnant	Beihilfe zum Mord	Untersuchungsgefängnis Berlin
9. Graffunder	Oberleutnant	Beihilfe zum Mord	Untersuchungsgefängnis Berlin
10 Klapperoth	Feldwebel	Mord	Untersuchungsgefängnis Landsberg
11. Glaser	Oberfähnrich	Mord	Untersuchungsgefängnis Landsberg
12 Schiebufr	Unteroffizier	Beihilfe zum Mord	Untersuchungsgefängnis Landsberg
13 Schoeler	Oberleutnant	Anstiftung zum Mord	Festung Dreibergen
14. Lizca	Leutnant	Anstiftung zum Mord	Festung Dreibergen
15. Budczinsky	Oberleutnant	Beihilfe zum Mord	Untersuchungsgefängnis Berlin
16. Damm	Leutnant	Anstiftung zum Mord	Untersuchungsgefängnis Berlin
17 Stucken	Oberleutnant	Anstiftung zum Mord	Untersuchungsgefängnis Schwerin
18 Franz	Leutnant	Anstiftung zum Mord	Untersuchungsgefängnis Schwerin
19. Witt	Oberleutnant	Anstiftung zum Mord	Untersuchungsgefängnis Berlin
20. Peters	Roßbacher	Beihilfe zum Mord	Untersuchungsgefängnis Schwerin
21. Notzon	Arbeiter	Mord	zum Tode verurteilt
22. Kalla	Arbeiter	Mord	zum Tode verurteilt
23. Röder	Roßbacher	Beihilfe zum Mord	Untersuchungsgefängnis Schwerin
24. Bolt	Feldwebel	Mord	Untersuchungsgefängnis Schwerin
25. Klapperoth jun.	Pionier	Beihilfe zur Flucht	Untersuchungsgefängnis Landsberg
26. Ruge	Privatdozent	Anstiftung	Strafe verbüßt
27. Eisenbeck	Leutnant	Beihilfe	Untersuchungsgefängnis Berlin
28. Hildebrand	Oberleutnant	?	Untersuchungsgefängnis Berlin

Wann werden verhaftet:
1. die beiden Brüder Rische, Wismar, wegen Ermordung des Leutnants Otto,
2. der Oberleutnant Loewies, wegen Anstiftung zum Mord an Kadow,
3. der Feldwebel Umhofer, wegen Beihilfe zum Mord an Wilms,
4. der Feldwebel Kazierowsky, wegen Beihilfe zum Mord an Gerlach,
5. der Oberleutnant Oppermann, Potsdam, wegen Beihilfe zu Flucht und Mord,
6. der Oberleutnant v. Pannwitz wegen Anstiftung und Beihilfe zu mehreren Morden,
7. der Leutnant Eckermann, wegen Anstiftung und Beihilfe zum Mord,

8. der Fahrer Kowalewsky, wegen Beihilfe zu mehreren Morden,
9. der Hauptmann Stennes, Gründer der Spitzelabteilung in der Schwarzen Reichswehr,
10. der Feldwebel Büsching, der Mörder von vielen Gerichteten,
11. der Feldwebel Fahlbusch, sein Mordkomplize?

Götter, Menschen und Tiere von Johannes Fischart

Austen Chamberlain. Stolz und kerzengrade geht er einher. Immer das Monocle im Auge. Niemals verliert er die Ruhe. Nur selten verzieht sich das Gesicht zum Lächeln. Wenn er einen Witz macht, schluckt er zunächst einmal und noch einmal die Pointe herunter. Dann erst quillt sie langsam hervor und wird von der untern Gesichtspartie kauend herausgebracht. Das Lächeln geht nicht über die Nasenspitze hinaus. Bei Tag und bei Nacht trägt er die ganze Würde und Größe des englischen Weltreiches mit sich. Vom Shlips bis zur Gamasche. Das Monocle ist der Chamberlainsche Hausorden, den Joe, der Große, gestiftet hat. Bis zum Vertrag von Locarno war Austen der Sohn eines bedeutenden Vaters. Jetzt ist er die Bedeutung selbst. Wie ein Kranich schreitet er daher.

*

Aristide Briand. Ein Wuschelkopf. Herabhängender Schnurrbart. Gutmütig-listig hin und her rutschende Augen. Eine Romanfigur von Balzac. Immer hat er irgendeine conte drôlatique im Kopf. Irgendein Witzwort, das sich wie ein Tintenspritzer auf jeder Seite des Aktenstücks ausmacht. Ein Vertreter des alten Humanitätsideals. Richtiger: ein Vertreter der allgemeinen Menschenliebe. Bisher hat er dabei freilich den femininen Teil des Menschengeschlechts bevorzugt. Ein Arbeiter, der von frühmorgens bis tief in die Nacht schuftet, ist er nicht. Alles – nur das nicht. Aber blitzschnell erfaßt er die Situation und weiß sofort den richtigen Weg. Wie eine dickliche Kellerratte schlüpft er, wenns die Sekunde erfordert, sofort durch die richtige Ritze.

*

Tschitscherin, der russische Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten, sitzt, gleich einem Raben, behäbig abwartend, auf dem Baum. Nur ist dieser Rabe nicht schwarz, sondern blond. Sobald es irgendwo in Europa unruhig wird, flattert er auf und umkreist die Stätten der Zersetzung. Ein kluger Kopf. Ein Späher. Einer, der sich jedes Wort, bevor er es ausspricht, wohl überlegt. Freundlich. Höflich. Fast bieder. Dennoch von weitreichenden Plänen. Ein leichter Embonpoint flößt, auf dem an sich schon gedrungenen Körper, Vertrauen ein. Wenigstens so lange, wie der Rabe im Wipfel des entblätterten Baumes sitzt. Wenn er aber die Flügel ausbreitet, um aufzusteigen, tut man besser, Vorsicht zu üben.

*

Als Tschitscherin unlängst in Warschau Gast des polnischen Außenministers, des Grafen Skrzynski, war, rühmte er dessen

Schloß auf der Marszalkowska, sein Barockmilieu und seine Diners. Alles an diesem Grafen ist auserlesen. Seine gesellschaftliche Kultur. Sein Kunstgeschmack. Sein Umgang mit Menschen. Seine bestrickende Liebenswürdigkeit. Sein lässiges Kavaliertum. Seine leichte décadence. Eine Gemse, im zoologischen Garten gezüchtet.

*

Wie anders Benesch! Klein von Statur. Kribblig und wirblig im Verkehr. Von Ideen übersprudelnd. Hamlet spricht: In Bereitschaft sein ist Alles. Benesch übersetzt das ins Tschechische so: Immer dabei sein ist Alles. Schon während des Krieges, als er außerhalb der oesterreich-ungarischen Doppelmonarchie der Tschechoslowakei den Weg bereitete, war er der commis voyageur der Nationalitäten, die einen eignen Laden aufzumachen beabsichtigten. Ein Spitzmäuschen, das hin und her huscht.

*

Mussolini, Vorhang hoch. Große Revue. Massenauftrieb. Sämtliche Blenden auf. Rotes, grünes, gelbes Licht. Den Lichtkegel mit so und so viel Lichtstärke allein auf sein Antlitz konzentriert. Funkelnde Augen. Die Rechte majestätisch in den Ausschnitt der Weste gesteckt. Der Imperator im Cutaway. Der Habicht, von Spindler aufgefärbt. Als Regisseur eine Synthese von Max Reinhardt und Giacomo Meyerbeer. Immer Musik. Am besten der Krönungsmarsch aus dem ‚Propheten‘. Das Orchester auf zweihundert Mann verstärkt.

*

Vandervelde treibt sein Gewerbe im Umherziehen. Wie ein Börsenmakler, den Kopf etwas nach vorne gebeugt, geht er von Stand zu Stand und kalkuliert die Kurse der großen Politik. Schwerhörig und kurzsichtig. Im Kopf helle. Der schwarzhaarige Pudel der sozialistischen Internationale. Der Pudel, der immer drauf aus ist, des Pudels Kern zu finden. Als Mensch gütig und hilfsbereit. Kein verschlossener, sondern ein offener Charakter. Ihm fällt, als Minister, die Aufgabe zu, die belgische Außenpolitik und die Grundsätze der Sozialdemokratie auf einen Nenner zu bringen.

*

Wenn Dr. Gustav Stresemann ein goldenes Fell und eine riesige Mähne um sein Gesicht hätte, so würde man ihn für einen Löwen halten, für den Herrn in der Wüste der deutschen Politik. Über das nötige, nasal nüancierte Stimmaterial, um Allen Angst und Schrecken einzujagen, verfügt er auch. Mündlich und schriftlich. Auch das ist ihm eigen, wie wenigstens dem Löwen hinter den Gittern des Käfigs, daß er unruhig auf und ab geht, Tatze vor Tatze schiebt, sich mal nachdenkend niederlegt und ein andres Mal wieder ein fürchterliches Gebrüll erhebt. Wenn er aber zu Haus ist, schnallt er die Löwenmähne ab, stellt den Schweif mit Quaste in den Schirmständer und hängt das goldene Fell auf den Kleiderhaken. Dann ist er, oft auch unter Parteifreunden und Journalisten, bloß Gustav, das Stresemännchen.

XII.

Der Kaiser im Kriege

Graf Unico von der Gröben, einst erster deutscher Botschaftsrat in Paris, sagte mir zu Beginn des Krieges: „Der Kaiser betrachtet die Politik unter dem Gesichtspunkt, daß die Fürsten eine Gesellschaft zur Versicherung auf Gegenseitigkeit bilden."

Auch der Krieg, diese „Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln", war für Wilhelm II. in erster Linie eine dynastische Angelegenheit Sein persönliches Kriegsziel war, Herzog von Kurland und Livland zu werden. Aber er gönnte den Vettern auch etwas: sein Schwager, der Landgraf von Hessen, sollte Finnland bekommen, der Herzog von Urach, ein katholischer Württemberger, Litauen, irgendein Habsburger Polen und der König von Bayern das Elsaß.

Hohenzollerns Verteilungspläne spielten sich zumeist hinter den Kulissen ab. Die Zensur, die von ihrer Bekanntgabe üble Wirkungen innen- wie außenpolitisch befürchtete, sorgte dafür, daß die Presse fast nie etwas darüber bringen konnte. Nur als der kleine Hesse noch dicht vor Toresschluß finnisch zu lernen begann, durfte die Welt das als besondern Erfolg der kaiserlichen Politik zur Kenntnis nehmen.

Vor den Kulissen bekundete Wilhelm seine dynastischen Gefühle hauptsächlich durch eine erdrückende Fülle von Telegrammen. Jedes ihm nicht grade durch den Krieg verbotene Mitglied der großen Fürstenfamilie, männlichen und weiblichen Geschlechts, wurde bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit antelegraphiert. Die Siege waren in Wilhelms Augen vor Allem eine Fürstenangelegenheit. Vom großen Franz Joseph bis zu dem Zwerge von Waldeck hinunter entging Niemand unter den Gekrönten oder ihrer Sippschaft kaiserlichen Telegrammen, wofern nicht einer sich mißliebig gemacht hatte.

Am häufigsten wurde selbstverständlich die liebe eigne Familie bedacht. Als Stilprobe sei nur das Telegramm Wilhelms an Cäcilie vom 24. August 1914 wörtlich angeführt:

> Innigsten Dank, mein liebes Kind! Freue Mich mit Dir über Wilhelms ersten Sieg. Wie herrlich hat Gott ihm zur Seite gestanden. Ihm sei Dank und Ehre. Ich habe Wilhelm Eisernes Kreuz I. und II. Klasse verliehen. Oskar soll sich auch brillant mit seinen Grenadieren geschlagen haben. Er hat Eisernes Kreuz II. Klasse bekommen. Sage das Ina-Marie. Gott schütze und helfe den Jungens auch weiter und sei auch mit Dir und den Frauen allen.
>
> Papa Wilhelm.

Die Telegramme waren nie originell, aber sie variierten in der Tonart je nach der Person des Empfängers. Nur in einem Punkt waren sie einander gleich: sämtlich enthielten sie eine Bezugnahme auf den lieben Gott. Alle waren auf den Ton gestimmt: Gott und Ich, wir Zwei!

Von dem 2. August 1914 an, wo Wilhelm die Berliner aufforderte, in die Kirche zu gehen und zu beten, fast bis zum letzten Tage des Krieges hat er nie verfehlt, den deutschen Gott als seinen Bundesgenossen zu reklamieren. Der war das einzige Wesen, dessen Hilfe seinem Selbstgefühl nicht wehe tat. Die Distanz schloß Konkurrenzgefühle aus.

Mit der Naivität eines bayrischen Gebirgsbauern sah er in Gott so eine Art persönlichen Mitkämpfers, einer geistig-geistlichen rechten Hand des Obersten Kriegsherrn. Ob er von dem „Gottesgericht" an den Russen in Ostpreußen spricht oder dem bulgarischen Zaren versichert, „mit Gottes gnädiger Hilfe" sei „in Bulgarien wie auf allen andern Fronten Bewundernswertes erreicht" worden, oder dem König von Bayern telegraphiert, er vertraue darauf, daß „Gott der Herr sich auch ferner zu unsrer gerechten Sache bekennen" werde: immer ist sein Gedankengang gleich simpel.

Die Ausdrucksweise wird drastisch, wenn Wilhelm nicht an seine geliebten Vettern telegraphiert, sondern mit seinen Truppen spricht. Da sagt er ihnen am 22. Dezember 1917:

> Es hat das Jahr 1917 mit seinen großen Schlachten gezeigt, daß das deutsche Volk einen unbedingt sichern Verbündeten in dem Herrn der Heerscharen dort oben hat. Auf den kann es sich bombenfest verlassen, ohne ihn wäre es nicht gegangen.

Der Friedensschluß mit Rußland, der ja ausschließlich auf die bolschewistische Revolution zurückzuführen war, begeisterte Wilhelm zu diesem Telegramm an den Reichstag:

> Der völlige Sieg im Osten erfüllt mich mit tiefer Dankbarkeit. Er läßt uns wieder einen der großen Momente erleben, in denen wir ehrfürchtig Gottes Walten in der Geschichte bewundern können. Welch eine Wendung durch Gottes Fügung.

Diese „Wendung" war eine stilistische Anleihe an das Telegramm, mit dem sein Großvater den Sieg von Sedan mitgeteilt hatte. Freilich wurde der alte Ausdruck auf eine ziemlich anders geartete Sachlage angewandt.

Die Friedensgewohnheit, gelegentlich eigne Predigten zu halten, hat Wilhelm auch in den Krieg übernommen. In diesen Predigten berührt die Vermischung militaristischer Gewaltpolitik mit frömmelnden Redensarten besonders peinlich. So, wenn er 1914 bei der Weihnachtsfeier im Großen Hauptquartier vor seinen Offizieren und Mannschaften also predigte:

> Kameraden! In Wehr und Waffen stehen wir hier versammelt, dieses heilige Fest zu feiern, das wir sonst im Frieden zu Hause feiern. Gott hat es zugelassen, daß der Feind uns zwang, dieses Fest hier zu feiern; wir sind überfallen worden, und wir wehren uns. Und das gebe Gott, daß aus diesem Friedensfest Friede mit unserm Gott für uns, und für unser Land aus dem schweren Kampf reicher Sieg erstehe.
> Wir stehen auf feindlichem Boden, dem Feinde die Spitze des Schwertes, das Herz unserm Gott zugewandt, und wir sprechen aus, wie es einst der Große Kurfürst getan hat: In den Staub mit allen Feinden Deutschlands! Amen!

Er selbst wußte nie, wie unpassend sein Benehmen war. Selbstkritik war ja das, was seiner Gottesgnadenverstiegenheit am fernsten lag. Immer glaubte er, zu handeln. Und agierte doch nur wie ein schlechter Heldendarsteller.

Unter vier Augen ist er manchmal aufrichtig gewesen. Er hat während des Krieges Augenblicke tiefster Depression mit Verzweiflungstränen erlebt. Aber sowie er vor die Öffentlichkeit trat, posierte er.

So, als er im August 1914 sich von dem 1. Garderegiment zu Fuß in Potsdam mit folgenden Worten verabschiedete:

> Die heutige-Feier findet uns im Vertrauen auf den höchsten Gott und in Erinnerung an die glorreichen Tage von Leuthen, Chlum und Saint Privat. Unser alter Ruhm ist ein Appell an das deutsche Volk und sein Schwert. Und das ganze deutsche Volk hat bis auf den letzten Mann das Schwert ergriffen. Und so ziehe ich denn das Schwert, das ich mit Gottes Hilfe Jahrzehnte in der Scheide gelassen habe. Das Schwert ist gezogen, das ich, ohne siegreich zu sein, ohne Ehre nicht wieder einstecken kann. Und Ihr Alle sollt und werdet mir dafür sorgen, daß es erst in Ehren wieder eingesteckt werden wird. Dafür bürgt Ihr mir, daß ich den Frieden meinen Feinden diktieren kann. Auf in den Kampf mit den Gegnern und nieder mit den Feinden Brandenburgs! Drei Hurras auf unser Heer!

So, als er am 11. September 1918 bei Krupp in Essen eine lange Ansprache an die Arbeiter mit den Worten schloß:

> Wer unter Euch entschlossen ist, dieser meiner Aufforderuag nachzukommen, wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, wer die Treue halten will, der stehe jetzt auf und verspreche Mir, anstelle der gesamten deutschen Arbeiterschaft: Wir wollen kämpfen und durchhalten bis zum letzten. Dazu helfe uns Gott. Und wer das will, der antworte mit Ja! Ich danke Euch. Mit diesem „Ja“ gehe ich jetzt zum Feldmarschall. Jetzt heißt es: Deutsche, die Schwerter hoch, die Herzen stark und die Muskeln gestrafft zum Kampfe gegen Alles, was gegen uns steht, und wenn es noch so lange dauert. Dazu helfe uns Gott, Amen! Und nun lebt wohl, Leute!

Ob er zu Beginn des Krieges das Schwert mit feierlichem Schwur aus der Scheide zog oder unmittelbar vor dem endgiltigen Zusammenbruch die Arbeiter gegen ihre innerste Überzeugung zu einem nichtssagenden „Ja“ veranlaßte: immer war es die Geste, die ihn berauschte.

Und ihn selbst belog! Denn dieser schlechte Schauspieler hatte das mit einem guten gemein, daß er an die Rolle glaubte, die er spielte.

Er kannte sich nicht, er kannte die Welt nicht, er kannte vor Allem sein eignes Volk nicht.

Als wenn er es mit einem Haufen von Analphabeten zu tun hätte, glaubte er, in Leutseligkeit machen zu müssen, sobald er mit dem „gemeinen Mann“ in Berührung kam. Dazu gehörte, unter anderm, daß er immer flottweg duzte.

Die ‚Tägliche Rundschau‘ vom 27. August 1914 schildert eine Kaiserparade im Felde:

> Bei den Landwehrleuten scheint es ihm besonders zu gefallen. Leutselig spricht er viele der Kameraden an und unter-

hält sich mit ihnen. „Wo bist Du her, mein Sohn?“ „Aus Crefeld, Euer Majestät“. „Warst Du denn auch dabei, als ich meine Husaren hingebracht habe?“ „Jawohl, Euer Majestat.“ „Na, dann kennen wir uns ja noch von früher.“ „Wo ist Deine Heimat, mein Lieber?“ „In Rheydt, Euer Majestät.“ „So. Und wo bist Du zuhause?“ „In Kevelaer bei Geldern, Majestät.“ „Da wohnt Ihr ja an der Grenze. Könnt Ihr auch holländisch sprechen?“ „Jawohl, Euer Majestät.“ „Da gibts wohl auch einen guten Tabak?“ Und so gings fort, die Reihen entlang.

Gradezu ekelhaft berührt das gönnerhafte Du in einer Szene, wie sie die ‚Leipziger Neuesten Nachrichten‘ vom 30. August 1914 schildern:

Doch da – halt! Am Wegesrande erhebt sich mühsam ein Verwundeter, blutig das Gesicht und Hals. Die Uniform beschmutzt, mit der Faust stößt er einen neben ihm hockenden Franzosen in die Seite, dessen Beinkleider Generalstreifen zieren, und deutlich hört man die Worte: „Auf, Luder!“ Die Hände des Gefangenen sind mit einem Lederstreifen zusammengebunden – so mit der Linken des Franzosen Arm packend, mit der Rechten krampfhaft einen zerschossenen Fahnenschaft mit der Trikolore vor sich haltend, steht er stramm vor seinem Kaiser. „Du hast gute Beute gemacht, mein Junge! Wie heißt Du?“ „Emil Richter, Majestät“, kommt die etwas zitternde Antwort. Der Kaiser reicht ihm die Hand mit festem Druck, dann wendet er sich zu seiner Begleitung und bittet, Hilfe zu holen, der Mann wäre anscheinend schwer verletzt. Ein Adjutant sprengt davon – und schon ist der Brave in die zitternden Knie gesunken, eben neigt sich der Oberkörper, und mit dem Gesicht auf die erbeutete Fahne liegt er regungslos. Der gefangene französische Offizier starrt vor sich hin. Ein Automobil jagt heran, ein Arzt und ein Gehilfe springen heraus – man hebt den Bewußtlosen hinein, setzt den Franzosen zum Chauffeur, der Kaiser legt grüßend die Finger an den Helm, dann ist er in einer Staubwolke mit seinem Stab verschwunden.

Über die Stimmung im Volke hat er sich immer im Irrtum befunden. Er war ja nur von Schmeichlern und Höflingen umgeben. Und wenn einmal ausnahmsweise ernste und aufrichtige Männer bis zu ihm gelangten, so gebrachs ihnen entweder an Mut, mit der Sprache herauszurücken, oder er ließ sie nicht zu Worte kommen.

Schon lange vor dem Kriege sagte mir einer der bekanntesten berliner Professoren, der gelegentlich mit dem Kaiser zusammentraf, auf meine Frage, warum denn nicht wenigstens er ihm reinen Wein einschänke: „Wenn Sie wüßten, wie schwer es ist, dem Kaiser etwas zu sagen! Er unterbricht einen immer, und hat er einmal das Wort, so gibt er es nicht wieder ab.“

Genau das Gleiche erzählte mir Graf von der Gröben am 18. August 1914: „Wenn ein deutscher Diplomat von einer Mission in das Ausland zurückkommt, lädt ihn der Kaiser meist zum Frühstück ein. Sagt ihm, nach dem Essen solle er berichten. Dann zündet er sich eine Zigarre an und hält dem Diplomaten einen Vortrag über das Land, aus dem dieser kommt, wobei er meist seine vollendete Unkenntnis des Landes beweist. Aber der Andre ist zum Schweigen verurteilt.“

Ein paar Jahre später bestätigte mir Richard Witting diese Erfahrungen Gröbens. Es war einige Monate nach der Rückkehr des Grafen Bernstorff aus Amerika. Bernstorff war eben beim Kaiser gewesen und hatte Witting etwa folgendermaßen über den Empfang berichtet:

Der Kaiser habe ihn lebhaft mit den Worten begrüßt, er müsse ihm ja eine Unmenge interessanter Dinge aus Amerika zu erzählen haben. Als sich Bernstorff anschickte, seinen Bericht zu erstatten, habe ihn Wilhelm schon nach den ersten Worten mit einer Anekdote über einen ihm bekannten Amerikaner unterbrochen. Und dann habe er ihm einen Vortrag über Amerika gehalten, bis die Audienzzeit verflossen war. Zum Abschied habe er ihm, der kaum ein Wort hatte vorbringen können, für seine höchst interessanten Mitteilungen gedankt. So war der Mann. Und ich halte für durchaus möglich, daß er sich sogar wirklich eingebildet hat, er habe sich von Bernstorff über Amerika berichten lassen.

Dieser Sanguiniker war eben ein unheilbarer Illusionist. Er hatte, trotz gewisser unleugbarer Fähigkeiten, grade die Eigenschaften, die ein Monarch nicht haben darf.

Trotzdem war er bei Beginn des Krieges zweifellos populär. Die allgemeine Kriegspsychose brachte mit sich, daß ihm spontan bis in die breiten Volksschichten hinein zugejubelt wurde. Vielleicht weniger dem Menschen als dem Symbol.

Die fast durchweg charakterlos gewordene Presse trug ein gut Teil Schuld daran, daß eine verhängnisvolle Überschätzung des Kaisers Platz griff. Ich spreche gar nicht von den byzantinisch verzückten Berichten der Kriegsberichterstatter, die ein Kapitel für sich sind. Aber wie mutet es an, wenn ein sonst ernsthaftes Blatt wie die ‚Vossische Zeitung' – sie war allerdings völlig dem Kriegswahnsinn verfallen – am 4. August 1914 über die Thronrede schreiben konnte:

> Ueberraschend, aber hinreißend als spontaner Ausdruck eines tief aus dem Herzen kommenden Gefühls war es dann, wie der Kaiser das Blatt aus der Hand legte und seinem Volke die Hand entgegenstreckte. In diesem Augenblicke hat Wilhelm II. sein Volk, soweit in ihm auch nur ein Funken von Deutschtum lebt, voll und restlos gewonnen. Es ging eine Rührung und Bewegung durch die Versammelten, wie sie ernsten Männern zu ernster Stunde sich in Jahrtausenden nur einmal zeigt.

Je länger der Krieg dauerte, umso mehr kühlten sich die Gefühle für den Kaiser ab. Selbst die minder Urteilsfähigen merkten allmählich doch, daß dieser von bloßen Gefühlsausbrüchen hin und her geworfene Mann ohne Gleichmaß und ohne Linie Alles eher als ein Führer war. Und daß er, wo er sich auch öffentlich äußerte, ins Fettnäpfchen trat.

Er war es ja gewesen, der durch seine 1900 gehaltene Rede den Feinden den herrlichen Ausdruck „Hunnen" für die deutschen Truppen geliefert hatte. Er betonte immer wieder während des Krieges, daß er so lange Krieg führen werde, bis er die Feinde auf die Kniee gezwungen habe und ihnen den Frieden diktieren könne. Er entwertete das deutsche Friedensangebot vom Dezember 1916 dadurch, daß er gleichzeitig mit

seiner Bekanntgabe als echter miles gloriosus vor seinen Truppen betonte, er habe nur deshalb den Frieden angeboten, weil seine Armeen überall siegreich in Feindesland stünden.

Unangenehme Nachrichten durften ihm bekanntlich nicht überbracht werden. So befand er sich denn bis zum Schluß in einer fast märchenhaften Unkenntnis der wirklichen Sachlage.

Im März 1918 telegraphierte er dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses, der Sieg im Osten (der ohne jeden Widerstand der Russen errungen war!) gehöre zu den größten Erfolgen der Weltgeschichte, und erst die Enkel würden ihn richtig würdigen. Das Deutschtum der baltischen Ordensländer sei nach menschlichem Ermessen für alle Zeiten gesichert.

Am 14. Mai 1918 gab WTB eine Ansprache des Kaisers in Aachen kund, worin er nicht allein davon fabulierte, die Offensive gehe gut vorwärts, sondern auch erzählte, die ersten Lebensmittelzüge aus der Ukraine seien eingetroffen.

Genau am selben Tage beschloß die Regierung, die Brotration vom 15. Juni an herabzusetzen!

Am 7. September 1918 feierte er in Wilhelmshöhe überschwänglich den Hetman Skuropadski der Ukraine in einem Augenblick, wo diese durchlauchtige Eintagsfliege von Wilhelms Gnaden in ihrem eignen Lande bereits erledigt war:

> Herr Hetman, es gereicht Mir zu großer Freude, Eure Durchlaucht als den berufenen Vertreter des ukrainischen Volks und seiner Regierung in Deutschland willkommen zu heißen, und Ich möchte Meiner lebhaften Genugtuung darüber Ausdruck geben, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen der Ukraine und dem Deutschen Reich durch diesen Besuch eine sichtbare Bekundung erhalten. Der durch die Machenschaften der Entente über die Welt heraufbeschworene und von den Westmächten trotz erkannter Unerreichbarkeit ihrer Machtziele in verbrecherischem Wahn fortgesetzte blutige Krieg hat auch der Ukraine schwere Wunden geschlagen. Lassen Mich Euer Durchlaucht zuverlässig der Hoffnung Ausdruck geben, daß die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und der Ukraine, die zu wechselseitiger Ergänzung berufen erscheinen, sich immer fester und inniger gestalten mögen. Seine Durchlaucht, der Hetman der Ukraine: Hurra! Hurra! Hurra!

Noch am 28. September 1918 depeschierte er dem Verein der Rheinisch-Westfälischen Landgemeinden:

> Der Rückblick auf die wunderbaren Erfolge unsrer heldenmütigen Söhne und ihrer genialen Führer bewahrt das deutsche Volk auch in den Wechselfällen des Krieges vor unwürdigem Kleinmut und unberechtigten Zweifeln. Unbeirrt ist es entschlossen, seine ganze Kraft einzusetzen, den ihm aufgezwungenen Verteidigungskampf bis zum siegreichen Ende durchzuführen, damit das Vaterland gegen feindliche Vergewaltigung dauernd geschützt und gesichert wird.

Das war genau einen Tag, bevor Ludendorff nach Berlin wissen ließ, es müsse binnen 48 Stunden ein Waffenstillstand abgeschlossen werden, da die Front jeden Augenblick durchbrochen werden könne.

Der ahnungslose Engel ist eine beliebte Possenfigur. Der Oberste Kriegsherr als ahnungsloser Engel ist eine tragische Groteske.

Max Liebermann und Marceline Durand von Wilhelm Uhde

Wenn man einen so berühmten Namen wie den Max Liebermanns mit einem so völlig unbekannten Namen wie Marceline Durand zusammenliest, so denkt man wohl zunächst: Aha, das ist etwas wie Dante und Beatrice, Goethe und Frau von Stein oder so ähnlich! Und man erwartet, daß auf die Gestalt des Großen durch die Untersuchung seiner Beziehung zu der an sich weniger bedeutenden Frauensperson ein schöner Reflex fällt. So aber liegt der Fall hier nicht. Denn Max Liebermann kennt Marceline Durand gar nicht, und wenn dennoch ein Reflex fällt, so auf die Gestalt von Marceline Durand, zu der ich bewundernd die Hände hebe und rufe: „Marceline," — ich hatte die Gewohnheit, sie einfach beim Vornamen zu nennen — „was sind Sie doch für eine bemerkenswerte Künstlerin!"

Max Liebermann kennen Sie — natürlich, Jeder kennt ihn. Marceline Durand kennen Sie bestimmt nicht: sie war Nonne. So erzählte ich es wenigstens damals meinen Freunden, denen ich ihre Bilder zeigte. Zeigte — eigentlich nicht. Ich hatte vielmehr diese Bilder mit dem Gesicht gegen die Wand gestellt, wie ich es zuweilen tat; aber meine Freunde hatten die Gewohnheit, sie rasch umzudrehen, wenn ich nicht hinsah, um zu wissen, mit wem sie hinter meinem Rücken Verträge abschließen konnten, wodurch sie, wie sie hofften, wohlhabend würden. Dieses Vertrauen in mein Urteil schmeichelte mir, ohne daß ihre List mich kränkte.

Meine Freunde hatten also die Bilder der Marceline Durand bei mir entdeckt, und ehe sie Zeit fanden, sie zurückzustellen, trat ich hinzu. Es herrschte Schweigen, nicht das der Verlegenheit, schien mir, sondern eher der Andacht, und die etwas taktlose Frage eines sehr jungen Mannes nach Namen und Adresse wurde mit offenbarer Mißbilligung überhört. Es war kein Zweifel: die Bilder der Marceline Durand machten einen sehr großen Eindruck. Es waren Stilleben, Früchte und Blumen. Sie waren nicht einfach mit hübschen Farben hingemalt, so etwa wie: Das hier sollen Äpfel sein. Es waren wirklich Äpfel, aus dem schweren schönen Materiale tief klingender Töne geformte Äpfel. Nur war die Hand etwas ungeschickt, die da geformt hatte. „Dieser junge Mann ist auf dem besten Wege, ein zweiter Cézanne zu werden", unterbrach schließlich Jemand das Schweigen. „Es ist kein junger Mann, der das gemalt hat," sagte ich, „es ist eine — Nonne". „Es hat wirklich keinen Sinn, daß man sich weiter müht," sagte resigniert ein Andrer, „wenn plötzlich so eine beliebige Nonne viel bessere Bilder malt."

Ich will heute gestehen, daß ich damals nicht den Mut hatte, die Wahrheit zu sagen. Marceline Durand — ich weiß nicht einmal, ob sie genau so hieß, so ähnlich aber bestimmt — war keine Nonne, sondern die Frau, die in einem kleinen Städtchen der weitern Umgebung von Paris, wo ich zuweilen von der großen Stadt ausruhte, meine Zimmer aufräumte. Sie war eine

ältere bescheidene Frau, die still ihre Arbeit tat, und von der ich nichts Ungewöhnliches erwartete. Umso erstaunter war ich, als ich eines Nachmittags auf einem Spaziergange über die Wälle des alten Städtchens von oben in einen kleinen, von grauer Mauer umgebenen Garten blickte, der wie ein einziger großer Strauß wild wachsender Blumen war. Und hier erkannte ich Marceline Durand, die mit irgendetwas beschäftigt war. Ich stieg auf einem schmalen Wege zu ihr hinunter und sah jetzt, daß sie malte. Sie malte die Blumen ihres kleinen phantastischen Gartens. Nachdem sie ihre Überraschung überwunden hatte, führte sie mich, zunächst etwas zögernd, umher; aber indem sie nun von ihren Blumen sprach, den Nuancen ihrer Farben, der Form ihrer Blätter, den Bedingungen ihres Gedeihens, belebte sie sich mehr und mehr, und die sonst stille und schweigsame und ganz unscheinbare Frau redete, seltsam verschönt, zuletzt im Tone einer sie ganz erfüllenden Leidenschaft. Deren Widerschein sah ich in ihren Bildern. Ich fragte sie, ob sie mir einige davon verkaufen würde. Sie sah mir prüfend in die Augen, und da sie darin wohl etwas von ihren eignen Gefühlen bemerken mochte, stimmte sie zu.

Ich wünschte, von dem Reize dieser Bilder, die meine Freunde, wie ich erzählte, so sehr beschäftigten, etwas vermitteln zu können. Schriebe ich für Franzosen, so würde ich sagen: Diese Bilder gehören zu der Art solcher, wie Chardin und Cézanne sie gemalt. Aber sie waren wie verarmte, sich schlecht präsentierende und in trauriger Provinz lebende Verwandte einer alten, edeln Familie, in denen gleichwohl dasselbe vornehme Blut fließt. Die äußere Haltung ist verschieden, aber die innere ist gleich. Die durch eine große Liebe bestimmte zwanghafte Notwendigkeit ihres Entstehens machte sie in einem weiten Sinn ebenbürtig. Und noch etwas Andres: diese Liebe war so stark, daß die Dinge, die Blumen und Früchte, Gestalt annahmen. Sie waren nicht auf Leinwand gestrichene Farbe. Wie der Glaube aus dem Brote den Leib des Herrn macht, so hier die Liebe aus der Vereinigung von Leinwand und Tönen, die das Herz erlebt, das Taktgefühl auf der Palette bildet, die Hand zärtlich der Fläche vermählt, wirkliche Blumen, wahre Früchte. Es kam eine starke Materie zustande, die an sich erfreulich war. Dennoch muß gesagt werden, daß irgendetwas Wesentliches fehlte, das sie den Werken großer Künstler gleichwertig gemacht hätte. Ich möchte das so ausdrücken, daß sie viel schlechter angezogen waren als diese. Einfach zu sagen, daß sie viel schlechter waren, würde mir ungerecht erscheinen.

Da ich hier für deutsche Leser schreibe, liegt es näher, die Bilder meiner Aufwartefrau mit solchen zu vergleichen, die man in Deutschland gut kennt und hoch in Ehren hält. Etwa mit denen Max Laebermanns. Ich habe oft Ausstellungen dieses Malers gesehen und konnte jedes Mal beobachten, daß man seine Bilder sehr laut lobte. Sehr laut und etwa so: „Donnerwetter, das ist schon fabelhaft!“, oder: „Alle Hagel, das ist doch ein toller Kerl!“, oder: „Nun sagen Sie selbst: ist das nicht unerhört gesehen?“ Auch kamen die Worte „kolossal“, „flott“ und „schmissig“ vor und einmal auch ein mir unverständliches

Wort, das, glaube ich, „knorke“ hieß. Ich kann mich nicht besinnen, je vor dem schönsten Corot so laute und so ausdrucksvolle Bewunderung gehört zu haben. Ja, und Marceline Durand hatte nur ein andachtsvolles Schweigen geerntet. Ich muß freilich gestehen, daß es mich weniger beglückt hätte, wenn meine Freunde unter Ausrufen wie „Sacré nom d’un chien“ ihre Bilder so stürmisch gelobt hätten. Denn mir persönlich ist es nicht gegeben, gegenüber Werken der Kunst eine so expansive Bewunderung zu zeigen. Im Zirkus, das ist etwas Andres, wenn eine schwierige und tollkühne Sache wirklich „fabelhaft“ gelingt, überall da, wo durch spezielle Begabung und Virtuosentum etwas Verblüffendes erzielt, etwas Überraschendes gekonnt wird. Und ich frage mich nun, ob die „Kunst“ Max Liebermanns etwa in den Rahmen solcher Dinge fällt und eine Kunst in Anführungsstrichen, im höchsten Sinne gar nicht Kunst ist. Und wenn ich mich ernstlich prüfe, komme ich wirklich dahin, zu sagen, daß Max Liebermann nur ein virtuoser Maler ist, im Gegensatze zu Marceline Durand, die eine Künstlerin ist.

Wenn ich im französischen Saale des Kronprinzenpalais die Bilder von Renoir und Cézanne sehe, von denen der Eine den schönen Schein gewisser Dinge und die schöne Gestaltung ihrer Oberfläche, der Andre bestimmte Dinge selbst und das schöne Material, aus dem er gestaltete, liebte, so sage ich mir: Hier könnte Marceline Durand wohl als die arme Verwandte dieser großen Herren in einem Winkel ihr berechtigtes Plätzchen haben. Und wenn ich mit ein paar Schritten von hier in den Liebermann-Saal gehe, mitten hinein in diese kalte Pracht des witzig Gesehenen, malerisch Aufgefaßten, verblüffend Gekonnten, so sage ich mir, daß dies eine andre, der Marceline Durands völlig fremde Welt ist. Wenn auch Marceline Durand weniger „kann“ und keinen Effekt zustande bringt, so gehört sie doch durch ihre Liebe und die Fähigkeit, sie zu gestalten, zu einem Geschlechte von Königen. Und Max Liebermann, der viel kann und immer einen Effekt herausbringt, auf Grund seiner Lieblosigkeit zum Geschlechte der Zirkusleute. Das ist ein sehr großer Unterschied: es ist der Unterschied zwischen Kunst und Metier.

Ich kenne in der Geschichte der modernen Malerei nichts Liebloseres als die Bilder Max Liebermanns. Lieblos gegenüber dem Objekt, auf das er seine „künstlerische Phantasie“ losläßt, und das ihm unendlich „schnuppe“ ist; lieblos gegenüber der Oberfläche – von Material ist keine Rede – , die ganz unedel durch eine Mischung von Kalk, Schnee und Schmutz gebildet zu sein scheint. Es ist nicht ehrend für Deutschland, das einmal Maler wie Runge, Blechen, den jungen Thoma aufzuweisen hatte, neben dem Reichsten, Erlebtesten, Gefühltesten, was Frankreich an moderner Malerei hervorbrachte, neben der Seele Frankreichs einen solchen Saal einzurichten, in dem kluge, aber so seelenlose, so ungütige und häßliche Bilder, deren Sinn nirgendwoher kommt und nirgendhin geht, anspruchsvoll gezeigt werden.

Die „Kunst“ Max Liebermanns ist die Kunst jenes kaiserlichen Deutschland, das sehr solide, sehr tüchtig, sehr Vieles

können zu Grunde gehen mußte, weil es weder an die großen anständigen Traditionen der Vergangenheit anknüpfte noch ein menschlich-politisch-künstlerisches Volksideal schaffen und vor sich stellen konnte; weil es ohne Liebe und Bekenntnis, ohne große bindende Gesinnung ganz auf den Erfolg dressiert und immer von „heute“ war. In dieses Deutschland, das alle neun Musen fluchtartig verlassen hatten, paßte die „Kunst“ Max Liebermanns, die dieselben Vorzüge, dieselben Fehler hat. Unsrer Zeit ist sie längst entfremdet.

Liebe Marceline Durand, wenn du das Unglück gehabt hättest, ohne Hände geboren zu sein, so weiß ich, daß du deine Blumen und Früchte in rührenden Versen besungen hättest. So wie ich von Max Liebermann weiß, daß er im gleichen Falle einer der witzigsten Rentiers von Berlin geworden wäre.

Zeitgenossen aus vielen Zeiten von Fritz Landsberger

In einer Zeit, da der Geist deklassiert ist, wird ihn der geistige Mensch umso intensiver bejahen und umso inniger sich mit allen seinen Äußerungen, auch der Vergangenheit, verbinden, je weniger die Gegenwart allein zureichen kann. Wenn Oskar Loerke seine Essays über große Menschen des Geistes unter dem Titel: ‚Zeitgenossen aus vielen Zeiten‘ (bei S. Fischer in Berlin) herausgibt, so aus dem Gefühl: Diese Menschen gehören zu mir, weil sie meinem Geist nahe sind, weil ich mit ihnen lebe, weil sie in meiner wahren, innern Gegenwart leben. So umschreibt er zugleich den Horizont seines eignen Wesens, wenn er von diesen Menschen spricht, ihr Weltgefühl ist das seine, und wie sich das seine erst selbst vielleicht gefestigt hat an dem Zusammenleben mit ihnen, so fließt es jetzt in sie zurück und dringt zu der unmittelbaren Gesamtschau ihres Wesens vor. Denn der gültige Lyriker, der tiefe und erregende Erzähler Loerke ist auch hier Künstler, nicht Biograph oder Kunstanalytiker. Er denkt umfassend und immer eindringend in den geheimsten Sinn, aber die Darstellung formt sich ihm, wie ohne Zutun, zu einem Gedankengewoge, einem Akkord von Stimmen, einem klingenden Leben. Die gedachte Wahrheit wird zur lebendigen.

Die Menschen, die sich in Loerkes Welt zusammenfinden, haben, so verschieden sie sein mögen an Grundgefühl, Leistung und auch an Rang, dennoch ein Gemeinsames: es sind Wesen der Innerlichkeit, der Herzenstiefe, die trotzdem sich mit der Realität, dem Außen, der Klarheit einer gerundeten Welt zutiefst verbunden fühlen. Es ist der phantastische Epiker Jean Paul, der Inneres und Äußeres in skurriler Erhabenheit mischt, es ist die umfassende Ordnung, die klare Entschiedenheit Bachs, in der doch Leiden, Gluten, Dämonien gebändigt sind, es ist der Goethe des ‚Westöstlichen Diwans‘, der Östliches westlich deutet. Der Buddho-Aufsatz heißt: ‚Buddho von Westen‘, denn Loerke zwingt den wuchernden Urwald der buddhistischen Lehre und Tradition hinein in die heilige, gesammelte Persönlichkeit des Stifters. Und was ihn an Gerhart Hauptmann lockt, ist seine ausladende, erdennahe Menschen-

darstellung, in die er die innere, geheimere Weisheit ergießt. Immer zeigt sich die Verwobenheit von Loerkes Weltinbrunst und Herzensinbrunst so, daß das Gefühl vor der Welt bestehen soll, aber auch die Welt vor dem Gefühl.

Man glaube jedoch nicht, daß Loerke die geschichtliche Wirklichkeit seiner Helden verfälsche. Er hat durchaus die Sachkenntnis des Einzelforschers. Er beherrscht die Technik der Musik Johann Sebastian Bachs. Jede Figur aus Jean Paul nicht anders als aus Gerhart Hauptmann steht lebendig und unverwechselbar vor ihm. Grade in dem Aufsatz über Jean Paul ist das volle Bild der Einheit Mensch – Werk ganz glühend herausgestellt aus dem empirischen Nachweis des Lebens Jean Pauls, der menschlichen Struktur, des dichterischen Grundgefühls, des Stils und der Art der gestalteten Menschen.

Da Loerkes Eindringen überwiegend den ganz großen Geisteswesen gilt, wird so die geheime Übereinstimmung aller großen Kunst und darüber hinaus aller Geistesformen überhaupt klar. Die Einsichten, die ihm besonders Bach erschließt, haben eine noch viel umfassendere Gültigkeit. Der Satz: „Die Leidenschaft des großen religiösen Musikers ist die Einsamkeit des Menschen unter Dämonen“ bezeichnet den Zustand jedes religiösen Genies, nicht nur des religiösen Künstlers. Einsamkeit des Menschen unter Dämonen – ist dies nicht das Urerlebnis der Religion, die tiefste Wurzel im Menschen zum Religiösen? Oder wenn Loerke sagt, daß bei Bach das „Schöne“ nicht so wichtig sei wie die Gewißheit des Sich-verlassen-könnens auf Das, was wir hören, und daß diese „Gleichgewichtssicherung uns selbst mitten im verzweifeltsten Ungestüm so selbstverständlich sei“, und etwas später, daß die Gestaltung des großen Gefühls uns erst ermögliche, es zu ertragen, so trifft diese Erkenntnis: daß die gestaltende Form menschliches Ausbrechen und menschliches Übermaß erst gültig macht und dem Geiste sichert, nicht anders auf einen griechischen Tragiker, auf Grünewald oder Hölderlin zu. Für Loerke entsteht die große Kunst, wenn die Welt in ihrer Fülle sich dem Künstler offenbart. Loerkes Künstler sind solche, die in die Welt hineinhorchen und so das reine Weltensein einfangen in das Kunstwerk. „Nicht die Person deutet die Welt, sondern die Welt deutet sich selbst.“ Loerke kennt auch den Kantischen Menschen, dessen Ich, kämpfend oder leidend, der Welt gegenübersteht. Loerkes Liebe aber gilt dem beschlossenen Sein, in das der Mensch einbezogen ist, gilt dem Zusammenklingen der lebendigen Natur.

Seine Liebe galt auch den Menschen dieses Buches. Nur liebende Hingabe konnte diese Gestalten lebendig machen, daß sie uns so bezaubern. Von all den monographischen Bemühungen des letzten Jahrzehnts um das große Individuum hat keine diese Einschmiegsamkeit, diese Nähe, diese Einigkeit mit dem Objekt. Was Andre durch Leitbegriffe, Einordnung, Typenbildung erreichten, gelang Loerke durch die reine, oft gar harte Aneinanderfügung seiner Erlebnisse mit diesen Toten, durch das einfache Sagen der Einsichten, die er, der Künstler, aus dem unmittelbaren Leben mit der Kunst gewonnen hat.

Die jüdische Witwe

Auf dem pathetischen Theater heißt sie Judith und ist von Hebbel. Also treibt sie die raffinierteste Autopsychologie. Über jede Schwankung gibt sie sich und uns Rechenschaft. Sie verachtet ihr Volk um seiner Jämmerlichkeit und bemitleidet es um seines Jammers willen. Sie ist von religiösem Fanatismus wie besessen und hadert doch mit ihrem Gott. Bald fühlt sie sich berufen und bald ihrer hohen Sendung unwert. Sie schaudert vor den Männern und sehnt sich brünstig nach dem Manne. Von Holofernes zeigt sie sich zugleich entsetzt und hingerissen. Geschlechts- und Vaterlandsliebe, Ehrgeiz und Wollust kämpfen einen wilden Kampf in ihr. Sie will ihn morden, weil er sie in der Trunkenheit geschändet hat. Sie kann ihn doch nicht morden, weil sie den Mann anbeten muß, der sie bewältigt hat. Sie muß ihn aber morden, weil sie ihm auch das zweite Mal, amens libidine, nicht widerstehen würde, und weil ihr davor graut. Sie mordet ihn – und fällt in einen neuen Taumel der gegensätzlichsten Sensationen. Sie prahlt mit ihrer Tapferkeit – denn sie erschlug den Holofernes; und sie verabscheut sich um ihrer Feigheit willen – denn sie erschlug ihn, als er schlief. Ihr Volk ist frei, doch, ach, die Welt ist leer. Sie will dem Holofernes keinen Sohn gebären, und wär' das nicht das letzte Wort des Dramas, sie würde sich im nächsten Augenblicke selig preisen, daß sie ersehen ist, den Halbgott fortzupflanzen. O, hier ist ein Wirbel, der uns mit seiner wie auf Eis gestellten Glut bald anfröstelt und bald erhitzt.

Auf dem Parodietheater heißt der Fall ‚Judith und Holofernes'. Und wenn satirische Tiefblicke in die Eingeweide eines Dichters diesen töten konnten, müßte Hebbel oder doch seine Dichtung seit Jahrzehnten tot sein. Daß beide noch leben, daß sie diese Travestie überlebt haben, daß ‚Judith' eben wieder auf der ‚Volksbühne' Erfolg gehabt hat: das spricht für ihre, aber auch für Nestroys Stärke, der nicht nötig hatte, sich mit Kleinigkeiten abzugeben. Hebbel selbst verkennt „durchaus nicht sein gesundes Naturell". Für uns heißt das so viel, daß Nestroy das schärfste Ohr für klingende Phrasen, für geschraubten Ernst und verstiegene Gewichtigkeit hat. Was ist Holofernes denn Großes?, fragt er, und sobald die Frage überhaupt gestellt wird, ist es allerdings mit seiner Größe aus. Nestroy braucht – und das ist ein Triumph für ihn und die beste Ligitimierung seiner Satire – die Tiraden des Holofernes gar nicht immer zu persiflieren: er kann sie zum Teil wörtlich aus Hebbels Text übernehmen, ohne daß man einen Unterschied merkt und zu lachen aufhört. Man hört erst in Bethulien zu lachen auf; und auch das ist lehrreich. Satire ist die Bundesgenossin der Kritik, ist selber Kritik und fruchtbarste Kritik. Was vor der Kritik besteht, ist kein Objekt der Satire. Die Szenen in Bethulien sind unantastbare Meisterstücke; also prallt selbst Nestroys Witz an ihnen ab. Aber wo der Größenwahn der Judith und die Gottähnlichkeit des Holofernes Funkenschlagen mit einander spielen: da . . .

Da und fast überall tut Georg Kaiser gut, sich zu verstecken. Die Helden der Bibel empfinden bei Hebbel mit den Nerven des neunzehnten Jahrhunderts und denken mit dem Kopfe Hegels. Shaw hätte für solchen Anachronismus die einheitliche Kunstform gefunden, und wärs die entschlossene Auflösung jeder Kunstform gewesen. Der sechsundzwanzigjährige Hebbel sieht dort noch reine Tragik, wo sich von einem höhern Standpunkt Tragikomik, vom höchsten wie vom niedrigsten Standpunkt reine Komik sehen ließe. Nestroy hat den höchsten Standpunkt, Kaiser nicht grade den niedrigsten, aber einen zu niedrigen. Seine zwölfjährige Judith will ihre Jungfernschaft loswerden und befindet sich nach fünf Akten, von denen keiner einer wird, zum Schluß mit dem Hohenpriester „endlich allein". Dieser Herrnfeldiade stünde Kaisers Bühnenspiel nahe, wenns nicht so undicht wäre. Weil Kürze denn des Witzes Seele ist, wird jeder langsam dreimal gemacht. .Nur im Zelt des Holofernes ist Schmiß, ist Champagner, ist Offenbach. Nur hier wird das breite Dauergrinsen zu einem Faungekicher, das ansteckt.

Da Kaiser den Stoff für zwei Akte zu fünf Akten ausgewalzt hatte, war die Aufgabe: diese fünf so zu beschleunigen, als wärens zwei. Karlheinz Martin baut am Schiffbauerdamm ein buntes Russentheater auf, gegen dessen Unoriginalität schließlich nichts zu sagen wäre, wenn der Stil der Schauspielkunst dem Stil der Inszenierung entspräche. Aber auf und zwischen diesen Leitern und Serpentinen und Türmen und Plattformen wird der gemächlichste Naturalismus entfaltet; und um den Abend nur ja zu strecken, werden außer zwei Riesenpausen Halbnackttänze eingelegt. Zum Glück waren wenigstens ein paar Schauspieler auf keine Weise kleinzukriegen gewesen. Homolkas Holofernes war in der Entwicklung vom Tier zum Menschen auf einer erschütternd lustigen Stufe stehen geblieben, und Else Eckersberg entzückte durch Leichtigkeit, Grazie und Diskretion umso mehr, als sie trotz der Zartheit ihres Farbenauftrags keine einzige Theaterwirkung verfehlte.

Die widerliche Haartracht von Wilhelm Hausenstein

Es ist nicht möglich, länger zu schweigen. Sie nimmt so sehr überhand, daß sie beginnt, den Resignierten, der längst geschworen hat, wegzusehen, ja selbst den notgedrungen Gleichmütigen anzugreifen. Der Hoffnungslose, der zwischen den Zeitgenossen verödet und nur noch den einen Wunsch hatte, selber nicht gesehen zu werden, muß noch einmal hinschauen, die Hand heben und sich wehren.

Die Deutschen, in jenem Durchschnitt genommen, den die Straße, die Trambahn, der Bahnhof, der Zug und der Fußweg wie die Straße im Feriengebirge darweist, sind, dem Himmel seis geklagt, seit dem Krieg nicht schöner geworden. Es gibt leider, leider keine aufrichtigere Aufrichtigkeit als die Zeichnungen des George Grosz. Die Rasse hat im Krieg ihre Besten hergegeben, die Gezüchteten und Züchtenden, denen der In-

stinkt für das Rassige innewohnte – ein echter Instinkt, nicht jener ahnungslos-armselige Surrogatbegriff, mit dem allerhand allernationalste Ersatzideologien die erschreckende Absurdität gewisser Mißerscheinungen als deutsche Schönheit ausweisen wollen. Jener Durchschnitt läßt es sich nämlich an seinem von allem Elend der Zeit furchtbar verminderten Wesen noch nicht einmal genug sein – genug nach unten: er tut leidenschaftlich und wie unter einem fanatisierenden Gesetz oder haltlos wie unter einem epidemischen Zwang, wie unter einer allgemeinen Fatalität noch ein Übriges, um sich gänzlich zu entstellen. Der Haarschneider muß dazu verhelfen; irgendwo im Ideenbereich einer Art von pseudonationaler Ideologie hat ein Coiffeur die neudeutsche Haartracht erfunden, die wir allzu oft grade an gewissen trutzig gekniffenen Köpfen gesehen haben, als daß wir nicht meinen sollten, sie für eine wenigstens halbwegs völkische Angelegenheit halten zu müssen...

Die Millimetermaschine fährt, vom Nacken scherend, klappernd nach oben, Haare fallen; es wird ein Nacken nackt, der in den seltensten Fällen wagen darf, entblößt zu werden; der allzu oft ein rosiges und faltiges Fett oder eine schwächliche Bildung bloßstellt. Haare fallen – ein Hinterkopf wird nackt, der allzu oft die peinliche Mißform verrät. Ach, daß man die Gnade der Behaartheit nicht verachtet, daß man die schonende Decke belassen hätte... Und nicht genug auch damit. Die Maschine, Maschine fährt über den Wirbel, mäht das Schädeldach; nur zuallerletzt bleibt vorn links oder rechts ein Haarinselchen stehn, das eben noch ein Scheitelchen vermag – einen letzten faden, albernen, peinlichen Commis-Witz von Scheitel, eine Zote von Frisur.

Sie ahnen es nicht. Man muß es ihnen vergeben, Sie ahnen nicht, was sie sich, uns, der Welt antun. Man muß es ihnen sagen. Vielleicht, daß sie es merken. Die Erziehung zur Kunst ist gelungen; wie sollte nicht die Erziehung zu einer menschlichen Frisur auch jetzt noch möglich sein! Man muß es sagen; es wird aus einer Sache der Verzweiflung und der Satire notwendig eine Sache des Gewissens. Die nettesten Jungen gehn zum Haarschneider und fordern diesen Verschnitt. Man sieht sie ankommen, sympathische Buben, die künftige Generation, sie sehen erfreulich aus; die schreckliche Atrophie ist weg von ihnen; man hofft; schon sieht man die durch die miserable Zuchtwahl des Krieges zugrundegerichtete Nation sich auf gute Art erneuern; da kommen sie näher – das spröde Inselscheitelchen auf den sympathischen Köpfen – , man gerinnt vor Schrecken, „auch du mein Kind“, jetzt gehn sie vorüber, und ihr Schädeldach, ihre Schläfe, ihr Hinterhaupt ist auf eine unanständige Weise nackig. (Maschine, bitte einen Millimeter.)

Des Weges kommt ein brauner Franziskaner. So hat man einmal tonsuriert – so tut man es noch heute – so sieht die echte Schönheit in der Beraubung aus. Es ist unmöglich, diesen Mönch nicht mit einer Bewegung zu sehen, die ein Heimweh nach bessern Zeiten, bessern Begriffen und Instinkten ist. Wie wunderbar ist dies in einem Kranz geschorene Haupt! Wie wunderbar freilich die ganze Erscheinung, die einen stillen

Sinn der Jahrhunderte in seiner schönen Kargheit bewahrt und leise, fast heimlich weitergibt...

Ich begreife, daß man seine Haare opfert. Ich begreife die Mönche; sie rühren mich, ich bewundere und liebe sie. Ich begreife nicht und verabscheue, daß man sein Haupthaar schändet; verabscheue und hasse um des Vaterlandes willen die Farce jener neudeutschen Verschneidung und jenes stupid-eitlen Inselscheitelchens, welches das Gegenteil eines Opfers ist.

Vergeblich besinne ich mich mit Denen, die das Gleiche meinen, auf mögliche Gründe der unerhörten, alle Würde, alle Anmut beleidigenden Häßlichkeit einer übel modischen Erfindung.

Unsre Urväter haben das gewachsne Haar als den Schmuck der Freien gefordert. Nicht, daß man nun beginnen müßte, die Haare in romantischer Langwüchsigkeit zu tragen, oder nach der Weise jener wilden Revolutionäre, die den Zopf guillotiniert haben. Aber ist es edel, ein Knecht zu sein, dem der längere Wuchs des Haares verboten ist?

Will man den kantigen und kahlen Manien eines sich selbst mißverstehenden Expressionismus huldigen?

Feiert man Reminiszenzen an den Helm und an die schildlose Mütze, und feiert man eine irreale ins Grotesk-Imaginäre getriebene Dienstvorschrift über kurze Haare?

Oder will man es auf allzu deutsche Weise nur einfach „recht bequem und gemütlich haben“ und der wälschen Notwendigkeit einer feinern Pflege enthoben sein?

Lebt man unter dem unsichtbaren, aber angenommenen Imperativ einer technischen Ideologie – will man unter der Maschine stehn und ihr gleichen? Will man ein technisches Phantom werden? Eine technische Grimasse?

Erhebt sich in diesen Landsleuten, an denen man fast nicht mehr nicht verzweifeln kann, das allzu deutsche, das pseudogotische Bedürfnis nach chimärischen, pseudochimärischen Entstellungen des einfach gegebenen und schließlich, eigentlich an sich selbst doch immer noch recht schönen Daseins?

Fascisten mit gepflegten Mähnen, die in Australien gewachsen und kosmetisiert sein könnten, erquicken, wenn man von diesen Köpfen kommt – und wenn man diesen die Deutschen kompromittierenden Haartouren gar noch drüben begegnet: der Schreck schlägt dich in den Boden, und du mußt den Maßstab des auf bessere Art Absurden im Ausland suchen...

Zuliebe dem guten Geschmack, der auch immer die bessere Moral und die bessere Weltanschauung ist: alle Haarschneider seien flehentlich gebeten, die beliebte, ja populäre Verhunzung der Köpfe künftig abzulehnen. Oder, da dies gegen die libera voluntas des freien deutschen Individuums und namentlich auch wider die akademische Freiheit ginge: sie seien freundlich beschworen, ihren Kunden diesen häßlichsten Aberwitz, der je den Kopf eines Menschen verunstaltete, pro patria auszureden. Auch dies wird gehn. Und so wird allmählich Alles besser werden – sogar die Politik...

Liberia und Gummi von Otto Corbach

Liberia, der Neger-Freistaat an der Guinea-Küste von Afrika – 1821 von der American Colonisation Association aus rein philanthropischen Absichten als Asyl für entlassene Sklaven gegründet, denen damals noch keinerlei Bürgerrechte in der Union zuerkannt wurden – Liberia also war bisher ein Idyll. Die aus Amerika eingewanderten Neger oder deren Nachkommen zählen ungefähr 60 000 Köpfe. Sie stehen zwar seit 1912 vollständig unter dem Kuratel ihres Schutzherrn Onkel Sam, dem sie rettungslos verschuldet sind, und der deshalb ihre gesamte Finanzverwaltung durch eigne Organe regelt und leitet; aber sie haben noch immer ihren eignen schwarzen Präsidenten, ihr eignes schwarzes Repräsentantenhaus und ihren eignen schwarzen Senat, können ungeniert die Herren über die etwa 2 Millionen zählende Stammbevölkerung spielen und, weil sie Onkel Sam mit dem „großen Stock“ hinter sich wissen, mit ihren Nachbarn, der englischen und der französischen Kolonialmacht, wie eine wirkliche Großmacht verkehren und über Grenzfragen diskutieren. Solange man in Washington traditionsgemäß jeder Versuchung widerstand, in die Fußstapfen europäischer Kolonialpolitik zu treten, bedeutete die amerikanische Schutzherrschaft nur eine ehrliche Vormundschaft, die die schwarzen Bürger Liberias in dem Bestreben unterstützen wollte, ein wirklich modernes souveränes Staatswesen darzustellen, um, wenn dieser Zweck erreicht wäre, sich aufzulösen.

Von diesem gemütlichen Verhältnis wird bald keine Spur mehr vorhanden sein. Das Land Liberia ist zu einem der wichtigsten Gegenstände des amerikanischen „Big Business“ geworden. Hier glaubt man den archimedischen Punkt für die Maschinerie gefunden zu haben, womit man das verhaßte britische Gummihandelsmonopol aus den Angeln zu heben hofft. Die nordamerikanische Union ist der bei weitem größte Verbraucher von Rohgummi. Drei Viertel der Gesamterzeugung aller bisherigen Produktionsstätten wird von ihr in Anspruch genommen, und ungefähr die gleiche Menge wird auf britischem Kolonialgebiet im Stillen und Indischen Ozean hervorgebracht. Man kann nicht gut die Rolle überschätzen, die dieses Material im modernen mechanisierten, motorisierten Leben, besonders der Union, spielt. Es wäre für das nordamerikanische Wirtschaftsleben eine Katastrophe, wenn plötzlich die Zufuhr ins Stocken geriete. So gewaltig mun die Vermehrung der Kraftwagen die Nachfrage anschwellen ließ, so konnte die Erzeugung doch nicht nur damit Schritt halten, sondern sie noch beträchtlich überholen. Das führte vor einigen Jahren zu einem starken Preissturz. Die erschreckten Produzenten aber wußten sich zu helfen. Unter Zuspruch und mit Unterstützung der Londoner Regierung wurde der Export aus den britischen Kolonien beschränkt, und die Plantagenbesitzer in Niederländisch-Indien folgten bald diesem Beispiel. Die künstliche Knappheit des Angebots aber bewirkte, daß der Preis für Rohgummi rasch um mehrere hundert Prozent stieg. Die Mehrausgabe, die den nordamerikanischen Verbrauchern dadurch erwächst, wird gegen-

wärtig auf 300 Millionen Dollar jährlich geschätzt. Das ist weit mehr, als England jährlich zur Verzinsung und Tilgung seiner Kriegsschulden an die Union zahlen muß. Mehr als dieses fremde Gummihandelsmonopol kostet das Volk der Vereinigten Staaten auch seine Kriegsflotte nicht, und die Gesamtausgaben der nordamerikanischen Bundesregierung betragen nur das Zehnfache.

Nun hat Harvey S. Firestone angekündigt, daß er 100 Millionen Dollar für Gumimplantagen in Liberia anlegen werde. Es dauert freilich 5 – 7 Jahre, bis ein neugepflanzter Gummibaum angezapft werden darf; aber nach Ablauf dieser Schonzeit sollen die Plantagen in Liberia 250 000 Tonnen hervorbringen können, das heißt: die Hälfte der gegenwärtigen Welterzeugung. Damit ließe sich das britische Monopol brechen.

Der Plan ist für amerikanische Finanzverhältnisse nicht zu kühn. 100 Millionen Dollar sind eine Bagatelle für den täglichen Geschäftsverkehr der Union. An einem einzigen Tage einer der letzten Wochen erledigten die Federal Reserve Banken Schecks im Gesamtwert von mehr als 1 Milliarde Dollar. Auf dem New Yorker Effektenmarkt wurden neulich an einem einzigen Tage Aktien im Wert von 2½ Millionen Dollar übertragen. Die in den ersten 9 Monaten dieses Jahres auf dem amerikanischen Geldmarkte aufgenommenen Anleihen betrugen mehr als 900 Millionen Dollar. Firestones Plan bedeutet also für die nordamerikanische Finanzwelt nichts, was über den Rahmen ihrer tagtäglichen Transaktionen hinausginge.

Für den Freistaat Liberia aber bedeutet er den Anfang vom Ende. Das Land hatte bisher keine Eisenbahnen, nur 200 Meilen Motorstraßen. Der Wert der Ausfuhr betrug durchschnittlich 1 Million Dollar jährlich. Nun sollen dort 100 Millionen Dollar angelegt und auf einer Fläche von fast 1 Million Hektar gegen 300 000 Arbeiter für die Anlage von Kautschuk-Plantagen beschäftigt werden. Selbstverständlich zu möglichst niedrigen Löhnen. Das geht auf die Dauer nicht ohne machtpolitische Nachhilfe. Das Idyll einer freien Negerrepublik wird darunter rasch hinwelken. Nicht umsonst wagt das amerikanische Kapital sich vorläufig nicht zu denselben Zwecken nach den Philippinen. Dort sind, wie Sachverständige des Handelsdepartements der Washingtoner Regierung nach gründlichen Untersuchungen festgestellt haben, Boden wie Klima gradezu ideal für die Anlage von Gummiplantagen. Aber die Union hat den Philippines fest versprochen, ihnen in absehbarer Zeit volle Autonomie zu gewähren. Wallstreet finanziert dagegen einen Propagandafeldzug für die endgültige Annexion. Auch die Freiheit der Philippinos soll dem Gummigeschäft geopfert werden. Firestones Experiment in Liberia bedeutet unter solchen Umständen nur ein Symbol für das Tempo, in dem die Washingtoner Außenpolitik ausgesprochen imperialistische, kriegerische Formen annimmt – könnten doch amerikanische Kautschukplantagen auf den Philippinen einmal ähnlich wie einst russische Holzkonzessionen am Yalu einen ostasiatischen Krieg entfesseln.

Bemerkungen

Staatsmorphium

Neulich mittag saß auf einer deutschen Anklagebank – also einem durchaus reputierlichen Ort – ein Ding, das der ziemlich guten Nachahmung eines Menschen glich. Es war ein ehemaliger Soldat.

Als der Stumpf noch ein Mensch war, hatte er während des Krieges derart schwere Verletzungen erlitten, daß die jahrelangen ununterbrochen anhaltenden Schmerzen nicht anders zu dämpfen waren als mit Morphium. Der Staat, der seinem entlaufenen Kaiser monatlich 50 000 Mark zahlen kann, ungerechnet die Werte, die ER sich hat über die Grenze schieben lassen – der Staat hatte für das Bündel Schmerzen kein Geld, aber Morphium in natura. Der Mann bekam also, wie im Gerichtssaal angegeben wurde, „Staatsmorphium“. Alle paar Tage ein paar Gramm.

Immer, wenn die Nerven dumpf aufheulen wollten, piekte die kleine Spritze in die schmutzige Haut, und dann legten sie sich wieder zu scheinbarer Ruhe. Wie hinter Watte tat es nur noch weh.

Sie hatten den Stumpf wegen Bettelei angeklagt, was gleichgültig ist, und der Staatsanwalt kam zu irgendeinem juristischen Resultat, die Einstellung des Verfahrens betreffend, was noch gleichgültiger ist. Verwaltungsmaßnahmen sind auch dann nicht der Nachprüfung wert, wenn sie sich Urteile nennen. Der Mensch ging im Dämmerzustand heraus. Er wußte gar nichts von sich. Er lebt ständig im Dusel: voll von Staatsmorphium.

Er ist nicht allein, sondern hat Kollegen:60 Millionen.

Ignaz Wrobel

Ketten

Man las zwar davon, daß auf dem Jahreskongreß der Liga für Menschenrechte in La Rochelle mehrere Redner gegen die Verzögerung der Veröffentlichung der Friedensbedingungen für Abd el Krim protestierten; aber kein Wort wurde über die Art der von Frankreich bisher geübten Kriegsführung auf diesem „Schauplatz des Friedens“ von der Seite her vernommen. Nachdem eine Mehrheit dieses Kongresses für recht gehalten hat, dem Ausschluß Painlevés aus der Liga, den eine Sektion dieser Liga ausgesprochen hatte, nicht beizupflichten, sondern, im Gegenteil, sich geweigert hat, überhaupt eine Ausschließung vorzunehmen, kann es kaum sonderbar erscheinen, daß diesen Herrschaften nichts von den Ketten bekannt ist, mit denen man kriegsgefangene Rifleute an Händen und Füßen fesselt.

Nummer 43 der ‚Trianon-Auslandswoche‘ bringt Bilder aus Frankreich. Der marokkanische Kriegsschauplatz ist nach dieser Filmberichterstattung selbstverständlich schon französisches Gebiet. Man sieht Bilder von gefangenen und verwundeten Rifleuten. Die Verwundeten liegen auf Bahren. Die Gefangenen – und nicht nur unverwundete Gefangene – kommen in Ketten daher, stehen, in Ketten geschmiedet, herum. In Ketten, die den Füßen – wohl aus Gesundheitsrücksichten? – nur kleine Schritte zu machen erlauben. In Ketten, die, um den Hals gelegt, den Körper nach vorn drücken und Hände und Füße zusammenhalten.

Herr Painlevé, der angibt, sich „seit 27 Jahren niemals einem Kampf für die Gerechtigkeit entzogen zu haben“, scheint unter Gerechtigkeit recht seltsame Dinge zu verstehen. Fast so seltsame Dinge wie Herr Noske und Genossen unter Sozialismus.

A. Seehof

Ketzerverbannung

Es ist erreicht! Die Parteikirche hat wieder Ruhe und kann ungestört ihre Schäflein scheren.

Der Bannstrahl der Parteipäpste hat die „Zellenbauer“ getroffen.

> „Der Internationale Jugendbund (Nelsonbund) ist eine selbständige Organisation mit eignen Statuten und eigner Leitung, die innerhalb der Sozialdemokratischen Partei für ihre besondern Zwecke und Ziele zu wirken beabsichtigt. Diese Tätigkeit trägt den Charakter der Zellenbauerei und muß daher organisationsschädigend wirken. Aus diesem Grunde ist die Zugehörigkeit zum Internationalen Jugendbund (Nelsonbund) unvereinbar mit der Zugehörigkeit zur Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.“

Also lautet der Beschluß des Parteivorstands der SPD. Franz Leschnitzer und Hellmuth Falkenfeld haben bereits in den letzten beiden Nummern der ‚Weltbühne‘ Einiges aus der Vorgeschichte des Konflikts erzählt, den dieser Beschluß offenbar beendet.

Auffallend an diesem Beschluß ist zunächst der Mangel an jeder stichhaltigen Begründung. Denn was als solche ausgegeben wird, ist so formal, daß daraufhin die überwiegende Mehrzahl der Parteimitglieder ebenfalls ausgeschlossen werden müßten, da die meisten ebenfalls noch Organisationen angehören, auf die jene Bedingungen zutreffen (eigne Statuten, zum Beispiel); ja, die eigentlichen Kulturorganisationen haben sogar die feste Absicht, „innerhalb der SPD für ihre besondern Ziele zu wirken“. Also werden wir wohl nächstens erleben, daß auch die Turner, Freidenker und Arbeiter-Abstinenten aus dem gleichen Grunde von der SPD ausgeschlossen werden.

In der richtigen Erkenntnis der Dürftigkeit dieser offiziellen Begründung hängt der ‚Vorwärts‘ ihr noch eine zweite Begründung an, nämlich: „Die Stellung des Nelsonbundes zur Demokratie steht in schroffem Widerspruch zu den Beschlüssen der Partei.“ Soll das heißen, der IJB habe die heutige demokratische Staatsform bekämpft oder gegen die eigne Parteiorganisation gearbeitet? Niemand hat das bisher zu behaupten gewagt, selbst der ‚Vorwärts‘ nicht. Statt dessen werden als Beweis einige Sätze in Nelsons theoretischen Schriften aus dem Zusammenhang gerissen und zitiert, obwohl wenige Zeilen vorher versichert wird, daß die theoretische Einstellung des Nelsonbundes nicht der Anlaß zur Ausschließung gewesen sei. Im Gegenteil: „In der SPD ist die geistige Betätigungsmöglichkeit gegeben, die die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung erfordert.“

Es ist also offenbar die Auffassung des ‚Vorwärts‘, daß innerhalb der SPD Gedankenfreiheit herrscht, nur nicht hinsichtlich des Problems der Demokratie.

Es bleibt also als einziges Verbrechen des Nelsonbundes übrig: seine andre Auffassung von der Demokratie. Es trägt allerdings nicht zum Ansehen der Partei bei, daß sie die Nelsongruppe grade aus diesem Grunde ausschließt, während sie selbst grobe Verstöße andrer Mitglieder gegen den Sozialismus ungeahndet läßt. Wer noch einigen Sinn für politischen Anstand hat, wird verstehen, daß unter diesen Umständen der IJB gar nicht daran denkt, sich etwa selber aufzulösen, nur um weiterhin in der SPD bleiben zu können. Und dies umso weniger, als selbst von theoretischen Gegnern der Ideen des IJB anerkannt wird: „Für den praktischen Befreiungskampf des Proletariats kann der IJB die allergrößte Bedeutung gewinnen.“

Im übrigen hat kurioserweise die Mehrzahl der SPD-Mitglieder erst durch den Bannstrahl des Parteivorstands erfahren, daß der IJB „organisationsschädigend“ sei! Eine seltsame „Demokratie“, in der die Mehrheit gar nicht merkt, was mit ihr geschieht! Oder sollte das etwa grade ein Merkmal demokratischer Organisationen sein? *Fritz Schmidt*

Jean Paul als Aktivist

Man hat Jean Paul an seinem hundertsten Todestag, dem 14. November, als poetisches Phaenomen mit Recht gepriesen – warum nicht, mit dem selben Recht, als politisches? Tiefsinnige ehren ihn als den „Führer in dem Wald der Wunder“ – sind wir Andern flach, wenn wir ihn als Führer im Sumpf der Politik lieben? Er schuf doch nicht nur Titan, Wuz und Schoppe: er schrieb auch eine ‚Friedenspredigt‘, ein ‚Freiheitsbüchlein‘ und ‚Dämmerungen für Deutschland‘ – aktivistische Schriften. „Im längsten Frieden spricht der Mensch nicht so viel Unsinn und Unwahrheit wie im kürzesten Kriege“, „In jeder Sünde wohnt der ganze Krieg wie in einem Funken eine Feuersbrunst“ – : bestreitet Einer, daß in solchen Formeln pazifistischer, humanistischer, aktivistischer Geist glüht? Am heißesten glüht er in der ‚Kriegserklärung gegen den Krieg‘ – die alle Afterpazifisten studieren sollten. Vielleicht entschlössen sie sich dann endlich, genau wie den „Angriffskrieg“ den „Verteidigungskrieg“ zu bekriegen, welchen Jean Paul, unfreiwillig-witzig, „Abtreibungskrieg“ nannte. (Ein späterer Satiriker fand, daß auch jeder „Angriffskrieg“ ein Abtreibungskrieg ist: auch in ihm sucht „den Müttern das Vaterland die Erwachsenen abzutreiben“!) Nun ist Aktivismus nicht nur Pazifismus, vielmehr: Kampf für totale Diesseits-Erlösung der Menschheit von Greueln, deren viehischstes freilich der Krieg ist; und tatsächlich stritt Jean Paul an seinen politischen Schriften nicht weniger kraftvoll als gegen den Krieg... gegen andre Scheusale. So gegen Kunstüberwacher – ein Kampf, der heut ja wieder aktuell ist: ach, Fälle Becher, Gärtner, Klaeber, Lask, Corrinth! Und wofür Jean Paul in Erzählungen kämpfte, hat selbst der kaffrigste Kritikaster entdeckt: „Die liebevolle Teilnahme des Dichters an allen Mühseligen und Beladenen, an den Armen, Bedrückten und Bedrängten steht im Vordergrund.“ Wirklich, auch als Dichter revolutionierte er (indirekt) oft – während seine heute lebenden Kunstkollegen meistens konservativistisches Zeug von sich geben: noch wenn die den Verfall einer Bürgerfamilie „gestalten“, merkt man, riecht man gradezu, daß sie Bürgerseelen und Bürgerzustände inbrünstig lieben, die inbrünstig zu hassen sind, weil sie den Umsturz, den Sieg der Vernunft gräßlich verzögern.

In der wunderbaren Rede, die Börne nach dem Tode Jean Pauls hielt, stand der Satz: „Erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden.“

So seis. Aktivisten, Enkel des auch politischen Jean Paul, vergeßt ihn nicht! *Franz Leschnitzer*

Nachher

„Warum haben Sie gelacht – ?“, fragte ich ihn.

Er hatte dagesessen, seine Hand hatte mit den verrosteten Knöpfen einer nicht mehr benutzten Blitzkammer gespielt – und plötzlich hatte er gelacht. Es war ein recht eigentümliches Lachen gewesen, so ein Schluckser, Station auf der Reise zwischen Lachen und Weinen... „Warum haben Sie gelacht – ?“, fragte ich ihn.

„Ich habe gelacht,“ sagte er, „weil ich an da unten denken mußte. An etwas ganz Bestimmtes – es ist sehr dumm. Wissen Sie, heute ist mein Todestag – nein, gratulieren Sie mir nicht... nicht der Rede wert. Zum fünfzigsten, bester Herr, zum fünfzigsten... Und heute vor acht Jahren – wissen Sie, warum Lebende keine Angst vor Toten haben, die grade gestorben sind?“

„Ich kann es mir denken,“ sagte ich, „Weil – weil wir ja die ersten sechs Monate gebunden sind, noch nicht hier oben...

nun, Sie kennen das ja. Es ist, als ob sie das ahnten.“

„Ganz richtig!“, sagte er und ließ die Hand über die Klaviatur spielen; hätte das Werk funktioniert, so wären die Erde, der Mond und einige andre Etablissements in Rauch aufgegangen.
„Ja, das ist es. Wir sind ja nicht sofort disponibel – sie sind vor uns sicher, kurz nachher. Nun gut, und Sie wissen doch auch, was mit unsern Sachen geschieht – nachher?“
„Natürlich“, sagte ich. „Da wird ein Inventar aufgenommen, da kommen die Erben gelaufen, die Kinder, die unbezahlten Rechnungen...“
„An das Inventar dachte ich eben“, sagte er. „Das heißt: nicht grade an das Inventar. Als vielmehr daran, wie sie in unsern Sachen herumstochern. Es ist komisch und rührend zugleich. Kennen Sie das?“
„Nun...“, sagte ich.
„Es ist nämlich so“, sagte er. „Sie kramen die Schubladen aus, kratzen an den Schrankschlössern herum, packen Alles aus und wieder ein... Und jeder Hosenknopf hat auf ein Mal eine Bedeutung, jedes Federmesser ist mit Sentimentalität geladen, alte Briefmarken machen ein Kummergesicht und trauern mit...“
Wieder ließ er diesen mittlern Schluckser hören. „Sie finden alte Couverts mit Rezepten und Tabakasche; Chininpillen und fein säuberlich aufbewahrte Theaterprogramme, mit denen wir einmal irgendetwas anfangen wollten, natürlich haben wir es vergessen, und nun liegt dieser ganze Kram in den Fächern – ein Viertel aller menschlichen Habe pflegt ja aus solchem Unfug zu bestehen. Und sie fassen das Alles mit zitternden Fingern an, ihre Tränen lassen sie darauf fallen, und während sie Kontenbücher auf- und wieder zuschlagen und an Glasstöpseln riechen, sagen sie: ‚Das hat er sich noch aufbewahrt!‘ und: ‚Achatsteine hat er immer so gern gehabt!‘ – und auf einmal ist unser Wesen auf tausend Dinge verteilt, es sieht sie an, wir sehen sie an, mit tausend Augen... Alles kommt ihnen wieder zur Erinnerung, wird lebendig... so haben sie uns nie geliebt.“

„Nein“, sagte ich. „So haben sie uns nie geliebt.“
„Woran liegt das?“, fragte er vorsichtig.
„Man muß wohl nicht mehr da sein, um geliebt zu werden“, sagte ich. „Noch nicht oder nicht mehr: man muß wünschen, um zu lieben. Zu unsern Lebzeiten kümmert sich Keiner um unsern Nachlaß.“

„Aber da ist es ja auch kein Nachlaß“, sagte er.

Eine Leitung schien versehentlich noch angeschlossen zu sein – denn nun fuhr ein Blitz aus dem Gehäuse, daß es zischte, und wir machten uns eiligst davon, auf daß Er es nicht erführe, der Allwissende. *Kaspar Hauser*

Ein Inserat

Dr. Miroslav Schlesinger: ‚Die Onanie im Lichte der modernen Seelenkunde‘. Preis steif kartoniert 1,50 Mark.
Buchhändler-Börsen-Blatt

Nach dem 9. November

Das Fest war dünn, dieweil die Luft so dick.
Die deutsche Republik lag traumumsponnen.
Und doch, wer Augen hat, dem zeigt ein Blick
was wir gewonnen.
Die Staatsminister sprechen ohne Prunk,
daß ihrer Worte Sinn auch jede Frau faßt.
Herr Stresemann erklärt die Welt im Funk,
wie er sie auffaßt.
Die alten Farben wehn vom Fahnenstock,
Der Kintopp schwelgt in Freiheitskriegsfiguren,
als Zensor kommandiert der Schmock
und schreibt Zensuren.
Der „erste Stand“ regiert in Park und Schloß,
die Industrie versklavt amerikanisch,
der Adel zeigt sich wieder hoch zu Roß
und kleptomanisch.
Warum erhebt der Patient Geschrei?
Ein hohes Amt winkt Militärkadetten!
Die sieben magern Jahre sind vorbei.
Nun zu den fetten! *Karl Schnog*

Patridiot. Wie sagt Lessings Franziska? Man spricht am meisten von den Eigenschaften, die man nicht hat. Wenn also eine Wochenzeitung ‚Gewissen‘ heißt, ist daraus beinah zu schließen, daß sie keins hat. Daraus und, selbstverständlich, aus ihrem Inhalt. Denn dem ‚Gewissen‘ zufolge beschäftigt sich „Siegfried Jacobsohn und seine ‚Weltbühne‘ zumeist mit dem Nachweis, daß jeder Deutsche, sofern er nicht Weltbühnenpazifist ist, zu den verächtlichsten und niederträchtigsten Lebewesen gehört, während Franzosen, Engländer, Italiener, kurz: die andern alle Priester des Friedens sind“. Das ist ein so kindischer Schwindel, daß selbst das ‚Gewissen‘ nicht umhin kann, unmittelbar, nachdem es ihn von sich gegeben hat, ein großes Stück aus der ‚Weltbühne‘ zu zitieren, das ihn schlagend als solchen dartut. Die Erklärung? Die Erklärung dafür, daß in der ‚Weltbühne‘ des „geschäftstüchtigen“ Herrn Jacobsohn — ach, wär’ ich das doch! — ein Beitrag, übrigens einer von vielen Beiträgen, erschienen ist, der das ‚Gewissen‘ Lügen straft? Die Erklärung ist eine Frage: „Hatte der Herausgeber der ‚Weltbühne‘ denn auch diesen Aufsatz gelesen, bevor er ihn in Satz gab?“ Sogar das ‚Gewissen‘, das ganze, lese ich — da ich für mein Teil eins habe, ohne mich dessen zu rühmen — , bevor ich meine ‚Antwort‘ in Satz gebe, und stehe allerdings ebenso niedergeschmettert vor dieser Verdrehungskunst wie vor diesem Grad von Unfähigkeit, Deutschtum und Teutschtum zu unterscheiden. Daß wir hier uns über den Unterschied klar sind und die Möglichkeit zur Rettung des Deutschtums vor Allem in der Vernichtung des Teutschtums erblicken, das ist zweifellos peinlich für das ‚Gewissen‘, das zu den Exponenten des Teutschtums gehört, deshalb nicht ahnt, wie viele Seiten jedes Ding hat, und sich die Betrachtungsweise einer Zeitschrift, die das nicht nur ahnt, sondern weiß und grundsätzlich beachtet, in beneidenswerter Gemüts- und Verstandesschlichtheit nicht anders zu deuten vermag als so: „Es muß wohl der politische Zynismus sein, der in diesem Falle Herausgeber und Mitarbeiter verbindet.“ Politischer Zynismus ist: Diskussionen kluger Köpfe zuzulassen und anzuregen. Politischer — ja, wie nennt man das Gegenteil von Zynismus?... ist: das Maul aufzureißen und noch so einleuchtend vorgebrachte Meinungen, die von der eignen abweichen, niederzubrüllen. Den Jacobsöhnen — „was ist ihnen Deutschland und sein Geschick? Eine Gelegenheit, Witze zu machen.“ Aber immer noch besser, auch für Deutschland und sein Geschick besser, gute Witze als ein pathetisches Fälscherblatt zu machen.

Pazifist. Es gibt einen Heinrich-Wandt-Fonds. Er soll zur Befreiung des unschuldig verurteilten Mannes und zu seiner Versorgung mit Lebens- und Kräftigungsmitteln dienen. Beiträge werden erbeten an den Friedensbund der Kriegsteilnehmer (Berlin, Versöhnungs-Straße 3) auf dessen Postscheckkonto Berlin 134 038.

Rainer Huppertz. Der Kardinal Faulhaber hat Sie wegen Beleidigung verklagt, weil Sie ihn, auch ihn für den nationalen Zusammenbruch vom November 1918 verantwortlich gemacht haben. Und nun les’ ich zu meiner größten Überraschung in der ‚Kölnischen Volkszeitung‘, daß zu diesem Prozeß folgende Zeugen geladen werden sollen: Erhart Auer, Ludendorff, Hitler, Strasser, Graf Bothmer, Esser, H. v. Gerlach und Siegfried Jacobsohn. Der Himmel bewahre mich! So ehrenvoll und genußreich unbedingt für mich wäre, mich Seite an Seite mit staatserhaltenden Elementen wie Auer, Hitler und Ludendorff sehen lassen zu dürfen: ich weiß weder, was der Kardinal Faulhaber während des Krieges getan, noch ob er die Hitler-Bewegung begünstigt oder nicht begünstigt, noch inwiefern er die Trennung des Rheinlands vom Reich und die Vereinigung Bayerns mit Oesterreich-

Ungarn angestrebt hat. Meine eignen Prozesse enden meistens mit einem Vergleich, weil mir selbst der unvorteilhafteste lieber ist als die Aussicht, noch mehr von meiner kostbaren Zeit zu verlieren; weil ich das einförmige, immer um denselben Punkt kreisende Geschwätz der beteiligten Personen nicht länger ertrage; weil ich wie auf Kohlen stehe und danach röhre, an meinen Schreibtisch zurückzugelangen. Und nun plant man, mich über Dinge zu vernehmen, die mir so vertraut sind wie die hindostanischen Ehescheidungsgesetze? Wenn im Umkreis eines Kardinals zu fluchen nicht unschicklich wäre, so würd' ich mir Luft machen. Aber Niemand wird mich hindern, für den Tag des Gerichts einen Arzt in Nahrung zu setzen.

Lehrer Otto Jürgens in Stettin, Metz-Straße 6. Sie wünschen, daß die Weltbühnen-Leser von Stettin, die Sie vereinigen wollen, Ihnen ihre Adresse mitteilen, und daß sich mehrere melden, die bereit und fähig sind, eine gewisse geistige Führerschaft zu übernehmen.

Pontius Pilatus. In der ‚Weltbühne' vom 10. November schreibt der Rechtsanwalt Lothar Engelbert Schücking: „Weshalb regt sich der Preußische Richter-Verein nicht bei den Fememorden, weshalb hat er sich nicht geregt bei den bayrischen Justizskandalen? Unsre deutsche Strafjustiz ist im Ausland so verächtlich geworden, daß..." Im ‚8 Uhr-Abendblatt' vom 10. November schreibt der Rechtsanwalt Herbert Fuchs: „Auch in unsre heutige deutsche Strafrechtspflege ist ein neuer Geist eingezogen: an die Stelle schroffer, formal-bürokratischer Richter sind kenntnisreiche und maßvolle Männer getreten, deren Temperament und Lebensreife für menschliche Verirrungen verständnisvolle Beurteilung findet." Was ist Wahrheit?

Rätselrater. „Vorher jedoch wird diese Generation der Übergangsmenschen; der Statistiker und Objektssklaven; der Nüchterlinge und Intelligenzplebejer; der Suchenden und Ratlosen; der Verirrten und Verkommenen; der Unzufriedenen und Unglücklichen; vorher wird sie mit ihrem roten Blut die Schlachtfelder der Zukunft gedüngt haben — und unser Kaiser hat sie in den Tod geführt. Eines ist gewiß: sie werden uns zu Häupten ziehen in die geheimnisvollen Zonen dieser Zukunft hinein — die Hohenzollern. Ob dann die neue Zeit ihrer noch bedürfen wird?" Von wem das ist? Da Ihr es doch nicht ratet: es ist von Hermann Conradi, stammt aus dem Jahre 1889 und steht im dritten Band seiner Gesammelten Schriften, die bei Georg Müller erschienen sind.

Nationalisten. Ihr, die Ihr den Retter gewählt habt, verkündet jetzt, daß Ihr euch „mit einem ‚Dekret' des Reichspräsidenten, das geheim bleiben soll, und durch das die Befugnisse des Chefs der Heeresleitung eingeschränkt werden sollen, unter keinen Umständen einverstanden erklären" könnt. Setzt ihn doch ab. Mit welcher Begründung? Daß Ihr nicht einverstanden seid, wird euch nicht helfen. Aber nehmt euch eure Lübeckischen Anzeigen vom 11. November vor und lest darin diesen Bericht aus Stuttgart: „Hierauf erwiderte Reichspräsident v. Hindenburg: Nicht Klassen noch Stände noch Parteien und Gruppen zu gegenseitiger Abschließung und Befehdung, sondern Gemein-Totschlags zu acht Jahren Zuchthaus und zehn Jahren der Vaterlandsliebe sei der Boden, auf dem allein eine bessere Zukunft aufgebaut werden könne." Wie ich euch kenne, werdet Ihr keinen Augenblick zögern, mit dieser Kundgebung in der Hand zu beweisen, daß euer Retter endlich vor den hirnverwirrenden Mühsalen eines Amtes gerettet werden müsse, für das ihm der Himmel zwar den Verstand, aber leider offenbar doch wohl nicht mehr so ganz die volle Jugendfrische gegeben habe.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

Washington — Locarno — Peking von Otto Corbach

Der Vertrag von Locarno ist die Bilanz aller britischen und amerikanischen Anstrengungen, England für den Fall überseeischer Verwicklungen in Europa eine Rückendeckung zu sichern. Das war umso schwieriger, als England vor der modernsten Kriegstechnik durch seinen Inselcharakter nicht mehr geschützt ist. London wäre in einem neuen Kriege den Operationen festländischer Feinde ebenso ausgeliefert wie im Weltkrieg, zum Beispiel, Ypern. Die britischen Inseln müßten also von vorn herein am Rhein und an der Schelde verteidigt werden. Das setzt die Bundesgenossenschaft Frankreichs voraus. Nun wollten die britischen Dominions ebenso wenig wie die Vereinigten Staaten Gefahr laufen, wegen ihrer Beziehungen zu London noch einmal in einen europäischen Krieg verwickelt zu werden. Daran scheiterte der Frankreich ursprünglich in Aussicht gestellte Garantievertrag. Frankreich fühlte sich im Stich gelassen und begann, den wilden Mann zu spielen. Deutschland diente als Prügelknabe; aber die Fiktion einer heimlich wieder erstehenden starken deutschen Militärmacht mußte als Vorwand für Rüstungen herhalten, die hauptsächlich doch auf London Eindruck machen sollten. Schließlich, als allseitige wirtschaftliche und innenpolitische Schwierigkeiten im Zusammenhang mit wachsender Dringlichkeit überseeischer Probleme das allgemeine europäische Verständigungsbedürfnis genügend gesteigert hatten, fand die englische Diplomatie in der Anregung einer deutschen Initiative die Form, um den mäßiger gewordenen französischen Sicherheitsforderungen ohne allzu starke Belastung ihrer Verantwortung gegenüber den Dominions zu entsprechen. Das ist der Sinn des Vertrags von Locarno. Die naiv-uneigennützigen Dienste, die Gustav Stresemann der britischen Diplomatie dabei geleistet hat, erinnern an die Funktionen des Steigbügelhalters Eckardstein beim Abschluß des britisch-japanischen Bündnisses.

Es war für die Regelung der europäischen Sicherheitsfrage die allerhöchste Zeit. Im Fernen Osten hat sich die Lage inzwischen so gestaltet, daß für die angelsächsischen Mächte die bolschewistische Gefahr die japanische schon ganz in den Schatten stellt. Noch bevor der Vertrag von Locarno unterzeichnet und jede Gefahr, daß er an innenpolitischen Schwierigkeiten scheitern könnte, geschwunden ist, sind in überstürzter Eile Präsident Coolidge, Staatssekretär Kellogg und der britische Botschafter zu einer Konferenz zusammengetreten, um sich über ein gemeinsames Programm für den Fernen Osten zu verständigen. Man habe, so wurde gemeldet, sich in Washington dahin geeinigt, daß China volle Freiheit erhalten

solle, seine Angelegenheiten selbst zu regeln, und daß der Bürgerkrieg in China nicht länger als Vorwand zur Einmischung in die innere Politik Chinas dienen dürfe. Die englische Regierung, so versicherte der Draht ausdrücklich, habe sich dem Standpunkt der amerikanischen „in Bezug auf die Befreiung Chinas von den Fremden Mächten“ angeschlossen. Die japanische Regierung soll von diesem Übereinkommen unterrichtet worden sein und ihm zugestimmt haben.

Das dürfte nun zwar kaum stimmen; aber im übrigen ist der Zweck der britisch-amerikanischen Entente für Ostasien klar. Es gilt, das Schema des Sicherheitspakts von Locarno auf fernöstliche Verhältnisse zu übertragen. Bevor man dafür eine gemeinsame Plattform fand, hatte Washington mit London ähnliche Schwierigkeiten wie London in Europa mit Paris. Eine Zeitlang konnte es scheinen, als wolle England das erloschene Bündnis mit Japan in gewissem Umfange wieder aufleben lassen, um nur in Mittel- und Südchina gegenüber dem amerikanischen Imperialismus die Oberhand zu behalten. Schließlich hat sich aber, infolge der Alarmrufe aus den Dominions, die in Japan ihren Todfeind sehen, London Washington gefügt. Jetzt heißt es, zugleich China gegen Japan zu sichern und dieses von Sowjet-Rußland loszulösen. Das Prinzip der Nichteinmischung wird proklamiert, weil England und Amerika chinesische Söldnerheere ihre Interessen auf dem asiatischen Kontinent verteidigen lassen können, während Japan zu arm ist, um nicht dabei zu kurz zu kommen, wenn es in die chinesischen Wirren schließlich nicht unmittelbar eingreifen darf. Sollte die Einmischung des englischen Pfundes und des amerikanischen Dollars nicht ausreichen, China vom „Bolschewismus“ zu säubern, dann ist noch Zeit genug, sich mit Japan über eine gemeinsame unmittelbare Einmischung zu verständigen. Aber Japan ist bis an die Zähne bewaffnet und wird sich gewiß auf die Dauer nicht hindern lassen, in die Geschicke Chinas nach eignem Gutdünken machtpolitisch einzugreifen, und Peking, wo die Fremden Mächte mit einer „Regierung“ unterhandeln, deren Mitglieder eher Stroh- als Staatsmänner sind, liegt im Bannkreis der Macht des Generals Fungjuhsiang, der Tausende von Soldaten beim Bau einer Motorstraße und einer Bahn verwendet, bestimmt, die Zufuhr von Waren und Kriegsmaterial aus Sowjet-Rußland zu erleichtern. Die Motorstraße, die über 2000 Soldaten Fungs – nach dem Bericht der ihm nicht freundlich gesinnten North China Daily News – täglich drei Meilen weiter durch die Wüste Gobi vorstoßen, ermöglicht bereits den Motorverkehr 200 englische Meilen über den Endpunkt der Peking – Singyan-Bahn hinaus. Sowjet-Rußland arbeitet Fung – auf Grund einer von der Regierung der Äußern Mongolei erteilten Konzession – mit einer Bahn entgegen, die von Tschita nach Kulen, in das Herz der Mongolei, führen soll. Diese

großzügige chinesisch-russische Kontinentalpolitik, die auch in riesenhaften Kolonisationsplänen — Fung will über eine Million Bauern aus den Küstenprovinzen in den neu erschlossenen Gebieten ansiedeln — muß die angelsächsischen Mächte, besonders England aufs höchste beunruhigen. Wächst doch in dem Maße, wie die leeren Räume zwischen China und Sowjet-Rußland von Straßen oder Bahnen durchquert und mit Menschen ausgefüllt werden, die Bedrohlichkeit der Roten Armee für alle britischen Besitzungen und Einflußsphären in Asien.

K. K. Rundreise von Morus

Kleiner Wegweiser durch die K. u. K. Nachfolgevaluten:

In Triest mußt du die Mark durch 6 dividieren, in Agram durch 13, in Temesvar durch 50, in Budapest durch 17 000 und darfst, wenn du noch bis zum 1. Januar wartest — der Himmel weiß, aus welchen Gründen — ausgerechnet für 12 500 Ungarkronen „ein Pengö“ sagen; in Wien brauchst du nur durch 16 500 zu dividieren und kannst, wenn du dir das Leben leicht machen willst, 10 000 Kronen 1 Schilling nennen, wohingegen sie unsern ollen Silbergroschen gemeinerweise auf ⅔ Pfennig reduziert haben; in Prag kannst du bis auf weiteres durch 8 dividieren, und in Krakau dividiere lieber gar nicht, sondern sieh täglich im Kurszettel nach, was der Dollar steht. In Meran wechsle dein Geld in kleinen Dosen ein, denn mit der Lira ist es soso, in Laibach dagegen tut man gut, alles Geld auf ein Mal einzutauschen, denn der Dinar steigt immer noch; in Szegedin bewaffne dich mit Rentenmark, denn zu den Reichsbankknoten haben sie dort noch gar kein Vertrauen, und den Fiakern in Maria-Theresiopel verschweige, daß du ein Deutscher bist. Nachdem du diese kurzen Valuta-Regeln vorwärts und rückwärts auswendig gelernt hast, begib dich getrost auf die Wanderschaft, und du wirst nicht mehr geneppt werden, als die Courtoisie Fremden gegenüber erfordert.

Viel leichter als mit den Papierscheinen ist es, sich in der Politik dieser Landschaft zurechtzufinden. Die Geschichte mit der Diktatur und dem Parlamentarismus mußt du nicht gleich so wörtlich nehmen. Überall auf der balkanischen Seite der seligen Doppelmonarchie regiert einer, wenn man auch nicht immer genau weiß, welcher. Von Bozen bis Fiume treibt Mussolini sein Unwesen. Manche aber sagen auch schon, daß heute der eigentliche Regierer Farinacci sei, der Eisenbahnvorsteher von Luckenwalde, ach nein, von Cremona, der sich als Generalsekretär der Fascistischen Partei und daneben auch als rüstiger Faustkämpfer in der römischen Kammer betätigt. In Kroatien und Slowenien, in Bosnien und der Herzegowina bestimmt der vierundachtzigjährige Pasic, ob die Häuser weiß oder grün angestrichen werden sollen; soweit sich das von Belgrad aus regulieren läßt; in Kroatien fuchtet manchmal noch Stefan Radic dazwischen, wofern er nicht im Gefängnis sitzt, Stefan Radic, der bis zum letzten Frühjahr noch eine kroatische Bauernrepublik gründen wollte und jetzt königlich jugoslawi-

scher Unterrichtsminister geworden ist, da er als Buchhändler in Agram schon immer ein Faible für die Bildung hatte. Immerhin: nichts auf die Jugoslawen sagen. Wenn einer so redlich bemüht ist, statt Lehmhütten Steinhäuser zu bauen, wie es die Serben sind, soll ihnen europäischer Hochmut nicht dreinreden. In Sofia regieren die weißen Terrorbanden des mazedonischen Komitees, und von den Gnaden dieser Offiziershorde darf dort Zankoff den Diktator spielen und den Balkan weiter beunruhigen. In Rumänien blüht die Privatwirtschaft des Ministerpräsidenten Bratianu unentwegt, und unter den treuen Händen dieses balkanischsten unter den Balkanpolitikern kann dem künstlich aufgeschwemmten Lande nicht mehr passieren, als es seit Jahrzehnten gewöhnt ist.

Freundlicheres, als man erwarten durfte, ist aus Ungarn zu berichten. Mit Horthys eignen royalistischen Aspirationen scheint es vorbei zu sein, und auch die finanziellen Verhältnisse des Reichsverwesers und seiner geschäftlich-militärischen Compagnons sind offenbar so weit geregelt, daß sie auf den Terror nicht mehr so großen Wert zu legen brauchen.
Die diktatorischen Geschäfte besorgt uneingeschränkt der Ministerpräsident Bethlen, dessen Begabung und Ansehen ihm gestatten, gegenwärtig ein beinah parlamentarisches Regime zu führen. Obwohl der Großgrundbesitz in Bethlens Einheitspartei unumschränkt herrscht — das Rezept des Reichslandbundes in vollkommenster Ausführung — , sind doch 25 Prozent der Latifundien zu Bauernsiedlungen aufgeteilt worden, und die deutsche Republik kann sich schmeicheln, in ihrer Agrarpolitik nicht nur hinter dem Balkan und den baltischen Staaten, sondern auch hinter Horthy-Ungarn um einige Meilen zurückgeblieben zu sein. Der Gesandte der deutschen Republik, während dessen Amtszeit Erzbergers Mörder nicht nur in Ungarn sich frei bewegen, sondern auch ungestört nach der Türkei weiterreisen konnten, wird demnächst sein komfortables Hotel in Budapest mit dem noch schönern Botschafterpalais in Madrid vertauschen, wo keinerlei demokratische Gesten mehr notwendig sind. Doch soll nicht verschwiegen werden, daß die deutsche Diplomatie im südöstlichen Europa einen erheblich gescheitern, geschicktern und — sit venia verbo — einen republikanischern Eindruck macht als in andern Himmelsstrichen. Es gibt in diesen weniger begehrenswerten Plätzen sogar schon deutsche Konsuln, die ihre politische Bildung nicht nur aus dem Berliner Lokal-Anzeiger beziehen und ohne innern Abscheu eine korrekte schwarzrotgoldene Fahne aus dem Fenster stecken.

Da man doch nicht genau sagen kann, wo der Balkan aufhört, so sei der Vollständigkeit halber berichtet, daß es in Oesterreich ernsthafte Menschen gibt, die schon in allernächster Zeit erwarten, angeschlossen zu werden, und dabei auch noch die stille Hoffnung hegen, Wien werde nach dem Anschluß nicht zu einer süddeutschen Provinzstadt herabsinken, sondern auch wirtschaftlich wie ein Phönix aus der Asche erstehen. Noch ein Häuschen weiter, in der Tschechoslowakei, landete ich grade, als man dort mit den Wahlen fertig war und zu seiner Über-

raschung sah, daß Benesch und Svehla nur mit Müh und Not die Mehrheit im Parlament bekommen würden. Zum Glück geben die Finessen des tschechischen Wahlrechts den großen Parteien die Möglichkeit, von den Mißerfolgen der kleinen zu profitieren, und so beruht die Kunst, eine Majorität zu erlangen, dort noch in höherm Maße als anderswo darauf, die Oppositionsparteien zu zerspalten und zu zerbröckeln. Am besten scheint das dem bauernschlauen Ministerpräsidenten Svehla diesmal bei den tschechoslowakischen Juden gelungen zu sein. Als Konkurrenz zu der zionistischen Nationalpartei tauchte kurz vor den Wahlen in Karpatho-Rußland eine jüdische Sondergruppe auf, die ein orthodoxer Rabbiner aus der Gemeinde Hunsdorf gegründet hatte. Da die beiden jüdischen Grüppchen sich nicht einmal auf Listenverbindung einigen konnten, fielen alle beide durch, und die Stimmen kamen den tschechischen Regierungsparteien zugute. Aber nicht nur die zionistische Konkurrenz behauptet, daß die orthodoxen Herren in Hunsdorf und Umgegend mit ihrer Parteigründung noch einen Nebenzweck verfolgten. Die tschechische Regierung soll ihnen nämlich für die Errichtung einer besondern Wirtschaftspartei das Monopol auf Mazzemehl in Karpatho-Rußland und der Slowakei zugesichert haben; und wenn auf diese Weise die Prager Regierung mit einer Stimme Mehrheit durchs Ziel kommt, so können die karpatho-russischen Mazzemehlbäcker sich rühmen, auf höchst rituelle Art an der Weltgeschichte mitgeholfen zu haben.

Der Reisende, der von Süden her kommt, muß gestehen, daß diese kleine Episode aus dem tschechoslowakischen Wahlkampf ihn ungemein anheimelnd berührt hat. Ob in Bukarest Herr Bratianu seiner Banka Romaneaska die großen Staatsgeschäfte zuschanzt; ob in Belgrad der Sohn des alten Herrn Pasic die ihm verliehene Konzession zum Bau einer Savebrücke nach Semlin für 150 Millionen Dinar weiterverkaufen will; ob in Agram Frau Marjenka Radic, die dralle Tschechin, aufpaßt, daß ihr Ehegemahl nicht zu viel aus Idealismus tut; ob in Prag die Verwandtschaft der Regierungsmänner für ein Butterbrot die Herrenhäuser der enteigneten deutschen Rittergutsbesitzer einstreicht; ob diesseits und jenseits der Theiß und der Morava die Journalisten aller Konfessionen ungeniert und pünktlich von Auswärtigen Ämtern und Banken ihre Geldcouverts in Empfang nehmen: es ist derselbe primitive, unverdorbene Geist, der von Tetschen-Bodenbach bis nach Athen mit erfreulicher Offenheit die Politik beherrscht. Es gehört zu den Sitten balkanischer Hauptstädte, daß die wohlhabenden Familien ihre Söhne, aus denen einmal Staatsmänner werden sollen, nach Westeuropa schicken, damit sie dort ein paar Semester Zivilisation studieren. Statt dessen sollten lieber die politischen Anwärter der sogenannten Kulturstaaten einige Zeit auf den Balkan gehen, um unter primitiven Verhältnissen die Fundamente der Staatskunst zu erlernen. Das komplizierte Getriebe der wirtschaftlichen Parteien und Verbände, unter dem wir leiden, würde sich durch ein bißchen Balkanisierung ungemein vereinfachen, und die Politik der großen westeuropäischen Staaten würde korrupter werden, aber – reinlicher.

Die blauweißen Königsmacher von einem Mitverschwörer a. D.

Schon im Mai dieses Jahres hat Sanitätsrat Dr. Pittinger, Führer des Bundes ‚Bayern und Reich' und ehemals Adjutant des Herrn v. Kahr – derselbe Pittinger, dessen Bestrebungen, Bayern unter französischem Protektorat zu isolieren, noch heute der Aufklärung harren, und dessen Münchner Villa Möhl-Straße 12 einst Erzbergers Mördern als Deckadresse gedient hat – , dieser Pittinger also hat vor einem halben Jahr ganz offen ausgesprochen: es sei „höchste Zeit, in den bayrischen Kampfverbänden zu einer Einheitsfront zu kommen, um den günstigen Augenblick nicht zu verpassen". Am 6. Juni 1925 äußerte in Bamberg auf der Tagung der bayrischen Kampfverbände Baron v. Aretin unter anderm: „das gemeinsame Ziel, das Bund ‚Oberland', Bund ‚Bayern und Reich' und den ‚Bayrischen Heimat- und Königsbund' vereine, nämlich die Beseitigung der durch die Schmach des Novemberverbrechens geschaffenen Zustände, bedinge auch ein engstes Zusammengehen aller Kampfformationen". Unter besonderm Beifall aller Anwesenden, zu denen ein prominentes Mitglied der bayrischen Regierung gehörte, führte dann Minister a. D. Seidlein aus: Bayern sei im Kern seines Volkes monarchistisch, und das Volk verlange mit allen Fasern seines Herzens nach dem Manne, der der Schande des Novemberverbrechens, wenn nötig über den Kopf des Landtags hinweg, ein Ende bereite. Auf dieser Tagung entschied man sich für eine „Umgruppierung" der Kampfverbände, die nach einer geheimen Entschließung bis spätestens Ende Oktober 1925 vollzogen und eine schlagfertige Organisation ergeben sollte.

Die bayrischen Kampfverbände sind hervorgegangen teils aus der Einwohnerwehr, teils aus den Freicorpsformationen, die München von den Räterepublikanern befreit haben und zum Schluß aus ehemaligen norddeutschen Freischärlern und Baltikumern bestanden. Einen ungeheuern Aufschwung nahmen die einzelnen Verbände, als nach dem Kapp-Putsch Ehrhardt und Ludendorff, Oberst Bauer und Major Berchtold, die Hauptleute Pabst und Kessel, die Kapitänleutnants v. Jagow, Kautter und Hoffmann, die Oberleutnants Roßbach und Brand mit ihrem ganzen Anhang nach München kamen, um dort den nächsten Putsch vorzubereiten: den Hitler-Putsch. Dieser hat aber nicht nur die wahren Ziele des Herrn v. Kahr und seiner Hintermänner, der Soden, Heim, Pittinger, Epp, enthüllt: er hat auch einen starken Trennungsstrich zwischen den Bestrebungen der blauweißen Königsmacher und der Hitler und Ludendorff gezogen, wie der „Streit" zwischen Rupprecht und Ludendorff blitzartig erhellt hat. Für die blauweißen Königsmacher war nun ein unbedingtes Erfordernis, wollten sie nicht auf ihren Lieblingsplan: die Wiederherstellung der bayrischen Monarchie verzichten, aus den Trümmern der alten Freicorps eine schlagfertige Organisation zu schaffen, die auf Gedeih und Verderb „in Treue fest" ihren Plänen ergeben war. Zwar hatte der Bund ‚Bayern und Reich' schon auf jener Tagung in Bamberg

den Beweis erbracht, daß er „bayrisch und königstreu“ gesinnt sei; er besaß aber für die alten Freicorpsformationen zu wenig Anziehungskraft, da Viele, die Hitlers Kampfbund verlassen hatten, einen Eintritt in Pittingers Organisation aus rein persönlicher Abneigung gegen den Adjutanten des Herrn v. Kahr ablehnten. Dagegen war der ‚Bayrische Heimat- und Königsbund‘ in dieser Beziehung noch völlig unbelastet und insbesondere durch die Person seines Organisators, des Eisner-Mörders Arco-Valley, wie berufen, eine neue Kampforganisation, die als Schutztruppe für den kommenden Monarchistenputsch dienen sollte, ins Leben zu rufen.

Kurz nach der Bamberger Tagung begannen die Vorbesprechungen, die sich in erster Linie darum drehten, nur Leute zur Führung heranzuziehen, die in jeder Beziehung einwandfrei waren, um von vorn herein die Gefahr einer Wiederholung der Vorgänge vom November 1923 abzuwenden. Nach einer ausführlichen Besprechung, die Mitte Juli 1925 in Ruhpolding bei Baron v. Aretin stattfand, und an der neben Minister a. D. Seidlein Graf Soden, Graf Arco-Valley, General v. Epp und, als Vertreter des verhinderten Generals v. Moehl, Major v. Schöne teilnahmen, wurde die Gründung des Freicorps ‚Bayerntreue‘ beschlossen und durchgeführt. Zum politischen Vorsitzenden wurde der Kabinettsrat des Kronprinzen Rupprecht, Graf Soden, gewählt, und die militärische Oberleitung erhielt General v. Moehl, dem außer General v. Epp noch Oberst Xylander, Major v. Schöne, Rittmeister Douglas sowie verschiedene Freicorpsführer – Oberstleutnant Schad, Kapitänleutnant Heym, Hauptmann Heiß – zugeteilt wurden. Die Propaganda des neuen Freicorps „Bayerntreue‘, dessen Verpflichtungsformel mit den Worten „in Treue fest“ schließt, übernahmen in erster Linie Graf Arco-Valley, Baron v. Aretin, Dr. Pittinger, Hofrat Pixis und Andre, die teils durch Regimentsfeiern, teils durch „deutsche Tage“ und Denkmalseinweihungen für die nötige Resonanz sorgten. Auch die ländlichen Pfarrer taten Alles, um den „Königsgedanken“ aufzufrischen, nachdem der Kardinal Faulhaber von der Kanzel herab die Revolution von 1918 als ein „aus Meineid und Hochverrat geborenes Verbrechen“ bezeichnet hatte. Gemeinsame Felddienstübungen zwischen ‚Bayerntreue‘, ‚Bayern und Reich‘ und ‚Reichsflagge‘ auf der einen und ‚Oberland‘ und ‚Wikingbund‘ – dessen Führer Ehrhardt samt seinem Stellvertreter Kautter trotz starker finanzieller Abhängigkeit von Justizrat Claß doch stets mit den blauweißen Königsmachern sympathisierte – auf der andern Seite fanden statt unter dauernder Teilnahme aktiver Reichswehroffiziere. Und ganze Reichswehrformationen zögerten nicht, nach diesen „Übungen“ an dem mit steinernem Gesicht vor der Feldherrnhalle stehenden Kronprinzen Rupprecht vorbeizumarschieren.

Sehr zu statten kam dem neugegründeten Bund ‚Bayerntreue‘, daß Hitlers ‚Kampfbund‘ wie einzelne andre kleine Kampfformationen, Roßbach zum Beispiel, nicht nur in schweren Konflikt mit der bayrischen Regierung gerieten, sondern

auch in scharfen Gegensatz zum Reichspräsidenten Hindenburg, was wohl hauptsächlich auf den Protektor des ‚Kampfbundes‘: Ludendorff zurückzuführen ist. Wer von Hitlers Anhängern mit dessen Kampfansage an Hindenburg nicht einverstanden war, wanderte ins Lager der bayrischen Königsmacher, der Heim, Soden, Arco. Nachdem Anfang Oktober in Grafing-Ebersberg, der Domäne des Orgesch-Escherich, ein Appell aller Mitglieder des Bundes ‚Bayerntreue‘ stattgefunden hatte, traf man, gestärkt durch diesen Anblick, die letzten großen Vorbereitungen, um am Jahrestag des „Novemberverbrechens“ die Restauration der Monarchie vorzunehmen. Zu diesem Zweck fand am 24. Oktober 1925 im Palais Leuchtenberg eine Sitzung der Führer des ‚Bayrischen Heimat- und Königsbundes‘, der Kampfleitung des Bundes ‚Bayerntreue‘ und des Bundes ‚Bayern und Reich‘ statt, in der beschlossen wurde, sofort Alles zu tun, was nötig wäre, um den sichern Verlauf der „Staatsumänderungen“ zu gewährleisten. Gleichzeitig wurde eine Deputation, bestehend aus Soden, Seidlein und Epp, beauftragt, in den letzten Tagen des Oktober mit verschiedenen prominenten Mitgliedern der Regierung, darunter Minister Matt, über ihre Absichten zu sprechen. Selbstverständlich sei, daß Seine Majestät die Militär-, Finanz-, Post- und Eisenbahn-Hoheit wieder an sich nehme. Bei der Gelegenheit wurde auch über die Ministerliste der neuen Monarchie verhandelt. Keinem dieser Regierungsmänner fiel ein, die blauweißen Königsmacher auf der Stelle wegen Hochverrats verhaften zu lassen. Immerhin: der energische Hinweis, daß es im gegenwärtigen Moment zu schweren Konflikten mit dem Reich kommen könne, und die „Zurückhaltung“ der Finanziers der ‚Bayerntreue‘ – des Freiherrn v. Kramer-Klett, des Kommerzienrats Zentz, v. Wacker und andrer Herren – bestimmten die blauweißen Königsmacher, ihren Alarm abzublasen. Im Arco-Palais wurde am 5. November 1925 beschlossen, mit Rücksicht auf die „außenpolitischen“ Schwierigkeiten für dieses Mal, wie Baron v. Aretin ausdrücklich bemerkte, von der Verwirklichung der Pläne Abstand zu nehmen.

Im Jahre 1923 machte Hitler den von Kahr wohlausgeklügelten und mit allem Raffinement vorbereiteten Monarchistenputsch, der am 12. November 1923 „rollen“ sollte, durch seinen Ehrgeiz, da er die Lorbeeren für sich einheimsen wollte, zu nichte. Im Jahre 1924 war der allerdings nicht so sorgfältig vorbereitete blauweiße Putsch zu früh zur Kenntnis der Reichsbehörden gekommen, was soeben Emil Ludwig durch die Wiedergabe seiner Unterredung mit dem Nürnberger Oberbürgermeister Dr. Luppe bewiesen hat. Jetzt ist der Bayern-Putsch zum dritten Mal gescheitert.

Wer allerdings annimmt, daß sich die Herrschaften jetzt beruhigen werden, kennt weder den Optimismus des Kronprinzen Rupprecht, der trotz seines Ruhms als „Zerstörer von Lille“ sich einst mit dem Gedanken trug, seine Krone von „Frankreichs Gnaden“ entgegenzunehmen, noch die Zähigkeit der Heim, Soden und Genossen. Und schließlich unterschätzt er auch die Macht des Klerus in Bayern, dem die Demokratie mehr ist als nur ein „Dorn im Auge“.

XIV.

Gott strafe England !

Als ich Anfang August 1914 nach Berlin kam, fand ich, daß die Haßgesänge auf die Feinde fast übertönt wurden von den Lobgesängen auf Japan. Wo sich ein Japaner blicken ließ, war er Gegenstand von Ovationen und Liebesbezeugungen. Es soll vorgekommen sein, daß man Japaner in öffentlichen Lokalen auf die Schultern gehoben und unter Hochrufen umhergetragen hat. Als einmal das Gerücht sich verbreitete, Japan habe ein Ultimatum an Rußland gestellt, zog eine aufgeregte Menge vor die japanische Botschaft, um sie anzujubeln.

Die Japaner ließen sich das Alles mit ihrem enigmatischen Lächeln gefallen.

Warum man sich bei uns einbildete, Japan werde uns gegen Rußland helfen, ist mir nie erklärlich gewesen. Es war das eben eine der vielen fixen Ideen, die damals die öffentliche Meinung beherrschten und ebenso sinnlose Liebes- wie Haßgefühle erregten.

Gegen Mitte August waren alle Japaner stillschweigend aus Deutschland verschwunden, und in der Pressekonferenz vom 19. August erklärte der Vertreter des Auswärtigen Amtes: „Es liegt ein Ultimatum Japans vor. Aber das Publikum darf es noch nicht erfahren. Darum haben wir gestern Abend nur in vorsichtiger Form veröffentlichen lassen, in Peking gingen Gerüchte, daß ein japanisches Ultimatum überreicht werden solle.“

Das deutsche Volk wie ein unmündiges Kind zu behandeln, dem man nicht die Wahrheit sagen dürfe, hatte weder einen Grund noch einen Zweck. Am 20. August mußte man doch bekanntgeben, daß der Krieg mit Japan da war.

Enttäuschte Liebe weckt den grimmigsten Haß. Die sonst sehr besonnene Frau eines linksstehenden Redakteurs hörte ich zwischen den Zähnen zischen: „Wenn ich jetzt einen Japaner vor mir hätte, ich könnte ihn zerreißen.“ Und das Regierungsblatt, die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung‘, erklärte mit der ganzen schulmeisterlichen Überlegenheit eines deutschen Offiziosus:

> Wir lassen die Japaner herzlich gerne ziehen, und zwar auf Nimmerwiedersehen. Sie sind eine fremde Rasse, die von uns gelernt hat und noch viel lernen müßte, ehe wir sie als ebenbürtig ansehen könnten. Ein kluger Schriftsteller hat einmal gesagt: „Der Brite ist nur Brite, der Franzose nur Franzose; Mensch ist der Deutsche allein.“ Und dieses Menschentum wird siegen.

Die Tonart in der andern Presse war weniger diplomatisch. Mit allen Registern wurde das Thema gespielt, daß die Japaner eigentlich gar keine Menschen, sondern nur gelbe Affen seien, bei denen die Tierfratze jetzt zum Vorschein komme. Die ‚Kölnische Volkszeitung‘ vom 1. September

schlug eine exemplarische Strafe für die Ungetreuen vor. Man solle ihnen nicht mehr den zu stolz und zu europäisch klingenden Namen Japaner geben, sondern sie wieder mit dem alten Ausdruck Japanesen belegen, um

> so schon äußerlich darzutun, daß diese Kulturaffen nicht höher bewertet werden als andre Asiaten, wie Chinesen, Singalesen und andre „esen“ mehr.

Den Vogel schoß der frühere Syndikus der ‚Kreuzzeitung‘ Justizrat Eschenbach, ab, der in der Neuen Gesellschaftlichen Korrespondenz nach dem Falle von Tsingtau schrieb:

> Zur Ehrung unsrer unsterblichen Helden von Tsingtau und zur ewigen Schmach und Schande der Schurkenvölker von Japan und England mache ich folgenden Vorschlag: Die gesamte deutsche Presse verschmäht es, innerhalb der nächsten 14 Tage die Worte „Engländer“ oder „Japaner“ in ihren Spalten erscheinen zu lassen, sondern braucht ständig und ausnahmslos für das Wort Engländer die Bezeichnung „Mörder“ und für Japaner das Wort „Raubmörder". Denn eine andre Benennung gibt es von jetzt an für diese größten Schurken der Weltgeschichte bei uns nicht. Dann ist dafür Sorge getragen, daß sowohl die Jetztzeit auf dem gesamten Erdenrund, soweit die deutsche Zunge klingt, wie aber auch dereinst die Geschichtsschreibung für die Ewigkeit den richtigen Standpunkt zur Beurteilung für diese von Gott verfluchte Mörderbande gewinnt.

Ich fürchte, daß alle diese Haßausbrüche auf die Japaner keinen sonderlichen Eindruck gemacht haben — keinen größern wahrscheinlich als die stürmischen Liebesausbrüche vor der Kriegserklärung. Zu leiden hatten darunter nur andre mongolisch aussehende Ausländer, vor allen die harmlosen Siamesen, denen denn auch dringend empfohlen wurde, den weißen Elefanten möglichst sichtbar an sich zu tragen, um unliebsamen Verwechslungen vorzubeugen.

Die Japaner sind dann im Laufe des Krieges allmählich ziemlich in Vergessenheit geraten. Ja, in den letzten Kriegsjahren setzte man eine gewisse Hoffnung auf sie. Die famose Instruktion des Unterstaatssekretärs Zimmermann an den deutschen Gesandten in Mexiko wegen eines japanisch-mexikanischen Bündnisses gegen die Vereinigten Staaten wurde keineswegs allgemein als die horrende Dummheit empfunden, die sie war. Im Jahre 1917 war in Deutschland die Stimmung gegen Japan unendlich viel wohlwollender als die gegen Nordamerika.

Überhaupt weist das Barometer des Hasses gegenüber den verschiedenen Feinden die stärksten Schwankungen auf.

In den ersten Kriegswochen war zweifellos der Krieg gegen Rußland am populärsten. Die Arbeiterschaft freute sich gewissermaßen, endlich einmal mit dem Zarismus abrechnen zu können, gegen den sogar Bebel hatte die Flinte auf den Buckel nehmen wollen. Und es entsprach den allgemeinen Empfindungen, wenn ein Soldat mit Kreide auf einen gen Osten rollenden Militärzug schrieb: „Nikolaus, du bist ein Lump, Lebst vom Wortbruch und vom Pump. Wir schießen mit blauen Bohnen Und werden keinen Russen schonen.“

Zu dieser allgemeinen Volksstimmung gegen Rußland kamen die Nachrichten über die Greueltaten der Russen in Ostpreußen. Daß diese Nachrichten zum großen Teil auf Schwindel beruhten, haben viele Leute erst später, die meisten nie erfahren. Auch wurde in dem Teil der deutschen Presse, den baltische Redakteure bedienten, eine besonders scharfe anti-russische Haltung eingenommen. Sie führte in der ‚Kreuzzeitung', wo Professor Theodor Schiemann durch sein Anti-Russentum zu einer maßvollen Stellung gegen England veranlaßt wurde, zu einer Redaktionskrisis, die mit Schiemanns Entthronung endete.

Die persönliche Berührung der deutschen Truppen mit der russischen Bevölkerung schwächte bald die Animosität gegen Rußland fast bis zum Mitleid ab. „Das sind ja arme Teufel, die nichts dafür können": das wurde allmählich der allgemeine Eindruck.

Auch den Franzosen wurde eine Art von gnädigem Mitleid entgegengebracht. Von Anfang an. Von Haß war gar nicht die Rede. Das Wort vom Erbfeind, das vor dem Kriege eine so große und nach dem Kriege eine noch viel größere Rolle gespielt hat, geriet während des Krieges fast außer Gebrauch. Man sah in den Franzosen eine dekadente, zum nahen Untergang bestimmte Rasse, der man nicht übel nehmen könne, daß sie gegen ein unausweichliches Geschick mit dem Mut der Verzweiflung und dem letzten Blutstropfen ankämpfte.

„Ihr seid ja unwissentlich nur Söldner Englands. Die lassen euch verbluten. Sie haben sich in Calais – oder Kalen, wie die Alldeutschen sagten – festgesetzt und gehen nie wieder heraus. Wir müssen euch niederringen, weil Ihr nun einmal ein englisches Hilfsvolk seid. Aber besonders gern tun wir es nicht. Ihr sollt auch einen gnädigen Frieden haben. Nur die Erze von Longwy und Briey, die brauchen wir freilich."

So war die Stimmung in Deutschland. Sie war so überwältigend stark, daß ein Blatt, das sich geographisch zur Aufrechterhaltung der Feindesstimmung gegen Frankreich besonders verpflichtet fühlte, die ‚Straßburger Post', am 1. Januar 1915 ingrimmig schrieb:

> Unsre Feldgrauen, die es vorher noch nicht wußten, haben im französischen Feindesland auf Schritt und Tritt gesehen, daß die höhere Kultur bei uns ist, in Deutschland, und nicht drüben. Und wenn man hört, welcher Roheit, Gemeinheit der gebildete und ungebildete Pöbel der französischen Nation gegen Zivilgefangene, Kriegsgefangene fähig ist, liest, welche häßlichen und grotesken Formen der ohnmächtige Haß gegen Deutschland in Frankreich annimmt, dann kann in Deutschland nur das Gefühl wachsen: Wir Deutsche sind doch bessere Menschen. Aber wer nun dachte, daß in Deutschland als Antwort auf die infernalischen Bosheiten und Wutausbrüche, wie sie noch neulich in der Regierungserklärung Vivianis zum Ausdruck kamen, eine ganz gleiche Stimmung herrsche, der würde sich gröblich täuschen. Man bleibt Frankreich gegenüber merkwürdig ruhig und leidenschaftslos, von der tiefen Erregung der Zornaffekte der deutschen Volksseele, wie das Jahr 1870 es gesehen, ist diesmal keine Spur; was von Zorn, Groll und Haß in Deutschland lebendig ist, ist abgelenkt nach der englischen

> Seite... So wurden die Engländer die verhaßtesten Gegner von all unsern Feinden. Das kommt den Franzosen zu statten; sie tragen bis jetzt die Hauptlasten des Krieges, dafür aber die Engländer die Hauptlasten des Hasses... Mit England, mit Rußland wird Deutschland schließlich wieder ins Reine kommen, mit Frankreich nie. Darum gibt es gegen unsern westlichen Nachbarn auch nur eine Methode für die Zukunft: ihn möglichst unschädlich zu machen und sich in jeder Beziehung vor ihm zu sichern.

Die Stimme der ‚Straßburger Post‘ war damals die Stimme eines Predigers in der Wüste!

Recht gut über die in Deutschland vorherrschende Stimmung orientiert ein Bericht der ‚Neuen Freien Presse‘ vom 19. November 1914 über einen Besuch in Hindenburgs Hauptquartier. Über die Russen, die jetzt den Krieg „anständig“ führten, wie über die Franzosen äußerten sich Herr v. Hindenburg und seine Umgebung sehr wohlwollend. Von Haß keine Spur. Aber:

> Gegen die Engländer besteht auch hier derselbe Haß wie in ganz Deutschland. Herr v. Hindenburg sagt, der Kronprinz von Bayern mit seinen markigen Tagesbefehlen, welche die Engländer als den verhaßtesten Feind bezeichnen, habe ihm ganz aus der Seele gesprochen.

Herr v. Hindenburg, dessen Popularität ja zum großen Teil darauf beruhte, daß er dem Durchschnittsdeutschen gefühlsmäßig am nächsten stand, hatte auch hier der deutschen Durchschnittsmeinung Ausdruck gegeben. Jawohl, der Durchschnittsdeutsche dachte genau so, wie Ernst Lissauer in seinem Haßgesang gegen England dichtete. Er kannte eigentlich nur einen Feind: England.

Warum? Ich habs vergeblich zu ergründen versucht. Freilich, mit der Vernunft hat ja der Haß nie etwas zu tun. Aber selbst eine gefühlsmäßige Begründung habe ich nie finden können. Vielleicht war im Unterbewußtsein ausschlaggebend, daß dank dem für den Durchschnittsdeutschen wie für Bethmann Hollweg völlig überraschenden Hinzutritt Englands zu der feindlichen Koalition der Krieg für uns von vorn herein verloren war.

Die sozusagen wissenschaftliche Grundlage für die Möglichkeit unbegrenzten Hasses gegen England legte der große Historiker Karl Lamprecht, als er am 23. August 1914 in einem Vortrag in Leipzig erklärte:

> Wir haben nur einen abtrünnigen Bruder. Fahre hin! Immerhin muß man bedenken, daß in England nicht mehr der rein germanische, sondern der keltische Geist herrscht.

So, nun waren unsre Völkischen beruhigt. Ein Krieg gegen reine Germanen – dies Pentagramma hätte ihnen Pein gemacht. Aber gegen Kelten – immer feste druff!

Herr v. Hindenburg zitiert wohlgefällig die Armeebefehle des Kronprinzen Rupprecht. In der Tat verdienen sie, der Vergessenheit entrissen zu bleiben. Wenigstens dieser eine Ende Oktober 1914 erlassene:

> Soldaten der 6. Armee! Wir haben nun das Glück, auch die Engländer vor unsrer Front zu haben. Die Truppen jenes Volkes, dessen Neid seit Jahren an der Arbeit war, uns mit

> einem Ring von Feinden zu umgeben, um uns zu erdrosseln. Ihm haben wir diesen blutigen, ungeheuern Krieg vor Allem zu verdanken. Darum, wenn es jetzt gegen diesen Feind geht, übt Vergeltung wider die feindliche Hinterlist, für so viele schwere Opfer! Zeigt ihnen, daß die Deutschen nicht so leicht aus der Weltgeschichte zu streichen sind, zeigt ihnen das durch deutsche Hiebe von ganz besonderer Art. Hier ist der Gegner, der der Wiederherstellung des Friedens am meisten im Wege steht. Drauf! Rupprecht.

Leider ist dieser Befehl zur „Vergeltung“ von manchen Soldaten, allerdings mißverständlich, entgegen dem Willen seines stilistisch etwas unbeholfenen Verfassers, so aufgefaßt worden, als sollten die Engländer anders als die andern Feinde behandelt, das heißt: nicht pardonniert werden.

In Vielem hat die Volksstimmung während des Krieges geschwankt – aber der Haß gegen England zieht sich wie ein roter Faden durch die Jahre 1914 bis 1918 hindurch.

Schon am 18. September 1914 bezeichneten die ‚Leipziger Neuesten Nachrichten‘ als einziges Kriegsziel die Vernichtung Englands:

> Hier, nur hier ist das Ziel des Krieges gegeben: Wir müssen Frankreich, Belgien und Rußland niederbrechen, um England an den geschwollenen Leib zu können, dieser Riesenschlange, die Bissen auf Bissen verschluckte und nun auch die Frucht deutscher Arbeit gefräßig verlangt. Rußland, Frankreich, Belgien müssen zerbrochen werden, damit sie uns nicht stören können bei der großen geschichtlichen Abrechnung mit den Briten. Nieder mit England! – das allein ist das Ziel des Krieges. Und darum soll Feindschaft gesetzt sein zwischen diesem Volk und uns, bis es mit seiner Vernichtung die Sühne für tausendfältige Schuld bezahlt.

Und die ‚Elbinger Zeitung‘ vom 25. Oktober 1914 bemühte den alten Cato, um sein Ceterum censeo auf England anzuwenden. Schwungvoll schloß der Artikel:

> Darum sollte einem Schlachtruf gleich allenthalben, wo Deutsche zusammenkommen, das Wort erschallen: Nieder mit England! Es sollte an allen Säulen stehen, in Flammen von den Dächern herniederschreien, eine jede Zeitung müßte es täglich in Riesenbuchstaben wiederholen, es müßte zum deutschen Gruß werden: Nieder mit England!

Wütend fuhr der Vizeadmiral z. D. Kirchhoff in der ‚Täglichen Rundschau‘ vom 16. Januar 1915 Hermann Bahr an, weil dieser gewagt hatte, zu schreiben, daß wir nicht einmal die Engländer haßten:

> Wo sollten wir hinkommen, wenn wir Deutschen nicht vom Ersten bis zum Letzten unser ganzes Innere vom glühendsten Haß gegen England erfüllt wüßten! Nicht nur unsre wackern Kriegsmannen zu Wasser und zu Lande gebrauchen zur Vollendung ihrer Aufgabe des andauernden, tief im Innersten sitzenden Hasses gegen unsre Gegner. Nein, nein, unser ganzes Volk kann die noch zu erfüllenden Pflichten nur erfüllen, wenn die jetzt glücklicherweise in allen Kreisen herrschende Stimmung dauernd anhält. Und diese Stimmung, sie ist Haß und nicht nur heiliger Zorn.

Und die „berühmte“ Schriftstellerin Boy-Ed erklärte in der Zeitschrift der ‚Deutschen Vereinigung für Frauenstimm-

recht‘ nicht nur, daß sie gegen England „jähen entsetzlichen Haß“ empfinde, sie forderte auch die Frauen allgemein zu diesem „heiligen Hasse“ auf, ja sie ermahnte die deutschen Seeleute, „hart zu werden auch gegen Frauen und Kinder, wenm sie englischen Männern gehören“.

Diese Aufforderung einer deutschen Frau an die deutsche Marine, erbarmungslos gegen englische Frauen und Kinder vorzugehen, ist wirklich noch schlimmer, als daß in einem schlesischen Kreise die Landwirte anfingen, ihren Misthaufen den Namen „Engländer“ zu verleihen und dies durch Plakate kundzutun.

Eine überragende Rolle hat in der Haßcampagne die Einbürgerung des Grußes: Gott strafe England! gespielt.

Mir begegnete er zum ersten Mal im Spätherbst 1914 auf einer Treibjagd bei Berlin. Als ich auf die Gruppe der Jäger mit dem üblichen Weidmannsheil! zutrat, scholl mir der Gegengruß „Gott strafe England!“ entgegen. Ich war baff. Es waren lauter ältere, durchaus vernünftige Leute, Kaufleute, Rechtsanwälte, Ärzte. Sie, die zum Teil noch wenige Monate vorher mit Engländern in den besten geschäftlichen oder persönlichen Beziehungen gestanden hatten, haßten auf ein Mal alle England. Und kannten nicht einmal die üblichen Begrüßungsformeln der Kulturmenschen mehr.

Wie eine Pest griff das „Gott strafe England!“ um sich. Der ‚Hannoversche Anzeiger‘ druckte im November 1914 folgenden Offiziersbrief ab:

> „Gott strafe England!“ „Er strafe es!“ Dies ist der neue Gruß unsrer Truppen. Von irgend Jemand angeregt, pflanzt er sich fort, wer ihn zum ersten Mal hört, staunt, begreift, und weiter macht er die Runde. Überall, wo bei uns ein Offizier oder Mann ein Zimmer betritt, sagt er nicht „Guten Tag“, sondern „Gott strafe England!“ Und der Gegengruß „Er strafe es!“ O, das tut wohl für deutsche Ohren, und selten ist so viel über den üblichen Gruß nachgedacht worden wie jetzt. Ihr Lieben in der Heimat, Ihr Männer, die Ihr zurückbleibt, haltets vor Augen, unser Wahlspruch ist so wie der eure: „Gott strafe England!“ Und wenn Ihr vielleicht am Stammtisch sitzt, denkt daran, sagt nicht Prosit, wenn Ihr trinkt, nein, machts wie wir, sagt: „Gott strafe England!“ und antwortet: „Er strafe es!“ Vielleicht bürgert es sich auch in unserm lieben Hannover, wenigstens für die Zeit des Feldzuges, ein.

Der Offizier brauchte gar keine Sorge zu haben: es bürgerte sich ein, nicht nur in seinem lieben Hannover, sondern leider überall im lieben Vaterlande. Sogar Schulen gab es, wo die Lehrer mit dem Fluchwort die Klasse betraten und von den Schülern den Gegengruß forderten: „Er strafe es!“ Stempel mit den schönen Worten wrurden angefertigt und auf die Briefumschläge gedrückt. Der Unfug nahm so überhand, daß die Schweiz sich gezwungen sah, bekanntzugeben, daß sie Postsendungen mit solchem Aufdruck nicht zulasse.

Nutzen für die Kriegsführung hat die ganze Haßpropaganda selbstverständlich ebensowenig gebracht wie etwa der in München domizilierende ‚Ausschuß zur raschen Niederkämpfung Englands‘. Genau so wenig Nutzen wie die Zeppelin-

Fahrten nach England, die im Gegenteil das wirksamste Hilfsmittel für die englische Regierung wurden, um die Einführung der Wehrpflicht populär zu machen.

Der durch eine Verbindung von Suggestion und Autosuggestion erzeugte Haß gegen England war eine völlig nutzlose Gefühlsmobilisierung. Dabei ethisch sehr niederziehend für Jemand, der sein Volk gern immer hochachten möchte.

Ob wenigstens einige von Denen, die an dem Narrenspiel gegen England teilgenommen haben, sich nachträglich ihrer damaligen Tollheit schämen?

Keine Kolonien! von Alfons Steiniger

1.

Die verdächtige Begeisterung unsrer Nationalisten für die Rifleute im (Abd-el-) Krimkrieg läßt verstehen, warum viele Vernünftige eine Deutung verneinen oder verlachen, die den Kabylenführer nicht als revoltierenden Hochstapler ansieht, sondern als den bewußten (wenn auch vielleicht erfolglosen) Vorstreiter des afrikanischen Volkes für dessen Unabhängigkeit, Einigung und soziale Erneuerung. Als ich den Marokkanischen Krieg in meinem Aufsatz ‚Europas Ende?‘ hier am 28. Juli so diagnostizierte, konnte ich noch nicht die Behauptung wagen: der Kampf gehe um eine unabhängige afrikanische Sowjet-Republik. Heute kann ichs sogar beweisen. Denn im Septemberheft der ausgezeichneten französischen Monatsschrift ‚Europe‘ sind zwei Botschaften des Marokkaners veröffentlicht: eine an das lateinische, die andre an Nord-Amerika.

In dieser vergleicht der Präsident der kämpfenden Rif-Republik das Ringen seines Landes mit dem einstigen Freiheitskampf der Kolonie Amerika — ganz wie ich Das damals hier getan habe.

Wichtiger aber und interessanter noch ist die umfangreiche Kundgebung an Süd-Amerika, deren Offenherzigkeit freilich zum Teil volkhafte Diplomatie ist. (Unnütz fast, zu wiederholen, daß die Teilnahme an den Zielen Abd-el-Krims nicht verleiten darf zum Ja für seine skrupellose Bereitschaft, ungezählte Menschenmyriaden hinzuopfern, deren zerstampfte Leiber seinem Volke den Weg bahnen sollen in die innere und äußere Freiheit.) Nach einigen propagandistischen Freundlichkeiten von der Art der „Nibelungentreue“ und einigen heroischen Beteuerungen heißt es in diesem Manifest:

> Europa, vom Weltkrieg verseucht, infolge seiner imperialistischen Gelüste sittlicher Zügellosigkeit verfallen und dem kapitalistischen System verknechtet, hat das Recht verloren, seine Gedanken und seinen Willen den Völkern andrer Erdteile aufzuzwingen. Wir arbeiten an der Errichtung einer Ordnung, die sich auf die Normen des Friedens und der sozialen Gerechtigkeit gründet. Wir Völker arabischer Rasse arbeiten an der Befreiung vom Joche Englands, Frankreichs, Italiens und Spaniens. Unsre aegyptischen Brüder haben den ersten Streich getan, und ich hoffe sehr, daß die Welt bald Zeuge des zweiten Streiches sein wird, der von hier, von Marokko, herkommen soll. Dann wird die Stunde für Algier, Tunis und Tripolis schlagen, deren Volk sich schon zu dieser Freiheitsstunde rüstet.

Ja, dieser Panaraber fordert nicht nur Spanien zum Verzicht auf Arabien auf, sondern präsentiert sogar umgekehrt die Rechnung der arabischen Kulturträger an Spanien:

> Jeder gebildete Spanier weiß, daß in der goldnen Zeit der Kunst in Spanien die Araber dort in der Mehrheit waren. Und jener entsetzliche Augenblick, da ein Glaubenskrieg uns aus dem Halbinselreich vertrieb, das unsre Kunst geschmückt und unsre Arbeit reich gemacht hatte, war zugleich der entsetzliche Augenblick, der dieses heißgeliebte Land dem unrettbaren Verfall preisgab, in dem es heute versinkt.

Unverdeckt ist das politische Ziel des Marokko-Krieges, der nicht der letzte sein wird:

> Das freie Marokko und das freie Aegypten sollen die beiden Grundpfeiler für die Wiedergeburt einer Rasse sein, die die Menschheit mit drei Kulturen beschenkt hat.

Und schließlich, was in der Ekstase des Mordens immerhin eine Leistung ist: schon heute sagt dieser Aufruf, daß am Tage der Anerkennung Spanien und Marokko

> wieder Freunde sein werden: wir und unser altes liebes Schwesterreich.

2.

Das, was diesen Aufruf so interessant macht – außer der Perspektive, die er dem ersten großen Marokko-Kampf gibt – , ist jener außerordentlich starke Satz, der unserm Europa ein für alle Mal das Recht nimmt, Völker andrer Erdteile zu kolonisieren. Denn selbst wenn es nicht nur – auf Grund dummdreister Überschätzung zivilisatorisch-technischen Vorrangs – eine Verkennung der Bodengebundenheit und der atmosphärischen Lebensgrenze spezifischer Kulturen gewesen wäre; selbst wenn diese geistige Triebkraft aller Kolonialpolitik nicht überhaupt nur (wie tatsächlich) als bewußte oder fahrlässige, immer posthume Helferin wirtschaftlicher Beutegier großkapitalistischer Haifische fungiert hätte; selbst wenn auf irgendeine Art je ein sittliches Recht zu dem Versuch bestand, Kulturen von einem Erdteil den Völkern eines andern zu übertragen – und auch die übliche Gemeinheit der Verwirklichungsmittel deutscher und andrer Kolonialpolitik bleibe einmal als fungibles, nichtfundamentales Argument hier außer Ansatz – : selbst dann noch ist dieses Recht jetzt doch verwirkt, seit in einem vieljährigen, Millionen mordenden Krieg die Völker Europas selber ihre Minderwertigkeit sich wechselseitig um die Ohren geschlagen und sie gemeinsam durch die Tat Denen draußen vordemonstriert haben. Denn wenn die von den Mittemächten als Verbrecher bekämpften Alliierten schließlich ihrem niedergetrampelten – und von seinen Pflegern verlassenen – Raufgenossen Deutschland wegen schlechter Führung das Recht nahmen, Kolonien zu haben, so stellten sie damit einen gefährlichen Grundsatz auf und gaben auch ihren eignen Kolonialvölkern die Magna Charta in die Hand. Die brauchten nun nur zu beweisen, daß dieser Vorwurf den andern Kumpanen, die als Sieger nach Punkten aus dem imperialistischen Match um die kapitalistische Weltmeisterschaft hervorgegangen waren, genau so anstand wie den niedergeboxten Kollegen, und der sittliche Anspruch auf Kolonisation überhaupt war gefallen

oder eben entlarvt als nüchternes Ausbeutesystem expansiv-kapitalistischer Wirtschaft. Tatsächlich muß der Einsturz des Kolonialkapitalismus erfolgen, sobald die von ihm mehr oder weniger proletarisierten Kolonialvölker die marxischen Grundforderungen erkennen als wirtschaftliche Voraussetzung ihres geistigen Fortschritts, als Postulat sozialer Gerechtigkeit und als unerläßliche Grundlage ihrer oekonomischen Befreiung. Aufgabe eines aktivierenden Sozialismus wäre: Alles zur Verbreitung dieser Einsichten unter den Kolonialvölkern zu tun, innerhalb der Sozialistenschaft der kolonisierenden Völker aber – allen sentimentalen, nationalkapitalistischen Lockungen zum Trotz – die Losung auszugeben: Heraus aus den Kolonien!

Soll nämlich die scheinbar irrevolutionärste und schon daher revolutionärste Form der wirtschaftlichen Revolution je wahr gemacht werden: der Umsturz durch die erdrückende, organisierte und leidenschaftlich disziplinierte Gewalt der geistgeführten Massen – ohne zerschmetterte Menschenschädel – , so nur durch die Verkoppelung aller aktivistischen Kräfte in den heute herrschenden Staaten mit den jungen, gespeicherten Energien der ausgebeuteten Kolonialvölker. Grade in diesem Sinne, dem die absolut übersoziale Berechtigung des Lebensanspruchs eine Ausnahme auch zum besten Zweck nicht gestattet, bleibt es Abd-el-Krims historisches Unrecht, seine kurzsichtige und wahrscheinlich nutzlos verbrennende Fiebrigkeit, daß er die sozialistische Befreiung der Kolonialvölker auf die konservativ-revolutionäre Art mit ihren unsäglichen Opfern an kostbarem und leistungsstarkem Menschenblut begonnen hat. Sein Verdienst ist: das Schicksal des kolonisierenden Kapitalismus mit Flammen an die Wand der Geschichte gezeichnet zu haben. Noch ziehen die Imperialisten von einem kapitalistischen Leichenschmaus zum andern und sind nicht eben traurig, wenn ein Brüderlein fein, an Herz und Lungen krank, zur Hölle fährt. Noch erkennen diese fröhlichen Krebskranken nicht, daß hier ein Familienleiden seine ersten Opfer holt und die spätern nicht schonen wird. Europa, vom Weltkrieg verseucht, infolge seiner imperialistischen Lüste sittlich verfallen und kapitalistisch versklavt, hat das Recht, wenns je bestand, endgültig verwirkt: den Papuas, die längst nicht mehr Menschen fressen, seine menschenfresserische Kultur beizubringen.

3.

Solche Betrachtung hört immer mehr auf, sozialkritischer Essay oder Randglosse zu auswärtigem Geschehen zu sein. Schon hört mans läuten – wenns auch für heute noch akustische Täuschung ist – : Deutschland bekäme als Trinkgeld für den Gang nach Genf irgendein Kolonialmandat über Teile von Togo, Kamerun oder so. Schon gibts in den demokratischen Weltblätterm deutscher Art allerlei an höllisch interessanten Schilderungen über Ehemalig-Deutsch-Südwest und dergleichen. Harmlos, gewiß: wie aller Anfang imperialischer Schamlosigkeiten. Der Schrecken kommt nach.

Wenn der geschickte Stresemann eines Tags allein zu bestimmen haben wird, was und wie es der Außenminister tun

darf, dann wird das Danaergeschenk irgendeines – vielleicht nicht gleich vollfetten – Kolonialmandats den verbündeten Verderbern unsrer Republik schon in den Schoß fallen. Die Kapitalisten, die noch in guter Erinnerung haben, wie man aus Sklavenblut und -schweiß sich kräftigt; die ausrangierten Offiziere und Bureaukraten, die hier immerhin nur erst wieder die Uniform tragen dürfen, ohne gleich die Bande in den Boden zu schnauzen oder zu schießen; die unbeschäftigten Propagandaredner, -schreiber und -theoretiker, die so gern wieder über nationaloekonomische Notwendigkeiten – menschliche gibts nicht – verdienstreich leitartikelten und leithammelten: diese ganze schwarzweißrote aD-Gesellschaft wird sich dann schon rechtzeitig vom präsidierenden Feldmarschall ins Neuland deutscher Kultur verschicken lassen. Und die Schwarzrotgoldnen, soweit sie sich nicht von den übrigbleibenden Brocken nähren, werden freudig ihren Blättern depeschieren und photographieren: bei der Übernahme sei tatsächlich und ausschließlich die deutsche Fahne gehißt worden. (Und Doktor Wirth, einst unser Joseph Wirth, wird abermals draußen versichern können: Unser Hindenburg.)

Die Sozialisten aller Arten aber sollten, noch ehe der Rummel beginnt, die Parole ausgeben: Keine Kolonien! und unsre einzigartige Stellung als Unbeteiligte am Kolonialraub der internationalen Ausbeuter nutzen. Hüten wir uns vor all dem imperialistischen Elend, das die Kolonialpolitik seit Jahrzehnten auf diese Erde gebracht hat.

Die positive Lösung des kolonialen Problems kann hier nur angedeutet werden. In jedem Fall wird sie abweichen müssen von der ahnungslos-bornierten oder dreist-zudringlichen These der Kultivierung – wo sich doch nur Kulturen von unvergleichbarer Wesenheit und Färbung gegenüberstehen – und wird freilich zuzugeben haben, daß die Differenz der technischen Erdorganisation allerdings offenbar und beseitigenswert ist. Grade die marxische Forderung der weltwirtschaftlichen Produktionsregelung setzt ja, soweit möglich, eine Homogenität der technischen Gegebenheiten voraus. Nur daß eben durch den Grundsatz des wechselseitigen Gebens und Nehmens im sozialistischen Erdreich die Kolonisierung verwandelt wäre zur ausschließlich technischen Zivilisierung ohne ausbeuterische Absicht, bei politischer Unabhängigkeit und kultureller Selbständigkeit, soweit nicht die für alle Erdstaaten verbindlichen Grundpflichten – im Wesentlichen sozialpazifistischer Art – verletzt würden.

Im kapitalistischen Staat aber heißt Kolonialpolitik: Kriegspolitik. Jener pseudonyme deutsche Diplomat Ruedorffer, dessen wertvolles imperialistisches Bekenntnisbuch ‚Grundzüge der Weltpolitik‘ gradezu unerschöpflich ist, sagt dort auch hierüber kaltblütig die Wahrheit: „Wer die Geschichte der kolonialen Expansion der europäischen Großmächte in den letzten Jahrzehnten... betrachtet, wird ohne Mühe finden, daß alle Kriege der letzten Zeit, an denen europäische Großmächte beteiligt waren, wenn nicht von dem Kapitalinteresse angezettelt, so durch das Kapitalinteresse eingeleitet worden sind.“

Die Ordonnanz von Theobald Tiger

Für Emil Ludwig

Da hat man Einem vorgeworfen
ein kleines bißchen Sympathie
mit Rupprecht und mit Ludendorffen
und eine kleine Putschpartie.
Und Alles sieht nun auf den Biedern,
den artigen Chef der Tradition:
Was hat er darauf zu erwidern?
Was – ?
„Cohn".
Das hat man häufig: Umgang bildet.
Charmant ist der Kasino-Stil.
Der feine Kreis verlangt und will det –
der Junge ist ja nur Zivil.
Kann er auch kein Monokel tragen,
so übernimmt er doch den Ton;
und darf auch schnöselnd-näselnd sagen:
„Cohn".
Laß, Emil Ludwig! Es wär schade,
wenn du mit dem dich streiten willst,
dem schon seit Jahren statt Pomade
die Butter auf dem Kopfe schmilzt.
Er darf nur auf der Stelle treten.
Laß, Emil Ludwig, laß ihn schon,
den mutigen Gemütsathleten,
die Hände an den Hosennähten . . .
„Kommen Sie, Cohn – !"

Geßler-Krise von Berthold Jacob

Wer kürzlich einigermaßen überrascht war, Beweise für Otto Geßlers wittelsbachische Untertanentreue zu erhalten, dem sei gesagt, daß sichs da keineswegs um eine neue Erscheinug handelt. Schon vor der Münchner Revolution von 1918 hat Geßler seine Loyalität gegen das angestammte Königshaus auf eine Weise bekundet, die seinen guten Ruf in den monarchistischen Parteien nur allzu sehr rechtfertigt. Der ‚Bayerische Kurier', das Organ der Bayerischen Volkspartei, hat beim Tode Ludwigs III. am 9. und 10. November 1921 ‚Neue Zweifel und Sorgen' geäußert, und da heißt es über Geßlers Rolle am Vorabend der Revolution:

> ...Der Oberbürgermeister der betreffenden mittelfränkischen Stadt (er wurde hernach Reichsminister) kam alleine, und zwar auch nicht im Auftrag der Bürgerschaft oder gewisser Parteigruppen, sondern aus eignem Antrieb als Anhänger der Monarchie und der alten Staatsform. Er hatte tiefen Einblick in Stimmungen und Strömungen der nordbayrischen Arbeiterschaft, und teilte seine Wahrnehmungen dem König ungeschminkt mit. Sein Gedankengang war: „Hält die Hauptstadt, dann hält auch die Provinz, also kommt Alles auf München an." Der König ließ dann mehrere seiner verantwortlichen Ratgeber rufen und bat sodann: „So, Herr Oberbürgermeister, bringen Sie, bitte, Alles, was Sie mir erzählt haben, noch einmal vor den Herren Ministern vor." Der An-

> geredete entsprach dem Wunsch, fand aber nur ein schwaches Echo. Denn seine Mitteilungen wurden mit: „Majestät, nur ruhig Blut!“ oder in ähnlicher Abschwächung einem ehrenvollen Begräbnis in den Akten übergeben...

Das war der Dr. Otto Geßler vom 6. November 1918.

Die folgenden Etappen seiner Entwicklung sind zu bekannt, als daß sie hier aufgezeichnet werden müßten.

Was aber heute von besonderm Interesse sein dürfte, das ist die unterm Datum des 11. November 1925 vollzogene Einsetzung des Küstriner Kommandanten Oberst Gudovius in die etatsmäßige Generalsstelle als Chef des Stabes im Gruppenkommando I (General v. Loßberg) zu Berlin. Gudovius hat mit dieser Ernennung 42 dienstältere Oberste übersprungen; in seiner neuen Dienststellung ist er Vorgesetzter eines Generals.

Diese „Beförderung“ riecht bedenklich nach einer Belohnung für das tapfere Verhalten des Küstriner Kommandanten vor dem Feinde – will sagen: vor dem Cottbuser Sondergericht.

Vielleicht ist noch erinnerlich, wie bravourös damals Herr Gudovius mit seinem Leib und seiner Aussage den Großen Krummen in der Bendler-Straße gedeckt hat.

Was waren das für Töne?

> . . . Für mich handelte es sich um die unglaubliche Tatsache, daß meine Forts, daß die unter meinem Befehl stehende Festung der Reichswehr Küstrin, dieses Bollwerk des deutschen Staates, von fremder Hand besetzt worden war. Nur unter diesem Gesichtspunkt handelte ich...

Die „fremde Hand“ war von Oberst Gudovius noch an dem Abend, der der Feststellung der „unglaublichen Tatsache“ voraufging, beim Liebesmahl kameradschaftlich gedrückt worden. Es war die Hand des Majors Herzer. Sicherlich: Herr Gudovius „handelte“. „Unter diesem Gesichtspunkt“ ließ er die Fahrabteilung 3, in deren Reihen die Verschwörer der Schwarzen Reichswehr ausgebildet worden waren, die Fahrabteilung 3, die als einzige Formation der Küstriner Garnison gut Freund mit den Meuterern war, zur Niederkämpfung der Aktion Buchrucker-Herzer antreten. Die Fahrabteilung allein – während er die 3. Pioniere, die darauf brannten, ihr Mütchen an den verhaßten Schwarzen kühlen zu können, Gewehr bei Fuß stehen ließ.

Aber der Oberst Gudovius wollte ja nur unnützes Blutvergießen meiden... „Vielleicht werden die Feinde von heute – die Freunde von morgen sein“, schrieb damals die DAZ.

Wenn die Reichswehr Herrn Buchrucker schließlich doch erledigte, so gebührt der Lorbeer allein dem Lehrer Henschel aus Weckersdorf, der seine 600 Landbund-Gewehre nicht zeitig genug in das Schützengefecht um den „Hohen Kavalier“ zu bringen vermochte.

Heute ist völlig klar, daß die späte Belohnung dem Auftreten des Herrn Gudovius in Cottbus gilt. Seine Aussage hätte schon damals Herrn Geßler vernichten können, seine Aussage und die des Majors Herzer, des Führers der Schwarzen Reichswehr in Küstrin. Auch Herzer hat in Cottbus „günstig aus-

gesagt“. Und schließlich ist er vielleicht deswegen — ein Analogon zum Fall Hau — vorzeitig, vor Abbüßung auch nur eines Viertels seiner Gefängnisstrafe, aus dem Zentralgefängnis von Cottbus entlassen worden.

*

Wird die SPD nun endlich, endlich ihre Pflicht tun?

Der neue Putsch von * * *

Es rumort und spukt wieder in der nationalen Frontkiste — Geräusche, wie sie vor dem Kapp- und vor dem Hitler-Putsch zu hören gewesen sind. Zwei Jahre haben die Brüder sich ruhig verhalten, wenn man von den unklaren Verabredungen absehen will, die kürzlich Emil Ludwig verraten hat. Daß jetzt wieder was in der Luft liegt, dafür sind die Hauptanzeichen diese:

1. die Tatsache eines bayrischen Monarchistenputschplans;

2. der Zusammenschluß aller völkischen Bünde zu gemeinsamer Aktion trotz großer innerer Gegensätze;

3. die Ankündigung des völkischen Führers von Mecklenburg Titus Livius, daß man bald auf Berlin marschieren werde;

4. die ersten Verhaftungen marschbereiter Frontbannleute in Ostpreußen (die — obwohl schuldig — wieder auf freien Fuß gesetzt worden sind);

5. die völkischen Geheimsitzungen und Geheimbefehle, von denen aus allen Teilen des Reiches berichtet wird;

6. der tolle Vorstoß Erich Ludendorffs gegen Hindenburg: Hindenburg soll zurücktreten! Hindenburg soll kämpfen! Hindenburg soll seine Ehre und seinen Ruhm retten! Hindenburg soll den Schandvertrag von Locarno nicht unterzeichnen!

*

Locarno ist der äußere Anlaß zum letzten Gefecht. Der Vertrag von Locarno, der endlich die Versailler Bedingungen durchbricht, wird von den Brüdern demagogisch umgelogen. Dieses Abkommen, das ihnen auf Jahre hinaus die Möglichkeit eines Krieges nehmen würde, wollen sie verhindern. Wenigstens scheints so. Aber es ist zu wenig bekannt, daß die Völkischen niemals ihres Geistes Flug zu Höhen gebracht haben, die über das Niveau des politischen Kegelklubs hinausreichen. Sie haben längst aufgehört, besondere Ziele zu haben — sie sind sich Selbstzweck geworden, aber darum unberechenbarer und viel gefährlicher als vor Jahren, da sie noch in einer Niederknüppelung der Republik, in Freiheitskriegen mit Polen und Frankreich ihre Ideale sahen.

Nach zuverlässigen Nachrichten aus Deutschland, namentlich aus der Mark, halten völkische Banden Nachtübungen ab. Die Organisation des Umsturzes sei vollendet; alle Formationen seien auf ihre Plätze kommandiert; erhöhte Alarmbereitschaft sei befohlen; Waffen seien ausgegeben.

Grade darin, daß aus der vaterländischen Bewegung neuerdings nur wenig in die Öffentlichkeit dringt, müssen wir eine

Verstärkung der Gefahr erkennen. Der Gedanke an das letzte Treffen, das ihnen Sieg oder Untergang bringen wird, mahnt sie zu unbedingter Disziplin. Sie wissen, daß die Republik trotz schwarzweißroter Willkür sich zusehends mehr befestigt, und daß das mächtige Bollwerk des Reichsbanners einen Wall darstellt, den zu überrennen mit jedem Tage schwieriger wird.

Darum kommt ihnen Locarno recht zum blutigen Kampf.
Die nationale Bürgerschaft hat die Wetterfahnenpolitik ihrer Parteiführer uneinig gemacht. Die schlechtern Teile freuen sich an der unentwegt teutschen Art der Wehrbünde, geilen sich auf an dem Rufe: „Wir müssen Hindenburg vor der Unterzeichnung des Schandfetzens retten!“ und sind ganz der Phraseologie der Radikalinskis verfallen, die sich in Wirklichkeit von andern Motiven als Locarno leiten lassen.

Es stehen nämlich Dinge bevor, die der nationalistischen Bewegung endgültig den Garaus machen werden, Dinge, die die Führer entgöttern müssen – und das sind: die vielen Fememordprozesse.

Solange die Morde nur publiziert wurden, hat man sie bei den Bünden mit Achselzucken belächelt und lächerlich gemacht und zu „weinbrandigen Ausdünstungen“ journalistischer Sensationslüsternheit umgefälscht. Wenn aber die Mörder erst rechtkräftig abgeurteilt sind, können die Führer, die zum größten Teil mitverantwortlich gemacht werden dürften, den Abfall der anständigen Elemente, die den guten Kern ihrer Truppen bilden, nicht mehr aufhalten. Das Bürgertum, ihr Rekrutierungskontingent, wird sich voll Ekel von einer Bewegung abwenden, die mit grausamem Sadismus Opfer in den eignen Reihen gesucht und gefunden hat. Mag der ‚Völkische Kurier‘ auch Mörder als „Vertreter völkischen Rechtsbewußtseins“ preisen: der anständigen Mehrheit des deutschen Volkes ist diese Ideologie wesensfremd und abscheuerregend.

Der Kadow-Prozeß galt ihnen ob der unsaubern Elemente, die in ihn verwickelt waren, als gräßliche Ausnahme. Der Schweriner Prozeß wegen der Ermordung des 21jährigen Helmuth Holz beweist ihnen gar nichts – weil der Ausschluß der Öffentlichkeit eine kontrollierbare Berichterstattung und Darstellung der Tatmotive verhindert hat.

Aber das Bild ändert sich in dem Augenblick, wo systematische Ermordung unschuldiger Bürgersöhne unwiderleglich zutage kommen wird. Grade darin besteht für uns die Bedeutung öffentlicher Verhandlungen. Nur sie können intensiv aufklärend wirken. Diese Aufklärung fürchten die nationalen Führer, da sie sie ihre Gefolgschaft kosten müßte.

Gegen diese Gefahr richtet sich der kommende Putsch, den sie bis in die Details vorbereitet haben.

Mit allen Mitteln werden sie versuchen, die inhaftierten Verbrecher frei zu bekommen, ihre Gegner unschädlich zu machen, sich vor den tödlichen Schlägen belastender Aussagen zu bewahren.

Dann haben sie ihren Zweck erfüllt. Und dann wird es auch für sie heißen: Locarno bleibt Locarno!

Zu Weihnachten von Kaspar Hauser

Wie alljährlich, so breiten wir auch heuer für unsre Leser die Gaben der deutschen Literatur auf den Weihnachtstisch aus, damit jeder sich für die kerzenflimmernde Tanne Das aussuchen möge, was ihm besonders am Herzen liegt. „Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen“, denken wir mit Oskar A. H. Schiller, und ist doch ein gutes deutsches Buch wie kein andres geschaffen, ja bestimmt, neben dem nervenstärkenden Fußball und dem Gesundheitskorsett auf dem Gabentische zu prangen. Wohlan – !

Da liegt uns zunächst Walter von Molos ‚Pankraz Lausebums‘ vor. Molo, der offenbar in seine dritte Schaffensperiode hineingetreten ist, hat uns hier sein Bestes, wo nicht Allerbestes gegeben. Der Leser lasse sich durch den Titel nicht irreführen: hier ist kein „Roman“ in der landläufigen Bedeutung des Wortes, eine lesbare, amüsante Unterhaltungslektüre – hier ist, wie sich das für einen deutschen Roman gehört, ein Problem aufgerollt. Das Problem dieses zähen Werks ist die Durchschauung der kosmischen Kultur schlechthin, im Wirbel der Folgehaftigkeit ihrer Geisteskonflikte – wahrlich: eine alle Heutigen tief bewegende Frage! „Jeder ist Partner, in allen Räumen des Seins!“ – das lehrt uns dieser groß angelegte Roman, mit seinen spiralhaft empfundenen Typen, unter denen ein Verehrer Friedrichs des Zweiten ganz besonders gelungen sein dürfte. Niemand kann an diesem Roman vorbeigehen – er wird es immer aufs neue tun.

Dem zunächst steht Max Schelers ‚Persönlichkeitsrhythmus und Kulturgenius‘ (nicht wie in der vorigen Nummer irrtümlich angegeben: ‚Kulturrhythmus und Persönlichkeitsgenius‘). Das Buch dieses tiefsten Kopfes unter der heutigen Philosophengeneration zeigt eine klare Einstellung zu den Dingen der Zeit: Scheler legt endlich den Unterschied zwischen dem Sein als solchem und dem Sein in Hegelscher Auffassung klar dar – und wir wüßten nicht, was uns im Augenblick nöter täte. Die Haltung dieses echt deutschen Mannes im Krieg ist uns Allen unvergessen – er setzt sie würdig fort.

Den Kriegsgeschichtler wird besonders ‚Zwischen Château d’Auve und Chemin des Embusqués‘ von Generalmajor Rudolf Marsch interessieren. Marsch weist hier überzeugend nach, daß die O.H.L. im Jahre 1917 nicht, wie bisher allgemein angenommen wurde, den linken Flügel südlich Verdun zurückgenommen hat, sondern daß sie ihn nicht zurückgenommen hat – eine strategische Feststellung, die ein ganz neues Licht auf die Kriegsforschung zu werfen geeignet ist. Das Werk, mit Bildnis des Verfassers sowie zwei Kartenskizzen ausgestattet, ist bei Vermittler & Sohn erschienen.

Das neue Buch von Rudolf Hilferding wird wohl erst zum nächsten Weihnachtsfest fertig vorliegen.

Mit besonderer Freude weisen wir auf Sven Fleurons ‚Sudebambel, Erlebnisse eines Mistkäfers‘ hin (bei Eugen Titerich, Gena). Die Kraft, mit der sich hier ein echter Dichter

in das Seelenleben des mit Unrecht verachteten Tieres eingelebt hat, zeigt so recht, daß das germanische Tierbuch hoch über allen andern steht. Nicht zu Unrecht sagt schon Hermann Löns in seinem Buch ‚Der Gewehrwolf‘ sowie Gorch Fock in ‚Erhöhung des Marinetats tut not!‘ – beide sagen fast übereinstimmend: „Die deutsche Seele flüchtet sich gern aus der harten Wirklichkeit des rauhen Alltags in das Paradies der Tiere.“ Im Anschluß hieran machen wir auf die famose ‚Anleitung zu schwierigen Laubsägearbeiten‘ (bei Holzapfel, Eutin, in Mecklenburg) aufmerksam.

Die bekannte Operette ‚Anneliese von Dessau‘ von Chaskel und Kaplusch hat Hans Harringer zu einem echt deutschen Roman inspiriert. Wie hier noch einmal alle historischen Figuren der Reihe nach vor uns auftreten, der derbgemütliche, aber herzensgute Herzog, das Anne-Liser’l, der Leibjäger Franz – nicht zu vergessen Friedrich der Große – : das bedeutet eine echt deutsche Herzstärkung in dieser so echt deutsch beschimmelten Zeit.

Josef Jansen hat ‚Das Nibelungenlied‘ neu bearbeitet und uns damit etwas völlig Neues gegeben. Er hat sich nicht ganz an die zeitlichen Grenzen gehalten – so führt er aufs glücklichste in Wotans Sagenkreis Friedrich den Zweiten ein – , aber hier ist doch in mustergültiger reiner Prosa etwas Gewaltiges entstanden. (Broschiert 6,50.)

Die ‚Deutsche Volkheit des Volks der Deutschen‘ (bei Diedrichs in Jena) setzt ihre Sammlung fort: sie wird volkhafter von Nummer zu Nummer, wie wir das so häufig antreffen.

‚Als Mundschenk im Großen Hauptquartier‘ ist ein geschichtliches Dokument allerersten Ranges. Oberkellner Jensch hat es geschrieben, Arthur Doepler der Ältere hat die frischen Bildchen beigesteuert. Jensch war drei Jahre lang Obermundschenk bei Wilhelm dem Zweiten und ist also wie kein Zweiter befähigt, über die Stimmung des Heeres Allgemein-Gültiges auszusagen. Nach ihm war die Stimmung bis zum Frühjahr 1917 ausgezeichnet – dann setzte langsam der Dolchstoß ein, ohne welchen wir seiner Ansicht nach noch jahrelang hätten kämpfen und durchhalten können. Ein echt deutsches Buch.

Gleichfalls einen geschichtlichen Rückblick – wenn auch etwas trüberer Art – gibt Parteifunktionär Albert Konzowski (Leipzig) über die traurigen Tage um den 9. November. Nach ihm habe die Sozialdemokratie das Verdienst, den Bolschewismus zurückgedämmt zu haben; so berichtet Konzowski von einer Äußerung Eberts, der im Januar 1919 zu ihm (Konzowski) gesagt habe: „Albert – noch zwei solcher Siege wie die über Liebknecht und Luxemburg, und wir haben gesiegt!“ Ein lehrreiches Büchlein.

Die Gymnastik pflegt: ‚Mit Blitzlicht und Büchse durch Mary Wigman‘ – mehr dem Sport zugewendet ist: ‚Anleitung zur Anlegung von Jahrestabellen und Leistungsprüfungsverordnungen in der Hochschule für Leibesübungen‘ von Reichsobersportwart Hagedorn.

Das Kochbuch von Dr. thel. hon. caus. Hedwig Heyl ist in achtzehnter Auflage erschienen – moderne Speisen wie ‚Falscher Hase nach altem Fritz' und ‚Verlorne Eier nach Ludendorff' würzen die Neubearbeitung.

Bert Brecht ist uns noch immer ein Lyrik-Buch schuldig – die neu erschienene Ausgabe von ‚Rimbauds Gedichten' kann uns nur zum Teil entschädigen.

Fügen wir noch Erich Rümelins ‚Der Zivilprozeß bei den Tungusen' und das entzückende Bilderbuch ‚Wenn du groß bist, Fridolin – kommt der Uhu zu dir hien!' sowie ‚Was junge Mädchen kurz vor der Hochzeitsnacht wissen müssen' hinzu – so haben wir wohl des Guten und Besten genug aufgezählt.

So zeigt sich auch hier wieder, daß der Born deutscher Kunstkraft auch in diesem Jahr unverstopft quillt, und daß Künstler, Schriftsteller und Dichter ihre Zeit so recht verstehen – sodaß auf Deutschland das Dichterwort:

„Seine Sorgen und Rothschilds Geld"

die vollste Anwendung finden dürfte.

Erlebnisse mit Priestern von Robert Breuer

Der Kardinal von Mecheln

Leopold blies auf die öffentliche Meinung. Im Park von Laeken hatte er das Pagodenhaus bauen lassen und war dort so oft zum Tee und zur Nacht, wie es ihm Spaß machte. Es war davon in den Journalen zu lesen, und auf den Boulevards, vor den Cafés und vor den Brasserien, saßen die Spießer, und wenn sie nicht grade Domino spielten oder beim Garçon einen neuen Boc verlangten, sangen sie ein charmantes, dem königlichen Weißbart verhaßtes, aber von ihm mit der Handbewegung der großen Menschenverächter fortgefegtes Liedchen:

Caroline, Caroline, Caroline de Vaughan,
Hautes tes robes
Des microbes – des microbes
Qui sont dedans.

Damals also war es, im Talmi-Paris, in der Stadt, durch die noch der Atem des Rubens schlägt, in Brüssel, daß der Kardinal von Mecheln in feierlichem Aufzug zu einem Hochamt in der klassizistisch prunkenden Hofkirche fuhr. Als er ausstieg, präsentierte die Garde, deren Bärenmützen schon hundert Jahre zuvor durch das Buch Le Grand unsterblich geworden waren. Die Garde präsentierte und trommelte; die Offiziere senkten den Degen, die Zuschauer nahmen den Hut ab, und der Kardinal schritt, vom roten Mantel umflammt, die breiten, hohen Stufen hinauf. Die Calotte leuchtete; aber aus der dicht danebenliegenden Université libre kam kein à bas, à bas, à bas la calotte.

Der Kardinal war inzwischen, während noch immer die Trommeln rollten und die Knaben unter ihren Bärenmützen zusammenbrachen, auf der Plattform vor dem Kirchenportal angekommen. Von Kindern umringt, stand Mercier wie aus einem Bild von Tintoretto genommen. Eine purpurne Monumentalität.

Ein Stück unsterblicher Kultur Roms. Der Kardinal neigte sich ein wenig zu den Kindern; er verteilte an sie kleine Kärtchen. Dann schritt er in die Kirche hinein; die Orgel brauste, und die Garden nahmen das Gewehr zu Fuß.

Die Kärtchen, die der Kardinal verteilt hatte, waren grelle Buntdrucke, schauerliche Heiligenbildchen, grünspanig und knallrot, Vergnügen für Neger. Der Tintoretto war verdunstet. Man sah nur noch eine Grimasse dessen, was einst war, sah nur noch den Zerfall, den knechtischen Aberglauben, die Unproduktivität des kirchlichen Kadavers.

Drinnen aber saß der Kardinal auf goldenem Empirethron, hinter sich, am Altar der Jungfrau baumelnd, Beine aus Wachs, Herzen aus Zinn, Puppen aus Celluloid: Maria hilft. Maria hat geholfen.

Der Nuntius

Rathenau war ermordet worden. Der Reichstag hatte soeben die Nachricht davon erhalten. Ein Jüngling, der, war es Zufall, war es Absicht, mit schwarz-weiß-rot bebändertem Blumenstrauß Herrn Helfferich zu gratulieren kam, flog die Treppe hinunter; im Sitzungssaal wurden Deutschnationale, die sich hervorwagten, mit Fäusten bedroht und an den Wänden entlang gejagt. Das Haus schien in Grauen erstarrt zu sein; es schien sich zu einer furchtbaren Explosion zusammenzukrampfen. Die weiten Räume waren beinah leer; aber sie waren ganz erfüllt von Angst und betäubender Erwartung. In solcher Stunde kam der Nuntius Pacelli, um als Erster den Mitgliedern der Regierung, die im Bundesratszimmer saßen, das Beileid der fremden Diplomaten auszusprechen. Er stand in der offenen Tür, schlank, gymnastisch, aus zartestem, empfindsamstem Stahl. Der lange, herabwallende violette Mantel gab ihm eine Linie von unendlicher Beweglichkeit. Der Nuntius stand in der offenen Tür, plötzlich warf er beide Arme in die Höhe, die Hände hoben sich über seinem Kopf und schienen zu tönen. Entsetzen und Groll kam aus diesen Händen, aus Händen, wie sie Lionardo gemalt hat, aus Händen, die den Gruß selbst des primitivsten Fascisten als eine antike Geste erscheinen lassen, aus italienischen Händen. Fluch und Segen war in diesen Händen. Das Schauspiel dauerte nur einige Sekunden. Aber es bleibt unvergeßlich.

Jesuiten exerzieren

Es ist ohne Zweifel, daß nach Innsbruck eine der kühnsten Bahnen Deutschlands führt. Sie kommt von Mittenwald her, wo die Geigenmacher wohnen, und wo Goethe einmal genächtigt hat. Sie schneidet als klingende Sehne durch weiträumige Landschaften, deren Horizonte wilde Felsketten sind, sie stößt durch Gebirgsmassive und gleitet mit dem Fatalismus moderner Technik an schroffen Abstürzen entlang. Es ist ebenso ohne Zweifel, daß Innsbruck eine der schönsten Straßen der Welt besitzt, und daß diese Straße mit dem goldnen Dacherl im Hintergrund und der Mariensäule als Achsenbetonung einen Ausblick hat, der das Wesen der Straße als Luftkanal mit überwältigender Sinnlichkeit erleben läßt. Und es ist schließlich ohne Zweifel, daß es in allen Häusern Innsbrucks nach Wanzen

riecht, daß in dem großen Saal des Schlosses, dessen Wände mit pompösen Bildern von Herzögen und Fürstinnen tapeziert sind, die ungeheure Fruchtbarkeit der Maria Theresia offenbar wird, und daß der durch Gottes Segen letzte deutsche Kaiser dort vor dem ahnenumstandenen Grabmal Maximilians unheilvoll infiziert worden ist und die Idee zur Berliner Siegesallee empfangen hat.

Dieses Innsbruck hat auch eine Jesuitenkirche; sie steht wie die meisten dieser Gattung fest in die Straßenfront gefügt, weil sie sonst im Rausch ihres sieghaften Barocks davonfliegen würde. In dieser Kirche habe ich Jesuiten exerzieren sehen. Es waren Novizen; zu Sechsen standen sie am Altar und wurden von einem Oberen kommandiert. Anscheinend sollten sie lernen, auf rechte Weise an den Gottestisch heranzutreten, würdig die Stufen hinaufzuschreiten, niederzuknien, aufzustehen, fortzutreten. Immer wieder wurden sie vorgeschickt, zurückgerufen, unterbrochen, korrigiert. Unermüdlich wiederholten sie die Schritte, die Kniebeugen, die Handbewegungen, die Kopfhaltung. Es war genau der gleiche Vorgang, wie man ihn auf einem preußischen Kasernenhof beim Griffeklopfen oder beim Stechschritt beobachtet hatte. Schlanke, biegsame Gestalten, bestes trainiertes Menschenmaterial, wurden einexerziert, um der gläubigen Masse die Hypnose der Messe tadellos vorführen zu können. Ein ebenso grotesker wie unheimlicher Spuk, aber zugleich ein Einblick in den weltumspannenden Apparat der katholischen Kirche, dessen letztes Rädchen mit geschliffener Präzision dem Ganzen dient. Ein falscher Griff, eine unzulängliche Bewegung des Körpers, ein zu schneller oder zu langsamer Schritt als Gotteslästerung: welche Mechanisierung und doch welche sieghafte Allgemeingültigkeit. Unerbittlich kommandierte der Obere, der Offizier Christi, und unermüdlich exerzierten die jungen Jesuiten vor dem Altar: auf, nieder, vorwärts, rückwärts, die gefalteten Hände im richtigen Winkel gehalten und die Ellbogen nach uralter Tradition dressiert.

Die vielen Knöpfchen

Ob Das, was ich jetzt erzählen möchte, in Gnesen gewesen ist, wo der heilige Adalbert in einem silbernen, von donnernden Voluten umbockten Kasten ruht? Ich möchte es bezweifeln; denn in Gnesen tut man Das, worum es sich hier handelt, gegen eine Hauswand oder hinter einem Baum. Es wird also wohl in Mailand gewesen sein, wo die Häuschen, die gemeint sind, nur etwa einen Meter breit in Leibeshöhe umwandet werden und oben die Köpfe und unten die Beine sehen lassen.

Die Soutanen der Priester sind eine grandiose Einrichtung, sie sind gewandgewordene Moral. Die vielen Knöpfchen, die vom Hals bis zu den Füßen dies Gewand verschließen, sind wie eine Heiligsprechung Dessen, der hinter diesen dichtgefügten Knöpfchen atmet. Dieser Knöpfchenpanzer und der weiße Halskragen, der nicht wie bei den Sündigen vorn, sondern hinten geschlossen ist, geben dem Träger eine unbedingte Sicherheit, daß die Gemeinheit der Welt nicht an ihn zu rühren vermag.

In Mailand aber geschah dieses: Ein Priester trat in eines jener Häuschen, das oben die Köpfe und unten die Beine sehen läßt. Und nun konnte man von draußen her beobachten, wie der fest zugeknöpfte, die Welt abdrängende, die Seele göttlich einschließende Rock Stufe für Stufe in die Höhe gezogen wurde, um der gemeinen Natur durch die Unnahbarkeit hindurch den Lauf freizugeben. Kein Voltaire hätte Grausameres ersinnen können.

Lob des Diebstahls von Alfred Polgar

Es ist ein scherzhafter Diebstahl, der gelobt wird, und er wird unter guten, dicken, freundlichen Menschen begangen, und der Dieb ist gar kein Dieb, sondern ein Detektiv, aber das ist er auch nicht, sondern ein pfiffiger Liebhaber, der um Sybille Binder willen – ein zureichendes dramatisches Motiv – die Diebskomödie ersonnen hat, aber es ist gar keine Komödie, denn Die, denen sie vorgespielt wird, sind im Einverständnis mit den Spielern, und alle mit einander probieren nur einen Film, aber es ist gar kein Film, sondern doch eine dreiaktige Komödie von Dante Signorini, dargestellt von den Schauspielern des Theaters in der Josefstadt unter Führung Max Reinhardts, der sie aber nicht führt. Kurz, das heißt lang, eine verschachtelte Geschichte, an jenes Bild erinnernd, auf dem der Maler Pinsel zu sehen ist, wie er den Maler Pinsel malt, wie er den Maler Pinsel malt. Da muntere Reden sie begleiten, schreitet die Handlung sachte fort, und die Weile, die es dauert, bis alle Klammern in Signorinis verzwickter Gleichung aufgemacht sind, ist nicht kurz. Amoralische Bemerkungen über Theorie und Technik des Diebstahls ergötzen, wie sie schon in vielen Gentleman-Diebsschwänken ergötzt haben, milde Spottreden über jene tolerierte Art der Gaunerei, die, als bürgerliches Geschäft, Formen der Ehrlichkeit wahrt, setzen den Zuhörer, der ein kleines gesellschaftskritisches Bedürfnis hat, in die Lage, es zu befriedigen. Hermann Thimig vexierspielt überlegen lustig. Sein Humor, leicht und locker, verstreut sich in feinen Partikelchen über die Szene. Die Lebensfreude dieses Schauspielers, seine Lust, da zu sein, der Optimismus seines Schauens und Lächelns wirken auf die Zuschauer als eine Art Bestrahlung, unter der ihnen sonnig wird. Sybille Binder sieht man meist in Rollen, die zu ihrem künstlerischen Wesen passen wie das Auge unter die Faust. Sie muß immer Figuren spielen, zu denen sie nur kommen kann, indem sie sich verdrängt. In der Lustspielgans, die sie hier zu machen hat, ist sie wohl auch kaum wie zu Hause. Sehr apart, ein Reiz für sich, wie sie das mit Mitteln ihrer eigensten Kunst und Art verhehlt, auch im Exil den vollen Charme ihrer Persönlichkeit behauptend. Ein Genuß: Friedell als Familienoberhaupt. Behaglich, gelassen, ausgeglichen mit Gott und Menschen. Vor seiner breiten Natürlichkeit weicht das Theater zurück: trockenen Fußes gewissermaßen kommt er hindurch. Wie nützt es ihm doch als Sohauspieler, daß er keiner ist!

Bemerkungen

Hellpach und Hau

Man entsinnt sich vielleicht des Kasperle-Theaters, das man mit dem Nervenarzt und Politiker Willy Hellpach aufgeführt hat, als die deutsche Demokratie einen Präsidentschaftskandidaten brauchte. Der Mann wurde als das Ur- und Vorbild sämtlicher Tugenden hingemalt, es war peinlich, das mitanzuhören, weil man fühlte, wie Keiner an diesen Unfug glaubte. Mit Ausnahme vielleicht des Kandidaten selbst, dem langsam der Mostrich in die Nase stieg – er hielt Reden, in denen es von Abstrakten nur so schepperte: Durch Mut zur Freiheit! Durch Tüchtigkeit zum Aufstieg! Durch Wollust zur Kühnheit! – ich weiß nicht mehr. Herr Hellpach aber ist badischer Staatspräsident, und die badischen Justizbehörden wollen sich Carl Hau, der ihnen einen bösen Schlag versetzt hat, rachsüchtig wieder ins Zuchthaus holen.

Nun gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder hat Herr Hellpach an diesem Entschluß mitgewirkt, indem er gefragt worden ist und ihn gebilligt hat. Dann wäre er ein Mensch, dem man nicht mehr die Hand geben könnte.

Oder er ist nicht zuständig und hat auch keine verfassungsmäßigen Mittel gehabt, auf den Beschluß einzuwirken. Dann hat er abzudanken.

Denn er müßte vor aller Öffentlichkeit sagen: Was ist das für ein Präsidentschaftsposten, dessen Inhaber nicht einmal auf administrative Maßregeln Einfluß hat. Unter dessen Stuhl die Leute machen, was sie wollen! An solch einem Betrieb nehme ich nicht mehr teil.

Nun, einen Rücktritt aus Gewissensgründen gibt es in Deutschland nicht. Aber es ist doch recht lehrreich zu sehen, wie der Mann mit den schönen Abstrakten in der Praxis arbeitet. Vielleicht fühlt er gar nicht mehr, was da vor sich gegangen ist. „Da Sie im Begriff sind, zu ertrinken, jedoch keinen Rechtsanspruch auf Rettung haben, hole ich Sie nur aus dem Wasser, wenn Sie mir versprechen, nichts über meinen frühern Lebenswandel auszusagen! Soll ich Sie herausholen?“ Das ist vor sich gegangen.

Wenn die Deutsche Demokratische Partei Hellpachs Anteilnahme an diesem Tatbestand nicht klärt, dann hat sie zu erwarten, daß man ihr ununterbrochen Geßler und diesen da entgegenhält, falls sie wieder einmal Menschenrechte predigt.

Hau soll sich beruhigen. Er wird nicht mehr von konservativen Landgerichtspräsidenten angeschnauzt, sondern von demokratischen Staatspräsidenten ins Zuchthaus gesteckt. Zu spät. Der Schlag hat gesessen, die neue Einbuße der Justiz an Autorität ist nicht mehr einzuholen. Sie verliert rechtens im öffentlichen Vertrauen Position auf Position. *Ignaz Wrobel*

Die Tscheka, Lenin und Rathenau

„Die Presse der antibolschewistischen Front dient Volk und Vaterland und keiner Partei.“ So steht am Kopf einer Zeitung, die sich ‚Europäische Zeit‘ und im Untertitel „Kampfblatt und Organ der deutschen Opposition zur Abwehr des Bolschewismus“ nennt. Selbstverständlich erscheint diese Zeitung in München. Ob solche Front aus mehr als zwei Mitgliedern besteht: dem Herausgeber und dem Finanzmann? Wer mag das wohl sein?

Noch einmal sind es die „300 Weisen von Zion“ mit Rathenau an der Spitze, die den Mord von Serajewo angestiftet haben, die durch den „jüdisch-marxistischen Dolchstoß der II. Internationale“ Deutschland den Krieg verlieren ließen, die...

Das Alles haben wir schon so oft gehört, daß sich wirklich nicht verlohnen würde, deshalb ein völ-

kisches Witzblatt auch nur zu erwähnen. Doch ein O. M. weiß in dieser ‚Europäischen Zeit' auch noch andre Dinge zu „enthüllen". Unter der Ueberschrift: ‚Der Plan der Weltrevolution' schreibt er:

Wenn Stresemann seit vielen Monaten von einem Rudel Geheimpolizisten umgeben ist, so hat dies seine tiefern Gründe. Stresemann kennt die wahren Ursachen des Mordes an seinem Vorgänger sehr gut. Nur zu genau weiß er, daß die Fäden zum Attentat gegen Rathenau von Moskau ausgingen. Wenn die tatsächlichen Mörder Mitglieder nationaler Organisationen waren, so ist dieser Umstand eben der geschickten Arbeit der sowjetrussischen Tscheka zuzuschreiben, die es verstanden hat, mittels der Macht ihres Geldes und der Fähigkeit ihrer Geheimagenten die damalige Stimmung nationaler Kreise gegen Rathenau für ihre Zwecke zu verwerten:

Für Moskau war Rathenau, trotzdem er als Organisator des Bolschewismus anzusprechen ist, unmöglich geworden.

Lenin hatte als Beauftragter Rathenaus bzw. als Bezwinger Rußlands im Auftrage der 300 Männer der Weltbörse völlig versagt. Er war, genauso wenig wie seine Genossen in der II. und III. Internationale, sei es MacDonald oder Ebert, zum Regieren geboren . . . Lenin erkannte den Riesenbetrug, der durch ihn zum Nutzen Fremdrassiger am russischen Volke begangen werden sollte, nur zu bald. Er war aber bereits Gefangener seiner Umgebung – der Tscheka. Lenin, der, in der Erkenntnis, sein Volk fremden Horden ausgeliefert zu haben, geisteskrank und in der Folge langsam vergiftet wurde, fand einen qualvollen Tod. Seine Mörder sind die gleichen, die als Urbeber des Mordes an Rathenau in Betracht kommen, nämlich die Führer der Tscheka...

...Was Stresemann in Locarno zu Wege brachte, ist ein... Werk, das Werkzeug wird für Rathenaus 300 Männer... Das Werk von Locarno ist dasselbe Werk, das Rathenau im Auge hatte und mit seinem Tode bezahlen mußte... Moskau kennt den Plan Stresemanns und weiß nur zu gut, daß er beauftragt ist, den Plan zu Ende zu führen, den Rathenau begonnen. Wenn sich Stresemann vor dem Los Walter Rathenaus retten konnte, so verdankt er dies einzig und allein seiner starken Sicherung durch die Geheimpolizei. Moskau war bereits auf der Fahrt...

Daß Teutsche sehr lange Ohren haben, ist wohl längst kein Geheimnis mehr. Doch die Ohren dieses O. M. sind eine Beleidigung für jedes Tier.

So könnte man die Sache abtun, wenn nicht zu befürchten wäre... was in dieser Republik nun einmal von noch Dümmern als Dummen zu befürchten ist. Und dann, ja, warum sollte es dann – es gibt doch wohl ein Niedner-Patent? – nicht die „Tscheka" gewesen sein? *A. Seehof*

Setzt die Staatsanwälte in Nahrung!

Ein Schulrat in Braunschweig ist auf die Anklagebank versetzt worden, weil er unter anderm drei Privatgespräche auf dem Amtstelephon geführt hat. Der Mann war aber auch Sozialdemokrat. Dem ehemaligen Direktor der Thüringischen Staatsbank wurde der Prozeß gemacht, trotzdem der erste Beamte der Anklagebehörde nicht wagte, im Gerichtssaal zu erscheinen, weil er sich von der Unschuld des Angeklagten längst überzeugt hatte. Der Angeklagte war aber auch Sozialdemokrat und Jude dazu. Die Staatsanwälte wollen schließlich dafür, daß ihr Gehalt aus den Taschen der arbeitenden Bevölkerung herausgezogen wird, etwas leisten; und sie denken beinahe wie Voltaire: Wenn wir keinen Angeklagten haben, so müssen wir einen erfinden. Sollte man nicht diesen lobenswerten Trieb unsrer Staatsanwälte noch ein wenig unterstützen und die Gerichte mit Delikten überschwemmen, deren wir Alle uns einmal schuldig gemacht haben? Ich schlage also vor: Alle, die rassemäßig oder politisch verdächtig sind, beschuldigen sich selbst all derjenigen Straftaten, um derentwillen heute Juden und Sozialdemokraten auf die Anklagebank versetzt zu werden pflegen. Ich, zum Beispiel, bin einmal umsonst Straßenbahn gefahren. Ich habe einmal als Soldat ein amtliches Telephon zu Privatgesprächen benutzt. Ich habe 5 Pfennige zu wenig Einkommen bei meiner letzten Steuererklärung angegeben. Welcher Staatsanwalt ist bereit, die Anklage gegen mich zu erheben? Ich will ihm gern erzählen, daß ich nie anders als

sozialistisch gewählt habe, und scheue mich nicht, zu gestehen, daß ich von Josua abstamme, der die Juden ins gelobte Land führte. Bitte, meine Herren, wer will sich denn noch die Sporen verdienen? Und Ihr, meine Herren Gesinnungs- und Rassengenossen, habt Ihr nicht alle einmal falsch frankiert, telephoniert, deklariert? Heraus mit euch, stürmt die Anklagebänke, auf daß der Strahl republikanischer Gerechtigkeit euch treffe! Setzt die Staatsanwälte in Nahrung! *Ernst Moritz Häufig*

Verein der Blutspender

London. Eine Autodroschke hält vor einem Krankenhaus. Ein Jüngling in Pfadfinderuniform entsteigt ihr und meldet dem Pförtner, er sei auf dringenden Anruf gekommen, um sein gesundes Blut auf eine an Entkräftung leidende und vielleicht verendende Patientin übertragen zu lassen. Er wird in den Operationssaal geführt; in wenigen Minuten erfolgt die Transfusion; das Leben der Patientin ist gerettet.

Der Jüngling, noch angegriffen von den Folgen der Operation, verweigert die Annahme von Geld und Nahrung und entfernt sich, ohne Namen und Adresse zu hinterlassen, mit den Worten: „Ich bin ein Rover (Freibeuter). Briefe sind an die Geschäftsstelle zu richten.“

Nachforschungen nach dem geheimnisvollen jungen Mann ergeben, daß sich, angegliedert an die Pfadfinderorganisation, unter dem Namen ‚The Rovers‘ eine Vereinigung von jungen Leuten gebildet hat, die ihr Blut den Londoner Krankenhäusern für Transfusionszwecke zur Verfügung stellen. Sie sind ärztlich untersucht und klassifiziert, und ihre Auswahl erfolgt nach den Bedürfnissen des Einzelfalles auf telegraphische oder telephonische Anforderung. Es wird ein Tag- und Nachtdienst unterhalten. Die Londoner Krankenhäuser pflegten bisher für jeden Fall einer Bluttransfusion eine Gebühr von fünf Pfund zu zahlen; da die Vereinigung der Blutspender aber als ein gemeinnütziges Unternehmen gedacht ist, erhebt sie für die Dienste ihrer Mitglieder keine Honoraransprüche, erstattet ihnen jedoch ihre baren Auslagen und entschädigt sie für jeden Lohnausfall.

Kleine Anfrage: Sollte nicht auch in Deutschland möglich sein, eine ähnliche, von geschäftlichen Interessen freie und nur vom Geist der Nächstenliebe getragene Organisation ins Leben zu rufen? Wer meldet sich zum Beitritt? *Victor Lehmann*

Film am Bußtag

Vor ein paar Jahren noch glaubte man nicht an den Film als politisches Propagandamittel. Da kamen die ganz objektiven Wochenschauen mit ihren permanenten Manöver- und Paradebildern, da kam der Bismarck-Film, da kamen Königin Luise und Wieland der Schmied und Barbarossa und Andreas Hofer und Fridericus. Und mit einem Mal wußte man, was die Uhr geschlagen hatte. Sie schlug leider schon ¾12.

Jetzt, in der letzten Viertelstunde, rafft man sich auch bei uns auf. Der Film ‚Freies Volk‘ ist der zweite – der erste hieß ‚Schmiede‘ – einer republikanischen Serie, die der einzige mutige Filmregisseur in Deutschland: Martin Berger dreht. Die Andern? Mein Gott, mit unsrer Republik kann man Alles machen, nur keine Geschäfte. Wie schön hats da der Hersteller und Regisseur des Fridericus-Rex-Films, der Herr Cserepy aus Ungarn: der strich das nationale Geld zusammen und ist jetzt Bankier in Paris.

Berger wirds schwerer haben. Da sich seinem Film bisher keine Tür eines Theaterkonzerns erschlossen hat, ist er uns am Bußtag im Großen Schauspielhaus vorgeführt worden. Der Film ist mutig. Und propagandistisch sehr geschickt. Freilich, bei den

Andern ists leichter: ein Parademarsch von 50 kostümierten Statisten, ein Stirnrunzeln von Otto Gebühr – und die nationale Welle flutet durch den Raum. Die Geschichte von Diesen aber, von den Getretenen, Ausgehungerten, Übertölpelten, ist viel weniger romantisch. Ein Film von der Masse wird leicht grau in grau.

Das ist hier vermieden worden. Die Handlung greift hinein ins bunte Heute und zieht sie Alle hervor: den Putschistenführer, unsre braven Femejungens, die, wenn sonst nichts los ist, Streikbrecher auf den großen Gütern spielen und unliebsamen Mitbürgern die Bude einschlagen, den herrlichen Reichstag, die noch herrlichere Großindustrie und ihre Brüder von den Getreide- und Hülsenfrüchten und, last not least, unsre Justiz. Dazwischen eine Handlung, die – bewußt – süß und, ach, so traurig ist. Anders fängt man die Massen nicht: 50% Propaganda, 50% Filmedelkitsch. Es muß auch was fürs Herze sein.

Zum Schluß ein paar Bilder von einem zukünftigen Weltkrieg: Flugzeuge, die Gasbomben abwerfen, einstürzende Gemäuer, fliehende Menschen, erstickte Menschen. Nur ein paar Sekunden – aber die genügen vollauf. Uns Dreitausenddreihundert im Großen Schauspielhaus blieb mit einem Ruck der Atem weg.

Wo ist der Regisseur, der einen ganzen Film vom künftigen Weltkrieg dreht, mit Bazillenbomben, Giftgasen, Gaswolken? Solch ein Film, ganz sachlich und nüchtern hergestellt und in den Kinopalästen Europas vorgeführt – und Niemand brauchte mehr pazifistische Propaganda zu treiben.

Vorläufig muß man mit diesem vorlieb nehmen, mit diesem, dem die Zensur sehr Wesentliches gestrichen hat. Der Regisseur Berger zeigt einmal in einem Sekundenbild die Autoflucht Wilhelms II. über die holländische Grenze. Das Bild ist, da kein Text erscheint, fast unverständlich. Der Text ist nämlich von der Zensur entfernt worden: er könnte einen Teil der Bevölkerung verletzen. Und so an einem Dutzend Stellen.

Trotzdem blieb noch genug, um den Film wirksam zu gestalten. Sodaß der Berliner Lokal-Anzeiger seine Kritik des Films mit der Feststellung schloß: „Summa: es war ein harter Bußtag.“

Ach, wenn wir nicht so traurige Gesellen wären: wir würden Jenen noch viel härtere bereiten.

Heinz Pol

Mauricet

ist so:

Ein hübscher Kerl mit Scheitel und wegamüsiertem Haar sitzt nach sehr erklecklichen Leistungen vor der Dame des Hauses in beiderseitigen Pyjamas, er raucht eine Zigarette. Die Dame sieht ihn an und lächelt. Sie spricht eine Befürchtung aus – vielleicht ihres Mannes oder ihrer Freundin wegen, und er macht ein Gesicht wie ein Schuljunge, der dem Lehrer faulen Backsteinkäse unter den Stuhl geschmiert hat... es wird schon nichts herauskommen. Pö! Es ist noch nie nichts herausgekommen. Hierauf zerdrückt er sorgfältig die Zigarette im Aschbecher, wirft sie dann auf den Boden und knipst das Licht aus. Die Dame ists zufrieden.

Übrigens tritt er bei sich – also bei Fursit und Mauricet – auf und singt, wenn er sich nicht einen Bart geklebt hat und sich darüber sowie über die Sachen, die er sprechen muß, lustig macht, singt also Chansons im Smoking. „Frech“ ist nicht das Wort. Es ist der Extrakt der Frechheit. Sein Mitsänger, der alte Fursit, dessen politische Lieder meist auf dem Niveau einer Kaffeepause im Kriegerverein stehen, und der an die dümmsten Kleinbürgerinstinkte mit Erfolg appelliert, sollte sich anhören, wie Mauricet ein politisches Couplet dichtet, hinnäselt, vormeckert... Er sagt die unglaublichsten Dinge, aber so glatt und

schnell, daß man nicht hängen bleibt. Schon reingetreten und schon weg. Vieles ist nicht übertragbar, das Meiste nicht. Ehe ich erklärt habe, warum er Maurice Rostand sagen läßt:

„Mon Cu –
ré chez les Riches – "

sind wir Alle tot. Aber er pfeffert noch schnell das tiefsinnige Chanson hin, das sich auf die großen Annoncen der Firma bezieht, die da die Maccaronis kleingehackt anpreist, damit man sie bequemer essen kann. Mauricet:

„Les macaronis, pour être bons,
doivent-ils être courts
ou doivent-ils être longs?"

Schnell fertig sind die Damen mit dem Wort: gibt es da ein Zögern? Nein. Der Wind hat Herrn Mauricet schon hinter die Kulissen geweht, wo er sich bebartet, herauskommt und mit Rip den entzückendsten „quetch" spielt, den man sich denken kann.

Rip – das ist einer der tausend Julius Freunds von Paris, er schmeckt nach Polgar und erfreulicherweise gar nicht nach dem deutschen Nationaldichter Rebner. Er sitzt in einer roten Hausjacke auf der Bühne, ist emsig bemüht, ein Kreuzworträtsel zu lösen, telephoniert, singt Vulkslieder mit Flammriebibbern in der Stimme, streut neue Couplettechniken um sich herum, als fiele ihm dergleichen jede Nacht und jeden Mittag beim Aufstehen ein – und das tuts auch, denn die Pariser Bühnen sind voll seiner lustigen Gesänge. Rip-Pip-Pip... Hier, in der kleinen Butike, sind seine Texte noch viel besser als in den großen Operetten, frecher, spitzer, schaumiger, und als ich nach einer halben Stunde wünsche, es solle immer so weitergehen, sitzt er wieder am Tisch, in derselben Haltung wie am Anfang und ist emsig bemüht, ein Kreuzworträtsel zu lösen... Wenn ich mich nicht schämte, würde ich am Bühnentürl auf ihn warten.
Eine Dame kommt heraus und weimert ein altes französisches Lied, das ganze Biedermeier ist darin:

„On dit que tu te maries..."

Und Groffe ist noch da, wie alle Andern in der eigentlichen Theaterkunst, „unnatürlich zu sprechen", Nummer Sechs – aber welch ausverschämte Texte und welche Piknase! Wenn euer Charme der Frechheit Nahrung ist, gebt volles Maß... Ick amüsier mir wie Bolle uffn Milchwagen und wünsche, es möge nie, nie aufhören.

Peter Panter

Liebe Weltbühne!

Herr Eisenstein und Herr Holzmann sitzen mit einem tiefen Dalles im Jahre 1867 zu Frankfurt am Main. Holzmann macht einen großen Schlag und gelangt zu ansehnlichem Vermögen. Eisenstein pumpt ihn an, um zehntausend Mark. Und geht damit nach Paris, einen Bilderhandel zu eröffnen. Der fluscht. Im übrigen läßt er nichts von sich hören.

Im Jahre 1874 fällt es Holzmann bei, alte Außenstände einzutreiben, und er schreibt an Eisenstein: „Hör mal... Du könntest mir eigentlich meine zehntausend Mark..." Worauf Eisenstein: „Nein. Rends-nous d'abord l'Alsace-Lorraine!"

Alte Kameraden

Mein deutsches Herz krampft sich zusammen
Mich drängt mein schwarzweißrotes Blut
Sie vorschriftsmäßig zu verdammen.
Wo bliebe sonst der Mannesmut?
Ich, der einst Ihren Ruhm erhöhte
(Bei Compiègne! Um 50 Grad),
schrei in die Welt Gewisensnöte:
Abtreten, alter Kamerad!
Wer so wie wir in Pulverdämpfen
sich auf dem Feld der Ehre schlug,
muß gegen die Versklavung kämpfen.
(Auch dieses Mal im Sonderzug.)
Ich für mein Teil will niemals rosten.
Vielleicht, daß Sie – es paßte grad –
mir Ihren schicksalsschweren Posten
abtreten, alter Kamerad? !

Denn besser ists: ein Amt verlieren
– des völkischen Belangs bewußt – ,
als mit dem Erbfeind zu paktieren
(Ich hab das Achtzehn auch gemußt.)
Wer soll denn unsern Schlachtruhm künden
von Washington bis Leningrad,
wenn Sie dem Frieden sich verbünden?
Abtreten, alter Kamerad!!

Karl Schnog

Justizmörder. Der Oberreichsanwalt hat sich Heinrich Wandts Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens angeschlossen. Dieser Antrag eines Mannes, der unschuldig zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt worden ist, und dem bevorsteht, die vierte Weihnacht im Kerker zu verbringen, ist vor mehr als zwei Monaten gestellt worden. Bis jetzt kein Bescheid. Warum nicht? Wandts Verteidiger Obuch erklärt es: „Durch die vorgelegten neuen Urkunden sind Untergebene des damaligen deutschen Nachrichtenoffiziers, die als völlig zuverlässig galten, schwer belastet; gegen einen von ihnen ist Anzeige wegen Meineids erstattet. Die wochenlange Zurückhaltung der Akten im Reichswehrministerium hat dazu geführt, daß in der Sache wegen Meineids Schritte überhaupt noch nicht unternommen sind und Wandt vergeblich bis auf den heutigen Tag auf seine Haftentlassung warten muß.“ Für das Reichswehrministerium der Republik ist der Monarchist Geßler verantwortlich. Wie lange noch?

Leser. Noch mehr, als die meisten meiner Mitarbeiter eure Gemüter glücklicherweise in Wallung zu bringen pflegen, haben das voriges Mal zwei getan: Wilhelm Uhde und Wilhelm Hausenstein. Es hagelt Zustimmungen und Proteste. Die „widerliche Haartracht“ wird folgendermaßen in Schutz genommen: „Herr Hausenstein hat sich, wie er sagt, vergeblich auf mögliche Gründe der unerhörten, alle Würde, alle Anmut beleidigenden Häßlichkeit einer übel modischen Erfindung besonnen. Ist er wirklich nicht auf den beschämend primitiven Gedanken verfallen, daß die neudeutsche Haartracht unter Umständen, vielleicht etwas mit hygienischen Gesichtspunkten zu tun haben könnte? Auch auf die naheliegende Analogie mit der ausgestorbenen Vollbarttracht kommen nur ganz primitive Gemüter. Herr Hausenstein mag sich beizeiten beruhigen: 1940 wird man wahrscheinlich frisierte Häupter ebenso selten sehen wie heute Vollbärte.“ Hingegen für Hausenstein: „Endlich! Endlich versucht das Wort die Karikatur zu ersetzen, deren Wirkungslosigkeit nicht mehr zu bezweifeln ist. Sie haben nicht gelernt, sich im Spiegel zu erkennen, keine Reise, kein Aufenthalt in fremden Ländern hat ihnen zum Bewußtsein gebracht, wie abscheulich ihre rasierten Schädel, die Wülste ihrer Nacken, die kaum angedeuteten, wie hingespuckten Scheitel jene Europäer anmuten müssen, die den Deutschen nicht als Insulaner betrachten möchten. Vor vielen Jahren schrieb die ‚Jugend‘: ‚In einem gewissen Alter ist der Mensch für sein Gesicht verantwortlich.‘ Der Haß gegen Poincaré hängt mit dem Abscheu vor seiner antipathischen Fresse zusammen. Und solange der Deutsche nicht lernt, einen Typus zu verabscheuen, der künstlich, nicht durch eine Mißgunst der Natur geschaffen wurde, solange diese Mischung von schwammiger Bierstudent und geschorener Militäranwärter nicht verschwindet, ist an eine Verständigung der Völker nicht zu denken.“ Genug von dem Thema. Gegen Liebermann steht Ihr, nach euern Briefen zu urteilen, bis Vierzig nicht minder entschieden als Wilhelm Uhde. Für Liebermann will sich nächstes oder übernächstes Mal ein Kunstkritiker über Vierzig erklären.

Jules Sauerwein. In Nummer 43 ist ein Aufsatz von Ihnen über Locarno erschienen. Dazu schreiben Sie mir: „In dem Absatz, wo ich die Konsequenzen der Locarno-Verträge für Polen erwäge, habe ich in meinem französischen Text das Wort ‚paradoxe politique‘ für den polnischen Korridor gebraucht. Paradox wurde mit ‚Irrsinn‘ übersetzt. Dieser deutsche Ausdruck ist der Gegenstand einer heftigen Polemik in den polnischen Blättern geworden. Ich muß ausdrücklich betonen, daß ‚paradoxe‘ im Französischen gleich ‚paradox‘ im Deutschen ist, und daß ‚Irrsinn‘ etwas ganz Andres bedeutet. Paradox ist etwas, was den allgemeinen, als wahr angenommenen Ansichten zuwider-

läuft; Irrsinn ist etwas, was in einer besondern Anstalt untergebracht werden müßte. Es gibt in der Welt genug verrückte Leute; aber wenn man zu diesen die paradoxal gesinnten Menschen hinzurechnen wollte, wäre fast jedes Haus eine Irrenanstalt.“ Ist es das in Frankreich nicht? In Deutschland längst. Kriegt Ihr auch noch, kriegt Ihr Alles noch! Was aber unsre kleine Differenz betrifft, so sagt Sachs-Villatte: paradoxisme — anscheinend widersinnige Ausdrucksweise. Aus Widersinn habe ich Irrsinn gemacht, erfreut, bei der Gelegenheit meine Wut über die Tatsache des polnischen Korridors auslassen zu können (der trotz Locarno und Völkerbund der Anlaß zum nächsten Kriege sein wird). Daß ich Ihnen damit Scherereien bereitet habe, tut mir leid. Hoffentlich rehabilitiert Sie diese Berichtigung in Polen.

Hein Herbers. Hellmut v. Gerlach hat in Nummer 44 den alten Wilhelm Förster als Unterzeichner des berüchtigten Manifests der 93 aufgezählt. Dazu schreiben Sie mir: „Försters Name ist ohne seine Einwilligung unter das Manifest geraten. In der ‚Friedenswarte‘ ist das einmal ausführlich richtiggestellt worden.“ Dann seis hier noch einmal unausführlich richtiggestellt.

Dr. jur. Botho Laserstein. Sie schreiben mir: „Haben Sie gehört, daß man zu Gunsten des demokratischen Hauptlehrers Siebens, der wegen Wahlfälschung bei der ersten Reichspräsidentenwahl zu hoher Strafe verurteilt worden ist, die Hindenburg-Amnestie angewandt hat, wonach mit dem Wahlkampf zusammenhängende Delikte straflos zu lassen sind? Nicht? Nun, der Mann ist und wird auch nicht begnadigt. Haben Sie gehört, daß man auf Grund dieser Amnestie das Verfahren gegen den Staatsanwaltschaftsassessor Dr. Kußmann eingestellt hat, der beschuldigt ist, Akten, die sich zur amtlichen Aufbewahrung an einem dazu bestimmten Ort befanden, nämlich die Barmat-Papiere, vorsätzlich durch Überlassung an ein Preßbüro beiseitegeschafft und sich zugleich gegen § 17 des Preßgesetzes vergangen zu haben? Nicht? Nun, die Presse hats auch schamhaft verschwiegen. Wenn Sie aber das stenographische Protokoll der letzten Landtagssitzung durchsehen, können Sie von der Begnadigung des Assessors Kußmann erfahren. Soll er auch in die Moabiter Amtszimmer zurückkehren? Als der republikanische Landgerichtsdirektor Kroner außer Verfolgung gesetzt wurde, ging das Disziplinarverfahren gegen ihn weiter (wurde nur rechtens durch seine Berufung ins Oberverwaltungsgericht abgeschlossen). Daß das Disziplinarverfahren gegen Kußmann laufe, hat in der Verhandlung des Landtags der Ministerialvertreter nicht vorgetragen.“ Einst hat der Priester Gnaeus Flavius die Geheimakten des Priestergerichts auf das römische Forum geworfen. Ein Forum gibts bei uns nicht. Bei uns gibts nur das Romanische Café. Bald wird man da unsre Geheimakten herumreichen.

Mailänderin. Sie bitten alle Mailänder Leser der ‚Weltbühne‘, dieser ihre Adresse mitzuteilen, damit Sie einen Treffpunkt für sie schaffen können.

Kriegsgefährte. Seltsamer Fall: soweit ich gesehen habe, hat von den vielen berliner Zeitungen nur eine einzige bemerkt und vermerkt, daß der Mann gestorben ist, der während des Krieges ihrer aller Schicksal, und das heißt: ihr Zensor gewesen ist. Ihrer und meiner. Als ich das erste Mal zu ihm bestellt wurde, um mich wegen der antimilitaristischen Haltung meines Blatts zu verantworten, saß er nicht mehr hinter dem Gießhaus in jenen engen, niedrigen, dunkeln, verwinkelten Stuben, die, zwischen Zeughaus und Alter Wache, den Kommißgeist des muffigsten Preußen zweihundert Jahre lang konserviert zu haben schienen, sondern schon in der Viktoria-Straße. Die luftigen Zimmer und die sachlich moderne Einrichtung paßten gut zu der großen schlanken Gestalt, dem wohlgeformten blonden Langschädel und dem sehnigen deutschen Gesicht mit durchdringend hellen Augen und höchst ausdrucksvollen Mundwinkeln. Ganz unbureaukratisch

erklärte er mir, da wir ja nun wohl öfters mit einander zu tun haben würden, von vorn herein, daß er jede Funktion im Kriege lieber ausüben würde als die: Schriftsteller zu beaufsichtigen und zu schulmeistern. Trotzdem: als Soldat auf diesen Posten gestellt, habe er nach dem Buchstaben seiner Vorschriften zu verfahren, und denen liefe meine Tätigkeit in erschreckendem Grade zuwider. Wie ich verstehen müßte, daß er nicht anders könne, so verstehe er, daß ich innerlich nicht anders könne. Aber im Krieg gehe Macht vor Recht und Gesinnung, und so werde er, wenn ich nicht zur Einsicht käme, erst Warnung, dann Beschlagnahme und schließlich Verbot über meine Zeitschrift, so gern er sie lese, zu verhängen gezwungen sein. Auf die Warnung folgten ein paar Beschlagnahmen und nach der dritten das Verbot, das am Weihnachtsheiligabend 1915 mit der letzten Post eintraf. Am dritten Feiertag erschien ich bei Vietsch. Er bekundete seine Verwunderung über die beispiellos aufrührerischen Leitartikel, die ich seit Mitte November gebracht hätte, und die mir nur deshalb nicht gleich die Maßregelung eingetragen hätten, weil er von Woche zu Woche gehofft habe, daß ich mir über ihre Unzulässigkeit selber klar werden würde. Jetzt bliebe nichts übrig als Vorzensur. Die böten sie grundsätzlich nicht an. Aber ich sollte doch darum einkommen, weil sonst an dem Verbot nicht zu rütteln sei. Wir wurden einig; und die Vorzensur hatte zu ihren vielen Nachteilen auch noch den, daß ich erheblich seltener als vorher dazu gelangte, mich mit diesem ungewöhnlich klugen und gebildeten Offizier zu unterhalten, der die mannigfachsten Interessen, einen seltenen Grad von Objektivität, Sinn für Humor, immer Verständnis für eine neue Situation und ein erstaunliches Gedächtnis hatte. Am Jahrestag des Verbots, am Weihnachtsheiligabend 1916, lief die Mitteilung ein, daß die Vorzensur aufgehoben sei. Ein Geschenk, dessen würdig zu sein mir von der Natur nicht verliehen war. Schon nach zwei Wochen gab ich wieder Anlaß zu schweren Klagen. .Wenn man sich Vietsch hätte händeringend vorstellen können: jetzt wäre für ihn der Moment gewesen. Soweit sein erquickend ironisches Wesen es zuließ, legte er Kummer in seine Stimme, als er mir meine furchtbaren Sünden vorrechnete. „Ich tue hier für Sie Alles, was irgend möglich ist — und Sie...“ Später, in Zivil, hat er mir einmal verraten, wie oft er nicht einer Meinung mit seinen Vorgesetzten gewesen sei, daß aber sein ursprünglicher Widerstand gegen das Projekt, von Anfang 1917 an unter einem Vorwand sämtliche Zeitschriften für den ganzen Rest des Krieges der Vorzensur zu unterwerfen, hauptsächlich durch meine unheilbare Unbotmäßigkeit zermürbt worden sei. Nun, auch der Krieg ging vorüber, und nach dem Kriege kam der Geheime Regierungsrat Dr. v. Vietsch ins Reichsministerium des Innern. Sein Charme war so groß, daß ich den winzigsten Anlaß, ihn zu besuchen, mit Freuden wahrnahm. Seine Ausgeglichenheit war so groß, daß er unter Bergen von Arbeit zu einem ausgiebigen Gespräch stets die Muße fand. Seine Hilfsbereitschaft war so groß, daß er einem lästige Prozesse mit andern Reichsministerien gütlich vermittelnd vom Halse schaffte. Dann wurde er als Kurator an die Universität Breslau berufen — gewiß nicht die alltägliche Art des Avancements für einen Offizier der alten Armee. Aber dieser gehörte dank seiner erlesenen Kultur an eine Stätte des Geistes, und wärs auch nur als Verwaltungstechniker. Er ist noch nicht 48 Jahre alt geworden. Mir wird er die einzige erfreuliche Erinnerung an diesen Krieg sein und immer bleiben.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

Der Neubau Preußens von Alfons Steiniger

Die ernsthaften Menschen aller Parteien und Gruppen sind sich einig in dem Wunsch, die dumme und verdummende Hetze im politischen Kampf, im staatlichen Leben durch sachlich erprobte Leidenschaft zu ersetzen. Trotzdem ist der Ruf nach dem Sachverständigen in Deutschland eine parteipolitisch anrüchige Forderung geblieben, der sich viele Verständige versagen. Warum? Weil hierzulande der Sachverständige entweder ein spitznäsiger, unhöflich bornierter, kurzsichtiger Bürokrat ohne Gemeinschaftsgefühl ist, oder ein schlauer, diplomatisch glatter und hinter der Theorie versteckter Obmann irgendwelcher schwarzer Interessen. Der Typ, dessen Träger Wissen und Wollen, sachliche Strenge und aktivistische Kraft in sich vereint, ist erstaunlich selten. Im Wesentlichen haben wir den Zustand, daß die tüchtigen, doch bürokratisch bornierten Verwaltungsfachleute als Politiker amtieren und die Politiker, deren besonderer Sachverstand selten auffällt, in den Behörden arbeiten. Tatsächlich sind bei uns die Oberbürgermeister Reichskanzler und die Parlamentarier Oberpräsidenten in der Provinz. Man kann diesen Zustand, wenn man höflich ist, paradox nennen.

Die Kritik allein tuts aber nicht. Die Frage ist: Wie kann man diesen Zustand ändern? Ziel muß sein: die Gewinnung möglichst vieler sachlich hochqualifizierter Menschen mit nüchterner, aber unerbittlicher reformatorischer Leidenschaft. Es kommt für eine gute Verwaltung der Länder und des Reichs in allen ihren Teilen darauf an: den Typ dieses neuen Führers zu erziehen. Gewiß läßt sich eine solche Menschenart nicht durch Systeme züchten, nicht durch gutes Zureden und nicht durch feierliche Leitartikel. Aber Einiges kann eine vernünftige, ernste Presse und eine große, radikale Verwaltungsreform doch erreichen. Wenn ein paar bedeutende und verantwortungsbewußte Blätter sich entschließen könnten, ihre Leser nicht nur mit unterhaltsamen oder streithaften Glossen zu den Vorgängen zu beschäftigen, sondern sie durch einen regelmäßigen und tiefgreifenden sachlichen Aufklärungsdienst in die Schule zu nehmen, dann wäre die Vergeistigung und Entgiftung des unentbehrlichen Prinzipienkampfes angebahnt, dann wäre der Sachverständige aus seinem Spezialistenstübchen heraus und ins bunte Leben mitten hinein gerissen. Und wenn eine wirkliche, an die Wurzel greifende Reform unsrer verzopften und verfilzten Verwaltung durchgeführt würde, dann ließe sich dieser und jener aktivistische Kopf gewiß anlocken, in der Verwaltung mitzuarbeiten, die ihm heute wie eine mehr schlecht als recht funktionierende und veraltete Exekutivmaschine im Dienst mannigfacher Ungerechtigkeit erscheinen muß.

Aber auch hier ist halbe Arbeit schlimmer als gar keine. Entweder man entschließt sich zu einer gradezu revolutionären Reform rundum in der preußischen Verwaltung, oder man läßt Alles so lange gehen, bis es von selber stillsteht. Ein Reförmchen wäre demagogischer Betrug und objektiv: Desorganisation. Wie die Republik durch Mangel an Radikalismus erreicht hat, daß ihre Begründer auf sie spucken und und ihre Feinde sie mißbrauchen, so wird auch eine kleine oder halbe Verwaltungsreform Keinen erfreuen, Alle ärgern und dem Ganzen schaden.

Lange Zeit hat man trotzdem versucht, ein kleines Kleisterwerk zuwege zu bringen, um den Reformschreiern den Mund zu stopfen – unter dem Vorwand, zu Größerm, Grundsätzlicherm (also zu radikaler Sparpolitik) sei das Geld nicht da, und außerdem bessere man nicht die Zimmer aus, wenn das Haus wackle. Das zieht zum Glück nicht mehr. Und jetzt endlich hat Severing die Initiative ergriffen und dem Landtagsausschuß zwar nur persönlich verbindliche, aber sehr brauchbare Grundlinien für eine große Verwaltungsreform vorgelegt. Wenn das Reformwerk ein großes preußisches Verwaltungsgesetzbuch (VGB) mit zehn bedeutenden Einzelgesetzen und damit Licht und Luft in den bürokratischen Wust bringen sollte, dann würde die Verwaltungspraxis allmählich Übersicht und Sinn bekommen nicht nur für den Techniker und Spezialjuristen, sondern für Alle, an die sie herankommt: für das preußische Volk.

Es muß gelingen, mit dem Inkrafttreten des endgültigen Finanzausgleichs, der den Selbstverwaltungskörpern Bewegungsfreiheit und Lebensmöglichkeit gewährt, gleichzeitig die Reformgesetze wirksam werden zu lassen. Ihr Sinn, der hier zunächst nur angedeutet werden kann, muß sein: die Schaffung eines organisch gebauten Staates, der von engern zu immer weitern Gemeinschaften aufsteigt. Tatsächlich setzt sich die Republik Preußen doch so zusammen, daß aus den engsten Kommunalverbänden die weitern hervorwachsen als Glieder des ganzen Staatskörpers. Es entspricht daher dem Körperbau des preußischen Staates, wenn man die mittlern Körperschaften: also die Provinzen, gewissermaßen die Herzkammern des Staates, zu Dem macht, was sie sind: zu Lebensträgern und Überwachungszentren der untern Gebilde im Sinn des ganzen Zellenbaus. Das bedeutet die Entscheidung für die nahezu ausschließliche Stärkung des Mittlers zwischen Minister und Kommunalvertreter: des staatlichen Obmanns der Provinz.

Dies ist denn auch der Punkt, an dem die ganze Verwaltungsreform hängt. Soll wirklich eine nicht-mechanische – wie der zahlenmäßige Beamtenabbau – , sondern eine organische Sparpolitik, eine Neukonstruktion des Staatsganzen in der Verwaltung unter dem Motto: Klarheit, Einfachheit, Einheitlichkeit, Freiheit verwirklicht werden, so muß der erste Mann in der Provinz der eigentliche Träger der preußischen Verwaltung

werden. Und die Frage ist nur, ob hierfür die einzelnen Regierungspräsidenten gewählt werden sollen oder der die ganze Provinz überblickende staatliche Oberpräsident. Wer hundert Jahre preußischer Praxis nutzen will, wer die jüngste geschichtliche Entwicklung der großgewordenen provinziellen Wirtschaftskörper und ihre allmählich herangewachsene landsmannschaftliche Vereinheitlichung anerkennen will, der muß sich für den Oberpräsidenten entscheiden.

Diese Entscheidung hat dann sofort für die ganze Richtung der Reform ihre maßgeblichen Rückwirkungen: denn sie ist technisch unmöglich ohne eine weitgehende Dezentralisation und Dekonzentration der Verwaltung in die Kreis- und Lokalinstanz — die Bezirksregierungen fallen dann ja weg — und sie ist menschlich unmöglich, wenn das Dutzend entscheidender Oberpräsidenten nicht jenem neuen Führertyp angehört, dem überhaupt die Staatsgeschicke anvertraut werden sollten. Wer Das erkennt, erkennt den Sinn der Verwaltungsreform, die nichts Geringeres ist als ein Neubau Preußens.

England von Joseph Friedfeld

Beim Abschied von England

„Von 1871 bis 1921 war dieses Haus das Heim von Robert und Ellen Barclay. Nach ihrem Tode ging es in den Besitz des First Conference Estate Ltd über, um als eine Stätte für Zusammenkunft und Gebet zu dienen, wo Christen mit einander über die Angelegenheiten des Reichs Gottes Rat pflegen sollen. Es ist die Hoffnung und der innige Wunsch der Kinder Robert Barclays, daß auf diese Weise ihr altes Heim weiterhin den Bestrebungen dienen wird, für die ihre Eltern gelebt haben, und ein Zentrum christlicher Liebe und Erleuchtung für einen immer wachsenden Kreis sei.“ Dies ist die Inschrift einer Tafel in einem der schönsten und reichsten Landsitze bei London, der jetzt als Wohn- und Versammlungsort für die verschiedenartigsten christlichen, sozialistischen, pazifistischen Konferenzen dient. Dies ist ein Zeichen, wie der Geist des puritanischen Bürgertums fortwirkt. Nirgends in Europa außerhalb Rußlands ist Religion noch eine so lebendige Kraft wie in England. Die bürgerliche Revolution in Frankreich vollzog sich im Namen der Vernunft und im Gefolge der Aufklärung. Die bürgerliche Revolution in England kämpfte im Namen des Glaubens mit der Bibel in der Hand um die Freiheit des Reichs Gottes. Ähnlich ist das Verhalten der Erben der Revolution: des Sozialismus. Der kontinentale Sozialismus ist atheistisch und entfaltet oft eine aktive Propaganda gegen die Religion. In England ist keine der drei großen politischen Parteien so religiös wie die sozialistische. Wieder und wieder erscheinen Artikel und Zuschriften der Leser im ‚Daily Herald‘, dem offiziellen Tagesblatt der Arbeiterpartei, die von diesem Geist Zeugnis ablegen. Als der ‚New Leader‘, das offizielle Organ der unabhängigen Arbeiterpartei, einen populär wissenschaftlichen

Artikel über die Christus-Mythe brachte, erhielt er viele Proteste aus seinem Leserkreise und mußte bald darauf eine Abhandlung über Jesus im positiven Sinne veröffentlichen. Sozialistische Reden haben oft eine religiöse Färbung, hervorragende Führer grade des linken Flügels sind überzeugte Christen. Wheatley und Scurr sind gläubige Katholiken, und Scurr führt Pilgerzüge nach Rom. Lansbury ist Mitglied der englischen Staatskirche. Die meisten Führer aber entstammen den verschiedenen freiprotestantischen Kirchen und haben ihre Rednergabe oft als religiöse Straßen- und Wanderprediger geschult. Selbst die anscheinend so kühle und intellektuelle Gesellschaft der Fabier hatte ihren Ursprung in einer romantisch-religiösen Vereinigung zur Erneuerung des Lebens, deren Sekretär Jahre hindurch Ramsay MacDonald war.

So setzt die Labour Party die englische Tradition fort. Es ist für die englische Tradition eigentümlich, daß sie in ihrer geschichtlichen Entfaltung immer weitere Kreise und Klassen des Volkes in ihren Bann zieht. Es ist eine Ursache der so organisch und ungestört anmutenden Entwicklung Englands, daß die englische herrschende Kaste eine Elastizität, eine Weite der Auffassung und eine Voraussicht besessen hat wie keine andre. Sie verstand, die ihr nachfolgende Klasse nicht nur sozial sich zu assimilieren, sondern auch sie mit ihrer Kulturanschauung zu erfüllen, und erreichte dadurch, daß sie den tüchtigsten Elementen eine Möglichkeit des Aufstiegs gab und gleichzeitig ihren eignen Einfluß beibehielt. Nach dem politischen Siege des englischen Bürgertums im Jahre 1832 verblieb der Aristokratie ein entscheidender Einfluß dadurch, daß das Bürgertum, das bis dahin dem Adel mißtrauisch und ablehnend gegenübergestanden hatte, das Vorbild des Adels nachahmte und in den Hochadel aufzusteigen strebte. Und tatsächlich wurden erfolgreiche Advokaten, Industrielle, Großkaufleute und Journalisten in solcher Anzahl vom Hochadel aufgenommen, daß im englischen Oberhause die Zahl des alten Adels bereits hinter dem neuen Adel zurücksteht. Ein ähnlicher Prozeß spielt sich heute nach dem Sieg der formellen Demokratie durch die Wahlreformen des Jahres 1918 ab. Die herrschende Klasse weiß sich die Spitzen der Arbeiterpartei zu assimilieren. Sie verlieren das Mißtrauen und die instinktive Gegnerschaft, womit Männer wie Keir Hardie die herrschende Klasse bedacht hatten, und mehr und mehr wird ihre ganze Denkweise derjenigen des obern Bürgertums und des Adels gleich. Den Weg, den Burns und Barnes gegangen sind, gehen heute Ramsay Max Donald und Thomas. Die überraschende Kraft der englischen aristokratischen Kultur, in ihren Kreis zu ziehen, währt weiter.

In diesem fortschreitenden Prozeß der Demokratisierung bleibt die Kultur der weiten Volkskreise aristokratisch. Es sind die Begriffe des Gentleman und des sportlichen Wettkampfs, die die englische Kultur und das gesamte englische Vorstellungsleben bestimmen. Beide dürften in den Traditionen der Ritterlichkeit ihren Ursprung haben. Noch immer sind die altehrwürdigen, nur langsam seit ein paar Jahrzehnten sich wandelnden Universitäten von Oxford und Cambridge das Bil-

dungsideal des ganzen Volkes; ihr Ziel und das Ziel des gesamten übrigen Erziehungssystems: Heranbildung des Gentleman und Pflege des wahren sportlichen Geistes. Daraus entspringt jene unvergleichliche Fähigkeit des selfrestrain, der Selbstzucht, jene natürliche Höflichkeit, die man auch im gemeinen Volke findet. Und auch der Sinn für Freiheit, die Rücksicht auf Freiheit und Individualität des Nebenmenschen, die in England so wohltuend berühren.

Dieser aristokratischen Kultur, die den andern europäischen Ländern und selbst dem Orient die Ideen des Liberalismus und der Freiheit vermittelt hat, droht heute eine Gefahr, die nicht von innen stammt, sondern von Amerika und zum Teil auch von den britischen Dominions Australien und Canada, die Amerika in Vielem ähneln. Die rohen und pöbelhaften Instinkte junger Kolonialvölker, der ungeläuterte Massengeschmack Amerikas gewinnen seit dem Kriege, seit der allgemeinen Erschöpfung Europas langsam, aber sichtbar Einfluß in England. Englands öffentliche Meinung scheint sich dieser Gefahr noch wenig bewußt zu sein. Aber es wäre für sie notwendig, die Gefahr zu erkennen. Es wird sich ihrer trotz der Sprachgemeinschaft leichter erwehren können als andre europäische Länder. Die gesammelte innere Kraft Englands ist groß und äußert sich nicht nur in der Gabe zu herrschen, sondern genau so in der Stille und der zurückgezogenen Innerlichkeit, die auch den Charakter der südenglischen Landschaft bestimmen. Grade Englands Insularität macht es in sich sicher. Es kann sich erlauben, alte Formen und Traditionen weiter leben zu lassen und sie doch zugleich mit einem völlig neuen Geist zu erfüllen. Anscheinend völlig unorganisiert und anarchisch und doch organisch und kontinuierlich durchdringen sich Altes und Neues. Die gesamte Organisation der Verwaltung ohne allgemeine Wehrpflicht hat eben eine Freiheit individueller Initiative ermöglicht, die die englische Regierung weniger autoritär, aber dafür menschlicher als andre Regierungsmaschinen macht.

Fühlbarer dem Durchschnitts-Engländer als die kulturelle Krise ist die wirtschaftliche Bedrohung seines Landes. Englands Reichtum beruhte auf der frühen Entwicklung seiner Industrie und dem Reichtum seiner Kohle. Große Absatzmärkte mit wenig oder gar nicht entwickelter einheimischer Industrie standen ihm zur Verfügung. Seit dem Weltkriege gehen diese Märkte verloren. Es ist dies eine natürliche Entwicklung. Teils haben andre Länder in ihrer industriellen Entwicklung und Organisation England eingeholt, teils haben weite Gebiete wie Indien, die englischen Dominions und Südamerika begonnen, eigne Industrien zu gründen, und zeigen das Bestreben, durch einen Schutzzoll sich gegen das freihändlerische England abzuschließen. Daher stammt in England die große Arbeitslosigkeit und gleichzeitig der Wunsch nach einer Reorganisation der englischen Industrie. Denn auch die Kohle hat ihr Monopol als treibende Kraft verloren. Elektrizität zu Lande und Erdöl auf Seeschiffen verdrängen langsam die Kohle. Diese Reorganisation fällt der englischen Industrie

nicht etwa leicht. Das englische Wirtschaftsleben zeichnet sich noch immer, vom kleinsten Detailhandel angefangen bis in die größte Unternehmung, durch einen sonst unerreichten Grad von Solidität aus; zugleich aber hat der englische Industrielle eine grandseigneurale Haltung, die von der Betriebsamkeit andrer Völker absticht. Der englische Unternehmer ist auch nicht der harte Arbeiter, wie es industriell jüngere Völker sind. Dabei ist aber dieser Niedergang der englischen Industrie kein Niedergang des englischen Kapitals. London bleibt der Finanzmarkt der Welt, und das englische Kapital sucht rentable Anlagen in den neu aufstrebenden Industrien andrer Länder, wo zugleich die Arbeitskräfte billiger sind. Nicht der englische Kapitalismus leidet, der bereits an der Reorganisation seines Anlagemarktes arbeitet. Auf den englischen Arbeiter und den Steuerzahler des Mittelstandes fällt die Last des wirtschaftlichen Prozesses, in dem England heute steht.

Einen Ausweg gäbe es. Man kennt ihn, aber beschreitet ihn nicht. Es ist die Umkehrung des wirtschaftlichen Lebens der letzten Jahrhunderte: die Rückkehr zur Landwirtschaft, die Bebauung der großen Flächen grünen Wiesenlandes, dessen erster Anblick so überraschend ist für den Besucher etwa aus Frankreich, aus einem Lande, wo jedes Stück Boden sorgfältig parzelliert und bebaut ist. Aber ob es den Engländern noch gelingen würde, einen starken Bauernstand zu schaffen? Viele sprechen heute von einem Zerfall des britischen Weltreichs. Er kann kommen. Aber dies würde nicht das Ende englischen Einflusses bedeuten. England ist nicht Rom. Seine eigne Kultur und seine Männlichkeit sind durch die Reichsbildung nicht geschwächt und schließlich zerstört, sondern gestärkt und in ihrer Eigenart befestigt worden. Canada oder Australien mögen sich vom britischen Weltreich loslösen: sie werden immer nach England blicken müssen, um das Beste ihrer Art zu erhalten. Dies gilt, in einem geringern Grade, auch von Indien und den andern Besitzungen. In Englands politischer Tradition, die sich auch im täglichen Leben auswirkt, sind Elemente einer Auffassung von Freiheit und Achtung vor menschlicher Würde enthalten, die aus der allmenschlichen Entwicklung nicht mehr wegzudenken sind. Der Plan eines Kontinentalblocks oder eines auf den Kontinent ohne Rußland beschränkten Paneuropa ist sicherlich zu begrüßen als ein Schritt zur Herbeiführung einer französisch-deutschen Verständigung und zur Sicherung des mitteleuropäischen Friedens. Aber er würde nur neue größere Gefahren in sich bergen, Gefahren nicht allein politischer Art, sondern Gefahren auch für die kulturelle und geistige Entwicklung, wenn er sich gegen England und Rußland wendete, statt ihre Mitarbeit zu suchen. Nicht nur sind England und Rußland heute die Brücke zu der großen anglo-sächsischen und asiatischen Welt, bieten sie den Ausblick auf weite Horizonte für das in sich zerrissene und an sich leidende Europa, sondern das englische und das russische Volk sind heute die zwei Völker, beide an den Grenzen Europas, von denen in verschiedener Weise die Erneuerung des geistigen und politischen Lebens Europas ausgehen kann.

XV.

Die lieben Bundesgenossen

Unter Bundesgenossen geht es zu wie unter normalen Eheleuten: die Flitterwochen halten nicht an. Die Fassade wird gewahrt, solange man gemeinsame Feinde hat. Aber die internen Auseinandersetzungen sind nicht immer grade lieblich.

*

Der kleinste unsrer Bundesgenossen und doch bei unsern Militärs am beliebtesten waren die Bulgaren. Sie hießen nicht ohne Grund die „Preußen des Balkans“. Nicht in Jedermanns Auge ist das ein Lob. Aber unsre Offiziere bewunderten den congenialen Schneid ihrer bulgarischen Kollegen. So etwas von Militarismus fand sich bei keinem der andern Bundesgenossen.

Bulgarien trat erst in den Krieg, als weit über die berühmten 51 % des Generals v. Lossow für den Sieg der Mittemächte zu sprechen schienen. Zar Ferdinand war ein kühler Rechner. Er liebte Wilhelm II. ganz und gar nicht. Die Frau eines berühmten Musikers, die zu Beginn des Weltkriegs in Sofia war, erzählte mir, er habe von ihm kaum anders als von dem „Narren von Berlin“ gesprochen. Aber dieser Narr sollte ihm dazu verhelfen, endlich seinen Großmachtskitzel zu befriedigen. Er konnte den Dämpfer von 1912/13 nicht verwinden. Damals hatte er sich ja schon als Kaiser von Konstantinopel gesehen und in weiser Voraussicht sogar die Krönungsrequisiten dafür herstellen lassen. Diesmal konnte er auf die Hagia Sophia nicht spekulieren, da die Türken seine Bundesgenossen geworden waren. Umso reichlicher gedachte er sich nach der serbischen Seite hin schadlos zu halten.

Willig folgten ihm seine Untertanen. Die Bulgaren sind ein primitives Volk mit starken militärischen Instinkten. Sie wollten vor Allem Rache nehmen an den Serben für ihren vermeintlichen Verrat von 1913. Sie führten denn auch den Krieg gegen ihre Nachbarn mit einer Erbarmungslosigkeit, die manchem deutschen und oesterreichischen Beobachter Schauder einflößte. Aber auf einen langen Krieg war das Bauernvolk weder wirtschaftlich noch geistig eingerichtet. Die Bulgaren waren es daher auch, die zuerst die Lust am Kriege verloren. Sie hatten samt und sonders schon genug davon, als bei uns selbst linksstehende Leute noch die levée en masse predigten.

In eine eigentümliche Lage kam die deutsche Regierung, als nach dem Sieg über Rumänien der Kampf um die Beute zwischen Bulgaren und Türken begann. Wie die hungrigen Wölfe stürzten sich beide auf die Dobrudscha. Jeder versuchte, den großen Bruder in Berlin auf seine Seite zu bringen. Aber in Berlin kannte man den Idealismus der verehrten Bundesgenossen genug, um sich zu sagen: Wenn wir dem einen Recht geben, schnappt der andre totsicher ab. Darum wurden wir in der Pressekonferenz beschworen, uns ja nicht nach der einen oder andern Seite hin festzulegen. Und für die Dobrudscha

wurde ein ganz phantastischer Zwischenzustand, ein Condominium, geschaffen.

Hätte der Weltkrieg mit einem Siege geendet, das hätte noch einen schönen Streit zwischen Bulgaren und Türken gegeben. Aber vor dieser bösen Eventualität hat uns ja die Entscheidung des deutschen Gottes bewahrt.

*

Die Türkei war, wenigstens zeitweise, der populärste unsrer Bundesgenossen. Der Reiz der Romantik umwob sie. Und phantastische Hoffnungen knüpften sich an die Linie Hamburg — Bagdad. Es war ja, seitdem Wilhelm II. sich selbst zum Schutzherrn der 300 Millionen Mohammedaner ernannt hatte, grade für die Entfaltung Deutschlands nach Kleinasien hin systematisch Propaganda gemacht worden. Professor Ernst Jaeckh hatte sein berühmtes Buch geschrieben: ‚Der aufsteigende Halbmond'. Er hatte freilich das Pech gehabt, daß das Buch 1912 genau in dem Augenblick erschien, wo der Halbmond vor den Schlägen der Balkanstaaten unterging. Das Buch wurde damals auch klüglicherweise schleunigst aus dem Verkehr gezogen. Aber der Weltkrieg brachte wieder Hochkonjunktur für Jaeckh und die andern Türkenfreunde.

Eine gradezu sentimentale, auf vollendete Unkenntnis des Orients gegründete und darum um so leidenschaftlichere Türkenfreundschaft begann in den deutschen Landen zu grassieren. Jeder Türke, der sich bei uns sehen ließ, wurde ein Gegenstand der Verehrung. In Konstantinopel sollte ein Deutsches Haus als ewiges Denkmal der deutsch-türkischen Freundschaft errichtet werden. Ein Freund von mir aus Elberfeld, in Friedenszeiten ein durchaus verständiger Mensch, schrieb mir, er und Andre hätten begonnen, türkisch zu lernen. Sie wollten Türkenkinder geschickt haben, um sie in Deutschland als Handwerker ausbilden zu lassen.

Ich, der ich die Türkei kannte, stand dem Türkenrummel von Anfang an skeptisch gegenüber. Meine Skepsis wurde bestärkt durch die Berichte einiger beobachtungsfähiger Deutscher, die aus Konstantinopel zurückkamen. Sie erzählten mir, mit wie berechnender Kühle die Türken den ganzen Krieg als ein Geschäft ansahen, aus dem sie möglichst viel herauszuschlagen suchten. Denkbar höchste Subventionen, aber nur in klingendem Golde! Lieferung von Lebensmitteln, Waffen, Munition und unzähligen andern Dingen! Dabei unbedingte Selbstherrlichkeit der türkischen Truppen und der türkischen Verwaltung!

Der Türke neigt an sich zur Überhebung. Sein Selbstbewußtsein war durch die mit kräftigster deutscher Nachhilfe erstrittenen Erfolge, die er ausschließlich auf seine eigne Rechnung buchte, so gestiegen, daß er sich zutraute, in Zukunft Alles allein machen zu können. „Passen Sie auf: die erste Folge des siegreichen Krieges wird sein, daß der deutsche wie jeder andre europäische Einfluß aus der Türkei radikal ausgemerzt wird. Der türkische Nationalismus entfaltet sich übermächtig." Das war die Feststellung, die einsichtsvolle Deutsche damals in Konstantinopel machten.

Im Oktober 1915 besuchte mich der mir bis dahin unbekannte Armin T. Wegner. Er kam direkt aus der Türkei und war völlig erschüttert von den Armeniergreueln, die er erlebt hatte. Unsagbares richtet türkischer Fanatismus an. Wir Deutschen müßten gegen diese Unmenschlichkeiten vorgehen, wenn wir als Bundesgenossen nicht in den Ruf der Mitschuld kommen wollten.

Ich ging der Sache nach und fand in der Schweizer Presse von deutschen Autoren die vollste Bestätigung dieser Angaben. Die kirchlichen Kreise der ganzen Welt rührten sich, um der Abschlachtung eines christlichen Volkes Halt zu gebieten. Ich sah die herzbewegenden, mit überwältigendem Urkundenmaterial belegten Berichte des Deutschen Lepsius. Kein Zweifel: das Schauerlichste, was überhaupt der Weltkrieg gezeitigt hatte, spielte sich in der Türkei ab. Unser Bundesgenosse rottete systematisch, auf ministerielle Anordnung, die Armenier aus. Mann, Weib, Kind – nichts wurde verschont.

Die Dinge waren so grauenvoll, daß selbst ein leidenschaftlicher Kriegsfreund wie Paul Rohrbach, der allerdings die hohe Kultur der Armenier aus eigner Anschauung kannte, zeitweise auf seine sonst so eifrig getriebene Kriegspropaganda verzichtete, weil er die armenischen Dinge einfach untragbar fand.

Aber Deutschland blieb stumm. Die Zensur schloß uns den Mund. In der Pressekonferenz wurde als „unerwünscht“ bezeichnet, daß wir von der Verfolgung der Armenier Notiz nähmen. Verteidigen könne man nicht Alles, was in der Türkei geschähe. Aber tadeln dürfe man es erst recht nicht, aus Rücksicht auf den Bundesgenossen, der sehr empfindlich gegen Eingriffe in seine Souveränität sei. So sei am besten, man schweige.

Aber nicht Alle schwiegen. Die Deutsche Tageszeitung brachte einen infamen Hetzartikel gegen die Armenier. Da riß selbst dem Vertreter des Auswärtigen Amtes die Geduld. Graf Wedel sprach vor der Pressekonferenz sein Bedauern über solche Verhöhnung der Wahrheit aus. Wir alle wüßten doch, daß Manches in der Türkei vorgehe, was nicht schön sei. Wir sollten nicht die ganze Welt herausfordern, indem wir die Opfer noch anklagten.

Die ungeheure Masse des deutschen Volkes hat nie erfahren, was sonst die ganze Welt wußte: daß die schlimmsten Menschenschlächter unsre Bundesgenossen, die Türken, gewesen sind.

Gegen Ende des Krieges wurde selbst unsern Militärs die Haltung der Türken etwas unbequem. Als die Russen keinen Widerstand mehr leisteten, drängten die Türken mit Eifer nach dem Kaukasus, der auch gewissen Deutschen wegen seiner Erdschätze ein erstrebenswertes Ziel schien. Unsre Militärs hätten die Türken viel lieber auf Palästina ihre Kraft konzentrieren sehen. Aber die Türken dachten darüber anders. Die Engländer in Palästina schossen, und die Russen im Kaukasus schossen nicht mehr.

Infolge der Paßbeschränkungen, denen ich als Pazifist während des Krieges unterworfen war, bin ich nur ein einziges Mal, im Januar 1916, zu unsern Bundesgenossen gekommen.

Und auch das nicht etwa in meiner Eigenschaft als Pazifist, sondern weil ich als Beauftragter des Kriegsausschusses für Konsumenteninteressen den Interessenten in Budapest und Wien über die deutsche Ernährungswirtschaft Bericht zu erstatten hatte.

Die Stimmung in den beiden Hauptstädten der habsburgischen Monarchie war ganz anders als in Berlin. Bei uns herrschte trotz des Kohlrübenwinters noch immer der laute Siegesjubel. In Oesterreich-Ungarn war die Stimmung viel gedämpfter. Man hatte den Krieg offenbar schon gründlich satt, namentlich in Wien. Und über die Deutschen wurde keineswegs mit ungeteilter Anerkennung gesprochen. Die Ungarn zumal beschwerten sich über das ihrer Meinung nach viel zu selbstherrliche Auftreten von Offizieren der Armee Mackensen. „Die Herren benehmen sich, als wären sie in einem untergebenen Lande. Wir sind doch gleichberechtigte Bundesgenossen und nicht ein bloßes Hilfsvolk.“

In Budapest hatte ich ein paar Unterredungen mit dem Grafen Apponyi, die mir unvergeßlich sein werden. Ich kannte den Grafen noch nicht persönlich, wußte nur, daß er der gefeiertste Redner der internationalen Friedenskongresse gewesen war. In Ungarn hatte er einmal als Kultusminister einen bestimmten Tag im Mai festgesetzt, der jedes Jahr in allen Schulen dem Friedensgedanken gewidmet sein sollte. Ich hatte es also mit einem erprobten Pazifisten zu tun (inzwischen ist er ja auch Vertreter Ungarns im Völkerbund geworden).

Graf Apponyi war in der Unterhaltung genau so verständig, wie ich erwartet hatte. „Wir Ungarn haben kein andres Kriegsziel als den Schutz unsrer Grenzen. Natürlich muß Polen wiederhergestellt werden, wenn auch die staatsrechtliche Form ihre Schwierigkeiten macht. An Annexionen denken wir nicht. Sie wären nur eine Schwächung für Ungarn, das schon reichlich nicht-magyarische Nationalitäten hat.“ Ich äußerte meine Genugtuung über diese Ansichten, die, wenn sie auch die der ungarischen Regierung waren, einen raschen Frieden nur erleichtern könnten. Plötzlich fügte Graf Apponyi hinzu: „Daß wir Belgrad als Brückenkopf behalten, ist übrigens selbstverständlich.“

Ich war erschlagen. Also der weltberühmte Pazifistenführer betrachtete die feindliche Hauptstadt, wo kaum ein Ungar gewohnt hatte, nur unter dem militärischen Gesichtspunkt des Brückenkopfes und hielt ihre Annexion für keine Annexion.

Seitdem habe ich so meine eignen Gedanken über den Pazifismus des Grafen Apponyi.

In Wien erstattete ich mein Referat über die Ernährungsfragen vor einem erlesenen Gremium von höhern Beamten und Gewerkschaftsvertretern. Ich fand dieselbe Bewunderung vor der großen Organisationsgabe des großen Bruders in Berlin, die mir so oft in Oesterreich aufgefallen ist.

In einem Nebensatz hatte ich erwähnt, daß die deutsche Regierung ihre Dispositionen für die Kriegswirtschaft auf etwa anderthalb Jahre getroffen hätte.

Nach Schluß der Versammlung näherten sich mir ein paar Herren mit ängstlich fragenden Gesichtern: „Sie haben so nebenhin erwähnt, als handle sichs um eine ganz selbstverständliche Sache, daß man in Deutschland noch für anderthalb Jahre Vorsorge getroffen habe. Ja, rechnen Sie denn mit so langer Kriegsdauer?“ Ich fragte zurück: „Ja, rechnen Sie denn nicht damit?“ Und nun überstürzten sich die Antworten, daß man in Oesterreich mit einem Schluß binnen wenigen Monaten rechne. Das Volk habe nichts mehr zu essen. Der Ersatz fehle. Die physische und moralische Widerstandskraft sei völlig erschöpft. Man sei entsetzt, daß man anscheinend in Berlin keine Ahnung von den Verhältnissen und der Stimmung in Oesterreich habe.

Auf meine erstaunte Frage, wieso man denn in Oesterreich ein baldiges Kriegsende erhoffen könne, wurde mir erwidert: „Nach den Mitteilungen aus unsern Regierungskreisen rechnen wir bestimmt bald mit einer Revolution in Italien. Damit ist natürlich der Krieg zu Ende.“

Bestürzt über dieses Maß von unbegründetem Optimismus fuhr ich nach Berlin zurück.

Der mangelnde „Schneid“ der Oesterreicher war während des ganzen Krieges die Crux unsrer Militärs. „Scharmante Kerls, diese Oesterreicher, persönlich auch tapfer, aber als Masse schlaff und bummelig.“ Das war so das allgemeine Urteil. Daher ja auch das berühmte Korsettstangenprinzip: immer zwischen zwei oesterreichische Truppenteile ein deutscher, um ihnen den nötigen Halt zu geben.

Ein deutscher Offizier berichtete mir von zwei Erfahrungen, die er in Galizien gemacht hatte, und die er als typisch bezeichnete.

Es war wieder einmal ein Einbruch der Russen in oesterreichische Stellungen erfolgt. Der Deutsche wurde abgesandt, um zu untersuchen, wie dieser Einbruch möglich gewesen sei. Er kroch im Dunkel vor die Schützengräben, um das Gelände kennen zu lernen. Als er in den Graben zurückkam, fand er ihn völlig leer. Er ging etwa 1000 Meter, ohne eine Menschenseele zu treffen. Plötzlich ein Lichtschimmer. Er tritt in einen Unterstand und findet einen oesterreichischen Leutnant. „Wo sind Ihre Leute?“ „Aber, Herr Kamerad, die sind doch jetzt zum Menagieren (Essenholen) gegangen.“

Der Deutsche verstand. Seine Untersuchung war erledigt. Wenn in diesem Augenblick die Russen wieder eingebrochen wären, wäre das Resultat dasselbe gewesen wie vor acht Tagen.

Ein ander Mal war derselbe Deutsche zur Inspektion oesterreichischer Schützengräben kommandiert worden. Er kam abends an und teilte dem oesterreichischen General mit, er wolle am nächsten Morgen um 5 Uhr die Schützengräben besichtigen. Worauf der General: „Bitt schön, lieber um 7 – um 5 könnte noch nicht Alles in Ordnung sein.“ Der Deutsche fügte sich. Als er um 7 zur Stelle war, kam grade ein Sergeant mit der Meldung angestürzt: „Eben sind die Gräben von den Russen genommen.“ Wodurch also die Besichtigung überflüssig wurde.

Das „Versagen der Oesterreicher“ hat während des Krieges eine ungeheure Rolle gespielt. Ende 1914 wurde sogar erzählt, daß Hindenburg damals deswegen mit seiner Demission gedroht habe.

*

Ob man auf oesterreichischer, bulgarischer und türkischer Seite nicht auch gelegentlich vom Versagen der Deutschen gesprochen hat, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß die Bundesgenossenschaft die Völker einander selten näher bringt. Wenn eins das andre zu genau kennen lernt, entdeckt es allerlei Fehler, die die Entfernung wohltätig verborgen hatte.

---

400 000 Invaliden und 1 Gesunder von Theobald Tiger

Dein eines Bein ist in Flandern,
das andre mit dir in Berlin;
du kannst aber mit dem andern
nicht die Bettelwege ziehn.
     Du hast keine gute Prothese.

Deine Lungen sind dir zerschossen,
du brauchtest eine Kur,
auf Inseln, meerumflossen,
und sei es auf Monate nur...
     Du hast aber kein Geld.

Du tastest dich tappend weiter,
Blinder. Du lachst nie mehr, und
du ersehnst so einen Begleiter –
du hast nur deinen Hund.
     Mit dem sprichst du.

Eure Gesundheit, Kuren, Prothesen
frißt Einer für sich allein.
Er ist euer Kaiser gewesen
und (von hinten) die Wacht am Rhein.

Hört Ihr die Zahl, Verdammte?
Sechshunderttausend im Jahr
zahlen kaisertreue Beamte
dem Feigling mit Kaiseraar!

Er führt sein altes Leben,
er ist der alte Fex,
von teuern Nullen umgeben:
Imperator Rex.

Er kann sich Pelze kaufen,
sein Vermögen steigt hoch, hoch, hoch!
Ist einer von euch entlaufen,
der sitzt im Zuchthausloch.

Ihr und eure Frauen,
elender Abfall vom Krieg – :
Bedankt euch bei dieser flauen
bei dieser Republik – !

Der Schweriner Prozeß von * * *

Dort wo der Bauer haut die Dienstmagd durch,
da ist mein Heimatland – mein Mecklenburg.

Man bedenke: das Land mit dem Ochsenkopf im Wappen hat 190 000 Reichsbannerleute gegen knapp 1000 „Vaterländische“. Und dennoch: die 1000 fetten Ochsen fressen die 190 000 magern Ochsen.

Zum Beispiel: die Justiz.

In Grevesmühlen erging ein Schandurteil gegen überfallene Republikaner. Einer Zeitung, die darüber die Wahrheit sagt, wird ein Verfahren angedroht. In Rostock wurde ein Roßbacher freigesprochen, obwohl er einen Reichsbannermann erschossen hatte. Das Gericht schloß sich den Aussagen des vielgenannten Titus Livius an, der die Roßbacher-Truppe bei ihrem Sturm auf die Reichsbanner-Versammlung befehligt hatte. Nicht weniger als sieben Zeugen sagten gegen den Gutsbesitzer aus – dennoch... In Wismar wird ein Reichsbannermann verurteilt, der von einem Roßbacher in den Rücken gestochen worden war. Begründung: Er ist bei der Schlägerei dabeigewesen.

Was mag nun Alles hinter den verschlossenen Türen spielen?

Nie hat ein Gericht in einer kleinen Stadt von 60 000 Einwohnern, wo Jeder den Andern kennt, unwirksamer die Öffentlichkeit ausgeschlossen und ein Schweigeverbot erlassen als in Schwerin, das jetzt den zweiten Fememord-Prozeß erlebt.

*

Ich stelle fest:

1. In Nummer 44 der ‚Weltbühne‘ veröffentlicht Berthold Jacob ausführlich den Tatbestand der Ermordung des ‚Ehrhardt-Manns Beyer‘.

2. Mecklenburger Zeitungen – Rostocker Volkszeitung, Das freie Wort – geben den Tatbestand in erschütternder Klarheit wieder.

3. Zeugen, die zum Prozeß fahren, stellen Berliner Redaktionen ihre Aussagen zur Verfügung.

4. Das Gericht verkündet Schweigegebot. Für Zuwiderhandlungen: 1000 Mark Geldstrafe oder 6 Monate Gefängnis.

5. Rechtsanwalt Dr. Sack verrät noch während der Öffentlichkeit der Verhandlung seine Verteidigungstaktik.

6. In den Schweriner Lokalen erzählen die geladenen Zeugen ihre Erlebnisse – auch aus dem Sitzungssaal.

7. In den „öffentlichen“ Gängen des „öffentlichen“ Justizgebäudes plaudern die Zeugen aus.

8. Auf offener Straße sprechen Zeugen Berichterstatter an, um ihnen Einzelheiten mitzuteilen.

9. Die Presse muß den Staatsanwalt durch den Untersuchungsrichter auf all Das aufmerksam machen lassen.

10. In den Lokalen berichten Frauen von ihren Freunden, die im Prozeß Zeugen sind.

11. In der II. Klasse des D-Zuges Schwerin-Berlin, Abfahrt von Schwerin 4.50, unterhalten sich am 26. November 1925 über den Prozeß laut und deutlich – die Verteidiger.

12. ...und wer es dennoch tut, der wird bestraft.

Wir wissen daher,

1. daß Beyer durch eine nationale Feme am 15. Dezember 1925 „zum Tode verurteilt“ und durch den Schwarzen-Reichswehr-Soldaten Bolt in der folgenden Nacht ermordet worden ist;

2. daß damals bei der Schweriner Reichswehr eine Schwarze-Reichswehr-Abteilung stand, in der die flüchtigen Küstriner Putscher untergebracht waren;

3. daß diese Abteilung enge Beziehungen zu prominenten Landbündlern hatte;

4. daß die reguläre Reichswehr Blutspritzer auf die Uniformen bekam;

5. daß der Gerichtshof sich über Wort- und Bild-Veröffentlichungen im ‚8-Uhr-Abendblatt‘ furchtbar geärgert hat;

6. daß man etwas dagegen zu tun gedenkt;

7. daß der Ausschluß der Öffentlichkeit die Aufdeckung des Zusammenhangs zwischen Fememördern und Reichswehr verhindern sollte;

8. daß der freiwillige Zeuge Schmidt durch die Erzählung von einem Plan; einen Andern zu ermorden, die flüchtigen v. Pannwitz und Eckermann entlasten wollte;

9. daß der Zeuge Schmidt sich vergeblich weigerte, auf den Namen Schmidt einen Eid zu leisten, da er anders heiße;

10. daß der Angeklagte Bolt nicht „aus krankhafter Neigung notorisch lügt“;

11. daß der Justizminister Staumer „ein anständiges Gesäß haben muß, um es während der Verhandlungen im Sitzungszimmer aushalten zu können“;

12. daß... der Ausschluß der Öffentlichkeit eine lächerliche Farce ist, solange Keiner das Maul halten kann.

*

Wir wissen aber nicht,

1. mit welchem Recht nationale Fememord-Prozesse anders geführt werden als kommunistische Tscheka-Prozesse;

2. warum man die Reichswehr schont, wenn sie mit Mordbünden konspiriert hat;

3. wie weit die „Wahrung der Staatsinteressen“ sich erstreckt;

4. wie weit in den „geheimen“ Verhandlungen Recht durch Milde und Milde durch Augenzudrücken ersetzt worden ist;

5. warum die Presse bestraft werden soll, wenn sie wiedergibt, was die Schweriner Spatzen von den Dächern pfeifen;

6. wann die deutsche, insbesondere die mecklenburgische Justiz wieder anfangen wird, sich auf den Satz zu besinnen: Jeder Deutsche ist vor dem Gesetze gleich.

*

Fiat justitia, pereat mundus – das heißt auf deutsch: Das Recht kann untergehen, wenn nur die „Vaterländischen“ leben!

Ist Liebermann lieblos? von Robert Breuer

> Was der Künstler nicht geliebt hat, nicht liebt, soll er nicht schildern, kann er nicht schildern. Ihr findet Rubensens Weiber zu fleischig? Ich sage Euch, es waren seine Weiber...
> *Goethe*

Wilhelm Uhde, der des öftern bewiesen hat, daß er Kunstwerke zu empfinden vermag und das Wesen und die Gesetze der Kunst durchschaut, hat (in Nummer 46 der ‚Weltbühne‘) Max Liebermann mit einer Reinemachefrau verglichen und behauptet, daß die kleinen, magern Seelendokumente dieser armen Dilettantin, an den Bildern Liebermanns gemessen, das höhere Produkt der Menschlichkeit seien. Marceline Durand, so heißt die Dame, sei eine Künstlerin und gehöre zum Geschlecht der Könige; Liebermann hingegen wirke keine Kunst, betriebe vielmehr ein Metier und gehöre zum Geschlecht der Zirkusleute. Uhde meint:

> Ich kenne in der Geschichte der modernen Malerei nichts Liebloseres als die Bilder Max Liebermanns. Lieblos gegenüber dem Objekt, auf das er seine ‚künstlerische Phantasie‘ losläßt, und das ihm unendlich schnuppe ist; lieblos gegenüber der Oberfläche – von Material ist keine Rede – , die ganz unedel durch eine Mischung von Kalk, Schnee und Schmutz...

Was zunächst die Zirkusleute betrifft, so sei nur nebenbei darauf hingewiesen, daß es gewiß sehr unrecht ist, diesen tollkühnen Verächtern des Fallgesetzes Lieblosigkeit vorzuwerfen; die Produktiven unter ihnen werden im Gegenteil ihren Beruf und ihre Leistung mit der ganzen Leidenschaft Dessen, der etwas Besonderes hervorzubringen vermag, lieben. Was dann die Oberfläche von Liebermanns Bildern angeht, wären Hunderte von Leinwänden, Aquarellen und Pastellen vorzuführen, auf denen die kräftigsten, durch nichts gebrochenen Farben mit orchestraler Gewalt brausen, wäre vor Allem daran zu erinnern, daß selbst, wenn Liebermann nur schwarz auf weiß gestaltet, eine überwältigende Farbigkeit aus diesen Stücken strömt. Das Werk Liebermanns umfaßt bereits mehrere Generationen, und es ist nicht möglich, die Biergärten, die Waisenhausmädchen, die Polospieler, die Amsterdamer Gassen, den Garten in Wannsee auf eine knappe Formel zu bringen und mit einem einzigen Vernichtungsstrich wegen gemeinsamer Lasterhaftigkeit aus der Welt zu stoßen. Insoweit würde sich kaum verlohnen, Uhdes Verärgerung zu korrigieren. Gewichtiger ist der Vorwurf der Lieblosigkeit, der schon darum zur Widerlegung reizt, weil über die Art, wie der Maler als Maler liebt, oft Mißverständnis bestehen dürfte.

Da erzählt nun Julius Elias von Liebermann eine Geschichte, die überwältigend aufklärt, was für den Maler die Liebe ist:

> Auf der Terrasse des Gasthofes in Nordwijk-Binnen. Ein armes Mädel geht vorbei, einen kleinen Jungen auf dem Arm. Der Junge ist beinah nackt da, wo der Rücken anfängt, unanständig zu werden. Liebermann nimmt ein Blatt heraus, ruft dem Mädchen in einer Sprache, die angeblich holländisch ist, zu, sie solle stillstehen und den Bengel hochhalten, klappt nach einigen Minuten sein Buch wieder zu und sagt: So – den Hintern hätt’ ick.

Liebermann liebt nicht sentimental die zerlumpte Dorfrange; er liebt die ihn sinnlich erregende Form eines Stückes Natur. Genau so, wie Rubens kaum die Heiligen geliebt haben dürfte, wohl aber die Weiber, die er als heilige Cäcilie oder als unbefleckte Jungfrau an sich riß, und die, wie Goethe verständnisvoll feststellt, eben seine Weiber waren. Wenn es nach der Liebe zu den Heiligen ginge, so wären Fra Angelico und Giotto, wären die Nazarener und die Präraffaeliten zweifellos größere Maler als Rubens. Selbst von Millet, den man oft genug einen malenden Sozialisten genannt hat, wird erzählt, daß er sehr unwirsch geworden sei, wenn man ihm zugetraut habe, er male die Landleute aus Liebe zu ihrer Armseligkeit. Menzel war einmal eingeschlafen, während ihm der Kellner ein Beefsteak vorsetzte; als er erwachte, war das Fleisch kalt, und wütend fing er an, es zu zeichnen. Michelangelo hat zu den Heiligen der Sixtinischen Decke wahrscheinlich noch etwas glaubensvoller gestanden als Rubens zu seinen Altarbildern; dafür aber hat Michelangelo die Arbeit, zu der ihn Julius zwang, gehaßt wie ein wütender Zwerg und hat schäumend und rasend Wände und Decken mit dem Pinsel gepeitscht. Man sieht: das Problem der Liebe ist für den Künstler einigermaßen kompliziert. Gewiß, es gibt Erscheinungen in der Kunst, bei denen man annehmen möchte, daß sie das Stück Natur, dem sie Gestalt geben, nicht nur formen wollen, daß sie ihm auch in irdischem Sinne helfen möchten. Die Käthe Kollwitz, Ernst Barlach, auch Zille sind, fast möchte es so scheinen, zugleich Propagandisten, Bannerträger einer Tendenz. Sind sie deshalb, wohlverstanden deshalb, die größern Künstler? Als Holbein den Leichnam Christi malte, der in Basel hängt, hat er, das spürt man unwiderstehlich, keinen Augenblick an den toten Gott gedacht; Holbein malte eine Leiche, eine Anatomie, vielleicht die erste, die er zu sehen bekam. Dies Anfangsstadium der Verwesung ergriff ihn, und er griff nach ihm und warf es mit der Leidenschaft des Künstlers auf die Fläche. Wie kühl aber ist diese Leidenschaft, wie beinahe kalt, wie mathematisch, wie ganz frei von irgendwelcher tränenreichen Liebe. Die Liebe, oder was wohl das Selbe sein dürfte, die Phantasie des Malers, ist eben nicht auf Das eingestellt, was es alles an Lebensvorgängen geben könnte, sondern allein auf Das, was von ihm als Form erkenbar ist. Hierzu sagt Liebermann dieses:

> Je naturalistischer eine Malerei ist, desto phantasievoller muß sie sein, denn die Phantasie des Malers liegt nicht – wie noch Lessing annahm – in der Vorstellung von der Idee, sondern in der Vorstellung von der Wirklichkeit, oder wie Goethe es treffend ausdrückt: „Der Geist der Wirklichkeit ist das wahrhaft Ideelle."

Liebermann nennt Frans Hals den phantasievollsten aller Maler, die je gelebt haben. Und in derselben bedeutungsvollen Schrift über ‚Die Phantasie in der Malerei' heißt es:

> Was bedeutet die korrekte Zeichnung, der virtuoseste Vortrag, die lebendigste Farbe, wenn all diesen äußerlichen Vorzügen das Innerliche die Empfindung fehlt.

Es läßt sich also kaum leugnen, daß Liebermann nichts zu tun haben will mit einer Malerei, die, wie Uhde ihm vorwirft, nur „kolossal, flott, schmissig und knorke“ ist. Es wird schon so sein, wie Elias von Liebermann sagt:

> Alles an ihm ist erregt; es zuckt, blitzt, wettert und hagelt um ihn; nie macht er witzigere, geistvollere Konversation, als wenn er malt. Dieser unser größter Maler der Bewegung ist selbst ewig in Bewegung... Wie Degas legt er eine kühle und abkühlende Schicht unmerkbar zwischen sich und die Menschen, um ganz nur Maler sein zu können... Sein Herz ist nur in seiner Arbeit, im künstlerischen Schöpfungsprozeß, seine Intimität ist in seiner Phantasie, in der Art, wie die Phantasie die naturnotwendige Form für die malerische Vision ihm erschafft. Sein Herz ist nicht bei den Menschen, deren Erkenner und Richter er nicht sein will. Ihn interessiert nur, wie ihre Seele sich in ihren Mienen, ihr Charakter sich in den Formen, dem Mouvement des Körperlichen ausspricht und lesen läßt.

Nun muß man aber wissen, daß Elias solches in einem Buch sagt, das betitelt ist: ‚Liebermann zu Hause‘, und worin zusammengestellt sind die Zeichnungen, die Liebermann nach den Mitgliedern seiner Familie, nach Vater und Mutter, nach Kind und Enkel, gemacht hat. Liebermann war ein unbändiger Vater; einmal trifft ihn Elias auf dem Boden sitzend, unter den Händen der kleinen Käthe, die dem längst berühmten Vater Briefmarken auf die Glatze klebt. Man wird jetzt begreifen, was Liebermanns Größe ausmacht, wenn er auch diesem Kinde gegenüber die Gestaltungskraft des Künstlers ganz erregt sein läßt von dem unerschöpflichen Geheimnis der Form. Und man wird es nur auf solche Intensität des künstlerischen Prozesses zurückführen können, wenn Elias hinzufügt (was übrigens jeder aus dem entzückenden Blatt zu lesen vermag), daß grade dadurch die Hieroglyphe, die Liebermann nach dem Enkel in der Wiege hinschreibt, wie ein Engelchor, magisch und überirdisch wirkt.

Was kann Liebe übrigens Höheres sein, als ein Sichhingeben an das geliebte Objekt? Liebermann aber ist von allen deutschen Malern vielleicht, ja gewiß der, der sich am entschiedensten, wie das Karl Scheffler erkannt hat: vom Objekt das Gesetz diktieren läßt. Wer immer wieder die Polospieler, die Reiter am Strande, das Haus im Garten gestaltet, wer immer wieder um die Form der gleichen Erscheinungen kämpft und ringt, in dem muß die Liebe des Künstlers brennen, die Liebe zur Form, zur Entklärung und Verklärung der Natur. Was Liebermann über Israels sagt, gilt genau so von ihm selbst:

> Was ich vor Allem an ihm liebe, ist sein Temperament. Wenn ich es nicht wüßte, jedes seiner Werke würde es mir sagen, daß er nichts auf der Welt mehr liebt als die Malerei. Nicht mit der behaglichen Liebe des Ehemanns, mit der die Metsu, Mieres oder Dou malen, sondern mit der heißen, ungestümen Leidenschaft des Liebhabers schafft er seine Werke. Trotz seiner Jahre hat er sich die Seele des Jünglings bewahrt. In jedem seiner Bilder ein Ringen, jener Moment im Kampf mit dem Engel, wo Jakob sagt: Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn.

Das ist Israel — das ist Liebermann, der glücklich ausruft:
Den Hintern hätt’ ick.

Opernkrise

I.

Kultusminister Becker von Anna Siemsen

Herr Becker ist preußischer Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Er ist der Mann, der seit dem Frühjahr 1919 die preußische und durch sie die deutsche Kulturpolitik bestimmt hat, mehrfach an verantwortlicher Stelle, in den Zwischenzeiten nicht minder wirksam an nicht verantwortlicher Stelle.

Er wurde bereits in das wilhelminische Kultusministerium berufen. Als Referent an der deutschen Gesandtschaft in Konstantinopel und als Orientalist an der Universität Bonn galt er als Fachmann für Orientpolitik und kulturelle Eroberung des Auslands. Er hatte diese Auffassung durch Reden und Schriften unterstützt und das Türkisch als Prüfungsfach für Oberlehrer durchgesetzt — mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Durchdringung des nahen Orients und auf die vielen nach einem deutschen Siege zu gründenden Auslandsschulen. Im Ministerium winkte ihm unter Wilhelm II. ein glanzloser Geheimratsposten. Aber die kaiserlich-königliche Republik machte sein Glück.

Es kam der Umsturz. Es kam das Doppelministerium Haenisch-Hoffmann und ein beträchtliches Durcheinander. Becker hatte sich von Anfang an mit Gewandtheit und Zurückhaltung auf den Boden der Tatsachen gestellt. Und als die revolutionäre Begeisterung verrauscht war, als Hoffmann und sein Staatssekretär ausgeschifft waren und begonnen wurde, die ersten Revolutionserlasse abzubauen: da fand er sich als Staatssekretär und Vertrauter eines sozialdemokratischen Ministers.

Da dieser Minister Konrad Haenisch hieß und mit der Vertrauensseligkeit einer grundehrlichen Seele den kindlichen Stolz verband auf germanische Abstammung, bürgerliche Kulturtradition und nationale Zuverlässigkeit, da dieser Minister gern redete, gern in Erfolgen seiner persönlichen Liebenswürdigkeit schwelgte und kleinliche Einzelheiten den Referenten überließ: so geschah sehr bald nur Das, was der Staatssekretär wollte.

Haenisch redete und repräsentierte. Er erhielt zuweilen eine Sache zugeworfen, mit der er sich die Zeit vertreiben konnte. Die Koalitionsfreunde: Zentrum und Demokraten sorgten dafür, daß die Unterhaltung nicht abriß — die Demokraten mit sehr unüberlegten, das Zentrum mit äußerst wohldurchdachten Angriffen. Bedeutsame Fragen wie die, ob Konfirmandenunterricht auf den Nachmittag verlegt werden dürfte, regten monatelang die christliche Volksseele zu flammenden Protesten auf. Und wo durch allzu große Hartnäckigkeit des Zentrums, das darauf bestand, dissidente Lehrer gegen die Verfassung aus der Schule zu graulen, grundsätzliche Fragen wie die der weltlichen Schule angeregt wurden, glückte stets eine vorläufige Regelung, und man behielt so die Hände frei.

Nach außen hin sorgte Becker dafür, daß nichts Wesentliches geschah, daß aber der Anschein starker Tätigkeit auf ungefährlichen Gebieten entstand. Nach innen hielt er die Zügel straff: radikale Elemente verschwanden aus dem Ministerium; was an Sozialisten blieb, war an sich harmlos und wurde in unschädliche Ecken geschoben. Beliebt war der Typus der überparteilichen, aber freidenkenden modernen Persönlichkeit. Das Zentrum bekam die entscheidenden Stellen, die es verlangte; und die Allerreaktionärsten, wie den Juristen Gürich, dem wir heute den Reichsschulgesetzentwurf verdanken, hielt man in handgerechter Reserve.

So war es kein Wunder, daß Becker – helläugig und hellhörig, unwandelbar korrekt und liebenswürdig, sobald ihm daran lag – mit allen Parteien ausgezeichnet stand. Die Sozialdemokraten hielt er durch seinen Chef in Abhängigkeit. Den Demokraten galt er als der Ihre und war es eine Zeitlang – solange sichs lohnte. Vorzüglich war sein Verhältnis zum Zentrum. Und zwischen ihm und den Rechtsparteien bestand ein korrektes Wohlwollen, das jederzeit sich zu einer wärmern Temperatur entwickeln ließ.

In jener Zeit hat ihm wohl so etwas wie der Traum eines Reichsbildungsministers vorgeschwebt. Eine im Jahre 1919 entstandene Schrift über die kulturpolitischen Bildungsaufgaben des Reichs fühlt geschickt in dieser Richtung vor. Er war klug genug, bald zu sehen, daß der wachsende Partikularismus hier keine Lorbeern reifen ließ. Er war ebenso klug, die Dummheit des Kapp-Putsches zu durchschauen, in korrekter Ablehnung zu verharren und sogar das Martyrium von ein paar Stunden Arrest in „seinem“ Ministerium auf sich zu nehmen, während welcher Zeit er mit dem wachehabenden Offizier Zigarren rauchte und an Haenischs Stelle einen eleganten Demonstrationsstreik der Ministerialbeamten leitete.

Bei „sus getanen dingen“ fiel ihm, als Haenisch ging, das Ministeriat als reife Frucht in den Schoß. Und als dann die Deutsche Volkspartei den braven Philologen Boelitz zum Minister machte, bedeutete das für Becker nur einen vorübergehenden Wechsel des Amtszimmers. Wir hatten zur Zeit der Hohenzollern den ewigen Geheimen Rat, der in allem Wechsel der Selbe blieb. Becker schuf den neuen Typus des ewigen Ministers, denn in der Tat und Wahrheit ist er Minister geblieben durch all die scheinbaren und, ach, so oberflächlichen Wechsel unsrer kaiserlich-königlichen Republik.

Und damit wird er zum typischsten Vertreter von Regierungen, die im Wandel der politischen Konstellationen sich gleichen an Bedeutungslosigkeit für die tatsächliche Entwicklung, die kaum noch etwas andres sind als Wettergläser für die politische Temperatur im Reich. Herrn Becker bewahrt seine zweifellos bedeutende Klugheit davor, falsch anzuzeigen. Man kann heute mit Sicherheit aus seinem Widerstand gegen den Reichschulgesetzentwurf entnehmen, daß der Stern der Deutschnationalen im Sinken ist. Er hat sich schneller darauf eingestellt als sein einstiger Protégé, der allzu täppische Gürich. Er wird aller Wahrscheinlichkeit nach noch viele, viele Re-

gierungswechsel abwechselnd als Minister und als Staatssekretär überdauern, und wenn seine Konstitution dazu ausreicht, wird er gewiß das silberne und goldene Regierungsjubiläum erleben.

Es ist sogar zweifelhaft, ob ihn das Rechts- und Links-Changieren – dieses geht ja nie über eine Geste hinaus – Opfer kostet. Er hat bestimmt eine starke Abneigung gegen „Linksradikale“, Arbeiter und ehrliche Demokraten. Der Klasseninstinkt des parvenierten Bürgers ist stark in ihm. Er hat wahrscheinlich eine sehr geringe Sympathie für die brutale Borniertheit unsrer Völkischen. Mit der Sicherheit der Bestien, die ihren Gegner wittern, haben ihm das die „nationalen“ Studenten durch Scharren und Pfeifen quittiert, als er sich unter sie wagte. Im übrigen...? Sehr ungläubige Leute haben zumeist Einen starken Glauben: an sich selbst, und Einen stärkern Aberglauben: an die Wichtigkeit äußern Erfolges. Herr Becker wird wahrscheinlich annehmen, daß eine hinreichend lange Regierungstätigkeit ihn an die Seite Humboldts stellen wird in der Geschichte der deutschen Kultur. Und er, der Skeptiker, sieht nicht, daß ganz andre, rohere Gewalten heute deutsche Kulturpolitik machen: das große Kapital, das seine Interessen rücksichtslos einkassiert, der religiöse Aberglaube, dessen sich ein paar kluge Priester und Politiker bedienen, und ein dumpfes Spießertum, das sich und Andre mit einem dummverlogenen Nationalismus besoffen macht. Sie alle hindern mit allen Kräften das Neue, das überall außerhalb der Amtsstuben zu Lichte will, den Willen zur demokratischen Gerechtigkeit, den Mut des freien Denkens, das europäische und – wie bald schon – übereuropäische Bewußtsein. Und unsre Regierungen sind nur noch Funktionäre dieser lebensfeindlichen, ungeistigen und unfruchtbaren Mächte. Darum hat ihre Arbeit nur noch den Wert von Polizeiverfügungen. Darum wird Herr Becker, wenn er sein silbernes oder goldenes Regierungsjubiläum feiert, nur auf die Arbeit eines gewissenhaften und erfolgreichen Bürochefs zurücksehen.

Er wird dann zu den vielen Millionen gehören, die eines Lebens Arbeit an Belanglosigkeiten verpulvert haben: einen Orden, einen Titel, einen Zeitungsnachruf, den Neid der lieben Nachbarn – meanly admiring mean things. Aber er wird diese gemeinen Dinge nicht einmal aufrichtig bewundert haben.

II.

Intendant Schillings von Paul Schlesinger

Über die Krise der Staatsoper ließe sich viel sagen – über den scheidenden Max v. Schillings faßt man sich ohne Zwang beschämend kurz. Es wäre undankbar, wollte man leugnen, in sieben Jahren Unter den Linden anregende und schöne Abende erlebt zu haben. Er selbst als Dirigent kein Zauberer, kein Magnet; aber ein Musiker von gewissem Verdienst, von zureichender Routiniertheit, allmählich sich für seine Aufgaben immer mehr erwärmend und in ihnen auch erstarkend.

Der Intendant blieb hinter dem Dirigenten zurück. Während seines Regimes gab es zwei wirklich interessante Epochen: die Große Volksoper und den herrlichen Beginn Bruno Walters in der Bismarck-Straße. Mehr auf Konto des Intendanten ist zu setzen die sehr wertvolle Bekanntschaft mit Kleiber. Und den-noch kam es zwischen Beiden zu keiner glücklichen Ergän-zung: Kleiber, zweifellos eine echte musikalische Begabung mit einer jugendlichen Freude an Überschreitungen, wäre ein strah-lender Zweiter neben einem universalen Ersten. Aber Schil-lings ist weder ein Universaler noch ein Erster. Ein Komponist, der es als Wagner-Epigone so weit brachte, neben Strauß grade noch bemerkt zu werden, der sich als Dirigent eben mit Strauß und Wagner einigermaßen zurechtfand, ohne bedeutungsvoll vorwärts und rückwärts zu weisen. Und der dennoch auf seine Befugnisse zu eifersüchtig war, um sich auf den Inten-dantenposten zu beschränken und eine glückliche Lösung der Kapellmeisterfrage herbeizuführen. Das Resultat war: ein All-tagsrepertoire und ein Durchschnittspersonal; eine allgemeine Interesselosigkeit. Wer Schillings von Stuttgart her kannte, wußte, daß er über ein Mittelmaß der Leistung nie hinaus-wachsen würde. Eine persönliche Geschicklichkeit, eine aus-gesprochene diplomatische Begabung hielt ihn länger, als dem Institut nützlich war.

Aber nicht an dem künstlerischen Defizit sollte er scheitern — sondern an seinem sich stetig verschlechternden Verhältnis zu dem Ministerium. Dieses zählt einige „Fälle“ auf, mit denen sich Schillings unmöglich gemacht hat. Einem Größern wären sie unschwer verziehen worden. Man hätte den Bruch gern geräuschlos sich vollziehen sehen. Aber da es vielleicht wirk-lich das einzige Mittel war, eine unerfreuliche Epoche der Staatsoper zu beenden, war die Gelegenheit, aufzuatmen. Und es geschieht das Wunder: Schillings, der nie zu einer lauten Anerkennung, oft zu peinlichem Tadel Veranlassung gegeben hatte, hat zum ersten Mal eine gute Presse. Der Grund: un-beliebter noch als Schillings ist das Ministerium. In einer Hinsicht begreiflich: Schillings ist ein einzelner, erkennbarer Mensch, mit dem man fühlen oder abrechnen kann. Das Mini-sterium? Man weiß schon nicht, welches gemeint ist. Das Kultusministerium ist abhängig vom Finanzministerium und das wieder von der Oberrechnungskammer. Überall sitzen Mini-ster, Staatssekretäre, Präsidenten, Geheime und andre Räte. Und jede Instanz hat andre leitende „Gesichtspunkte“. Es gibt keinen gesunden künstlerischen Gedanken, der nicht durch einen Politiker, keinen vernünftigen wirtschaftlichen Gedanken, der nicht durch einen Juristen kaputt gemacht werden könnte. Kein Wunder, daß Schillings augenblicklich einem Opferlamm zum Verzweifeln ähnelt.

Es ist kein Grund vorhanden, dem Gestürzten über das Maß hinaus weh zu tun. Aber man verschiebe die Rollen nicht: das Opfer, das sind wir, als kunstliebende und steuer-zahlende Mitbürger, die das Institut immer mehr verkommen sahen. Die Verantwortung des Ministeriums beginnt in dem Moment, wo es, die Schwäche dieses Intendanten genau ken-

nend, den Vertrag um fünf Jahre erneuerte. Damals hatte es Angst davor, die Oper ein halbes Jahr verwaist zu lassen – dann hätte man nämlich Bruno Walter gehabt. Nun war sie erst recht zwei Jahre verwaist. Möge sie endlich die rettende Hand finden.

Die zerbrochene Leiter von Alfred Polgar

Dieses Lustspiel von Berr, Gavault und Rudolf Lothar versammelt alle Spielarten bürgerlichen Glücks und mischt sie in mancherlei Variation. Hoher Adel, furchtbar viel Geld, Liebe, Glück des Wissens, Glück der Arbeit füllen die Szene mit unendlichem Behagen, und auch das Glück ländlichen Friedens ist vertreten, das schlichte Sein zwischen Blumen und hausgemachtem Speck. Der alte Adel und das neue Geld werden tüchtig ironisiert, aber es steckt eine so schmeichlerische Wärme in dieser Ironie, daß sie von Zärtlichkeit kaum zu unterscheiden ist. Wahre Liebe und tätiges Sein hingegen werden mit einfachen, kernigen Worten gepriesen. Hier ist es, wo aus dem guten Dialog das schlechte Fett herausschmeckt. Und wie den müßiggehenden Marquis plötzliche Liebe zum plötzlichen Arbeitswillen bekehrt, das ist nun teils zum Entzücken, teils zum Kotzen gar. Die Männer im Spiel sind sehr gut angezogen, deshalb werden sie auch auf den ersten Blick geliebt. Das führt zu vielen heitern Plötzlichkeiten, die Situationen wechseln überraschend, und zumindest einmal kommt jede Person jeder Person zuzurufen in die Lage: „Sind Sie (bist Du) verrückt geworden?!“ Als eine Synthese von französischer Grazie und deutscher Klobigkeit, von leichtfüßigem Lustspiel und gestiefelter Posse, so stellen sich die drei Akte dar, und diese Darstellung spiegelt sich auch in jener, die dem Stück im Wiener Akademietheater zuteil wird. Die Regie ist kräftig hinterher, Sach- und Kleider-Scherze fördern die Stimmung, das Tempo ist gut, und sogar neuere Inszenierungsprinzipien kommen zur Geltung durch eine Treppe, die auf vielfach-komische Weise erklettert wird. Für die Originalität von Stück und Darstellung zeugt – nie hätte man solche Gruppe für möglich gehalten – , daß Herr Devrient und Frau Senders ein Paar werden. Er ist, ohne Anstrengung, sehr nobel, sie sehr drastisch. Herrn Ernst Arndts Humor übermüht sich, nicht trocken und akademisch zu sein. Mit schöner Nonchalance lassen die Herren Hennings und Günther Liebe und Geld über sich ergehen. Frau Mayen ist Doktorin der Medizin, doch kann man ihr, trotz der Brille, die Wissenschaft nicht recht glauben; sie scheint mehr ein Doktor von jener Art, wie ihn Molières Toinette abgibt. Die Pointe des Abends heißt: Alma Seidler. Laune, Anmut, Tempo dieses zierlichen Persönchens sind ganz pariserisch (erinnern auch an die köstliche Maud Loty). Wie sie frech, kokett, bewußt ist, wie sie schwätzt und zuhört, Affektation und Natürlichkeit durcheinanderwirft – bezaubernd. Wunderliche Vorstellung, daß der Stamm, von dem dieser Apfel gefallen ist, ein k. k. oesterreichischer Ministerpräsident war.

Dieser ‚Heinrich IV.‘ wäre ein Einakter von der Art, wie sie ehedem der Schlag Ermete Zacconi gebraucht hat, um sich überall in der Welt verständlich und beifallswürdig zu machen. Kein schlechter Einfall: daß einem auf einer Maskerade vom Nebenbuhler das Pferd unterm Leibe totgepiekt worden ist; daß er beim jähen Sturz eine Gehirnerschütterung weggekriegt hat und in der Maske Heinrichs IV. weiterlebt; daß er nach Jahren gesund wird, aber die Rolle beibehält; daß er die Täuschung aufhebt und den Nebenbuhler ersticht; daß er dafür kaum bestraft werden wird, weil ja die Rückkehr in die Rolle jederzeit möglich ist. Der fruchtbare Moment ist die Ueberrumpelung der Umgebung, die Abwerfung der Maske, der Ausbruch des Komödianten in die Wahrheit. Von diesem Moment aus war die Vergangenheit aufzurollen. Leider hat Pirandello weder die Faust, seinen Stoff so zusammenzupressen, noch, wenn er sich schon auf drei Akte einläßt, die Phantasie, sie zu füllen. Er redet von jenem Fastnachtsspiel, dessen unfreiwillige Narren wir Alle sind, und von dem Rollentausch, den wir – das Leben ein Theaterstück und das Theater ein Stück Leben – immerzu vornehmen. Aber das Gerede gewinnt nicht Gestalt, auf den Karneval ist nur von der Grauheit und Nüchternheit des Aschermittwoch zu schließen, Geheimnistuerei gibt sich für Magie, Bellachini für einen italienischen Shakespeare von heute aus, und während der Coupeau dem Mitterwurzer, der Kean dem Matkowsky, der Narziß dem Bassermann nicht geringere schauspielerische Gelegenheit bot als der Hamlet, der Karl Moor, der Mephisto – währenddessen wünscht man sich, in der Tribüne, Alexander Moissi nach so langer Fastenpause nahrhaft beköstigt statt auf diese kümmerliche Ration eines stamm-, nicht kunstverwandten Dramatikers gesetzt zu sehen.

*

Cicely ist hingegen von Shaw und die Hauptfigur eines dramenähnlichen Gebildes. Sie hat also Brüder und Schwestern. Cicely ist Julius Caesar und Candida Morell und jener wundervolle Kellner aus dem ‚Verlorenen Vater‘. Von allen hat sie etwas. Sie ist die verkörperte Grazie und hat dabei einen Dunstkreis von selbstverständlicher Überlegenheit um sich. Das Ziel sinnvoller Lebensführung sieht sie in der harmonischen Heiterkeit einer hilfreichen und guten Seele, die nicht ohne Geist zu sein braucht. Die Weltanschauung dieser Frau gründet sich auf zwei tiefen Einsichten: daß wirklich gute Menschen genau so selten sind wie wirklich schlechte; und daß Keiner jemals die ganze Wahrheit über irgendetwas weiß. Das ist keine Resignation, die lähmt, sondern eine, die stärkt. Sie macht bescheiden, aber auch unbesiegbar. Cicely gewinnt aus ihr die Fähigkeit, zu verzaubern, ohne je verzaubert zu werden. Diese ihre Fähigkeit erstreckt sich auf jedermann, auf jeden Mann. Die Männer werden dumm und klein vor ihr. Alle Manneseigenschaften enthüllen sich mehr oder minder als irdische Gebrechen,

die Cicelys reine Menschlichkeit zu sühnen kommen muß. Ehrgeiz wird Eitelkeit, Gerechtigkeitstrieb wird Rechthaberei, Logik wird Eigensinn, und Tapferkeit wird Prahlerei in jenem Reich der mütterlichen Natur und des aesthetischen Wunders, das das Reich der Frau ist. Shaw wirkt hier wie ein umgekehrler Strindberg, als welcher er gegen alle Weibesschwächen pathetisch alle Manneskräfte aufzubieten liebt. Shaw sieht die Relativität der Dinge und lacht. Wenn weiblicher Liebesreichtum durch Inkonsequenz, Schönheit durch Unselbständigkeit, Opfermut durch Launenhaftigkeit entwertet werden kann — warum soll dann nicht männliche Folgerichtigkeit durch Egoismus, Geistesschärfe durch Reizlosigkeit, Widerstandsfähigkeit durch Pedanterie entwertet werden können? Laßt also lieber gelten, was da ist! lehrt Shaws Sachwalterin, auf die der Dichter mit zärtlicher Liebe blickt, die er sich aber doch nicht nah genug auf den Leib hat rücken lassen, um nicht auch noch an ihr Kritik zu üben. Was ists um sie? Sie wird bald vierzig Jahre alt, reist ohne Schutz durch Afrika und schreibt darüber in die Zeitungen. Zum Schluß steht sie allein. Hätte Shaw eine Spur Sentimentalität in sich, so würden wir ein Frauenschicksal zu beklagen haben. Er deutet es nur grade an. Cicely liebt die Menschen, weil sie keinen liebenswerten Mann gefunden hat. Ists ihre Schuld? Vielleicht ist in dieser Frau einmal ein Liebesleben getötet worden, trotzdem sie eifervoll bestreitet, je „verliebt“ gewesen zu sein. Vielleicht aber könnte sie so warm nicht sein, wenn sie so kühl nicht wäre. Die Philanthropie als dauernder Ersatz der Erotik: das ist, bei allen leisen Zweifeln, das Ideal, an das zu glauben Shaw in dieser Komödie vorgibt. Hierin liegt das Geheimnis ihrer Unbeschwertheit, ihrer Luftigkeit und Leichtigkeit. Wir sind, jenseits aller trüben, heißen, wilden Leidenschaft, an einer bessern und reinern Welt. Ich will nur gestehen, daß ich eine Menge dramaturgischer Qualitäten für diese durchsichtig klare Atmosphäre der Komödie hingebe, von der übrigens anstandshalber doch auch gesagt werden soll, daß sie ‚Kapitän Braßbounds Bekehrung‘ heißt. Unbedingt nötig ists wirklich nicht. Weder Braßbound noch seine Bekehrung sind für den geistigen Gehalt des Stücks von Wichtigkeit. Beide sind schlecht und recht und reichlich unglaubhaft erfunden worden, nur weil schließlich irgendeine Art von Handlung und Gegenspiel vorhanden sein muß, die Cicely zur Entfaltung ihres Wesens bringen. Im Schiller-Theater: zur Entfaltung Lina Lossens, die ruhevoll das natürliche Uebergewicht eines gesunden Frauenverstandes, eines untrüglichen Instinkts und einer unversieglichen Herzensgüte über die lärmenden Einbildungen von Manneswürde und Mannesehre bewies. Die drei sichtbarsten Männer: ein neuer Ferdinand Hart, der sich als Braßbound langsam freispielte; Albert Patry, der für eine spezifisch englische Mischung von Phlegma und Brutalität Haltung, Miene und Ton wie Wenige hat; und Jakob Tiedtke, zu dem, so deutsch er ist, zu dessen Laune, Saftigkeit, Erfindungsfreude und Flinkheit bei aller Rundlichkeit Bernard Shaw lachend und dankbar Ja sagen würde.

Das Reich als Getreideaufkäufer

Das Unglück der guten Ernte zeitigt immer neue und immer kuriosere Folgen. Die Hochschutzzölle haben nichts geholfen, und die Freigabe der Ausfuhr hat nichts geholfen, und die Einfuhrscheine haben versagt – die Ernte war halt zu gut. Zwar hat es inzwischen eine solide Weizenhausse gegeben, und für den Zentner muß man schon 12, 13 Mark bezahlen, aber die Tonne Roggen steht immer erst 20 Mark höher als im Kriege, es ist noch nichts Rechtes. Die Landwirte suchen sich dadurch zu helfen, daß sie das Getreide zurückhalten, so fest zurückhalten sogar, daß trotz der Rekordernte die Müller und Bäcker nur für die nächsten vierzehn Tage Vorrat haben. Aber von Zeit zu Zeit brauchen sie doch Geld und müssen das Korn zu Markte bringen auf die Gefahr hin, etwas niedrigere Preise zu erzielen.

Doch wozu haben wir einen Reichslandbund? Dieser längst aufs energischste totgesagte, aber trotzdem noch immer recht lebendige Verband hat sich jetzt ein erstklassiges Plänchen zurechtgemacht, um die Preise künstlich hoch zu halten und die freie Regulierung durch Angebot und Nachfrage auszuschalten. Wenn alle Schutzzollmaßnahmen und andern Monopoleinrichtungen gegen das Naturwunder der guten Ernte versagen, gibt es gottlob noch ein letztes Mittel zur Konservierung der gewünschten Preise. Das Reich muß eben den Landwirten das überflüssige Getreide zu hohen Preisen abnehmen und so sparsam und teuer weiterverkaufen, daß eine Baisse nicht entstehen kann. Ein famoser Plan, und Graf Kanitz, der einzige Hinterbliebene aus der Zeit der deutschnationalen Regierung, in Zivil Großgrundbesitzer von 10 000 Morgen, scheint gar nicht abgeneigt, seinen Berufsgenossen auch diesen Wunsch zu erfüllen. Der Sohn des Kähne-Kanitz will das Reichsgetreidemonopol vorläufig nicht gleich zu einer Dauereinrichtung machen, sondern ganz bescheiden sollen nur einmal 30 Millionen zum Ankauf von 200 000 Tonnen hergegeben werden, die dann in homöopathischen Dosen und zu Apothekerpreisen auf den Markt kommen sollen. Als Monopolverwaltung soll die dreimal verdammte Reichsgetreidestelle dienen, für die in der Zeit der Zwangswirtschaft kein Fluch der ‚Deutschen Tageszeitung‘ zu scharf war. Jetzt ist diese wirklich einigermaßen abbaureife Behörde plötzlich lieb Kind bei allen Agrariern.

Merkwürdigerweise hat das Rumpfkabinett Luther einstweilen noch nicht den Beschluß gefaßt, die Angelegenheit nach bewährten Vorbildern unter der Hand, im Verwaltungswege, allenfalls mit ein bißchen Reichsrat dazwischen, zu erledigen. Man will daraus eine regelrechte Vorlage machen und sie dem Parlament präsentieren. Offenbar mochte Herr Luther vor Locarno die lieben Nachbarn zur Linken nicht verärgern. Aber die Zeiten können sich ändern, und vielleicht findet sich bald wieder eine Gelegenheit, den Deutschnationalen ein Extrapräsent entgegenzubringen. Denn die Regierung Luther ist und bleibt nun einmal die Regierung des Preisabbaus.

Fürstenabfindung

Sieben Jahre hindurch, solange es noch Zeit war, haben zwei, drei Menschen in Deutschland sich für die Angelegenheit interessiert und in der Öffentlichkeit immer wieder darauf hingewiesen, was das mit den Fürstenabfindungen für ein Skandal ist. Nun endlich, wo die Mehrzahl der deutschen Landesväter von ihren dankbaren Landeskindern pensioniert sind und in der Hauptsache nur noch Wilhelm aussteht, entdeckt man auch anderswo das „Problem". Der Anlaß dazu kam – schau, schau – aus dem grünen Herzen Deutschlands, das derzeitig ein volksparteilich-deutschnationales Kabinett regiert. Aber die Prozesse der thüringischen Fürsten, die mit Hilfe der höchsten deutschen Gerichte fast durchweg zu Gunsten der Expotentaten entschieden worden sind, gingen selbst dem schwarz-weiß-roten Minister Leutheußer über die Hutschnur. Und so hat jetzt diese treumonarchistische Regierung eine reichsgesetzliche Regelung der Abfindung verlangt.

Nachdem die Monarchisten vorangegangen sind, haben nun auch die Demokraten im Landtag sich gerührt, und für die Reichstagsdemokraten hat der Abgeordnete v. Richthofen einen Gesetzentwurf ausgearbeitet, der den Ländern das Recht zur staatsgesetzlichen Erledigung der Abfindungen „unter Ausschluß des Rechtsweges" zuspricht. Für den schlichten Untertanenverstand hört sich das ein bißchen merkwürdig an, aber die Sache ist nun einmal so verfahren, daß die Rückgabe der Kronvermögen an die Staaten bisher als Enteignung galt und die Enteignung – damit die Sachsen und die Braunschweiger nichts Böses tun – seinerzeit durch die Reichsverfassung den Ländern verboten wurde. Was die Demokraten im Einzelnen für die Aufwertung der bisherigen Fürstenabfindungen verlangen, ist zwar nicht üppig, aber doch annehmbar. Die Sozialdemokraten, die schon im vorvorigen Reichstag einen ähnlichen Gesetzentwurf eingebracht haben, werden selbstverständlich für den demokratischen Antrag stimmen, und die Kommunisten, die nebenher noch die völlige Enteignung aller Fürstenvermögen beantragt haben, werden hoffentlich auch vernünftig genug sein, die demokratische Vorlage nicht zu konterkarrieren.

Aber das Zentrum! Schon in Preußen, das eine verhältnismäßig links gerichtete Zentrumsfraktion hat, haben die Zentrumsleute in allen Abfindungsfragen eine sehr vage Haltung eingenommen, und dies war anscheinend mit der Grund dafür, daß Preußen sich im Reichstag noch nicht gerührt hat und der demokratische Finanzminister Höpker-Aschoff bereit ist, mit den Hohenzollern auf zivilrechtlichem Wege einen ungeheuerlichen Vergleich abzuschließen. Im Reichsrat sieht es mit dem Zentrum noch um einiges hoffnungsloser aus, und der dort recht zahlreich und mächtig vertretene Klerus wird gewiß dafür sorgen, daß man nicht durch die „Enteignung" der Fürstenvermögen einen Präzedenzfall schafft, der einmal für die tote Hand unangenehme Folgen haben könnte. Es ist also höchst zweifelhaft, ob die Demokraten mit ihrem Antrag durchdringen werden, wenn man es bei der parlamentarischen Aktion beläßt. Soll irgendetwas erreicht werden, dann ist notwendig, die

Wählerschaft zu mobilisieren und ihr in Volksversammlungen und in der Presse klar zu machen, was die Fürstenabfindungen den Steuerzahlern kosten.

Das Protektionsprogramm der Industrie

Der Reichsverband der Deutschen Industrie hat die Herren seiner Kartellstelle aufmarschieren lassen, um dem deutschen Volke in Ermangelung andrer Argumente durch einige Reden eine bessere Meinung von den Kartellen beizubringen. Daß die Argumente einander manchmal ein bißchen widersprachen und auch sonst nichts brachten, was nicht schon in den Kompendien der Volkswirtschaftslehre zugunsten der Kartelle steht, daß sorgsam Alles ausgelassen wurde, was zu Ungunsten der Kartelle spricht — wer will ihnen das verdenken? Die kartellierten Industrien haben in den letzten Monaten zwar wenig zu fühlen, aber doch Vieles zu hören bekommen und sind auch sanft von solchen Instanzen gestreichelt worden, von denen sie das bisher nicht gewohnt waren. Daß sie sich dagegen zur Wehr setzen, ist ihr gutes Recht und bedarf keiner langen und stürmischen Epiloge.

Wesentlich interessanter war, was sich am Abend vorher hinter verschlossenen Türen im Hotel Esplanade zutrug, wo der Hauptausschuß des Reichsverbandes seine Sitzung abhielt. In einem Referat des frühern Staatssekretärs im Auswärtigen Amt v. Simson über den deutschen Außenhandel wurden nicht nur dem Reichswirtschaftsministerium für seine treffliche Handelsvertragspolitik — siehe Frankreich und Spanien — etliche Komplimente gemacht, sondern als positive Maßnahme zur Exportförderung wurde das Subventionssystem der englischen Konservativen der deutschen Regierung als Vorbild empfohlen. Daß der 600-Millionen-Kredit, den das Kabinett Baldwin — als Mittel zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit — der englischen Exportindustrie bewilligt hat, auch unsre Industriellen auf den Geschmack bringen wird, war vorauszusehen. Man darf wohl annehmen, daß die Forderung planmäßiger Subventionen keine Privatansicht des Herrn v. Simson ist, sondern daß auch das offizielle Wirtschaftsprogramm des Reichsverbandes, das der Öffentlichkeit in der zweiten Dezemberhälfte, als Weihnachtsgabe, überreicht werden soll, ähnliche Wünsche enthalten wird.

Auch wer die Subventionierung ausgewachsener Industrien für eine ungesunde und ungerechtfertigte Privilegierung hält, wird zugeben müssen, daß ein durchdachter Subventionsplan, der nicht allzu grob auf die Bereicherung einzelnerlnteressentengruppen ausgeht, dem heutigen wilden Protektionismus entschieden vorzuziehen wäre. Zur Zeit bewirken die Hochschutzzölle fortlaufend eine Einkommensumschichtung, die der gesamten Wirtschaft weit mehr schadet, als sie einzelnen Zweigen einbringt, und dazu hält sich der Staat auch noch für verpflichtet, hunderte von Millionen, die überwiegend den arbeitenden Massen entzogen sind, wahllos an einzelne Großindustrielle und andre Protektionskinder zu verzetteln. Heute wird den Stumms unter die Arme gegriffen, morgen bekommen die Oberschlesier ihren Millionenkredit, übermorgen werden dem ge-

werblichen Mittelstand 30 Millionen dediziert, und tags darauf ist wieder die Landwirtschaft an der Reihe. Das ist auf die Dauer eine Unmöglichkeit. Die Linke darf nicht nur dem Reichsverband der Deutschen Industrie überlassen, anstelle dieses kostspieligen Wirrwarrs etwas Sinnvolleres zu setzen.

Wie mein Kinderbuch entstand von Hugh Lofting

Im Verlag Williams & Co. (zu Charlottenburg, Königsweg 33) erscheint ein Kinderbuch: ‚Dr. Dolittle und seine Tiere'. Mit Bildern des Autors. Und mit einer Vorrede von Oskar Loerke. Darin heißt es: „Das Buch ist eins der reinsten, klarsten, klügsten und erfindungsreichsten Kinderbücher, die es gibt... Unaufdringlich und dünkellos schwingt eine Ahnung von der ganzen Poesie und dem ganzen Tiefsinn der Welt durch die Atmosphäre dieses Buches." Es verdient, das Kinderbuch der nächsten Jahrzehnte zu werden. Wie es entstanden ist, wünscht der Dichter hier mitzuteilen.

Es war während des großen Krieges, und meine Kinder zu Hause wollten Briefe von mir haben — am liebsten mit Bildern. Aber was konnte man Kindern von der Front schreiben? Entweder war es zu schrecklich, oder es war zu langweilig. Auch unterlag Alles der Zensur. Etwas aber erzwang sich mehr und mehr meine Aufmerksamkeit: die Rolle der Tiere im Weltkrieg, wo sie gleich den Menschen mit der Zeit Fatalisten zu werden schienen.

Oft sah man im heftigsten Bombardement eine Katze zwischen den Trümmern einer Stadt herumspazieren, die, wie sie wußte, schon mehr als einmal beschossen worden war. Sie ließ es darauf ankommen, wie wir Alle. Selbst die Pferde lernten das Explodieren der Granaten in unmittelbarer Nähe ruhig und gelassen hinnehmen. Aber ihr Schicksal war anders als das der Menschen. Die schwere Verwundung eines Soldaten war durchaus nicht immer lebensgefährlich, denn alle Hilfsmittel der durch den Krieg so hoch entwickelten Chirurgie wurden zu ihrer Heilung aufgeboten. Für ein schwerverletztes Pferd gab es nur eine Kugel.

Das schien mir nicht ganz gerecht zu sein. Wenn wir die Pferde und Menschen gleichen Gefahren aussetzen — warum nehmen wir uns ihrer Verwundung nicht mit derselben Sorgfalt an? Offensichtlich mußte man die Pferdesprache kennen, wenn man für die Tiere eine gleich gute chirurgische Station schaffen wollte. Und das war nun der Keim meiner Idee:

Ein seltsamer Landarzt mit einer Neigung zur Naturwissenschaft und Liebe zu Tieren, die ihn bestimmte, seine Menschenpraxis mit der schwierigern, ernsthaftern und für ihn reizvollern Tierpraxis zu vertauschen. Die Schwierigkeit seines Unternehmens lockt ihn, denn zum guten Tierarzt gehört mehr — ein klarerer Kopf, der die Sprache der verschiedenen Tiere und ihre Physiologie kennen muß — als dazu, einzig und allein für die menschliche Hypochondrie zu sorgen.

Das war ein neuer Plan für die erzählenden Briefe an meine Kinder. Er entzückte sie. Und auf Veranlassung meiner Frau entschloß ich mich, die Briefe zur Freude andrer Buben und Mädchen in Buchform herauszugeben.

Die Dekadenten

Wenn neben den Treibereien des Flotten- und Wehrvereins und neben der bösartig-ungeschickten Haltung der deutschen Diplomatie etwas zum Kriege beigetragen hat, so sind das die Berichte der „unpolitischen“ Korrespondenten aus Frankreich vor dem Kriege.

Die haben unentwegt und durch Jahre hindurch behauptet, dieses Land sei am Ende, sei krank, dekadent, schwach, kernfaul... Daß sechzig kriegerische Millionen vierzig nichts als ruhebedürftige Millionen besiegen können, leuchtet ein. Daß aber eine wunderbare Kraft, die in keinem Biceps in die Erscheinung tritt, den Franzosen die Fähigkeit verlieh, während des Krieges niemals die Nerven zu verlieren, davon hat man uns nichts gesagt. Im tiefen Unglück, vor der Marne-Schlacht, im höchsten Glück, im November 1918, immer gemessen zu bleiben, immer das Gleichgewicht zu behalten – das scheint mir gar nicht dekadent. Aber die Schilderer brauchten das, Sie setzen ihr Werk heute fort.

Wir können uns auf den Kopf stellen – kein Literat wird so gelesen wie der namenlose Schmierer, der die ausländischen Zeitungen ausschlachtet. Welche Messerstechereien – ! Welche Vorstadtmoral – ! Welche Hurengeschichten – ! Der fremde Leser muß den Eindruck gewinnen: So ist Frankreich. Daß aber einem – gewöhnlich aufgeblasenen – Skandalfall Millionen ruhige und arbeitsame Menschen gegenüberstehen, davon ist nichts zu lesen.

Ich spreche nicht einmal von den Auswüchsen des Kriegswahnsinns. Da haben Betriebsame, die ihren Ruf, ihr Geld und ihre Stellung Frankreich verdankten, auf der Terrasse von Saint-Germain gedankenvoll empfunden, dieses Alles müsse ein Ende nehmen und könne nicht dauern... während doch grade der Thron ein Ende nahm, vor dem sich – Jenen zufolge – die letzten drei Deutschen verneigten und von vorn anfingen... Manche Leute sind nur bei einem schlechten Gedächtnis zu ertragen.

Aber wenn ich heute die deutschen Zeitungen lese – was muß ich da Alles über das Land erfahren, wo ich lebe! Die Frauen bekommen nie Kinder, die Mädchen sind nur für wenige Stunden des Tages vertikal anzutreffen, die Männer schießen sich Löcher in den Bauch oder stehlen Geschmeide... das muß ja ein dolles Land sein! Ist es auch.

Denn so etwas von ruhiger Zufriedenheit, von allgemeiner Ausgeglichenheit, von tiefer, tiefer Bürgerlichkeit war noch nicht da. Politiker mögen die bekämpfen, scharfe Beobachter mögen alles Mögliche in ihr sehen – aber sie ist vorhanden, unbestreitbar vorhanden, sie ist das Allerunromantischste von der Welt.

Überschrift, fett: „Greisenmorde in Paris!“ Na, gewiß doch. Die Einzigen, die leider Gottes aus diesen allgemeinen Pariser Morden lebend davonkommen, sind jene Reporter, die schon einmal dem deutschen Volk eingeredet haben, jenseits des Rheins wohnten die Verderbnis, die Degeneration, die Dekadenz. Es wohnen aber Menschen da, die ihre fünf Sinne beisammen haben, und deren Seele man nicht kennen lernt, wenn man ihre Zeitungen ausschmiert. *Ignaz Wrobel*

Hau nicht Hellpach!

Ignaz Wrobel geht in Nummer 47 der ‚Weltbühne‘ wider Hellpach, den badischen Staatspräsidenten, an, weil der nicht gehindert habe, daß man gegen den Memoirenschreiber Carl Hau einen neuen Haftbefehl erlassen hat.

Wer menschlich für Hau eintreten will, mag es tun, Ju-

ristisch kann man nicht für ihn eintreten.

Am allerwenigsten konnte es, vor Erlaß des Haftbefehls, Willy Hellpach. Denn es handelt sich nicht etwa um die zum 1. April 1926 vom badischen Gesamtministerium unter Vorsitz eben dieses Hellpach beschlossene Begnadigung. Über diesen — nach einem badischen Erlaß bei Lebenslänglichen nach siebzehn Jahren eintretenden — Gnadenakt hinaus hatte nämlich, auf Drängen von Haus Mutter, das Justizministerium Haus vorläufige Beurlaubung aus der Haft verfügt. Und hat jetzt, aus eigner Machtbefugnis, diese Wohltat widerrufen.

Das formale Recht des badischen Justizministeriums ist unantastbar. Aber auch in der Sache ist Carl Hau kein Unrecht geschehen. Die Beurlaubung auf Wohlverhalten ist ein Ausfluß des Begnadigungsrechtes, den man namentlich in Baden und Bayern kennt. In Preußen haben wir etwas im Endzweck Ähnliches, der juristischen Natur nach aber Andres: die bedingte Begnadigung. Wird diese nach Ablauf der Strafzeit wegen schlechten Verhaltens widerrufen, so muß die Strafe nachträglich verbüßt werden. Bei jener gilt das Strafmaß als verbüßt, wenn sie nicht bis zum Ablauf widerrufen wird.

Nicht bestritten werden kann, daß diese bedingten Entlassungen jede Bedingung ertragen, die für den Gefangenen in der Haft gelten. Denn die so Begnadigten sind nichts als vorläufig entlassene Sträflinge, nach Logik und Gesetz. Diese Maßnahmen schließen sich als über das Reichsrecht hinauslangende landesrechtliche Souveränitätsbefugnisse an die §§ 23—26 des Strafgesetzbuches an. Danach kann dem vorläufig Entlassenen jede Verpflichtung auferlegt werden, und jede Verletzung führt zum jederzeitigen Widerruf des Gnadenakts.

Auf den hat der Strafgefangene keinen Anspruch. Wie ihn also in der Anstalt Freiheits- und Aufenthaltsbeschränkungen durch Urteil auferlegt sind, wie ihm dort nicht das Recht der freien Meinungsäußerung, der ihm gemäßen Arbeit, die Erlaubnis des Alkoholgenusses zusteht: so kann das Alles zu einer Verpflichtung bei einer vor Ablauf der Strafzeit erfolgenden Entlassung gemacht werden. Und es bedarf keiner Untersuchung und Feststellung, ob die Auferlegung solcher Bedingungen an freie Bürger der Reichsverfassung widersprechen würde, ob sie bei denen als unsittlicher Zwang nach § 138 des Bürgerlichen Gesetzbuches nichtig wären.

Jeder Proletarier, den die Not ins Zuchthaus geführt hat, und der den bei der bedingten Entlassung ihm auferlegten Verpflichtungen zuwiderhandelt, wird wieder eingelocht. Keiner von uns kann ihm beispringen. Carl Hau hat sich auf sein Manneswort verpflichtet, keine Sensation zu machen und der armen Olga Molitor ihre Ruhe zu lassen. Die Bedingungen sind billiger als die sonst vorgeschriebenen. Er hat gegen sie verstoßen: mit Sensation — oder was wäre seine Schreiberei sonst? — , indem er mit eklem Familientratsch von sich auf Olga winkt, die nach seiner eignen Darstellung nichts mit der Sache zu tun hat.

Ich sehe wirklich nicht, was grade in diesem Fall veranlassen sollte — Hellpach oder uns — , den Lauf des Gesetzes zu hemmen.

Botho Laserstein

Helden-Blamage

Die nun fast zur Unsitte gewordene Uebung, bei wichtigen politischen Entscheidungen neben den verfassungsmäßigen Instanzen: Regierung, Reichstag und Reichsrat die Ministerpräsidenten der Länder, die ja schon im Reichsrat auskömmlich vertreten sind, zu berufen und zu befragen, ist gelegentlich aufschlußreich. Die Beratungen des Kabinetts mit den Ministerpräsidenten der Länder sind bekanntlich geheim; aber

man hat doch, zum Beispiel, nach der Besprechung des Vertrags von Locarno aus irgendeinem obotritischen Moniteur erfahren, daß der Mecklenburger mit stolzer Geste Nein gesagt, und auf andre Weise feststellen können, daß der Bayer mit Ja (zu Locarno) und Nein (zum Eintritt in den Völkerbund) sein bayrisch-volksparteiliches Gesicht zu wahren gesucht hat. Ministerpräsident Held hat nämlich im sogenannten Zwischenausschuß des bayrischen Landtags in „mehrstündigen Ausführungen“ Das laut wiederholt, was er an Berlin hinter verschlossenen Türen sozusagen geflüstert hat.

Dabei ist ihm nun folgende Behauptung entschlüpft: „Durch einen Eintritt Deutschlands in den Völkerbund wird die ganze Souveränität in der auswärtigen Politik in Frage gestellt, wenn nicht ganz verloren gehen. Der jetzige Völkerbund ist kein wahrer Völkerbund. Es müßten vor Allem auch Amerika, Rußland und die nordischen Staaten in ihm vertreten sein.“ Daß die nordischen Staaten, das heißt: Dänemark, Finnland, Norwegen und Schweden seit Anbeginn im Völkerbund vertreten sind, das ist dem bayrischen Staatslenker mit dem weltpolitischen Horizont des ‚Regensburger Anzeigers‘ offenbar völlig unbekannt. Die Vermutung liegt nahe, daß ihm über Verfassung und Tätigkeit des Völkerbundes überhaupt nicht mehr als einige deutschnationale Kern- und Schlagworte bekannt sind. Aber das tut nichts! Das redet in die Außenpolitik hinein, obwohl es da gar nichts zu suchen hat, und kann sich dann daheim mannhaft aufblasen.

Die Zeitungen haben in ihren Privatmeldungen diese Helden-Blamage takt- und schamvoll durch Streichung verhüllt. Aber das W. T. B., treu und fest und offiziös, hat uns dieses Testimonium blauweißer staatsmännischer Eignung aufbewahrt.

Erhard Ocke

Antisemitismus

Ich kenne eine evangelische Oberlehrerin an einer Höhern Mädchenschule im Westen Berlins. Die erzählte:

Seit etwa einem Jahr ist in unsrer Schule eingeführt, daß die Mädchen für eine benachbarte Gemeindeschule Frühstück sammeln, das heißt: entweder ein Frühstück für die unbemittelten Kinder mitbringen oder von ihrem was abgeben. Die Frühstücksportionen werden morgens beim Schuldiener eingeliefert und von einem Kind der Gemeindeschule zu bestimmter Zeit abgeholt. Es wurden im Durchschnitt täglich 30 – 40 Portionen gezählt.

Am jüdischen Feiertag stellte sich heraus, daß beim Schuldiener nur ein einziges Frühstück, nämlich das meine, abgegeben war. Ich befragte meine Schülerinnen, warum heute weiter kein Frühstück abgeliefert sei, und erhielt die einstimmige Antwort: „Dafür sorgen doch immer die jüdischen Schülerinnen.“

Diese jüdischen Schülerinnen bilden den dritten Teil der Schule und sind von den andern zwei Dritteln gemieden. *Erich Leopold*

Welthumor

Anthologien sind ein Scheul bezw. ein Greul. Diese zusammengehauenen Sammlungen spiegeln meistens nur den Geisteszustand des Herausgebers wieder und selten das zu beleuchtende Gebiet. Ausnahme: ‚Welthumor in sechs Bänden‘, herausgegeben von Roda Roda und Theodor Etzel (Simplicissimus-Verlag zu München). Eine Meisterleistung.

Die Herausgeber haben den Rahmen ganz weit gespannt, und Roda, der es wissen muß, verzichtet klüglich in seiner Vorrede auf eine Definition des Humors, die ja doch nicht glückt. Verfahren worden ist so:

Es sind alle Epochen berücksichtigt und alle Kontinente. Ausgesucht ist mit einer Kenntnis des Gegenstandes, die auf jahrelange saubere Arbeit schlie-

ßen läßt (was uns gleichgültig sein kann) und bei jedem zweiten Beitrag den Wunsch aufkommen läßt, nun das gesamte Werk des Schriftstellers zu lesen (was wohl der Zweck der Uebung war). Bewußt sind die bekannten Figuren des Welthumors nicht etwa, als zu bekannt, ausgelassen – aber daneben findet sich eine solche breite Fülle von Unbekanntem, Neuem, Anregendem, daß nur empfohlen werden kann, sich die sechs ziegelroten Bände (mit einer mäßigen Einbandzeichnung Th. Th. Heines) aufzubauen.
Wie, zum Beispiel, in den ersten Bänden das Alte schmackhaft gemacht ist, wie genau dosiert worden ist... eine Freude.
Ein paar Perlen aus dem Briefe der Liselotte von der Pfalz: „Der Prinz von Oranien beherrscht Alles, der Kardinal Fürstenberg entzweit Alles, der König von Frankreich beansprucht Alles, der Papst verweigert Alles, Spanien verliert Alles, Deutschland widersetzt sich Allem, die Jesuiten mischen sich in Alles. Wenn Gott nicht Alles in Ordnung bringt, wird Alles der Teufel holen.“ Diese Anthologie sollte er ausnehmen.
Schon deshalb, weil man in ihr sehen kann, wie die Form des Witzes wechselt und selbstverständlich erst recht die Formulierung des Humors. So sind die Epigramme der Spätlateiner in der Uebersetzung des siebzehnten Jahrhunderts wiedergegeben, die Pointen sitzen für unser Ohr nicht an der rechten Stelle und sind doch so gut!
Die letzten drei Bände scheinen mir besonders gelungen: von Busch an – „Oft ist das Denken schwer, indes Das Schreiben geht auch ohne es“ – über die brillante internationale Auswahl hinweg, die auch die großen Lokalhumoristen nicht außer Acht läßt (ganz besonders schöne Proben von Stolze und Glaßbrenner) bis zum letzten Band mit den Juwelen des Meisters Roda selbst (Hier ist mein Freund Theobald Tiger, durch seine eigne Schuld, mit nicht grade starken Gedichten vertreten – sehr gut dagegen Reimann mit Prosa und einem himmlischen Stachelschweinchen-Vers). Rodas Anekdoten sind nicht genug zu rühmen – ich kannte sie alle und habe gelacht wie beim ersten Mal. Hervorzuheben die kleine Erzählung eines Tschechen: Ha-scheks, ich habe den Namen nie gehört. Sie ist das Muster einer politischen Satire, von einer Bitterkeit, die doppelt wirkt, weil sie eingemummelt ist in sanfte Blödheit, die scheinbar von nichts nicht weiß. Was ist das für ein Mann – ?
Rolf Hörschelmann hat die Bilder ausgesucht, es sind die reizvollsten Dinge darunter, besonders unter den alten Zeichnungen.
Als Weihnachtsgeschenk zu teuer...? Nach den Auflageziffern zu urteilen, kaufen die Leute so zähflüssigen Quark, daß diese Fruchttorten waschkorbweis bestellt werden sollten.
Guten Appetit – ! *Peter Panter*

F oder s?

Fast demütig stand die Herzogin vor der überraschten Sängerin. Nacktes Menschentum leuchtete kristallhell im Gefäße dieser zwei Frauen. *Berliner Morgenpost*

Das Lied der englischen Nachtigall

Die British Broadcasting- Corporation hat auf dem Londoner Sender 2 L O das Lied einer Nachtigall übertragen, das teilweise auch in Deutschland gehört wurde.

Die Übertragung ist gelungen,
und jeder Radiot blickt froh.
Das Lied, übern Kanal gesungen,
war hörbar Sender 2 L O.
Um 12 Uhr nachts im Kombineeschen
hat jedes Liebespaar gelauscht.
British Broadcasting Korporeeschen !
Die deutschen Hörer sind berauscht
Ach ja, die Nachtigall kann froh sein.
Ihr schönes Lied ist polyglott!
Und nirgends wird ein Amtsbüro sein,
das ihre Weise kehrt in Spott,
das nur in Mißverständnis plansche
und mit dem falschen Wortlaut hetzt.
(Wo man bei uns ins Stresemannsche
und dann ins Deutsche übersetzt.)

Karl Schnog

Arbeitsgemeinschaft entschiedener Republikaner. Du richtest an die Stadtverordnetenfraktionen der republikanischen Parteien das dringende Ersuchen, in einer der ersten Sitzungen des Stadtparlaments zu beantragen, daß der Königsplatz in Berlin den Namen: Platz der Republik erhält. Es soll in der Hauptstadt der Deutschen Republik nicht nur Königs- und Kaiser- und ähnlich monarchisch klingende Straßen und Plätze geben. Der Reichstagsbau trägt die Inschrift: Dem deutschen Volke. Also soll auch der Platz, auf dem er steht, nicht mehr an eine unrühmlich versunkene Epoche erinnern. Recht so. Aber auf die Abstimmung bin ich neugierig.

F. G. Gaum. In H. v. Gerlachs Kapitel XII steht von Bethmann Hollweg, er sei „Sproß einer alten Bankiersfamilie aus Frankfurt am Main“ gewesen. Dazu schreiben Sie mir: „Das ist ein Irrtum. Als der Kanzler antrat, hat die Frankfurter Zeitung festgestellt, daß er mütterlicherseits von einer italienischen Familie abstammte und mit der Frankfurter Bankiersfamilie Bethmann gar nicht verwandt war.“ Das ist glaubhaft. Er hätte sonst eine klügere Politik gemacht.

Alter Kenner. Sie schreiben mir: „Es gibt in der Geschichte der Presse ganz wenige Fälle, wo dem Ruf: Nieder mit der Zensur! gerechterweise hinzugefügt werden kann: Es lebe der Zensor! Solch einer war der Hauptmann v. Vietsch. Warum aber ist in der gesamten Berliner Presse nur an drei Stellen seiner gedacht worden: in der Vossischen Zeitung und von Ihnen im 8 Uhr-Abendblatt und in der ‚Weltbühne‘? In der Provinz hat sich, soweit ich sehe, überhaupt Niemand um den Tod dieses Mannes gekümmert, der sachlich und persönlich für die Presse in schwersten Jahren die größte Bedeutung gehabt hat. Warum vor Allem hat die Presse der Rechten geschwiegen, der Vietsch eigentlich nach Tradition, Erziehung und Beruf am nächsten gestanden hat? Warum?“ Weil tiefe Bildung, hohe Intelligenz und charaktervolle Anständigkeit seine Haupttugenden waren, und weil diese Eigenschaften der Presse der Rechten fern liegen. Deshalb mußte dieser Mann ihr wesensfremd bleiben, so lange und so intensiv auch sie schließlich mit ihm, der zwar „die Zensur ausübte“, aber nie ein „Zensor“ gewesen ist, zu tun gehabt hat.

Münchner. Sie bitten alle Münchner Leser der ‚Weltbühne‘, dieser ihre Adresse mitzuteilen, damit Sie einen Treffpunkt für sie schaffen können.

Hamburger. Vor mir liegt ein Ausschnitt aus den Hamburger Nachrichten: „Der preußische und der bayrische Kronprinz weilen als Gäste des Grafen Almeida am Mondsee zur Hirschjagd.“ Der Ausschnitt trägt kein Datum. Von wann ist er? Aus dem Jahre 1911? Aus dem Jahre 1925? Der Abonnent der Hamburger Nachrichten offenbar noch aus dem vorigen Jahrhundert.

Wodansmanne. Du schreibst mir auf einem Briefbogen mit Hakenkreuz, als ob dich nicht sicher genug dein Stil verriete: daß man den furchtbaren Justizmord, den das Reichsgericht unter dem Schutz der tiefsten Nichtöffentlichkeit an dem Schriftsteller Heinrich Wandt verübt hat, gar keinem teutschen Richter zur Last legen dürfe. Warum nicht? Der Vorsitzende jenes Fünften Strafsenats in Leipzig trüge einen Namen, der seine nichtdeutsche Abkunft bezeuge. Und zwar, so gibst du mir zu bedenken, müsse der Mann ein Däne sein, der nicht vergessen könne, daß der anno 1829 in Potsdam geborene preußische Feldwebel Louis Ferdinand Wandt, der längst verewigte Großvater des unschuldig verurteilten Heinrich, anno 64 geholfen habe, die frechen Dänen aus unserm „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ hinauszuschmeißen; was schon damals nicht nur viel Blut, sondern auch viel Schnaps gekostet hat. Deinem Scharfsinn, wackerer Teutonenjüngling, die geziemende Ehre: aber du bist

das Opfer eines simpeln Druckfehlers. Der Senatspräsident, der da im Dunkel der strengsten Heimlichkeit justizmörderisch gewaltet hat, heißt nämlich nicht Paulsen, sondern Paul. Und das ist bekanntlich ein Name, der zum wenigsten als Vorname in Germaniens Gauen heimisch ist von der Zeit an, wo Sankt Bonifacius nicht allein mit dem Wort, sondern auch mit der Axt deinem Donar und Wodan zu Leibe gegangen ist, bis zu der Zeit, wo Ihr den Generalfeldmarschall Hindenburg zu euerm Abgott ernannt habt.

Berliner Student. Sie senden mir folgenden Aufruf Seiner Magnifizenz des Rektors der Friedrich-Wilhelms-Universität: „Es ist ein erfreuliches Zeichen des gesunden Geistes, der in unsrer Jugend sich regt, daß die Teilnahme an den sportlichen Übungen ständig zunimmt. Sie bilden einen, wenn auch schwachen Ersatz für die uns verloren gegangene allgemeine Wehrpflicht. Aber der Zudrang ist längst noch nicht so stark, wie er eigentlich sein müßte. Kommilitonen, es handelt sich nicht um ein Spiel, nicht nur um euch selbst, sondern um etwas Höheres, um unser Volk und Vaterland.“ Es handelt sich nicht um etwas Höheres und Volk und Vaterland. Die deutschen Hochschulämter für Leibesübungen sind Vorbereitungsabteilungen zum Massenmord und zur Aufstellung einer Wehrmacht gegen Arbeiter und Opposition. In diesem Zeichen blühen und gedeihen sie.

Rassetrottel. „Sonntag nachmittag pünktlich 5 Uhr Flaggenweihe im Festsaal I. Vers vom Deutschen Flaggenlied. Überreichung des Flaggenbandes und Schärpen der Frauengruppe durch die Vorsitzende der Gruppe Frau Klimetschek. Ansprache und Verleihung von Auszeichnungen durch den Gauverbands-Vorsitzenden (Gau Brandenburg) der Deutschen Marine-Vereine, Herrn Kamerad Paropkiewicz, Spandau.“ Und eines Tages wird die teutsche Flotte ja wohl gegen Polen ausfahren müssen. Wenn sich die Herren aber nicht durch die Uniformen unterscheiden, wird ziemlich schwer sein, Freund und Feind auseinanderzuhalten.

Opernfreund. Sie wünschen, auch meine Meinung über den Fall Schillings zu hören? Von den Herren des Kultusministeriums, die man verantwortlich macht, ist mir nur einer einmal begegnet: im Beratungssaal des guten Konrad Haenisch der Doktor Seelig. Nach diesem unvergeßlichen Eindruck hätt’ ich die größte Lust, für Schillings zu sein. Aber dann steigt mir eine andre Erinnerung auf – und dann bin ich außerstande, für Schillings zu sein. Wie nämlich jetzt an ihm gehandelt wird, so hat er vor anderthalb Jahren selber an dem vornehmen und verdienstvollen Fritz Stiedry gehandelt – so hat nicht die Bürokratie an dem Künstler, sondern der Künstler an dem Künstler gehandelt! Damals trat Schillings – als Dirigent überflügelt von einem erheblich begabtern Dirigenten – als Intendant unerbittlich auf den Boden des geschriebenen, formalen Rechts und trieb den Musiker Stiedry in die künstlerische Verbannung. Was du nicht willst, daß man dir tu... Ich bin immer so primitiv gewesen, fest daran zu glauben, daß jede Sünde wider den heiligen Geist sich rächt; und wenns noch so lange dauert. Der Fall Schillings ist mir eine neue Bestätigung.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

Wilhelms Abfindung von Emil Rabold

I.

Das Haus Hohenzollern hat am längsten von allen Fürstenhäusern auf die Erledigung seiner Ansprüche warten müssen. Jetzt endlich ist der Vergleichsvorschlag des preußischen Finanzministers fertig, und die dem „ehemaligen königlichen Hause“ gemachten Zugeständnisse sind so enorm, daß die kleinern thüringischen Fürsten ganz recht haben, wenn sie der Reihe nach die Verträge anfechten, die sie in der Hitze der ersten Revolutionswochen mit den Regierungen ihrer Länder abgeschlossen haben. Die vollen Hosenböden zwangen damals zu dem Verzicht auf gar Vieles; nun, wo der Wind umgeschlagen ist und die Republik sich als Das entpuppt, was sie ist: ein eingehüllter Mummelgreis, zwischen Furcht und Hoffnung lebend, froh, daß sie nicht abgekragelt wird — jetzt lassen sich diese in den Fieberwochen der Revolution abgeschlossenen Verträge leicht wieder umstoßen, und es gibt ja, wie wir wissen, noch Richter in Deutschland, die bereit sind, fünf grade sein zu lassen, wenn es gilt, den gewesenen Landesvätern im Zeichen unverbrüchlicher Treue und unerschütterlicher Anhänglichkeit einen Liebesdienst zu erweisen. Da kann der Vertrag mit dem Hause Hohenzollern den Heißhunger dieser Fürsten nach Wiedererlangung ihres frühern Besitzes nur aufstacheln. Bald wird der Antrag auf erneute Thronbesteigung folgen.

II.

Es ist ein verworrener Weg von dem ersten Dekret der preußischen Volksbeauftragten, gegeben am 13. November 1918, zu dem Vergleichsvorschlag, den der preußische Finanzminister Höppker-Aschoff im Dezember 1925, also volle sieben Jahre später, dem Landtag zur endgültigen Entscheidung vorlegt. Reich bestanden mit Dornen und Disteln, als da sind: Intriguen der Geheimräte im Ressortministerium; Minen und Konterminen der Parlamentsparteien; erregte Kabinettssitzungen, in denen die Regierungsfrage aufgerollt wird; Krakeelszenen im Landtag, die sich zu einer Schlacht mit Papierkugeln steigern; die dicken Faszikel, mit denen des Hohenzollern jüdische Anwälte das Finanzministerium bombardieren, verbriefte Rechtsansprüche auf den letzten Nachttopf geltend machend; ein wegen seiner Energie zu Fall gebrachter Ministerialdirektor, Herr Bachem, der dem Finanzminister Dr. v. Richter einen Brief schreibt, wie ihn noch kein Geheimrat seinem Vorgesetzten geschrieben hat, sodaß sich dieser geohrfeigt fühlt und keine Antwort zu geben weiß — und schließlich die ewige Farce des Parteienspiels im Suchen nach dem kleinern Übel, wobei Wilhelm Hohenzollern den lachenden Dritten macht. Keine der Parteien, wie sie auch heiße, hat das bißchen Courage gehabt, den von gerissenen Rechtsverdrehern geschürzten Knoten zu zerhauen, obwohl es im Verlauf der sieben tollen Nachkriegs-

jahre mehr als eine günstige Gelegenheit gegeben hat, die Abfindungssache aus dem Rechtsgestrüpp herauszulösen und die Entscheidung über Das, was wirklich Rechtens ist, allein nach politischen Kriterien zu fällen. Nicht einmal Bismarck konnte ein Vorbild werden. Und der hatte anno 66 doch gezeigt, wie man dergleichen Sachen am schnellsten und sichersten erledigt.

III.

Die Deutschen sind ein sklavisches Volk, alleruntertänigst und devotest; sie haben einen so großen Respekt vor der Heiligkeit ihrer Ideen, daß sie sich nicht getrauen, sie zu verwirklichen. So ähnlich spricht Karl Marx in einem seiner Briefe an Friedrich Engels. Was würde er wohl sagen, wenn er wüßte, daß unter dem Dekret der Volksbeauftragten vom November 1918, das die vorläufige (!!) Beschlagnahme des Hohenzollern-Vermögens bis zur endgültigen Klärung der Rechtslage (!!) ausspricht, auch der Name des Dr. Kurt Rosenfeld prangt! Ein Federstrich in jenen Tagen – und aus wärs gewesen mit allen juristischen Spitzfindigkeiten. Niemand wagte diesen Strich. So bekam Wilhelm von Varus seine Millionen wieder... Auf dem Boden eines angeblichen Rechts stehend, schloß der dezente Sozialdemokrat Albert Südekum, immer ein Freund der Fürsten, nun willens, auch dem Hohenzollern zu schmeicheln, anfang 1920 den ersten Vergleichsvorschlag mit des Kaisers Rechtsvertretern. Eine dicke Sache, wurde von Doorn her glatt akzeptiert: der Staat wurde Besitzer der fünf Hoftheater, der Museen und einiger andrer Baulichkeiten – alles miteinander Objekte, die riesige Unterhaltskosten fraßen, und deren Wegnahme Wilhelm von einer großen Last befreite. Damit er aber den Mund nicht aufreiße, sollte er rund 102 Millionen als Entgelt dafür erhalten; außerdem verpflichtete sich der Staat zur Übernahme der Versorgungskosten der Hofschranzen, was auch eine hübsche runde Summe ausmachte. Und das Schönste blieb, daß dem Hohenzollern neben 8 Schlössern und 100 bebauten Grundstücken in Berlin und Potsdam durch den Vergleichsvorschlag des Herrn Südekum auch das ganze Besitztum an werbenden Objekten: Gütern und Forsten zugesprochen werden sollte. Dazu die Kronjuwelen, der Gold- und Silberschatz und der gesamte bewegliche Hausrat, soweit das alles nicht schon in 60 Möbelwagen unter Südekums Augen nach Holland abgegangen war. Nicht „moralische oder politische Erwägungen“ hätten zu entscheiden, sagte Südekum damals zur Begründung seines Vorschlags den Oppositionsparteien im Landtag; nur das reine Recht habe zu entscheiden. Leider stolperte Südekum dabei, und der Kapp-Putsch ließ ihn vollends in der Versenkung verschwinden. Schade. Wilhelm hatte schon begeistert in die dargebotene Hand eingeschlagen. Nun wurde der Vorschlag im Rechtsausschuß begraben.

IV.

Im Spätherbst 1921 kam die große Koalition und brachte uns jenen Volksparteiler Dr. v. Richter als preußischen Finanzminister. Uff! gings durch die Reihen Derer von Abfundien.

Die versackte Abfindungsfrage mußte nun bald wieder flottgemacht werden. Richter, monarchistisch bis auf die Knochen, hatte kurz vorher, gemeinsam mit Gustav Stresemann, dem alten Herrn in Doorn ein telegraphisches Treuebekenntnis übermittelt und darin versichert, sich gegen jede würdelose Abkehr von den hohen Idealen des deutschen Kaiser- und preußischen Königtums wenden zu wollen. Sprachs und tats, und Hilfe ward ihm dabei von allen Seiten. Außer den Rechtsanwälten undeutschen Geblüts hatte Wilhelm Hohenzollern inzwischen den Adelsmarschall v. Berg zur Vertretung seiner Interessen bestellt und war entschlossen, sie jetzt durchzufechten: bis auf den letzten Ziegelstein. Da Herr v. Berg trotz seiner engen Beziehungen zu dem preußischen Finanzminister für den preußischen Staat immerhin feindliche Partei war und somit aus Gründen der Amtsverschwiegenheit nicht jeden Schachzug rechtzeitig genug erfahren konnte, um seine Konterminen zu legen, so war ein Mittelsmann notwendig, der als Parlamentarier Gelegenheit hatte, zu den ersten Quellen vorzustoßen, und Winke nach allen Seiten, sogar bis nach Doorn hin, erteilen konnte. Eigens zu diesem Zweck war Herr Dr. v. Kriege, einst Leiter der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amts und als Sachverständiger für Ostfragen zu den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk delegiert, von der Potsdamer Deutschen Volkspartei in den Landtag gewählt worden. Ein kluger Herr, ewig lächelnd, ewig freundlich, brach er in weiser Berechnung als des Kaisers parlamentarischer Vertreter nie eine rednerische Lanze für seinen Herrn, arbeitete aber umso eifriger für ihn in der Fraktion, hinter den Kulissen, im Finanzministerium, registrierte jede Rede, jeden Pendelschlag und hielt Doorn teils brieflich, teils mündlich auf dem Laufenden. Im Frühjahr 1922 sollte die Entscheidung fallen. Im Sinne des Kaisers. War Ehrensache für die Deutsche Volkspartei geworden, die andernfalls die Koalition sprengen wollte. Nur Einer stand im Wege: eben jener Ministerialdirektor Bachem, der pflichtbewußt nicht die Rechte der Krone, sondern die des Staates vertrat. Ihn rausschmeißen, verdrängen, den wirklichen Hüter des Rechts? Das ging nicht. Hätte Lärm verursacht, den Plan vorzeitig zum Scheitern gebracht. Da mußte sich, welch Glücksfall, Herr Bachem in dringender Familienangelegenheit auf sechs Monate beurlauben lassen. Kaum hatte er den Fuß auf die Bahn gesetzt, und schon war der Finanzminister mit den Herren v. Berg und v. Kriege dabei, die Gelegenheit zu nutzen. Binnen drei Tagen sollte reiner Tisch gemacht werden. Aber die Presse erfuhr das Manöver, schlug Krach, Bachem protestierte von Hamburg aus, grade im Begriff, das Schiff nach Argentinien zu besteigen, Interpellationen stiegen im Landtag, die Triumvirn liefen herum wie betrübte Lohgerber, Doorn setzte die Flagge auf Halbmast. Der Rathenau-Mord und die durch ihn hervorgerufenen antimonarchistische Volksbewegung nötigte die kaiserliche Corona vollends, ihre Pläne in den Schubladen verschwinden zu lassen. Aber aufgeschoben war noch lange nicht aufgehoben.

V.

Das Parlament war in Sachen der Hohenzollern-Abfindung – man kann es ruhig sagen: feige. Der Lärm hielt allemal einen Tag an. Eine Lösung wurde nicht erzwungen. Aber was brauchte sich das Haus Doorn überhaupt um das Parlament und seine Stimme zu kümmern! Es schlug den bessern Weg: den „Rechtsweg“ ein, vom Finanzministerium dabei ermuntert. Und jeder Prozeß, um Einzelobjekte geführt, endete mit einem Spruch für die Hohenzollern. Ein Besitztum nach dem andern wurde ihnen so zugesprochen. Der preußische Staat hatte die Kosten zu tragen, die bei der Höhe der Objekte in die Millionen gingen. Mit dieser Sachlage vor Augen, die Weimarer Verfassung und ihre das Eigentum schützenden Barrieren dazwischen, konnte Preußen nur von neuem den Weg des Vergleichs beschreiten, um endlich aus der Sackgasse herauszukommen. Proteste und flammende Empörung helfen nicht. Die Sache ist verfahren. Die Einzelländer sind machtlos: sie können dem fürstlichen Raubgetier nicht die Tatzen abschlagen. Rettung kann nur das Reich, kann nur ein Reichsgesetz bringen. Das war auch das Ziel, dem der einzige Sachkenner: Herr Bachem zusteuerte. Er fand zu seiner Zeit leider keine Helfer. Alle Parteiführer wichen ihm aus; selbst der Demokrat Schücking mußte verschämt bekennen, daß seine Fraktion für ein derartiges Gesetz nicht zu haben sei. 1922. Und die Sozialdemokratie wollte wegen der Hohenzollern-Frage die Koalition nicht auffliegen lassen.

VI.

Nun endlich liegt ein entsprechender Antrag dem Reichstag vor. Aber sein Schicksal ist unbestimmt. Die Eingeweihten zweifeln, daß er eine Mehrheit finden wird. Wenn überhaupt noch etwas zu retten ist, kann es nur auf dem Wege des Volksentscheids geschehen. Aber auch dem weichen die Parteien, wie es scheint, aus – wegen der zu hohen Kosten! Und doch brauchte nur Eine Partei das Ruder energisch in die Hand zu nehmen, und der Volksentscheid würde zu einer scharfen Waffe gegen die Ansprüche der Fürstenhäuser werden. Und mehr als das: er könnte mit Allem, was drum und dran hängt, zugleich eine Volksbewegung in Gang bringen, die dem monarchistischen Gedanken auch ideologisch einen kräftigen Stoß versetzen würde. Freilich: die Fürsten haben praktische Diener, die Republikaner haben nur Schönredner. Hätten sie praktische Diener wie die Fürsten, dann wäre der ganze Spuk schon im November 1918 erledigt worden. „Der gesamte Besitz der ehemaligen Fürstenhäuser ist mit dem heutigen Tage Eigentum des Volkes geworden. Über seine Verwendung im Sinne der Allgemeinheit entscheiden die Regierungen der Länder.“ Weil ein so einfaches und wahrhaft legitimes Dekret im November 1918 nicht erlassen worden ist, ziehen heute die Fürsten der Republik das Fell über die Ohren. Und Michel träumt dabei und regt sich nicht in seinem tiefen Schlafe. Die Fürstenabfindung in Deutschland ist in der Geschichte aller Völker ohne Beispiel.

Mussolinis Presseknebelung von Fritz Wolter

Das fascistische Gewaltregime hat dieser Tage die letzte Bastion der öffentlichen Meinung erobert: mit dem ‚Corriere della Sera‘ ist das größte und einzige noch unabhängige Blatt Italiens in Mussolinis Hände gefallen. Das erzwungene Ausscheiden der Brüder Albertini aus dem Unternehmen ist nicht nur ein Ereignis von europäischer Bedeutung: es beendet zugleich ein Martyrium, das diese beiden Männer drei Jahre lang mit unvergleichlichem Mut getragen haben. Seitdem die Fascisten an die Macht gelangt waren, haben sie kaum eine der radikalern Zeitungen so hartnäckig schikaniert wie den ‚Corriere della Sera‘, der als repräsentativstes und verbreitetstes Blatt des Landes mit seiner gemäßigten Opposition ein weit gefährlicherer Gegner war als die robustern Organe der Linken. Seit drei Jahren war das Leben der leitenden Männer, des Senators Luigi Albertini, des geistigen Inspirators, und seines jüngern Bruders Alberto, des Geschäftsdirektors, vom fascistischen Terror bedroht, und nur durch ein starkes Aufgebot bezahlter Carabinieri konnte ihr Haus am Piazza le Nord und das Gebäude des Blattes vor gröbsten Exzessen der nationalistischen Banden geschützt werden. Das Blatt bekam eine Warnung nach der andern, und bei besondern fascistischen Feierlichkeiten Verbot über Verbot; aber mit dieser Zermürbungstaktik kam die fascistische Regierung nicht weiter. Luigi Albertini, der dem Gründer der Zeitung: Torelli Viollier am Sterbebette gelobt hatte, sie in der liberalen Tradition weiterzuführen, ließ sich durch die fascistischen Drohungen nicht beirren.

Da man eine Zeitung dieser Geltung nicht von einem Tag auf den andern endgültig verbieten konnte, und die Fascisten überdies das Blatt ja nicht zertrümmern, sondern erobern und für ihre Zwecke ausnützen wollten, so blieb ihnen nichts übrig, als einen andern Weg einzuschlagen: sie bearbeiteten die Besitzer des Unternehmens, die Brüder Crespi, mit Drohungen und Repressalien. Die drei Brüder Crespi, die von ihrem Vater Benigno Crespi, einem führenden Liberalen und Mitgründer des Blattes, die Aktienmajorität geerbt hatten, sind als moderne Großindustrielle – ihnen gehört die Baumwollfabrik Cotonificio di Valle Seriana in Nembro in der Provinz Bergamo – politisch wohl ziemlich indifferent. Aber als tüchtige Geschäftsleute hatten sie keine Veranlassung, freiwillig einem Richtungswechsel in ihrem Blatt die Hand zu bieten, denn der ‚Corriere della Sera‘, der in seiner jetzigen Gestalt für italienische Verhältnisse eine ausgedehnte Annoncenplantage war und dazu eine Auflage von 6 – 700 000 hatte, war recht einträglich. Noch beim letzten Abschluß, zum 30. Juni dieses Jahres, wurde ein Überschuß von 13 Millionen Lire ausgewiesen. Trotzdem ist dies für sie nur ein Nebenbetrieb, und als die fascistischen Behörden ihnen in ihrem Hauptunternehmen Schwierigkeiten machten, um ihnen die Zeitung abzupressen, sahen die Baumwollfabrikanten Crespi sich genötigt, zu weichen.

Um die Albertini loszuwerden, die nicht nur dem Blatt das geistige Gepräge gaben, sondern auch 46 Prozent seiner Aktien

besaßen, mußten sich die Crespi eines Tricks bedienen. Sie entdeckten plötzlich, daß ihr im Jahre 1920 mit den Albertini abgeschlassener Gesellschaftsvertrag nicht formgerecht bei dem zuständigen Gericht registriert war, und benutzten diesen Formfehler nun, um die Auflösung des Vertrages, der sonst noch bis zum Jahre 1930 Gültigkeit gehabt hätte, zu verlangen und selbstverständlich bewilligt zu bekommen. Als Mehrheitsaktionäre blieben sie die Besitzer: die Albertini mußten ihnen ihre Anteile überlassen.

Dabei hatten selbstverständlich die Crespi schon aus geschäftlichen Rücksichten kein Interesse, plötzlich einen allzu sichtbaren Tendenzwechsel in ihrem Blatt vorzunehmen, und so beabsichtigten sie, an die Spitze des Blattes ein Triumvirat zu setzen, in welchem Pietro Croci, der alte Pariser Korrespondent, die redaktionelle Leitung, Commandatore Balzan, der ungewöhnlich geschickte Administrator der Zeitung, die geschäftliche Leitung übernehmen und der von Mussolini zum Senator gemachte, in Italien sehr angesehene Kunstschriftsteller Ugo Ojetti das fascistische Aushängeschild bilden sollte. Aber diese Regelung genügte den Fascisten noch nicht. Farinacci, der allmächtige Generalsekretär der Fascistischen Partei und Herausgeber der ‚Cremona Nuova‘ bestand darauf, daß aus dem größten antifascistischen Blatt ein ausgesprochen fascistisches Organ gemacht würde, ebenso wie man die Häuser der Freimaurerlogen in Italien jetzt in fascistische Klubs umgewandelt hat.

Die scharfe Verurteilung, die das Vorgehen gegen den ‚Corriere della Sera‘ in der ganzen Welt und namentlich in der englischen Presse gefunden hat, scheint aber doch auf die Regierung in Rom nicht ganz ohne Eindruck geblieben zu sein. Mussolini untersagte Farinacci, sich weiter um das Schicksal des Blattes zu bekümmern. Bis auf weiteres darf also Croci, ein langjähriger Mitarbeiter, die Direktion führen. Als Sühneopfer muß vorläufig nur die römische Redaktion daran glauben, wo der Leiter Guglielmo Emanuel und ein zweiter politischer Redakteur durch regierungsfromme Journalisten ersetzt werden sollen. In Mailand dagegen darf sogar ein bekannter Antifascist, der frühere Abgeordnete Janni, der als besonderer Vertrauensmann Albertinis gilt, in der Redaktion bleiben. Aber durch solche Verhüllungen wird nichts an den Tatsachen geändert, daß mit dem Ausscheiden der Albertini am 1. Dezember der ‚Corriere della Sera‘ im fünfzigsten Jahre seines Bestehens aufgehört hat, ein freies, unabhängiges Blatt zu sein.

Das Schicksal des ‚Corriere della Sera‘ ist, noch einmal, nur der letzte Akt des großen Trauerspiels, das die italienische Presse unter der Fascisten-Herrschaft durchzumachen hat. Nicht überall standen so charaktervolle Männer an der Spitze der Zeitung, nicht überall war der Verlag der Blätter finanziell so fundiert und widerstandsfähig wie in diesem Falle. Eine Reihe große Blätter fügte sich gleich, nachdem die Fascisten an die Regierung gekommen waren, den neuen Gebietern. Roms größtes Blatt: der ‚Messaggero‘ wurde von seinen Besitzern, den schwerindustriellen Brüdern Mario und Pio Perrone, mit aufrichtigem Vergnügen den Fascisten zur Verfügung gestellt, was

Mussolini bei der Sanierung der Perroneschen Ansaldo-Werke mit Dank quittierte. Auch dem ‚Resto del Carlino‘ in Bologna, der längst schon aus einem demokratischen Blatt ein reaktionär-agrarisches geworden war, dürfte die Umstellung auf den Fascismus nicht schwer gefallen sein. Die kleinern Provinzblätter, die zumeist ohne die finanzielle Unterstützung politisch interessierter Wirtschafter gar nicht leben konnten, mußten sich schleunigst zum Fascismus bekehren, weil ihre Geldgeber notwendig sich den neuen Machthabern anpassen mußten. Da die im Ganzen dürftige sozialistische Presse von den Fascisten sofort in schärfster Weise unterdrückt und zertrümmert wurde, blieben als Bollwerk freiheitlicher Opposition außer dem ‚Corriere della Sera‘ eigentlich nur noch die beiden andern großen oberitalienischen Linksblätter: der Mailänder ‚Secolo‘ und die Turiner ‚Stampa‘.

Zuerst fiel der ‚Secolo‘ das alte Demokratenblatt, das 1866, am Vorabend des Krieges mit Oesterreich, gegründet worden war und seitdem am reinsten die demokratische Tradition Italiens – antioesterreichisch, antipreußisch, dreibundgegnerisch, profranzösisch, freimaurerisch, für den Geist von 1848 – gewahrt hatte. Die besten Namen der italienischen Demokratie hatten diesem Blatt ihren Stempel aufgedrückt: Cavallotti, der demokratische Nationalheld, der im Duell gegen den reaktionären Abgeordneten Macola gefallen war; der Pazifist Teodoro Moneta, der Friedenspreisträger der Nobel-Stiftung; die demokratischen Abgeordneten Romussi und Pantano. Auch die letzten Besitzer des Blattes: der Demokrat Sonzogno, der Förderer des Verismo, und der sozialistische Senator Delia Torre bürgten für die Unabhängigkeit des Blattes, wenngleich Bank kapital in dem Verlag arbeitete.

Die Finanzlage des Blattes, das eine Auflage von etwa 150 000 hatte, war aber lange nicht so gut wie die des ‚Corriere della Sera‘. Della Torre, der selbst Bankier ist und in der Verwaltung der größten italienischen Schiffahrtslinie: der ‚Navigazione Generale Italiana‘ sitzt, glaubte, zu dem Defizit nicht noch den Druck Mussolinis tragen zu können. So kam einer der typischen pesci cani, der italienischen neureichen „Haifische“, Senatore Borletti, in den Besitz des alten demokratischen Blattes. Für diesen Kriegsgewinnler, der sich mit der Fabrikation von Granaten in wenigen Jahren sein Vermögen gemacht, bei der großen Finanzierungsbank der Kriegsgründer: der Banca di Sconto seinen reichlichen Teil davongetragen hatte und dann bei dem Krach der Bank mit blauem Auge „wegen Mangels an Beweisen“ davongekommen war – bei dem verstand sich die Fascistenbegeisterung von selbst. In dem frisch ernannten Senator Bevione fand er einen geeigneten Mann, den ‚Secolo‘ im Sinne des herrschenden Regimes umzugestalten.

Etwas schwieriger hatte Mussolini es bei der ‚Stampa‘, dem alten Blatt des nationalliberalen Piemont, das in Cavour sein unverrückbares Vorbild sah. Der Inspirator des Blattes, Giolitti, hatte in Alfredo Frassati, dem frühern italienischen Botschafter in Berlin, der als erster Journalist in

den Senat berufen wurde, einen treuen Jünger. Manchmal schien es zwar, als kokettierte man auch auf der – übrigens immer deutschfreundlichen – ‚Stampa' ein wenig mit dem Fascismus; aber nach dem Matteotti-Mord bekannte sich das Blatt zu einer entschiedenen Opposition gegen den fascistischen Terror. Damit war es auf die schwarze Liste gekommen, und die Regierung wartete nur auf eine passende Gelegenheit, um der Unabhängigkeit des Blattes ein Ende zu machen.

Der Anlaß fand sich bei den diesjährigen Herbstmanövern. Ein unvorsichtiger Berichterstatter der ‚Stampa' erlaubte sich, darauf hinzuweisen, daß bei den Truppenübungen eine Bierbrauerei geplündert worden sei. Mussolini, der sich als Gründer der fascistischen Miliz bei dem regulären Heer nur geteilter Sympathien erfreut, benutzte die Gelegenheit, um sich als Schützer der Armee zu betätigen und die ‚Stampa' für länger als einen Monat zu verbieten. Da dem Senator Frassati zugleich bedeutet wurde, daß das Blatt in der bisherigen Richtung nicht geduldet werden würde, zog er sich „wegen Familienverhältnissen und besonders wegen des Todes seines Sohnes" vor wenigen Wochen von der Leitung des Blattes zurück. Sein Aktienbesitz wurde aufgeteilt: einen Teil gab er an einen Papierfabrikanten, einen zweiten Teil an den Senator Agnelli, den großmächtigen Beherrscher der Fiat-Werke, der als alterprobter, fascistischer Geldgeber auch für die wildesten Schwarzhemden sakrosankt ist. Frassati behielt nur noch einen Rest der Anteile. Als Direktor wurde ein Kunstkritiker eingesetzt, der auch vor den Augen der fascistischen Obrigkeit bestehen kann.

Was nach der Lahmlegung der drei großen oberitalienischen Linksblätter: des ‚Secolo', der ‚Stampa' und des ‚Corriere della Sera' noch an oppositionellen Zeitungen in Italien besteht, ist kaum der Rede wert. Das ehemalige Blatt Mussolinis: der sozialistische ‚Avanti' wird von Zeit zu Zeit auf ein paar Tage erlaubt, um dann wieder einem neuen Verbot zum Opfer zu fallen – man sieht ihn kaum noch. Etwas besser ergeht es dem Mailänder Kommunistenblatt: der ‚Unita' die so bedeutungslos ist, daß Mussolini an ihr seine Großmut erweisen kann. Von den römischen Blättern der Linken wird der ‚Mondo' und sein tapferer Leiter Amendola von Fascisten in periodischen Abständen überfallen und demoliert. Zwischendurch darf das Blatt einmal einige Tage erscheinen. Das gemäßigt liberale ‚Giornale d'Italia', das früher in Süditalien eine größere Verbreitung genoß, kämpft unter Kompromissen um seine Existenz. Ebenso steht es mit dem von dem geistvollen Edoardo Scarfoglio begründeten Neapolitaner ‚Mattino'. Der Fascistenfriedhof der italienischen Presse reicht von Norden bis Süden, von der fast zweihundert Jahre alten ‚Gazzetta di Venezia' bis zu dem liberalen ‚Giornale di Sicilia'. Und wo sich noch ein Funke von Freiheit und Unabhängigkeit bemerkbar macht, wird er von fascistischen Straßenbanden oder auf Grund des schrankenlosen Preßgesetzes von der zuständigen Präfektur ausgelöscht. Das Dunkel tiefster Reaktion, schlimmer als Metternich es je gewagt hat, liegt über dem Italien des Revolutionärs Mussolini.

XVI.

Die Lügenzentrale

Eins muß man der Militärbehörde lassen: sie hat vom ersten Tage an erkannt, daß die Mobilmachung der öffentlichen Meinung genau so wichtig sei wie die der Truppen. Darum schuf sie schon in den ersten Augusttagen von 1914 die Pressekonferenz: die dreimal wöchentlich stattfindende Zusammenkunft der Vertreter aller Berliner und einer großen Anzahl von Provinz-Blättern.

Etwa 100 an der Zahl versammelten sich die zugelassenen Journalisten. Man mußte von der militärischen Instanz approbiert sein, um in das Sanktuarium zu gelangen. Und man wurde rücksichtslos abgewiesen, wenn man das Mißtrauen der Obersten Heeresleitung erweckt hatte.

So ging es Dr. Rudolf Breitscheid. Ihm wurde ohne Angabe von Gründen die Zulassung als Vertreter der Leipziger Volkszeitung verweigert. Worauf ich am 18. August 1915 in der nach der Pressekonferenz stattfindenden Sondersitzung der zugelassenen Journalisten den Antrag stellte:

> Der Presseausschuß wird ersucht, Aufklärung über die Gründe zu schaffen, die gegen die Zulassung Dr. Breitscheids zur Pressekonferenz vorgebracht worden sind, und Dr. Breitscheid Gelegenheit zu geben, sich über die gegen ihn vorgebrachten Bedenken zu äußern.

Der Vorsitzende des Presseausschusses, Georg Bernhard, erklärte, gegen den Antrag lasse sich an sich nichts einwenden. Außer mir sprach nur noch Ernst Däumig vom ‚Vorwärts‘ selbstverständlich auch dafür. Als es aber zur Abstimmung kam, wurde mein Antrag mit 18 gegen 9 Stimmen bei sehr viel Stimmenthaltungen abgelehnt! Ich will die Namen der Neinsager, obwohl ich sie mir vermerkt habe, nicht anführen, da manche seitdem in sich gegangen sind. Aber daß unter den 18 keineswegs nur Reaktionäre, sondern auch Freisinnige und sogar 1 Sozialdemokrat war, darf doch nicht verschwiegen werden. Bestimmend für das Verhalten dieser Journalisten war die von Georg Bernhard berichtete Erklärung des Generalstabs, es würden der Konferenz keine vertraulichen Mitteilungen mehr gemacht werden, wenn Dr. Breitscheid zugegen sei. Der Wunsch nach solchen „vertraulichen“ Mitteilungen stand der Mehrzahl der Herren Kollegen höher als die Wahrung der Würde und Freiheit der Presse.

Die Pressekonferenz, die in Saal I des Reichstags tagte, war durchaus autokratisch gestaltet. An der Spitze als Höchstkommandierender stand mit diktatorischer Gewalt ein militärischer Vertrauensmann der Obersten Heeresleitung. Neben ihm saßen, sozusagen im Range von Unteroffizieren, etwa ein Dutzend Vertreter von Reichs-, Staats- und Gemeindebehörden. Und dann kam die Masse der gemeinen Soldaten, der Nichts-als-Journalisten.

Mich mutete die ganze Geschichte dauernd wie eine militärische Instruktionsstunde an. Wir mußten hören, was man uns sagte. Wir durften sogar fragen. Aber ob man uns antwortete, hing von der Gnade der Obergötter ab, die mir, zum Beispiel, oft nicht hold war. Der Versuch einiger sanguinischer Kollegen, sich in Erörterungen mit Regierungsvertretern einzulassen, wurde von vorn herein von den Vertretern des Auswärtigen Amts mit den sehr von oben kommenden Worten unterbunden: „Wir sind hier kein Parlament, vor dem die Regierung sich zu rechtfertigen hätte.“

Von den uns in viereinhalb Jahren gegebenen Instruktionen habe ich für mein Blatt grundsätzlich nie Gebrauch gemacht. Mir lag ja nichts an der Irreführung meiner Leser. Ich durfte das Meiste nicht schreiben, was ich gern geschrieben hätte. Aber von der Offensive des Lügenfeldzuges wollte ich wenigstens meine Finger rein halten.

Auf den Versuch, den Darlegungen der Regierungsvertreter entgegenzutreten, selbst wenn ich ihre Unrichtigkeit nachweisen konnte, habe ich mich nie eingelassen. Ich hatte schon als Beamter den Grundsatz gehabt, nicht mit meinen Vorgesetzten zu disputieren. Wer das höhere Gehalt bezieht, behält ja doch recht. Und in der Pressekonferenz waren wir Pressemenschen, juristisch angesehen, nichts, die Militärs Alles.

Trotzdem bedaure ich die viereinhalb Jahre Pressekonferenz nicht. Man lernte zu. Auch konnte man manchen Kampf ums Recht ausfechten helfen, zumal wenn es sich um die schmachvollen Zeitungsverbote handelte, wobei mir immer eine besondere Genugtuung war, mich auch für Blätter der Rechten einzusetzen, denen Unrecht geschehen war. (Manche Kollegen von Links dachten darüber anders und empfanden es als eine Art göttlicher Gerechtigkeit, so oft der Blitzstrahl des Zensors ein Blatt der andern Seite traf.) Und schließlich habe ich – Spaß muß sein – mir öfters das Vergnügen gegönnt, durch sehr harmlos klingende Fragen die Militärs in Verlegenheit zu bringen. Ihrer Konzepte waren die Herren ja immer sicher. Aber an Fragen waren sie von der Rekrutenausbildung her nicht gewöhnt.

Als Obergott schwebte über der Pressekonferenz der Oberkommandierende in den Marken, der General v. Kessel. Er trug einen Bart wie Wilhelm I. und war überhaupt ein uralter Herr. Trotzdem ging er auf Freiersfüßen. Und man behauptete, daß ihm die Erlaubnis zum Bau einer neuen Villa in einem Vorort des Westens – private Bautätigkeit war ja sonst während des Krieges strikt verboten – im Hinblick auf sein neues Eheglück erteilt worden sei. Politisch stand er etwa auf dem Standpunkt eines vormärzlichen Konservativen. Als Professor Hans Delbrück, der wegen seiner geringen Annexionslust mit gewissen Zensurwiderständen zu kämpfen hatte, sich Kessel gegenüber darauf berief, daß er ja nur die Politik der Regierung vertrete, erwiderte dieser: „Um so schlimmer, wenn Ihre Politik die der Regierung sein sollte.“

Persönlich bin ich nur einmal mit Herrn v. Kessel, der übrigens von den jüngern Leutnants gewöhnlich der „Teekessel“

genannt wurde, zusammengetroffen. Das war am 23 Oktober] 1915. Die Chefredakteure hatten eine feierliche Einladung aufs Oberkommando erhalten. Erwartungsvoll saßen wir in einem großen Saal. Plötzlich öffneten sich die Flügeltüren, und der alte Herr trat mit großer militärischer Suite ein. Wir erhoben uns. Er hielt folgende Ansprache:

> Meine Herren, ich danke Ihnen, daß Sie in Ihren Blättern den Patriotismus geschürt haben. Ich erwarte, daß Sie in der Friedenszeit, wenn weichliche Gefühle aufkommen sollten, dem Volke klarmachen werden, daß das deutsche Volk nur unter Opfern und Entbehrungen den ihm vom Geschick bestimmten Weg gehen kann. Ermahnen Sie jetzt die Frauen der Krieger, ihren Männern zu schreiben, daß es mit der Teuerung nicht so schlimm ist.

Also schloß Herr v. Kessel, nachdem er kaum begonnen hatte. Ihm reihte Unterstaatssekretär Drews ein paar bedeutungslose Worte an, indem er gleich bemerkte, daß er eigentlich den Worten Seiner Exzellenz kaum etwas hinzuzufügen habe.

Alles stand noch immer und erwartete, daß nunmehr wenigstens an uns die Frage gerichtet werden würde, ob auch wir etwas zu sagen das Bedürfnis empfänden. Kein Gedanke! Mit einem kurzen „Ich danke Ihnen, meine Herren“ rauschte Herr v. Kessel mit seiner Suite wieder durch die Flügeltür ab.

Wütend ging Theodor Wolff mit mir fort: „Ist es nicht unwürdig, die Chefredakteure, die doch wahrhaftig Wichtigeres zu tun haben, zu solcher Nichtigkeit zu bemühen? Als wenn wir nur dazu da wären, vor einem alten General stramm zu stehen!“ Ich konnte ihm nur erwidern: „Ja, haben Sie denn etwas Andres als eine wohlwollende Manöverkritik erwartet?“

Die Herren Militärs fühlten sich derart allmächtig, daß sie sich gar nicht erst die Mühe gaben, die Presse zu gewinnen. Sie glaubten, es genüge, ihr zu kommandieren.

In welchem Sinne diese Kommandos erfolgen würden, das wurde schon in der ersten Sitzung der Pressekonferenz, am 10. August 1914, kundgetan. Da erklärte der präsidierende Oberst:

> Wenn die Hälfte der Truppen vor Lüttich auf der Strecke geblieben wäre, müßten Sie doch schreiben, daß der Erfolg mit fabelhaft geringen Opfern errungen worden ist.

Die „patriotische Lüge“ war das von den Militärs ausgegebene Leitmotiv für die Kriegsberichterstattung. Oder, wie es einmal einer der Herren formulierte, als in der Pressekonfearenz auf die offensichtliche Unrichtigkeit einer amtlichen Meldung hingewiesen worden war:

> Meine Herren, jetzt kommt es viel weniger auf die Richtigkeit der Nachricht als auf ihre Wirkung an.

Es war die „große Zeit“ der Balkenbieger.

Man braucht sich nur daran zu erinnern, wie die über das Schicksal des Krieges entscheidende Marne-Niederlage dem deutschen Volk wegeskamotiert worden ist. Der offizielle Bericht der Obersten Heeresleitung vom September 1914 über sie lautete:

> Auf dem westlichen Kriegsschauplatz haben die Operationen, über die Einzelheiten noch nicht veröffentlicht werden können, zu einer neuen Schlacht geführt, die günstig steht.

Die vom Feinde mit allen Mitteln verbreiteten, für uns un-
güstigen Nachrichten sind falsch.

Mehr hat das deutsche Volk während des ganzen Krieges über die Marneschlacht nicht gehört als diese bewußt falsche Darstellung.

Aber unter den Pressevertretern herrschte damals im September eine gewisse Unruhe. Einzelne von ihnen lasen ja ausländische Blätter und fanden da die genauesten Angaben über den vernichtenden Rückschlag, den die deutsche Offensive erlitten hatte. Darum mußten sie in der Pressekonferenz immer wieder mit der Behauptung beruhigt werden, daß die fremden Wahrheiten Lügen und die eignen Lügen Wahrheiten seien.

So am 12. September, wo uns gesagt wurde, daß

> die Lage nach wie vor zu den besten Hoffnungen berechtige.

So am 16. September, wo erklärt wurde, daß

> von irgendeinem Siege unsrer Feinde auf dem westlichen Kriegsschauplatz von keiner einzigen Stelle gesprochen werden könnte.

So am 22. September, wo es hieß:

> Die allgemeine Kriegslage im Westen ist gut. Auf Grund taktischer Erfolge unsrer Gegner hat auch niemals ein Rückzug oder Rückschlag stattgefunden. Die Bewegungen waren lediglich strategischer Natur, ohne Zwang durch den Feind, zur Vorbereitung neuer Erfolge.

Ganz ähnlich wie 1914 wurde bei dem Vorstoß auf die Marne im Frühjahr 1918 gelogen. Das Fiasko der Offensive wurde damit bemäntelt, daß die Parole von der „Atempause“ ausgegeben wurde. Am 8. Juni 1918 wurde der Pressekonferenz mitgeteilt, daß

> die Pläne des Feindes für das Jahr 1918 zunichte gemacht seien, er keine Möglichkeit zur Initiative mehr habe, keine Überraschungen seitens Fochs mehr zu befürchten seien, da seine Operationsarmee lahmgelegt sei.

Nur fünf Wochen später, am 15. Juli, ergriff Foch die Initiative und erschien mit seiner „lahmgelegten“ Operationsarmee aus dem Walde von Villers-Cotterets heraus in der Flanke der deutschen Truppen.

Aber auch die Niederlage vom 15. Juli änderte nichts an der Lügentaktik. Im Gegenteil: man kam der Pressekonferenz noch faustdicker. Und sagte ihr am 29. Juli, die Frontverkürzung sei eine taktische Maßregel, die

> für die Fortführung der Schlacht unsere Lage wesentlich verbessert habe.

Diese „wesentliche Verbesserung“ wurde belegt durch die katastrophale Niederlage vom 8. August.

In wie peinliche Lage manchmal selbst ehrliche Offiziere durch die fortgesetzte amtliche Lügencampagne kamen, dafür erhielten wir in der Pressekonferenz vom 24. Mai 1918 einen drastischen Beleg. Nach der großen Offensive im Baltikum, bei der bekanntlich die Russen überhaupt keinen Widerstand leisteten, hatte W. T. B. eine offiziöse Notiz veröffentlicht, worin es hieß, wir hätten so ungeheure Metallvorräte in unsern Besitz gebracht, daß der Bedarf des Heeres dadurch für viele Monate gedeckt sei. Unmittelbar darauf erging eine ver-

schärfte Verordnung über die Beschlagnahme von Metallen in den Privatwohnungen. Das Publikum fragte sich, warum man ihm die Türklinken wegnähme, wenn wir doch bei den Russen so unermeßlich viel Metall erbeutet hätten.

Zur Aufklärung erschien Major Pietschmann von der Kriegs-Rohstoff-Abteilung in der Pressekonferenz. Er erklärte, nichts während des ganzen Krieges habe ihm solche Schwierigkeiten bereitet wie jene offiziöse Beutenotiz. Sie sei freilich stark übertrieben gewesen. Aber man habe sie nicht dementieren können, da sie fürs Ausland bestimmt gewesen sei.

Mit diesen „für das Ausland bestimmten“ Notizen hatte man auch sonst manchmal Pech. Einmal hatten wir eine sehr schlechte Ernte. Trotzdem brachte W. T. B. eine Meldung über unsre großartigen Ernteaussichten. Die Agrarier der Pressekonferenz wurden wild. Sie behaupteten, solche falschen Nachrichten brächten die Städter gegen das Land auf, weil sie glaubten, die Landwirte schwämmen im Überfluß und hielten das Getreide absichtlich zurück. Ziemlich bedrückt erklärte ein Regierungsvertreter, die Nachricht sei durch einen Irrtum in die deutsche Presse gelangt. Sie sei eigentlich nur für die Auslandsausgabe vom W. T. B. bestimmt gewesen.

Solche Reinfälle erlebt man eben, wenn man eine doppelte Buchführung, eine fürs Ausland und eine fürs Inland, handhabt.

Die Objekte der Lüge haben während des Krieges gewechselt. Am System der Lüge wurde getreulich festgehalten.

Ob es sich um Italien oder Rumänien oder Amerika handelte, immer wurden wir in der Pressekonferenz Monate hindurch mit beruhigenden, das heißt: falschen Nachrichten so lange gefüttert, bis eines bösen Tages die Kriegserklärung da war.

Die Verlustlisten, die zunächst in der Presse erschienen, wurden bald verboten, um das Volk über die Höhe der Verluste im Unklaren zu lassen. Sprach man einmal ausnahmsweise in der Pressekonferenz von den Verlusten, so war es bestimmt nur, um uns irre zu führen. So als man uns am 15. November 1914 erzählte, bisher hätten wir nur einige Hundert Vermißte. Dabei enthielten die amtlichen Verlustlisten schon die Namen von 55 000 Vermißten!

Belogen wurde das Volk in der ersten amtlichen Nachricht über unsre Verluste im Skagerrak. Als eine spätere Nachricht mehr Verluste zugab, wurde das von dem Marinevertreter in der Pressekonferenz, Herrn Boy-Ed, sehr übel vermerkt. Er meinte, wenn man einmal gelogen habe, solle man zweckmäßigerweise auch bei der Lüge verharren.

Erlogen waren oft die Nachrichten über die von den U-Booten versenkten Schiffe. Als selbst neutrale Blätter spöttisch darauf aufmerksam machten, daß ihre Korrespondenten die nach den deutschen Meldungen versenkten Schiffe ruhig hatten weiter ihre Fahrten machen sehen, erging die Anweisung, in Zukunft keine Schiffsnamen mehr zu nennen.

Gelogen wurde in der Pressekonferenz über die Wirkungen des verschärften U-Boot-Krieges. So wurde uns am 1. Mai 1917 mitgeteilt, es mehrten sich die Meldungen, daß England nur noch zwei Monate aushalten könne.

Gelogen wurde über die Größe der amerikanischen Truppentransporte. Systematisch wurden sie zu niedrig angegeben.

Gelogen wurde bis zum letzten Augenblick. Noch am 16. Oktober 1918, also mehr als zwei Wochen nach Ludendorffs verzweifeltem Schrei um sofortigen Waffenstillstand, wurde der Pressekonferenz die Direktive gegeben, es müsse unter allen Umständen der Eindruck vermieden werden, als gehe unser Friedensschritt von militärischer Seite aus.

Und mit diesen Militärs, die uns so planmäßig irre zu führen und zu irreführender Berichterstattung zu verführen suchten, sollte die Presse „zum Dank für die vertrauensvolle Zusammenarbeit“ einen Bierabend feiern. So schlugen es wenigstens, als der Krieg grade ein Jahr gedauert hatte, eine Anzahl Journalisten vor, darunter einträchtig mit dem Berliner Lokal-Anzeiger bekannte Freisinnige und ein Sozialdemokrat, der mich wegen meiner Opposition als „alten Restbestand von 1848“ glaubte verhöhnen zu sollen. Aber – ich möchte fast sagen: überraschenderweise trat damals doch die Mehrzahl der Kollegen auf meine Seite und verzichtete auf den Bierabend.

Immerhin: wenn ich die Gesamtverhandlungen der Pressekonferenz überblicke, so entringt sich mir ein kräftiges „Pfui Teufel!“ Wobei ich nicht ausschließlich an die Offiziere denke.

Mecklenburg und Locarno von * * *

Wie von vorn herein zu fürchten war, ist das Urteil des geheimen Gerichts in Schwerin sehr milde ausgefallen. Eine Erklärung für diese „Barmherzigkeit“, die in unbedingtem Gegensatz zu dem Urteil des vorletzten Feme-Prozesses steht, ist darin zu suchen, daß eine Behörde – die Schweriner Reichswehr – bei der Ermordung des Beyer weit mehr belastet wurde als bei der Ermordung des Holz. Das Gericht hat peinlichst vermieden, sich auf einen Standpunkt zu stellen, der eine durchgreifende Sühne der Mordtat bedingt hätte. Somit hat also der deutschnationale Verteidiger Dr. Sack, der den Spitznamen „Syndikus der Schwarzen Reichswehr“ trägt, verstanden, den Staatsanwalt und den Gerichtshof davon zu überzeugen, daß der Tatbestand, der der Anklage zu Grunde lag, nicht der Tatbestand ist. Sehr schwer dürfte ihm das nicht geworden sein. Wo Reichswehr und Schwarze Reichswehr und Fememörder und Landbund und Landesregierung so zusammenhängen wie in Mecklenburg, ist für das Recht nicht mehr viel Recht übrig.

Das Gericht erkannte gegen Bolt wegen Mordes auf Todesstrafe, gegen Stucken wegen Beihilfe auf 6 Jahre Zuchthaus, gegen Franz wegen Nichtanzeige auf 1 Jahr Gefängnis, gegen Peters und Röder wegen Begünstigung auf 6 und 4 Monate Gefängnis, gegen Witt auf Freispruch.

Nach dem Tatbestand hätte das Urteil lauten müssen: gegen Bolt wegen Mordes auf Todesstrafe; gegen Stucken, Franz und Witt, die an der Besprechung des Mordes teilgenommen haben, wegen Beihilfe und Mordversuch und – da infolge dieser Besprechung Bolt den Auftrag zur Ermordung Beyers erhielt – wegen Anstiftung zu langjährigen Zuchthausstrafen; gegen Pe-

ters und Roeder, die die Leiche des Ermordeten beerdigt haben, wegen Begünstigung zu Gefängnisstrafe.

Sonst fällt an dem Urteil noch auf, daß weder der Staatsanwalt noch der Gerichtshof daran gedacht haben, den Angeklagten die in Tateinheit begangenen Verbrechen und Vergehen (Geheimbündelei, Nichtanzeige eines Verbrechens) vorzuwerfen.

Wenn man weiter bedenkt, daß den Verurteilten die Untersuchungshaft in vollem Umfange angerechnet wurde; daß sie in den Strafanstalten des Landes herrlich aufgenommen werden; daß Bolt, ebenso wie die zum Tode Verurteilten des vorigen Feme-Prozesses, auf weitgehende Begnadigung rechnen darf: dann weiß man, daß die Sache des Rechts in Mecklenburg zumal bei Ausschluß der Öffentlichkeit ganz von der Willkür seiner Vertreter abhängig ist. Was das heißt, erfahren wir jeden Tag an tausend andern Beispielen.

Die Verteidiger werden sich bei einem so günstigen Stand der Dinge schön hüten, Revision einzulegen. Und sie hätten es diesmal doch so einfach!

Das Verbrechen des Mordes gehört nach der Reichs-Strafprozeß-Ordnung und den Ergänzungsbestimmungen von 1924 vor ein Schwurgericht, bestehend aus 3 gelehrten und 6 zivilen Richtern. Das Verbrechen des Mordes an dem Ehrhardt-Mann Beyer hingegen wurde vor einem Gericht verhandelt, das aus 2 gelehrten und 2 zivilen Richtern bestand, also das sogenannte große Schöffengericht darstellte.

Wieweit ein Richter an die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen gebunden ist, ist mir als Laien nicht bekannt. Eine Erklärung des Verhaltens?

Einem Schwurgericht gehören 6 Personen an, die nicht alle unbedingt zuverlässig national zu sein brauchen. Das kann unangenehm für das Gericht, unangenehm für die halbbeteiligte Reichswehr und unangenehm für die Wahrung der vaterländischen Belange werden. Ergo...

*

Und Locarno? ‚Der Geist von Locarno‘ – unter dieser Überschrift brachte der Berliner Lokal-Anzeiger eine heftige Polemik gegen Locarno, als nach dem Abschluß der Verhandlungen eine Kontrollkommission in den Flugzeugwerken von Warnemünde erschienen war, um festzustellen, daß dort schwerere Motore hergestellt werden, als nach den Entwaffnungsbestimmungen zulässig ist. Diese Motore sollen von amerikanischen Flugzeugwerken in Auftrag gegeben sein.

Und die Vorgeschichte dieses „unerhörten Verstoßes gegen Locarno“?

Der Besitzer der Flugzeugwerke ist ein Württemberger mit jüdischem Typus. Der war den Großagrariern unangenehm. Von dem wollten sie ihr Land rein halten. Seit Monaten wurde dem Besitzer der Flugzeugwerft gedroht, man werde die Entente auf ihn hetzen. So kam der Berliner Lokal-Anzeiger zu seinem Leitartikel. So macht man in Deutschland Politik.

Eine Untersuchung oder Anzeige wegen dieses Landesverrates ist noch nicht erfolgt.

Das ist das ostelbische Agrarland. 865

Lunatscharski von Robert Breuer

Im roten Salon

Der russische Volkskommissar für Bildungswesen ist in Berlin und empfängt in der Botschaft. Man weiß, daß er ein Kopf ist und geht gern zu ihm. Treppenhaus, Foyer, roter Salon. Damasttapeten, Möbel Louis Seize, goldenes Gestühl, purpurne Kissen, schwere purpurne Vorhänge. Hier haben einmal Zar Nikolaus und der zweite Wilhelm neben einander gethront und getafelt; heute beherrscht den Raum ein Bild von Lenin. Kühl, in flimmernder Schneeluft, grau, steht ein Alltagsarbeiter; durch das wollüstige majestätische Rot des Kabinetts schmettert ein Faustschlag, schrillt die Fanfare des Proletariats: Sie haben meinen Bruder gehenkt, ich habe sie zertreten. Unter diesem brutalen, alles Höfische niederstoßenden, siegreichen Bild sitzt auf einem kokett geschweiften, daunengefüllten Sofa der Volkskommissar. Einer aus der Klasse Lenin. Nicht nur im Knebelbart, in der Kopfform, in Struktur und Haltung des Körpers verwandt: die gleiche Rasse, eine europäische Intelligenz, ein gedrungener Kämpfer, ein geschmeidiger Zyniker, ein brennender Prophet.

Lunatscharski berichtet vor der Presse über die Aufklärung in Rußland, über die Liquidation des Analphabetentums, über die Einrichtung Zehntausender von Bauernlesestuben, über den Marsch der Millionen zum Ziel der Selbstregierung: lernen, Alles allein zu machen. Ein Nichts war vorhanden, Lüge in der Schule, Lüge in den Universitäten, systematische Verdummung der wie Tiere gehaltenen Leibeigenen. Durch solchen mörderischen Morast mußte die Revolution Wege brechen. Neue Lehre, neue Bücher, neue Methoden. Das Maximum des kritischen Gedankens und der Selbständigkeit. Ein unbedingt wissenschaftliches Bild der Natur ohne den kleinsten Zusatz von Aberglauben; ein unbedingt richtiges Bild der Gesellschaft vom allein wissenschaftlichen, vom marxistischen Standpunkt aus. Das zu erreichen, war die Aufgabe. Nur ein Absolutes konnte den Absolutismus brechen und seine verheerenden Wirkungen ausroden. Marx mußte alles vorher Gewesene in die Kniee zwingen. Marx wurde eherner, Tod und Leben bedeutender Maßstab. Marx oder, was wohl richtiger ist: der Wille der Volkskommissare. Hart, dogmatisch, gradlinig, unerbittlich mußte der Bauer, der Arbeiter, der Rest des Bürgertums, mußten die Studenten und die Professoren der einen zentralen Idee von der unbedingten Autonomie der Massen unterworfen werden. Das war notwendig, und so geschah es, und so wird es weiterhin geschehen.

Lunatscharski schwieg. Er glühte. Man sah es trotz des Visiers, das er der Westler wegen vor das Gesicht hielt. Die Westler klapperten. Ein Engländer schrie: Habeas corpus. Ein Preuße: Kant und die Demokratie. Ein Bayer: Freiheit der Wissenschaft. Es kamen Fragen; Lunatscharski antwortete. Ob es wahr sei, daß Professoren, die den Marx ablehnten, kein Katheder bekämen. Lunatscharski: Das sei nicht richtig; allerdings müßte dafür gesorgt werden, daß nur die wahre Wissen-

schaft gelehrt würde; von falscher Wissenschaft hätte Niemand Nutzen; so hätte man den falschen Wissenschaftlern nahegelegt, das Land, das nur die Wahrheit gebrauchen könne, zu verlassen. Ob es wahr sei, daß die Zensur wüte. Lunatscharski: Bei uns kann Jedermann lesen, was er will; die Zensur, die wir haben, soll hauptsächlich die Bürger davor bewahren, verbotene, konterrevolutionäre Bücher und damit Ungelegenheiten und Gefahren ins Haus zu bekommen. Ob es wahr sei, daß die Klassiker des alten Rußland verbannt wären. Lunatscharski: Wir ehren unsre Klassiker, die wir für Vorbereiter der Revolution halten; im Staatsverlag wird eine Gesamtausgabe von Tolstoi vorbereitet; Dostojewski neu herauszugeben, sei nicht notwendig, da von dessen Werken noch genügend Exemplare vorhanden sind. Ob man in Rußland der Jugend für die ausfallende Religion irgendeinen Ersatz, eine Sittenlehre, gäbe. Lunatscharski: Einer besondern Sittenlehre bedürfen wir nicht; Alles, was wir tun, geschieht in einem einheitlichen, gemeinsamen Geist; wir sind ein Kollektivum; all unser Denken und Tun ist darauf gerichtet, aus uns das vollkommenste und gerechteste Kollektivum zu machen.

Die Westler im roten Salon staunten und schwiegen. Der Cromwell-Sohn knurrte: Roma locuta... Lenin, der Graue, der Flimmernde hielt die Lippen fest wie Buddha.

Der Herr Volkskommissar

Herr Bürger Robespierre... Das hätte gar zu komisch geklungen und ist darum wohl nie gesagt worden. Herr Volkskommissar... so beginnen Löbe und Jeßner ihre tapfern Ansprachen, und Lunatscharski läßt es sich gefallen. Der Westen mildert die östliche Unbedingtheit. Diesmal steht Lunatscharski vor einem großen Publikum. Zunächst berichtet er wieder über den Kampf der dritten Front, der Aufklärung des Volkes. Er spricht mit Selbstbewußtsein von der Diktatur der Avantgarden. Man hat inzwischen erfahren, was deren Schritt bedeutet. Dann berichtet Lunatscharski über die Wissenschaft in Rußland. Siebzig vom Hundert aller Studenten sind Arbeiterstudenten: „Ein bewundernswerter Nachwuchs, erfüllt von revolutionärer Energie.“ Der Kampf mit den Professoren ist ausgekämpft; bis auf wenige Ausnahmen gibt es nur noch Marxisten: der Weg für die wahre Wissenschaft ist frei. Frei sind in Rußland auch die Künste. Lunatscharski fügt aber schnell hinzu, daß das neue Rußland eine Kunst nur für Künstler nicht gebrauchen könne. Die rein formale Kunst – das sei die Kunst der Bürger, die Kunst eines übersättigten, überreifen, nicht mehr lebensfähigen Bürgertums. Die neue, die revolutionäre Kunst habe auch einen neuen Inhalt, eine neue Moral, ein neues Pathos, eine neue Monumentalität. Der Dichter des befreiten Don Quixote flammt auf. Zweck und Sinn der Kunst ist die Erziehung zur Revolution, ist die Vollendung der Revolution, ist deren Glorifizierung, deren Versinnlichung und Wandlung in revolutionszeugende Mystik. Hat Lunatscharski das wirklich so gesagt? Vielleicht nicht aufs Wort genau so; aber doch dem Extrakt und der Temperatur nach. Er sprach erhoben von der roten Symphonie. Die Kunst, wie Lunatscharski sie fordert, ist die Kunst eben jenes vollkommensten

und gerechtesten Kollektivums, zu dem das russische Volk sich selbst erziehen will. Die Kunst eines Kollektivums war auch die Gotik, war die Renaissance, war der Barock. Nur daß diese Kollektiven weniger oder mehr beschränkt blieben auf die herrschende Schicht. Die Herrschaftsschicht des neuen Rußland aber soll allumfassend sein, allumfassend – bis auf Das, was auszurotten ist.

Die Westler waren belehrt, belustigt, erschreckt. Das mit dem Bolschewismus scheint doch nicht nur eine Episode zu sein, vielmehr eine bitterernste Sache. Neue Erziehung, neue Kunst, neue Menschen, neues Volk. Was soll das werden? Attila, Dschingiskhan, Tamerlan. Ach was, letzte Saison sang man es jede Nacht: So’n bißchen Tamerlan... Gott sei Dank, der Herr Volkskommissar ist in einem untadligen Auto davongefahren.

Stephen Leacock von Frank Warschauer

Befreiendes Lachen: eigentlich ein ganz schöner Ausdruck. Nur vom langen Gebrauch stark abgenutzt und verschlissen. Aber das ist zweifellos richtig: wer das Lachen hervorrufen kann, das die Gittertüren des Käfigs aufstößt – denn schließlich ist es ja ein Käfig, worin die meisten Leute Zeit ihres Lebens herumkrabbeln, wenn auch bei einigen ein ganz komfortabler –, wer einen in die elysischen Gefilde erhebt, wo aus sämtlichen Erdenschmerzen lustvolle Vergnügungen werden, aus Pleiten, Geburt und Ehestand sanfte Anregungen für die zweifellos erfreuliche Funktion des Zwerchfells: dem ist man zu herzlichem Dank verpflichtet, er ist mit Recht beliebt, geschätzt, verehrt und von der Gunst der Menschen mit reichlichem Douceur bedacht, das wiederum seinen segenspendenden Talenten zu gute kommt.

Nein, nicht Otto Ernst. Sondern der Anglo-Amerikaner Stephen Leacock. Ein Mann aus den obern Gesellschaftskreisen; was in diesem Fall große Vorzüge hat, weil dort schließlich am ehesten das vergnügte Lachen gedeiht, das Lachen ohne Bitterkeit und Umwälzungsdrang, das bequeme Lachen, das helle, jugendliche, harmlose und ansteckende. Womit wirklich nichts über die kapitalistische Gesellschaftsordnung gesagt werden soll, noch über die Frage, ob nicht die bösen Lacher in diesem Augenblick notwendiger sind... Aber, mein Gott, es ist und bleibt erfreulich, mit gut angezogenen Leuten zusammenzukommen, die jenseits von Krieg und Revolution, Pest und Tod sich sowohl heiter wie gründlich mit der Frage beschäftigen können, ob ihre Krawatte gut sitzt.

Stephen Leacock ist ein Gentleman. Er ist sogar Professor an einer Universität; aber es schadet nichts. Weil er ein so witziger, lebendiger Herr ist, dessen Spaß an Menschen und Dingen durch keinerlei Autoritätsaberglauben beschwert wird. Er lacht nicht aus Prinzip oder Programm noch um sich damit sein täglich Hammelkotelett aus der allgemeinen Brühe herauszufischen; sondern weil die Sache eben so komisch ist. Er lacht so nebenbei, und daher kommt es, daß er sprühend witzige Feuilletons, Geschichtchen und Geschichten schreibt, von denen

jetzt einige, und zwar die besten, deutsch erschienen sind (‚Humor und Humbug‘ und ‚Abenteuer der armen Reichen‘ im Verlag Williams & Co. zu Charlottenburg).

Diese Bücher sind erstens angenehm. Es gibt nämlich gute und schlechte Bücher, und dann gibt es noch eine andre Einteilung: in angenehme und unangenehme. (Das Publikum merkt so etwas sofort.) Dies hier ist derart erfrischend, anregend, vitalisierend wie die andern guten Dinge, die aus Amerika kommen: die Krone der Schöpfung, oder zum mindesten eine Zacke an ihr: die Jazz-Band-Musik und die Filme, die bessern, die faszinierend sind durch den starken Strom von Freudigkeit, Helle, Lebensenergien in ihnen. Keine Spur von Drückern und Mätzchen; keine psychologische Unsauberkeit, sondern eine gepflegte Hygiene des Geistes und der Beobachtung mit blitzenden Badezimmern und Waschtoiletten; Comfort des Herzens; nirgends Talg und Schmieröl verwendet, auch nicht Margarine! Dieser Mann versteht es, sich ausgezeichnet zu amüsieren, und deshalb auch seine Leser.

Dabei ist er gar kein Flachkopf, sondern kritisch, auch gesellschaftskritisch, soweit es in seinen Umriß gehört, aber nicht weiter. Er wird zwar niemals bösartig – hat aber oft die stechende, elegante Schärfe eines sehr aufmerksamen Mannes aus einer Ecke im Clubsalon. Er hat sehr gute Augen. So erfährt man auch etwas von ihm, und zwar aus einer Welt, die zu kennen sich lohnt, endlich mal aus einer andern Welt. Sehr fein und genau ist da bei ihm die amerikanische Stadt Plutoria mit ihren reichen Leuten abgebildet, daß man sie riechen und schmecken kann; Alles sehr geschwinde, sicher und frei hingesetzt, aus dem Handgelenk. Auch seine petit fours in ‚Humor und Humbug‘ sind ersten Ranges.

Ganz mangelt es ihm an jenen Eigenschaften, die in Deutschland zur Entschuldigung des Humoristen dienen: keine Träne im Auge, durchaus nicht! Kein morastiger Untergrund an Gemütstiefe, erkennbar am düstern Aufschimmern der hierzulande so geschätzten Melancholie. Eben nicht! Und das ist das Beste an Stephen Leacock.

Erfüllung von Alfred Polgar

‚Erfüllung‘, eine Dichtung von Georg Terramare, kann, wie die Kommentare mitteilen, nur Der recht erfassen, der sich den besondern Chemismus von Terramares Seele lebhaft vergegenwärtigt. Nur über den Dichter führt ein Weg zu dieser Dichtung. Wer nicht weiß, daß hier ein ins Katholische versponnenes, gutes, jüdisches Herz sich um einen annehmbaren Ausgleich zwischen Erde und Himmel, Genuß und Askese müht, um einen Ausgleich, der die Gläubiger (das Leben) halbwegs befriedigt, ohne daß die Gläubigen gar zu kurz kämen, steht dem Werk ratlos gegenüber. Die Klosternovize Lukrezia, ein Gefäß der reinen Mutter-Sehnsucht, empfing ein Kindchen vom Maler Filippo Lippi. Sie flieht das Kloster und will von Filippos Zärtlichkeit nichts mehr wissen. Da sich ihr tiefgeheimster Wunsch, unbefleckte Empfängnis, naturgemäß (das Wort ist hier am

Platze) nicht erfüllen konnte, will sie doch, ein Mal ist kein Mal, möglichste Annäherung an den Zustand der Unbeflecktheit. Filippo drängt mit Liebe und päpstlichen Dispensen. Vor seinem Drängen flieht die Mutter mit dem Kinde ins Kloster zurück. Dort führt sie der dramatische Ablauf, von einer wundermilden Oberin weise gelenkt, vor die Alternative: entweder das Kloster ohne Kind – oder das Kind ohne Kloster, aber mit dem Vater. Lukrezia wählt (Vernunft fängt wieder an zu sprechen) den irdischen Pflichtenweg. Auf dem katholischen Platz bleibt als unschuldiges Opfer eine Schwester der Lukrezia, die den klangvollen Namen Spinetta führt, Liebe und Leben liebt und wirklich nicht weiß, wie sie dazu kommt. Möge ihr das Rituale leicht sein! Warum eigentlich Spinetta den Schleier nimmt, wird nicht recht klar. Vielleicht meint es der Dichter so, daß Lukrezia sich ruhig ins gemeine Leben begeben dürfe, weil sie ihr Kloster gewissermaßen in sich trage, indes Spinetta, nach Leben und Lust begehrend, also nicht immun gegen diese, etwas Klostermauern zu ihrem ewigen Heil notwendig habe. Mit warum? und wieso? kommt man aber in diesem Drama nicht weit. Es etabliert und wechselt seelische Zustände, ohne sich viel zu verantworten, und schreitet mit Nonchalance und Gottvertrauen, auf papierdünnen Brücken einer sehr hoch gezogenen Sprache, über Tiefen der Absurdität.

Frau Medelsky spricht ihren inbrünstigen, Fräulein Wall ihren mehr brünstigen Part mit einem Aufwand an Leidenschaft, der nicht ganz aus dem Innersten, sondern zum Teil aus der leeren Luft geholt scheint. Sehr angenehm nüchtern wirkt Fra Siebert, und Erquickung schafft die klare, wasserhelle und -kühle Rede der Frau Maria Mayer. Herr Philipp Zeska stürzt nicht ohne Grazie aus einer Erregung in die andre, wobei er Text verliert. Doch macht sich der Verlust kaum fühlbar. Im Burgtheater steht die Kunst des Sprechens auf geringer Höhe. Die Zuhörer dort habens, in jeder Beziehung, nicht leicht, das zu sein.

Varieté von Hans Siemsen

Kritiken und Inserate – die man, wenn es sich ums Kino handelt, ja nicht immer ganz leicht von einander unterscheiden kann – sind sich einig darüber, daß der neue Jannings-Film der Ufa: ‚Varieté‘ „meisterhaft“, „außerordentlich“, „eine Höchstleistung“ ist. Man erhofft von ihm, daß er das Ausland und vor Allem Amerika dem deutschen Film erschließen wird.

Gern schlösse ich mich diesem Jubel an. Leider kann ich es nicht. Dieser Film ist durchaus keine „Höchstleistung“. Es gibt schlechtere Filme als ihn, aber auch bessere. Er ist durchaus nicht meisterhaft. Er ist nicht ganz schlecht. Er ist aber noch viel weniger ganz gut.

Gut, sehr gut sogar ist Jannings. Aber auch nur in der ersten Hälfte oder in den ersten zwei Dritteln. Nachher verdirbt ihn die Regie. Wie so oft. Jannings ist, ohne Zweifel, einer der begabtesten, lebendigsten, gesündesten Filmschauspieler der Welt. Und es ist ein Jammer, zu sehen, wie oft er

zu outrierter Schauspielerei, zu lebensfremder, gekünstelter, unmenschlicher Komödianten-Mimik verleitet wird. Jede kleine Seelen-Regung wird dann sozusagen per Lastwagen an die Rampe spediert und unter Glockengeläut und Militärmusik umständlich ausgepackt. (Unvergeßlich schauderhaftes Beispiel: ‚Der letzte Mann‘.) Wenn Jannings drauf los spielt, wie er, sein Herz und seine Visage gewachsen sind, ist er herrlich. Und das ist er wenigstens im ersten Teil dieses Films. Er spielt einen heruntergekommenen, später wieder aufsteigenden Varieté-Akrobaten. Einen gutmütigen Riesen. Einen Bullenkerl mit Kinderseele. Der sein Baby betreut. Der seinem Mädchen den Kaffee kocht und die Strümpfe stopft. In diesen Szenen ist er reizend, komisch, rührend. Niemand macht das besser, liebenswürdiger, menschlicher, als er. Wenns dann tragisch wird, ist noch immer Alles gut, was er selber macht, aber Alles furchtbar, übertrieben, gekünstelt, unwahr, was die Regie ihm einflüstert.

Die Regie (E. A. Dupont) hat zwei Verdienste. Erstens, daß sie Jannings, wenigstens im Anfang, nicht vergewaltigt. Zweitens: sie gibt durch eine Reihe sehr geschickter und hübscher Aufnahmen wirklich den Eindruck, den Zauber, den Reiz des Varietés. Diese Szenen haben Leben und Tempo und sind ausgezeichnet photographiert. Für sie wäre die Bezeichnung „meisterhaft“ durchaus am Platz. Aber das ist leider auch Alles. Und es wird durch viele Fehler und Entgleisungen wieder aufgewogen. Immer kommt der unselige Hang nach Übertreibung, nach schwerfälliger Unterstreichung (mit Tusch und Klingelzeichen), den die deutschen Regisseure – nicht nur die Film-Regisseure! – sich anscheinend nicht abgewöhnen können, zum Durchbruch. Wie sieht, zum Beispiel, gleich in Anfang, das Publikum der Rummelplatz-Bude aus!? Rummelplätze kenne ich wie meine Tasche. In Berlin, Hamburg, auf der Oktober-, auf der Vogelwiese und in Paris. Da kann mir Keiner was vormachen. Solch ein Publikum von Tier-Fratzen gibt es nicht. Gibt es nirgends. Nicht einmal in einer deutschnationalen Versammlung. Geschweige denn in einer Rummelplatz-Bude. Das sind sehr honette Leute. Und wenn sie schon nicht so aussehen, so benehmen sie sich erst recht nicht so wie die Leute in diesem Film. Die Rummelplatz-Besucher dieses Films sind Ausgeburten eines literaturverseuchten Gehirns. Aber keine Menschen.

Die Varieté-Besucher (im zweiten Akt), die sind richtig. Warum gehts denn da auf ein Mal? Weil der Regisseur die Besucher eines „anständigen“ Varietés aus eigner Erfahrung kennt. Die Besucher eines Rummelplatzes (und manches Andre) kennt er aus der (falschen!) Literatur. Und deshalb sind diese Rummelplatz-Publikums-Szenen Theater und Literatur – aber kein Leben. Ganz furchtbar wird die Regie in der großen, tragischen Mordszene, wo der gutmütige Artist den Nebenbuhler, der ihm sein Mädchen ausgespannt hat, umbringt. Wie macht man so was? Na, da hat sich nun der Regisseur etwas Wunderbares ausgedacht, etwas „ganz Neues“. Schweigend sieht der zum Mord entschlossene Artist den besoffen nach Hause kommen-

den Nebenbuhler an. Schweigend lehnt er Likör und Zigaretten ab. Schweigend stellt er sich vor die Tür – und bannt ihn mit dem drohenden Blick. Er schweigt so lange und so penetrant, er „bannt“ so lange – bis (nicht nur) dem besoffenen Nebenbuhler schlecht wird. Dann murkst er ihn schweigend und langsam ab. Das ist unerträglich. Nicht etwa, weil es gruslig ist, sondern weil es die platte Langeweile und Albernheit ist. So benimmt sich ein eifersüchtiger Mensch? So benimmt sich ein Völkerschlachtdenkmal. Das ist kein Film. Das ist nicht einmal mehr Theater. Das ist nichts als der läppische Wunsch: um jeden Preis „originell“ zu sein. Um diesen Preis aber wird man (nicht nur im Film) gekünstelt, krampfhaft, langweilig und verlogen. Als ob ein ganzes Orchester, nur um nicht so zu spielen wie andre Orchester auch, alle seine Instrumente verstimmte. So viel falsche Töne gibt es gar nicht.

Es ist schwer, über solchen Quälereien nicht die guten Seiten dieses Films zu vergessen.

Die schlimmste, schwärzeste, trostloseste Seite aber ist die sogenannte „Hauptdarstellerin“. Sie heißt: Lya de Putti. Und genau so sieht sie aus.

Wenn Jemand von Haus aus Kanalgeruch oder Niedergesäß heißt, so kann er trotzdem ein Genie sein. Wenn aber Jemand sich freiwillig Lya de Putti nennt – was kann mit dem wohl los sein?

Wie ist es möglich, daß man in einem Film, der die Welt erobern soll, die Rolle des reizenden, verführerischen, unbestechlich schönen Mädchens mit solch einer in jeder Hinsicht runden Null besetzt? Es ist möglich, weil die Filmleute in Deutschland keine Augen im Kopf haben. Weil sie nicht sehen können. (Die Kritiker, nebenbei gesagt, auch nicht. Besonders dann nicht, wenn es sich um eine Frau handelt.) Anderswo, besonders in Amerika, hat man zwar bedeutend weniger Ahnung von Literatur und Kunst oder sagen wir lieber: Kunstgewerbe – aber man kann sehen. Man kann ein gutgewachsenes Mädchen von einer über-, na sagen wir: überfütterten Frau unterscheiden.

Die Folge? Die Folge ist, daß dieser deutsche Film, der manche Qualitäten hat, allein schon wegen Lya de Putti in Amerika unmöglich ist. Man wird dann wieder sagen: Die ungebildeten Amerikaner sind eben noch nicht reif für den deutschen Film. Daß sie nicht „reif“ sind für Lya de Putti, das wird man nicht gelten lassen wollen. Aber ich kann es ihnen nachfühlen.

Psychoanalyse von Theobald Tiger

3 Irre gingen in den Garten
und wollten auf die Antwort warten.

Der 1. Irre sprach:
„O Freud!
Hat dich noch niemals nicht gereut,
daß du Schüler hast? Und was für welche – ?

Sie gehen an Keinem vorüber, die Kelche.
Ich kenne ja wirklich allerhand
als Mitglied vom Deutschen Reichsirrenverband –
aber die alten Doktoren sind mir beinah lieber
als das Getue dieser
                                    Ja.“

Der 2. Irre sprach:
                    „Schmecks.
Ich habe hinten einen Komplex.
Den hab ich nicht richtig abreagiert,
jetzt ist mir die Unterhose fixiert.
Und ich verspüre mit großer Beklemmung
rechts eine Hemmung und links eine Hemmung.
Vorn hängt meine ältere Schwester und
in der Mitte bin ich ziemlich gesund.
                                    Ja.“

Der 3. Irre sprach:
                    „Wenn
heut Einer mal muß, dann sagt ers nicht, denn
er umwickelt sich mit düstern Neurosen
mit Analfunktionen und Stumpfdiagnosen – “
(„Hah! – Stumpf!“ riefen die beiden andern Irren,
konnten den 3. aber nicht verwirren.
Der fuhr fort:)
„Vorlust, Nachlust und nächtliches Zaudern –
es macht so viel Spaß, darüber zu plaudern!
Die Fachdebatte – welch ein Genuß! –
ist beinah so schön wie ein
                                    Ja.“

Die 3 Irren sangen nun im Verein:
„Wir wollen keine Freudisten sein!
Wir sind ja viel zu vernünftig dazu –
man lasse uns und die andern in Ruh.
Die jungen Leute, die davon kohlen,
denen sollte man kräftig den Hintern versohlen.
Sie zerschwatzen das Gute, mißbrauchen den Meister
und produzieren erheblichen Scheibenkleister.
Erreichen sie damit das Genie?
O na nie – I

Jeder Jüngling von etwas guten Manieren
geht heute mal Muttern deflorieren.
Jede Frau, die in die Epoche paßt,
hat schon mal ihren Vater gehaßt.
Sie fühlt beim analytischen Ringelstechen:
Nicht dran denken – aber stets davon sprechen!
Und die ganze Geschichte stammt aus Wien,
und darum ist sie besonders schien – !

Wir 3 Irre sehen, wie Liebespaare
sich gegenseitig die schönsten Haare
spalten – und rufen jetzt rund und nett:
Rein ins Bett oder raus aus dem Bett!

Keine Tischkante ohne Symbol und kein Loch...
Wie lange noch – ? Wie lange noch – ?“

3 Irre standen in dem Garten
und täten auf die Antwort warten.

Zurück zu Methusalem

Bernard Shaw behauptet, daß der Mensch 300 Jahre alt werden müsse, wenn er fähig sein solle, unsre Zivilisation vor dem Untergang zu bewahren. Methusalem hat es auf 969 Jahre gebracht. Ob sie köstlich gewesen sind, ist nicht überliefert. Aber er zählt zu den Urvätern der Menschheit, die ja trotz seinem hohen Alter nur so weit gelangt ist, daß heute Welt- und Daseinsbetrachter vom Rang dieses Iren voll tiefer Bitterkeit an ihr verzweifeln und kein andres Mittel der Selbstbefreiung wissen, als sich lachend nach Utopia zu retten: aus dem Garten Eden über die Gegenwart in die Jahre 2170, 3000 und 31 920. Wohin führt dieser lange Weg? Zu Fausts Homunkulus, zu Lamettries Homme-machine, zu einem Automaten, der von jedem Zweck genesen und nichts mehr wissen will als seinen Mangel an Trieben. Es möchte kein Hund so vergeistigt leben. Zum Glück ist keine Gefahr, daß er jemals dazu gezwungen sein wird. Auch Shaw glaubt es nicht. Er hat sich in eine Spielerei des Verstandes, seines leuchtenden Verstandes, versponnen, die ihren Reiz grade von seiner Ungläubigkeit empfängt und ihm Gelegenheit gibt, seine Skepsis in einem Grade zu sublimieren, daß er sogar manchmal tun darf, als glaubte er. Meistens ist er sich über die Unverbesserlichkeit dieser rasse maudite ganz klar. Nachdem ihre Vertreter also wirklich 300 statt 70 Jahre alt geworden sind, kommen sie vor die Pythia – und was fragen sie sie? Ob das Parlament im Frühjahr oder im Herbst einberufen werden wird.

Das ist Shaw, wie wir ihn seit je her kennen. Er, der einmal nicht fünf Akte, sondern fünf abendfüllende Dramen unter einem Titel vereinigt, ändert sich ja doch auch in kaum einer andern Beziehung als quantitativ. Wie immer verulkt er Götter, Menschen und Helden. Der Pazifist Shaw, der Entlarver des Ruhms, der Autor eben der ‚Helden' nimmt sich nach dem jungen Napoleon den großen vor und läßt ihn in einem tiefer und tiefer bohrenden Disput über den rätselhaften Wahnsinn des Krieges zu dem erlösenden, dem entscheidenden und durch seine Schlichtheit packenden Wort gelangen: „Warum fangen denn die Soldaten nicht damit an, daß sie uns erschießen?“ Wo nicht so einfach die Wahrheit über alle Erscheinungen der Zeit und der Eiwigkeit gesagt wird, entspringt eine Fülle von Komik daraus, daß die Kurzleber und die Langleber verschiedene Dauer- und Raumbegriffe haben und dementsprechend verschiedene Sprachen sprechen. Wozu dient einem Satiriker wie Shaw solche Wesens- und Äußerungsverschiedenheit hauptsächlich? Dazu, die Dummheit beider Parteien bloßzustellen als dasjenige Element, auf dem die Erhaltung des Menschengeschlechts beruht – gleichgültig, ob seine Einzelvertreter ein paar hundert Jahre früher oder später aufhören, von den Tieren durch Instinkt und Vernunft beschämt zu werden. Aber damit sich dieses Produkt doch nicht nur quantitativ von der übrigen Produktion abhebe, wird Shaw am Schluß, zum ersten Mal, ganz rein pathetisch-prophetisch. Es steht ihm nicht.

Den mächtigen Wälzer zu lesen, ist ein Genuß ohnegleichen für einigermaßen geschulte Gehirne. Die ersten zwei Teile hatten auch im Theater keine geringere und keine andersgeartete Wirkung als diejenige, die den gedankengeschwellten Shaw überraschenderweise zu einer Hauptstütze des deutschen Bühnenspielplans gemacht hat. Vom Garten Eden wie von Lloyd George und Asquith wissen wir immerhin so viel, daß Phantasie und Erinnerung ergänzen, was der Gestalter schuldig bleibt. Vor dem dritten, vierten und fünften Teil aber, am zweiten Abend, sitzen wir im Theater wie vor einer Art dramatischem ‚Zauberberg'. Der hat unter 1200 Seiten vielleicht 120 kunstgewordene. Der Rest ist Naphta und Settembrini: die Beiden reden sich, uns und den Roman eines Dichters tot, der einmal einer gewesen ist und heute keins seiner Handwerkszeuge so virtuos handhabt wie den Blasebalg. Den braucht Shaw nun gewiß nicht. In der Region des Geistes, der feste Grenzen gezogen sind, quillt es bei ihm. Aber ein Visionär ist er keineswegs. Um ein Zukunftsbild mehr als nur zu entwerfen, nämlich faßbar und farbig auszuführen, war er niemals ursprünglicher Schöpfer genug. Da ist er völlig auf seine Dialektik gestellt. Und die reicht in solchem Fall eben nicht. Ein sprühender Esprit wie Shaw verfällt, wovon man ihn nie bedroht gefürchtet hätte: dem Vollständigkeitstrieb. Er wird pedantisch. Noch die Riesenstriche, die der Dramaturg vornehmen muß, lassen ein vielfach ermüdendes Quantum übrig. Was durchgreift, sind die Kontraste, Situationen und Epigramme, die auch jeden vergleichsweise anspruchslosen Schwank dieses Shaw mit prickelnden Stacheln bewehren, nichts aber von dem, um dessentwillen er einen so gewaltigen Apparat aufgeboten hat.

So viel länger der zweite Abend ist als der erste, so viel weniger wird gelacht, und so viel seltener wird er stattfinden. Es ist kaum glaubhaft, daß Barnowsky nicht Alles, was in den zweiten drei Fünfteln des Pentateuchs drin ist, künstlerisch dem Theater der Königgrätzer Straße gewonnen hat. Aber was nützt der willigste Geist des Regisseurs, wo das Fleisch des Dichters so schwach ist wie hier!
Die Schauspieler waren schwerlich zu steigern; und es sind fast lauter besondere Schauspieler. Kurt Götz war im zweiten Teil Asquith und ist im dritten eine Vereinigung von dem und Lloyd George, eine gelungene Kreuzung von Schaf und Fuchs (für die er sich nur die eingelegten bbbbbbb und mmmmmmm wieder abgewöhnen sollte).
Dem Theodor Loos nimmt nicht einmal ein ungünstiger Schnurrbart was von dem Kuriositätsreiz eines 283 jährigen Erzbischofs. Rudolf Forster dürfte weder anno 3000 noch in der Galway-Bucht von Irland „Wissen se" sagen. Tilla Durieux schwelgt in ihrem Organ, diesem ehern klingenden, messerscharf schneidenden, mit Energie und Temperament geladenen Organ. Und Fritz Kortner macht sich und uns die Freude, als Korse Bonaparte und als Chinese Confucius vom einen zum andern Ende seines genialischen Talents und vom überwindenswerten Mördertypus zum erstrebenswerten Erkennertypus der Menschheit mit Elan und Überzeugungskraft zu gelangen.

Die Wirtschaftskrise von Morus

Hätte man zu einer Zeit, wo es Deutschland besser ging als manch anderm Land in Europa, weniger gestöhnt — man würde uns heute eher glauben, daß sich die deutsche Wirtschaft in einer ernsten Krise befindet. Auch wer sich nicht an die Grau-in-Grau-Malerei der von Wilhelm nicht geduldeten und von der Republik großgezogenen Schwarzseher hält, muß feststellen: seit den Sommermonaten hat sich die Situation bös verschärft, und alle Kennzeichen einer akuten Depression sind vorhanden.

Die Konkursziffer, die sich in der ersten Hälfte des Jahres 1925 ungefähr auf dem Vorkriegsstande von 750 — in Worten: siebenhundertfünfzig — Pleiten im Monat hielt, ist, von 751 im August, im September auf 914, im Oktober auf 1164 und im November, wahrscheinlich, auf über 1300 gestiegen. Dazu kamen im August 379, im September 459, im Oktober 633 und im November wohl 8 — 900 Geschäftsaufsichten, von denen reichlich die Hälfte ohne Zwangsmoratorium als konkursreif anzusehen sind. Die Zahl der effektiven und der verschleierten Konkurse ist demnach mehr als doppelt so hoch wie 1913. Das ist auch dann viel, sehr viel, wenn man in Rechnung zieht, daß die Zahl der Firmen während der letzten zehn Jahre gewaltig zugenommen hat. Sie ist vergleichsweise mindestens so hoch wie in den letzten großen Krisenjahren vor dem Kriege. Die schlechte Konjunktur hat auch den Gründern allmählich die Lust genommen, obwohl an Gesellschaftsgründungen die Vorkriegsziffern im September — so weit reichen bisher die genauen Aufstellungen — noch immer erheblich übertroffen wurden. Vor Allem aber nehmen die Auflösungen ohne Konkurs rapide zu, sodaß monatlich über 1500 eingetragene Firmen von der Bildfläche verschwinden. Was, notabene, vor einem Jahr von allen vernünftigen Leuten als unumgänglich gefordert wurde und daher jetzt nicht die Tränendrüsen in Bewegung setzen darf.

Mit der Massenliquidation geht nun aber auch eine Zunahme der Arbeitslosigkeit einher — am 15. Oktober erhielten 299 000, am 1. November 364 000, am 15. November 471 000 Menschen in Deutschland vom Reich Erwerbslosenunterstützung — , die nicht mit ein paar bedauernden Redensarten und ein bißchen Armenfürsorge abgetan werden. Auch hier wird man allerdings, um den richtigen Maßstab zu gewinnen, sich daran erinnern müssen, daß es so etwas schon vor dem Kriege gegeben hat. Wie viele Deutsche in der Zeit, da Helfferich seine Ruhmesbroschüre auf den Volkswohlstand unter Wilhelm dem Zweiten schrieb und Aufschneiden patriotische Pflicht war, keine Arbeit fanden und vom Staat nicht einmal Arbeitslosenunterstützung bekamen, ist schwer zu rekonstruieren. Nur zweimal, im Sommer und im Winter 1895, hielt das Reich für angemessen, eine Arbeitslosenzählung vorzunehmen. Sonst wurden nur in den letzten Jahren vor dem Kriege die Arbeitslosenziffern der Gewerkschaften beim Reichs-Statistischen Amt registriert. Größeres Interesse an so widerwärtigen Vorgängen hätte nicht in Wilms System Blitz-

blank gepaßt. Doch schon die Zählungen von 1895 ergaben im Sommer 179 000, im Winter 554 000 Arbeitslose. Und das war kein besonders schlimmes Jahr. In den Krisenjahren 1901 und 1906/7 waren es sicherlich mehr. In den großen Städten konnte man, ohne die eigentlichen Saisongewerbe, wohl ziemlich beständig mit einer Arbeitslosigkeit von 3 – 4 Prozent rechnen. Es ist also Alles schon einmal dagewesen.

Ich weiß, daß man mit dieser Konstatierung keinen leeren Magen füllt. Aber sie ist doch nicht ganz unwichtig zur Beurteilung der Lage, für die Frage nämlich, ob es sich bei der gegenwärtigen Situation um einen einmaligen Vorgang handelt, um eine Folgeerscheinung des Krieges und der Inflation, oder um eine periodische Dauererscheinung innerhalb des kapitalistischen Systems. Die Marx-Engelssche Lehre von den fünfjährigen Prosperitäts- und Krisenperioden ist ja in Deutschland von so viel ordentlichen Professoren totgeschlagen worden, daß nur noch unordentliche und destruktive Elemente sich darüber Gedanken machen. Die Zerreißung der Weltwirtschaft durch die Valuta-Misere hat nach dem Kriege freilich die Gleichartigkeit der Wirtschaftsbewegung in den verschiedenen Ländern stark beeinträchtigt; aber trotz der ordentlichen Professoren will es scheinen, als ob wir nach dem letzten Tiefstand der Weltwirtschaft im Jahre 1920, dessen Kulminationspunkt damals nach England fiel, wieder in einer neuen Baisseperiode stehen, die sich am stärksten in Deutschland auswirkt. Die Kapitalisten haben, um sich gesund zu machen, wieder einmal falsch kalkuliert und die Wirtschaft krank gemacht. Sie haben die Massen zu sehr ausgesogen, sodaß es ihnen jetzt an Käufern für die eigne Ware fehlt. Das wäre die Erklärung, die trotz ihrer grandiosen Einseitigkeit sich immerhin in den letzten hundert Jahren mit erschreckender Regelmäßigkeit bewahrheitet hat und seitdem die stärkste Triebfeder zum sozialistischen Denken und zur sozialistischen Bewegung gewesen ist.

Für die Geschäftsbeaufsichtigten und Pleitiers, ihre Debitoren und Kreditoren ist diese Theorie selbstverständlich unannehmbar. Die haben sich jetzt, soweit es sich nicht um Protestkundgebungen gegen zu hohe Steuern, gegen Sozialabgaben und höhere Löhne handelt, ziemlich einhellig auf eine andre Erklärung geeinigt, die gegenüber den frühern Reparationslegenden unzweifelhaft ein Fortschritt ist. Die deutsche Wirtschaft, heißt es nun, kann nicht wieder hoch kommen, weil ihr Absatzgebiet zu klein ist, um eine moderne Produktion aufrechtzuerhalten. Ebenso geht es oder wird es in kurzem den andern europäischen Ländern gehen. Daher gibt es nur eine Möglichkeit zur Bekämpfung der deutschen und der europäischen Krise: den wirtschaftlichen Zusammenschluß der europäischen Länder. Industrielle, denen das Wort vor zwei Jahren gewiß noch Landesverrat oder doch eine utopische Literateneselei war, sprechen jetzt frank und frei von der kommenden Europäischen Zollunion, und wenn sie trotz der schlechten Zeiten grade gut bei Laune sind, kommen auch gelegentlich schon die Vereinigten Staaten von Europa über ihre Lippen; was nicht daran hindert, das Reichswirtschaftsministerium zu

bestürmen, um bei diesem oder jenem Handelsvertrag nur ja die Hochschutzzölle zu konservieren.

Nur wird es langsam Zeit, daß man den europäischen Redensarten auch einen Sinn gibt und so etwas wie ein europäisches Wirtschaftsprogramm aufstellt. Die Völkerbundskommission, die sich auf Anregung Loucheurs mit demselben Thema beschäftigt, scheint über die ersten Vorarbeiten noch nicht hinausgekommen zu sein, und in der französischen Großindustrie, die eben erst bei den Inflationsverdiensten ist und sich nur ungern durch Briand oder andre Europäer darin stören lassen möchte, ist offenbar die Neigung zu internationalen Wirtschaftsplänen nicht sonderlich groß. In Deutschland hat Felix Deutsch, der Generaldirektor der A. E. G., gegenüber französischen Journalisten ein internationales Kartellprogramm umrissen, das so einseitig auf die Großindustrie eingestellt ist, daß den mittlern und kleinen Unternehmern, wenn sie es zufällig gelesen haben, angst und bange werden muß. Immerhin ist auch das ein Schritt vorwärts, vorausgesetzt, daß der Generaldirektor Walther Rathenaus nicht nur an unkontrollierbare, rein privatwirtschaftliche internationale Kartelle denkt, sondern an eine öffentliche Planwirtschaft auf der Grundlage horizontaler Zusammenfassung und Zusammenarbeit der Betriebe. Geht man so weit, dann ließe sich nicht nur eine theoretische Verständigung verhärmter Marxisten und verkrachter Kapitalisten erzielen, sondern es könnte auch daraus ein Europa entstehen, das einem sozialistischen Gemeinwesen ähnlicher sieht als das rote Rußland.

Geßler-Horoskop von Nostradamus

1926 Demission des Reichswehrministers infolge der Aufdeckung eines Korruptionsskandals in der Marketenderei des Ministeriums. Es hatte sich herausgestellt, daß dort ein Staatsbürger jüdischen Glaubens beschäftigt war. Der Minister wird deshalb von der Rechten gestürzt. In der Folge läßt er durch seinen Rechtsbeistand Dr. Oscar Cohn eine Schadenersatzklage gegen den Fiskus einleiten.

1927 Geßler: Mitarbeiter der D.A.Z. und der Münchner Neuesten Nachrichten.

1928 Reichstagsauflösung. Geßler kandidiert für die Deutsche Volkspartei.

1929 Geßler tritt als Führer des rechten Flügels der DVP in heftige Opposition zu Stresemann.

1930 Reichspräsident Hindenburg als Kandidat der Volksblockparteien mit überwältigender Mehrheit wiedergewählt. Geßler Kandidat des Reichsblocks.

1931 Konflikt in der Deutschen Volkspartei über den außenpolitischen Kurs. Geßler schließt sich den Deutschnationalen an.

1932 Als Berichterstatter zum Heeresetat führt Geßler einen Zusammenstoß mit dem neuen Reichswehrminister, General Hasse, herbei, der die Beteiligung der Reichswehr an Reichsbannerkundgebungen erlaubt hat.

1933 Abgeordneter v. Graefe stirbt. Geßler wird sein Nachfolger als Führer der Reste der Deutschvölkischen Freiheitspartei.

1. X. Zehnter Jahrestag des Putschs von Küstrin. Jubiläumsfeier. Fest-
1933 redner: General der Infanterie a. D. Gannovius; Generalmajor Buchrucker; Oberstleutnant Schulz; Oberregierungsrat im Preußischen Wohlfahrtsministerium und Dr. honoris causa der medizinischen Fakultat an der Universität Königsberg Hein Büsching; Konteradmiral Tillessen; Reichswehrminister a. D. Dr. Otto Geßler.

1934 Völkischer Putsch in Berlin, der an der verfassungstreuen Haltung der Schwarzen Reichswehr scheitert. Geßler geht am Brandenburger Tor spazieren. Verhängung des Ausnahmezustandes, Bildung eines Konzentrationskabinetts Kardorff – v. Oheimb.

1935 Wiederwahl des Reichspräsidenten Hindenburg. Die auf Geßler entfallenden völkischen Splitterstimmen werden für ungültig erklärt.

1936 Konflikt bei den Nationalsozialisten, Hitler verdrängt endgültig den rechten Flügel unter Geßlers Führung. Geßler wird wilder Abgeordneter und übernimmt die Chefredaktion des ‚Deutschen Vorwärts‘.

1937 Königsputsch in Bayern. Unabhängigkeitserklärung des Großbayrischen Reiches. Nürnberg wird in Asche gelegt. Oberbürgermeister Luppe vor ein Kriegsgericht gestellt und später auf der Flucht erschossen. Geßler Kriegsminister im Kabinett Kahr.

1938 Reorganisation des bayrischen Heeres. Abschaffung der Kriegsgerichte. Die Feme wird eingeführt.

1940 Hindenburg wiedergewählt. Konflikt zwischen dem Großbayrischen Reich und dem Deutschen Reich wegen Mißhandlung des deutschen Staatsangehörigen Emil Ludwig Cohn durch Königlich Bayrisches Militär.

* * *

1987 Der Königlich Bayrische Staatsanzeiger meldet auf schwarzumrandeter Titelseite:

„Gestern verstarb sanft nach kurzem, schwerem Leiden, versehen mit den heiligen Sterbesakramenten, wohlvorbereitet zur ewigen Seligkeit der Königliche Hof-, Staats- und Kriegsminister, Geheimer Hofrat Dr. Ritter von Geßler zu Tuntenhausen, erblicher Reichsrat der Krone Bayern, Großkomtur des Wittelsbachischen Hauskreuzes, Generalkapitän der Königlichen Hartschier- und Arcieren-Leibgarden, Ehrenpräsident der Bayrischen Bauernbünde, Kurator des Museums der Schönen Künste, Vorsitzender des Aufsichtsrats der Matthäserbräu-A.-G. und der Walchenseekraftwerke, Titular-Abt von Blaubeuren, Protektor der Wiederaufbaugesellschaft Nürnberg und des Fürsorgevereins haftentlassener Fememörder, Exzellenz, Ritter hoher und höchster Orden.

Der Verstorbene war, wie vielleicht noch erinnerlich sein dürfte, in der Zeit vor der Restauration des erhabenen Königshauses einmal kurze Zeit als Reichswehrminister in Preußen tätig. Schon damals hat er sich um die Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände wohlverdient gemacht.
Requiescat in pace.“

Wieso

soll ich eigentlich Zeitungen lesen? Um zu erfahren, was auf der Welt vorgeht? Aber ich erfahre ja höchstens, wie man das Vorgegangene darzustellen beliebt.

Objektivität gibt es nicht. Was hingegen die modernen großen Zeitungen treiben, das ist doch wohl grotesk. Wenn man mit Redakteuren spricht, welcher Nationalität sie auch immer seien, so hört man, wie sie alle nur eine Sorge bewegt: Wie mach ichs, daß die Schreiberei nun mit Bedeutung auch gefällig sei? Wem...? Das kommt ganz darauf an.

Man muß einmal einer Unterhaltung von Nachrichtenmännern beigewohnt haben, die darüber beraten, ob man Dieses oder Jenes „geben" könne. Sie denken an Alles: an die Wirkung der Nachricht auf die Börse, auf die Rechte, die Linke, auf das Inland und das Ausland — und sie pflegen gern die Größe dieser Wirkung zu überschätzen — ; nur auf einen einzigen Gedanken kommen sie überhaupt nicht: daß man etwa die Dinge so schreiben könnte, wie sie sich zugetragen haben, also: wie man sie sieht. Von den Redaktionen, die die Berichte ihrer Korrespondenten nach Belieben zurechtstutzen, zu schweigen.

Aber das ist überall so. In Frankreich noch viel stärker als bei uns. Die französischen Journalisten sind Meister in der „Aufmachung" einer Nachricht. Sie geben dem Ding erst die richtige Farbe, nicht, indem sie es lang und breit kommentieren, nicht durch den Leitartikel, der im ‚Matin', im ‚Journal', im ‚Petit Journal' und im ‚Petit Parisien' einen viel kleinern Raum einnimmt als in den deutschen Zeitungen gleichen Kalibers, nein: indem sie die Nachricht richtig zurechtmachen. Stilisierung, Placierung, Längenabmessung — und, das Wichtigste: die typographischen Mittel. Der ‚Temps' und das ‚Journal des Débats' beschreiben die Ereignisse, die andern drucken sie.

Und da können die modernen französischen Soziologen, die hier sehr in Blüte stehen, das Alles aussprechen, wie es wirklich ist — Lucien Romiers tuts in seiner ‚Explication de notre Temps' und der verstorbene Jouvenel, der Bruder des ehemaligen Ministers und Matin-Politikers, tats in seinen ‚Vingt Leçons de Journalisme' — : es nützt Alles nichts. Hundertmal kann man von Franzosen hören: „Peuh! Bourrage de crâne!" (was etwa heißt: tendenziöse Stimmungsmache) — es nützt nichts. Denn während Hunderte es einsehen, glauben Millionen daran.

Die Zeitung ist ein Geschäft? Aber sie ist schlimmer: ein von tausend Interessenten beeinflußtes Geschäft. Und äfft unter der Maske einer Zeitung eine Zeitung: bieder und noch atemlos von der Radiographie kommt die Nachricht angelaufen und berichtet, berichtet... Sie hat vorher die engsten Siebe passiert, und was etwa Gefährliches, Unerwünschtes, Revoltierendes an ihr war, liegt zurückgeblieben oder gar nicht erst aufgeschrieben. Kommt dazu, daß die meisten Leute nur ein Blatt lesen, ihr Blatt...

Selbst die Nachrichten, die nicht in der Zeitung stehen, sind erlogen.

Ignaz Wrobel

Löbe für Diktatur

Ich gehöre, wie ‚Die Internationale', „Zeitschrift für Praxis und Theorie des Marxismus" — beachtet: die Praxis kommt zuerst! die Theorie richtet sich nach der Praxis! — auf Seite 213 des Jahrgangs 1925 euch versichert, zur „Zunft der ehrlichen und ahnungslosen Demokraten". „Ahnungslos" laß' ich gelten; aber wenn „ehrlich" in gleichem Maße wahr ist wie „Demokrat", bin ich der größte Gauner des Kontinents.

Auf die Gefahr hin, von diesen Fachkommunisten das nächste Mal noch zutreffender begutachtet zu werden – wie wärs mit Aesthet, Flakeaner, Thomas Mann-Epigone, Friedrich Naumann-Enthusiast? – , gestehe ich meine Freude über die tapfere Tat Paul Löbes, einer Lunatscharski-Versammlung vorzusitzen, über seine Tapferkeit und den Takt, mit dem ers vollbrachte. Nichts Sterileres in Deutschland als das undifferenzierende Gekreisch gegen Sozialdemokraten! Man gewöhne sich, auch auf der äußersten Linken, langsam Gerechtigkeit an! Muß man unter lauter Widerwärtigem denn nicht etwas Erfreuliches darin sehen, daß unser Reichstagshaupt, bei allem Gefühl für das Delikate seines Amts, seine innere Unabhängigkeit keineswegs preisgibt und sie, auf jede Gefahr hin, sogar nach außen betätigt – unbekümmert, wenn auch unprovokatorisch? Bei dieser Vergastheit der Atmosphäre zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten als sozialdemokratischer Führer ein Freund des neuen Rußland sein und vor dem im Beethovensaal versammelten linken Berlin seine Freundschaft beweisen – : wer da nicht applaudiert, unter Revolutionären, der ist vernagelt, ein doktrinärer Sauertopf und im Effekt revolutionsfeindlich.

Aber ich, für mein Teil, applaudiere noch aus einem besondern Grund. Löbes Schlußworte gipfelten in der These: „Nur ein geistig reifes Volk kann die Herrschaft über seinen Staat ausüben.“ Dieser Satz ist die Wahrheit. Mit diesem Satz durfte Lunatscharski zufrieden sein und jeder Gegner der formalen Demokratie. Der Kapitalismus läßt das Volk zu geistiger Reife nicht gelangen. Folglich kann es in seiner Mehrheit nicht herrschen, noch kann seine Mehrheit die Herrschenden bestimmen. Herrschen kann über ein geistig unreifes Volk nicht es selbst, sondern allein die Minderheit der geistig Reifen, die Vorhut der Urteilsklaren und Kühnen, die Elite in der Armee des sozialen Befreiungskampfs. Aristokratie tut not, jene von Marx und Lenin so genannte „revolutionäre Diktatur des Proletariats“, die in Wahrheit eine Diktatur koalierter revolutionärer Einzelgeister über das Proletariat für das Proletariat ist (und selbstverständlich über die Bourgeoisie für das Proletariat). Löbe, geeicht als Mann des „demokratischen Gedankens“, hat sich als Diktaturist entpuppt; hat, wenn auch wahrscheinlich wider Willen, dem Fetisch „Mehrheit“ in den Hintern getreten; hat einem unreifen Demos die Fähigkeit zur Kratie abgesprochen. Galt sein Spruch nur dem bäuerlich primitiven, orthodoxen, analphabetisch durchsetzten Rußland? Hält er das deutsche Volk von heute für geistig reif? Diese Auffassung einem Staatsmann zutrauen, hieße ihn kränken.

Aber die entgegengesetzte kränkt das Volk nicht. Denn es ist unschuldig an seinem Tiefstand. Schuld ist das System. Ist der Kapitalismus; die Raffer- und Kaffernherrschaft. Ist der Sumpf: aus dem es sich am eignen Zopfe nicht herausziehen kann. Das allgemeine Stimmrecht, die „Demokratie“ , ist der Zopf Münchhausens.

Kurt Hiller

Das Nationaldenkmal

Zur Einleitung der Vorarbeiten und zur Prüfung der zahlreichen eingelaufenen Vorschläge für das Nationaldenkmal für die im Weltkrieg Gefallenen wird ein aus 6 Mitgliedern des Reichsrats bestehender Ausschuß voraussichtlich schon in nächster Woche zusammentreten. Dieser Ausschuß wird Pläne, Zeichnungen, Anregungen und Ideen verschiedenster Art aus allen Teilen Deutschlands zu bearbeiten haben. Die Ideen umfassen Monumente aller Art, vom kleinen Gedenkstein bis zum Kolossalgebilde: Heldenhaine, Ehrenmäler und Aufbauten auf Brücken.

Zeitungsmeldung

Kein Zweifel: Jede Nation braucht ein Nationaldenkmal. Zweifelhaft bleibt dagegen, ob wir Deutsche eine Nation sind. Aber um des lieben Zweckes,

nämlich eines Denkmals willen, wollen wir einmal nicht so sein.

Wer in Paris, London, Brüssel, Rom gewesen ist, kennt das Grab des Unbekannten Soldaten. Ich kenne nur das von Paris. Aber genau so schlicht wie dieses sollen auch die andern sein. In Paris befindet es sich hinter dem Arc de Triomphe. Viele Menschen kommen hier täglich vorbei. Dann bleiben sie einen Augenblick stehen und ziehen den Hut. So denken sie wenigstens diesen Augenblick an eine Zeit zurück, die, um die „große“ genannt zu werden, 10 Millionen Menschenleiber verbrauchte. Diese Gräber der Unbekannten Soldaten sind sehr einfache Monumente. Selbstverständlich mit voller Absicht: grade diese bewußte Primitivität sollte wirken. Und die Menschen, die mitten in ihren Geschäften, mitten in ihren Untaten, auf dem Wege zum Rendez-vous hier vorbeitoben, bleiben alle einen Augenblick stehen. Das ist gewiß ein ganz jämmerlich winziges Gedenken; aber es ist immerhin das.

*

In Deutschland gibt es, wie Jedermann weiß, kein Grab des Unbekannten Soldaten. Bei uns ist man nämlich andrer Auffassung. Kürzlich berichtete eins der nationalsten berliner Blätter über den Vorschlag des Kölner Oberbürgermeisters Adenauer, das Grab des Unbekannten Soldaten auf dem Kölner Domplatz zu errichten. Der Kommentar lautet: „Dr. Adenauer hat selbst hervorgehoben, daß die sogenannten Siegerstaaten mit dieser Idee vorangegangen sind. Das allein muß sie uns schon unsympathisch machen. Sie ist aber auch im tiefsten Grunde undeutsch — eine rhetorische Phrase, wie sie den Romanen zusagen mag...“

Selbstverständlich: wir sind und waren nie für rhetorische Phrasen, wir waren immer nur für schlichte Größe; siehe: das reizende Leipziger Völkerschlachtdenkmal.

Und so wird denn die Kommission, wenn sie alle Vorschläge vom kleinen Gedenkstein bis zum Heldenhain durchberaten hat, sich zu einem Grabmal entschließen, das zwar kein Grabmal sein wird, sondern ein 50 Meter hoher Turm mit vergoldeter Fassade und echten Marmortreppen, nach den Angaben von prima prima Akademieprofessoren, denn alles Andre wäre uns höchst unsympathisch, wir lieben einfache lateinische Sätze, die mit „Exoriare“ anfangen und mit dem „ultor“ enden, und wir sind kernige Kinder, und wir werden auch nicht den Hut ziehen, sondern trutzig umherblicken und die schwielige Faust in der berühmten Tasche ballen.

Heinz Pol

Fakir in Paris

Der Fakir, mit einer Hutnadel in der Backe, lächelt freundlich ins Parkett und brabbelt etwas von „Autosuggestion“. Dabei piekt er sich vorsichtig einen riesigen Yatagan (siehe Brockhaus) in den Hals. An den Ausgängen des Theaterchens de l’Etoile stehen rechts und links zwei weißgekleidete Krankenschwestern, falls Jemand in Ohnmacht fallen sollte, der kein Blut sehen kann. Bei der Premiere ist Einer in Ohnmacht gefallen: der Boxer Carpentier. (James Klein: „Deckt mir das Mädchen zu! Ich kann keine nackten Frauen sehen!“) Nagelbrett, Steinklotz auf Brustkasten, Hu! in den Reihen, Fakir lächelt. Vorn läuft ihm eine schmale dunkelrote Schnur auf der Brust entlang, die Yatagan-Wunde blutet, ganz wenig. Sein weißes Gewand färbt sich lichtrot. Zweiter Teil.

Der zweite Teil besteht aus den Experimenten der Gedankenübertragung, die ich aber ganz gewiß nicht mehr sehen möchte. Der Fakir läuft, mit den Händen kribbelnd, im Theater umher, ge-

führt von einem Medium, das sich die seltsamsten Dinge ausdenkt: er soll einen Hut wegnehmen und einem andern aufsetzen, er soll eine Brieftasche aus einer Tasche ziehen, das Publikum kennt oft in seiner wilden Einbildungskraft keine Grenzen. Der Fakir tuts. Die Szene wird zur Abendgesellschaft bei Generalkonsul Buttwitz, wo Regierungsassesor v. Kotze immer so reizende Kunststücke vormacht... Eine edle Langeweile kommt auf. Vor mir läuft der Begleiter eines wundervollen Frauenkopfes verzweifelt hinaus, der Kopf bleibt sitzen und gehört mir jetzt ganz allein. Pars pro...

Der Fakir hats nicht leicht. Es ist ein Russe im Theater, der glaubt ihm nicht und macht ihm vielen Kummer. Der Russe spricht französisch wie ein Franzose und ist unliebenswürdig wie feinerer deutscher Mittelstand. Er bockt. Der Fakir zeigt alle seine Zähne, lächelt: Ich putze sie mit Kukirol – und macht jedes Experiment viermal. Der Russe glaubts nicht. Auch, als der Mann im Burnus einen Adepten in kataleptischen Zustand versetzt und durch ihn raten will, was sich andre Leute denken, geht es schief. Der Russe glaubts nicht. Es ist ein Freidenker, und was man nicht photographieren kann, das gibt es nicht. (Wie, zum Beispiel, ultraviolette Strahlen.) Zum Schluß verläßt der Mann des gesunden Menschenverstandes triumphierend den Schauplatz. Der Fakir mogelt wahrscheinlich ein bißchen und macht neben den echten Sachen auch Kunststückchen, und der Monist ist ein Esel. Der Fakir lächelt, in Dur. Diese Melodie muß ich schon mal in Moll gehört haben...

Wie das Zwischenspiel mit dem pfäffischen Ungläubigen vorbei ist – diese Antiokkultisten sind meist weitaus dümmer als die Opfer, die sie retten, und die Hypnotiseure, die sie entlarven wollen – wie das vorbei ist, wird der Fakir beerdigt. Für zehn Minuten. Ich werde zitronengelb vor Neid – das möchte man auch! Bei Keyserling-Vorlesungen, in deutschen Gerichtsverhandlungen, wenns dem Richter besonders ernst ist, während der Reichstagsreden des Herrn Geßler: ach, wer das doch könnte – nur ein einziges Mal!

Dann holen sie ihn aus dem Sarg, mit einem kleinen Gegurgel saugt sich der leblose Klumpen wieder voll Luft, aber er ist noch in Lethargie, und in diesem Zustand – er hat es vorher angekündigt – verteilt er kleine gefaltete Zettel mit arabischen Schriftzeichen, Talismane, die prophezeiende Träume eingeben. Alles drängt nach vorn. Da steht der vielleicht bewußtlose Mann, schwankend, gestützt, mit geschlossenen Augen, und hundert Hände und gespreizte Finger der Suchenden vor ihm. Der Blinde weiß und gibt die Wahrheit aus, die Sehenden greifen in die leere Luft und wollen haben. Wie er da vorn steht, über allen den Köpfen, und seine Zettel streut... Die darwinistisch geschulten Ärzte, die vor Allem, was sie schlecht gelernt haben, versagen, ziehen langsam von der Bühne ab; jeder blamiert sich, wie er kann. Ich frage vor dem Einschlafen: „Wie ist das mit der deutschen Justiz?“ Ich träume von so einer, sie wackelt vor mir her, dann bleibt sie stehen und sagt heiser: „Na, Kleener? Komm mit! Ich mache Alles, was du willst! Was schenkst du mir denn – ?“ Ich habe Angst vor ihr. Ich traue der Voruntersuchung nicht recht. Der gute Fakir.

Peter Panter

Das europäische Gesicht

Das Lichtbild ist nun ausstellungswürdig geworden. In zwei Zimmern der Galerie Flechtheim hängen anderthalbhundert Photos der Rieß. Eine sehr interessante und gepflegte Illustrierte. So ungefähr Alles ist da vertreten, was einen europäischen Namen hat. Und noch

manche im Wortsinn bildschöne Frauen und um einen Charakterkopf deutlicher als um einen Charakter bemühte Jünglinge dazu. Ein paar Posen befremden, zwei, drei von diesen Leuten wären mir doch von allzu leerer Bewußtheit, um ihre Abbilder auszustellen: aber im großen Ganzen herrscht erfreuliche Sachlichkeit, der Objekte wie des Objektivs. Es befriedigt bei der Photographin vor Allem der fast völlige Verzicht auf Arrangement oder Retouche eines „passenden Hintergrundes" – eine Barbarei, der viele sonst saubere Lichtbildner huldigen.

Es ist also eine sozusagen wirklich recht dokumentarische Sammlung. Adel, Presse, Literatur, Industrie, Bühne, Kunst und Sport sind ungefähr in gleicher Anzahl vertreten. Es fällt auf, daß kein Berufs- und Lebenskreis mehr so etwas wie einen ihm eigentümlichen Gesichtstyp hervorbringt. Der Minister Kanitz könnte Schauspieler, Georg Bernhard Industriemagnat, Duisberg Chefredakteur sein. Das Gesicht des guten Papa Margueritte erlaubt keine Beziehung zu seinen Romanen. Einzig Max Schelers Prälatenkopf ist eine Ausnahme.

Dabei sind aber diese Gesichter einander in nichts ähnlich, es gibt keinerlei Zug einer Gemeinsamkeit in dieser reichen Sammlung. Diese „prominenten" Gesichter des zerrissenen Europa lassen höchstens eine allgemeine Verwandtschaft im Problematischen, im Bezweifelbaren spüren, in der Regellosigkeit. Aber keinerlei Angleichung. Es gibt ein amerikanisches Gesicht, vielleicht auch ein angelsächsisches (das ein paar Mal auf dieser Ausstellung vertreten ist). Ein europäisches existiert nicht. Physiognomisch scheinen die Aussichten auf Paneuropa noch recht unsicher. Coudenhoves Kopf selber ist alles andre als europäisch.

Im Gegensatz zu Amerikanern sehen alle diese Europäer nicht so aus. *Axel Eggebrecht*

Nachher

Er pfiff – das tat er so selten. „Sie sind sehr vergnügt – ?", fragte ich. „Sie müssen hingehn!", sagte er. „Sie müssen auf alle Fälle hingehn! Es ist ganz großartig. Ganz großartig ist es!" „Was?", fragte ich. „Einweihung eines neuen Planeten? Schlußfest auf einem Trabantenmond? Maskenball in der Milchstraße?" Er wehrte mit einer Handbewegung ab. „Nicht doch!", sagte er, „Das O hat mir das Erdkino gezeigt! Sie müssen hingehn!"

Wer das O war, wußte ich – aber was war ein Erdkino? Ich fragte ihn. Er nahm einen Meteorstein in die Hand und schickte ihn auf die Reise, nach unten. „Das Erdkino?", sagte er. „Das ist so:

Das O hat die Erde aufgenommen – nun, das ist nichts Neues. Aber er hat die Bilder aneinandergesetzt, flächig aneinandergepappt, verkleinert, wieder vergrößert, ich bin kein Techniker und habe seine Erklärung kaum verstanden. Er sagt etwas von Zeitraffer... Er kann die Menschen auf den Filmen löschen – man sieht nur die Sachen." „Was für Sachen?", sagte ich. „Sachen!", sagte er. „Kleider, Anzüge, Hutnadeln, Schränke, Bücher, Dampfer, Laternen, Papier, Antennen, was Sie wollen. Das sieht man. Nun setzt es sich in den Fabriken zusammen, die Menschen sind nicht zu sehen, verstehen Sie? Es setzt sich allein zusammen, wächst, aus dem Boden, in Werkstätten, in Ateliers, lackiert sich, prangt und spreizt sich in Neuheit... Dann wird es benutzt, die Schranktüren klappen auf und zu, Papier wendet sich, Hutnadeln hängen in der Luft, Bilder leuchten, Anzüge wandeln, drehen sich, liegen über Stühlen... wie sind die Sachen fleißig! Wie dienen sie! Wie sind sie tätig! Wie leben sie mit! Welch ein Leben!" Seine Augen leuchteten. „Und dann?", fragte ich. „Und dann werden die Sachen müde, immer seltener stülpt sich der Hut auf eine unsichtbare

Form, immer wackliger fällt der Vorhang, immer bröckliger klappt die Zauntür... Und dann gibt es einen Ruck, Holz wird zerschlagen — man sieht nicht, von wem — , alte Kissen fliegen durch den Raum, Schnur schnurrt zusammen und rollt sich ab — und dann sinken die Sachen auf die Erde. Ganz langsam sinken sie nieder, da liegen sie. Und dann werden sie immer unkenntlicher, sie werden wohl zu neuen Klumpen gekocht, zusammengeschweißt, ich verstehe mich nicht so darauf. Und viele werden wieder Erde. Und dann fängt es wieder von vorn an.“
„Und das gibt es da alles zu sehen?“, sagte ich. „Das und noch viel mehr“, stimmte er begeistert zu. „Noch mehr?“, fragte ich. „Was tun denn die Sachen noch?“ „Die Sachen tun nichts!“, sagte er. „Es gibt einen andern Film; da hat das O die Sachen ausgelöscht, man sieht nur die Menschen — und er hat auch einen Teil der Menschen ausgelöscht und nur diejenigen mit der gleichen Betätigung übrig gelassen.“ Ich sagte: „Wie das...?“
Er sagte:
„Er hat Kontinente photographiert, auf denen man nur trinkende Menschen sieht. Hören Sie? Nur Trinkende. Geöffnete Münder, gespitzte Lippen, hastige Durstende und abschmeckende Genießende — Totschlaffe über Pfützen und spielende Kinder, die an Tröpfchen saugen, Kinder an der Mutterbrust und heimlich saufende Ammen... Und einmal: nur Lesende. Von allen Graden. Und einmal: nur Rauchende. Und einmal... Ja.“
„Was — und einmal?“, fragte ich.
„Und einmal nur Liebende“, sagte er leise. „Das war nicht schön. Hören Sie: das war ekelhaft. Welch ein Puppenspiel. Was treibt sie? Es ist, als bewegten sie sich nicht, als bewegte es sie. Das sind nicht mehr sie, die dieses Auf und Ab vollführen — das ist ein andres. Sie sehen es tausend und tausendmal beim O — schließlich scheint es eine zeremonielle Förmlichkeit, man möchte rufen: Aber so wechselt doch einmal! Tut doch ein Mal etwas Andres! Nein — das Repertoire ist so klein... Sie nähern sich einander, gehen um einander herum, lächelnd, und dann immer das Selbe, immer das Selbe... Sagen Sie: Haben wir uns auch so albern benommen, damals?“
„Sie wären sonst nicht hier“, sagte ich.
„Aber das ist ja... ich bitte Sie“. so albern. Und immer wieder — ?
„Man muß wohl an das Einmalige glauben“, sagte ich.
„Sonst kann man es nicht tun. Sähe man wirklich Alles und Alle — man könnte wohl nicht bleiben, da unten. Das O soll weiter photographieren; sie werden es zum Glück nie zu sehen bekommen.“

„Doch. Nachher“, sagte er. Wir schwiegen und schämten uns.

Kaspar Hauser

Nebenbei bemerkt

Am 3. lag der erste Dauerschnee.
Am 4. wuchs ein neues Riesenkino.
Frau Stresemann gab einen 5 Uhr-Tee,
Den Breitensträter fällte Paolino.
Das Abendblatt berichtet amüsant
von jeder neuen Modenichtigkeit.
(Im Zuchthaus schmachtet ein gewisser Wandt)
Wichtigkeit.
Im Landtag tobt der Intendantenkrach.
Berlin erwarb das teure Marmormädchen.
Weltmeister Lasker unterlag im Schach.
Das Leben Wetterles hing fest am Fädchen.
Carl Hau steht wieder mal im Fahndungsblatt,
von wegen seiner Unvorsichtigkeit.
(Familienväter werden nicht mehr satt)
Wichtigkeit.
Die Teutschen sind dem Emil Ludwig gram
und haben seinen Namen ausgespitzelt.
Klaus Mann verlas ein leises Melodram.
Herr Ludenström antilocarnisch kritzelt.
Die Herren Fürsten finden die Pension
zu niedrig und nicht ganz in Richtigkeit.
(Den Bergarbeitern kürzt man jetzt den Lohn)
Wichtigkeit.

Karl Schnog

J. Jushnij. Ein groß Heil ist mir widerfahren, ein größeres denn je. Um den „Einflüssen“ meines Organs zu „begegnen“, um den „Vorsprung“, den es hat, „endlich auszugleichen“, haben sich Freiherren, Grafen, Generale, Prinzen und Herzöge zusammengetan und eine „mehr rechts gerichtete“ Wochenschrift begründet, deren „Ton in einer Weise lebendig und amüsant gestimmt“ sein soll wie — nun eben wie der Ton der ‚Weltbühne‘. Der programmatische Eröffnungsartikel heißt: „Wir ‚Reaktionäre‘“; und diese Selbstanzeige ist ehrlich. Aber nachdem ich die Beiträge, die im Inhaltsverzeichnis stehen, gewissenhaft zur Kenntnis genommen habe, weil man doch schließlich gern erfährt, was nachahmenswert an einem gefunden wird, ist ein Titel übrig, der nicht im Inhaltsverzeichnis steht. Und da lese ich: „So wenig man die religiösen Überzeugungen eines guten Katholiken mit schwerstem philosophischen Geschütz erschüttern kann, so wenig darf man erwarten, daß ein ordentlicher Deutschnationaler seinen eisernen Bestand an politischer Überzeugung leichtfertig durch des Gedankens Blässe ankränkeln ließe. Denken ist Glückssache... Ihre (der Deutschnationalen) Politiker, wie ich sie sehe, sind Männer, deren Idealismus und Wollen menschlich rein, und deren landwirtschaftliche Kenntnisse vorbildlich sind.“ Ach, so sehe auch ich sie. Dann schildert der wahrheitsliebende Autor, wie er Gelegenheit hatte, „in ländlicher Abgeschiedenheit vor einem ausgewählten Kreise örtlich führender Köpfe über den Dawes-Plan zu sprechen. Die Diskussion war kurz und begann: ‚Ich habe den Dawes-Plan zwar nicht gelesen, aber ich stehe auf dem Standpunkt, daß er unbedingt abgelehnt werden muß.‘ Dieser Redner hatte außer der Sachkenntnis auch die Autorität einer erfolgreichen politischen Laufbahn für sich. So mußte mein dünnes Stimmchen verhallen.“ Anderthalb Jahre später. „Der Vertrag von Locarno war für einen schlichten Bürger noch recht schwer verständlich... Auch lag über den sogenannten ‚Rückwirkungen‘ noch das mystische Dunkel, das... Da begann schon in Dorf und Kreisstadt fieberhafte Tätigkeit. Noch ehe die Reichstagsfraktion sich besonnen hatte, erschienen von fern und nah kraftvolle Gestalten, das grüne Hütchen mit einem Puschel der wilden Bergziege geschmückt trotzig im Nacken und überreichten Resolutionen, die an Kraft und Temperament nichts zu wünschen übrig ließen. Die nationale Volksseele kochte, ihre berufenen Vertreter protestierten und...“ Und das ist der einzige Beitrag der Nummer, unter dem ein Pseudonym steht. Mit Recht. Stünde der Name drunter, so würde der Träger erstens von den deutschnationalen Geldgebern der neuen Wochenschrift femegemordet, zweitens von mir mit dem Golde aufgewogen werden, das ich vorm Kriege für die Mitarbeit des politischen Schriftstellers Ludwig Thoma gezahlt hätte. Jetzt kann ich dem Herausgeber nur den Rat geben, mich mit seinem Besuch zu beehren. Da würde er lernen, wie sich zu meinem Konkurrenten entwickeln. Bleibt er weg, so fürchte ich, daß ich über ein kleines dieser kollegialen Begrüßung einen schmerzerfüllten Nekrolog werde folgen lassen müssen.

Cand. chem. Ernst Winkler in Stuttgart, Eugens-Platz 1. Sie wünschen, daß die Weltbühnen-Leser Ihrer Stadt, die Sie vereinigen wollen, Ihnen ihre Adresse mitteilen.

Rechtsanwalt Obuch. Als Verteidiger eines Justizopfers schreiben Sie mir: „In dem bekannten Wiederaufnahmeverfahren gegen den Schriftsteller Heinrich Wandt sind die Akten — nach zwei Monaten! — vom Reichswehr-Ministerium zurückgesandt worden und bei dem Oberreichsanwalt in Leipzig wieder eingegangen. Es steht jetzt fest, daß die entscheidende Urkunde, um derentwillen Wandt verurteilt wurde und jahrelang im Zuchthaus sitzt, in den Akten unauffindbar

ist. Es muß als eine ganz ungewöhnliche Tatsache bezeichnet werden, daß aus einem Aktenstück, welches besonders geheim gehalten wurde, während seiner Bearbeitung durch die Behörden das entscheidende Dokument verschwunden ist. Ebenso auffällig muß die Zuteilung an den Richter erscheinen. Die inzwischen erfolgte Änderung in den Geschäften des Reichsgerichts hat nämlich zur Aufhebung des Fünften Strafsenats und zur Überweisung der Sache an den Vierten Strafsenat geführt. Von allen Richtern, die bei der Verurteilung Wandts vor zwei Jahren mitgewirkt haben, gehört nur noch einer diesem Vierten Strafsenat an: der Reichsgerichtsrat Dr. Hüfner. Grade dieser Richter ist aber zum Berichterstatter bestellt worden und hat infolgedessen einen besondern Einfluß auf die kommende Entscheidung. Er hat an dem Urteil mitgewirkt, gegen das sich der Antrag Wandts richtet, und kann daher nicht als so unbefangen angesehen werden, daß Zweifel an seiner Unparteilichkeit ausgeschlossen sind. Diese Tatsachen werfen ein neues, höchst eigenartiges Licht auf die Art und Weise, wie am Reichsgericht der Antrag auf Wiederaufnahme dieses Verfahrens behandelt wird.“ Aber sooft hier ein Wort gegen die deutsche Justiz gesagt wird, hagelt es Stinkbomben von den Nutznießern dieser wahrhaft einzigartigen Institution auf uns nieder.

Bärenwäscher. „Und wenn es etwa nötig sein sollte, die Vorgänge, bei denen die Person des Reichswehrministers eine Rolle spielt, einer kritischen Besprechung zu unterwerfen, so werden derartige Auseinandersetzungen nur zur Klärung dienen, ohne auf irgend einer Seite Verstimmung hervorzurufen.“ Welche Partei imstande ist, einen Programmpunkt ihres Parteitags so tapfer zu formulieren? Diejenige, die fähig ist, die Person dieses Reichswehrministers zum Mitglied zu haben. Und wert, sie zu behalten.

Justizrat Dr. Rosenberg in Essen. Sie schreiben mir: „Anfang April 1920, nachdem man die Unruhen, die auf den Kapp-Putsch gefolgt waren, niedergeschlagen hatte, wurden im Rathaushof von Essen auf Befehl des Leutnants v. Linzenmeier zwei Arbeiter, Rogowski und Bergmann, ohne jedes gerichtliche Verfahren erschossen. Die beiden Erschossenen sollten den Truppen als Plünderer bezeichnet worden sein. Eine Nachprüfung hat erwiesen, daß sie sich an keiner Plünderung beteiligt hatten. Der Kommandant der Essener Truppen, Oberst v. Baumbach, gab an, daß die Truppen von einem ihm unbekannten Offizier den Befehl zum Erschießen erhalten hätten. Er setzte in den Essener Zeitungen eine Belohnung für die Nennung der Personen aus, die die Erschossenen als Plünderer bezeichnet hätten. Zunächst wäre interessant, zu erfahren, ob wirklich der Oberst von seinen Soldaten in dieser Weise belogen, und wenn, was gegen die Lügner vorgenommen worden ist. Denn der befehlgebende Offizier war den Truppen ja keineswegs unbekannt, sondern es war eben der ihnen sehr wohl bekannte Gerichtsoffizier v. Linzenmeier, der, laut E. J. Gumbels Denkschrift, kurz vorher in Mecklenburg unmenschlich gewütet hatte. Gegen v. Linzenmeier und den Feldwebel Block – dieser hatte die Erschießung vollstrecken lassen – wurde ein Verfahren wegen Mordes eingeleitet. Linzenmeier, der einen Posten bei einer Regierungsstelle in Düsseldorf erhalten hatte, wurde trotz des Mordverdachts auf richterlichen Beschluß aus der Untersuchungshaft entlassen. Die Kaution zahlte die Düsseldorfer Regierungsstelle. Block wurde im Herbst 1924 von der Strafkammer in Bielefeld freigesprochen. Er verteidigte sich, wie üblich, damit, daß er von dem Leutnant den Befehl zur Hinrichtung erhalten habe. Leutnant v. Linzenmeier war nicht anwesend. Er war im Saargebiet. Von einer Verfolgung des Leutnants v. Linzenmeier ist inzwischen nichts in die Öffentlichkeit gekommen. Die Regierung des Saargebiets wird auf Ersuchen der

Deutschen Regierung die Auslieferung sicherlich vornehmen. Ist der Antrag auf Auslieferung gestellt, und woran scheitert diese Auslieferung? Was hat die Regierung getan, um die Auslieferung zu bewirken?“ Diese ollen Kamellen sind wert, aufgewärmt zu werden. Ich für mein Teil erinnere mich nicht, von einer solchen Kautionsstellung, bei der das Geld aus einer fiskalischen Kasse in die andre fließt — noch dazu bei Mordverdacht — je gehört zu haben. Hat die Regierung diese Kaution dem Linzenmeier als Darlehn zur Selbsteinzahlung gegeben — und gegen welche Sicherheiten? —, oder figuriert in der Hinterlegungsquittung die Regierungsstelle, also der Staat, als Einzahler? In diesem, dem zweiten Fall, durfte der Entlassungsbefehl nicht erteilt werden, weil ja nach dem Gesetz der Angeschuldigte selbst oder ein andrer Staatsbürger, der ein Interesse daran hat, Fluchtmanöver durch Anzeige zu vereiteln, damit die Kaution nicht verfällt, diese stellen muß. Aber ein Narr wie ich, der den lächerlichen Anspruch erhebt, in einem Rechtsstaat und nicht in einer riesenhaften Verbrecherhöhle zu hausen, fragt und wünscht sich mehr, als zehn weise Behörden beantworten und erfüllen können.

Deutscher Minister. Eins deiner illustrierten teutschen Blätter bringt ein Bild von Baldwin, wie der mit seinen Rosen in Chequers beschäftigt ist. Unterschrift: „Seine Sorgen.“ O, hättet Ihr am weekend die gleichen! Denn Baldwin zieht bei dieser Beschäftigung nicht nur Rosen, sondern durch die vernünftige Abwechslung in der Tätigkeit auch gesunden Menschenverstand.

Hamburger. Du schreibst zu zwei Beiträgen der Hamburger Nachrichten: „Hamburg hat immerhin eine Million Einwohner und sollte doch eigentlich eine Presse erwarten, die etwas über derjenigen von Buxtehude steht. Ich muß leider das Blatt halten, um zu sehen, wer in Hamburg geboren, verheiratet oder gestorben ist, bitte aber dich, liebe Weltbühne, um deine Hilfe.“ Wenn du das Blatt halten mußt, ist dir nicht zu helfen.

Professor Waltemath in Gütersloh. Hellmut v. Gerlach hat in Nummer 35 der ‚Weltbühne‘ ein paar Zeilen über Sie geschrieben. Jetzt wünscht er, Ihnen zu sagen: „Sie erklären, daß Sie 1914 nicht Bahnhofskommandant von Gütersloh gewesen sind. Demnach ist mir damals auf dem Gütersloher Bahnhof Ihr Name zu Unrecht genannt worden. Meine Bemerkungen über den Gütersloher Bahnhofskommandanten dürfen sich also nicht auf Sie beziehen. Ich bedaure, durch die irrtümliche Angabe veranlaßt worden zu sein, Ihren Namen in meine Darstellung zu verflechten.“

Kriminalist. Ich war, es ist drei, vier Jahre her, wieder mal angeklagt. Nicht als Täter; nur als Verantwortlicher Redakteur. Für den Kläger erschien ein Anwalt von über siebzig Jahren, den der Vorsitzende mit der größten Ehrerbietung empfing. Ich hatte den Mann nie gesehen, nie gesprochen, nie einen Brief mit ihm gewechselt. Er aber fing damit an, daß er vortrat und dem Gericht in zwei leisen Sätzen erklärte, wer ich sei, und wie er mich zu behandeln und behandelt zu wissen wünsche. Es war die feinste und überraschendste Huldigung, die mir je dargebracht worden ist. Die Folge? Daß der Vorsitzende (Pierau) ungefähr in dem Ton mit mir sprach wie dieser ritterliche Gegner von mir. Ich habe das Bedürfnis, ihn in sein frisches Grab hinein dankbar zu grüßen. Es war der Geheime Justizrat Dr. Adolf v. Gordon.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

Lebendige Politik! von Max Peters

I.

Wäre die Deutsche Linke nicht mehr als eine der vielen ethischen oder kulturellen Vereinigungen und unterschiede sich von andern nur dadurch, daß sie statt für die Schonung der Zugtiere für den „Geist“ – er stünde in diesem Fall mit Recht in Anführungsstrichen – einträte, so würde sie ganz gewiß das gewöhnliche Schicksal solcher Vereine teilen. Anfangs mit Begeisterung begrüßt, würde sie bald vergessen sein; es wäre dann besser, sie hätte das Licht der Weltbühne nie erblickt. Hier sei von vorn herein festgestellt, daß die Deutsche Linke in keiner Weise ein Tierschutz- oder Abstinenzlerverein mit anderm Programm ist. Was ist sie also? Mit dieser Frage verknüpft sich die uns heute unmittelbar angehende Frage: Was können und müssen wir tun, um die potentielle Realität einer Deutschen Linken in aktuelle zu verwandeln? Wir stellen damit die Frage nach der Organisation, nachdem wir uns (in den Nummern 26, 38, 40, 42 und 45 der ‚Weltbühne‘) über den Inhalt des Programms, das da heißt Deutsche Linke, klar geworden sind.

Es gibt ethische Vereinigungen, die Lebensformen sind. Freimaurerlogen oder Heilsarmeen etwa sind nicht nur Vereine, denen man neben manchen andern angehören kann, weil man auch ihre Forderungen für richtig hält, sondern: durch sie wird Haltung und Lebensstil ein für alle Mal Demjenigen bestimmt, der in diese Gemeinschaft hineingewachsen ist. Für einen Orden, eine Loge kann man sich nicht entscheiden; plötzlich nur kann man diese eine bestimmte Lebensform als sich gemäß erkennen. Und mit solcher Bewußtwerdung steht man schon innerhalb der Gemeinschaft. Das grundsätzlich Unterscheidende zu den „Tierschutzvereinen“ liegt nicht in der Gradabstufung von Intensität oder Extensität, sondern ist begründet in der andern soziologischen Struktur. Das brüderliche Verhältnis kann in einem „Tierschutzverein“ viel herzlicher sein als in einer Loge; das Entscheidende ist, daß die Loge, der Orden den Mitgliedern ihr Leben festgelegt, geordnet hat. Aus der politischen oder ethischen Grundhaltung entspringt solche Ordnung – die Ordnung erzeugt aber ständig neu die Grundhaltung.

II.

Damit ist der formale – und also auch organisatorische – Rahmen einer künftigen Deutschen Linken bestimmt. Einer künftigen – insofern sie Wirklichkeit wird; als immanente Möglichkeit ist sie seit langem da. Ja, sogar in ihrer lebendigen formalen Gestalt existiert sie schon. Unsre Organisationsfrage verdichtet sich also zu folgender: Welches ist die Le-

bensform, in der eine Deutsche Linke Wirklichkeit wird, welchen Lebensformen können und müssen wir unsres politischen Wollens wegen zum Durchbruch verhelfen? Friedrich Schwag fragte in Nummer 41 spöttisch, welche soziologischen Grundlagen denn unsre „neue Partei" habe. Wir fragen: Welche soziologischen Erscheinungen gilt es zu fördern, um den als gültig erkannten Maximen Realität zu verschaffen? Selbstverständlich konstruieren wir uns nicht irgendeine utopische Gesellschaft unsern Zielen gemäß. Vielmehr fühlen wir aus der Mannigfaltigkeit soziologischer Gestaltungen diejenigen heraus, deren Stil uns verwandt ist. Diese betonen wir, diese suchen wir von den Fremdkörpern, die sich aus Zufall dem uns gemäßen Kern ankristallisiert haben, zu reinigen. Der gute Kern, den wir hier meinen, den die Deutsche Linke braucht, um nicht „Tierschutzverein" zu werden, ist – der politische Salon.

Dieses Wort, diese soziologische Erscheinung, hat einen bösen Klang. Man verknüpft damit die Vorstellung einer feigen geistigen und politischen Unzucht. Und doch ist diese Gesellschaftsform in ihrer innersten Absicht gut und fruchtbar. Der politische Salon einer Madame Roland ist die Lösung des uns bewegenden Problems, wie es möglich sei, Politik zur Lebensform zu erheben. Daß irgendein hübscher, eleganter, junger Mann eine gelangweilte Gesellschaft mit Thesen aus dem Kommunistischen Manifest erotisiert, macht durchaus noch nicht das Wesen des politischen Salons aus. (Uns fehlt ein Wort, das den französischen Inhalt des Wortes salon entsprechend wiedergäbe.) Erst wenn wir in der ganzen Form des gesellschaftlichen Zusammen das politische Wollen spüren, ohne daß die Gesellschaft zur politischen Versammlung wird; erst wenn noch die im konventionellen Sinne unpolitischste Beschäftigung eines Kreises die Tendenz zur Verwirklichung des Geistes zeigt – erst dann existiert, was wir meinen. Wenn es gelingen wird – und ich zweifle nicht, daß es an allen Orten Menschen gibt, denen das gelingen kann – , wenn es gelingen wird, eine Gesellschaft, ein Zusammensein, eine Veranstaltung von dieser Qualität zustandezubringen, dann wird der Gedanke der Deutschen Linken eben wegen jenes Vermögens, die gesellschaftlichen Kräfte und Spannungen politisch auszuwerten, seine Fruchtbarkeit erwiesen haben.

III.

Hier wird keine Erweiterung oder Verengung des Programms der Deutschen Linken versucht. Das ist festgelegt. Hier wird nur etwas über künftige Organisationsarbeit, das heißt: die Lebendig- und Fruchtbarmachung unsrer Idee ausgesagt. Der Gedanke der Deutschen Linken lebt! Überallher erreichen uns Briefe der Zustimmung, die alle mit der Frage enden: Was sollen wir tun, um unser Teil zur Verwirklichung der von euch erstrebten Deutschen Linken beizutragen? Schafft

politische Salons, antworten wir, macht eure Lebenskreise, eure Gesellschaften zu politischen! So werdet Ihr – entsprechend etwa dem Bretonischen Klub von 1789 – die Keimzellen der kommenden kulturellen Revolution sein.

Daneben wird die Arbeit an den sichtbarern politischen Dingen weitergehen; der Rote Block muß und wird geschaffen werden. Wir denken nicht daran, auch nur einen Arbeiter aus seiner Kampforganisation herauszuziehen, denn wir sind weiterhin überzeugt, daß die politische Macht nur durch den Sieg im revolutionären Klassenkampf errungen werden kann. Aber wir sind ebenso überzeugt, daß alle Macht sinnlos wird, wenn im Augenblick des Siegs nicht eine wirklich geistige revolutionäre Gesellschaft da ist, dem ewig jungen, revolutionären Geist diese Macht dienstbar zu machen. Eine solche kluge, zielbewußte, bewegliche Gesellschaft müssen wir schaffen. Durch sie wird auch der Rote Block schließlich zu erreichen sein. Die Abgeordneten der Linksparteien in den Parlamenten werden, wie alle Geistigen, von den politischen Salons angezogen werden. Und dann wird es eine Frage der Geschicklichkeit sein, auf sie geistig einen solchen Druck auszuüben, daß ihnen gar nichts andres übrigbleibt, als im Sinne der Deutschen Linken zu wirken. Die Deutsche Linke wird so zum geistigen Gewissen der Parteien, zur unparlamentarischen, undemokratisierten Führerschicht.

Das ist Zukunftsmusik. Heute beginnen wir damit, unsre Gesellschaftlichkeit, unser „Salon“-Leben in dieser Weise zu politisieren. Das ist unsre Arbeit – eine Arbeit, die Leben ist, die wir erfüllen, indem wir leben. Wer arbeitet mit?

Abreißkalender von Ignaz Wrobel

8. Dezember
Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun.
Griesgrütze
Falscher Hese
Gedämpftes Apfelkompott

Es gibt in Deutschland eine ganze Reihe gebildeter Abreißkalender – wenn nichts Besonderes dabeisteht, sind sie deutsch-national und fälschen Geschichte und Geographie, um das Andenken des Rentenempfängers in Doorn hochzuhalten. Also davon wollen wir nicht reden. Es gibt doch auch Andres.

Der Verlag Carl Hoym in Hamburg hat für das Jahr 1926 einen Arbeiterkalender herausgebracht, der als eine Illustrierung unsrer alten Forderung gelten darf: hier haben wir die Tendenzphotographie in ihrer höchsten Vollkommenheit. Als ich hier neulich davon sprach, daß die Photographie eine gefährliche Waffe im politischen Kampf sein könnte, wenn man sie nur benutzen wollte, griff die nationalistische Provinzpresse das auf, und von Bogenhausen bis Palmnicken ergoß sich ein Strom von Talentlosigkeit in unser Ausschnittbureau. „Man sollte

Herrn Wrobel und Ludendorff neben einander photographieren – da wollen wir einmal sehen, wer besser abschneidet!“ Gut gegeben. „Die vergiftende Waffe, die hier von dem berüchtigten Ignaz Wrobel vorgeschlagen wird...“ O, diese Dackel...! Kurz: Fliegende Blätter. Von mir gefordert war: die Verwendung der Photographie, wenn möglich unretuschiert – die Tendenz nur in der Auswahl der Bilder und in der Unterschrift. Hier ist die Erfüllung.

Der Kalender enthält in klarem Druck auf schönem Papier:

Auf der Rückseite jedes Blattes gut ausgewählte Stellen aus der politischen Literatur; Abdrucke von Zeitungsausschnitten; Blamagen der Gegner; Mahnungen, Rufe, Erinnerungen – sehr schätzenswerte und notwendige Erinnerungen. Auf der Vorderseite das deutliche Datum, kommunistische Gedenkdaten und eben Das, weswegen er hier angezeigt werden soll: auf jedem Blatt ein Bild.

Es sind in den meisten Fällen Photographien, die da abgebildet sind – und soweit ichs beurteilen kann, ist keine einzige retuschiert. Es sind also keine photographischen Scherze, die man gemacht hat – gegen die freilich nichts einzuwenden wäre – , sondern es ist das Abbild der Wirklichkeit hergenommen, eine kurze, schlagende Unterschrift besagt: „Seht, so war das!“ – und nun sehen die Leser:

„15. Januar, Freitag. Karl Liebknecht nach seiner Einlieferung als Unbekannter im Leichenschauhaus.“ Auf der Holzpritsche liegt der Erschlagene – mit nacktem Oberkörper, die Augen sind schon zugedrückt. Ich weiß noch Alles: die begeisterten Straßengespräche der Bürgerlichen, als der „Kerl“ endlich „erledigt“ war, die Komödie von Gerichtsverhandlung, wo sechs Offiziere der allerübelsten Prägung teils logen, teils sich brüsteten, und es waren Söhne guter Familien darunter – haben Sie sich noch ein kleines Andenken an den Feez aufbewahrt, Herr Liebmann? Ja, da liegt er also – und für Freitag, den 15. Januar, wird die Erinnerung wohl reichen.

Politische Hiebe folgen. Eine Photographie der Nationalversammlung ist mit der erledigenden Unterschrift versehen: „Am Grabe der ersten deutschen Revolution“. „Ruhe und Ordnung herrscht wieder in Berlin“ – und man sieht sie herrschen. „Im Stechschritt durch die deutsche Republik“ – nun, man weiß, wem diese Beine und wem diese Gesichtskopien gehören... Bilder aus dem Proletarierleben folgen: Elendsszenen, mit einer Schärfe photographiert, die nur noch von der Schärfe der Texte überboten wird. „Proletarisches Feierstündchen“ – aber diese Bitterkeit ist gerecht, kommt aus brennendem Herzen, bleibt haften.

Sehr schöne Bilder aus Rußland wechseln mit den Porträts der russischen Revolutionsführer, es sind Aufnahmen dabei, die man sicherlich nicht wegwerfen wird; wenige, aber schlagende Karikaturen, Greuelbilder aus den politischen Kämpfen unsrer Zeit, Gehenkte und Zerstückelte, Rebellen fremder Länder – und fast hätte ich unsern Entlaufenen vergessen: den reich dotierten Imperator Rex. Was dieser Kalender gegen Wilhelm unternommen hat, gehört zu dem Stärksten seiner Art

und steht sogar noch über dem Zivilbild des Kaisers in Emil Ludwigs Buch; ja, es läßt sich auch neben dem Wagenbild sehen, wo Eduard der Siebente den feixenden Feldwebel dick und peinlich berührt von der Seite anblickt. Der Kalender hat weiter nichts getan, als den Kaiser bei einem Manöver photographiert – da steht dieses Stück Unglück, hält den Arm in die Höhe und grinst. „30. März, Dienstag. Jetzt wollen wir sie dreschen. Wilhelm beim Kaiser-Manöver.“ Neben ihm ein fetter Junge, als Kürassier angezogen, der strahlt über sein ganzes deutsches Sektgesicht. Und ER...! Es ist der ganze Mann: die große Geste, die Hohlheit, die Schwäche, der kleine Oberleutnant, der hinter allem Gerassel stak – das Bild erklärt Niederlage, Flucht und nachfolgende Rente.

Zwischendurch bekommt die Republik, wie sie geworden ist, eins aufs Dach. Dazu ist vielleicht etwas zu sagen.

Es findet sich in diesem Kalender das Äußerste an Hohn und Spott, an Wut und Empörung gegen Fritz Ebert, in Bild und Wort. Der Mann ist tot, und wenn man die sentimentale Seite im Deutschen anschlägt – „Mutter!“ und „De mortuis nil...“ – , so kann man seines Erfolges ziemlich sicher sein. Der Mann wird in diesem Kalender als Verräter an seiner Klasse gezeichnet – und hier wird vielleicht der Republikaner stocken. Er sollte das nicht tun.

Die persönliche Rechtlichkeit des ersten Präsidenten steht hier nicht zur Diskussion – sie ist kein Verdienst, sondern eine Selbstverständlichkeit. Wenn aber heute allen Ernstes versucht wird, diesen mittelbegabten Funktionär, der seine eigne Stunde, aber niemals die des Reiches begriff, neben Bismarck zu stellen – so muß man doch wohl den übereifrigen Demokraten, die dergleichen aus tiefer Brust herausrollen, raten, sich Bäffchen umzubinden, damit sie sich nicht bepredigen. Die Herren, die im Prozeß Coßmann für Ebert aussagen wollten, haben ihn vernichtend belastet. Richtig ist, daß die Soldatenräte nicht allzu viel taugten; daß da ein Chaos geherrscht hat; daß schlechte Elemente unter den Aufrührern wider Willen und ohne Willen dabei waren. Aber vom Mittag des 9. November an Angst vor dem Bolschewismus haben; Auswüchse einer Revolution verhindern wollen, die überhaupt noch nicht da war; nach rechts und immer nur nach rechts sehen; mit Hilfe der übelsten Erscheinungen des Militärs eine Heeresmacht wiederaufrichten, die die Pest dieses Landes gewesen ist: das ist Verrat an der Arbeiterklasse und an der Idee der Revolution. Und Fritz Ebert durfte das nicht, er hatte nicht das Recht, so zu handeln, denn er war ein Beauftragter, ein vom Volk Beauftragter. Vielleicht war das seine persönliche Politik... Es waren aber die Arbeiter, die ihn zum Vorsitzenden gemacht hatten, die Arbeiter, die ihre Knochen im Krieg zu Markte getragen hatten, während er in Stabsquartieren den artigen Sozialdemokraten machte, die Arbeiter, die reinen Tisch haben wollten. Diesen Willen hat er verfälscht, aufgefangen und abgeleitet. Er ist schuldig.

Und weil die Genossen, die er sich ausgesucht hat, noch schlimmer waren, weil in diesen Jahren die anständige Oppo-

sition der Sozialdemokratischen Partei nie zu Worte gekommen ist, durch Geschäftsordnungsmanöver geknebelt, an ihrer schwachen Stelle, an der falsch verstandenen Disziplin gepackt: deshalb ist auch Ebert und sein Regime schuld an den Arbeitermorden, die er verschwiegen und Herr Noske vergessen hat, an diesem Richtertum, an der feigen Personalpolitik in den Ämtern – an dieser Republik.

„Reichsbanner! Zurück zur Klassenfront!" heißt eine eindrucksvolle Photographie des Kalenders. Man sollte sich auch hier besinnen, und ich hoffe, daß man nachdenkt. Der Weg, den die Sozialdemokratische Partei gegangen ist, sie, die heute noch nicht weiß, wie man ihr das Fell gegerbt hat, noch in der tiefsten Niederlage stolz auf eine Charakterlosigkeit, die sie Taktik getauft hat – der Weg ist glatt, bequem, verlockend. Das Reichsbanner sollte ihn nicht auch noch gehen.

Der Kalender aber ist ein Zeugnis und ein Dokument. Ein Zeugnis für eine Partei, die trotz der allerelendesten Führung eine immanente Kraft besitzen muß, größer als die Sturheit ihrer Bezirksfeldwebel. Ein Dokument unsrer Zeit – unsrer Kämpfe, dessen, was uns angeht.

Haben das die Andern nicht – ? Doch. Warum wirkts da nicht – ? Weil es so aussieht:

„Das Jahrbuch Kinderland, der bekannte und beliebte Kalender für die Buben und Mädels des Proletariats, ist für das Jahr 1926 erschienen. Text und Bild, von denen unsre Streubilder eine Probe geben, fesseln und agitieren in dezenter Weise für die sozialistische Ideenwelt." 1789 – ? Moskau – ? Viel zu indezent!

Die Vollbärte, die da noch aus der Friedrichshagener Zeit Wilhelm Bölsches übrig geblieben sind und zu ihrem Wenigen nichts dazu gelernt haben – sie lähmen die Sozialdemokratische Partei, sie stecken die Jungen an, und vierzigjährige Redakteure und Funktionäre sind an Verkalktheit und Parteitrott kaum noch von den Hundertdreißigjährigen zu unterscheiden. Man hat sie aus allen Stellungen herausgeworfen; wird schon mal einer Landrat, dann verwaltet er, wie Ebert, sein Amt „selbstverständlich nicht nach parteipolitischen Grundsätzen", worauf man sich zu fragen hat, weshalb er denn eigentlich die Macht erstrebt, wenn er sie doch nicht anzuwenden gewillt ist; vor Gericht werden sie behandelt wie die Stiefelputzer; die Reichswehr geht mit den sächsischen und thüringischen Genossen um, wie eben die Reichswehr mit Sozialdemokraten umgeht; sie taumeln von Niederlage zu Niederlage, nichts erreicht, nichts gewonnen, Alles verloren... Aber dezent.

Man berufe eine Redaktionskonferenz von Durchschnittsrepublikanern, von kindlich ehrgeizigen Kongreß-Pazifisten, von sozialdemokratischen Partei-Redakteuren (Ausnahme: Frankfurt am Main, Leipzig und noch ein paar Orte) – und lege diesem Gremium diesen Kalender vor: jedes Mitglied würde drei Stunden über jedes Blatt sprechen und haarscharf beweisen, warum „das nicht geht". Hier ist es gegangen.

*

Wer einen solchen Abreißkalender herausgeben kann, so frisch, so neu, so spritzig-jung, so kämpferischen Geistes und der Unbedenklichkeit voll – der zeigt, daß er lebt.

Wenn die KPD nun noch Führer hätte, dann könnte jeder Tag von den 365 ein Gedenktag fürs nächste Jahr werden.

Bismarcks Fürstenabfindung von Kurt Kersten

1866. In Nikolsburg. Von ferne her grüßen die Türme des heiligen Stephan die preußischen Patrouillen. Im preußischen Heere wütet die Cholera. Mit den siegreichen Generalen führt Bismarck einen verzweifelten Kampf um den Frieden. Von den italienischen Schlachtfeldern rücken Albrechts siegreiche Truppen her an. Napoleon III. hält die Schieberhand am Säbelknauf. Wilhelm, der greise Siegesheld, ist gierig auf Ländergewinn in Deutschland und Böhmen. Bismarck redet ihm anscheinend vergebens ein, sich mit Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau, der Zertrümmerung der alten Reichsverfassung zu begnügen.

Dem „Siegeshelden“ läßt sich ein Abgesandter des geschlagenen blinden Königs von Hannover melden. Der gütige Held läßt sagen: „Ich kann den Herrn nicht empfangen – ich werde eben mit meiner siegreichen Generalität photographiert.“

Ohne den Auftrag erledigt zu haben, verschwindet der Bote des blinden Königs. Vergebens beschwört Georg in Briefen den „Bruder“ Wilhelm. Der Bruder öffnet die Briefe nicht einmal.

Und so wird mit den besiegten deutschen Fürsten 1866 weder einzeln verhandelt, noch sitzt man am allgemeinen Konferenztisch zusammen. Den bayrischen Beauftragten fährt Bismarck an: „Mein Herr – ich könnte Sie als Kriegsgefangenen abführen lassen.“

Die Hohenzollern legten 1866 durch ihren Major domus, wie ihn Franz Mehring so oft genannt hat, den deutschen Fürsten einen Diktatfrieden auf, der sich nicht einmal mit dem Vertrag von Versailles vergleichen läßt. Denn der erste Paragraph des Versailler Vertrages lautet nicht: Das Deutsche Reich hat aufgehört zu existieren. Der erste Paragraph des deutschen Friedens lautete: Das Königreich Hannover hat aufgehört zu existieren.

Der Absetzung der Fürsten folgte ihre Enteignung, folgte die Beschlagnahme ihres Grundbesitzes, folgte ein jahrelanges Gefeilsche um Zahlung einer Rente. Wieder beschwören die – leider – von ihresgleichen davongejagten Fürsten die Preußen und mahnten sie an die Wahrung des konservativen Prinzips. Höhnisch entgegnete Bismarck: „In einem Kampf, wo es sich um die Existenz, um die heiligsten Interessen Preußens handelt, kenne ich kein Recht.“ Prinzipien des göttlichen und konservativen Rechts? „Wenn es sich um die Existenz Preußens handelt, alliiere ich mich mit der Revolution, und wo ich sonst Hilfe finde.“

Jahrelang währte der Streit, Bismarck sah nirgends die Frage des Rechts. „Wir schulden dem König nichts.“ Man verschleppt die Angelegenheiten, zermürbt die Gegenpartei, verhöhnt sie, legt nach Jahresfrist den Fürsten einen Vertrag vor, der sehr wichtige Klauseln enthält – ausgesprochen politischen Charakters: Verzichtet zuerst ausdrücklich auf die Krone! Grundbesitz wird aufs äußerste beschränkt und fällt unbedingt unter das Fallbeil der Klausel. Gelder in England werden „großmütig“ dem Hannoveraner überlassen. Fast der gesamte Grundbesitz bleibt „zur Disposition der Krone Preußen“. Dem König verbleibt eine Rente von preußischen Staatspapieren, deren Zinsendienst man also stets regulieren kann! Die Papiere werden in Preußen deponiert, bis... folgt neue Klausel...

Das Diktat des Siegers. Und der Spruch des Politikers, der bewußt nach dem Prinzip der Macht handelte. Im Landtag erklärt Bismarck ausdrücklich: „Ob ein Rechtsanspruch des Königs Georg überhaupt vorliegt, diese Frage – ich muß aufrichtig gestehen, es ist vielleicht ein großes Unrecht von mir – habe ich mir nie gestellt. Ich habe mich bloß daran gehalten: welche politischen Vorteile gehen aus dem Abkommen hervor für die Gesamtlage der Politik?“

Die Verträge werden unterschrieben, aber von Bismarck sabotiert – mit demselben Hohn, mit dem er diese ganze Angelegenheit von Anfang an behandelt hatte. Dem Gegner die Faust ins Auge.

Im nächsten Jahr wirft Bismarck einen neuen Punkt in die Debatte. Die Frage der Hannoverschen Legion. Auch für Hannover spielte die deutsche Einheit keine entscheidende Rolle. Auch für Hannover handelte sichs nur um dynastische Interessen. So verband man sich mit Frankreich. So rekrutierte man eine Legion in den östlichen Departements. Einerlei, welche Kampfkraft diese Banden besessen haben: sie waren da. Und Bismarck nutzte ihre Existenz. In ihr hatte er, was er brauchte. Es steht unzweifelhaft fest, daß Bismarck sich nicht nur nicht über den Kampfwert der Legion täuschte – er hat sie verhöhnt, aber er hat auch seine Provokateure in die Legion geschickt, um sie gefährlich erscheinen zu lassen. Er hat vor Allem die Geldgelüste der Legionäre gekitzelt. Dann lagen sie doch den Welfen auf der Tasche, dann machten sie ihre Geldverlegenheiten doch nur noch schwieriger. Er hatte zwei Eisen im Feuer. Und im Landtag malte er wieder höhnisch den Teufel an die Wand. Die Geschichte machte ihm Spaß. Er hatte den Satan im Leibe.

Man fuhr fort zu beschlagnahmen und rückte keinen Groschen heraus. Denn der blinde König wirbt Truppen, um uns zu bekriegen. Er verbündet sich mit den Franzosen. Er will uns vernichten. Neue Beschlagnahme. Wilhelm bewilligt. Der Vertrag wird überhaupt hinfällig.

Und obendrein spielt Bismarck den moralisch Entrüsteten: Der König hat unser Vertrauen mißbraucht, er hat sein „fürstliches Ehrgefühl“ verleugnet. Wir wollten ihm nichts geben? Wir wollten ihm mehr geben, als er besessen hatte! Handelt

es sich ums Recht? Wir waren großmütig! Wir waren ihm ja gar nichts schuldig! „Über juristische Zwirnsfäden wird die königliche Regierung nicht stolpern in der Ausübung ihrer Pflicht, für den Frieden des Staates zu sorgen.“

Als die Agitation wieder lebhaft wurde, griff Bismarck erst recht zu. Als es darum ging, den Welfenfonds zu bilden, rief Bismarck gegen die welfische Agitation aus: „Ich glaube, wir verdienen Ihren Dank, wenn wir uns dazu hergeben, bösartige Reptilien zu verfolgen bis in ihre Höhlen hinein, um zu beobachten, was sie treiben.“

Mit Hilfe des Welfenfonds unterstützt Bismarck seine Presse, besoldet er Leute, um die welfische Agitation zu vernichten.

Nirgends in der ganzen Angelegenheit vertritt Bismarck einen moralischen oder juristischen Standpunkt, immer kümmern ihn nur die Interessen des Staates, rein politische Motive. Er sieht nur den politischen Gegner: den gilt es zu vernichten – ihm gibt man nicht obendrein noch die Mittel, damit er kämpfen kann.

*

So sah die erbarmungslose Realpolitik Ottos v. Bismarck aus – schade, daß sie nicht im Interesse der Gesamtheit, sondern nur im Interesse der Dynastie Hohenzollern geführt wurde.

Heute sitzt der Vertreter der depossedierten Hohenzollern im Landtag; heute stehen den depossedierten Fürsten hunderte von Zeitungen zur Verfügung; heute stellt man sich plötzlich nur auf den juristischen Standpunkt und verhüllt feige, verlogen die politischen Motive, während die juristische Argumentation ja eigentlich nur ein politisches Feigenblatt ist.

Zaghaft meldet sich der „Vertreter“ der Interessen des preußischen Volkes auch heute in Doorn. Sollt’ es uns wundern, wenn man ihn höhnisch abweist: „Seine Majestät lassen sich grade photographieren“?

Scherze und Sprüche von Adolf Glaßbrenner

‚Welthumor in sechs Bänden‘ heißt eine unerschöpfliche Sammlung von Roda Roda und Theodor Etzel, die der Simplicissimus-Verlag in München herausgibt. Hier eine Probe.

Gerechtigkeit ist ein schön Ding, aber es gibt auch Justiz.

*

Um etwas zu gelten, müssen sich die Nullen immer hübsch rechts halten.

*

Es ist nicht wahr, daß die Leute vieler Gutsherren wie das Vieh behandelt werden. Sie wünschen das schon lange vergebens.

*

Nach einem Friedensschluß wurde bekanntgemacht, der Staat werde bemüht sein, alle Wunden zu heilen, welche der Krieg geschlagen. Bald darauf wurde eine neue Steuer ausgeschrieben. Ein Landmann räsonnierte fürchterlich; sein Nachbar aber tröstete ihn mit den Worten: „Dummer Kerl! Sie müssen uns ja erst ausziehen, damit sie zu den Wunden kommen“.

Locarno in London von Sayton-Jamet

Eindrücke eines Belgiers

Durch die Tür hinten links kommt zunächst Chamberlain herein. Dann Briand. Dann Luther. Danach Stresemann. Danach Vandervelde. Dann die Andern.

Achtzehn Mann. Sie setzen sich um den großen Tisch. Sie haben es nicht eilig und machen keine Umstände.

*

Zweihundert Journalisten sehen ihrem Eintritt zu. Zweihundert liebe Kollegen. Denn so wie die meisten Unterzeichner von Locarno ehemalige Journalisten sind, die nur auf ihren Sturz warten, um wieder Zeitungsmänner zu werden – wieviel Journalisten von heute werden morgen Minister sein?

Das Gefühl vorschmeckend sieht sich mehr als Einer von uns bereits da vorn an dem großen Tisch. Briand sieht zu uns hinüber, als ob er seinen Platz unter den Presseleuten suchte, auf den zwölf Reihen Stühle, die durch den halben Saal amphitheatralisch aufgebaut sind, von oben herunter bis zum Rücken von Vandervelde und zu Henri Rolin, seinem Kabinettschef.

*

Vandervelde gegenüber, an der andern Schmalseite des großen Tisches, sitzt Chamberlain mit Baldwin zu seiner Rechten, zu seiner Linken Cecil Hurst, juristischem Beirat am Foreign Office, und Lampson. Dann links daneben: Briand und Berthelot. Dann Benesch. Dann der polnische Ministerpräsident... einen Namen, den man nicht aussprechen kann, kann man auch nicht schreiben. Neben ihm sein Außenminister von ähnlichem Namenswohlklang.

Links von den Belgiern vier Deutsche. Links von den Deutschen vier Italiener. Der Chef der italienischen Delegation sitzt neben Baldwin. So weit ab wie möglich: Vandervelde. Der weigerte sich in Locarno, „il duce“ zu begrüßen.

*

Der Führer dieser italienischen Delegation ist der Gesandte Scialoja.

Es hätte auch Mussolini sein können.

Man hat so oft seine Ankunft angekündigt, dementiert, die Dementis widerrufen, daß Keiner mehr wußte, woran er war. Kommt er? Kommt er nicht?

Man mußte aufs Geratewohl das Risiko vermeiden, ihn zu nahe bei Vandervelde zu haben. Er wäre neben diesem großen und ehrenhaften Mann verschwunden, der sich selbst treu ist und treu seinen Freunden, sogar den Toten, sogar den Ermordeten...

Der Diktator ist nicht gekommen. Er blieb zu Hause, nährte sich redlich und dachte wie der Rabbi Bacharach von Heine: „Ich bin ein einzelner Mensch...“

Auch wäre es unmöglich gewesen, daß er den Vertrag unterzeichnet hätte, ohne ihn zu besudeln. Jeder Lump macht aus einem Vertrag einen Lumpen.

Um den Tisch war aber nur Platz für gute Europäer. Für solche, die es wirklich sind, und für solche, die es sein wollen.

Nationalismus ist eine Inlandsware; die von ihr leben, führen außerhalb ihrer Grenzen nur ein Schattendasein. Könnte man sich Poincaré in diesem Saal denken?

*

Lächeln am großen Tisch. Sie lächeln sich zu.
Oder vielmehr: sie lächeln einem Etwas zu, das Jeder von ihnen deutlich aus den Zügen des Andern abliest. Sie sahen etwas Hohes und Heiliges von furchterweckender Größe, Etwas, das in schweigender Entschlossenheit mit ihnen eingetreten war, und das bewirkt hatte, daß wir Alle, von einem Schauer durchflossen, uns von den Plätzen erhoben hatten – wir konnten gar nicht anders. Der Friede? Nein, etwas Größeres, etwas Stärkeres, etwas Schöneres. Der Wille zum Frieden.

*

In Locarno hat man französisch gesprochen. Warum sollte man hier nicht auch französisch sprechen? Was in der Schweiz festgelegt worden ist, und was hier in London unterzeichnet werden soll, ist französisch abgefaßt. Nur der französische Text erweckt Vertrauen.

*

Chamberlain führt den Vorsitz und ergreift als Erster das Wort. Auf Französisch. Er verliest die königliche Botschaft. Auf Französisch.

Später am Ausgang wird man uns die Botschaft in Schreibmaschinenabzügen übergeben, im französischen und englischen Text. Aber über dem englischen Text steht: „Translation“.

Nun, da Chamberlain die königliche Botschaft verliest, spricht er im Namen des Königs. Der König selbst spricht. Der König spricht französisch. Darauf ergreift Luther das Wort.

*

Großes Staunen. Alle sehen ihn an. Alle sehen sich an...

Hat er sein Französisch seit Locarno vergessen? In Locarno, wo er mit Briand in dem kleinen Hotel am Ufer des Sees von Mann zu Mann so vertraulich gesprochen hat?

Nein. Aber ach! Schon hat er vor, den kreischenden Deutschnationalen bei sich zu Hause zu antworten: „Ich habe die deutsche Zunge in den Wänden des Foreign Office und vor den Ohren von ganz Europa erklingen lassen!“

Man versteht. Es ist der Druck des deutschen Volkes, der ihn nach Locarno hat reisen lassen, und dann nach London. Und nicht der innere Drang.
Man sieht einen armen Mann, dessen Glaube and Mut nicht durchhalten werden. Er ist mit sich zufrieden. Denn Mut und Glauben hat auch Rathenau gehabt, und der ist daran gestorben.

*

Weil man das nicht vorausgesehen hat, sind keine Übersetzer da. Wird die einfachste, wenn auch verspätete Höflichkeit Herrn Luther veranlassen, das Gesagte französisch zusammenzufassen?
Er hat gesprochen. Er schweigt. Alle warten. Er schweigt noch immer. Verlegen und etwas beklommen. Und als nun Briand spricht, nickt Luther, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, auffällig zu Allem, was der Andre sagt.

„Der Partikularismus unsrer Länder schwindet dahin“, sagt Briand und sieht dabei Luther an. Der nickt. „Einverstanden!“

Aber er redet deutsch, während alle Andern französisch sprechen, und wenn jetzt der Vertrag unterzeichnet werden soll, wird er wohl in spitzen deutschen Buchstaben unterzeichnen. Absichtlich? Nein, viel schlimmer: ganz natürlich. Er ist ein Anachronismus, der nicht mehr in die Zeit von Locarno paßt.

Stresemann unterschreibt wie ein ausgewachsener Europäer. Aber auch er wird deutsch sprechen. Wohl nur deshalb, weil er, der Minister des Auswärtigen, nicht französisch kann, nicht die Sprache der Diplomaten beherrscht, die Sprache aller diplomatischen Urkunden.

*

Es ist nicht wahr, Stresemann hat nicht deutsch gesprochen.
Er hat deutsch geschrien.
Er hat deutsch gezischt.
Er hat deutsch geschrillt.
Aber es war so viel Braves und Menschliches in seinem Schreien, ein so guter Wille in seinem Zischen, eine so schöne Aufrichtigkeit in seinem Geschrill.

Ach, Stresemann ist immer aufrichtig. Er wenigstens ist ein Mann von Überzeugung, sogar von Überzeugungen. Sie mögen wechseln, sich ändern, einander widersprechen, das hängt von der heutigen Majorität ab, aber noch mehr von der morgigen. Stresemann spricht immer offenherzig und bleibt aufrichtig. Er hat unzweifelhaft eine löbliche Kraft der Autosuggestion.

*

Diesmal trompetete er vom Geist von Locarno und schrie von den ungeheuern Opfern des Krieges. Er wurde blaß und blässer. Und blässer... Er schloß die Augen (kaum merkbar). Er öffnete die Augen (kaum merkbar). Sein Herz blieb offen und war trotzdem voll. Er streckte seine Hände der gesamten Menschheit entgegen, und seine Fäuste schlugen scharf auf den großen Tisch.
„O weh!“, flüsterte mir ein französischer Kollege zu, der weder etwas von der deutschen Sprache noch von der germanischen Redekunst versteht. „Er spricht ja von der Rheinland-Besetzung!“
Ich versuchte, ihn von seinem Irrtum abzubringen, aber er wollte mir kaum glauben. Für ihn macht der Ton die Musik.

Junges Deutschland, warum hast du keine jungen Führer mit junger Seele?
Du wirst sie haben. Wir vertrauen dir. Sonst säßen wir nicht hier.
Wir haben Vertrauen.

„Von hier ab beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte“, sagte Goethe abends im Biwak von Valmy, „und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen.“
Auch wir werden sagen können: Wir sind dabei gewesen.

Uebertragung aus dem Französischen von Peter Panter

XVII.

Die geschundenen Pazifisten

Eine meiner wenigen erhebenden Stunden während des Krieges war, als Heinrich Ströbel, den ich persönlich noch nicht kannte, zu mir kam und etwa Folgendes sagte:

„Ich habe vor dem Kriege meine Parteigenossen immer davor gewarnt, sich einer pazifistischen Organisation anzuschließen, da die Arbeiterinternationale genüge, um den Kampf gegen den Militarismus zu führen. Ich stehe jetzt auf einem andern Standpunkt. Im Kriege haben die bürgerlichen Pazifisten die Probe bestanden, viele meiner Parteigenossen nicht. Ich sehe ein, daß besondere pazifistische Organisationen nötig sind. Wenn Sie meine Mitarbeit haben wollen, steht sie Ihnen zur Verfügung."

Jawohl, die „bürgerlichen" Pazifisten – die sich übrigens zum Teil gar nicht sehr bürgerlich fühlten – hatten sich bewährt. Nur wenige sind abtrünnig geworden. Alle andern hielten mit ihrer Gesinnung durch, wenn sie sie auch unter der Militärdiktatur nur in bescheidenem Maß betätigen konnten.

Dies bescheidene Maß genügte jedoch vollständig, um sie den allmächtigen Militärs als den „innern Feind" erscheinen zu lassen, der mit allen Mitteln zu bekämpfen sei.

Die einzige unbedingt pazifistische Organisation, die vor dem Kriege in Deutschland bestand, war die Deutsche Friedensgesellschaft mit damals etwa 8000 Mitgliedern.

Sie hatte ein Organ: den ‚Völkerfrieden', den der sehr national gesinnte Pfarrer Umfried leitete. Der ‚Völkerfriede' wurde sofort unter Vorzensur gestellt. Peinlichst paßte er sich den Weisungen des Zensors an. Nicht Ein Verstoß ist ihm unterlaufen. Trotzdem: am 17. November 1915 wurde er dauernd verboten. Die ganze Richtung paßte den Herren Generalen eben nicht.

Die Friedensgesellschaft, die damals ihren Sitz in Stuttgart hatte, besaß dort eine Buchhandlung. Diese reichte ein Verzeichnis der von ihr vertriebenen Literatur ein. Nachdem das Generalkommando die Auswahl der zulässigen Schriften getroffen hatte, wurden nur noch diese vertrieben. Trotzdem wurde die Buchhandlung im April 1916 auf behördlichen Befehl geschlossen. Warum? Darum! Nicht einmal die Satzungen der Friedensgesellschaft durften mehr verbreitet werden.

Geschlossene Mitgliederversammlungen waren der Friedensgesellschaft zunächst noch erlaubt. Sie konnte sogar im Herbst 1915 ihre Generalversammlung in Leipzig abhalten, allerdings unter der Bedingung, daß kein Bericht darüber in die Presse käme. Die reaktionäre Presse griff sie ob der in Leipzig unter Ausschluß der Öffentlichkeit gefaßten Beschlüsse wüst an als „Tröster unsrer Feinde" und behauptete, daß ihre Beschlüsse „an Landesverrat grenzten und geeignet seien, den Krieg unnötig zu verlängern". Nicht einmal zur Abwehr dieser

ebenso infamen wie sinnlosen Angriffe durfte auch nur der Wortlaut der Beschlüsse bekannt gegeben werden.

Bald wurden sogar die geschlossenen Mitgliederversammlungen verboten. Als daraufhin einige Dutzend Berliner Pazilisten sich zwanglos – ohne Tagesordnung, ohne Vorsitz, ohne Geschäftsordnung – einmal wöchentlich im Café Austria trafen, wurden sie bespitzelt. Im Einverständnis mit dem Wirt plazierte die Polizei in den dunkeln Hohlraum zwischen einer Doppeltür ein paar Ehrenmänner, die dort angeblich stenographisch die Gespräche aufnahmen. Das kam zufällig bei einem Disziplinarverfahren gegen einen Oberlehrer heraus, dem man vorhielt, er habe sich im Café Austria gegen den rücksichtslosen U-Boot-Krieg ausgesprochen. Am 5. April 1917 drang übrigens die Polizei ganz offiziell in das Café ein und machte den „verbotenen Versammlungen" ein für alle Mal ein Ende. Das Gesuch eines der Teilnehmer, des Rechtsanwalts Victor Fränkl, diese zwanglosen Zusammenkünfte zu genehmigen, wurde abschlägig beschieden. Der Oberpräsident schrieb, daß „die Abhaltung von Zusammenkünften von Freunden pazifistischer Bestrebungen in jetziger Zeit zur Schädigung des Staatswohls führe und somit eine Gefahr für die öffentliche Ruhe, Ordnung und Sicherheit darstelle".

Als dem Sekretär der Deutschen Friedensgesellschaft, Herrn Röttcher, sogar die Versendung von Sitzungsprotokollen des Vorstandes verboten wurde, da war es selbst mit dem letzten Rest internster politischer Tätigkeit aus.

Die Friedensgesellschaft, die selbst unter diesem eisernen Druck nicht ganz in Schlaf versinken wollte, wandte sich charitativer Tätigkeit zu. Auf Grund einer Ermächtigung des Preußischen Kriegsministeriums widmete sie sich dem Briefverkehr, der der Gefangenenfürsorge und der Nachforschung nach Zivilinternierten diente. Sie leistete damit zahllosen Familien unendlich wertvolle Dienste, zumal es zunächst keine andre Organisation für diesen Zweck gab.

Aber auch die charitative Tätigkeit wurde ihr am 30. Mai 1916 untersagt. Dem Generalkommando genügte nicht, die Friedensgesellschaft politisch getötet zu haben. Sie mußte ganz und gar verröcheln. Wenn sie sich auch nur charitativ betätigte: das hätte sie doch manchem Menschen als nützlich erscheinen lassen. Und das durfte nicht sein.

Im Herbst 1914 wurde der Bund Neues Vaterland gegründet. Er war nicht nur als pazifistische Organisation gedacht, sondern verfolgte, wie sein Name besagt, auch innenpolitische Zwecke: Erneuerung Deutschlands auf demokratischer Grundlage. Nicht als Massenorganisation war er gewollt, sondern als wahre Arbeitsgemeinschaft aktiver Persönlichkeiten. Schon der hohe Jahresbeitrag von 50 Mark schloß den Gedanken an Propaganda in den breiten Massen aus.

Neue Männer, die bis dahin als Pazifisten nicht sichtbar geworden waren, traten an die Spitze: Deutschlands bekanntester Pferdesportsmann Kurt v.Tepper-Laski als Vorsitzender und Graf Arco von den Telefunken als sein Stellvertreter. Beide hatten sich bis dahin besonders als Monisten betätigt. Aber die

Kriegserfahrung drängte sie zum Bekenntnis ihres Pazifismus. Ihnen schlossen sich eine ganze Anzahl freigesinnter Aristokraten, namentlich ehemalige Diplomaten, bedeutende Gelehrte und sonst hervorragende Persönlichkeiten an. Otto Lehmann-Rußbüldt war, ehe er ins Feld mußte, die treibende Kraft als Organisator.

Der Bund Neues Vaterland wurde zunächst glimpflicher angefaßt als die Friedensgesellschaft. Im kaiserlichen Deutschland hatte man instinktiven Respekt vor einem authentischen Grafen und einem adligen Herrenreiter, mit dem der Kronprinz vertrauensvolle Briefe über Rennpferde auszutauschen pflegte.

Aber der Wind schlug gänzlich um, als im Frühjahr 1915 Herr v. Tepper-Laski im Einverständnis mit dem Auswärtigen Amt im Haag war und dort in Gemeinschaft mit Professor Walther Schücking die Möglichkeit von Friedensverhandlungen mit England feststellte. Das enthüllte ihn als einen ganz gemeingefährlichen Menschen.

Und nun begann der Leidensweg des Bundes Neues Vaterland.

Erst wurde ihm verboten, an Nichtmitglieder Mitteilungen zu versenden. Als Übertretung dieses Verbotes wurde schon schwer gerügt, daß er den bisherigen Empfängern seiner Mitteilungen mitteilte, er könne ihnen in Zukunft nichts mehr mitteilen.

Dann wurde ihm verboten, seinen eignen Mitgliedern Mitteilungen zukommen zu lassen. Und es wurde diesem Verbot das Verbot hinzugefügt, den Mitgliedern von dem Verbot Kenntnis zu geben. Sie sollten an seinen Selbstmord glauben.

Es folgte eine Haussuchung und die Beschlagnahme aller Drucksachen. Es folgte die Verhaftung der Sekretärin Lilli Jannasch. Aber da dem Oberkommando der Bund trotz alledem und alledem immer noch als eine gefährliche Größe erschien, wurde am 7. Februar 1916 kurzerhand verfügt, daß „dem Bunde für die Dauer des Krieges jede weitere Betätigung im Sinne seiner Bestrebungen... verboten sei“.

Sehr bezeichnend für die Noblesse, mit der die Militärbehörde in solchen Dingen vorzugehen pflegte, ist die Unterredung, die der berüchtigte Polizeimajor Henninger, die rechte Hand des Generals v. Kessel, am 14. Oktober 1915 mit Graf Arco und Lilli Jannasch hatte. Zu Graf Arco sagte Herr Henninger: „Ich verstehe, wenn Ballin für den Frieden ist. Seine Linie ist durch den Krieg lahmgelegt. Aber Ihre Gesellschaft hat doch Kriegslieferungen!“ Und zu Fräulein Jannasch: „Lösen Sie sich doch auf! Denken Sie, wenn Sie als Landesverräterin verhaftet würden, Sie könnten sich ja in Ihrem Hause nicht mehr sehen lassen.“ (Ihr Vater war ein berühmter Professor an der Berliner Universität.) „Nach der Anti-Annexions-Broschüre wollten wir Ihren Bund schon auflösen. Nur dem Reichskanzler verdanken Sie, daß es nicht geschehen ist.“

Die Verhaftung von Lilli Jannasch ist am 31. März 1916 erfolgt. Volle 14 Wochen ist sie in Haft behalten worden, ohne daß jemals ein Grund ihr mitgeteilt, jemals ein Verhör mit ihr veranstaltet worden wäre. Als sie, gleichfalls ohne Angabe

von Gründen, freigelassen wurde, mußte sie einen Revers unterschreiben, daß sie für die Dauer des Krieges sich weder für den Pazifismus noch für das Frauenstimmrecht betätigen und von diesem Verbot keinem Dritten Mitteilung machen werde.

Auch ihre Nachfolgerin im Sekretariat des Bundes, Elsbeth Bruck, wurde ohne Angabe von Gründen verhaftet, aus Berlin transportiert und so schnöde auf dem Transport behandelt, daß sie fast gebrochen aus der Haft zurückkehrte.

Nachdem die Deutsche Friedensgesellschaft und der Bund Neues Vaterland abgewürgt waren, gründeten wir am 30. Juli 1916 die Zentralstelle Völkerrecht. Wir wählten den etwas akademisch anmutenden Namen, um nicht von vorn herein die Militärs kopfscheu zu machen.

Vergebens!

Gleich die Veröffentlichung unsres Gründungsaufrufs wurde verboten. Überhaupt betätigte das Oberkommando in den Marken uns gegenüber eine Taktik, die nur als fortgesetzter Abtreibungsversuch bezeichnet werden kann.

In der für Berlin geplanten Gründungsversammlung sollte Ludwig Quidde das Referat halten. Er wurde schleunigst in seiner Eigenschaft als bayrischer Staatsangehöriger aus Berlin und der ganzen Provinz Brandenburg ausgewiesen. Sein zur Verlesung eingesandtes Referat wurde verboten, und zwar mit dem hübschen Zusatz, „daß es auch mit Änderungen nicht genehmigt werden würde“. Verboten wurde außerdem jede Diskussion für die Versammlung, die augenscheinlich vom Oberkommando als eine Art Trappistenkonvent gedacht war. Wiederum verlangte von uns dasselbe Oberkommando, daß wir uns als Verein konstituierten, Satzungen annahmen, einen Vorstand wählten. Wie das ohne ein gewisses Minimum von Diskussion möglich sein sollte, war das Geheimnis des Oberkommandos. Wir baten um seine Lüpfung und erhielten darauf die einzige Antwort, die es geben konnte: keine.

Unter diesen Umständen verzichteten wir auf Berlin und flüchteten nach Frankfurt am Main. Das Oberkommando dort war das einzige, bei dem man wenigstens auf lucida intervalla rechnen konnte. Es genehmigte die Gründungsversammlung als geschlossene Versammlung für Eingeladene, unter polizeilicher und militärischer Überwachung, mit der Bedingung, daß ein Versammlungsbericht nur von der Versammlungsleitung angefertigt und zur Zensur eingereicht werde.

Die Versammlung fand am 3. Dezember 1916 statt. Keiner der anwesenden Behördenvertreter fand Anlaß zum Einschreiten. Der Bericht wurde schon am 4. Dezember der Frankfurter Zensurstelle eingereicht, die ihn als „an sich gar nicht zensurpflichtig“ erklärte, aber auf Befehl von Berlin dorthin sandte.

Von Berlin ist er trotz all unsrer Mahnungen und Beschwerden nie zurückgekommen.

Schon am 25. Januar 1917 wurde der Zentralstelle übrigens in Berlin jede Werbetätigkeit und jede Kundgebung verboten. Womit auch sie lahmgelegt war, ehe sie ihre eigentliche Tätigkeit überhaupt hatte aufnehmen können.

Uns Pazifisten ist manchmal von befreundeter Seite vorgeworfen worden, wir hätten während des Krieges zu wenig getan. Mir scheint, wir haben unter Übernahme nicht ganz unerheblicher persönlicher Risiken getan, was wir tun konnten, ohne illegal zu werden.

Wir haben uns an das bestehende Recht gehalten, auch wenn wir es noch so abscheulich fanden. Den Militärbehörden freilich genügten ihre legalen Befugnisse noch nicht. Sie wurden uns gegenüber zu Rechtsbrechern, ohne daß wir uns dagegen zur Wehr setzen konnten.

Völlig illegal war etwa das an alle pazifistischen Organisationen gerichtete Verlangen, die Mitgliederlisten auszuliefern. Wir mußten ihm trotz seiner Gesetzwidrigkeit stattgeben, weil uns im Falle der Weigerung mit der Auflösung gedroht wurde.

Warum wollten die Militärbehörden unsre Mitglieder kennen lernen? Einen anständigen Grund konnten sie nicht vorbringen. Folglich muß man annehmen, daß entweder die noch Militärpflichtigen an die Front gebracht oder die Beamten diszipliniert oder die Geschäftsleute wirtschaftlich geschädigt werden sollten. In Schweinfurt, zum Beispiel, war die Folge der erzwungenen Adressenauslieferung, daß der Magistrat allen Mitgliedern schriftlich den Austritt nahelegte, widrigenfalls über sie die Briefsperre verhängt werden würde.

Wie jeder einzelne von uns Pazifisten gepiesackt worden ist, dafür will ich ein paar meiner eignen Erlebnisse anführen.

Mein Vortrag in Budapest im Januar 1916 über Ernährungsfragen hatte in den maßgebenden ungarischen Kreisen den lebhaften Wunsch geweckt, mich bald noch einmal zu hören, weil man eine der deutschen ähnliche Organisation für die Lebensmittelversorgung schaffen wollte. Ich bekam eine ganz offizielle Einladung, aber – keinen deutschen Paß! Am 15. Mai 1916 eröffnete mir Minister von Loebell schriftlich:

„Unter den gegenwärtigen Verhältnissen lassen es die Interessen des Reiches erforderlich erscheinen, Reisen nach dem verbündeten und dem neutralen Ausland auf Fälle dringendster Notwendigkeit einzuschränken. Ich sehe mich daher zu meinem Bedauern nicht in der Lage, den Bescheid des hiesigen Polizeipräsidenten, durch welchen der Antrag Ew. Hochwohlgeboren auf Erteilung eines Auslandspasses abgelehnt worden ist, einer Abänderung zu unterziehen.“

Im Herbst 1917 sollte eine wichtige Besprechung von deutschen Pazifisten mit Neutralen in Bern stattfinden. Am 1. November eröffnete mir Unterstaatssekretär von dem Bussche, das Auswärtige Amt sei zwar für die Bewilligung aller Pässe, aber das Militär verweigere sie für Quidde, Schücking und mich, indem es behaupte, wir besäßen zu viel Material von der Front. Meine Hinweise darauf, daß doch die Abgeordneten das meiste Material von der Front bekämen, und daß man trotzdem erst kürzlich die sozialdemokratischen Abgeordneten nach Kopenhagen gelassen habe, rief nur die Feststellung hervor: „Wir denken ja darüber auch anders. Aber die Bedenken des Generalstabs Ihnen gegenüber sind unüberwindlich.“

Daß meine Telephongespräche überwacht wurden, daß die harmlosesten Zeitungen aus der Schweiz an der Grenze zurückgehalten wurden – Hunderte davon habe ich nach dem Kriege nachträglich ausgeliefert erhalten – , daß ich der Briefsperre unterlag und auch meine Familienkorrespondenz von den schmutzigen Fingern der Spione durchwühlt wurde: das sind fast Selbstverständlichkeiten.

Reden durfte ich nur ganz ausnahmsweise. Eine Reihe von Generalkommandos verbot mir ein für alle Mal das Auftreten in ihrem Bereich selbst in geschlossenen Versammlungen. In einigen Bezirken erlaubte man mir das Reden unter der Bedingung, daß ich vorher mein Manuskript zur Zensur einsende (wobei ich mir übrigens, sobald ich mich von der genügenden Dämlichkeit des überwachenden Beamten überzeugt hatte, wesentliche Einschiebsel gestattet habe). In Erfurt wurde, nachdem mir ein Vortrag über „Europa nach dem Kriege“ erlaubt worden war, nachträglich die Bedingung gestellt, daß das Wort Friede in der Bezeichnung der Versammlung fehle. Die Einladungen waren schon gesetzt. Die Überschrift sah nach Erfüllung der Bedingung so aus:

„Öffentliche   versammlung.“

Am 13. Mai 1917 hatte Licentiat Mumm, der jetzige deutschnationale Abgeordnete, mit Professor Seeberg im Zirkus Busch eine große Versammlung für Annexionen abgehalten. Unter Berufung darauf meldete ich für den Zirkus Schumann auf den 24. Juni eine Versammlung an, in der Quidde „Was erwarten wir vom Frieden?“ und Eduard Bernstein: „Was erwarten wir von Stockholm?“ behandeln sollten. Das Polizeipräsidium antwortete mir am 15. Juni, es sei vom Oberkommando in den Marken angewiesen, mir die Genehmigung zu versagen, da öffentliche Versammlungen politischer Parteien oder diesen gleich zu achtender Vereinigungen verboten seien.

Ich war zwar weder eine politische Partei noch eine dieser gleich zu achtende Vereinigung, ich war nur genau das Selbe wie Licentiat Mumm, nämlich ein Privatmann. Aber das half mir nichts. Was Mumm für Annexionen tat, durfte ich nicht dagegen tun.

Das war ja überhaupt so aufreizend, daß ständig mit zweierlei Maß gemessen wurde. Die Alldeutschen konnten die hetzerischsten Broschüren selbst an der Front verbreiten, konnten uns mit den verlogensten Angriffen überschütten, konnten die Regierungspolitik in jeder Weise durchkreuzen. Wir, die Quidde, Schücking, Wehberg, L. G. Heymann und die Andern, durften uns nicht zur Wehr setzen, durften die Regierungspolitik nicht vertreten, wo sie uns richtig schien, durften nicht die Stimme der Vernunft erschallen lassen, die allein Deutschland im Ausland hätte nützen können.

Wir waren nicht nur machtlos: wir waren auch rechtlos.
Mein alter Freund Theodor Barth pflegte zu sagen: Unrecht tun sei schlimm, Unrecht dulden sei schlimmer. Nun, wir mußten wehrlos jegliches Unrecht dulden. Die Herren Militärs gestatteten keinem Deutschen, den von ihnen in den Abgrund kutschierten Karren aufzuhalten.

Der kalte Putsch von * * *

Der Putsch, den die „Vaterländischen“ gegen Locarno planten, scheint ins Wasser gefallen. Die scharfe Abwehr des Reichsbanners, die stille, aber energische Tätigkeit der Behörden und die unbesonnenen Ruhmreden der Umstürzler haben wohl dazu veranlaßt, wieder einmal zu verschieben. Damit ist die Augenblicksgefahr beseitigt, aber...

aber 1. liegt ihnen wenig an Locarno, 2. erlaubt ihnen ihre politische Unfähigkeit jede Dummheit, 3. ist noch nicht aller Tage Abend. Es wäre verhängnisvoll töricht, wollte man an den ehrlichen Aufbauwillen der Hakenkreuzler glauben. Solange noch ein Gewehr, noch eine Pistole in den Fäusten der Femebrüder liegt; solange die Reichswehr ihre Waffen auf dem platten Lande lagern kann; solange die preußische Schutzpolizei mit 85 % vaterländischer Offiziere die Republik zu schützen vorgibt: so lange ist Deutschlands innerer Friede bedroht; der ja durch den paktierten Europafrieden nicht mitversichert ist.

Wir stehen in einer Wirtschaftskrise, die das Maß der Inflationszeit überschreitet. Damals verdienten die Arbeiter wenigstens etwas: heute schließen sich die Fabriktore, und ein kalter Hungerwinter wird endlos lang werden. Damals waren dem Deutschen die Hungerjahre des Weltkrieges noch in guter Erinnerung, sodaß er mit den spärlichen Brocken der Nachkriegszeit zufrieden war. Heute unterscheidet sich – auf dem Lebensmittelmarkt – unsre Lebensweise in nichts mehr von der Vorkriegszeit: nur fehlt den Meisten das Geld, einen Standard aufrechtzuerhalten, wie er ihnen nach der langjährigen Entbehrung Bedürfnis geworden war. Das Alles eröffnet die Aussicht auf Hungerkrawalle. Polizei und Reichswehr sind auf diese Unruhen, die für die ersten Monate des nächsten Jahres erwartet werden, vorbereitet. Es ist an sich lobenswert, daß man höhern Ortes entschlossen ist, das Eigentum deutscher Staatsbürger zu schützen. Aber... Die Vaterländischen werden in diesen Krawallen „bolschewistische Umsturzversuche“ sehen und nicht gegen die hungernden Arbeiter, sondern gegen die „losschlagenden Kommunisten“ losgehen, um sich so das Sprungbrett zur Erreichung ihrer dunkeln Ziele zu schaffen.

Damit ist Deutschland auf Grund des Artikels 48 der Reichsverfassung wieder einmal der Willkür der deutschen Soldateska ausgeliefert. Nicht einen Augenblick wird der General Seeckt zögern, den militärischen Ausnahmezustand zu erwirken, um die Reichswehr und die Schutzpolizei marschieren zu lassen. Und dann kann das Reichsbanner nicht anders, als dem Kurse seiner Politik entsprechend mit der Reichswehr gegen „Proleten“ und „Vaterländische“ zu stürmen. Und was wird dieser Ausnahmezustand in seinen Wirkungen sein? Ein Schlag gegen die Republik und die Republikaner. Noch niemals hat sich in Deutschland eine Epoche „legaler“ Militärdiktatur als „Schutz der Republik“ erwiesen; immer sind die entschiedensten Republikaner und die hervortretenden Linkspolitiker die Opfer geworden; immer ist einer solchen Zeit der berühmte „Ruck nach Rechts“ gefolgt.

Inwieweit die Aufhebung der bestehenden Gesetze den Gebräuchen andrer demokratisch regierter Länder entgegenläuft, hat Senatspräsident Freymuth schon 1923 in einer Denkschrift ausgesprochen, die folgende Forderungen erhoben hat:

1. Beseitigung oder mindestens allerstärkste Einschränkung der Befugnisse der Länder zur Erklärung des Ausnahmezustandes;

2. scharfe Umgrenzung der Befugnisse des Reichspräsidenten unter starker Erhöhung der Sicherheiten für den Einzelnen sowie für Verbände (Vereine) und Versammlungen;

3. gesetzliches Verbot der Übertragung der vollziehenden Gewalt an die Militärbehörde.

Damals hat man in den Räumen der Ministerien geschwiegen. Vielleicht erinnert man sich heute daran, ehe der kalte Schlag den Nacken der Republik bricht.

Die Armee der Rechten hat auf ihrem Vormarsch manchen groben Fehler gemacht, manches liebe Mal haben selbst Behörden die Gefühle und Ansichten der wirklichen Republikaner verletzt und verhöhnt, und der Minister, dessen Ressort am meisten geeignet ist, den Glauben an die Staatsform zu erhalten, hat am lautesten gejohlt. Das mußte schließlich dazu führen, daß Dinge publiziert wurden, die den Behörden keinerlei Freude bereiteten, zumal sie so schuldig und schuldbewußt waren, daß sie wohl oder übel weiter lügen und vertuschen, daß sie, zum Beispiel, bei Femeprozessen die Öffentlichkeit ständig ausschließen und in Fällen wie dem Fall Sixt v. Armin halbe Dementis erlassen mußten.

Im Ausnahmezustand ist das anders. Mit einem Federzug bringt man oppositionelle Zeitungen und Druckschriften zum Schweigen; mit einem Federzug verhängt man über entschiedene Republikaner Gefängnis; mit einem Federzug befreit man sich von allen begründeten Verdächtigungen. Der Ausnahmezustand muß also an gewissen Stellen sehnsüchtig erwartet werden. In ihm allein liegt das Heil der kalten Reaktion, die den Militärstaat Deutschland ersehnt und Alle, die im Geiste von Locarno arbeiten, unschädlich zu machen gedenkt. Nach außen halten sie den Frieden Europas: nach innen kennen sie keinen Frieden, wollen sie Krieg, Diktatur und „nationale Ehre".

Es gibt nur zwei Mittel, die drohende Gefahr abzuwenden.

Das erste ist eine schleunige, umfassende Revision der Ausnahmebestimmungen. Eine Revision, wie sie von Arnold Freymuth in seiner Denkschrift gefordert wird. Dann heißt die Parole nicht: An die Gewehre!, sondern: Zerbrecht die Gewehre, die auf Deutsche schießen wollen!

Das zweite Mittel ist: Abstinenz der Sozialdemokratie von der Kabinettsbildung. Zusage einer Unterstützung der neuen Regierung nur unter ganz bestimmten, festumrissenen Sicherungen auf wirtschaftlichem, sozialpolitischem und innenpolitischem Gebiet. Und Ersetzung Otto Geßlers durch einen wirklich zuverlässigen Republikaner, der das platte Land entwaffnet und alle „Wehrbünde" verbietet.

Nikolai Lesskow von Leo Greiner

Nikolai Lesskow, der große russische Erzähler, ist in Deutschland wenig bekannt. Ich nenne ihn groß: nicht um ihn von vorn herein in einen Rang zu stellen, der für die Veränderlichkeit und die Täuschungen auch der Größe keinen Raum mehr übrig ließe, sondern nm Nikolai Lesskow den Manchen, die vielleicht nicht einmal seinen Namen kennen, in einer Wertreihe zu zeigen, die dem Gewicht dieses enzyklopädischen Dichters entspricht, dem materiellen Urteil aber nicht mehr vorwegnimmt als die Bedeutung der Erscheinung in ihrem allgemeinsten Umriß. Lesskow gehört historisch, und nicht nur historisch, zu den mächtigen epischen Bildnern Rußlands von Puschkin bis Tolstoi, ohne daß wir ihm zu nahe träten, wenn wir auch weit Geringere als diese mit ihm zusammen nennen. Aber er geht in Vielem immerhin eine so andre Straße, daß wir nur eben diese Zugehörigkeit festzustellen vermögen, jedoch wenn wir auf diesem Wege fortschreiten, um auch deren besondere Qualifikation und Bestimmtheit ausfindig zu machen, sehr bald in eine uns bisnoch noch fremde Richtung abgetrieben werden. Freilich, Lesskow ist Russe, sein einziges Thema Rußland, seine psychologische und gedankliche Haltung darnach vorbestimmt, seine Liebe zum russischen Menschen von dieser zugleich weichen und mächtigen Art und voll dieser Zärtlichkeit, welche der um die Dämonen Wissende dem unwissend Gepeinigten entgegenbringt, seine Arbeit Mitarbeit an der Legende des russischen Daseins. Aber er ist Sitten- und Menschenschilderer, die jene uns umso viel vertrauternEpendichter Rußlands nur sind, wenn man sie aus der Perspektive einer einzelnen und keineswegs ihrer wichtigsten Beziehung ansieht. Wenn aber bei diesen die tragischen russischen Generationen oder der russische Mensch als Funktionäre einer ethnischen Ideologie erscheinen und ein Gleichnis abgeben für die Lebenden, die sich in ihnen wiederfinden sollen, sei es, um sich am Bewußtsein ihrer selbst ohne Abfall von sich selbst zu erneuern, sei es, um aus ihnen die Schrecken und die dämonische Bestimmung Rußlands zu erfahren, fehlt bei Lesskow dieser Zug zur moralischen und religiösen Totalität und die aktive Inangriffnahme des russischen Schicksals als eines Ganzen. Lesskow gehört zu den Dichtern, die im Bette, nicht auf der Flucht sterben, er trennt Rußland ab von der brennenden Aktualität seiner Schmerzen, und indem es sich ihm auf die Art einer nur ihm gehörigen Wahrheit langsam und in Stücken aufbaut, erscheint es vor uns nicht im getürmten Gleichnis, sondern – und hier setzt das Gegenteilige schon halbwegs kategorisch ein – im reihenden Bilde.

Es gibt zwei Arten dichterischer Vollständigkeit: die eine, welche die vertikale, und eine andre, welche die horizontale genannt werden könnte. Jene führt den Schnitt senkrecht durch die über einander gelagerten Schichten des Stoffes, ihr Maß ist die Höhe und die Tiefe, ihr geheiligter Bezirk die unbewohnten Gipfel, deren Strahl noch das Mittelmäßige und Gemeine so erleuchtet, daß es dem Dämon verwandt wird und die Glorie

des Ungemeinen ums Haupt trägt. Während diese den Stoff aus seinen einzelnen Beziehungen zu erfassen sucht, nach Länge und Breite mißt, ihr Reich über den besiedelten Ebenen errichtet, auf denen wirkendes und leidendes Volk bei einander wohnt. Das Kleine bleibt klein, das Große groß, der Dichter entzündet nicht Schicksal, er sammelt es, Dämonie und Enzyklopädie, zwei Wegzeichen, stehen hier einander gegenüber, und dieses ist der Grund, weshalb Nikolai Lesskow ein enzyklopädischer Dichter genannt werden durfte. In der Tat nimmt er es auf sich, dieses Rußland nach allen Richtungen seines Himmels abzugehen, bald da, bald dort im weiten Umkreis anzufassen, und es gibt kaum einen Bezirk, in welchem er verweilte, wo nicht die Kraft seines erweckenden Talentes das Bedeutsame und symbolisch Denkwürdige zu finden vermocht hätte. Freilich, er hat es durchaus nur mit einem vorhandenen, mit keinem vorgestellten oder wünschbaren Rußland zu tun – es wäre denn mit einem, das in der Vergangenheit liegt – , er ist der formende Chronist des russischen Daseins, der, wäre er nicht dieser große Dichter, sein Geschichtsschreiber und der Archivar seiner Schicksale sein könnte. Damit erweitert (und verengt) er das Schrifttum seines Volkes, wie dieses uns bekannt geworden ist, nach zwei einander entgegengesetzten Seiten, indem er dem russischen Gegenstand und der russischen psychologischen Haltung ein rationales Prinzip, das der Teilung und Ordnung, der Behandlung und Verarbeitung, und einen fest umschriebenen, vorwiegend historisch bestimmten Konservativismus zu Grunde legt; dieser wird jedoch gleichzeitig Ursache, daß Lesskow, nur in der Praxis des öffentlichen Lebens ein duldsamer Freund der Aufklärung, in Recht und Sitte ein strenggläubiger, altrussischer Patriot, beinahe als Stockrusse erscheint. Indem das übergeordnete geistig-dämonische Element mit seiner grenzensprengenden Kraft fehlt, verharrt die Darstellung gern in der Umschränkung, die ihr durch den Stoff gezogen ist, und endet, in die Breite abgegangen, schroff und trocken dort, wo auch Rußland zu Ende ist. Nicht zum mindesten dieser Umstand dürfte bewirkt haben. daß Lesskow sich bei uns bisher nicht durchgesetzt hat. Denn sein Erzählungswerk ergibt für uns die ideelle Summe nicht ganz, welche aus dem Hintereinander so vieler erzählerischer Gipfelleistungen zu errechnen wäre. Ich nenne nur einige: ‚Die Dame und das Frauenzimmer‘, ‚Das Tal der Tränen‘, ‚Die alten Zeiten von Plodomassovo‘, die Legende vom ‚Gaukler Pamphalon‘, Werke, jegliches für sich unübertrefflich, von einer Endgültigkeit der Fassung und Zeichnung, die sie den Hervorbringungen der ganz großen Meister der Erzählungskunst gleichwertig macht (was nicht eben viel weniger, aber um eine Nuance nicht das Selbe ist, als wenn wir sagen wollten, sie seien ihnen auch gleichwertig).

Lesskow, bemerkte ich, hat keine Aktivität zum Ganzen. Es bildet nur eine damit korrespondierende Erscheinung, wenn in ihm sich bei metaphysischer Beruhigtheit umso kräftiger eine Aktivität in der Richtung des Einzelnen entwickelt, die nicht, wie es in dem entgegengesetzten Falle geschähe, aus dem meta-

physischen Zwang, sondern dem realistischen, halb zufälligen, halb willentlichen Anlaß entsteht. Lesskow liebt es, seine Geschichten an ein moralisches Diskussionsthema, das irgendwo aufgeworfen wurde, anzuknüpfen, er empfindet Rußland gern in der Debatte und ethischen Vorhaltung, die auf der Strenge seiner altrussischen Rechtlichkeit und seines moralischen Historizismus beruht. Wir finden im dritten Bande seiner Gesammelten Werke — -die deutsch in mustergültigen Übersetzungen von Johannes von Günther, Erich Müller, Henry von Heiseler bei C. H. Beck in München erschienen sind — ein großartiges Kompendium der russischen Heiligenlegende (die byzantinische Geschichte vom Weltheiligen Pamphalon, dem Gaukler in Damaskus, wurde danach bearbeitet). Diese ausführliche Niederschrift verdankt ihre Entstehung dem von Lesskow beabsichtigten Nachweis, daß die russische Frau nicht, wie Einige zu behaupten wagten, von den Altvordern für die Verderberin des Mannes gehalten worden sei. Die tiefe und unverbrüchliche Erzählung von der Magd und Wäscherin Prascha führt sich ein als ein Beitrag zu der Erörterung des Themas: Die gebildete und die ungebildete Frau als Lebensgefährtin eines Literaten. Gewiß ist hier Anlaß nur Vorwand zu einem Anlaß, dennoch ist er bestimmt — denn sonst wäre er erst gar nicht da — , das Gefühlserlebnis zu formen, und setzt das Werk sogleich in seine Richtung ein: indem er eine persönliche Erinnerung des Verfassers wieder aufweckt, nämlich eben jene an die herrliche, einst wirklich gewesene Prascha, schreitet er dann als eine halb selbstbiographische Mitteilung in ihr fort.

Damit ergibt sich eine charakteristische Komponente aus Anlaß und Gedächtnis, und in der Tat ist es diese, welche Lesskows fast ganzes Erzählungswerk seelisch und werkhaft bestimmt; seelisch, indem wir immer wieder ein Vergangenes und Vollendetes mit dem eben Gegenwärtigen, zumindest aber Zufälligen und keine Vollendung Versprechenden im Zusammenhang oder Wettstreit auftreten sehen; werkhaft, indem sie formend auf Lesskows Darstellungsstil einwirkt und ihm zwingend diejenige epische Form anbietet, die er auch durchwegs benutzt hat. Lesskow schreibt weder Romane noch Novellen, sondern Erzählungen. Denn nur diese gewährleisten ihm als Form eine genügende Bindung und Freiheit, um dem novellistischen Moment des Anlasses und dem Drang des Gedächtnisses nach epischerer Breite und Vielfalt in einem genugzutun. Ist Lesskow also reiner Erzähler, in diesem ausschließenden und kategorischen Sinne, so wird es zuletzt des Anlasses als eines äußern Anstoßes gar nicht mehr bedürfen, und er mag sich dann ebensogut als eine Gesinnung, als ein beliebiger Antrieb von innen her dokumentieren und vermöge seiner tiefern Begründung das Gedächtnis über die Erinnerung an bloß persönlich Erlebtes hinaustreiben, bis es schließlich sich zu jenem allgemeinern historischen und religiösen Traditionalismus Lesskows erweitert, der Persönliches und Überpersönliches gleichermaßen umfaßt. So entsteht ‚Das Kadettenkloster‘ zum Lobe freimütiger und menschlich vorbildlicher Erziehung in einer militärischen Ausbildungsan-

stalt im „dumpfen“ Zeitalter des Kaisers Paul, so die gewaltige Figur der Herrin auf Plodomassowo nicht zum mindesten auch zum Preise der Rechtlichkeit und Größe der Vorfahren, der ‚Gaukler‘ nicht allein, damit die orthodoxe Legende sichtbar, sondern auch, damit sie als ein überkommenes Beispiel aufgestellt sei, das ‚Tal der Tränen‘, worin die Geschichte eines Hungerjahrs bei den Bauern von Orjol, Mzensk und Maloarchangelsk aus Lesskows Kindheitstagen mit grausiger Konsequenz erzählt wird, aus der zweifachen Schwermut des Einst und der in ihm aufbewahrten Unentrinnbarkeit, mit der jede künftige Mißernte die furchtbaren Leiden des armen Volkes erneuern wird. Lesskow erinnert sich, oder er will erinnern. Beides erzeugt die gleiche Melodie von Rückruf und Wiederkunft, das Leben im Werk, einst wirklich gelebt, ist ein zweites Leben und der Tod in ihm ein zweiter Tod. Noch umgibt Lesskows Gestalten der erste, den sie einst gestorben sind, wenn sie nun, erweckt und unverwechselbar gegenwärtig, uns vorüberschreiten, und selten nur entläßt das Dunkel sie ganz, aus dem sie zum andern Male antreten. Geist und Auge sehen ihre Gegenwart, das Ohr hört sie als vergangen. Wie eine elegische oder heroische Musik weht es um sie her, zu deren Klang sie sich im Raume ihrer Schicksale bewegen.

Doktor Dolittle von Robert Breuer

„Aber ich habe Tiere viel lieber als feine Herrschaften“, sagte Doktor Dolittle, während eine Patientin davonlief, weil sie sich auf einen Igel gesetzt hatte, der das Sofa zu einem Nachmittagsschläfchen benutzte. Mit dieser Dame verlor Doktor Dolittle seine letzte Kundin, und bald mußte er, um zu Gelde zu kommen, sein Klavier verkaufen, was ihm hauptsächlich darum Sorge machte, weil er nicht gleich wußte, wohin mit den Mäusen, die sich in diesem Klavier gütlich taten; er übersiedelte sie schließlich in die Schublade seines Schreibtisches, obgleich es dort etwas zog.

Eines Tages begann Doktor Johann Dolittle aus Puddleby auf der Marsch einzusehen, daß es sich eigentlich nicht verlohne, Menschendoktor zu bleiben, und daß es gewiß viel schöner wäre, Tierdoktor zu sein, schon darum, weil dies auch viel schwerer sei. Er hatte bald eine große Praxis; Pferde, Kühe, Hunde, Feldmäuse, Wassermäuse, Dachse, Fledermäuse kamen zu ihm. Er war viel klüger als alle Tierärzte von Puddleby, die er weit hinter sich zurückließ, weil er als Einziger die Tiersprache, und zwar die Sprachen all der verschiedenen Tiere, die der Affen und die der Krokodile, die der Ratten und die der Papageien sprechen konnte. Selbstverständlich war er für alle Tierdoktoren eine große Konkurrenz; es kann außerdem kein Wunder genannt werden, daß Doktor Dolittle bald im .ganzen Tierreich berühmt wurde, und daß die dankbaren Rekonvaleszenten und gar die Geheilten seinen Ruf bis an die Grenzen der

Welt ausbreiteten. So erklärt sich, daß an einem gemütlichen Abend, da Doktor Dolittle mit seinen Lieblingstieren am Kamin saß, mit Jip dem Hund, Göb-Göb dem Ferkel, Polynesia dem Papagei, Tuh-Tuh der Eule, Dab-Dab der Ente und dem Krokodil, das er von Zahnschmerzen befreit hatte – daß da der Affe Tschi-Tschi aufgeregt ins Zimmer stürzte und dem Doktor zurief, er müsse sofort nach Afrika fahren, weil dort unter seinen, Tschi-Tschis Vettern eine Seuche ausgebrochen sei, die Niemand sonst heilen könne als eben Doktor Dolittle.

Diese Geschichte vom ‚Doktor Dolittle und seinen Tieren', von dem Engländer H. Lofting mit dem glorreichen Phlegma des Anglers erzählt, bei Williams & Co. (in Charlottenburg, Königsweg 33) verlegt, obendrein mit lustigen Bildchen, die der Verfasser zeichnete, geschmückt – diese Geschichte läßt uns einen ebenso erstaunten wie vergnügten Blick tun in eine vollkommene, höchst gottgegebene Symbiose von Mensch und Tier. Beide Gattungen werden eins. Tier und Mensch leben wie Kameraden, sie leiden mit einander, sie helfen sich; bald ist der Mensch, bald ist das Tier klüger oder stärker, Geber oder Empfänger, Gast oder Wirt. Dabei bleibt beinahe unklar, ob der Mensch mehr die Gewohnheiten der Tiere annimmt, oder ob die Tiere sich vermenschlichen. Ein ganz klein wenig, das läßt sich nicht verkennen, behält der Mensch noch etwas von seiner Erhabenheit, bleibt er Zentrum der Schöpfung; aber wenn solches eben geschehen, so ist im nächsten Augenblick der gute Doktor Dolittle wieder ganz Weg- und Kampfgenosse, Freund und Bruder von Tschi-Tschi, Dab-Dab, Göb-Göb und Polynesia. Dem Buch mangelt alles Lehrhafte und alle falsche Symbolik: die Löwen sind nicht Könige, die Elstern nicht Diebe und die Papageien keine Schwatzweiber. Die Tiere erscheinen auch nicht als Menschen verkleidet, und Das, was sie sprechen und tun, könnte sehr gut einem Hund oder einem Affen zugemutet werden, wenn man nur eben deren Seele und Sprache besser kennte. Warum soll nicht ein Papagei, der fast zweihundert Jahre alt ist, weiser sein als ein Mensch von fünfzig Jahren, und warum soll ein Hund, der mit seiner Nase durch Mauern sieht, oder wie Jip auf viele Meilen Entfernung riecht: „Ziegelsteine, alte gelbe Ziegeln, die vor Alter in einer Gartenmauer zerbröckeln; junge Kühe, die in einem Gebirgsbach stehen; das Bleidach eines Taubenschlages – oder vielleicht eines Kornbodens – mit daraufliegender Mittagssonne; schwarze Glacéhandschuhe in einer Schreibtischschublade aus Walnußholz; eine staubige Straße mit Trögen unter Platanen zum Pferdetränken; kleine Pilze, die durch verfaultes Laub hindurchbrechen..."

– warum sollte solch ein Hellseher und Wahrheitsriecher den Menschen, der sich von ihm führen läßt, nicht bemitleiden? Es war wohl Schopenhauer, der seinen Pudel strafen wollte, wenn er ihn Mensch anriefe. Wer kann wissen, welche Bilder und Regungen, um nicht zu sagen: Erinnerungen und Gedanken durch eines Tigers Hirn streichen, während er hinter dem Gitter auf die gaffende Menge blickt. Für Doktor Dolittle freilich sind dies alles keine Probleme; er lebt mit seinen Tieren in naiver Gemeinsamkeit und wird grade darum der Freund aller Kinder

werden, die ja auch, wenn sie nicht durch die Torheit der Erwachsenen verbildet sind, Katzen und Spatzen für Verwandte und Spielgefährten nehmen.

Das Buch des Doktor Dolittle ist auch sonst für große und kleine Kinder das Rechte. Es geschieht darin Alles, was überhaupt geschehen kann. Wie auf einem lustigen Karussell rollt und jagt man durch Abenteuer zu Wasser, zu Lande und in den Lüften. Man fährt über das Meer, gerät in einen Sturm, strandet in Afrika, wird von einem Negerkönig gefangen, flüchtet durch den Urwald, gerät an einen Abgrund, den man auf einer Brücke aus lebenden Affen überquert, und läuft so hinein ins große Affenweltreich. Man verkehrt mit Löwen und Leoparden, bekommt als unvergeßlicher Medizinmann, der die große Seuche fortgeimpft hat, sein Affendenkmal, reist wieder durch das feindliche Niggerreich, wird zum zweiten Male gefangen und befreit, fährt heimwärts, wird von Piraten verfolgt, von Schwalben, die das Schiff ins Schlepptau nehmen, gerettet, findet dann noch Bundesgenossen in Ratten, Haien und Adlern und kommt schließlich nach Haus, um mit einem Wundertier, dem Stoß-mich-Ziehdich, dem einzigen Tier mit zwei Köpfen und keinem Schwanz, das die Affen als seltenen Lohn geschenkt haben, von Stadt zu Stadt zu ziehen und Geld für das fernere Familienleben der Dolittles zu erwerben. Hallo: mehr an kuriosen Abenteuern läßt sich kaum verlangen. Dazwischen gibt es noch allerlei Weltklugheit, wie sie Doktor Dolittle zu seinen Tieren und zu sich selbst spricht: „Geld ist eine Last. Es würde uns Allen viel besser gehen, wenn es niemals erfunden worden wäre.“ Oder: „Heb nicht deinen Fuß, bevor du über den Zaun klettern mußt.“ Oder: „Löwen geraten nie in Not – sie bereiten nur Not.“

Lofting hat erzählt, wie sein Buch entstanden ist. Draußen während des großen Krieges, an der Front, sah er Menschen und Tiere leiden und sterben, sah zugleich, daß die Tiere, wenn sie verwundet waren, kaum gepflegt wurden, daß sie verreckten, und daß man sie verscharrte, wie eben Kadaver verscharrt werden. Von solcher Ungerechtigkeit betroffen hat Lofting sein Herz ganz der unschuldigen Kreatur zugewandt und das Buch von Doktor Dolittle, dem Freund der Tiere, das Buch von den Tieren, den Genossen des Menschen, geschrieben. Indessen, Lofting hat gewiß nicht erst auf den Schlachtfeldern die Tiere kennen und lieben gelernt; er wird ihnen von jeher in das Gesicht und in die Seele gesehen haben. Nur wer im Wedeln eines Hundeschwanzes oder im Stellen der Pferdeohren den Rhythmus von Lust und Schmerz, den Ausdruck für Wollen und Abwehr, für Sehnsucht und Bekenntnis, kurz: die Sprache der Tiere zu erfühlen vermag, kann so unbefangen wie Lofting Tier und Mensch in einer phantastischen, aber doch ganz natürlichen, in einer zwar mit Abenteuern angefüllten, aber doch schönern und mildern Welt einander gesellen. Und da von solcher Welt die Kinder träumen, werden eben Lofting, sein Doktor Dolittle und dessen Tiere auch schnell der Kinder beste Kameraden sein.

Bohnen

Wenn Friedrich Mitterwurzer über die herrlichste Stimme und die vollendetste Gesangskunst verfügt hätte, oder wenn das Phaenomen Battistini auch noch ein großartiger Menschendarsteller wäre: dann hätt’ es schon vor und seit Jahrzehnten die Erscheinung gegeben, die nun Michael Bohnen heißt. Du bist Richard Wagnern abtrünnig geworden? Sieh Bohnens König Marke, und ‚Tristan und Isolde‘ wird dir wieder ein heiliger Besitz, diesmal aber für immer werden. Es lohnt, die ganze ‚Götterdämmerung‘ zu hören, um die Szene des Schlußakts zu erleben, wo der kauernde Alberich hochfragt: „Schläfst du, Hagen, mein Sohn?“ Bohnen sitzt da, ein Monument, dessen Augensterne durch die geschlossenen Lider derart elektrisieren, daß von keiner wachen Gestalt ungeheurere Wirkung ausgehen kann als von dieser schlafenden. Amonasro stürmt auf die Bühne, und sie scheint in Flammen zu stehen von der Glut Aethiopiens, dank einem Temperament, das Verdi congenial ist.

Carmen. Die Russen haben diese Hofopernchoristen, so vollendet sie singen, für uns unmöglich gemacht. Sie wie die süße Micaëla und die Balletts. Als ich ein Kind war, vor fünfunddreißig Jahren, war eine Prima Ballerina bei Hochberg: Fräulein Lucia. Wenn Schillings seinen dritten oder sechsten Nachfolger kriegt: sie werd’ ich gerührt meinen Enkeln noch zeigen. Nachdem sie sich ausgetanzt hat, kommt Escamillo. Bohnens Torerolied ist zwar auch ein Gesangsstück, und was für eins, aber nicht vorn an der Rampe gebracht, sondern aus der dramatischen Situation entspringend und so packend auf- und ausgebaut, daß man sich statt der zwei Strophen zwanzig wünschte. Bei diesen physischen Mitteln können freilich die artistischen Mittel die feinsten sein. Solch ein Riese an Gesichtsflächen, Gliedmaßen, Kehlkopf und Brustkasten braucht sich ja doch kaum zu rühren, um ein überfülltes Opernhaus von unten bis unters Dach zu bezaubern und zu verzaubern.

Die verkaufte Braut. Aus dieser Musik muß, wer Böhmen niemals gesehen hat, es kennen und lieben lernen. Daß seine anbetungswürdigste Tochter: Emmy Destinn nicht noch ein Weilchen Marie geblieben ist! Sie und Bohnen zusammen! Die schwermütige Lyrik eines Menschenschlags neben der übermütigsten Drastik, die Bohnen trotz Smetanas Spannweite mühelos über ihn hinaus führt, nämlich aus einem Kerl wie von Rabelais sprühen, spritzen, quellen, triefen und jauchzen läßt. Dabei diese hauchhaft durchscheinende Leichtigkeit. Daß ein Elefant Schmetterlingsflügel hat, kommt nicht vor. Naturwunder sind dem Gebiet der Kunst vorbehalten. Das Dukatenlied... Die Leute schrien, trampelten, rasten. Also sang Bohnen es abermals und zum dritten Mal, sang es immer anders, immer lustiger, immer spitzbübischer und zugleich immer schöner, mit einer ansteckenden, einer überwältigenden Freude an der eignen Maëstria, die Wiederholungen, die in Deutschland eigentlich nicht Sitte sind, musikdramatisch zu begründen.

Ach, mein eingetrocknetes Theaterherz ist an diesen beiden Abenden aufgeblüht, wie ichs nicht mehr für möglich gehalten hätte. Einer davon wiegt den einen halben Berliner Theaterwinter auf, der andre wahrscheinlich den andern. Dieser Michael Bohnen ist ein neuer Beweis für die alte Wahrheit: daß der Deutsche, wenn er einmal ein universales Bühnengenie ist, auf der ganzen Welt seinesgleichen nicht hat. Ist Schaljapin, war Caruso bei Wagner zu denken? Bohnen aber singt und spielt seine deutschen Meister mit derselben grandiosen Vollkommenheit wie die italienischen und die tschechischen, wie die russischen und die französischen. Er ist Baßbuffo und Heldenbariton. Er phrasiert wie ein Belcantist und wäre für Wagner die Verkörperung aller seiner Theorien, Ideale und Träume gewesen. Er ist eine Elementarkraft und mehr als das. Er verdankt seine Einzigkeit der unheimlichsten Vereinigung von Theaterblut und Kunstverstand, von Vollsaftigkeit und geistiger Diszipliniertheit, von Besessenheit und Souveränität über sie und sein Metier und die ganze Zwitterform der Oper. Er füllt, er überflutet die Bühne mit Musik. Wenn der Vorhang gefallen ist, hört man ihn hinten weitersingen. Wir singen noch tagelang weiter. Und sind glücklich und dankbar und kampfbereit und jedem Ungemach gewachsen.

Bassermann und Shaw von Alfred Polgar

Bassermanns Mephisto ist ein barocker Teufel, überladen mit derben und geistreichen Humoren, des feuchten Tones nimmer satt. Eine Figur recht aus dem Puppenspiel, stark und bunt, von Erdenluft zum Platzen aufgeblasen, im sinnlichen Bezirk daheim, doch jederzeit bereit, ins Abstrakte abzufahren. Ein Teufel, der sich im Leibe hat. Seine Gebärden und Mienen sind so expressiv, daß er zur Not ohne Text bestehen könnte. Und in seinem Wort gespenstern, zu Klang verwandelt, so viel Geste und Grimasse, daß – es ist ein Wunder, glaubet nur – das Ohr diesen Mephisto sehen kann. Also ein kinoreifer, ein radioreifer Mephisto. Ein Sanguiniker des Bösen, der seine närrische Freude daran hat, der fast nicht genug Finsteres aufbringt, um das Strahlende seines Zynismus zu schwärzen, ein Teufelskerl von Teufel, sprühend von Temperament, Laune und Theater. Dem Zuschauer geht es mit ihm wie der Frau Marthe Schwerdtlein. Vom Witz und Charme der Erscheinung betört, spürt er nichts von ihrem Unheimlichen. Und geht dem hinreißenden Komödianten beglückt auf den Leim.

*

Shaws ‚Pygmalion‘ am Wiener Raimund-Theater, in einer Aufführung, die alles Papier der Komödie erbarmungslos offenbarte. Die Figuren des Spiels, von den Darstellern knapp mit dem Notwendigsten, mit einem Pflichtteil an Gestaltung bedacht, verrieten sich als Unlebewesen, ausgestopft mit Wort und Witz. Keiner ist zu glauben, daß sie atme, denke, fühle. Auch die Schauspieler glaubten das nicht und handelten danach. Nicht eine Sekunde fiel Herr Lessen auf die Fiktion

hinein, daß er ein sprachgelehrter englischer Oberst sei, oder ließ Herr Schmieder sich den Mistbauer aufschwatzen, dem eine plötzliche 3000-Pfund-Rente auf den Kopf fällt, oder gab Frau Konstantin der Eliza die Wurzen ab, diesem blutleeren Geschöpf, das, zu verdecken wie konstruiert es sei, seiner Darstellerin gern einen großen Posten Humor, Frische, Naivität und anmutige Derbheit herauslocken möchte, oder tat Herrn Rosenthals, des Regisseurs, Bühne so, als glaube sie wirklich, sie stelle englisches Heim vor, und was sich auf ihr täte, sei Gesellschaft und Konversation, oder meinte Herr Edthofer es ernst mit der Verstellung als Professor, der Straßenmädchen ins Haus nimmt, um sie sprachlich höher zu züchten. Teils drastisch, teils wurschtig-fidel, so kam er über die Verlegenheiten hinweg, die ihm die Rolle schuf.

Guter Mond! von René Schickele

Vom Gebirg wandert der Hochwald herunter. Hinter dem Haus macht er Halt und steht in grader Linie: Eichen, Lärchen, Buchen und ein paar Edelkastanien, die in ihrer Üppigkeit wie gedrungene Eichen wirken – lauter alte Kerle, wie sie anderswo auf einem Platz, den man eigens ihretwegen gerodet, als Schaustücke gezeigt würden. Wir könnten ganze Fürstengeschlechter, Generationen von Dichtern mit Gedächtnis- und Weihebäumen freihalten. An dieser Waldseite hängt von morgens bis abends alles Licht des Himmels.

Durch den Wald kommt der Tag marschiert, er braucht lange, bis er bei uns anlangt, denn der Wald ist groß, man müßte gewiß zwei Wochen dransetzen, um ihn zu durchqueren. Dafür verweilt er dann an der Waldseite wie vor seinem Spiegel bis zum Abend, wo er zum Abschiedsruf, der die Erde überglutet, die Brust aufreißt und Flammenarme öffnet. Wir aber, hinterm Haus, sehn ihn dann nur in seinem himmlischen Purpur stehn, der langsam zu Asche verfällt

Durch den Wald folgt ihm die Nacht auf dem Fuß. Eine Leere, weglos, eine Angst, eine Kluft ohne Brücke tut sich auf, indeß die Sterne einer nach dem andern in den abgründigen Himmel rollen. Dann erhebt sich der Mond.

Ich fühle ihn, ich atme ihn, noch bleibt er verborgen. Von der Terrasse blicke ich auf die Ebene, die unter derselben Ahnung schauert. Der Himmel ist von einem beunruhigenden Blau, das immer die Farbe zu wechseln scheint, als schaukelte er in einem Becken mit einem roten und einem gelben Rand: bald ist er lila, bald grün.

Eine Nacht, die Herzklopfen macht, mir und den Sternen. Mein Herzklopfen spüre ich mit der Hand, das der Sterne mit den Augen. Suchend biege ich ums Haus.

Hinterm Wald steigt der Vollmond empor, man sieht ihn noch immer nicht, aber er hat den knospenden Wipfel einer Rieseneiche zum Blühen gebracht, der Baum ragt in goldgelber Pracht aus der Finsternis, und der lichte Himmel darüber ist wie ein Duft.

*

Komm, Barry, mein Hund, gehn wir ihm entgegen!

Ich werfe einen Blick zurück auf Haus und Hof. Still liegt die Arche da, im Schatten des Waldrandes, nur im Bug, wo die Vorküche ist, brennt hinter den Läden Licht. Jacquot schläft schon, unbesorgt, daß vielleicht der große, wilde Wald in sein Zimmer einbräche, hat er, wie immer, der Nacht das Fenster geöffnet.

Im Wald ist es noch dunkel, aber ich weiß die Lichtung, wo wir dem Mond begegnen.

Was für ein Menschenfreund ist doch der Mond! Kaum ist er zu einem verkehrten Komma eingeschrumpft und scheint vom grausigen Rachen des Himmels verschlungen, da kehrt er schon wieder zurück. Eines Abends kommt er unansehnlich den Wald herauf und hängt seine Angel herab, tief genug, daß wir anbeißen können. Von diesem Augenblick an sind wir der Bedrohung durch die unfaßlichen Raubtiergestirne entzogen, die jenseits durch die Urnacht schweifen. Es ist nicht mehr unsre Nacht – da hinten! Sie verschlägt uns nichts. Das irdische Reich hat einen Hag erhalten, wir sind eingefriedet. Und der Hag beginnt zu blühen.

Da springt der brave Angler auf die Beine, die Botschaft an Heinrich den Vogler hat ihn erreicht. Im Osten, hinter dem Wald, ist ein Lichtgebäude entstanden von kunstvollster Arbeit. In Parade fährt er aus dem schwach erleuchteten Hof seines Palastes. Ein Vivat dem neuen König! Die Erde tritt in hellen Traum. Es ist die große Zeit für unsre Träume.

So schwach und flüchtig wir sind und trunken im Begehren – der Mond schenkt jedem von uns seinen angemessenen Traum. Unser Traum wächst mit ihm, es ist eine richtige Ernte, die da gedeiht, und wenn sie reif ist, so schneiden wir sie mit der silbernen Sichel, und die Frucht des Bösen lesen wir aus und beladen ihn damit und schicken das menschliche Gestirn hinaus in den barbarischen Himmel, der plötzlich wiederum von Feinden leuchtet

„Ach, was gebrauchst du für männliche, größenwahnsinnige Bilder!“, würde Maria ausrufen. „Der Mond wandelt einfach die Schönheit eines Venusleibes ab! Ich kokettiere mit ihm wie mit einer gut gewachsenen Unbekannten am Strand.“

*

Barry saust mit einem Satz davon, ich höre ihn anschlagen, dann steht er plötzlich wieder vor mir und legt mir einen Igel zu Füßen. Daraus ersehe ich, daß die Lichtung nahe ist, denn dort tummeln sich im Vollmond die Igel. Ich muß die stachelige Kugel in das Taschentuch rollen und aufheben. Barry wiche sonst nicht von der Stelle.

Wiederholt versuche ich, mich unauffällig des stachligen Gesellen zu entledigen. Jedesmal bringt Barry ihn zurück. Er weiß, das Tier gehört in die Scheune. Sobald es einmal dort untergebracht ist, kümmert er sich nicht mehr darum. Aber welcher Jäger wirft denn seine Beute weg?! Die Schnauze blutet, er läßt nicht locker.

Der Mond hält mitten über der Lichtung. Jetzt erst wird mir bewußt: der Wald rieselt in einem unfühlbaren Wind. Doch

kein Grashalm rührt sich, auch die Äste, die in die Helligkeit hineinragen, und ihr Schatten am Boden bleiben reglos. Vielleicht, denke ich, sind jetzt zahllose Tierchen in Anbetung des Gestirnes erstarrt, vielleicht leben sie erbebend ihren hohen Tag... Ich blicke der weißen Majestät voll ins Gesicht, der Glanz des Hauptes fließt über, bildet einen Schein, der lange, spitze Strahlen schießt – ich spüre den erhobenen Kopf des Hundes an meinem Knie. Erst erkenne ich noch Streifen wie vom Reif an den Stämmen, an den Ästen, darauf ist der Wald versunken, ich sehe nur noch den Mond, das Rieseln in den unsichtbaren Wipfeln schwillt an, ich höre die Stimme des Meeres.

Hugenberg und der Staat von Morus

Der Landbank-Krach

Das hatte es noch nicht gegeben, seit aus Scherl Hugenberg geworden war. Im Handelsteil des Berliner Lokal-Anzeigers, der sonst still und lustlos wie die Börse den üblichen Tageskram an Industrie- und Banknotizen abdruckt und sich an Langweiligkeit von Niemand übertreffen läßt, ist plötzlich Kampfesstimmung wach geworden. Dreispaltig, in den größten Lettern, die Scherls Setzerkasten enthält, wurde da „Die Landbank als Opfer der preußischen Politik“ verkündet. Von den 200 000 Abonnenten, die Hugenbergs Zentralorgan täglich beäugen – vielleicht sinds noch mehr; August Scherl ließ sich alle Halbejahr seine Abonnentenziffer vom Notar öffentlich bescheinigen, Alfred Hugenberg ist dazu zu stolz und zu vorsichtig –, von diesen 200 000 Zentralorganisten interessieren sich ganz gut 50 Damen und Herren für die Landbank. Aber da es sich um eine Hugenbergsche Haus- und Portemonnaie-Angelegenheit handelt, wird daraus eine große Staatsaktion gemacht. Hugenbergs gesamter Presseapparat mitsamt Korrespondenzen und Hilfsbüros muß unisono Krach schlagen und der Welt mitteilen, was Furchtbares sich ereignet hat. Der große Alfred bläst ins Horn – und ein Sturm der öffentlichen Meinung erhebt sich: „Um 2 Millionen Mark läßt man die Siedlungspolitik fallen.“ Quos ego!

Ereignet hat sich nämlich Folgendes. Eine der Siedlungsgesellschaften, in denen Hugenberg seit seiner Ostmarkenzeit drin sitzt, und von denen aus er, mit staatlichen Inflationskrediten, seinen Zeitungskonzern aufgebaut hat, ist zusammengebrochen. Die Nebengeschäfte, die diese angeblich gemeinnützige Siedlungsbank betrieben hat, sind nicht alle nach Wunsch gegangen. Dazu hat ein Geschäftsführer schon vor längerer Zeit auf eigne Faust etliche Hunderttausende verwirtschaftet, wovon Hugenberg und seine Leute, die seit langem im Aufsichtsrat das Prae haben, nichts gewußt haben wollen. Allzu große Aufmerksamkeit war bei dieser Gesellschaft wohl auch nicht notwendig, denn von früher her war man gewöhnt, daß der Staat Alles zahlte. Einmal schon nach dem Kriege war die Landbank A.-G. von Kopf bis Fuß neu aufgepolstert worden – nur den feudalen Aufsichtsrat hatte man unberührt gelassen; dann kamen die Papiermarkkredite, bei denen sich der Schuld-

ner keine Sorgen zu machen brauchte; und nach der Stabilisierung regnete es neue Millionen von der Rentenbank, von der Seehandlung und von andern staatlichen Stellen. Nun sollte der preußische Staat wieder mit 2 Millionen einspringen, um das Hugenberg-Unternehmen flott zu machen. Aber das Preußische Landwirtschaftsministerium, an dessen Spitze ein durchaus nicht revolutionärer, dem alten Herold befreundeter Zentrumsmann steht, und dessen Ministerialräte durchweg königliches Erbgut sind — selbst dieses Ministerium hielt nachgrade für notwendig, die 2 Millionen nur herzugeben, wenn der Staat dafür die Aktienmajorität und die Kontrolle über die Landbank A.-G. bekäme. Und da schnappte Herr Hugenberg ein, faßte sich an seine Männerbrust, holte die Brieftasche hervor und zahlte aus eignem Fundus die nötigen 2 Millionen, um die Gläubiger, die freien Aktionäre und die Siedler der Landbank nicht in Schwierigkeiten kommen zu lassen... Ach nein, das war ein Druckfehler. Herr Alfred Hugenberg, Geheimer Finanzrat, Krupp-Vorsitzender außer Diensten, deutschnationaler Reichstagsabgeordneter und Chefagitator der Schwerindustrie, ließ die Landbank kurzerhand in Konkurs gehen und beschimpfte obendrein die preußische Regierung, daß sie die armen Aktionäre enteignen wolle und die Siedlungspolitik, wie die Deutschnationalen sie auffassen, sabotiere.

Aber Herr Hugenberg tat auch noch ein Übriges: er erzählte als Aufsichtsratsvorsitzender in der Generalversammlung zum Hohn der andern Aktionäre, daß er und die ihm nahe stehenden Gesellschaften sich rechtzeitig aus der Affäre gezogen haben. „Ich habe mich deshalb, persönlich naturgemäß an der Mehrheit unbeteiligt, so eingerichtet, daß selbst ein völliger Verlust des Aktienkapitals an keiner Stelle Verlegenheit bereiten wird.“ Aber warum dann, Herr Hugenberg, der ganze Skandal? Ihr großer Kollege und Exchef Hugo Stinnes war in solchen Dingen großzügiger. Er ließ in seinen Zeitungen Krach schlagen, wenn das Reich ihm nicht auf Anhieb die Eisenbahnen ausliefern wollte, oder wenn die großen Schiffahrtsgesellschaften ihn als Bundesgenossen abhalfterten. Aber für 2 Millionen, die Sie nicht einmal verloren haben, das große Hugenberg-Echo in Bewegung zu setzen: das ist auch in Zeiten der Kreditnot Ihrer und der Schwerindustrie nicht würdig.

Der neue Haushaltsplan

Das Reichsfinanzministerium, das seit dem Rücktritt des Herrn v. Schlieben, wenn man so sagen darf, des Kopfes entbehrt, hat zur Bändigung unmäßiger parlamentarischer Anträge eine kleine Denkschrift über die Finanzlage des Reichs verfaßt. Bei dieser Gelegenheit hört man zum ersten Mal Näheres über den neuen Haushaltsplan für 1926; aber nichts, was zur Erhöhung der allgemeinen Freude beitragen wird. Die Eingaben, Proteste und Resolutionen, mit denen das Reichsfinanzministerium wegen seiner Thesaurierungspolitik täglich von den höchsten und allerhöchsten Verbänden der Wirtschaft gezüchtet wurde, haben nicht gefruchtet. Es bleibt bei der bisherigen Methode, dem Staat ein Defizit herauszurechnen und die künftigen Steuereingänge zu niedrig zu veranschlagen, um die

Staatskassen gefüllt und möglichst viel Geld für allerhand Zwecke disponibel zu halten.

Insgesamt kommt man wieder auf fast 7 Milliarden heraus. Ähnlich wie im Vorjahr wird mit dem Schreckgespenst eines außerordentlichen Haushaltes von 100 – 150 Millionen Mark operiert, von dem man noch nicht weiß, „inwieweit die erforderlichen Mittel hierfür im Wege der Anleihe beschafft werden können“. Gegenüber der frühern Etatmacherei ist ein gewisser Fortschritt insofern erzielt, als nicht mehr ganz schematisch die Ziffern notorisch falscher Voranschläge von neuem eingesetzt werden, sondern auch die wirklichen Einnahmen ein bißchen in Rechnung gestellt werden. Immerhin kommen auch in der jetzigen Aufstellung recht merkwürdige Dinge vor. Die Umsatzsteuer, die Lohnsteuer, vor Allem die Zölle werden wieder mit äußerst geringen Erträgen angesetzt, die Vermögenssteuer dagegen, die im laufenden Rechnungsjahr 500 Millionen bringen sollte und bisher in sieben Monaten, von April bis Oktober, nur 88 Millionen, also noch nicht den dritten Teil des Voranschlags gebracht hat, wird für 1926 abermals mit 400 Millionen Mark eingesetzt. Die Erbschaftssteuer, die in den ersten sieben Monaten dieses Jahres 17 Millionen gebracht hat – in England bringt sie 1200 Millionen – , wird für 1926 mit 60 Millionen veranschlagt. Der Erfolg solcher schiefen Vorausschätzungen besteht darin, daß scheinbar die Vermögenden viel stärker und die Massen viel weniger besteuert werden, als das tatsächlich der Fall ist. Da dieser „Sehfehler“ nun zum dritten Mal passiert, kann man nicht mehr recht glauben, daß ein Irrtum vorliegt. Offenbar verfolgt man am Wilhelmplatz die Tendenz, dem Parlament und dem Publikum gegenüber die Belastung der Armen geringer, die der Reichen größer erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit ist. Unter solchen falschen Voraussetzungen aber wird dann die nächste Steuerreform gemanaget.

Daß der Nachfolger des Herrn v. Schlieben von seiner sehr reichlich bemessenen Speisenfolge sich dies und jenes wird abhandeln lassen müssen, kann bei der verbandsmäßig betriebenen Entrüstung über den ungeheuern Steuerdruck wohl als ziemlich sicher gelten. Bei der Art, wie die überflüssigen Gelder vom Reiche verwandt werden, liegt auch für die Nichtverbändler genug Anlaß vor, dem Reichsfinanzminister sehr genau auf die Finger zu sehen und dem Fiskus nicht mehr Geld zu überlassen, als er unbedingt verbraucht. Aber an welchen Ecken sollen die Ersparnisse, die beispielsweise beim Marineetat gemacht werden könnten, auf der Einnahmenseite zum Ausdruck kommen? Bisher bestand die Linke am energischsten auf einem Abbau der preistreibenden Umsatzsteuer. Nach dem Mißerfolg, den der Abbau der Umsatzsteuer am 1. Oktober von 1½ auf 1 Prozent bisher gehabt hat, wird man schwankend. Wenn die Fabrikanten und Kaufleute die Preise doch nicht entsprechend herabsetzen und die Ersparnis an Umsatzsteuer einfach in die eigene Tasche stecken, dann ist es vielleicht schon besser, man setzt erst einmal die Lohn- und freie Einkommensteuer der untern Einkommensgruppen herab. Hat – hat!

Grütte-Lehders Beschützer

Der fünfte Teil der Mitglieder, über die die Reichstagsfraktion der Deutschvölkischen Freiheitspartei verfügt, und zwei Mitglieder des Preußischen Landtags sind in dem Prozeß Grütte-Lehder aufs schlimmste belastet worden. Jedes pflichtbewußte Gericht hätte noch in der gleichen Stunde die derartig schwer beschuldigten Parlamentarier telephonisch laden lassen.

Die Staatsanwaltschaft, vertreten durch den Ersten Staatsanwalt Dr. Jägers, hat diese zackigste Klippe des Verfahrens nur so umsteuern können, daß sie die — übrigens viel zu zagen — Formulierungen der Verteidigung: Die Abgeordneten haben von dem Mordplan gewußt und die vollzogene Tat nicht mißbilligt, als richtig unterstellte.

Dieser taktische Zug der Anklagebehörde ist das wichtigste Faktum des Verfahrens. Hier sind zum ersten Mal in der reichen Serie politischer Mordtaten mit unantastbarer Deutlichkeit die verantwortlichen Anstifter bezeichnet worden. Es muß gefordert werden, daß diesmal reiner Tisch gemacht wird. Mordanstifter können nicht durch ihre Immunität der Strafe entzogen werden.

Zudem sind kurz vorm Abschluß des Prozesses neue Tatsachen an die Oeffentlichkeit gelangt, die besonders geeignet sind, das Revisionsverlangen der Verteidigung zu stützen. Es sind die im Berliner Tageblatt veröffentlichten Mitteilungen des Mörders an einen Mitgefangenen im Moabiter Untersuchungsgefängnis. Und diese privaten Bekenntnisse intra muros belasten die Abgeordneten weit stärker als die vorsichtig dosierten Anklagen des Werkzeugs im Schwurgerichtssaal.

Das Gericht hat vor der Notwendigkeit einer Aufrollung politischer Zusammenhänge vollständig versagt. Die Verhandlungsleitung des Landgerichtsdirektors Bombe war den Erfordernissen dieses — so ganz und gar eindeutigen — Falles in keiner Weise gewachsen; auf den Mordplan gegen Severing einzugehen, hat er glattweg abgelehnt. Der Staatsanwalt konnte immer wieder und wieder unangefochten seine auf fragwürdigste Wortklauberei gestellte Deduktion vortragen, die den Begriff des politischen Mordes überhaupt negierte. Und das, obwohl nach der ersten Stunde des Prozesses klargestellt war, daß hier von einem Raubmord überhaupt nicht gesprochen werden kann.

Nach den Ergebnissen der Verhandlung steht heute unzweifelhaft fest (und daran ändert auch nichts die — erst nach Beendigung der Verhandlung! — von WTB verbreitete Erklärung des Abgeordneten v. Graefe):

Die Abgeordneten Wulle und Kube haben den Grütte-Lehder zum Mord animiert.

Der Abgeordnete Wulle hat die unmißverständliche Meldung, daß die Tat ausgeführt sei, mit den Worten quittiert: Es ist gut. Er hat dem Mörder einen neuen Ausweis gegeben, der ihm erleichtern sollte, unterzutauchen.

Die Abgeordneten v. Graefe und Kube haben die Eltern des Grütte-Lehder und diesen selbst zum Schweigen über die Begleitumstände des Mordauftrags zu veranlassen gesucht.

Die Abgeordneten Wulle, v. Graefe, Kube und Graf Reventlow haben der ungarischen Regierung ihr Ehrenwort für die reinen und ideellen Motive des Mörders verpfändet; sie werden also wohl Bescheid gewußt haben, wie der Rechtsanwalt Themal richtig bemerkte.

Alles das war dem Gerichtshof bekannt. Alles das hat ihn nicht veranlassen können, die

Abgeordneten eiligst zu vernehmen.

Was versäumt worden ist, muß nachgeholt werden. Wer stellt den Strafantrag wegen Anstiftung zum Mord?

Berthold Jacob

Von Mussolini

Es hat den italienischen Fascisten beliebt, das Denkmal Walthers von der Vogelweide in Bozen zu zerstören und den Walther-Platz in Viktor-Emanuel-III.-Platz umzutaufen. Man spricht sogar davon, an der Stelle des deutschen Dichters den machtlosen König aufzustellen. Seit Mussolini regiert, hat sich Viktor Emanuel III. auf die Beschäftigung mit der Münzkunde zurückgezogen. Da fühlt er sich unter seinesgleichen: eine Münze, die außer Kurs ist. Wenn ihm Mussolini in Bozen ein Denkmal errichtet, so ist das eine Verhöhnung des Königs.

Mussolini ist nicht so dumm, wie die Photographen ihn machen. Daß er im Augenblick des endlich erreichten europäischen Friedens ein Symbol des Deutschtums zerschlägt und eine Karikatur an seine Stelle setzt, das ist die gewollte Verspottung des Werks von Locarno.

Wenn man sich als Deutscher über polnische Übergriffe beklagt, so antworten noch jetzt Italiener mit Entrüstung, solche polnischen Schandtaten gegen Deutschland seien die natürliche Folge einer jahrzehntelangen dummen und niederträchtigen Unterdrückungspolitik, die Preußen gegen seine damaligen polnischen Untertanen getrieben habe, und übrigens sei es den Deutschen ganz recht, für die Verkehrtheiten Wilhelms II. zu büßen; denn warum hätten sie sich seine Herrschaft so lange gefallen lassen. Die preußische Politik hatte immerhin die Entschuldigung der Dummheit für sich.

Italien, das durch das preußische Beispiel gewarnt sein sollte, hat nicht die Entschuldigung der Dummheit für sich, sondern was in Bozen geschehen, ist schlechthin niederträchtig, und die Italiener dürfen sich nicht beklagen, wenn man sie insgesamt dafür verantwortlich macht, daß – nicht nur bei der Denkmalsaffäre – gegen die Südtiroler Deutschen nach den Methoden eines Abbruzzen-Räuberhauptmanns verfahren wird. Die Italiener sind ein kluges Volk. Auch noch der Dümmste von ihnen muß wissen, daß die Zerstörung des Walther-Denkmals, eines allen Deutschen gemeinsamen Symbols, und seine Ersetzung durch eine Babystatue das Selbe bedeutet, als wenn oesterreichische Verwaltungsbehörden ein Dante-Denkmal zerstört und durch das Standbild irgendeines Habsburgers ersetzt hätten.

Mussolini begleitet seine nationalistischen Schandtaten mit Sätzen aus den Schriften Friedrich Nietzsches. Es ist eines der fascistischen Fälscherkunststückchen, wenn Mussolini für seinen tobsüchtig gewordenen Nationalismus den Namen Nietzsches zu benutzen wagt.

Nietzsche hat das Wort von der „Herzenskrätze des Nationalismus“ gesprochen. Wir Deutschen kennen diese Krätze aus eigner Erfahrung, und wir sind froh, daß wir sie grade losgeworden sind. Es gelüstet uns nicht danach, uns zum zweiten Mal damit infizieren zu lassen. Wir bedauern die tragische Notwendigkeit, daß Herr Dr. Stresemann durch die Macht der Umstände gezwungen war, vor dem Deutschen Reichstag die Infizierungsversuche seines italienischen Kollegen zu entschuldigen.

Bei allem Widerwillen gegen dessen Regime: ganz ernst nehmen können wir Mussolini nicht, denn wir in Deutschland kennen aus eigner bitterer Erfahrung diesen filmhaften Imperatorenblick mit der ondulierten Locke darüber, wir kennen diese fuchtelnden Bewegungen gegen alle Welt und kennen die Folgen, und

wir kennen diese caesarische Sprache, die uns vortäuschen soll, sie sei aus Erz. In Wahrheit ist sie Blech.

Friedrich Sternthal

Das geschah in zwei Tagen. . .

Morus empfahl den Kommunisten in Nummer 48 der ‚Weltbühne', die demokratische Vorlage zur Fürstenabfindung, für die die Sozialdemokratie „selbstverständlich" stimmen werde, „nicht zu konterkarrieren".

Nun ja — Morus wird die deutsche Sozialdemokratie wohl besser kennen als ich, denn sonst würde er kaum solche Empfehlung ausgesprochen haben.

Doch was ist eigentlich für die deutsche Sozialdemokratie noch „selbstverständlich"?

Das geschah in zwei Tagen:
Zur rechten Zeit kam der Vorschlag des ‚Zentral-Komitees der Kommunistischen Partei Deutschlands' an den Parteivorstand der SPD, an die Bundesvorstände des ADGB, der AFA, des ADB, an die Bundesleitungen des Reichsbanners und des Roten Frontkämpferbundes zur Herbeiführung eines Volksentscheids für eine entschädigungslose Enteignung der Fürstenhäuser. Zur rechten Zeit, denn niemals war eine Gelegenheit, den Monarchisten das Wasser abzugraben, günstiger als diese. Und jeder ehrliche Republikaner sollte diesem kommunistischen Vorschlag zustimmen und ihn unterstützen.
Doch die Redaktion des ‚Zentralorgans der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands' — also die Redaktion eines sich nicht nur als republikanisch, sondern auch als sozialistisch gebenden Blattes — lehnt diesen Vorschlag, weil sie die Frage erst noch „sorgfältig überlegen" muß — Guten Morgen Herr Fischer! — ab. Es wäre doch auch wohl gar zu leichtfertig, Alles auf eine Karte zu setzen, denn Herr Severing könnte eines Tages, trotz alledem, nicht mehr da sein — und dann...
Da bekomme ich grade die Morgenausgabe des ‚Vorwärts' vom 5. Dezember in die Hand und finde auf der Seite ‚Unterhaltung und Wissen' — also im Feuilleton — ein Bild mit der Überschrift: ‚Achtung!'. Auf dem Bild ist ein Geldschrank mit der Aufschrift ‚Volksvermögen'. Der Geldschrank ist erbrochen und leer. Das Einbrecherwerkzeug liegt noch herum. Und ein Mann mit Maske, Krone und Hermelin und jenem uns Allen bekannten Es-ist-erreicht-Schnurrbart ist grade damit beschäftigt, einige pralle Geldsäcke zusammenzuraffen. Da kommt aus dem Hintergrund ein alter Arbeiter, die Hände wütend emporgereckt und zu Fäusten geballt, dazu. Und unter diesem Bild steht wörtlich: ‚Zu Hilfe, Einbrecher!'
Wie? Kennt die „freieste Verfassung der Welt" vielleicht ein Gesetz, das bestimmt: Nicht der Dieb, sondern der Bestohlene ist schuldig und hat zu zahlen...?!?
Also es geht auch so herum, trotzdem man einige Stunden vorher erst einmal auf alle Fälle geschrieben hat: „... Ein Vorschlag, der den ehemaligen Fürsten etwas läßt, hat mehr Aussicht, angenommen zu werden, als einer, der ihnen Alles nimmt."

Nun, das ist eben die politische Weisheit und Taktik eines ‚Vorwärts' (a. D.). Und das Bild ist „selbstverständlich" nur so ein bißchen Unterhaltung und Wissen, Feuilleton...
Und sowas hat am 9. November 1918 eine Republik ausgerufen. Ach ja, sie ist auch danach. *A. Seehof*

Brief an die Fernsprechrechnungsstelle

Sehr geehrter Herr!
Zu Ihrem Schreiben vom 6ten bemerke ich: Ich hatte mich bereit erklärt, die eidesstattliche Versicherung abzugeben, daß ich im Oktober nicht mehr als 49 Gespräche geführt habe, während mir 59 angeschrieben und 56 berechnet worden sind. Darauf erwidern Sie: „Die Gesprächszählung... ist nach nochmaliger Durch-

sicht der vorhandenen Unterlagen richtig.“

Sind Sie sich bewußt, daß Sie mir damit den Entschluß zutrauen und vorwerfen, einen Falscheid zu leisten? Geht Ihre Beamten-Selbstgerechtigkeit so weit, daß Sie eher einem Ihnen persönlich unbekannten Staatsbürger einen Falscheid als dem Amt einen Irrtum zutrauen?

Ich erkläre Ihnen, daß die Gesprächszählung für Oktober „nach“ Durchsicht Ihrer „Unterlagen“ genau so falsch ist, wie sie es vorher war; denn eben diese „Unterlagen“ sind falsch. In zehn von zwölf Monaten sind sie falsch; und nicht in meinem Falle nur. Die Unzulänglichkeit dieses Systems der Zählung ist eine stadt- und landbekannte Sache; und Sie wissen wahrscheinlich so gut wie ich, daß sich sogar der Reichstag mit diesem Mißstand beschäftigt hat. Es hat etwas Erbitterndes, wenn Jemand, für den Groschen eine Rolle spielen; sich notgedrungen und mit Erfolg bemüht, die gesetzlich festgelegte Mindestzahl von Gesprächen im Monat nicht zu überschreiten, und sich dann bei der Rechnung regelmäßig vor Willkür-, vor Phantasieziffern gestellt sieht; niemals zu wenig, immer zu viel. Daß der Zähler von den (vielleicht überlasteten) Beamtinnen unzulänglich bedient wird, widerlegen Sie nicht mit der Behauptung, daß er „völlig einwandfrei arbeitet“.

Ich schließe mit der Versicherung, daß, säße ich an Ihrer Stelle, ich den Teilnehmer nicht des Entschlusses zum Falscheid bezichtigen, sondern mich um Abstellung des Übelstands bemühen würde. Vielleicht tun auch Sie das... und verschweigen es mir nur? Umso besser dann!

Hochachtungsvoll

Kurt Hiller

Demetrios

„A la foule qui est ici“ stand im Programm.
„O Foule! Te voici dans le creux du théâtre –“
Also davon war nun keine Rede. Die Comédie des Champs-Elysées war ganz hübsch gestopft, aber zu einer foule langte es nicht. Immerhin wird da beachtenswert gespielt.

Erst plätscherten drei sanfte Akte von Charles Vildrac, dem Verfasser des auch in Deutschland bekannten ‚Paketboot Tenacity‘, auf das Publikum. Der Mann zwischen der jüngern und der ältern Frau war Herr Rémy, einer aus der Bassermannschen Art. Im Hintergrund dräute eine Fabrikdekoration, aber eine Schreibmaschine, ein Werkmeister und eine Vorarbeiterin störten nur hier und da das wichtige Ereignis, das ich verschlafen habe. Übrigens ist Herr Vildrac kein Stückemacher, sondern ein Dichter, in unendlicher Verdünnung.

Worauf: ‚Demetrios‘ von Jules Romains. Ja, Bruder, das ist ganz was Andres.

Das Ganze dauerte etwa fünfundzwanzig Minuten, aber sie waren bis zum Platzen gefüllt, die Minuten. Man denke sich eine sanfte Dicke und ein aufgeregtes Dienstmädchen: „Ein Kerl ist draußen, gnädige Frau!“ Palawer – was mag das für ein Bursche sein? – , herein geistert Er, der möblierte Stuben-Graf Demetrios. Louis Jouvet sah aus, wie noch nie ein lebender Mensch ausgesehen hat, offenbar hatte ihn Paul Scheurich gezeichnet. Er war schön, o so entsetzlich und furchterregend schön! mit schwarzem Brillantineschnurrbart und einer merkwürdigen Kommode von Zylinder, den er in der Hand trug. Ein Havelock umwallte ihn, er glich einem edeln Schwan bei Gewitter.

Die sanfte Dicke war nicht im Bilde. „Was... was solls denn sein...?“ Da war er schon in den Asphodeloswiesen und den Rosenhainen der Insel Rhodos – weißt du noch? „Weißt du noch?“, sagte er. „Du bist mir dreißigmal im Traum erschienen, du meine Göttin, du mein Ideal, an den blauen Wogen des Meeres...“ Alles mitten im Salon, auf den guten

Teppich. Die Göttin wußte nichts, reineweg gar nichts. „Mein Hörr! Was örlauben Sie sich — ?“ Da ließ er fettige Begeisterung ab, knoblauchduftende Götter durchschritten den Hain... Es kam der Herr Papa, und die dicke Tochter entschwand. Der Papa setzte sich. Geschäftlich: „Bitte — ?“

Die Levante setzte sich gleichfalls und entwickelte mit einer gewissen Lyrik, aber unter keineswegiger Außerachtlassung von seriösen Vorschlägen hundertprozentige Geschäftspläne. Belege? Verzinsung? Anzahlung? Nichts half dem geschäftlichen Papa — die Levante hatte Alles, wogte grüne und weiße Papiere aus der Tasche und log so entsetzlich, daß auch der Dümmste fühlen mußte: Dieser Mensch ist im Grunde wahrhaftig. „Ich habe die Majorität in Wahrheit!“, sagte er. „Sie muß heraus, Herr!“ Der Papa, erst mißtrauisch, dann geängstigt, weil die Levante Briefe auf dem Herzen hatte und scheußlich genaue Auskünfte, trat in die Geschäfte, die herzbrechend schön waren wie die Asphodeloswiesen. Die dicke Tochter trudelte herein und erinnerte vorsichtig an die Götterhaine, die Levante verstand nichts und verriet sie! Da warf sie den Papa hinaus, der vorsichtshalber seinen Schreibtisch abschloß — und nach kurzem Austausch von Lyrik und spitzem Raisonnement sank sie dem Schwarzen an sein friseurduftendes Herz... Das Dienstmädchen kam einen Augenblick zu früh, die Tochter löste sich in Nichts auf, die Levante hatte auf der ganzen Linie gesiegt... Und nahm mit einem Knick der langen Beine Platz, aber so richtig Platz, wer weiß für wie lange...

Das Mädchen ergriff Hut und Havelock... „Wollen Sie nicht auch meinen Stock mitnehmen — ?“, sagt er. Er ist hier schon zu Hause. Und dann fällt der Vorhang.
Die schauspielerische Leistung Jouvets war reizend; er ritt auf der Rosinante des klugen Unsinns, steckte die Hand in die Tasche und ließ den kleinen Finger draußen, damit man den Funkelring sehen konnte; wenn er sich aufrichtete, sah er aus wie ein Abruzzenhauptmann am Sonntag Nachmittag, und sein Französisch hatte einen Klang... wenn man eine Flasche Houbigant in eine Balkanschlucht wirft, sagt das Echo: „Missjéé!“
Er log und wurde ganz grün vor Eifer. Er war herrlich.
Ich habe den Akt mit Gülstorff und Werner Krauß besetzt und mich doppelt und vierfach amüsiert. *Peter Panter*

Deutsche Justiz

Der Fronntbann-Angehörige Heinz Schmidt, der am 13. September bei einem Zusammenstoß zwischen Radikalen und Reichsbannerleuten den Reichsbannerkameraden Wolker durch einen Revolverschuß getötet hatte, wurde vom Rostocker Schwurgericht von der Anklage des Totschlages freigesprochen und nur wegen verbotenen Waffentragens zu 100 M. Geldstrafe verurteilt. Der Staatsanwalt hatte unter Zubilligung mildernder Umstände ein Jahr sechs Monate Gefängnis beantragt.
Der Bureauangestellte Heinrich Wenners aus Recklinghausen -Süd wurde wegen Überfalls auf Mitglieder des Stahlhelms, wobei er diese mit einem Knüppel mehrmals schlug, vom erweiterten Schöffengericht dieseihalbzu einem Jahr Gefängnis verurteilt.

Reinhold Wulle

Was man auch unternehme:
er zeigt die weiße Brust.
Was kümmert ihn die Feme ?
Er hat von nischt jewußt.

Zwar: er schrieb die Offerte.
Zwar: er sprach Lob und Dank.
(Bis die bizarr verzerrte
Leiche zum Himmel stank.)

Wenn Grütte Dammers killte,
so tat er das privat.
Der Schrei des Opfers schrillte.
Und Reinhold spielte Skat.

Daß Jener ein Verbrecher,
erkannte er zu spät.
O geh vorüber, Becher!
O hilf, Immunität!!
Karl Schnog

Menschenfreunde. Die Rote Hilfe will die Angehörigen der Arbeiter unterstützen, die wegen politischer Straftaten eingekerkert sind. Sie verteilt ihre Weihnachtsgaben Montag, am 21. Dezember, in der Hasenheide: im Großen Saal der Neuen Welt. Ihr werdet gebeten, Kleidungsstücke, Wäsche, Stoffe, Schuhe, Strümpfe für Frauen, Kinder, Männer sowie Nahrungs- und Genußmittel beizusteuern. Schickt, was Ihr entbehren könnt, auch bares Geld, an das Zentralbüro in Berlin, Dorotheen-Straße 77/78. Und da in Sachen Heinrich Wandt das zugesagte Wiederaufnahmeverfahren sichtlich sabotiert wird: spendet einen bescheidenen Beitrag für den „Rettungsfonds Heinrich Wandt“ auf das Postscheckkonto des Friedensbundes der Kriegsteilnehmer (Carl Marmilla), Berlin 134 038.

Deutsche Mutter. Wie dein Kind erzogen wird? Da findest du, zum Beispiel, im Lehrplan für die katholischen Volksschulen des Kreises Ahrweiler folgende Allgemeine Bestimmungen für die obern vier Jahrgänge: „Mai. Der Aufmerksamkeitsbefehl: Achtung. Sofortige Unterbrechung jeder Tätigkeit, Aufmerken zum Befehlenden. Marsch nach dem Nachbardorf im beschleunigten Tempo nach der Uhr. Feststellen der Kilometerstunden. Juni. Bildung der Reihe, Doppelreihe, Marschkolonne im Stehen. Marsch nach bekanntem Ziel in getrennten Abteilungen. Ausbildung zum Unterführer. Juli. Übungen der gelernten Marschformation auf der Dorf- und Landstraße. Entfernungsschätzen. August. Marschdisposition im Gelände. Selbständiger Wechsel nach Angabe der Spitze. Marsch durch Wald. Kletterübungen an Bäumen. September. Überwindungen von Hindernissen im Gelände und auf dem Marsch. Vorhalten der Spitze. Durchsagen von Änderungen. Steigerung der Leistungsfähigkeit. Improvisierte und natürliche Hindernisse. Marschieren nach der Karte, Kompaßgebrauch.“ Oktober: Reif zum Eintritt in die Reichswehr. Und das hast du wohl nicht gewollt. Oder doch?

Filmstar. Ich werde darauf aufmerksam gemacht, daß Hans Siemsen in Nummer 49 geirrt hat: Lya de Putti nennt sich nicht so — sie stammt aus Siebenbürgen, ist die Tochter eines ungarischen Obersten und heißt so.

Jurist. „Arthur Wolf, Sekretär der Gemeinschaft proletarischer Freidenker in Leipzig, ist nach Zeitungsmeldungen wegen des in seinem Verlag Die Wölfe erschienenen Buches von Bruno Vogel ‚Krieg dem Kriege‘ unter der Beschuldigung des Landesverrats verhaftet worden. Außerdem ist dieses Buches wegen gegen Verfasser und Verleger ein Verfahren ‚wegen Verbreitung unzüchtiger Literatur‘ im Gange.“ Das Buch ‚Krieg dem Kriege‘ hat mit Landesverrat so viel zu tun wie die deutsche Justiz mit Justiz.

P. H. E. In H. v. Gerlachs Kapitel XII war Bethmann Hollweg nachgesagt worden, er sei „Sproß einer alten Bankiersfamilie aus Frankfurt am Main“ gewesen. In Nummer 48 hatte das, auf Grund von Feststellungen der Frankfurter Zeitung, F. G. Gaum für einen Irrtum erklärt. Jetzt schreiben Sie mir: „F. G. Gaum hat Unrecht. Theobald von Bethmann Hollweg ist der Urenkel von Johann Jakob Hollweg, der seit seiner Vermählung mit Susanne Elisabeth Bethmann (Schwester des Simon Moritz von Bethmann) sich Bethmann Hollweg nannte. Die Urgroßmutter des Reichskanzlers hatte eine Schwester Marie Elisabeth. Diese war in erster Ehe verheiratet mit Jacob Bethmann und die Tochter aus dieser Ehe, Auguste Bethmann, war die zweite Frau des Dichters Clemens Brentano. Viel interessanter aber ist die zweite Ehe der Marie Elisabeth von Bethmann, nämlich die mit Alexander Victor François de Flavigny.
Die Tochter aus dieser Ehe, Marie de Flavigny, war in erster Ehe ver-

heiratet mit Charles d'Agoult und nahm den Schriftstellernamen Daniel Stern an. Später lebte sie zusammen mit Franz Liszt, dem sie drei Kinder gebar: Blandine (verheiratet mit Emile Ollivier, dem Minister Napoleons III.), Daniel (der jung starb) und Cosima, die zuerst mit Hans v. Bülow und dann mit Richard Wagner verheiratet war. Johann Philipp von Bethmann, der Vater von Susanne (Hollweg) und Marie (Flavigny) ist also der Ururgroßvater des Reichskanzlers Bethmann Hollweg und Siegfried Wagners." Sodaß dessen Antisemitismus noch triftiger begründet ist als mit Richard Wagners jüdischer Abstammung allein.

Monarchist. „Die preußischen Städte, die vor dem Kriege dem Kronprinzen ein Tafelgeschirr von hohem künstlerischen Werte geschenkt hatten, das aber während des Kriegs nicht abgegeben werden konnte, weil die Herstellung zu lange dauerte, hatten, als der Kronprinz nach seiner Rückkehr aus Holland die Aushändigung verlangte, beschlossen, eine Kommission von drei Oberbürgermeistern unter der Führung von Dr. Ackermann-Stettin nach Oels zu entsenden, um mit dem Kronprinzen zu verhandeln. Der Vertreter des Kronprinzen hat der Kommission mitgeteilt, daß dieser nicht in der Lage sei, die Kommission zu empfangen. Der Kronprinz habe außerdem vom deutschen Volk so viel Undank geerntet, daß er in diesem Falle auf seinem Rechte bestehen müsse." Mancher besteht auf seinem Recht, und Mancher liegt auf seinem Mädchen. Es ist auch Personalunion denkbar.

L. S. Sie schreiben zu meiner Kritik an Bernard Shaws Pentateuch, daß ich zwei Sätze einer andern Person in den Mund gelegt habe, als die sie spricht. Das wundert mich nicht. Das ist ja die beste Bestätigung meiner Behauptung, daß aus den letzten drei Teilen kein Theaterabend zu machen ist. Nämlich darum nicht, weil selbst der gutwillige und geistig geschulte Zuschauer sich außerstande fühlt, Zuhörer zu bleiben. Ich habe ganze Strecken weit gedöst. Und da ist dann das Malheur passiert. Das übrigens gar keins ist. Shaw benutzt hier, frei von dem Ehrgeiz, Gestalter zu sein, alle Personen als Sprachrohre seiner Ansichten und hätte ohne die mindeste Schädigung seines Werkes diese Sprachrohre ebenso leicht absichtlich vertauschen können, wie ichs unabsichtlich getan habe.

Deutscher. „Bei Frankreich war Charakter, bei Deutschland Charakterlosigkeit, bei Frankreich hochgespannter Idealismus, bei Deutschland kurzsichtiger Materialismus und unbekümmerter Egoismus der leitenden Personen." Diese Sätze schicken Sie mir, damit ich den Autor errate. Aber ich hatte sie selbst schon gelesen und zur Verwendung herausgeschnitten. Geschrieben hat sie der Graf Ernst Reventlow. Nicht etwa zu der Zeit, wo er eins seiner Bücher mit einem eignen französischen Gedicht seinem Kollegen Harden dedizierte, sondern am 30. November 1925. Und nun fragen Sie mich, warum die völkischen Patrioten zu Pogromen hetzen, wenn ein Jude so spricht, während einer von ihnen Deutschland schmähen darf, wie er will. Warum? Erstens, weil ja auch eine Mutter, die eben ihren Lümmel gezüchtigt hat, fuchsteufelswild wird, sobald ein Nichtmitglied der Familie ihn nur zu tadeln wagt. Und zweitens, weil die Vorwürfe, die der Teutsche seinem Lande mit Sicherheit bei dem falschesten Anlaß macht, kraftlos zu Boden zu fallen pflegen, während die gerechten des Juden treffen und schmerzen.

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

Um den Volksentscheid von Emil Rabold

Der Menschheit ganzer Jammer kann einen anfassen, wenn man sieht, wie jetzt von den Parteien, auf die es ankommt, die Frage des Volksentscheids behandelt wird. Von ganz links bis weit hinein in die bürgerlichen Kreise herrscht einhellige Empörung über die Ansprüche der ehemaligen Fürstenhäuser, Empörung vor Allem über den Vergleichsvorschlag der preußischen Regierung zur Befriedigung der enormen Ansprüche des Hauses Hohenzollern. Die Situation ist, das „Recht“ zugrundegelegt, wie gegenwärtig deutsche Gerichte es anzuwenden belieben, hoffnungslos verrammelt. Dank der zahmen November-Revolution und ihren noch zahmern Führern soll den ehemaligen Fürstenhäusern jeder, auch der verstiegenste Anspruch erfüllt werden. Wo’s noch an einem Haken fehlt, liefern ihn die deutschen Richter.

Einen Notstand gibt es da nicht, Einschränkung heischend oder gar Gleichstellung: etwa mit den um den letzten Pfennig betrogenen Rentnern. Wirtschaftskrise, steigende Konkursziffern, die enorm anwachsende Erwerbslosigkeit, das Elend der staatlichen und kommunalen Budgetgestaltung – nichts von dem allen existiert für die Corona der Fürstenabfinder, nichts kann die maßgebenden Stellen veranlassen, den Ansprüchen vormals gekrönter Häupter einen Damm entgegenzusetzen.

O, man ist auf ein Mal sorgsam bedacht, den angeblichen „Rechtsboden“ nicht zu verlassen, weil Jene ihn betreten haben, für die er nie existiert hat. Thüringen steht vor der Pleite, wenn es die Forderungen der gefürsteten Räuber erfüllt. Preußens durchlöcherter Etat droht ganz in die Brüche zu gehen, wenn dem Hohenzollern neben dem fetten Grundbesitz, den unübersehbaren Forsten, den Schlössern und bebauten Plätzen, das 30-Millionen-Geschenk bar, wie vorgesehen, auf den Tisch gelegt werden muß.

Die Zeit drängt auf rasche Entscheidung. Nur ein durchgreifendes Gesetz kann neues, also wirkliches Recht schaffen.

Der demokratische Antrag, der Anfang Dezember im Reichstag beraten worden und dann in den Rechtsausschuß gewandert ist, wird wirksames Recht kaum bringen. Ihm kommt nur das Verdienst zu, eine schon seit langem brandeilige Sache in Fluß gebracht zu haben. Soll neuer Rechtsboden geschaffen werden, dann muß der Antrag wesentlich erweitert werden.

Aber nur keine Täuschung: das wird nicht geschehen! Wir kennen doch den Parlamentsbetrieb. Der Antrag wird vorerst einige Wochen, vielleicht auch Monate im Ausschuß schlummern. Dann wird man ihn, den Bedenken der Parteien Rech-

nung tragend, die Spitzen abbrechen. Wieder im Plenum, wird er noch einmal einer gründlichen Operation unterzogen werden. Und wenn er so zur weißen Salbe geworden ist, läßt sich vielleicht eine Mehrheit für ihn zustande bringen. Vielleicht! Denn heute schon werden unter der Hand die Stimmen ausgezählt, die für ihn aufzubringen sind. Reichts aus oder nicht?

Auf jeden Fall: die Fürsten und ihre Knechte schreckt der demokratische Antrag nicht. Ein wirklich einschneidendes, Recht schaffendes Gesetz kann nur auf dem Wege des Volksentscheids erzwungen werden – und einem solchen Gesetz, und nur diesem, muß sich dann auch der Reichstag beugen.

Aber was sehen wir? Statt positiver Vorbereitungen elendes Parteigezänk, das die Kulisse abgeben muß für die Feigheit vor einer politischen Tat und für einen Kuhhandel, bei dem am Ende einige Ministersessel erkauft werden sollen. Die Fürsten lachen sich dabei ins Fäustchen.

Und schlimmer noch: man verschanzt sich hinter dem Volksentscheid, also hinter der Verfassung, um den Volksentscheid, also die Verfassung, zu sabotieren. Seine Durchführung, so sagt man, verschlinge Millionen. Und es sei gewagt, in dieser Zeit der Not unüberlegt mit dem Gelde zu aasen. Lieber wirft mans gleich den Fürsten in den Rachen.

Nun stimmt es zwar nicht, daß der Volksentscheid hohe Kosten verursacht. Für die Partei, die ihn zu beantragen hätte, die Sozialdemokratie, kommen hohe Kosten jedenfalls nicht in Frage. Sie kann jederzeit nachweisen, daß 100 000 ihrer stimmberechtigten Mitglieder einen dementsprechenden Antrag unterstützen. Daraufhin muß ohne weiteres das Volksbegehren eingeleitet werden, für das ein Zehntel der Stimmberechtigten, etwa 4 Millionen Wähler, sich entscheiden müssen, wenn im Anschluß daran der Volksentscheid über das einzubringende Gesetz erfolgen soll Die Kosten des Volksbegehrens und des Volksentscheids trägt nicht die Partei, sondern das Reich. Der antragstellenden Partei fallen einzig die Kosten für den Druck und für den Versand der Einzeichnungslisten zu – nach sachkundiger Berechnung nicht mehr als höchstens 15 000 Mark. Ein Pappenstiel also gegen den politischen Gewinn, der dabei in Aussicht steht, ein Nichts gegen die Kosten, die jährlich für die Drucklegung politischer Makulatur ausgeworfen werden.

Nebenbei: was hat denn die ganze Verfassung für einen Wert, wenn ihr wichtigster Teil, eben das Kapitel über das Volksbegehren und den Volksentscheid, das urdemokratisches Recht sichert, um seine Wirkung gebracht wird durch Ausführungsbestimmungen, die den Gebrauch verfassungsmäßiger Rechte zu unterbinden versuchen? Und ist es nicht eine Farce ohnegleichen, daß diese Bestimmung, hinter der sich jetzt die Sozialdemokratie zu verschanzen versucht, ausgerechnet von

dem sozialdemokratischen Minister Sollmann erlassen worden ist, demselben Sollmann, der seinerzeit auch dem Exkronprinzen eine Gasse zu bahnen gewußt hat?

Aber nicht auf die Polemik, auf die Sache kommt es hier an. Nicht auf die finanziellen Kosten, sondern auf die politischen Notwendigkeiten! „Wenn es um Preußen geht," hat anno 66 Bismarck gesagt, „dann kenne ich kein Recht." Und er enteignete die Welfen und die Kurhessen. Um wieviel mehr müßten heute die republikanischen Parteien sagen: Wenn es um die Republik geht, pfeifen wir auf die erschlichenen Rechtstitel der frühern Fürsten. Genug des Unglücks, das sie über das Land gebracht haben. Um nicht neues Elend heraufzubeschwören, müssen wir ihnen jegliche Mittel verweigern.

Denn: sie haben genug und übergenug erhalten. Die thüringischen Herren auch — auf Grund der während der Revolution abgeschlossenen Verträge — mehr, als ihnen der Sache nach zustand. Der Hohenzoller so viele Millionen in bar, daß es hieße: der Verschwendungssucht Vorschub leisten, ihm jetzt auch nur noch einen Pfennig zu bewilligen oder einen Quadratkilometer Land auszuliefern. Denn wichtiger als die Sorge um das Wohlergehen der Fürstenhäuser dünkt uns die Sorge um das Los der Kriegsbeschädigten, der Witwen und Waisen, der Wohnungslosen, der Erwerbslosen, der betrogenen Rentner und Sparer.

Und weil es heute kein deutsches Parlament gibt, das eine solche Sprache führen und die politische Nutzanwendung in Form eines Gesetzes daraus ziehen könnte: deshalb muß das Volk als oberster Richter aufgerufen werden und sein Urteil sprechen. Her mit dem verfassungsmäßig verbrieften Recht!

Und das Volk spricht schon. Man höre nur, was in den Städten und auf dem flachen Lande nicht nur von Arbeitern über die Fürstenansprüche gesagt wird. Wagt endlich das Tänzchen! Hier ist wirklich einmal die Frage aufzuwerfen: Republik oder Monarchie? Reiche Fürsten oder arme Leute? Um die Entscheidung kann es nur Dem bangen, der nicht gewillt ist, Konsequenzen zu ziehen, höchste Aktivität zu entfalten — aus Opportunitätsgründen und weil man grade dabei ist, die Karten für ein neues Regierungsspiel zu mischen, für das sich im besten Fall ein paar Dutzend parlamentarischer Hascherl interessieren, während der Volksentscheid brennende Angelegenheit jener Millionen geworden ist, die nicht darben wollen, auf daß zwei Dutzend vormals gekrönter Schädlinge prassen. Sie rufen:

Verkrümmt die Verfassung nicht aus parteipolitischen Gründen! Laßt uns ihr — ein Mal wenigstens — zu blutvollem Leben verhelfen! Der Volksentscheid, durch die Verfassung garantiert, soll uns eine Waffe werden, die schneidiger zuschlägt als jedes Gesetz, das je aus euerm Abstimmungsbetrieb herausgekommen ist!

Koalition und Verantwortung von einem Parlamentarier

1

Über diesen Reichspräsidenten sind wohl ebenso viel Anekdoten im Umlauf wie über den vorigen; nur daß sie von andrer Seite stammen, nur daß sie daher weniger boshaft und weniger unglaubhaft sind. So soll er an einen der Parteiführer, die er nach Luthers Rücktrittserklärung empfing, und denen er die Bildung eines Kabinetts der Großen Koalition nahelegte, die Frage gerichtet haben: „Sie wissen doch, was die Große Koalition ist?“ Nicht anzunehmen, daß diese Frage bei dem höchsten Würdenträger des Reichs aus Mangel an politischer Versiertheit entsprungen ist, die ihm doch zwölf Millionen mündiger Wähler durch ihr Votum unzweifelhaft haben attestieren wollen. Es liegt vielleicht ein tieferer Sinn in dieser Frage, der den meisten Parteiführern, soweit sie die Große Koalition für möglich und wünschenswert halten, kaum aufgegangen sein dürfte. Sie ahnen nämlich auch kaum, was die Voraussetzung zu einer bessern Einsicht in den Mangel jener postulierten Regierungsform wäre, und worin das Wesen einer parlamentarischen Regierung besteht.

2.

Die Große Koalition ist eine Versicherung auf Gegenseitigkeit – eine Versicherung der Fraktionen und ihrer Exponenten im Kabinett gegen Das, was in den Ländern parlamentarischer Überlieferung Reiz und Stärke bedeutet: gegen die Möglichkeit unerwarteter Kursänderung und eines dadurch bedingten plötzlichen Kabinettswechsels. Dieses Mittel war berechtigt, war mindestens entschuldbar, als der Feind sozusagen vor den Toren stand, als es galt, den einander drängenden außenpolitischen Ultimaten eine zur Durchführung bestimmter Aufgaben einheitliche und dauerhafte Linie politischer Mehrheiten entgegenzustellen. Hier war tatsächlich Einheit und Dauerhaftigkeit erstes Gebot, Personalfragen standen mindestens in zweiter Reihe, und das sonst und unter friedlichen Verhältnissen oberste Gesetz einer jeden Regierung: das Programm wurde vom Gegner, meist in der allerdringlichsten Form, vorgeschrieben.

Jetzt zum ersten Mal, nach der Unterzeichnung des Vertrags von Locarno, sind die bedrückendsten Fragen der Außenpolitik in eine gewisse Ferne gerückt, und als ihr unerbittlicher Ersatz melden sich ebenso brennende innenpolitische Probleme. Das weiß nicht nur jeder tätige oder schreibende Politiker, das weiß heute jeder Mann auf der Straße, und das Kabinett Luther hat dem auch ganz folgerichtig durch seine Rücktrittserklärung Ausdruck gegeben. Die Parteien, wenn auch noch nicht die Wähler, sollten für die neuen Aufgaben freie Hände haben.

3.

Inkonsequent von Luther war es aber, nunmehr den Gedanken der Großen Koalition dem Reichspräsidenten als ersten Diskussionspunkt vorzuschlagen. Man müßte denn dem amtierenden Reichskanzler, wie das vielfach geschehen ist, unter-

stellen, er habe von Anfang an mit dem Scheitern des Koalitionskabinetts gerechnet, um sich dann selbst wieder als Retter und Leiter eines unstreitig rechtsbetonten Kabinetts in den Vordergrund zu drängen. Diesem logischen Fehler oder dieser taktischen Finesse ist die Sozialdemokratische Partei in einer Weise, die wirklich der Forderung der Lage gerecht wurde, dadurch entgegengetreten, daß sie ein Programm für diese Koalition aufstellte. Zum ersten Mal seit Gründung der Republik ist das während einer Kabinettskrise so gründlich und vorausschauend geschehen, zum ersten Mal wurde jetzt nicht die Frage vorangestellt: Welche Parteien und welche Männer können sich zu einer Regierung zusammenfinden?, sondern: Welche Aufgaben hat eine Regierung nunmehr zu erfüllen?

Aber damit, daß dieses Ei des Columbus gelegt war, hatte sich auch die politische Fruchtbarkeit des Vorstands der SPD für diesen Fall offensichtlich erschöpft (wenn man nämlich, wie ich, der Meinung ist, daß * * * in Nummer 50 der ‚Weltbühne' mit der Auffassung, die SPD habe die Pflicht, sich der Großen Koalition fernzuhalten, gründlich unrecht hat). Das Programm der SPD hatte Koch samt den an der Koalition zu beteiligenden bürgerlichen Parteien wider Erwarten gebilligt. Aber dieses Programm wurde nachträglich verschärft, und als nunmehr die bürgerliche Gefolgschaft nicht bedingungslos einschwenkte, brach die SPD aus, mit der vom ‚Vorwärts' gegebenen Begründung, deren Vorwurf sich ebenso leicht gegen die Sozialdemokratie selbst anwenden ließe: die Deutsche und die Bayrische Volkspartei hätten es mit der Großen Koalition gar nicht ernst gemeint. Die Selbstverständlichkeit, die überall da, wo widerstreitende Interessen auszugleichen sind, etwa bei Tarifverhandlungen, beobachtet wird, nämlich die gegnerischen Standpunkte einander anzunähern, solange kein Partner dem andern seinen Willen aufzwingen kann, durfte hier, wo es sich um Lebensfragen des ganzen Landes handelte, nicht gelten.

In Wahrheit, und auch das weiß der Mann von der Straße, wenn er es auch kaum versteht, geschweige denn billigt, hatte der SPD-Vorstand andre Motive. Seine und Kochs wesentlich wirtschaftlichen, innenpolitischen Programmpunkte erscheinen ihm unerfüllbar, und dafür will man nicht die Verantwortung übernehmen.

Vor wem? Vor den Wählern. Vor den Massen!

4.

Die nunmehr absterbende Internationale Militär-Kontroll-Kommission mag noch die letzten Königsberger groben Geschütze verschrotten, sie mag noch ein paar Kruppsche Maschinen abmontieren, sie mag die Schupo in Heilsarmee-Uniformen stecken – sie wird doch einen Militarismus in Deutschland nie vernichten können: den der SPD. Jeder Aufstieg der Unterklasse bleibt ein Spiegelbild der gestürzten Herrschaft, umso deutlicher, je gewaltsamer er sich vollzieht. Sowjet-Rußland als der Zarismus mit umgekehrtem Vorzeichen ist das oft berufene Schulbeispiel. Aber es gilt auch für gemäßigtere Klimate. Seit Lassalles Arbeiterbataillonen, seit des jungen Karl Liebknecht Junger Garde bleiben „Men-

talität“ und Diktion des preußischen Militarismus in der deutschen Sozialdemokratie vorherrschend. Die Hoffnung auf den politischen Endsieg für das soziale Ideal durch die Massen, durch die Gewinnung absoluter parlamentarischer Mehrheit ist ein rein militaristischer Gedankengang. Dieses Ziel, das wir Alle wünschen, wird die Sozialdemokratie mit dem bloßen Masseneinsatz nie erreichen. In dem Augenblick, wo sie etwa die Rechte des Reichstags bis zu den Demokraten numerisch überflügelt, wird sich links von ihr eine radikalere Partei so stark etabliert haben, daß sie die jetzige SPD entweder zu einer paktierenden Mittelpartei macht oder zu dogmatisierender Ohnmacht zwingt. Es ist nicht nur Militarismus, es ist Theologie: ebenso wie die biblische Schöpfungsgeschichte einen Anfang nimmt, setzt sich die Sozialdemokratie als Schlußstein aller menschlichen Gerneinschaftsentwicklung. Das aber hat mit wirklicher Politik nichts zu tun, die, wenn auch keine Wissenschaft, so doch nach einem allgemein bekannten Wort so etwas wie eine Kunst sein soll: die Kunst des Möglichen.

Die Haltung der SPD in dieser Krise zeigt nur die Unmöglichkeit ihrer Politik.

5

Die SPD scheut die Verantwortung dafür, der bittern Wirtschaftsnot der kommenden Monate nicht steuern zu können. Der Ursprung dieser Not ist nicht von gestern, sondern datiert seit Versailles, seit der Kriegserklärung, seit der kaiserlichen Außenpolitik überhaupt. Hat man der Sozialdemokratie die Verantwortung für alle diese Dinge zugemutet, als sie die Volksbeauftragten an die Spitze des geschlagenen und zerschlagenen Kaiserreichs setzte, als sie die Kabinette Scheidemann, Bauer, Hermann Müller bildete, als sie sich an den Kabinetten Wirth und Stresemann beteiligte? Nachdem man die außenpolitischen Verluste des Krieges endgültig auf ein geschäftliches Konto gebracht hat, bedeutet die innere Liquidierung doch nur das Gegenkonto. Jedes Kind weiß, daß der ganze nationalistische Rummel der letzten sechs Jahre nichts andres bezweckte, als die Schuld und die Schulden der Kriegsverantwortlichen und der Kriegsverdiener auf ihre Opfer im eignen Lande abzuwälzen. Jetzt, da diese innenpolitische Ungerechtigkeit die Mehrheit des Volkes stärker denn je bedroht, zieht sich die größte Partei, die berufene Vertreterin dieser Massen, in eine unverantwortliche und verantwortungslose Passivität zurück. Sogar von den verabschiedeten Teilhabern der Großen Koalition, von der Presse der Deutschen Volkspartei, des Zentrums und der Demokraten, muß die SPD diese Vorwürfe hören. Und sie kann diese Vorwürfe ehrlicherweise nicht entkräften. Selbst zugegeben, die Wählermassen würden nach einem Scheitern der Großen Koalition und ihrer wirtschaftspolitischen Aufgaben zu den Kommunisten fluten: werden sie nicht mit demselben, werden sie nicht mit größerm Recht erklären können, die Verelendung wäre nie so weit fortgeschritten, wenn man die Regierung in dieser Lage nicht einer ausschließlich bürgerlichen Politik überlassen hätte? Aber der liebe Gott ist noch stets mit den stärkern Bataillo-

nen gewesen — also Mandate und Wähler bewahrt! Fridericus kann selig lächelnd auf seine getreusten Schüler in der Linden-Straße herabsehn.

6.

Was keiner der sozialdemokratischen Kabinettschefs oder Minister im Reiche (neben vielem Andern) gelernt zu haben scheint, ist, daß man nicht nur mit noch so schönen Programmen, mit noch so stabilen Parlamentsmehrheiten regiert, sondern mit Menschen. Was man in Preußen begriffen hat, was aus dieser Erfahrung heraus auch Severing und Hörsing im Parteivorstand ihrem Minderheitsvotum zu Grunde gelegt haben dürften, ist die Tatsache, daß es nicht genügt, sich selbst von einer sichern Parlamentsmehrheit auf seinen Amtssessel heben zu lassen, sondern daß man diese Parlamentsmehrheit auch im Personal der gesamten Verwaltung zum Ausdruck bringen muß. Das ist die erste praktische Auswirkung jedes Parlamentarismus, mag man diese Regierungsform nun billigen oder nicht. Und man lasse sich nicht durch den blöden Zuruf: Futterkrippe! von Denen schrecken, die selbst Politik nie aus einem andern Gesichtswinkel als dem der Vetternwirtschaft und Gesinnungstreue betrieben und im Jetzten Jahr verstanden haben, diese Übung als eine liebe Überlieferung in allen Reichsämtern fortzusetzen.

Jahr für Jahr verliert die SPD in der praktischen Politik trotz Wähler-Millionen und Mandat-Dutzenden an Boden. Bei jedem Kabinettswechsel ist sie noch ausgeschieden, wenn die bürgerlichen Parteien gegen das Volk regieren wollten, und wieder eingetreten, wenn sie das Volk zur Linderung der außenpolitischen Nöte brauchten. Jetzt gilt es wiederum, ein — wievieltes? — Versailles der herrschenden Klassen gegen die Massen, wiederum, eine neue „Versklavung“ des Volkes zu verhindern, und prompt läßt sich die SPD kaltstellen als schmollte sie aus eignem Willen, anstatt mit Klauen und Zähnen um jedes Amt zu kämpfen. Wie anders will sie eine Regierungsmaschine aufhalten, die die Massen niederwalzt, als so, daß sie selbst die Hebel in die Hand bekommt und eine zuverlässige Bedienungsmannschaft hat!

Wissen dieses Dutzend ehemaliger Reichsminister und diese Hundertschaften der Parteifunktionäre überhaupt, daß die entscheidende Gewalt, ebenso wie im Parlament, keineswegs bei den politisch verantwortlichen Leitern des Ressorts liegt? Das Finanzministerium ist, zum Beispiel, bei Besetzung der höhern Posten meist viel maßgebender als die Chefs in ihrem eignen Ressort, und auch in jedem Ressort ist wiederum der Personalchef mit seinen Finanzbefugnissen oft mächtiger als der reine politische Tor mit dem Portefeuille. Damit ist noch nicht eimmal gesagt, daß antirepublikanisches Denken und Personal der einzige Widerpart wäre. Mindestens ebenso hemmend und widerstrebend ist der bisher unausrottbar gebliebene Tschin und die Clique, die durch geschickte Umbiegung oder Stillegung des Geschäftsgangs alle Absichten des politischen Leiters in das Gegenteil verkehren kann. Und all diese Dinge, an die von den republikanischen Parteien außer

dem Zentrum noch Niemand zu rühren gewagt hat, konsolidieren sich von Jahr zu Jahr und bedrohen die Republik, weil sie ihre sicherste Grundlage: einen wirklichen Parlamentarismus immer weiter zurückdrängen. Noch ist jetzt vielleicht die Gelegenheit da, das Versäumte nachzuholen, ehe eine Wirtschaftskatastrophe, durch die bürgerlichen Parteien verschuldet, die Sozialdemokratie wie nach dem Zusammenbruch wieder zu Hilfe ruft — als eine Feuerwehr, die dann in dem allgemeinen Tumult des Schadenfeuers wahrlich keine Möglichkeit zu aufbauender Arbeit für die Republik finden dürfte.

7.

Das Zentrum hat der SPD durch ein proklamiertes Festhalten an der Großen Koalition, sicherlich nicht aus Menschenliebe, eine Rettungstür offengelassen. Das Beamtenkabinett Luther, das schon Jedermann kommen sah, ist vorläufig in Rauch aufgegangen. Der Verhandlungsweg steht wieder offen. Wird sich die SPD inzwischen auf ihre höchste Pflicht besinnen, unter allen Umständen mitzutun, das heißt: nicht nur zu „regieren“, sondern auch zu verwalten? Niemand wird ihren heutigen Führern — namentlich nach ihrer büffelartigen Retraite bei den ersten Koalitionsverhandlungen — einen so kühnen Gedanken zumuten und vor Allem die Initiative dazu, selbst eine Minderheitsregierung anzubieten, wie sie doch den Genossen in den fortgeschrittenen und parlamentarisch erzogenen Ländern England, Schweden und Dänemark nicht immer ganz erfolglos gelungen ist. Denn man sollte meinen, daß grade für die drohende Wirtschaftskrise grade sie am besten die volle Verantwortung übernähme. Wird sie gestürzt, dann weiß das Volk, wer die Genesung verhindert hat, und dann mag man sich in Neuwahlen, die doch im nächsten Jahr kommen müssen, mit den Saboteuren der wirtschaftlichen Gesundung auseinandersetzen.

Wo fängt da das Recht an? von * * *

Frau Legener, die Mutter des ermordeten Wachtmeisters der Schwarzen Reichswehr Legener aus Frankfurt an der Oder, erkundigte sich bei der letzten ihr bekannten Dienststelle ihres Sohnes nach seinem Verbleib und erhielt folgenden Bescheid:

> Kommando der Artillerie-Schießschule   Jüterbog, den 11. 12. 25.
>
> An Frau   Ida Legener   Frankfurt-Oder
>
> Auf Ihre Anfrage teilen wir Ihnen mit, daß über den Verbleib Ihres Sohnes, des Wachtmeisters Legener, hier nichts bekannt ist.
>
> Unterschrift unleserlich
> Generalmajor

Und dann stand zwischen „bekannt ist“ und der Unterschrift offenbar nachträglich hineingeschrieben:

> Nach den angestellten Ermittlungen wurde Herr Legener im Febr. 23 dem Arbeitskommando der III. Division (Lt. Schulz) Berlin, Kurfürstenstraße, überwiesen.

Nun eine Gegenüberstellung:

Der Verantwortliche will nichts von Legener wissen,

Der nachträglich dazu schreibt, weiß, daß Legener an Feme-Schulz weitergeleitet ist.

Wo fängt da das Recht an?

*

In Königsberg fand vorige Woche ein Prozeß gegen Kommunisten statt. (In Ostpreußen gehen alle politischen Prozesse gegen Kommunisten.) Einige Mitglieder der KPD hatten im Juni 1924 aus einem Schuppen 5000 Ortgies-Pistolen gestohlen. Dafür werden sie anderthalb Jahre in Untersuchungshaft festgehalten. Prozeßführung im Zeichen der Entscheidung des Reichsanwalts: „Wo Menschen mit Ortgies-Pistolen auftauchen, handelt es sich um Kommunisten.“ Ein Reichswehrleutnant: „Ich leiste mein’ Eid, daß die Ortjies-Pistolen Eijentum der Reichswehr sind.“ Und er leistet sichs. Bewacht wurde der Schuppen von vaterländischen Nachtwächtern.

Nun eine Gegenüberstellung:

KPD

Kommunisten stehlen 5000 Ortgies-Pistolen. Anderthalb Jahre Untersuchungshaft. Ortgies-Pistolen sind immer das Zeichen für Kommunisten.

Schwarze Reichswehr

Die Schwarze Reichswehr „beschafft“ sich in Küstrin 5000 Ortgies-Pistolen. In Allenstein werden „Vaterländer“ verhaftet, die mit bewaffneter Hand im Begriff sind zu putschen – und werden nach drei Tagen aus der Haft entlassen. Die Schwarze Reichswehr wurde bei ihrem Putsch offiziös „National-Kommunisten“ genannt. Wollte man die Begriffe Ortgies-Pistole und Kommunist nicht von einander trennen?

Wo fängt da das Recht an?

*

Nur eine Gegenüberstellung:

KPD

Im Januar beginnt in Leipzig der Prozeß gegen die Zentrale der KPD. In geheimer Sitzung wird der Verteidiger der Angeklagten, Rechtsanwalt Obuch, abgelehnt, da er „der Zentrale nahegestanden habe und eine Beteiligung angenommen werden müsse".

Schwarze Reichswehr

Der Prozeß Beyer war zweifellos ein Prozeß gegen die Zentrale der Schwarzen-Reichswehr-Feme, Als Verteidiger wird der Syndikus und persönliche wie politische Freund des Fememörders Schulz, Herr Rechtsanwalt Sack, ohne Bedenken zugelassen.

Wo fängt da das Recht an?

XVIII.

Die Unterirdischen

Die famose Dolchstoßlegende beruht auf der Fiktion, die deutsche Revolution sei von irgendwelchen geheimnisvollen Verschwörern planmäßig vorbereitet worden. Als willkommene Kronzeugen für die Legende werden von den Monarchisten der ehemalige Volksbeauftragte Emil Barth, ein gewisser Vater in Magdeburg und ähnlich unmaßgebliche Personen angeführt.

Ich will die Ehrlichkeit dieser Kronzeugen nicht anzweifeln. Sie mögen subjektiv davon überzeugt sein, ihre geheime Tätigkeit habe wesentlich zum Ausbruch und zum Erfolg der sogenannten Revolution vom 9. November 1918 beigetragen. In Wirklichkeit ist noch nicht ein Prozent des Umsturzes auf ihre Rechnung zu setzen. Nur revolutionärer Größenwahn kann in der Revolution etwas andres als den automatischen Zusammenbruch eines schuldbeladenen Regimes erblicken.

Nicht einmal das geschickteste illegale Mittel der Linksradikalen: die Spartakusbriefe haben weitere Volkskreise oder gar das Heer erreicht. Sonst hätte der Spartakusbund im November und Dezember 1918 mehr als eine – allerdings sehr aktive – Sekte sein müssen.

Ich habe den maßgebenden Unabhängigen während des Krieges nahe genug gestanden, um zu wissen, wie entschieden sie immer jede illegale Betätigung abgelehnt haben. Und ich vergesse nie, wie gradezu entsetzt Hugo Haase 1917 war, als er die erste Nachricht über die Marinemeuterei erhielt. Er tat Alles, um als Mensch den armen Illusionisten zu helfen. Aber er betonte immer wieder, daß die Unabhängigen den Weg der Verschwörung für falsch, ja für eine Gefährdung der unabhängigen Friedenspolitik hielten, die immer mehr Anhang finde.

Die illegale Tätigkeit ganz links war minimal, die illegale Tätigkeit ganz rechts aber riesenhaft. Sie gipfelte in dem unablässigen Kampf gegen Bethmann, den die Alldeutschen als das Haupthindernis für ihre schrankenlose Annexionspolitik ansahen. Und sie konnte sich fast ungehindert entfalten, weil die entscheidenden Militärs in ihrem Herzen ganz auf Seite der Bethmann-Gegner waren.

Dieser Kampf erreichte seinen Höhepunkt im Jahre 1916.

Damals erschien die Geheimbroschüre: ‚Das Deutsche Reich auf dem Wege zur geschichtlichen Episode', mit dem Untertitel: ‚Eine Studie Bethmannscher Politik'. Der Verfasser zeichnete als Julius Alter. Es ist bis heute nicht gelungen, dieses Pseudonym zu lüpfen.

Julius Alter ist ein Militarist reinsten Wassers, der den Krieg als den „besten Arzt der Völker" bezeichnet. Und er ist Alldeutscher von maßloser Eroberungslust, der sogar Leute wie Rohrbach und Jaeckh als „Flaumacher" abtut. Aber er ist auch ein gebildeter und hochbegabter Mann. Die 64 Seiten seiner Schrift sind ein Meisterstück der Pamphletkunst in wissenschaftlichem Gewande.

Bethmann ist für ihn ein Lügner, der zu Unrecht in jeder zweiten seiner Reichstagreden seine Ehrlichkeit betone. Denn keiner von Bismarcks Nachfolgern habe in stärkerm Maße die Wahrheit gebeugt als er.

Bethmann ist ein Werkzeug dunkler Finanzmächte. Wenn er den Bruch mit Amerika vermeiden will, so tut er das, weil er

> weitgehend von den Anschauungen Herrn Ballins und seiner Gesinnungsfreunde im Großhandel und auf dem Kapitalmarkte beeinflußt wird.

Bethmann ist durch seine Schlappheit schuld an der langen Dauer des Krieges. Darum

> kommt das Blut der Söhne unsres Volkes nicht bloß auf das Haupt der Grey und Iswolski, sondern belastet zu einem nicht eben kleinen Teil nicht minder das Lebensbuch Herrn v. Bethmann Hollwegs.

So wird Giftpfeil auf Giftpfeil entsandt. Und sie sind gut gezielt. Ihr Schütze kannte genau die „Mentalität“ der Offiziers- und Hofkreise, die er in erster Linie beeinflussen wollte.

Nicht minder geschickt sind die „als Handschrift gedruckten“ ‚13 Briefe eines Marineoffiziers‘. Vorn und hinten mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, verfolgen sie in erster Linie das Ziel, das Heer gegen Bethmann aufzubringen. Er wird immer wieder als der im Ausland beliebteste Deutsche hingestellt, dem es nur auf Das ankommt, was das Ausland über ihn denkt. Der angeblichen Verzicht-Propaganda Bethmanns wird die angebliche Forderung der Front gegenübergestellt: Im Westen Belgien und das Becken von Briey, im Osten Preußen bis zum Peipus-See, vierte Teilung Polens, freie Ukraine und freies Georgien. Wie lange der Krieg dauert, ist dem Verfasser völlig gleichgültig:

> Mögen geniale Führer mit eisernem Willen den scharfen Krieg noch Jahr und Tag bis zum klaren Ziele unsres Volkes als nötig fordern, möge sonderlich der Krieg mit England allein noch Jahrzehnte dauern, so wird unser Vertrauen die starken Leitenden, die erfolgreich Vorsorgenden jeden Tag segnen.

Das Haupthindernis für diesen ersehnten langen Krieg ist Bethmann. Darum: Fort mit dem „langen Zwerg“!

Viel weniger wirksam als diese beiden Schriften ist das 300 Seiten starke Buch des Professors Hans Freiherrn von Liebig. Auch dieses „als Handschrift gedruckt“ und „streng vertraulich“. Aber genau so wie die andern damals in so weiten Kreisen verbreitet, daß mir unschwer Exemplare zugänglich wurden.

Das Buch, das in zwei Abteilungen erschien, trägt den Titel: ‚Die Politik Bethmann Hollwegs‘. Es ist eine einzige Anklage gegen Bethmann, dem nachgesagt wird,

> er genieße mit Recht das aufrichtige Vertrauen unsrer bittersten Feinde, sein Liebeswerben gelte den Engländern und Franzosen, Russen und Italienern, elsässischen Welschen, galizischen Polen und weltbürgerlichen Israeliten.

Wenn die Schrift trotzdem weniger wirksam wurde, so nur deshalb, weil sie einen echt professoralen Stumpfsinn atmet.

Herr v. Bethmann hat im Sommer 1916 die Urheber und Verbreiter dieser unterirdischen Literatur der Alldeutschen in

einer Reichstagsrede als „Piraten der öffentlichen Meinung“ gebrandmarkt. Aber es ist ihm nie gelungen, sie unschädlich zu machen. Sie hatten zu mächtige Gönner. Bemerkenswert ist übrigens, daß in all diesen Geheimschriften mehr oder weniger offen die Kanzlerschaft des Herrn v. Tirpitz propagiert wird.

Neben der geheimen Literatur der Alldeutschen gab es auch Geheimorganisationen. Von ihnen ist wenig bekannt geworden. Die Polizei, die die harmlosesten Zusammenkünfte von Pazifisten zu bespitzeln wußte, war offenbar taub und blind für die Machenschaften der Alldeutschen.

Nur der Zufall, daß einer meiner nationalliberalen Kollegen aus dem Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen ein paar Versammlungen einer solchen Geheimorganisation mitmachen konnte, hat mir über den Charakter dieser Gesellschaft Aufschluß gegeben.

Es handelte sich um eine hauptsächlich aus Nationalliberalen bestehende Gesellschaft, deren treibende Kraft ein Herr Poensgen war. Bei einer Versammlung dieser Leute im Februar 1915 wurde so wüst gegen Bethmann gehetzt, daß mein Bekannter sich unwillig entfernte.

Er versuchte es noch einmal im August 1915. Im Saal I des Reichstags hatten sich 200 Personen versammelt. Erst sprach ein nationalliberaler Abgeordneter — den ich nicht nennen will, weil er inzwischen vernünftiger geworden ist — für die Annexion von Belfort und der französischen Eisenerz-Bezirke. Dann entwickelte Professor Dietrich Schäfer das alldeutsche Verschlingungsprogramm. Dann sprach Admiral Kirchhoff für die Annexion von Baumwolland: Aegypten, Sudan, französischer und belgischer Kongo, Hegemonie über Afrika. Schließlich kündigte Herr Poensgen an, man werde eine „Auskunftsstelle“ gründen, „um vereinsrechtliche Schwierigkeiten zu umgehen“.

Ja, diesen Herren wurde es leicht gemacht, die Gesetze zu umgehen. Leichter jedenfalls als den Pazifisten, sie zu halten.

Doch soll nicht verschwiegen werden, daß auch einzelnen Pazifisten, wenngleich nur in bescheidenem Umfange, die Verbreitung unterirdischer Literatur gelungen ist.

Da war vor Allem die ausgezeichnete Denkschrift des Fürsten Lichnowsky: ‚Meine Londoner Mission 1912 — 14‘. Lichnowsky hatte sie nach seiner Rückkehr von London verfaßt, um sich mit einer rein sachlichen Darstellung gegen die wüste Hetze zu verteidigen, die die alldeutsche Presse gegen ihn entfesselt hatte, und gegen die er sich öffentlich nicht zur Wehr setzen durfte. Nur für seine nächsten Bekannten war sie bestimmt und darum auch nur in ein paar Exemplaren vorhanden.

Eins dieser Exemplare hatte Richard Witting anvertraut bekommen. Er gab es auf dringende Bitten dem Hauptmann v. Beerfelde, gegen Verpfändung seines Ehrenwortes, es Niemand zu zeigen.

Beerfelde, der schon Zweifel an der deutschen Sache bekommen hatte, wurde durch die Lektüre ganz erschüttert. Er schrieb Witting, daß ihm höher als sein Ehrenwort die Sache des deutschen Volkes stehe. Das sei bisher systematisch be-

logen worden. Es müsse die Wahrheit kennen lernen, wie sie Lichnowskys Denkschrift enthülle. Darum habe er es für seine Pflicht gehatten, sich Abschriften der Denkschrift anzufertigen, um sie zur Kenntnis der maßgebenden Stellen zu bringen.

Herr v. Beerfelde war nämlich alles eher als ein Unterirdischer. Er war ein Gläubiger, der mit fanatischer Wahrheitsliebe und mit vollem Einsatz seiner Person Das aussprach, was er für richtig hielt. Er glaubte, daß die maßgebenden Männer dem Volk nur deshalb die Wahrheit bisher nicht gesagt hätten, weil sie sie selbst nicht gewußt hätten. Darum sandte er die Denkschrift an den Kronprinzen und an verschiedene Militärs.

Die Folgen kann man sich denken. Zunächst wurde Herr v. Beerfelde für die Dauer des Krieges eingesperrt. Und dann begann eine aufgeregte Nachforschung nach den 10 oder 12 Kopien, die er hatte anfertigen lassen. Auch bei mir erkundigte sich die Polizei angelegentlichst. Ich hatte mein Exemplar glücklicherweise schon weiter gegeben, sodaß die Untersuchung negativ ausfiel.

Ich weiß nicht genau, wieviel Kopien wieder eingezogen werden konnten. Aber das weiß ich, daß inzwischen eine Menge neuer entstanden waren. Und ein mir bis heute unbekannt gebliebener Pazifist hatte sogar verstanden, einen Druck der Denkschrift anfertigen zu lassen, der mit einem außerordentlich aufschlußreichen Brief des frühern Krupp-Direktors Dr. Muehlon zusammen einigermaßen verbreitet worden ist.

Selbstverständlich tobte die Militärbehörde, deren Lügensystem durch Lichnowskys Wahrheit so peinlich durchbrochen wurde. Aber was sollte sie machen? Sie hatte Beerfelde auf Nummer Sicher gebracht. Sie konnte vielleicht Lichnowsky wegen Landesverrats belangen lassen. Aber die Verbreitung der Denkschrift war nicht mehr ganz zu unterbinden.

Lichnowsky war durch die tapfere Tat Beerfeldes in eine sehr peinliche Lage gekommen. Er wurde für etwas verantwortlich gemacht, wofür er wirklich nicht verantwortlich war. Seine edeln Standesgenossen im Herrenhaus schlossen ihn — der freilich mit seiner Einsicht nicht in ihre Reihen paßte — als unwürdig aus ihrer Mitte aus. Die Frage, ob nicht ein Landesverratsverfahren durchgeführt werden solle, wurde monatelang von den Behörden ernstlich erwogen. Und in der Pressekonferenz ließ die Regierung am 12. März 1918 kurzerhand erklären, „seine Darlegungen erklärten sich psychologisch mit dem Zustand einer starken Nervenzerrüttung des Fürsten bei Ausbruch des Krieges“.

Wer damals die Wahrheit zu sagen wagte, der mußte eben mehr oder weniger verrückt sein.

Außer Muehlons Brief und Lichnowskys Denkschrift ist noch eine dritte Drucksache von einigen Pazifisten unterirdisch verbreitet worden. Sie trug den Titel: ‚Um des teuren deutschen Blutes willen‘ und behandelte die Verletzung der belgischen Neutralität unter dem Gesichtspunkt des Rechtes.

Der Verfasser war ein mecklenburgischer Freiherr und Rittergutsbesitzer, vor dem Kriege und nach dem Kriege wieder treuer Leser der Kreuzzeitung. Aber dabei ein Altkonser-

vativer, der auf dem Standpunkt einer Schwesterpartei der Welfen: der mecklenburgischen Rechtspartei stand. Er lehnte den preußischen Militarismus ab. In 1914 fand er eine Analogie zu 1866. Wie damals Preußen das Prinzip: „Macht geht vor Recht“ gegenüber Hannover proklamiert habe, so jetzt das verpreußte Deutschland gegenüber Belgien.

Auf diesen Gedankengängen kam er zu Schlußfolgerungen, die ihn die Kriegsjahre hindurch mit uns Pazifisten zusammenführten. Seine Schrift ist ein wundervolles Dokument geistiger Klarheit und edler Menschlichkeit und war darum unsern Militärs ein Dorn im Auge, sobald sie davon Witterung bekamen. Der Verfasser wurde auf seinem einsamen Landsitz mit allen Schikanen der Militärgewalt verfolgt. Aber die geheime Verbreitung seiner Schrift konnten sie nicht mehr ganz verhindern. Sie erfolgte ja ganz unabhängig von dem Willen und dem Machtbereich des Urhebers.

Die Pazifisten brauchen sich keiner der von ihnen unterirdisch verbreiteten Schriften zu schämen. Alle drei waren wahre und von hoher Ethik getragene Sachdarstellungen. Keine von ihnen weist auch nur eine Spur der wüsten persönlichen Hetze auf, wie sie alle Geheimschriften der Alldeutschen charakterisiert.

(Schluß folgt)

Die toten Brüder von Jacob Jordan

Der Soldat Sarato wurde vor zehn Jahren in einer wüsten Gegend am Isonzo erschlagen, damit auf Grund dieses Vorgangs die Anzahl der Quadratkilometer, die der italienischen Administration unterstehen, vermehrt werde – wenn man die Aussage der kostbaren Marmorplatte auf seinem Grabe in Messina, er sei für die Größe seines Vaterlandes gefallen, so verstehen darf.

Der Commendatore Sarato, ein Bruder des Erschlagenen und hoher Regierungsbeamter in Messina, besuchte am Totensonntag das Grab. Er betrat die Marmorplatte, um das Kreuz, das er dem toten Bruder gesetzt hatte, mit Blumen zu schmücken. In diesem Augenblick brach der Marmor. War es eine schlechte Arbeit aus Kriegstagen, hatte der Regen die stützende Erde weggeschwemmt, war es, wie das Volk in Messina glaubt, der Ruf des toten Soldaten – Sarato stürzte in das Grab, bis auf den Deckel des Sarges. Dort erschlugen ihn die Stücke der Platte, und die nachrutschende Erde füllte die Grube, bis von den beiden Brüdern keine Spur mehr war.

Drei Tage später wurde in Rom der Jahrestag jenes italienischen „Sieges“ gefeiert, der den frischfröhlichen Krieg beendet hatte. Wieder setzt man Marmorplatten und spricht von der Größe des Vaterlandes – man spricht davon sogar mit einer gewissen geheimnisvollen Betonung, die gar nicht nur in die Vergangenheit sieht. Fascisten durcheilen, in Kompagnien geteilt und bewaffnet, die Stadt, die Kriegervereine aus Stadt und Land ergehen sich in Paraden, und der Musikkapellen, der Militärmärsche und Nationalhymnen ist buchstäblich kein Ende. In stillen Straßen kann man sehen, daß zwei dichtbesetzte Autos

mit Schwarzhemden totenstill hinter einer Ecke lauern. Dann flieht Alles, was Beine hat: Spezialkommandos – man kann nie wissen, wem es gilt. Kinder ziehen klassenweise dahin, schwarze Turnkittel, Fahne voran; sechs Posaunenbläser spielen unter dem Beifall der Menge „Deutschland, Deutschland über Alles“; die Carabinieri, schon sonst respektabel, tragen heute Federbüsche aus 1001 Nacht und treten in Rudeln auf; nicht genug Zeitungen, Schullehrer, Priester, Kinos, Mauern scheint es zu geben, um dem Volk zu verkünden, daß man heute – die toten Brüder ehre.

Aus der Tagesordnung des Kriegsministers (amtlich): „Um 8 Uhr morgens wird eine Ehrensalve (100 Schuß) durch die Artillerie abgefeuert. Es wird an die Truppen eine Extraration verteilt und Wein ausgegeben. Um 11 läuten die Glocken der ganzen Stadt, während in den einzelnen Kasernen kurze, aber eindringliche Siegesfeiern stattfinden. Am Abend werden die öffentlichen Gebäude illuminiert sein, und auf den Plätzen werden Militärkapellen spielen...“

An der zweitausendjährigen Front von Michelangelos Kirche, in der seinerzeit der Leichnam des unbekannten Soldaten aufgebahrt lag, brachten Arbeiter beim Morgengrauen eine Marmorplatte an, auf der zu lesen ist, daß das Vaterland der Erschlagenen gedenke. Dort fand die große offizielle Feier mit Blumen und Gebeten statt. Später, am Denkmal des Inconnu, große Nichtbeteiligung des Volkes. Das hatte man für andre Dinge interessiert.

Aus der Botschaft Mussolinis (amtlicher Text): „Soldaten der Erde, des Meeres und des Himmels! Im erhabenen Namen des Königs, der stets der Erste ist auf den Wegen der Gefahr und der Ehre, im Namen des Vaterlandes, das nun wiedergeboren ist im Willen und im Glauben, hämmere sich in eure Seele die wilde Sicherheit, daß die Soldaten Italiens, wenn die Zukunft uns neue Schlachten auferlegt, neue Siege erringen werden!“

Kein Wort vom Frieden. Kein Wort zu den Toten. Kein Wort von den Lebenden. Italien – ehrt seine toten Brüder: das ist nun das dritte Mal, daß der verantwortliche Leiter der italienischen Politik Kriegsdrohungen ausspricht: wem gilt es? Ist die Adria in Rom schon fertig verteilt? Ist das der Sinn der Flugsportmode?

Wenn das Vaterland stark wird, werden die Menschen schwach. Wenn die Sicherheit „wild“ wird, ist der Tod nahe.

Inzwischen hat, nach jener Bekanntmachung über ein nicht ausgeführtes Attentat auf den Duce, die Militarisierung Italiens große Fortschritte gemacht. Es ist aus keiner Theorie zu erklären, daß man mit einer so alten Rasse noch solche Experimente machen kann. Aber: die Stimmung ist so, daß das Vaterland seine armen Schlucker um den Finger wickeln kann.

Die Parallele zu jenem kleinen Vorfall in Messina, so naiv sie ist, drängt sich auf. Wann werden die Marmorplatten, die man jetzt mit Blumen schmückt, brechen, und die lebenden Brüder zu den toten hinabstürzen – für die Größe des Vaterlands?

Reichsbanner und Reichswehr von Kurt Hiller

Nicht weniger dumm und schädlich als das undifferenzierende Keifen Radikaler gegen die Sozialdemokratie ist das undifferenzierende Keifen Radikaler gegen das Reichsbanner. Kritik der Sozialdemokratie, Kritik des Reichsbanners tut not, und grade wir Sozialisten, grade wir Republikaner müssen sie üben; aber die Art, das Kind mit dem Bade auszuschütten, diese grobschlächtige, dilettantische, barbarenhafte Art des Politisierens sollte aufhören. Das Reichsbanner war, als es gegründet wurde – und lange, eh' es gegründet wurde – notwendig: die Republik brauchte einen Arm, sie zu schützen. Noch heute wahrscheinlich braucht sie ihn. Gewiß heißt das Ziel, das wir Radikalen uns setzen: der Form Republik republikhaften, republikwürdigen, sozialen, humanen Inhalt zu geben; solange der fehlt, freut uns die Form nicht; aber da sie ihn unzweifelhaft eher ermöglicht, als die alte, zertrümmerte Form ihn ermöglicht hat, dient auch schon Schutz der bloßen Form, Verteidigung den Form gegen den Ansturm Derer, die sie zerbrechen und die alte wiederherstellen wollen, unserm Ziele. Dies zu übersehen, beweist engen Blick. Und darum, meine ich, ist zum Reichsbanner grundsätzlich Ja zu sagen.

Anders wird die Sache, wenn sich zeigen sollte, daß das Reichsbanner – weit über den Verzicht auf adäquate Erfüllung der republikanischen Staatsform, die es verteidigt, hinaus – gradezu die Erhaltung des alten Staatsinhalts in der neuen Form, die Pflege des nationalistisch-militaristischen Geistes in der jungen Republik betreibt. Das Reichsbanner, ich wiederhole es, ist nicht wertlos, wenn es sich auf Verfassungsschutz, auf formalen Republikanismus beschränkt und sich desinteressiert an der inhaltlich-republikanischen Propaganda, die wir als radikale Sozialisten, als radikale Kulturpolitiker, als radikale Kriegsgegner entfalten; aber es wird gefährlich, wenn es dieser Propaganda widerstrebt.

Was soll das bedeuten? Die offizielle ‚Illustrierte Reichsbannerzeitung' widmet eine ihrer letzten Nummern „unsrer Reichswehr". Die Reichswehr, nicht die schwarze, nein, die legale schwarzweißrote – das dürfte auch dem Reichsbanner bekannt sein – , ist der Hort aller Feinde der Republik. Sie stand dem Reich zu konterrevolutionären Aktionen zur Verfügung; zu republikanischen hat noch keine Regierung sie heranzuziehen versucht. Von den finstern Meuchelaffären, in die Angehörige der legalen Reichswehr verstrickt scheinen, zu schweigen – : nicht wesentlich weniger als hundert Prozent des Offiziercorps steht auf monarchistischem Standpunkt. Ein Gemeinplatz; aber dieser Reichswehr samt Flotte widmet die Reichsbannerzeitung fünf Riesenseiten freundlich streichelnden Textes und folgende Bilder in Tiefdruck:

> Springübungen beim Reitunterricht der Reichswehr; Parade eines Kavallerie-Regiments vor dem Reichspräsidenten beim Abschluß der diesjährigen Manöver; Am Scherenfernrohr; Panzerwagen bei einer Manöverübung; Die moderne auseinandergezogene Schützenlinie mit Maschinengewehren im markierten Feuer; Eine Reichswehr-Abteilung auf dem Marsch

> durch ein Dorf; Verladen von Artillerie ins Schiff; Leichte Funkstation in Deckung; Leichte Feldartillerie in Stellung; Unterricht auf der Infanterieschule; In der Druckerei der Artillerieschule; Meldehunde für den Dienst in der Feuerlinie; Ausbildung in Leibesübungen: Hochsprung; Ausbildung im Fechten unter Leitung des Fechtmeisters auf der Infanterieschule; Ausbildung in Leibesübungen auf der Infanterieschule; Vernichtung des dänischen Linienschiffes ‚Christian III.' bei Eckernförde am 5. April 1849; Kampf der schleswig-holsteinischen Freiheitstruppen mit den Dänen bei Missunde 1848; Gedenktafel für die im Weltkriege verloren gegangenen Schiffe und Luftfahrzeuge der deutschen Marine.

Also eine Propagandanummer für Militär, Flotte, Befreiungskrieg. Wie? Deutschnationaler läßt sich ein Blatt nicht redigieren. Deutschnationale Monarchisten zu bekämpfen, taten Republikaner sich zusammen und exekutieren nun einen deutschnationalen Republikanismus. Sind wir Republikaner, um den Feinden der Republik den Revanchewind aus den Segeln zu nehmen? Um wilhelminisch ohne Wilhelm, ludendorffisch mit Seeckt zu sein? Der Verfasser des Artikels ‚Unsre Reichswehr', H. E. Lange, Polizei-Oberst a. D., Republikaner, schreibt in der Nummer:

> Daß eine Truppe kriegerische Traditionen pflegt, wird nur tadeln, wer in diese Umwelt hineingerät, ohne von ihrem Wesen auch das Geringste zu verstehen. Man kann eine Truppe nicht mit pazifistischem Geist durchtränken. Wollte man das tun, dann wäre es besser, sie überhaupt abzuschaffen.

In der Tat, das wäre es. Leider zieht Herr Lange diese Konsequenz nicht, die die Deutsche Friedensgesellschaft schon 1921 zog. Auch das Reichsbanner sollte sie ziehen. Statt sich bei der Reichswehr anzuschmieren – der ein drei Millionen starker Bundesgenosse für den nächsten Krieg oder Bürgerkrieg allerdings willkommen sein mag – , sollte es lieber erkennen, daß die halbe Goldmilliarde, die unsre bettelarmen Volksmassen jährlich für die Reichswehr aufbringen müssen, an ein recht überflüssiges und gefährliches Spielzeug verschwendet wird. Will das Reichsbanner die Niederknüttelung der Arbeiterschaft? Sympathiekundgebungen für die Arbeiterschaft sind von der Reichswehr wohl kaum zu erwarten! Will das Reichsbanner den Krieg? Wenn die Reichswehr irgendeinen Sinn hat, außer dem: einigen tausend Offizieren Brot und einigen tausend Rössern im Zeitalter des Autos Daseinsberechtigung zu geben, im übrigen fast hunderttausend kräftige junge Leute dem Produktionsprozeß zu entziehen – dann kann sie doch nur den Sinn haben: Rahmen zu sein für eine große, auf Wehrzwang beruhende Revanchearmee der Zukunft. Will das Reichsbanner diese Entwicklung fördern? Will das Reichsbanner diesen Rahmen füllen? Besteht die Eigenart schwarzrotgoldner Politik darin, schwarzweißrote Politik zu machen, aber sie schwarzrotgold zu bewimpeln? Wünscht das Reichsbanner, dem neuen Kriege, der Wiederbolung des organisierten Mordes an Millionen lebensgewillter Menschen Vorschub zu leisten? Aber wenn es das nicht wünscht: warum poussiert es die Reichswehr?

Berichtigung

Es ist unwahr, daß die Abgeordneten Wulle und Kube den Grütte-Lehder zum Mord animiert haben. Wahr ist vielmehr, daß Grütte-Lehder nicht einmal andeutungsweise derartige Absichten geäußert hat, sondern lediglich den ihm als Defraudanten bekannten Oberleutnant Müller wegen Unterschlagungen entlarven wollte.
Es ist unwahr, daß Grütte-Lehder nach der Tat mir Bericht erstattet und ich mit den Worten quittiert habe: Es ist gut. Wahr ist vielmehr, daß Grütte-Lehder nach der Tat mit mir überhaupt nicht mehr zusammengekommen ist, kein Einziger eine Ahnung von der Tat hatte.

Grütte-Lehder: Da sagte Wulle zu mir: „Solche Leute müssen unschädlich gemacht werden". Diese Worte gaben mir zuerst den Gedanken, Dammers unschädlich zu machen.
Vorsitzender: Hatten Sie den Eindruck, daß die Abgeordneten Sie zur Tat veranlassen wollten?
Grütte-Lehder: Es war mehr! Wulle sagte: „Es muß etwas geschehen". Ich habe geglaubt, daß sie den Mord von mir wollten, und sie haben ihn auch gewollt.
Der Vorsitzende: Wie haben Sie die Parteileitung vom Morde unterrichtet?
Grütte-Lehder: Am 20. November 1923 ging ich zur Parteileitung. Dort traf ich den Leutnant Hildebrandt, der sich sehr freute, als ich sagte, Dammers sei tot. Dem Abgeordneten Wulle sagte ich: „Der kommt nicht wieder", worauf er mir sagte: „Dann ist es gut".

Es ist unwahr, daß die Abgeordneten v. Graefe und Kube die Eltern des Grütte-Lehder und diesen selbst zum Schweigen zu veranlassen gesucht hätten. Wahr ist vielmehr, daß die genannten Abgeordneten weder mündlich noch schriftlich noch durch Mittelsleute mit den Eltern des Grütte-Lehder verkehrt haben, ebenso nicht nach der Tat mit dem Grütte-Lehder selber.

Grütte-Lehders Stiefvater: Ich bin zum Abgeordneten Graefe gegangen und wurde von ihm zum Syndikus geschickt. Der zeigte mir einen Brief Graefes, in dem stand, daß die Partei Grütte gegenüber kein ganz reines Gewissen habe, und daß man Alles tun müsse, um ihm zu helfen.
Mitteilung Grütte-Lehders an einen Mitgefangenen im Moabiter Untersuchungsgefängnis: „Kube war bei meinen Eltern, und sagte, es sei der Partei sehr unangenehm, daß ich hier sitze."

Es ist unwahr, daß die Abgeordneten Wulle, v. Graefe, Kube und Graf Reventlow der ungarischen Regierung ihr Ehrenwort für die reinen und ideellen Motive des Mörders verpfändet haben. Wahr ist vielmehr, daß die genannten Abgeordneten mit der ungarischen Regierung überhaupt nicht, weder mittelbar noch unmittelbar in dieser oder einer ähnlichen Angelegenheit verhandelt haben. Der Abgeordnete Wulle hat dem Rechtsanwalt des Grütte-Lehder in Budapest in einem Brief, dessen Wortlaut im Stenogramm der Landtagssitzung vom 15. Dezember dieses Jahres nachzulesen ist, erklärt, daß er Grütte-Lehder überhaupt nicht näher kenne, ihn nur ein einziges Mal gesehen habe, und daß ihm von Andern mitgeteilt sei, Grütte-Lehder habe

Die Abgeordneten haben ihr Wort tatsächlich nicht dem Ministerpräsidenten Graf Bethlen, wohl aber einem hohen Beamten des ungarischen Justizmmisteriums verpfändet.

Grütte-Lehder: Dammers besaß Papiere, die für meine Partei belastend waren.
Der Vorsitzende: Wie haben Sie den Entschluß gefaßt, Dammers zu ermorden?
Grütte-Lehder: Ich sagte eben schon, daß er Papiere verraten wollte, die die Parteileitung schwer kompromittieren mußten. Ich

seine unselige Tat, die er auf das
Schärfste verurteile,
als Fanatiker begangen ohne die Absicht,
sich zu bereichern.
A. v. Graefe-Goldebee, M. d. R.
Wilhelm Kube, M. d. R.
Graf E. Reventlow, M. d. R.
R. Wulle, M. d. L.

ging daher zum Abgeordneten Wulle und sagte ihm, was Dammers gegen die Deutschvölkische Partei vorhabe. Wulle war sehr erregt und rief den Abgeordneten Kube zu der Unterredung hinzu. *Berthold Jacob*

Wilhelm II. von Veit Valentin

Meine gelehrten Fachgenossen haben mir seinerzeit sehr übelgenommen, daß ich unter den Büchern, denen ich für meine Bismarck-Biographie viel zu verdanken gehabt, auch Emil Ludwigs ‚Bismarck' aufgeführt hatte. Wenn ich heute dazu verurteilt würde, eine Lebensbeschreibung Kaiser Wilhelms II. zu verfassen, dann... ja: ich müßte Ludwigs biographische Behandlung des Kaisers (erschienen bei Ernst Rowohlt), die erste ernsthafte, die er gefunden hat, mit Respekt, aber auch mit Widerspruch notieren.

Es ist schön, wenn einem leicht fällt, Bücher zu schreiben; grade deshalb dürfte man sichs nicht noch leicht machen. Über den Kaiser ist viel getratscht und geklatscht worden; wir haben das – oft schaudernd – in uns aufgenommen; nun wird uns aus dem schon etwas kalt gewordenen Schmaus noch einmal ein Ragout serviert. Gewiß: der Koch hat eine berühmt geschickte Hand, seine Saucen sind pikant genug – aber... Emil Ludwig ist selbst ein anspruchsvoller Mann: warum unterschätzt er so sein Publikum? Um den Leser recht zu packen, hat er sogar die wirksamsten Quellenpartien zu Dialogen dramatisiert; wir haben uns derlei im Apollo-Theater und sonstwo schon angehört und waren des Glaubens, damit jede Freude am sprechenden Panoptikum für immer abgebüßt zu haben.

Harte Jugend, Zu früh, Kabalen, Gewitter: so sind die Kapitel überschrieben. Sie schließen auch meistens so. „Immer leiser hört der Kaiser hinter sich das Stöhnen seines Landes": Ende des Buches. Es ist Geschmackssache: Viele haben das sicherlich gern; ich nicht. Vielleicht ists die Schuld des Kaisers, daß an ihm sogar die Geschichtsschreibung zum Kitsch wird.

Das Leben Wilhelms II. enthält ein doppeltes Problem. Der junge Kaiser beginnt mit den besten Absichten – trotz seiner beispiellosen Fehler und Eigenmächtigkeiten nimmt Deutschland bis zur Jahrhundertwende außenpolitisch einen glanzvollen Aufstieg. Warum?

Der Kaiser und seine Gehilfen machen, oft wider bessern Instinkt, weltpolitisch die schwersten Fehler und verderben dadurch auf längere Sicht hoffnungslos vieles Gutbegonnene: obgleich man das weiß und sieht, bleibt Deutschland brav und ruhig, glaubt, was man ihm vorerzählt, und läßt sich aus Hochmut und Ungeschicktheit in einen Krieg hineinreißen, der nur deshalb katastrophal endet, weil sichs nicht entschließen kann, irgendetwas selbst zu wollen. Warum?

Als der Kaiser Alles machen wollte, gings mäßig, oft schlecht; als er sich in völlige Tatenlosigkeit versteckte, gings

ganz miserabel und schief. Es ist Schuld der Person Wilhelms II.; es ist auch Schuld Deutschlands.

Summa: bei keinem Monarchen ist eine anekdotenhafte Biographie, wie Ludwig sie gibt, unsachlicher. Sie macht die Angelegenheit noch um einiges schlimmer, als er selbst sie gemacht hat. Auch noch um manches unklarer.

In der Auffassung des Einzelnen ist Ludwig weniger selbständig als sonst. Drei geniale Geschichtenerzähler haben ihn inspiriert: Bismarck, Harden, Bülow. Es ist vielleicht schwer, dem Charme dieser Drei zu widerstehen. Ludwig ist geniegläubig, auch bei geschichtlichen Figuren, bei denen man schließlich eine Kleinigkeit vorsichtiger sein muß als in der Kunst. So gefällt er sich gleich Vielen als Testamentsvollstrecker des alten Fürsten Bismarck. Warum stellt er nicht die Gewissensfrage: Was war schwer zu tragen an Bismarcks Hinterlassenschaft – außenpolitisch, besonders aber im Innern!? Harden war zeitgenössischer Bekämpfer Wilhelms II. – Grund genug, daß er nicht Alles richtig sehen konnte. Wie man aber den Schatten Eulenburgs auch heute noch, nach Hallers Veröffentlichungen, Hardens Inspirator Holstein opfern kann, ist bei Ludwig unbegreiflich, auch wenn man ihm das Recht zugesteht, sich als Hardens Epigone zu fühlen. Ludwig hat doch Holstein durchschaut; die Schmökercharakteristik „Alchimist“ hätte er sich freilich sparen können.

Und Bülow? Bülow hat doch selbst schon gezeigt, wie er Geschichte frisieren kann; fühlt sich Ludwig so sehr als sein Gehilfe? Er scheint mehr von Bülows Absichten zu wissen als Andre. Auf Seite 361 lesen wir: „Bülows bis heute unklare Rolle im Prozeß Eulenburg, die er selbst noch aufhellen wird, erklärt sich leicht aus einer Atmosphäre, in der echte Freundschaft ersticken muß.“ Ich finde, daß sich Fürst Bülows Rolle ganz und gar nicht aus dieser „Atmosphäre“ erklärt, und freue mich, daß er selbst die „Aufhellung“ noch besorgen will.

Die Drahtleitung Bülow-Ludwig funktioniert; man begreift warum Kiderlen-Wächter und Bethmann Hollweg so verzeichnet sind. Tirpitz, der Lügenvater, dagegen ist scharf getroffen.

Endergebnis: Es steht so ziemlich Alles in dem Buche, was ein Republikaner zwischen Schmargendorf und Halensee schon einmal irgendwo gehört hat, und was er nun um der brillanten Form willen als ewige Wahrheit gern glauben wird. Ludwig ist der Vertreter eines neuen Literaturzweigs: Dokumentiertes Feuilleton in Buchform. Macaulay hat von seiner Englischen Geschichte gewünscht, daß sie den letzten Roman vom Damentisch verdrängen möge. Auch Ludwigs Buch wird Romane verdrängen – aber nur, wenn sie von Ompteda sind.

Zum Dichten hat es bei Emil Ludwig schließlich doch nicht gereicht. Die schöpferische Phantasie wird von ihm durch Weltgeschichte ersetzt. Mit den Genies ist er nun durch. Wilhelm II. hat die Reihe der Psychopathen eröffnet. Wird Königin Christine das nächste Objekt sein? Ludwigs dramatische Kunst war die Renaissance von Breslau. Heute ist es – und wir mit ihm – angelangt bei der Historiographie von Ascona.

Peter Altenbergs Abschied von Arthur Eloesser

Vor dem Kriege wurde von Peter Altenberg erzählt, daß er während einer schweren Krankheit von einem Freunde gefragt wurde: Ist es wahr, Peter, daß du sechzigtausend auf der Bank hast? Worauf der kranke Peter mit der Aufrichtigkeit, die uns die nahende Ewigkeit abnötigen soll, das Geständnis hauchte: Nein, nur vierzigtausend. Demnach wäre der arme Peter auch ein kleiner Charlatan gewesen, und wenn es sich so verhielte, wäre den Leuten durchaus recht geschehen, die gewiß mehr von ihm gehabt haben als er von ihnen. Ich kenne einen Brief von Peter an einen sehr prominenten Zeitgenossen, worin er sich für die Bewilligung einer kleinen Rente bedankt, und zwar auf gradezu fürstliche Weise, da er vor dem berühmten Manne von der Notwendigkeit seines Unterganges spricht, da er von der nackten Tragik seiner Existenz ein Schamteilchen entblößt. Der Brief ist wundervoll geschrieben, noch viel bedachter und abgestimmter als irgendeine seiner Skizzen, und der Peter mag sich nach der sorgfältigen Abfassung von zehn Zeilen gesagt haben: Nun bin ich ihm nichts mehr schuldig. Es gibt wenige Literaten und wenige der Literatur attachierte Caféhausgänger in Wien, die nichts für den armen Peter getan haben wollen, die ihn nicht mitgegründet haben, wenn man ihn mit wohltätiger Zauberei einmal an den Lido versetzte oder im Winter auf den Semmering, in einen schönen Pelz gehüllt und die Taschen voll Chocolade und Zigaretten gesteckt. Sie haben Alle was für ihn getan, aber ich glaube, daß mindestens von den Literaten auch etwas Ranküne dabei gewesen ist. Denn irgendwie mißbilligten sie, nicht den himmlisch armen Peter, den göttlichen Schnorrer, sondern vielmehr den Schriftsteller, der die unnachahmliche, keinem Andern dienstbare Erfindung gemacht hatte, daß er sich um die Erfindung, um diese lästige Verpflichtung des Schriftstellers überhaupt nicht kümmerte. Der Mann hat es gut, sagten sie sich, allerdings nur sich, er notiert einfach, wie ich es sehe, oder was der Tag mir zuträgt, und das gilt schon als ganze Note. Wenn wir uns erlaubten, immer von Erbsenpüree und Zahnpasta, von Schlafmitteln und Abführmitteln zu schreiben – wir haben schließlich auch unsre Verstopfungen – : würde uns solche Unmittelbarkeit erlaubt sein? Vielleicht hat er allein es richtig angefangen, der verschmitzte Peter, vielleicht muß der Sonderling schon fertig sein, bevor er Schriftsteller wird. Aber die Dachkammer ganz oben und der Mangel an Bequemlichkeit, an Lebensweichheit und immer mit nackten Füßen auf hölzernen Sandalen – man muß wohl auch für die Primitivität geboren sein.

Alfred Polgar hat Peters Nachlaß sechs Jahre nach seinem Tode mit Frömmigkeit herausgegeben (bei S. Fischer). Der Schriftsteller Peter Altenberg starb an einer Lungenentzündung im Wiener Allgemeinen Krankenhaus, interne Abteilung, am 6. Januar 1919, zwei Monate vor seinem sechzigsten Geburtstage, den er gern noch erlebt hätte, den er mit der Wunschkraft seiner letzten Lebensschwäche heranbeschwor. Aber er

fühlte sich seiner Sache nicht sicher, und so beginnt er auf diesen uns erhaltenen Blättern den unerfreulichen Abschied zu nehmen. Ich frage mich noch einmal, worin sein Reiz bestand, und welchen Eigenschaften er von vorn herein die Berechtigungen der Ausnahme, die Privilegien einer vergleichlosen Einzigkeit zu verdanken hatte. War er übermäßig geistreich? Ich glaube nicht. Hat er uns von dem bittern Salz der Erfahrung zu kosten gegeben wie ein Larochefoucauld, wie ein Fontane, denen wir immer nur zustimmen können: Ja, so ist es, wenn wir einmal, besonders gegen unsre Freunde und andre Anhänglichkeiten ganz aufrichtig, also ganz boshaft sein wollen? Gewiß hatte er viel von der sublimen Rachsucht des Schriftstellers, die Thomas Mann lobt, aber er war doch nicht ein Epigrammatiker der mit dem Diamantbohrer geschliffenen Pointen. Sah er so viel schärfer als andre Leute? Ach, er sah wohl Vieles überhaupt nicht und das Andre, wie er es sehen wollte, als ein Romantiker, ein Troubadour des Impressionismus, besonders, wenn die Eindrücke von Frauen oder von Kindern kamen, wofern er da einen Unterschied gemacht haben sollte. Auch der alte, der kranke, der seinem Untergang zuschwebende Peter schwärmt noch für das kleine Mädchen, dem ein unnützes Seidenfleckerl lieber ist als ein seidenes Kleid. Mit diesem Glauben, der schließlich fast sein einziger war, ist er in die Grube gefahren.

Ich meine, seine Einzigkeit bestand darin, daß er nicht nur mit den Füßen nackt ging, daß er überhaupt keine umständliche und hinderliche Tracht an hatte, weder die Rüstung des Dramatikers noch den wehenden Mantel des Erzählers noch die enge Fechtjacke des stoßbereiten Epigrammatikers und nicht einmal die Windjacke des Lyrikers. Literarisch durch und durch hat er keine literarische Form fortgesetzt und auch keine Literatur zur Fortsetzung hinterlassen. Zehn Bände hat er geschrieben, sie stehen ihm nicht im Wege wie andern Schriftstellern, und wie lange ich ihn überleben sollte, ich brauche seine Bücher eigentlich gar nicht, um ihn zu hören, um ihn zu denken. Er ist der Unmittelbarste von Allen, die wir erlebt haben, er hat sich so direkt, so ohne überlieferte und weiter überlieferbare Hilfsmittel mitgeteilt, daß wir uns immer wieder fragen mußten: Ist das feinste Kunst, oder ist das überhaupt keine Kunst mehr? Jeder Dichter baut sich seine Welt über, neben oder unter der Welt, und wie leicht ihr Material sein darf, ohne Stützen und Streben wird es sich nicht halten können. Peter Altenbergs Werk hat gar keine Architektur. Keine Leistung ruht auf der andern, keine dient als Stockwerk und noch weniger als Treppe, um zu der andern hinauf zu führen. Alles, was er jemals sah, hatte sein Auge von vorn herein. Alles liegt neben einander, im Raume und auch in der Zeit.

Sprechen wir nicht von Entwicklung. Der arme Peter schwärmte von seinen Genüssen, die seine Wünsche, die seine Entbehrungen waren, und die alle in dieser Welt hätten befriedigt werden können. Es ist die eines Bourgeois gewesen. Preisen wir seine Ehrlichkeit, die sich von keinem pathetischen

Ehrgeiz aufblähen ließ. Sein Ideal war ungefähr das: Ich möchte bei vollem Bewußtsein der angenehmen Lebenslage ein Säugling sein, in Seide und Spitzen gebettet, sauber gehalten von weichen Frauenhänden, die die Druckstellen meiner zarten Haut mit frommen mütterlichen Händen einpudern. Meine Ernährung, meine Verdauung soll die Sorge meiner Umgebung sein, die für notwendige Verrichtungen nur ein wenig Wach-sein von mir fordert, damit ich umso reiner schlafen kann. Schicksalslos wie der schlafende Säugling. Seine Wiege stand nicht auf dem Olymp, stand vielmehr in einem Wiener, in einem wohlhabenden Wiener Bürgerhause. Der arme Peter hat sich um die Armen, wenigstens um diejenigen, die an den Maschinen arbeiten, die sich die Hände schmutzig machen, wenig gekümmert. Seine Sorge in Zorn und Mitleid galt den Reichen, die mit ihrer günstigen Lebenslage nichts anzufangen wissen, und denen er, Männern und Frauen, etwa vorschrieb, wie zart man miteinander umgehen müßte, um sich nicht weh zu tun, um das Leben nicht zu verletzen, das an sich ein Wert, eine große Kostbarkeit ist. Diese Lebensansicht buhlte mit gar keinem Heroismus.

Und dennoch sieht er auf dem Bilde, das Polgar dem Nach-laßband beigegeben hat, dem Friedrich Nietzsche unheimlich ähnlich. Nicht nur dank dem dick herabhängenden, buschigen, fast majorshaften Schnurrbart, sondern auch dank der Stirn, die sich zu Felsenstärke ausgedacht hat, und auch dank dem Blick, nicht dem eines Beobachters, der aufnimmt, sondern eines Sehers, der will, der befiehlt. Das tragische Haupt eines Einsamen, dem Keiner helfen kann, und von dem, schlimmer noch, Keiner Hilfe annimmt. Es ist richtig, daß seine Einsam-keit keine Felsenlandschaft war mit Aussicht auf Gletscher und ewigen Schnee, sondern eine große Stadt, die rings um ein Caféhaus liegen mußte. Zur Stimme des Predigers diese Wüste, oder vielmehr diese wüsten Menschen, die richtig ge-lebt haben würden, wenn sie auf ihn gehört hätten, auf einen Lebensschwachen, auf einen Kranken, der umso besser wissen mußte, was Leben, was Gesundheit ist. Ein kleiner Nietzsche, der eigentlich nichts Andres als das mens sana in corpore sano gelehrt hat. Trotz aller Schwärmerei ein Antiromantiker, ein Diätetiker des Lebens und der Seele, ein Sohn des 18. Jahr-hunderts, wenn er durchaus der Sohn von irgendetwas sein soll. Und wiederum ein Mystiker, wie jeder Mensch es wird, der sich in seinen Leib hinein versinnt, der alle Entdeckungsreisen rund um seinen Mikrokosmus abmacht. Um einen genialen Mi-krokosmus, so schlecht geschützt, so durchlässig unter einer dünnen Haut, die ihm immer weh getan hat. Auf diesen letzten Blättern spricht der Überempfindliche von seinen Leiden über das der Andern hinaus und für die Andern, von seinem selbst-los genialen Weg, von der versteckten Schuld, die die Krank-heit bringt, und wenn das letzte Wort auch noch nicht aus-gesprochen wird, eine vox mystica klingt ziemlich deutlich die alte Melodie, daß der Tod der Sünde Lohn ist. Wir sind da auch in einem Zauberberg, der aber keinen Rückweg mehr frei läßt.

Es geht dem armen Peter zuletzt so schlecht, daß er sich selbst historisch nimmt, daß er auf seine Zusammensetzung zurückkommt, auf das Ungnadengeschenk pathologischer Eltern, die ihm den unvermeidlichen Fluch des Ganzidealismus hinterließen. Er wollte doch nur leben – aber Begeisterung verzehrte die wenigen Lebensenergien, die für den Kampf ums Dasein selbstverständlich hätten verwandt werden müssen. Kranke Eltern hinterließen ihm die Krankheit der Romantik, ließen ihn den Leidensweg eines unerbittlichen Dichters gehen bis zum unvermeidlichen Untergang. Lächeln wir nicht mehr über des armen Peter Schlaf- und Abführmittel, über seine Erbsenpürees und Zahnpasten: er hat um das Leben gekämpft, um das nackte Leben, wie man hier sagen darf. Schutzlos unter seiner dünnen Haut, mit viel Angst, mit wenig Hoffnung sechzig Jahre lang – ein Held ist er gewesen.

Köpfe der Zeit von Robert Breuer

Rudolf Großmann ist, wie der (bei Rudolf Mosse in Berlin erschienene) stattliche, fünfzig Bildnisse in vortrefflicher Reproduktion enthaltende Quartband beweist, ein hervorragender Zeichner; er ist, wie die zur Zeit (bei Paul Cassirer) stattfindende, den Extrakt zwanzigjähriger Arbeit enthaltende Ausstellung bestätigt, ein gewandter, viel könnender, sehr beweglicher, überraschend gebildeter, die weite Welt, die Kunstgeschichte und die Konkurrenz kennender Maler. Indessen, wenn man diese siebzig Bilder oder jene fünfzig Zeichnungen anschaut, würde man nicht bezwungen auf Eine Hand schwören; wie man dies ohne weiteres nach zehn Bänden Daumier oder vor tausend Bildern Rembrandts, Manets und Liebermanns täte. Wir werden von einer Fülle überzeugender Eindrücke getroffen; es mangelt aber das stabile Ich. Wir sehen nicht die Vielfältigkeit der Natur durch ein Temperament; wir sind vielmehr verblüfft über die Empfänglichkeit für die Temperamente der Natur. Hier liegt versteckt eine Verwandtschaft, wenn auch eine sehr subtile, zum mechanischen Prozeß der Photographie, eine Verwandtschaft, wenn auch eine sehr amüsante, zum Kunstgewerbe und zu dessen Prinzip der Diagonale zwischen dem Gestalter und dem Auftraggeber. Es handelt sich etwa um die Spanne, die eine Landschaft des Merian von einer Landschaft Dürers trennt. Bei Merian fragt man zunächst nach dem Was; man beginnt zu vergleichen, ob die dargestellte Gegend auch heute noch so wie damals aussieht, oder wie sie sich inzwischen verändert hat. Vor Dürer empfindet man zunächst die Stimmung, und ohne irgendwelche geographische Neugierde verliert man sich an die andächtige Hausmusik, die über die Jahrhunderte hin aus jedem dieser Hintergründe heraustönt und sich wie eine Anbetung um die davor stehende Maria und den davor knienden Josef legt.
Bei Merian beschäftigt uns das Besondere; Dürer überwältigt uns durch das Allgemeingültige. Rudolf Großmann ist ein Merian des Bildnisses; wobei freilich noch offenbleiben muß,

ob auch nach einigen hundert Jahren die Zeitgenossen solcher Meinung sein werden. Ein Bedenken, zu dem die Feststellung beiträgt, daß Großmann, wenn er malt, die Natur durch die Augen bald Monets, bald Pascins, Renoirs oder van Goghs anschaut; vor französischer Landschaft hat er Augen und Hände eines Franzosen, in Partenkirchen kommen aus ihm Trübner und Leibl hervor.

Man könnte den Konflikt, in den ich Großmann hier hineingebracht habe, auch kennzeichnen durch einen Vergleich zwischen Upton Sinclair und Fontane oder zwischen Kellermann und Gerhart Hauptmann. Für die Zeichner und Maler hat sich das zwar nicht immer gerechte, aber doch einigermaßen klärende Kriterium, das für die Schreibenden gilt, nicht eingebürgert: die Gliederung in Journalisten, Schriftsteller und Dichter. Rudolf Großmann müßte sonst ein Schriftsteller unter den Zeichnern und Malern genannt werden. Großmann ist ein Schriftsteller, dessen Bildnisse zu lesen mancherlei Vergnügen bereitet, weil man Zeitgeschichte auf verständliche Formeln gebracht und die Köpfe der Zeit in einer angepaßten Kurzschrift vorfindet.

Er zeigt uns Eckener, den magischen Ingenieur der Lüfte: ein Stück Oberkörper als Sockel und darauf, die Seite fast füllend, licht und leuchtend das bedeutsame Haupt. Im Gegensatz hierzu gibt er den Kopf Pallenbergs beinahe winzig, kaum mehr als ein Achtel der Seite einnehmend, an den Rand gerückt, ein wenig ängstlich sich hereinschiebend, ein wenig um die Ecke äugend, ein wenig geprügelt, aber vielleicht im nächsten Augenblick schon Herr der Situation; das kleine Köpfchen könnte wachsen, könnte schließlich doch die Seite ausfüllen. Großmann zeigt Herrn Stresemann als einen Schemen, als eine Art Golem in Gummidruck, grau und grauer, aus dem Hintergrund auftauchend oder darin verschwindend. Hingegen sehen wir Monsieur Herriot wie aus der Kanone geschossen, in schwarzer Tusche aus dem Blatt herausplatzend. Und neben diesem Plebejer die feinen Manieren des geschmeidigen Caillaux: dünne Umrißlinien, die kühle Sprache des Ironikers, der, als man ihm einst vorwarf, Hecht im Karpfenteich zu sein – das steht in den Texten, die Großmanns Zeichnungen beigegeben sind – , das Monokel einklemmte und fragte: „Wo sind die Karpfen?“ Der Bergner tragische Süßigkeit gibt Großmann mit einigen schnell aufflammenden Kreidestrichen, vor dem plastischen Kopf der Durieux scheint er sich auf die Zeichnungen Schadows besonnen zu haben, während er Wegeners Asiatenhaupt flächig modelliert. Vor Liebermann werden dessen Radierungen in Großmann lebendig; den Grafen Keyserling, den Propheten Buddhas, arrangiert er als altchinesisches Rollbild; beim Daumier-Sammler Eduard Fuchs taucht aus Großmann der große Pariser Vorfahr auf. Wer auch immer eingefangen werden soll, Großmann gestattet dem Objekt und dessen Eigenschaften nicht nur das Diktat des Gesetzes, vielmehr die Bestimmung des Dialekts, ja dessen Nuancierung. Großmann gestattet, daß nicht er über das Objekt, sondern das Objekt durch ihn spricht. So kommt in den Band

der fünfzig Köpfe eine leichte babylonische Sprachenverwirrung, die Großmann wohl selber spürt, und deren er – allerdings nur dort, wo er sich das getraut – Herr zu werden versucht, indem er das ihm suggerierte Konterfei noch schnell und heimlich ein bißchen karikaturistisch verbiegt.

Die Frau ohne Bedeutung von Alfred Polgar

‚Die Frau ohne Bedeutung' wurde im Wiener Deutschen Volkstheater charmant gespielt. Und zwar unter der Leitung des Dr. Furegg, Mitglied von Dr. Beers dramaturgischem Bureau, wo die Stücke gelesen werden, ehe sie durchfallen. ‚Die Frau ohne Bedeutung' ist die rührendste Nummer im Quatuor der Lustspiele Oscar Wildes. Wie der alternde Lord samt seinem vielen Geld von der Frau, die er mit dem Bébé sitzen gelassen hat, hinausgewiesen wird, wie das Bébé, inzwischen zum Jüngling erblüht, in den Armen einer reichen Amerikanerin den Vater verachtet, das ist noch immer zwerchfellerschütternd schön, und man hält sich den Bauch vor Ergriffenheit. Der Geist aber, in dem solcher Hohn auf das Sentimentalische bürgerlichen Theaters aufbewahrt erscheint, hat die Jahrzehnte nicht gut überdauert. Das Aroma ist fort, das Wässerige geblieben; nur leise Erinnerung, daß da einmal was geduftet hat, haftet noch an ihm. Wie Motten fliegen die Mots aus dem Dialog, arm und traurig, zerregnete Papiergirlanden, hängt die Paradoxie.

Der Abend brachte drei bemerkenswerte darstellerische Leistungen. Sehr hübsch spielt Frau Förster die alte Lady, den Typ der Frau, die nicht lebt außer in Beziehungen zur Gesellschaft, ohne rechte Güte gutmütig, ohne rechte Klugheit gescheit, ohne jede Qualität doch irgendwie qualifiziert. Dem geschliffenen Lord, der alle die guten Sachen zu sagen hat, gibt Herr Korff, fein mit vielen Nuancen der Feinheit, witzig noch im Schweigen, eine selbstbewußte Lässigkeit, die niemals gemacht oder herausfordernd wirkt. Man kann nicht taktvoller überlegen sein. Der Geist sitzt ihm so gut wie der Frack, die Pointen placiert er, exaktest, indem er sie fallen läßt. Als jene Lady, welche den Lord und sein Geld verachtet, betrat Frau Gutheil-Schoder zum ersten Male, nicht ohne Zagen, die Sprechbühne. Sie gibt der Figur viel menschliche Substanz, hebt durch die Vornehmheit ihres Wesens die ganze Spiel-Situation, in der sie sich befindet, auf eine höhere Ebene. Ihr Sprechen ist noch mehr Vortragen als Sprechen, die Worte folgen einander langsam, in gemessenen Abständen, mit der Zeitlupe aufgenommen. Manchmal klingt ihre Rede wie Rezitativ, ein wenig steif und verlegen, wie eben in der Oper die Sänger sprechen, wenn die Musik von ihnen abfällt und sie nun dastehn mit der nackten Prosa. Gefühl und verhaltenes Pathos durchwärmten das Spiel der edlen Lady, doch hatten ihre dramatischen Augenblicke einen Stich ins Melodramatische, etwas Geige oder Harmonium hinzu hätten gar nicht stilfremd gewirkt. Daß eine Persönlichkeit auf der Bühne stand, fühlte der Zuhörer in jedem Augenblick. Und hatte auch sofort die Sympathie.

„Im ‚Don Juan‘ wird das Auge gesättigt, das Ohr bezaubert, die Vernunft gekränkt, die Sittsamkeit beleidigt, und das Laster tritt Tugend und Gefühl mit Füßen.“ „Die Komposition dieses Singspiels ist sehr künstlich, schwer und mit Instrumenten überladen.“ „Mozart hatte eigentlich wenig höhere Kultur und wenig oder vielleicht gar keinen wissenschaftlichen Geschmack.“ „Ob nie was Größeres vor Mozart sei geschrieben worden und nach ihm werde geschrieben werden als eben diese Oper quaestionis, daran erlaube man zu zweifeln. Nicht Kunst in Überladung der Instrumente, sondern das Herz, Empfindung und Leidenschaften muß der Tonkünstler sprechen lassen, dann schreibt er groß, dann kommt sein Name auf die Nachwelt. Grétry, Monsigny und Philidor werden davon Beweise sein. Mozart wollte bei seinem ‚Don Juan‘ etwas Außerordentliches, unnachahmlich Großes schreiben; so viel ist gewiß, das Außerordentliche ist da, aber nicht das unnachahmlich Große! Grille, Laune, Stolz, aber nicht das Herz war ‚Don Juans‘ Schöpfer.“ Was ist das? Das sind Berliner Kritiken aus den Jahren 1790 bis 1793. Ob die von heute ebenso zuverlässig sind? Dann ist Alban Berg, dessen ‚Wozzeck‘ ich noch nicht kenne, der Mozart von morgen. Oder der Wagner. „Brutal ist der einzig richtige Ausdruck für die Musik der ‚Meistersinger‘.“ „Das Meistersinger-Vorspiel ist der Typus des giftig gewordenen Kontrapunktes, ein wüstes Getümmel haarsträubender Dissonanzen, der brutale Terrorismus des Blechs.“ „Eine grauenvollere Katzenmusik kann nicht erzielt werden, und wenn sämtliche Leiermänner Berlins in den Renzschen Zirkus gesperrt würden und jeder eine Walze drehte.“ Das Ohr von 1868 war vermutlich außerstande, anders zu hören.

Für das Ohr von 1925 sind die haarsträubenden Dissonanzen eitel Harmonie geworden. Man schwelgt in einem Meer von reinstem Wohllaut. Man nimmt, was früher Schwierigkeiten bot, mit so geringer Mühe auf, daß man nach beinah sechsthalb Stunden gänzlich unermüdet und höchst ungern scheidet. Und niemals wieder Wagnern für das Manko seiner Interpreten büßen lassen wird. Es war sein bestes Recht, auch an sie die übermenschlichen Anforderungen zu stellen, die er selbst ja durchaus erfüllte. Ist ein Kerl von seinem Format vorhanden, ein einziger in einem Ensemble, so entsteht die Festspielwirkung, von der man fälschlich glaubt, daß sie an Bayreuth gebunden sei. Der Kerl braucht nicht einmal disponiert zu sein. Unvergeßlich ein heiserer Fiesko von Matkowsky. Da wars der Geist, der sich den Körper baute, nicht die Stimme. Bohnen muß sich einen Abend schonen; und das verkürzt seine Leistung zwar um den verschwenderischen musikalischen Überschuß, mit dem er uns zu beschenken gewohnt ist, erhöht aber womöglich noch ihre Innerlichkeit. Er wird in diesem Musikgewoge von ungeheuern Dimensionen aus dem Stimmriesen vollends zu dem Kammerspielsänger, den wiederum das komödienhafte Libretto nötig hat. Die Meister sind in der Kirche ungefähr gleich groß, gleich gekleidet und gleich bebartet. Aber die

anonyme Macht der Persönlichkeit hebt Bohnen, schon bevor er den Mund geöffnet hat, aus der Zunft heraus. Er legt den Hans Sachs jünger an als die Betz und Bertram, van Rooy und Feinhals und die andern Meistersänger des Meistersingers. Daß ein alter Knasterbart Even Pogner entsagt, ist kein besonderes Verdienst. Um Diesen hier ist von Anfang bis zu Ende eine Aura von Melancholie, umso eindringlicher, als er sie nicht unterstreicht, als sie ihm nirgends gefühlsselig werden darf. Es wird der Poeterei des Schusters zugute kommen, daß er kein Glück in der Liebe hat; aber das weiß er noch nicht, und zunächst empfindet er nur den Schmerz. Ein Hoftheaterintendant hat mir neulich erzählt, daß er nie vergessen werde, wie auf seiner Bühne im dritten Akt der ‚Meistersinger' Bohnens Partnern die Erschütterung so den Atem verschlug, daß sie eine Anzahl Takte lang buchstäblich nicht weitersingen konnten. Diesmal schnürt sich wenigstens uns vor der Bühne die Kehle zu, wenn Hans Sachs gesteht, von Tristan und Isolden ein traurig Stück zu kennen. Aber Bohnen hat ja doch auch Humor, und was für einen, und verfügt überhaupt über sämtliche Regungen des menschlichen Herzens und Hirns und die souveräne Fähigkeit, sie einzeln und zusammen klingen und tönen zu machen. Sobald er das tut, sind alle Probleme des Theaters nicht etwa gelöst, sondern einfach wie weggeblasen. Oder bestehen höchstens in der praktischen Frage, was zu geschehen hätte, um dieses beseligende Unikum dreihundertmal statt zehnmal jährlich über das graue Berlin Glanz breiten zu lassen.

Duo, dreistimmig von Theobald Tiger

Götz von Berlichingen und der General Cambronne
(der Selbe, der damals in der Schlacht von
Waterloo nicht gesagt hat wie im Heldengedicht:
„Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht!"
Sondern er sagte nur schlicht:
„Merde!") –
dieser General Cambronne und Götz von Berlichingen
trafen sich neulich im Romanischen Café und täten daselbst
singen:

„Wir, die Nationalheiligen zweier Nationen,
die man uns anruft, wo nur Franzosen und Deutsche wohnen,
haben uns hier je einen Mokka Dubel bestellt
und betrachten zur Abwechslung einmal den Lauf der Welt."

Der Götz begann:

„Was hältst du, Bruderherz, von den Demokraten,
die noch in jeden Wein ihr Wasser abschlagen taten,
vorsichtig,
umsichtig,
nachsichtig,
kurzsichtig –
und liegen immer unten. Was hältst du davon – ?"
„Merde – !" sagte Cambronne.

Und fuhr fort:

„Was aber hältst du, Bruder, von den preußischen Richtern,
diesen Vollzugsbeamten von Denkern und Dichtern?
Wie sie nichts hören, nichts sehn und nichts wissen – aber
zuschlagen
aus ihrer kleinen Welt und Jammer verbreiten und Klagen.
Wie sie die Wehrlosen fangen in ihren Schlingen...?“
„......!“ sagte der Götz von Berlichingen.

Und fuhr fort:

„Kennst du die uniformierten Burschen in allen Ländern,
die in ihren bekleckerten Indianergewändern
den nächsten Krieg vorbereiten? Mit dem Anspruch aufs
Pantheon?“
„Merde – !“ sagte Cambronne.

Und fuhr fort:

„Kennst du aber die blau rasierten Theaterleute?
Gestern: Friedrich von Schiller. Heute
lassen sie unruhige Verse brechtig erklingen...“
Da sagte es der Götz von Berlichingen.

Und fuhr fort:

„Was hältst du aber hingegen von den Parlamenten?
Mit ihren Kommissionssitzungen und ihren Re- und Korreferenten?
Bruder, sag mir, ist das bei euch das Gleiche
wie in unserm republikanischen Kaiserreiche – ?
Das Ganze nennt man Demokratie –
ist aber nur eine politische Schwerindustrie.
Gut vor hundert Jahren. Heute: so alt, so alt –
Kluge verlangen eine neue Staatengestalt.
Dumme beharren bei ihrem kindlichen Eifer –
Habt Ihr auch sozialdemokratische Dudelsackpfeifer?
Wir haben sie. Prost, lieber Bruder, du!
Was sagen nun unsre respektiven Wähler dazu – ?
Pfeifen sie nicht alle auf dem vorletzten Loche?
Demokraten,
Theater,
Offiziere,
Richter –
Was sagen sie überhaupt zu dieser Epoche – ?“

Da standen Beide auf: der Götz und der General Cambronne
und zogen laut rufend die Konsequenz davon.
Jeder sagte seinen Spruch. Die Tassen bebten, Und Allen schien,
als werde hier einem Weltenwunsch Ausdruck verliehn...
„Merde – !“ sagte Cambronne. Und der andre der beiden Recken:
„Sag ihnen Allen, sie könnten mich und so weiter beklecken!“

An der Wand, ganz heimlich, in guter Ruh,
steht Theobald Tiger und gibt seinen Segen dazu.

Jüdische Weltfinanz? von Morus

‚Jüdische Weltfinanz?‘ heißt ein kleines Buch von Richard Lewinsohn (Morus), das dieser Tage im Verlag von Hoffmann & Campe erscheint. Hier folgt der Schluß. Für die Behauptungen, die er aufstellt, führt das Buch den unwiderleglichen Beweis.

Im selben Augenblick, wo man die Wirksamkeit der Juden und Nichtjuden im Wirtschaftsleben und in der Politik mit einander vergleicht und nicht nur, wie die Antisemiten es tun, einzelne jüdische Namen aus der Gesamtheit des Geschehens herausgreift und willkürlich aneinanderreiht, stellt sich das ganze antisemitische „Material“ über die „jüdische Finanzinternationale“ und ihre „Weltherrschaft“ als ein leerer Bluff heraus.

Die Juden haben bei den gewaltigen wirtschaftlichen und politischen Umwälzungen der letzten Jahrzehnte dort gestanden, wo sie durch Beruf und Staatsangehörigkeit gebunden waren. Sie beherrschen nicht die Welt und wollen sie nicht beherrschen. Wenn es auch unter ihnen wirtschaftliche Unternehmergestalten gibt, die über das Mittelmaß hinausragen, deren Expansionsdrang über das Land, in dem sie wohnen, hinausreicht, so entspricht das nur der Struktur unsrer kapitalistischen Weltwirtschaft, die keine Erfindung einzelner Juden und kein Erzeugnis spezifisch jüdischen Geistes ist, sondern aus den Wechselwirkungen aller großen europäischen und amerikanischen Nationen und aus Triebkräften mannigfaltigster Art in jahrhundertlanger Entwicklung zu dem geworden ist, was sie heute darstellt.

Das feinmaschige Netz internationaler Verbindungen ist nicht nur von Juden gesponnen worden, sondern tausende Männer aller Völker und aller Religionen haben es geschaffen. Aus diesem Netz ein paar Knotenpunkte herauszusuchen, an denen grade jüdische Finanzleute sitzen, und daraufhin zu sagen: „Seht doch: überall haben die Juden ihre Hand im Spiel und ziehen die Fäden, mit denen die andern Völker umstrickt werden“, bedeutet eine Irreführung, die nur Unkenntnis oder Böswilligkeit und stupider Rassenhaß zuwege bringen können. Die bedeutsamsten internationalen Organisationen, die wirklich große Teile der Wirtschaft in den verschiedenen Ländern beherrschen, sind fast ausnahmslos nicht von Juden gegründet worden und werden auch gegenwärtig nicht von Juden geleitet. Schon damit ist die immer wieder vorgebrachte und variierte antisemitische Behauptung widerlegt, daß ein paar hundert Juden das Heft der Welt in der Hand haben. Die Juden haben sich nicht planmäßig über die Erde zerstreut, um eine Geheimherrschaft aufzurichten, sondern ihre Verteilung auf verschiedene Länder und Erdteile ist das Ergebnis einer mehr als zweitausendjährigen Geschichte, in der die Juden Amboß und nicht Hammer waren.

Daß einige von ihnen in einzelnen Ländern zu großem Reichtum gekommen sind, kann ihnen nicht als Zeichen beson-

derer Sündhaftigkeit angerechnet werden, solange das Reichwerden und der Reichtum andrer Menschen nicht als eine Schande und als ein Verbrechen, sondern gemeinhin als etwas höchst Erstrebenswertes und Beneidenswertes gilt. Innerhalb der vielbewunderten Milliardäre und Multimillionäre gibt es nur wenige jüdische Familien, und diesen Ausnahmen stehen auch bei den Juden Millionen Armer und Ärmster gegenüber.

Die wirtschaftliche Entwicklung des letzten Jahrzehnts hat den Einfluß auch der bekanntesten und namhaftesten Juden geringer werden lassen. Krieg und Inflation haben in dieser Beziehung die gleiche Wirkung ausgeübt: sie haben grade diejenigen Berufe wirtschaftlich ausgehöhlt, in denen die Juden besonders stark vertreten sind. Von der Verarmung des Mittelstandes ist der jüdische Kaufmann, der jüdische Arzt und Gelehrte, der jüdische Rentner genau so stark betroffen worden, wie die nichtjüdischen Angehörigen dieser Berufe.

Aber auch bei den obern Zehntausend hat sich das Blatt zu Ungunsten der Juden gewendet, denn sowohl durch den Krieg wie durch die Inflation ist die wirtschaftliche Macht der Industriellen, und grade derjenigen Industriezweige, unter denen Juden nur spärlich vertreten sind, um vieles stärker geworden, während die „verjudete" Hochfinanz überall ins Hintertreffen gekommen ist. Der einzige große Finanzmann, der davon eine Ausnahme macht und in den letzten Jahren wirklich zu einer unvergleichlichen internationalen Machtstellung: gelangt ist: John Pierpont Morgan, ist kein Jude.

Der letzte und schwerste Vorwurf schließlich, der den Juden von antisemitischer Seite gemacht wird, die Juden hätten den Krieg entfesselt und in die Länge geschleppt, um sich dadurch zu bereichern, hat schon deshalb wenig Glaubwürdigkeit, weil die Juden, und grade die reichen und einflußreichern unter ihnen, in Berufen tätig sind, die nicht vom Kriege, sondern von einer friedlichen Entwicklung der Wirtschaft profitieren. Wie die Erfahrung der letzten Jahre gelehrt hat, gehören ja auch im Weltkrieg die Juden mit verschwindenden Ausnahmen zu den Kriegsverlierern, nicht zu den Kriegsgewinnlern.

Geht man aber auch allen Einzelvorwürfen nach, mit denen der Antisemitismus die These von der jüdischen Schuld am Kriege zu stützen sucht, so bleibt als Ergebnis nichts andres als ein Sammelsurium von Tatsachenfälschungen und unsinnigen Kombinationen. Die treibenden politischen und wirtschaftlichen Kräfte, die den Krieg entfesselt und zu einem für alle Völker grauenvollen Ende getrieben haben, waren grade diejenigen Kreise, die darauf hielten, besonders „judenrein" zu sein.

Die Juden haben nicht als Volk unter Völkern, sondern als Menschen unter Menschen diese furchtbare Zeit miterlebt und miterlitten, und wenn in dem Wechsel dieser Jahre einzelne Juden schwere Verluste davongetragen haben, so ist dieses jüdische Schicksal nur ein Teil des europäischen Schicksals gewesen, dem Juden und Nichtjuden unterworfen waren.

Nelsonbund und Deutsche Linke

Leser der ‚Weltbühne' wissen (aus den Nummern 44 bis 46), daß der Vorstand der SPD den Philosophen Leonard Nelson aus der Partei gestoßen hat, und mit ihm seinen Internationalen Jugendbund. Soll dieser wirklich junge, herrliche Bund nun neben die ältlichen, alten Parteien als jugendlich-neue treten? Oder zu welcher alten soll er gehen?

Keinesfalls zurück zur SPD – obwohl sich das auf ganz legale Weise machen ließe. Denn der Vorstand der SPD hat seinem Beschluß: „Die Zugehörigkeit zum Internationalen Jugendbund ist unvereinbar mit der Zugehörigkeit zur Sozialdemokratischen Partei Deutschlands“ zwar eine „Fußnote“ angehängt, die ihm selber erlaubt, einzelnen Nelsonianern, nach „Prüfung“ „von Fall zu Fall“, die Ehre der Aufnahme in die SPD zuteilwerden zu lassen, sodaß sich allmählich der ganze Bund wiedereinschmuggeln könnte; aber dieser Trick wäre würdelos, also un-nelsonisch... und hätte zudem nur den Erfolg, daß die Wiederaufgenommenen von jeder Führerposition ferngehalten würden.

Der Eintritt in die KPD ist ihnen allen auch nicht zu raten – nicht mal dann, wenn die sie mit Vergnügen aufnehmen wollte (was, bei dem neuen Kurs der Partei, gar nicht unmöglich ist). Eine, wenn auch noch so edle, Proletokratenpartei, die immer wieder die perverse These leiert: „Die Führer haben den Massen zu folgen, nicht die Massen den Führern!“, schmisse Führern von der Art Nelsons totsicher Knüppel zwischen die Beine. Einige Jugendbündler mögen versuchen, die vom „Historischen Materialismus“ verwüsteten Deeze einiger Vulgärmarxisten in Ordnung zu bringen: der Jugendbund, der ganze, ist zu diesem Versuch am wahrscheinlich untauglichen Objekt zu schade.

Daß er sich als neue Partei etabliere, dagegen spricht weniger seine Kleinheit (alle heut großen Parteien waren mal klein) als die Gefahr einer Zersplitterung von Kräften – die einer Deutschen Linken zugutekämen.

Einer Deutschen Linken, wie sie hier von Kurt Hiller, Max Peters und Alfons Steiniger gefordert wurde. Der (Aktivisten-) Kreis um diese Drei und der Kreis um Nelson berühren sich ideologisch; sie sollten sich auch soziologisch berühren, ja: decken. Der Nelsonbund, welcher sich besonders um Antidemokratismus und Sozialismus bemüht, gewänne durch Cooperation mit andern anti-demokratischen Sozialisten, die vor Allem Kriegsdienstverweigerung und radikale Strafrechtsreform propagieren, an geistiger Breite; die Aktivistenschar gewänne durch Verbindung mit diesem starken Bund – über den, schon wegen seines Konflikts mit der SPD buchstäblich von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt diskutiert wird – an Quantität und an Publizität. Hinzukommt, daß der Nelsonbund grade jetzt von pädagogischer Arbeit zu direkt-politischer übergeht (er nennt sich nicht mehr Internationaler Jugendbund, sondern Internationaler Sozialistischer Kampfbund) – und daß § 31 seiner Satzung sagt: „Der Bund erstrebt, unbeschadet seiner Selbständigkeit, ein Zusammenwirken mit verwandten Unternehmungen, die zu Solidarität mit ihm bereit sind und durch ihre Organisation eine Gewähr für die Fruchtbarkeit eines solchen Zusammenwirkens bieten.“ Die aktivistische Unternehmung Deutsche Linke bietet diese Gewähr... zwar nicht durch ihre Organisation, denn sie hat noch keine, aber durch Das, was der Nelsonbund von verwandten Organisationen verlangt; durch ihr anti-demokratisches Prinzip. (Kurt Hiller, der Deutschen Linken erster Propagator, ist – übrigens früher als

Nelson — aufgetreten gegen Demokratie und eingetreten für Logokratie.)

Ob der Nelsonbund und die Deutsche Linke zusammengehen (etwa indem die Nelsonianer, fast durchweg prachtvoll führerische Naturen, die Deutsche Linke führen) — : das hängt einzig vom Entschluß des Nelsonbunds ab. Entschließe er sich also! Bewirke er, daß endlich die von Vielen ersehnte antidemokratische,anti-militaristische, anti-pseudomarxistische Rote Zivilistenarmee kommt... und daß sie dazu kommt, das schwarzweißrotgoldne Pack über den Haufen zu werfen!

Franz Leschnitzer

Warum in die Ferne schweifen?

Die Vossische Zeitung vom 15. Dezember brachte unter „Meldungen von überall":

wn Prag

„Die amtliche Statistik über die Sterblichkeit in der tschechoslowakischen Armee weist eine erschreckende Anzahl von Selbstmorden auf. Von den 628 Todesfällen im Dienstjahr 1921/22 entfallen nicht weniger als 101 auf Selbstmorde und 68 auf gewaltsamen Tod. Im folgenden Jahrgange starben insgesamt 466 Soldaten, davon 110 durch eigne Hand und 61 auf gewaltsame Weise. Im Jahrgang 1923/24 waren von 399 verstorbenen Soldaten 96 ein Opfer des Selbstmords und 69 Opfer eines tragischen Zufalls."

Warum bringt die Vossische Zeitung nicht lieber folgende Meldung:

bhd Berlin

„Die amtliche Statistik über die Sterblichkeit in der Reichswehr weist eine erschreckende Anzahl von Selbstmorden auf. Von den 322 Todesfällen im Jahre 1922 entfallen nicht weniger als 105 auf Selbstmorde und 80 auf gewaltsamen Tod. Im folgenden Jahre starben 111 Soldaten durch eigne Hand. Im Jahre 1924 waren von 312 verstorbenen Soldaten 160 ein Opfer des Selbstmords und 65 Opfer eines tragischen Zufalls. Im letzten Jahre starben also über 1,6 ‰ der Reichswehr durch Selbstmord; an Tuberkulose sterben in Deutschland jährlich 1,4 ‰ der Bevölkerung."

Wir wären heilfroh, wenn in der Reichswehr nicht mehr Selbstmorde vorkämen als in der viel größern tschechoslowakischen Armee. *R. Kuczynski*

Weihnachten zu Hause

„Die Parole des Heeres war im Herbst 1918: Weihnachten zu Hause. Ich schlug damals Ebert vor, die Regierung solle trotz aller religiöser Bedenken das Weihnachtsfest verbieten".

So sagte in München ein Dolchstoßzeuge aus, ein General. Ein Vorschlag von dämonischer Größe. Dem eisernen Kanzler wird die Äußerung zugeschrieben, im Salon seiner Frau ende die Macht des Königs. Aber die Gewalt der Stellvertretenden Generalkommandos reichte bis in die Kinderstuben. Jetzt erst werden wir der ganzen Schlappheit einer Zivilregierung inne, der unbedingt obgelegen hätte, jenes so unkriegerische Fest mit der pazifistischen Parole „Friede auf Erden" gleich zu Beginn des Weltkrieges zu verbieten. Man komme uns nicht mit so unpreußischen Einwänden, die Herzen hätten doch gefeiert. Jedermann hätte sich eben schriftlich verpflichten müssen, bei Vermeidung schwerer Strafen in der Zeit vom 24. bis zum 26. Dezember alle Weihnachtsgedanken zu unterdrücken. Gewiß: viele Kinder konnten noch nicht schreiben. Aber hatten sie nicht einen gesetzlichen Vertreter?

Nur ein Bedenken können wir nicht im Busen bergen: Hätten nicht grade die Kreise, auf die es abgesehen war, in dem Verbot der Weihnachtsfeier eine jüdische Mache erblickt?

Hugo Niederastroth

Noch ein Abreißkalender

Hier war neulich von dem ausgezeichneten Arbeiterkalender (erschienen bei Carl Hoym in Hamburg) die Rede. Ich habe noch einen auf der Pfanne.

Es ist der Kalender: ‚Neues Deutschland‘ (im Verlag Friede durch Recht in Wiesbaden). Er enthält in guten Holzschnitten die Köpfe deutscher Pazifisten, unter denen mir Ernst Toller besonders eindrucksvoll zu sein scheint. Die Schnitte stammen von Hans Gerner-Crailsheim. Die Gedenktage sind sauber ausgesucht, das Druckbild durchweg gut.

Ich für meinen Teil bin ja für das Aggressive im Pazifismus – aber wenn man einmal diese Tonart zuläßt, muß der Kalender vorzüglich genannt werden. Er wird sicherlich vielen Pazifisten eine Freude sein – und wer seinen Freunden gleichfalls eine Freude machen will, der kaufe ihn. Er fördert eine gute Sache.

Ignaz Wrobel

Leonhard Franks neue Novellen

Sie sind bei Ernst Rowohlt erschienen, in drei kartonierten, mit einem etwas heftigen Ornament von Weiß versehenen Bändchen und heißen: Im letzten Wagen; Die Schicksalsbrücke; An der Landstraße. Es ist schwierig, sie nicht zu loben, denn sie sind gut. Man kennt Franks Kunst einer behutsamen Karikatur, die durch eben diese Behutsamkeit doppelt wirkt, man kennt seine Fähigkeit, scharf gegen einander gestellte Typen lebendig zu machen, man kennt in seiner Darstellung die absichtsvolle Leidenschaftlichkeit, die unter dem kalt geschliffenen Stil zittert und ihn von dem Kollegen Sternheim nicht unerfreulich unterscheidet.

Dennoch ist es grade in den neuen Novellen die sehr schöne Absicht, die verstimmt. Nicht so sehr, weil man sie merkt, und nicht weil es sich grade um diese bestimmte Absicht handelt: den Satten immer wieder zuzuschreien, daß sie Unrecht haben, satt zu sein, solange so viel grenzenloser und unverdienter Hunger ist auf Erden. Wer von uns hätte im Elend dieser Jahre das Herz, hierin einen Grund zur Ablehnung zu erblicken? Absicht ist gut, aber Tendenz ist schlecht. Die gute Absicht wird zur schlechten Tendenz, sobald sie wahllos ist in ihren Mitteln.

Und das ist Frank, wenn er etwa in der außerordentlich gekonnten Erzählung ‚Im letzten Wagen‘ der Masse der debattierenden, rechnenden, renommierenden Bürgerlichen den einen entlassenen Arbeiter gegenüberstellt, der als Einziger „das Nächstliegende tut“, nicht nur im abgerissenen, dem Abgrund zurollenden Wagen der Kreißenden hilft, sondern auch, längst vorher, das nicht funktionierende Fenster im Seitengang der II. Klasse, in die er sich verirrt hat, repariert, ohne Auftrag, ohne Lohn. Dergleichen ist einfach falsch, am Schreibtisch ausgedacht, erlebt ist es nicht. Und mehr als falsch, nämlich Fälschung ist es, in einer andern Erzählung als Schulbeispiel der materiellen (und daran sich anschließenden moralischen) Verelendung der Inflationszeit einen aktiven Beamten darzustellen, da schließlich Jedermann weiß, daß in jenen freundlichen Jahren der Beamte gegenüber den Angehörigen der meisten freien Berufe der nicht nur sicherer, sondern auch verhältnismäßig recht gut Gestellte war.

Man mißverstehe das nicht: Irrtümer, selbst Fälschungen verhindern nicht die Wirkung des Kunstwerks. Sollen sie aber einer andern als der künstlerischen, in diesem Fall also der politischen Absicht dienen, dann bewirken sie das grade Gegenteil: die Nähte des Kunstwerks krachen auseinander, die nackte Tendenz wird offenbar, und der Leser begibt sich unwillkürlich in die Opposition. Hier liegt die Gefahr für Leonhard Frank, für

seine Kunst wie für seine Absicht. Beiden würden er mit ein bißchen Weniger ein ganzes Teil mehr nützen.

M. M. Gehrke

Die Losgelassenen

Das Theater unsrer Zeit ist nicht mehr Angelegenheit unsrer Zeit. Sondern das Theater wird erst wieder leben können, wenn es tot ist. Und Jeder, der erweist, daß unser Theater nicht mehr lebt, ist zu begrüßen, weil er zukünftiges Leben des Theaters fördert. Deshalb darf nicht jene Nachtvorstellung der drei jungen Schauspieler Else Eckersberg, Curt Bois, Wilhelm Bendow verschwiegen werden, die sie in Reinhardts sonst dem gepflegten Vergangenheitsspiel gewidmeter ‚Komödie' losgelassen haben.

Der nächtliche Jux der drei Schauspieler war nicht nur deshalb wichtig, weil Zuschauer aller Kategorien endlich mal wieder im Theater hemmungslos lachen konnten, sondern war wichtiger wegen dessen, worüber sie lachten. Man spielte, oder vielmehr man tat so, als probte man ein verschollenes erotisches Stück der Marie Madeleine, einer adligen Dame, die vor zwanzig Jahren den Mut hatte, mit gedruckter Erotik, von der man glaubte, daß sie solche sei, ein gutes Geschäft zu machen.

Unsre Losgelassenen sprachen und spielten den wirklichen Text des Buchs, unter soufflierender Hinzufügung der szenischen Bemerkungen. Das Grausigste war nun, daß die Zuhörer da am wildesten wieherten, wo der Text möglichst wortgetreu gesprochen wurde – so komisch wirkte die ernstgemeinte, völlig zum Cliché-wort gepreßte Diktion. Dies Original klingt durchaus wie eine originelle Parodie, sodaß der Kritiker von Berlins größter Tageszeitung es für ein Opus von Paul Morgan hielt.

Die Szenen dieser erotisierten Friderike Kempner geschehen teils am Krankenbett im Grafenschloß, teils unter alten Aegyptern und Griechen auf Kypros, teils unter Engländern und Eingeborenen in Indien, teils in Rußland. Die drei Losgelassenen aber spielten all dies nicht anders als getreulich in den verschiedenen Stilen unsres zeitgenössischen Theaters, mit leichten Übertreibungen in Ton, Gesten und Kostümen.

Und nun geschah es, daß man zum ersten Mal den ganzen Unsinn, den völligen Widersinn unsres Theaters erkennen mußte. Alles, was das Theater so grimmig ernst nimmt: das historische oder stilisierte Kostüm; die stereotypen, durch Jahrzehnte festgelegten falschen Töne und Schreie; die konventionell erstarrten Gebärden; die immerwiederkehrenden Masken; das Streben nach Dialektfärbung; die Jagd nach Nuancen; die Nacktfigurantinnen – all das heilige Gut der abgelaufenen Theaterepochen offenbarte sich als der krasse Blödsinn, der er eigentlich auch auf dem wirklichen Theater ist.

Eine griechische Nackttänzerin, die plötzlich sächsisch spricht, wirkt ebenso lächerlich wie die in einem imitierten Quatschrussisch gesprochene Seelentragödie der Russen, die man verhimmelt, wiewohl man weder ihre Worte noch ihre Gemütsbewegungen versteht. Die gemacht elegante Redeweise und Tracht höchster Schichten, wie sie nur im Theater und Film existieren; die Geistfremdheit der Revuen; das klassisch-historische Drama; der abenteuerliche Reißer aus den Tropen; die ohnmächtige Hopserei kurioser Tanzreformationen; das Kokettieren mit Hysterie und Perversität – das Alles wurde durch die Losgelassenen so komisch-abschreckend deutlich gemacht, daß Niemand, der diese konzentrierteste Verhöhnung unsrer gesammelten Theaterausdrucksmittel gesehen hat, jemals mehr mit Ernst die Urbilder betrachten kann.

Dieser witzige Abend der drei Schauspieler war der furchtbarste Schlag, der gegen das sterbende Theater unsrer Epoche denkbar ist. Der Kritiker aber, der weiß, daß auch die fanatischste gedruckte Attacke nicht diese Knockout-Wirkung haben kann, läßt Hirn und Feder ruhen und will mit dem Bravissimo! für die ausgelassenen Losgelassenen sagen, daß die Schauspieler hier als Kritiker bessere Arbeit getan haben, als er je zu tun vermag.

Kurt Pinthus

Nachher

„Wir sprechen immer von da unten!“, sagte er. „Haben wir eigentlich keine andern Sorgen?“ „Wenn ich mich mit Ihnen unterhalte,“ sagte ich, „das ist wie Klatsch. Man plätschert behaglich in dieser dicken Suppe – Sie wissen immer so schön, wie ichs meine... mit Jedem kann man das nicht.“ „Danke“, sagte er.

Wir saßen an der Selbstleber-Ecke; von hier war es einigen Verdrehten gelungen, wieder ins Leben zurückzuspringen – ein Verzweiflungsakt, der nur alle paar Jahre einmal vorkam. Ein ungewisses Astrallicht zitterte um uns. Ich fing wieder an.

„Ich muß Sie etwas fragen“, sagte ich. Er nickte zustimmend. „Kennen Sie den Haß der Nähe?“ „Sie meinen: die Geschichte mit der Ehe. Ich war vierzehn Jahre...“ „Nein, das meine ich nicht“, sagte ich, „Es ist etwas Andres. Passen Sie auf:

Der Rennreiter steht an den Tribünen, das Pferd ist abgesattelt, er hat gewonnen, ist sauber gebadet und schön massiert, er ist guter Laune. Bei ihm steht sein Freund, der Bücherschreiber. Dem will er ein gesellschaftlich passendes Wort sagen. ‚Habe gestern das neue Buch von Agnes Günther gelesen,‘ sagt er, ‚ein sehr schönes Buch!‘ Aber da kommt er an den Rechten. ‚Was!‘, sagt der bücherschreibende Freund, ‚ein schönes Buch? Die Günther und ein schönes Buch? Na, hören Sie mal... das ist der hundsgemeinste Kitsch, der mir jemals...‘ Der Rennreiter ist ganz erschrocken. Was ist das? Er hat doch nur eine belanglose Phrase sagen wollen, irgendetwas Verbindlich-Unterhaltsames – ihm ist das Buch in Wirklichkeit völlig gleichgültig... Und der Andre schäumt. Er zitiert Agnes Günther und Erika Händel-Manzonetti und Waldemarine Bonsels, und was Sie wollen! Und schäumt und geifert und tobt und ist ganz befangen in seinem Kram...“

Ein älterer, bebarteter Geist huschte vorüber, murmelte etwas von „überwertiger Idee“, bekam einen Meteorstein ins Kreuz und verschwand. Ich fuhr fort:

„Und umgekehrt ist es genau so. Der Literat besichtigt die Maschine des Ingenieurs, wird in der Fabrik herumgeführt... Und sagt: ‚Hübsche Maschine das – !‘ Der Ingenieur lächelt, zunächst nachsichtig. ‚Das ist eine belanglose Sache, lieber Freund!‘, antwortet er. ‚Um Ihnen die Wahrheit zu sagen: der größte Dreck des Jahrhunderts. Unpraktisch, total verbogen, unmöglich.‘ Und dann schnurrt er Zahlenreihen ab, daß dem Besucher ganz himmelangst wird, er beschimpft seine Konkurrenten und lobt versteckt sich, preist Amerika und spielt das russische Spiel: Naplewatj na wsju Ewropu! Spuck auf ganz Europa... Und der Literat steht da, verdutzt, vor den Kopf gehauen und kann sich diesen Eifer gar nicht erklären...“

„Ja“, sagte er. „Das kenne ich.“ „Woher kommt es – ?“, sagte ich.

„Niemand kann sich einen Passanten vorstellen“, sagte er. „Alle glauben, man kenne die Hintergründe, wisse, wie es gemacht wird, sehe die Sache auch von hinten an, gewissermaßen. Aber dem Vorübergehenden ist das ja Alles so völlig gleichgültig, so ganz und gar gleichgültig. Er will nichts als die Resultate. Er geht eben so vorbei, pickt sich hier ein Körnchen und da, etwas Wissen, Unterhaltung, Anschauung – mögen die sich da

die Knochen zusammenschlagen! Und wie sie schlagen! Sie packen ihren ganzen Hauskram aus, sie erzählen Einzelheiten, berichten, wie es zustande gekommen ist, und wie es hätte werden müssen . . . Sie sind nicht zu halten. Wie sie sich hassen, die Nahen — !“

„Sind Sie mal in einen fremden Familienzank hineingeraten?“, sagte ich. Er horchte auf. „Die heißen Köpfe, die roten Gesichter, der Eifer, dieser Übereifer, diese für den Fremden ganz unverständliche Kraft des Hasses, der Abneigung... Welch ein Aufwand! Welch tönendes Geschrei!“

„Nah sind sie sich“, sagte er. „Sie rächen sich für die Nähe — sind sich verwandt, gruppenweise, Alle miteinander. Sie hassen sich im Nebenmann, drum herum liegt die ganze große Welt, sie sehen sie nicht — sie können sie nicht sehen. Es sind Generale fürs Spezielle. Man möchte sie herausheben und zur Abkühlung etwas hochhalten. Wer, ich bitte Sie, wer sieht über weite Strekken, wer sieht die Welt, wer sieht Alles — ?“

In der Ferne zuckte eine Lichtschneide auf, es murrte schwach, wir sagten nichts mehr. *Kaspar Hauser*

Deutsche Ordnung

Die Frage ist nicht so einfach zu lösen. Sie sind der Meinung, daß Ihr Gatte, als Haushaltungsvorstand, unbedingt Anspruch auf eine Gänsekeule zu Weihnachten hat. So ganz fest steht dieser Anspruch meiner Meinung nach nicht. Sicher wird Ihr Herr Gemahl, wie andre auch, gelegentlich eines Stammtisches, einer geschäftlichen Besprechung usw. einmal auswärts essen und hat vielleicht schon eher als Sie in diesem Jahre Gänsebraten bzw. die Keule gegessen. Ich bin eher der Ansicht, daß Ihnen als Hausfrau dieser Leckerbissen zusteht. Ihnen obliegt die Verantwortung für die reibungslose Abwicklung der Magenfrage während der Feiertage. Sie tragen das Verdienst daran, wenn der Braten schmackhaft zubereitet ist. Also gebührt Ihnen der Lohn in Gestalt einer Gänsekeule. Und die zweite Keule? Wenn Sie als Mutter glauben, ihre Tochter damit beglücken zu müssen, so tun Sie es. Anspruch darauf hat sie nicht.

Sprechsaal der ‚Berliner Morgenpost‘

Liebe Weltbühne!

Als August Munckel, der außerordentliche Anwalt und Ehrenmitglied der fast ausgestorbenen alten Verteidigerschule, einmal vor dem Schwurgericht eine „Kindesmörderin“ vertrat, schrie der begabte Landgerichtsdirektor Brausewetter, der später im Irrenhaus geendet hat, die Angeklagte immer wieder wütend an: „Warum haben Sie denn vor der Polizei ein Geständnis abgelegt, wo Sie doch hier Alles abstreiten?“ Darauf sprach Munckel: „Hätte der bärtige Wachtmeister meine Mandantin nicht so angebrüllt, sondern sie mit derselben väterlichen Ruhe und Güte behandelt wie der Herr Vorsitzende dieses Gerichtshofs . . . Ermessen Sie danach, meine Herren Geschworenen, ob die Ableugnung oder das Geständnis der Angeklagten auf Wahrheit beruht!“

Stille Nacht

Der Femejüngling reinigt die Pistole
und tut, wie früher, tapfer und naiv.
Herr Stresemann, auf daß er sich erhole,
entläßt (auf Abruf) einen Detektiv.
Die Konfektion vergißt bei Pleitescherzen
ums eigne Konto ihren tiefen Harm.
Es leuchtet unterm Baum mit Weihnachtskerzen
der Siebenarm.

Der Boxer läßt mit Weib und Kind sich knipsen,
der Prominente mimt im Märchenspiel,
der Rundfunk sendet Glockenklang statt Ibsen.
Selbst Willy schweigt zwei Tage im Exil.
Von Partenkirchen zieht sich bis Pillkallen
die echte, deutsche, schöne Weihenacht.
Und jeder badet sich in „Wohlgefallen“,
bis er verkracht. *Karl Schnog*

Antworten

Frankfurter Studenten. Wer von euch die ‚Weltbühne' liest, also vermutlich ein Interesse daran hat, die Pazifistische Studentengruppe der Universität Frankfurt am Main ausbauen zu helfen, der möge sich mit dem cand. rer. pol. Guido Senzig, Eder-Straße 5, in Verbindung setzen.

Landessuperintendent Rische in Wismar. In Nummer 46 der ‚Weltbühne' hat * * * geschrieben: „Am 3. September 1922 ertrank der Seeoffizier Otto in der Ostsee. Er hatte mit dem Studenten Karl Bauer zusammen die flüchtigen Rathenau-Mörder unterstützt, untergebracht und nach Rostock geschickt. Beide wurden verhaftet und nach einem umfassenden Geständnis freigegeben. Bauer ging nach München und wurde ermordet. Otto blieb in Wismar und ertrank bei einer Segelpartie nach Dänemark. Seine beiden Freunde, die Brüder Rische, sagten aus, daß er von einer Rahe über Bord gestoßen worden sei, und daß sie ihn wegen des Sturms nicht hätten retten können. Darauf wurden sie von der dänischen Polizei freigelassen. Auch die deutsche Polizei glaubte die Darstellung der beiden fanatischen Offiziere der völkischen Bewegung und gab die Leiche zur Beerdigung frei." Dazu schreiben Sie mir: „Der Seeoffizier Otto war niemals ein Freund Bauers. Dagegen war Otto der beste Jugendfreund und Kriegskamerad meines Sohnes Berno. Die drei jungen Leute waren auf einer Vergnügungsfahrt nach Kopenhagen auf der Segelyacht Ottos. Bei der stürmischen Einfahrt am 3. September 1922 in den Tuborghafen von Kopenhagen wurde Otto, während meine beiden Söhne vorne das Focksegel einzogen, vom herumschlagenden Großbaum über Bord gefegt. Auf seinen Hilferuf ‚Mann über Bord' eilten beide Brüder schleunigst nach hinten und warfen ihm Taue und Kissen hin; Otto aber versank, wie auch ein Mann auf dem etwa 50 Meter entfernten Ufer gesehen und ausgesagt hat, plötzlich im Wasser. Er litt schon längere Zeit am Herzen und hat also einen Herzschlag bekommen. Dies Alles ist dort in Kopenhagen von der Polizei, sodann hier von dem Obersten der Sicherheitspolizei, meines Wissens Herrn Lange, in Schwerin, und endgültig vom Landgericht in München im Februar 1923 festgestellt." Darauf antwortet * * * :„Vater Risches Darstellung der Segelpartie und ihrer Folgen steht in keinem Widerspruch zu meiner Darstellung. Nur der Versuch, den republikanischen Polizeioberst Lange in die Angelegenheit hineinzuziehen, weicht erheblich von der Wirklichkeit ab, da der Tatbestand seinerzeit von — dem völkischen Regierungsrat Wiggers aufgenommen worden ist."

Münchner. Wenn die Liga Miramundum noch bestehen sollte: du brauchst ihr nicht beizutreten. Zusammensetzung der Ausschüsse und Reklameprospekt bürgen für völkischen Unfug.

Arbeiter. Die Technische Nothilfe besteht immer noch, bekommt ihren Etat nicht allein von den Rechtsparteien bewilligt und sucht an den Universitäten nach wie vor Streikbrecher. Bedanke dich bei deinen Volksvertretern.

Wiener. Jemand hält einen Vortrag über Peter Altenberg und die Frauen. Und ein Berliner Berichterstatter verkündet: „Seinem gütigen Herzen stehen die Frauen am nächsten. Die Abseitigen, die Zermürbten, die Häßlichen deckt er auf." Dein Landsmann, dieser unermüdliche Schönheitssucher, wird sich im Grabe herumdrehen. Die Häßlichen hat er, trotz seinem gütigen Herzen, zeitlebens lieber zu- als aufgedeckt.

Heinrich Wandts Richter. Schlaft Ihr eigentlich nachts gut?

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6

Die Revolution des Vierten Standes von Robert Breuer

In der unsterblichen Rede, durch die Ferdinand Lassalle am 12. April 1862 der Arbeiterschaft das Programm der Revolution gibt, zitiert er zur Kennzeichnung des Verfalls der Feudalherrschaft den köstlichen Brief der Herzogin von Orléans vom 29. November 1719, wie sechs der vornehmsten Damen, die bei dem Händler Law um Aktien (achtfachen Nominalwertes) petitionierten, von dem bürgerlichen Plebejer aber damit abgefertigt werden, daß er, wenn man ihn nicht ließe, platzen müsse, keineswegs verzichten: „Eh bien, monsieur, pissez, pourvu que vous nous écoutiez“. Lassalle will durch diese glorreiche Episode beweisen, daß die Revolution von 1789 schon 1719 entschieden gewesen ist:

> Die Revolution war bereits in dem Innern der Gesellschaft, in den tatsächlichen Verhältnissen derselben eingetreten, lange ehe sie in Frankreich ausbrach, und es war nur noch erforderlich, diesen Umschwung auch zur äußern Anerkennung zu bringen, ihm rechtliche Sanktionen zu geben. Dies ist überhaupt bei allen Revolutionen der Fall! Man kann nie eine Revolution machen; man kann immer nur einer Revolution, die schon in den tatsächlichen Verhältnissen einer Gesellschaft eingetreten ist, auch äußere rechtliche Anerkennung und konsequente Durchführung geben.

So fundamentale Erkenntnis vom Wesen und vom Gesetz der Revolution scheint den Kritikern des 9. November 1918 unbekannt zu sein. Es gab an diesem 9. November kaum tatsächliche Verhältnisse, die zu äußerer Anerkennung zu bringen waren, oder denen rechtliche Sanktionen gegeben werden konnten. Weil am 9. November 1918 eine Revolution, wie Lassalle sie versteht, als logisches Ergebnis des technischen und wirtschaftlichen Prozesses, als treibendes Lebensprinzip der sittlichen Entwicklung und als eingeborene Notwendigkeit zum Fortbestehen der Kultur nicht stattfinden konnte, hat tatsächlich auch keine stattgefunden. Wer das begreift, wird den Männern des 9. November nicht vorwerfen, daß sie nichts erreicht haben, was nicht zu erreichen war.

Zu Denen, die vom 9. November mehr erwartet haben und nun unzufrieden sind, gehört, wie hinreichend bekannt ist, Ignaz Wrobel. In Nummer 50 der ‚Weltbühne‘ hat er wieder einmal seinem Unmut den Lauf gelassen:

> Ebert, ein mittelbegabter Funktionär, der ab Montag, den 9. November, Angst vor dem Bolschewismus hatte, immer nur nach rechts sah, die Pest des Militarismus wieder organisierte, ein Verräter an den Arbeitern und an der Idee der Revolution. Es waren die Arbeiter, die Ebert zum Vorsitzenden gemacht hatten, die Arbeiter, die reinen Tisch haben wollten. Diesen Willen hat Ebert verfälscht, aufgefangen und abgeleitet. Er ist schuldig. Schuldig an den Arbeitermorden, an dieser Rechtsprechung, an dieser Republik, an der Charakterlosigkeit der Sozialdemokratie.

Interessant, daß die große französische Revolution, deren Guillotinen es an Energie nicht gefehlt hat, sich ganz ähnliche Kritik gefallen lassen mußte. So schrieb Filippo Buonaroti:

> Die Erfahrungen der französischen Revolution und namentlich die Uneinigkeit und Verfehlungen des Konvents zeigten zur Genüge, daß ein Volk, dessen Ansichten sich unter der Herrschaft von Ungleichheit und Despotismus gebildet haben, wenig geeignet ist, bei einer revolutionären Neugestaltung durch seine Abstimmung die Männer zu wählen, die beauftragt sind, die Revolution zu leiten und zu vollenden. Diese schwierige Aufgabe kann nur weisen und mutigen Männern anvertraut werden, die, ganz von Vaterlands- und Menschheitsliebe ergriffen, lange nach den Ursachen der allgemeinen Übel geforscht, sich von den Vorurteilen und allgemeinen Lastern freigemacht haben, an Wissen ihren Zeitgenossen voraus sind und in Verachtung des Goldes und der gemeinen Ehrenbezeugungen ihr Glück darin suchen, der Gleichheit den Sieg zu verschaffen. Vielleicht müßte man bei Beginn einer politischen Revolution, grade aus Achtung vor der wirklichen Demokratie, weniger auf Wahlzettel sehen als darauf, die oberste Gewalt in weise und starke revolutionäre Hände zu legen.

Buonaroti, der offenbar auf eine Diktatur zielt, war der geistige Vater Babeufs, dessen Verschwörung die Revolution weitertreiben und proletarisieren sollte, stattdessen aber – welche Vorahnung des Weges von Karl Liebknecht zu Seeckt und Geßler! – dem General Bonaparte zum ersten großen innenpolitischen Erfolg verhalf.

Noch heftiger als Buonaroti rannte der Abbé Jacques Roux gegen die Versandung der Revolution:

> Es sind die Bourgeois, die sich seit vier Jahren an der Revolution bereichern; schlimmer als der grundherrliche Adel ist der neue Handelsadel, der uns erdrückt, denn die Preise steigen und steigen, ohne daß man ein Ende absehen könnte.

Und grundsätzlich und wiederum wie eine grimme Fata Morgana der Cuno-Wallraf-Schiele-Republik:

> Die Freiheit ist nur ein Phantom, wenn eine Klasse imstande ist, die andre auszuhungern, wenn der Reiche durch sein Monopol das Recht auf Leben und Tod der Armen hat. Die Republik ist nur ein Phantom, wenn die Gegenrevolution sich auswirkt in der fortgesetzt wachsenden Steigerung der Lebensmittelpreise.

So herbe, fast verzweifelte Unzufriedenheit entrang sich den französischen Sozialrevolutionären, im Zeichen der Verfassung von 1793, die abermals das Privateigentum für unverletzlich erklärte, die aber gegenüber der Verfassung von 1791 ein bedeutender Fortschritt war, ein Fortschritt freilich, der kaum Dauer haben konnte, Wieil er komödienhaft zugestanden worden war. Robespierre, zwischen der Reaktion der Kriegsgewinnler, der Bodenspekulanten, der Valutaspekulanten, der Nahrungsmittelfälscher, der Lebensmittelwucherer und dem Hungerradikalismus des Proletariats vermittelnd, erschlich eine Formel, die Luthers Kornzoll- und Preissenkungspolitik ebenbürtig ist:

> Eigentum ist das Recht eines jeden Bürgers auf den Genuß desjenigen Teils der Güter, den das Gesetz ihm sichert.

Nicht von ungefähr erinnert das kommunistisch kandierte Raffketum an die kalmierenden Plakate von 1919: Die Sozialisierung marschiert – die Sozialisierung ist da.

Die Verfassung von 1793 trat nie in Kraft. Der moralisierende Spießbürgerterror Robespierres, den materialistischen Instinkt des Proletariats und den Idealismus der Intellektuellen gleichermaßen treffend und vernichtend, setzte wie eine betäubende, alle Klarheit verfinsternde Lawine ein. Der Ausgang: der Aufstieg der Gegenrevolution, die antidemokratische Verfassung von 1795 und Napoleon. Es war eben auch der großen französischen Revolution nicht möglich, über ihre Voraussetzungen hinauszukommen; auch sie mußte sich damit begnügen, den im Innern der Gesellschaft bereits tatsächlichen Verhältnissen die äußere Anerkennung und die rechtliche Sanktion zu geben. Diese tatsächlichen Verhältnisse erschöpften sich in der Überwindung des Feudalismus durch die Bourgeoisie, des Agrarkapitals durch das Merkantilkapital, des Absolutismus durch das Klassenwahlrecht. Am 18. März 1793 beschloß der Konvent die Todesstrafe gegen alle Agitation, die den Zweck verfolgt, die Eigentumseinrichtungen umzustürzen. Die Verfassung von 1791 teilte die Franzosen ein in aktive Bürger, passive Bürger und Lohnempfänger; nur die erste Klasse war eigentlich wahlberechtigt. Wenige Tage nach dem Bastillesturm wurde jegliche journalistische Tätigkeit verboten den Leuten „sans existence connue". Die eigentliche revolutionierende Macht waren: die Arbeitsteilung, der Weltverkehr, die Verbilligung der Rohstoffe, die Maschine; das eigentliche Ziel, der eigentliche Ertrag der Revolution war der Herrschaftsantritt der Bourgeoisie, die die Maschinen erfinden, kaufen, aufstellen und für Massenabsatz arbeiten ließ. Eine Herrschaft, die eine zu beherrschende Arbeitnehmerschaft voraussetzte: den vierten Stand. Dieser vierte Stand war nicht Träger der Produktion, sondern deren Instrument; darum war die Revolution von 1789 nicht die Revolution des Proletariats, vielmehr die seiner neuen Herren.

Von diesem vierten Stand und dessen Revolution spricht nun Ferdinand Lassalle im Jahre 1862; er verkündet ihm die Stunde seiner Befreiung. Mehr als fünfzig Jahre später aber hat dieses Proletariat noch nicht genug Tatsächliches aufzuweisen, um durch dessen äußere Anerkennung und rechtliche Sanktion eine neue Revolution, die proletarische, zu vollenden, das heißt: sichtbar zu machen. Darum konnte der 9. November 1918 keine neue Welt erstehen lassen, darum mußte er sich damit begnügen, einige Einzelheiten erkennbar werden zu lassen. Faktoren, die tatsächlich keine Macht mehr waren, verschwanden; Kräfte, die seit langem wirkten, wurden anerkannt. Hier sind zu nennen: der Zusammenbruch der Monarchie und die Stabilisierung des demokratischen Parlamentarismus. Hier muß notwendig vermißt werden: die Umschichtung der Herrschaft, der Wirtschaftsführung und der Produktionsleitung von den Ausbeutern zu den Ausgebeuteten, von den Besitzern der Produktionsmittel zu deren Sklaven, vom Kapital zum Proletariat. Die vermeintlich so radikalen Kri-

tiker des 9. November glauben tadeln zu sollen, daß Ebert einen Zylinder trug, die Richter der Republik schwarz-weiß-rotes Recht sprechen, die Reichswehr auf die Traditionskompagnie schwört. Diese vermeintlich radikalen Kritiker vergessen, daß das Alles belanglos ist, gemessen an der erschütternden, die Entwicklung bestimmenden Wirklichkeit: es gab am 9. November keine tatsächlich neuen Verhältnisse im Innern der Gesellschaft, deren äußere Anerkennung und rechtliche Sanktionierung möglich gewesen wäre. Die französische Revolution enthüllte die Herrschaft des Bürgers, der schon seit langem die gesamte Produktion und Kultur leistete. Der 9. November hatte für den vierten Stand Derartiges nicht zu enthüllen, weil – alle Emanzipation des Proletariats und dessen Organisationen anerkannt – das Proletariat nicht, wie 1789 die Bourgeoisie, den Staat, die Wirtschaft und die Kultur bereits darstellte. Wer das voll erfaßt, wird es nicht paradox, vielmehr Konsequenz materialistischer Geschichtsauffassung nennen, wenn behauptet wird, daß der 9. November keine andre Wirkung gehabt hätte, wäre statt Liebknecht Ebert erschossen worden, wären statt Noske Ledebour und statt Scheidemann Rosa Luxemburg an entscheidende Plätze gekommen. Im Gegenteil: wäre das geschehen, so wäre der Rückschlag noch viel empfindlicher gewesen. Der rote Oberbau wäre in kürzester Zeit zusammengebrochen, weil ihm das tatsächliche Fundament gefehlt hätte: die Fähigkeit des Proletariats, Produktion und Wirtschaft zu führen.

Das große Verdienst Eberts und seiner Leute ist: dieses Nichtvorhandensein tatsächlicher, die Herrschaft des vierten Standes garantierender Verhältnisse erkannt und so ein Experiment vermieden zu haben, das nur mit einem bittern Versagen enden konnte. Es ist bourgeoise Romantik, anzunehmen, daß der Staat regiert, ja gebildet werden könnte von einer Arbeiterschaft, die zwar mit Stolz sagen darf: Alle Räder stehen still, wenn wir es wollen – die aber kaum Antwort geben kann auf die Frage: Wieviel Räder bewegen sich durch unsern starken Arm, ohne daß die Bourgeoisie sie zuvor erfunden und ihnen Aufgaben diktiert hätte? Die Revolution des Bürgertums von 1789 siegte, weil die Übersetzung, die Lassalle dem berühmten Wort des Abbés Sieyès gibt, zutraf:

> Was ist der dritte Stand faktisch, tatsächlich? Alles. Was aber ist er rechtlich? Nichts.

Am 9. November hätte solche Frage für den vierten Stand nicht eindeutig beantwortet werden – sie hätte kaum gestellt werden können. Die Stunde der Revolution ist für den vierten Stand noch nicht gekommen: darum konnte sie am 9. November 1918 auch nicht zum Schlage anheben. Darum sind auch Die nicht zu tadeln, die als Führer der Arbeiter wilde Grimassen unterließen, die nicht vortäuschen wollten, was nicht war, die vielmehr in nüchterner Einsicht dem Proletariat so viel Einfluß zu sichern versuchten, wie es sich bereits erworben hatte, und wie es Einfluß auszuüben vermochte.

Der Kampf um die Monarchie und alles Das, was damit zusammenhängt, ist nur noch eine Farce oder eine Attrappe;

der Kampf um die Kapitalsrente, um den Mehrwert um den Herrn im Hause ist erst im Aufmarsch. Der 9. November konnte keine Entscheidung bringen und hätte sie auch nicht gebracht, wenn Ludendorff und seine Trabanten geköpft, die finstern Richter entlassen und in die Reichswehr nur Arbeiter eingestellt worden wären.

Zusammenhänge von Erich Mühsam

Die wirtschaftliche Katastrophe beginnt, ihren politischen Ausdruck zu suchen. In der deutschen Republik bedeutet das:

Der Besitz rüstet zum Sturmangriff gegen die Hungernden; Maschinengewehre sollen die knurrenden Mägen zum Schweigen bringen. Von „Ermächtigungsgesetzen" ist schon die Rede. Man denke an Sachsen und Thüringen von 1923.

Die Errichtung der Militärdiktatur – „ermächtigt" werden nämlich die Generale – soll, wenn irgend möglich, wirklich durch Gesetz geschehen; Kahrsche Patentlösungen kommen nur in Frage, wenn sich legalerweise nichts erreichen läßt. Im Augenblick ist an die Zustimmung einer Reichstagsmehrheit von 67% zur Machtübertragung via Geßler an die Generäle nicht zu denken. Zur Zeit ist die Schaffung der psychologischen Voraussetzungen für diese Zustimmung in Arbeit.

Ein paar Daten: wie sie zusammenhängen, wird sich ergeben. Nach der durch perfide Parteilichkeit ungeheuer erbitternden Hindenburg-Amnestie, die von mindestens 7000 politischen Verurteilten höchstens 2500 begnadet, die Landesamnestien einbegriffen (es wird übrigens schon wieder fleißig nachgefüllt) – nach dieser Amnestie beantragt die Bayrische Volkspartei die Aufhebung des Gesetzes zum Schutze der Republik. Bayern hat jetzt endlich auch das eigne Amnestiegesetz herausgebracht. Regierung und Regierungsparteien haben dabei nicht verfehlt, erneut zu betonen, daß man in Bayern grundsätzlich Amnestien für verderblich und das Rechtsgefühl des Volkes kränkend hält. Ihr Gesetz ist entsprechend ausgefallen; selbst Notvergehen hat man von der Amnestie ausgeschlossen. Die Forderung der bayrischen Klerikalen auf Beseitigung des Staatsgerichtshofs zum Schutze der Republik ist die Revanche für die Beseitigung der bayrischen „Volksgerichte" und für die vom Reichstag erzwungene Zulassung des Wiederaufnahmeverfahrens der Haß-Prozesse. (Nebenbei: dieses stolze Reichsgesetz ist so gut wie unwirksam; denn die Gesuche um Wiederaufnahme selbst der tollsten politischen Tendenzprozesse dieser Volksgerichte werden fast immer zurückgewiesen.) Der Antrag der Bayrischen Volkspartei bezweckt weiterhin die Zurückgewinnung bayrischer Delinquenten aus den Fängen des Reichs vor eigne Instanzen. Man hegt nämlich in Bayern das unberechtigte Mißtrauen, es könnte mal in Leipzig ein kommunistischer oder republikanischer politischer Sünder freigesprochen oder gar, Gott behüte, ein Monarchist verurteilt werden. Endlich könnte auch ein vom Staatsgerichtshof verurteilter Linker einmal von einer neuen Reichs-Amnestie erfaßt werden, obwohl er Bayer ist; jegliches Erbarmen mit den Sach-

waltern der Armut gilt aber im christlichen Bayern als eine Verletzung der Rechts-„Hoheit“.

Der Antrag der Bayern kommt zur Zeit allen andern Parteien, die in die nächste Koalition möchten, sehr ungelegen. Die Glatzen der Deutschen Volkspartei werden besonders heftig gekratzt. Man hat selber lange Zeit gern so getan, als sei der Staatsgerichtshof so eine Art Revolutionstribunal, dem man anno Rathenau nun mal faute de mieux zustimmen mußte – und wußte doch und sah doch, daß nie in der Welt der Reiche gegen den Armen eine bessere Waffe besessen hat. Diese Waffe jetzt aus der Hand legen? Jetzt, wo die Arbeitslosigkeit, die Not in jeder Form, das oekonomische Chaos schon die uniformierten Beamten unter roten Fahnen zu Demonstrationen auf die Straße treibt? Eine peinliche Zumutung. Gründe herbei, warum das Republik-Schutzgesetz, so unsympathisch es immer sei, grade in diesem Augenblick unabkömmlich ist.

Die Aufdeckung der völkischen Fememorde war ja ganz schön – aber schließlich: Taten, die zwei Jahre zurückliegen, sind zwar durch ihr Ruchbarwerden, nicht aber durch ihr Geschehen Tagesangelegenheiten. Außerdem gefährdet ein Feme-Komment, dessen Spielregeln nur Mord- und Totschlag unter monarchistischen Brüdern vorsehen, nicht unmittelbar die Republik. Die Mordattentate der Consul-Kerle gegen die sichtbaren Repräsentanten des Staatssystems haben doch eigentlich seit drei Jahren aufgehört. Daß gelegentlich ein revolutionärer Proletarier von einem Hakenkreuzbengel niedergeknallt wird, zählt ja nicht – am wenigsten vor Gerichten.

Dennoch: die rabiate Sprache nationalistischer Blätter gegen Stresemanns Politik weckt Erinnerungen an die Zeit vor Rathenaus, noch mehr vor Erzbergers Ermordung. Von der Ruhr-Kapitulation bis Locarno – eine grade Linie, gezogen von Gustav Stresemann, der dafür verantwortlich gemacht wird, daß in dieser fröhlichen, seligen, gnadenbringenden Weihnachtszeit Völkische nicht minder hungern als andre Leute. Daß Herr Stresemann allerlei Vorsichtsmaßregeln für die Sicherheit seines Lebens treffen läßt, wird ihm Niemand verdenken. Herr Wagner im bayrischen Landtag, Herr Pudor in seinem Blättchen haben ihn als Zielscheibe für reine Toren hinlänglich markiert. Herr Stresemann weiß aus allen frühern Fällen, daß ein von einer völkischen Verschwörergruppe organisierter Anschlag, wenn er bis zur Tat gedieh, stets brillant durchgeführt wurde (das Unmoralische versteht sich von selbst), nie durch die Indiskretion Beteiligter vereitelt wurde, aber auch stets finanziell gehörig fundiert war. Er kennt sicherlich auch die Quellen, aus denen die Mittel zu den O.C.-Morden flossen, und dann weiß er, der doch für die Motive industrieller Gebefreudigkeit wahrhaft sachverständig ist, erst recht, daß diese Quellen seit der programmwidrigen Voreiligkeit Hitlers im November 1923 verstopft sind. Die Gefahr eines individuellen Desperado-Attentats gegen Stresemann besteht wohl in gewissem Grade; daß jedoch sein Leben durch umfängliche, von organisatorischen Energien bediente Komplotte bedroht sei, ist auf das Alleräußerste zu bezweifeln.

Der Brief des Herrn Kaltdorff an Herrn Rechtsanwalt Götze in München widerlegt diese Meinung nicht, sondern stützt sie. Kaltdorff ist ein ausgemachter Schwachkopf. Wenn ich das nicht aus persönlicher Bekanntschaft beurteilen könnte – er war etwa ein halbes Jahr lang mein Haftgenosse in Niederschönenfeld – , so wüßte ich es nach seinem Stresemann-Brief. Man überlege: Jemand will einen Minister ermorden. Er berät die Sache mit einer gleichgestimmten Seele. Der Gedanke, daß eine solche Konspiration, soll sie irgendwen zur Mitwirkung gewinnen, die höchste Vorsicht und Verschwiegenheit verlangt, ist den Herren fremd. Von dem Mordplan existiert nichts weiter als die Pennälerphantasie: „Das Schwein muß gekillt werden!“ und der Rinaldiniwitz: „Stresemann, verwese man!“ Ob Revolver oder Bombe benutzt werden wird, soll noch bestimmt werden. Verschwinden will man nachher im Flugzeug. Die Finanzierung wird keine Schwierigkeiten machen, denn bei Siemens gibt es viele Offiziere, bis zum Oherst, und gegen Stresemann sind sie alle; sogar der alte Kirdorf ist gegen ihn. Gefragt hat man zwar noch keinen von ihnen, wieviel Millionen sie rausrücken, wieweit sie bei der Abmurksung Stresemanns mittun wollen. Gefragt wurde nur ein Schlosser, und der hat abgewinkt. Bis zu diesem Nichts ist der „Mordplan“ gediehen, und nun wird darüber schon ein Brief geschrieben, unchiffriert, versehen mit Namen und Adresse, worin die ganze schöne Idee in geschwätziger Wichtigkeit entwickelt wird. Dieser Brief wird unbesorgt der Post zur gewöhnlichen Beförderung übergeben, und die liefert ihn einem Adressaten aus, dessen Eignung als Vertrauter sich sogleich erweist: er bringt den Wisch zur Polizei. Von München geht das Material nach Berlin, die beiden Mords-Esel werden festgesetzt, und der Kriminalkommissar, der die Verhaftung verfügt, läßt sein Bildnis ins Abendblatt setzen:... der das Mordkomplott gegen den Minister „aufdeckte“.

Die romantische Hanswurstiade der völkischen dummen Jungen wird hierzulande zu einem hochpolitischen Ereignis aufgepustet, was eine unglaubliche Unterschätzung der ernst zu nehmenden Hakenkreuzler vom Schlage der Schulz und Tillessen, der Fischer und Kern, der Gareis-Mörder und all dieser totentschlossenen, umsichtigen, harten Verschwörer-Naturen ist, die wahrlich nicht nötig haben, sich durch den Hinweis auf die „wahren Schuldigen“, die hetzenden Schmiersöldner der völkischen Zeitungen, entlasten zu lassen.

Ausgerechnet der Herr Admiral v. Brüninghaus hat namens der Deutschen Volkspartei an den preußischen Justizminister den Brief gerichtet, worin neue Strafgesetze gegen die „Hintermänner“ verlangt werden. Die monarchistische Partei des Reichsaußenministers selbst konterkarriert also den Antrag auf Aufhebung des Republikschutzgesetzes mit der Forderung einer schneidenden Verschärfung dieses Gesetzes. Will man dadurch die Republik schützen? Will man im Ernst den Völkischen zu Leibe? Man will ganz was Andres.

„Der Feind steht rechts!“ riefen nach Rathenaus Ermordung die Herren Wirth und Radbruch, und ihr republikanisches

Gesetz kam, schon im Reichstagsausschuß zu dem Schwert zurechtgeschliffen, das, von der rechten Faust geführt, nur nach links verwundet. Die Handhabung wurde den von Wilhelm ererbten Richtern überlassen. Sie werden auch das Ergänzungsgesetz des Herrn v. Brüninghaus handhaben, und dann wird dieses geschehen: Ein neues Verfahren gegen die Zentrale der Kommunistischen Partei wird nicht wieder im Sande verlaufen müssen, weil man nach der Erhebung der Anklage um Straftaten verlegen wäre. Ein Pfiffikus wie jener Hartmann, der einen Einbruch damit erklärte, die KPD brauche Mittel für die Ermordung des Herrn Niedner vom Staatsgerichtshof, ist immer zur Stelle, wenn man ihn braucht. Daß er grade jetzt zur Stelle war, als manche Leute, die den Kreisen des Herrn v. Brüninghaus nicht allzu fern stehn dürften, die Konzentration der Entrüstung auf völkische Mordpläne peinlich empfinden, mag zu denken geben. Daß das Gesetz zum Schutze der Republik sich als einseitige Klassenwaffe gegen die Arbeiterschaft ausgewiesen hat, wird wohl nicht mehr bezweifelt. Das Brüninghaus-Gesetz wird unfehlbar die Wirkung haben, daß in kritischen politischen Situationen irgendein kommunistischer Kaltdorff – es wird sich schon ein Felix Neumann finden – einen Brief schreibt, um nachher mit dem Finger auf einen revolutionären Redner oder Schriftsteller als intellektuellen Urheber hinzuweisen. Die Richter und Zuchthausmeister werden zu tun bekommen.

Millionen liegen hungernd und frierend auf der Straße. Das kapitalistische Wirtschaftsgebäude kracht in allen Fugen. Von Diktatur und Belagerungszustand ist schon die Rede. Bayern sichert sich gegen neue Amnestien, und dem Leipziger Staatsgerichtshof schafft man erweiterte Betätigungsgebiete. Sind die Zusammenhänge deutlich?

Die russischen Monarchisten von Albert Syrkin und Axel Eggebrecht

Ein paar Jahre lang waren die russischen Monarchisten, nach dem Fiasko der letzen Einfälle unter Judenitsch, Wrangel und Awalow, ziemlich ruhig geworden. Im großen Ganzen waren ihre Streitigkeiten mit den Kadetten eine interne Emigrantenangelegenheit, um die sich die Öffentlichkeit der Länder, wo sie Gastrecht in Anspruch nahmen, herzlich wenig kümmerte und zu kümmern brauchte. Jetzt nun scheint, seit ein paar Monaten, ein neuer Geist der Propaganda über diese Kreise gekommen zu sein. Allerlei Reisen, Kongresse, Publikationen machen erneut darauf aufmerksam, daß hier ja immer noch, mitten unter den westlichen Völkern, erhebliche Kräfte am Werke sind, deren Absichten mit der von den Gastländern betriebenen Politik immerhin kollidieren könnten. In Deutschland lassen sich diese Kreise neuerdings namentlich in einer Zeitschrift: ‚Der blaue Vogel‘ vernehmen, wo ein Saltykow und ein Herzog von Leuchtenberg das große Wort von der nahenden „Befreiung“ Rußlands führen.

Nun weiß jeder Besucher Rußlands, daß dort selbst die erbittertsten Gegner der Sowjets, völlig ausgepowerte Bürger und herabgekommene Intellektuelle, ein Einziges noch mehr fürchten und hassen als die rote Herrschaft: die Rückkehr der Zaristen. Es gibt in Rußland selbstverständlich allerlei Kreise, die eine Beseitigung des Bolschewismus begrüßen würden: Monarchisten im alten Sinne gibt es nicht. Die sind ziemlich vollständig emigriert. Das ist ja auch der Grund, weswegen die scharf monarchisch gesinnten Reaktionäre in der Emigration allmählich an Bedeutung gewinnen. Die bürgerlich-arbeitenden Kreise, hauptsächlich die Intellektuellen, machen nach und nach ihren Frieden mit der Heimat. Nur die eigentlichen Nutznießer der alten Feudalherrschaft bleiben endgültig im Ausland und hoffen auf ihre Stunde.

Für diese Kreise ist das wichtigste Ereignis der letzten Jahre jener Tag im Herbst 1924 gewesen, da sich in Coburg der Großfürst Kyrill, Neffe von Nikolaus II., selbst zum Zaren aller Reußen krönte. Seitdem gibt es für den mit dem doppelköpfigen Adler geschmückten Thron der Romanows auch zwei Prätendenten. Der andre ist bekanntlich Nikolai Nikolajewitsch, der russische Generalissimus zu Beginn des Weltkriegs, dessen Hauptquartiere sich in Paris und Nizza befinden.

Es ist klar, daß durch diese Rivalität die Schlagkraft der monarchistischen Kreise sehr geschwächt ist. Dennoch sind diese Leute in der Lage, mehr Verwirrung anzustiften, als man offiziell erfährt. Das ist ihnen vor Allem durch die vorzüglichen Finanzverbindungen möglich, die der russische Hochadel schon seit Vorkriegszeiten mit Paris und London, aber auch mit der Wallstreet unterhält.

So sind denn die Enthüllungen, die ein gewisser Herr Snjessarow über den Coburger Hof vor kurzer Zeit in russischer Sprache veröffentlicht hat, außerordentlich interessant und aufschlußreich. Dieser brave Mann ist der Typ des geborenen Enthüllers, ein Mensch, den es später oder früher immer gradezu drängt, zu verbrennen und bloßzustellen, was er vordem angebetet. Zwanzig Jahre lang war er Sekretär in der Redaktion der altehrwürdigen ‚Nowoje Wremja‘, dem Blatt der entschiedenen Monarchisten, bis er eines Tages die Grundfesten der Herrschaft Suworins, des Gründers und Besitzers der Zeitung, durch einen dicken Band Enthüllungen ins Wanken brachte. Nach der Revolution wurde er berufsmäßiger Agitator für die Wiederherstellung der Monarchie. Er merkte bald, daß sich die Kandidatur Nikolai Nikolajewitschs recht spärlicher Sympathien erfreute. Und so wurde er einer der Ersten, die intensiv für Kyrill eintraten. Er schrieb nun Agitationsbroschüren gegen Nikolai, Aufrufe und Finanzierungsexposés, gehörte zu Kyrills Suite und unternahm allerlei Reisen zu Verhandlungszwecken. Schließlich verließ er auch diesen Herrn, als ihm dorther nicht mehr genug Revenuen zuflossen.

Vielleicht den wichtigsten Teil der Schilderungen Snjessarows bildet seine Darstellung der interessanten Jagd, die die Romanows und der Hochadel auf amerikanisches Geld anstellten.

Seit 1919 konnte ich alle diese Bemühungen bei den amerikanischen Milliardären genau verfolgen. Es bemühten sich politische Organisationen aller möglichen Richtungen; es bemühten sich soziale und charitative Gruppen; es bemühten sich Privatleute und Mitglieder der Dynastie Romanow. Kyrill selbst hat sich allerlei Agenten verschiedenster dunkler Herkunft nicht wenig Geld kosten lassen – wenn sie nur neues Geld in Aussicht stellten... Man versuchte vor Allem, Geld gegen Konzessionen und Versprechungen des künftigen Herrschers zu bekommen. Man versuchte, angebliches Privateigentum in Rußland zu verkaufen... Die Bewerbungen um eine Heirat mit Milliardärinnen allerdings haben nur in mikroskopischem Maßstab Erfolg gehabt. Besser ging es mit dem Appell an die Wohltätigkeit. In dieser Hinsicht lassen sich die Amerikaner ihre großen Gesten wirklich auch enormes Geld kosten. Was hat allein die Americain Relief Agency (ARA) in Rußland gekostet! Eine Baronesse Wrangel brachte einmal nach kurzem Aufenthalt in zwei Newyorker Hotels mehrere zehntausend Dollar mit... Schließlich hatten aber auch manche Versuche auf familiärer Grundlage Erfolg: einer der vielen Fürsten Obolenski heiratete (nachdem er sich eigens zu diesem Zweck von seiner wunderschönen Frau hatte scheiden lassen) die Milliardärstochter Astor. Eine bessere Karriere gibts wohl kaum... Aber die Mehrzahl dieser Versuche war doch erfolglos. So versuchte der Herzog von Leuchtenberg vergeblich, für den Großfürsten Dmitrij Pawlowitsch eine Dollarfrau zu finden...

Im übrigen gab es eine Menge amerikanischer Spekulanten, die auf die zukünftige russische Lage nicht wenige Hunderttausende von Dollar setzten wie auf ein andres Geschäft. Sogar ich selbst konnte mir einmal, ohne je in Amerika gewesen zu sein, 500 Dollar in die Tasche stecken... Es gab solche Narren... die mir 200 Desjatinen meines Gutes im Tulaer Gouvernement für 100 Pfund Sterling abkauften... Die Kopie des Vertrages habe ich noch...

Den Höhepunkt dieser Jagd nach den Dollars bildete die Reise der „Zarin“ Viktoria Feodorowna, der Frau Kyrills, nach New York. Sie war, so hieß es, vom reichen Astor persönlich eingeladen, der 36 Zimmer in seinem Palais für sie reserviert habe. Die Suite der „Zarin“ konnte den Dollarsegen gar nicht mehr erwarten – war sie doch in Hinblick auf diesen Goldregen mit den Gehältern vertröstet worden. Leider sah dann die rauhe Wirklichkeit ein bißchen anders aus. Snjessarow erzählt:

Die Legende vom Milliardär Astor – an die auch ich glaubte – zerplatzte wie eine Seifenblase. Er hatte mit der ganzen Sache überhaupt nichts zu tun. Es gab da freilich einen Astor – aber das war der, dessen Name in New York dem von Adlon in Berlin oder Cecil in London entspricht: der bekannte Hotelier. Dort waren die Appartements der „Zarin“ reserviert – aber auch nicht, weil sie dorthin eingeladen war. Sondern die Sache war ganz anders.

Da gab es eine Mrs. Loomith, Vorsitzende des ‚Opera Monday Club‘, bekannt als energische Organisatorin von Gastspielen europäischer Berühmtheiten für Zwecke der Newyorker Wohltätigkeit. Ein ‚Barnum im Unterrock‘, wie man sie in einem Brief an mich nannte. Als die Presse nun sofort der „Zarin“ ziemlich mißtrauisch begegnete... entstand im Club eine große Debatte, und man befragte offiziell die Leitung auf

> wessen Kosten die „Zarin“ gekommen wäre... Darauf wurde offiziell in der Presse bekanntgegeben, daß die Reise nicht einen Cent gekostet habe, sondern zu Propagandazwecken vom Hotel Astor, der englischen Autofirma Rolls-Royce und einer französischen Schiffahrtsgesellschaft arrangiert worden sei. Es ist klar, daß nach dieser Nachricht die Rolle dieser „Gesandtschaft“ in der Öffentlichkeit ausgespielt war. Weiter wurde noch bekannt, daß ein russischer Offizier... der die ganze Reise als Sekretär der Mrs. Loomith organisiert hatte... gar kein Offizier war, sondern irgendein Perser, Sohn eines frühern Händlers mit Orientwaren auf dem Newskij-Prospekt. Mit einem Wort: es entstand ein richtiger amerikanischer Gesellschaftsskandal. Wieviel Geld die drei Finanziers der Reise mit dem Namen der „Zarin“ verdient haben, ist nicht bekannt. Für diese selbst hatten der ‚Opera Monday Club‘ und Mrs. Loomith 200 000 Dollar zusammengebracht – die sie aber nie bekam. Nach dem Skandal... bestimmte der Club das Geld für die russischen Emigranten in Amerika, und die Kaiserin durfte dabei nur Vorschläge machen. Mit einem Wort: die Amerikaner nahmen die Sache amerikanisch!

Trotz dieses Riesenreinfalls versuchte der Coburger „Hof“, das Ganze nach der Rückkehr Viktoria Feodorownas als einen gewaltigen Erfolg hinzustellen. Daraufhin setzte eine Völkerwanderung aller treuen Zarenanhänger nach Coburg ein. Jeder wollte ein bißchen von dem amerikanischen Segen abkriegen. Auch unser braver Snjessarow eilte in einem buchstäblich überfüllten Zuge dorthin. Das Hotel, in dem er abstieg, war ebenfalls überfüllt mit Kyrill-Anhängern.

> Ich traf dort zwei Herren aus Berlin... Sie kamen bereits aus der Residenz zurück und hatten sehr saure Mienen. Sie hatten eine Kalkulation über die Entwicklung einer aktiven legitimistischen Bewegung in Berlin mitgebracht, die eine halbe Million Mark im Monat kosten sollte. Den Scheck wollten sie gleich mitnehmen. Statt dessen erhielten sie – das volle Einverständnis des „Zaren“ mit ihren Plänen und den Rat, das Geld dazu in Berlin aufzutreiben.

Mit schwerem Herzen ging Snjessarow darauf zu seiner Audienz bei der Amerikareisenden:

> Morgens empfing sie mich.
>
> „Willkommen, Kaiserliche Hoheit! Zufrieden mit Ihrer Reise? Wird man mit Amerika arbeiten können? Wie sind die allgemeinen Perspektiven?“
> „Ich bin sehr zufrieden mit meiner Reise! Die Aussichten sind gradezu enorm!“
> „Sollte ich nicht hinfahren?“
> „Selbstverständlich! Sobald ich das Geld habe, müssen Sie sofort fahren!“
> „Und – Sie haben Hoffnung, das Geld zu bekommen?“
> „Ich bin davon überzeugt, daß ich kolossale Summen erhalten werde...“
>
> Aber dabei liefen ihre Augen hin und her. Als sie mir eine Zigarette anbot, zitterten ihre Hände... Die Hoheit war verschwunden, es blieb der durchschnittliche Typ einer verlorenen Frau, die man bei einer Unwahrheit ertappt. Ich wußte nun, daß ich es nicht mit echter Liebe zur Herrschaft, sondern mit ganz gewöhnlichem, kleinem Egoismus zu tun hatte. Ich erkannte das nur zu spät...

Diese so außerordentlich moralische „Erkenntnis“ gab für Snjessarow den Ausschlag. Freilich erst, nachdem er – trotz

seines moralischen Abscheus – noch einen letzten Versuch gemacht hatte. Er bat die „Zarin“ um 1000 Dollar, „zur Anschaffung von Kindermilch“.

> Es ist möglich, daß wir ganz friedlich von einander geschieden wären. Aber nun beging Viktoria Feodorowna einen unverzeihlichen Fehler: sie ging hinaus und kam mit einer 100-Dollar-Note zurück, die sie mir mit den Worten überreichte: „Mir geht es selbst sehr schlecht. Aber wenn Ihre Frau kein Geld hat – hier sind 100 Dollar!“

Das war freilich nach allen treuen Diensten wie ein Hohn für den braven Snjessarow. Er kehrt in sein Hotel zurück. In dieser Stunde beschließt er, den „ganzen Sumpf aufzudecken“. Was mit jener 100-Dollar-Note geschah, erzählt er übrigens nicht.

Nach diesem Bericht kann man sich von dem ganzen Milieu und von der Person des Schreibers ja wohl eine lebhafte Vorstellung machen. Wie sahen nun und sehen die Pläne dieser Herrschaften auf dem politischen Gebiete aus?

Es sind da in den letzten Jahren die verschiedensten Vorschläge publiziert worden. Herr Snjessarow schießt auch hier den (blauen) Vogel ab: er bringt die allereinfachste, die „Patentlösung“. Da das amerikanische Kapital die ganze Sache finanzieren soll – was liegt da näher als ein Direktorium aus drei Personen: Kyrill und zwei Repräsentanten des amerikanischen Kapitals? Welch ein rührendes Bild: drei Thronsessel im Andreijewskij-Saal des Kreml, in der Mitte Kyrill, zur Rechten Astor mit dem Szepter, zur Linken Morgan mit dem Reichsapfel? Wen lockt das nicht? Welcher Dollarfürst setzt dafür nicht gern sein Geld ein?

Aber diese vorsichtigen Herren in New York bissen nicht an. Man mußte also auf anderm Wege zu Gelde kommen. Auch darin entwickelte Snjessarow eine ganz anerkennenswerte Initiative.

Im Adlon traf er eines Tages einen Engländer, der mit irgendeiner Konzessionsgeschichte in Sowjet-Rußland Pech gehabt hatte und nun aus Wut, wie sich sein Sekretär äußerte, „am liebsten ganz Moskau in einem Löffel Wasser ersäuft hätte“. Den gabelt sich Snjessarow gleich auf, und in wenigen Minuten hatte er den Mann so weit, daß er Geld für eine kyrillistische Zeitung und auch für eine persönliche Anleihe an Kyrill geben will, gegen dessen eigne Unterschrift. Er ist weiter bereit, Kyrills Autorität durch eine Internationale Kombination zu stärken, die Snjessarow so beschreibt:

> Zu jener Zeit ging durch die Presse die Nachricht, die Sowjet-Regierung verhandle in Tokio über den Verkauf Sachalins an Japan . . . Darauf geriet die russische Emigrantenpresse aus dem Häuschen. Das Gerücht war freilich ein Schwindel. Der Engländer wußte das irgendwoher. Nun wurde im Namen Kyrills ein Offener Brief an den Mikado geschrieben, worin der „Repräsentant des russischen Thrones“ energisch gegen diese Verschleuderung russischen Bodens protestierte. Dieser Brief sollte in der englischen Presse erscheinen und sollte, da ja der Verkauf gar nicht stattfinden würde, eine große Stärkung für den Einfluß Kyrills sein, weil die Öffentlichkeit annehmen müßte, die Unterlassung sei auf seine Intervention hin geschehen.

Snjessarow gibt als Hauptgrund für das Fiasko dieses und andrer vortrefflicher Pläne an, die Kamarilla um Kyrill habe ihn systematisch ferngehalten. Er kommt da mit allerlei Einzelheiten und beschimpft alle diese Würdenträger manchmal recht massiv. Von einem General sagt er, „er sei der wirkliche Retter der SSSR, weil er alle Pläne seiner Konkurrenten aufhielt und vor den Augen des Monarchen versteckte“.

Man sieht: die Höflingswirtschaft, die so viel zum Zusammenbruch der Monarchien beigetragen hat, hilft heute zu ihrem Teil noch kräftig nach, daß die Unternehmungen einzelner energischer Monarchisten mißlingen – ein wahrhaft paradoxer Zustand.

Für den nachrevolutionären Hofstil, der sich dabei herausgebildet hat, mögen noch drei charakteristische Beispiele folgen:

Kanzlei des Repräsentanten
des Kaiserlichen Hofes   Coburg, 3. 9. 24
Herrn N. W. Snjessarow.

Hochverehrter N. W.,
Biskupskij hat mir mitgeteilt, daß I. K. auf Ihre Bitte hin eine sehr schöne Deklaration zusammengestellt hat; daß Sie persönlich zum Vortrag herkommen wollen; daß Sie wünschen, daß man Ihnen die Reisekosten ersetze... Leider ist das zur Zeit nicht möglich, und ich bitte Sie deshalb, mir die Deklaration einzusenden, damit ich sie Seiner Majestät vortrage. Ich hoffe, daß Sie, der so viel an der guten Sache mitgearbeitet hat, meine Bitte erfüllen werden.

Hier sonst Alles gut.

Ihr ganz ergebener

Graf Bobrinskij

4. 9. 24

Sehr geehrter N. W.,
... Was Ihre Finanzierungspläne betrifft, so hat mich Seine Majestät beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß er aus besondern geheimen politischen Gründen zur Zeit nicht in der Lage ist, Jemand zu empfangen... Also bitte ich Sie, darüber zu schreiben, wobei natürlich das Geheimnis in vollstem Maße gewahrt bleiben soll.

Ihr ergebener

Graf Brobinskij

München, 24. 10. 24

Sehr geehrter N. W.,
...infolge Ihres Wunsches, zu Propagandazwecken nach Amerika zu fahren... wie infolge Ihrer Erklärung, daß Sie zu diesem Zweck 40 000 Mark brauchen, bestätige ich Ihnen hierdurch auf Grund der Ihnen bekannten besondern Abmachungen, daß Sie, wenn Sie Gaben für den Fonds zur Wiederherstellung der gesetzlichen Monarchie bringen sollten, wobei die Summe dieser Spenden, die durch Ihre Vermittlung einkommen, die genannte Summe von 40 000 Mark überschreitet, 40 000 Mark für Ihre Zwecke erhalten werden.

General W. Biskupskij

Monarchen sind schlechte Kaufleute? Prätendenten jedenfalls nicht.

Das Buch vom Kaiser von Ignaz Wrobel

Emil Ludwigs Buch über Wilhelm II. (erschienen bei Ernst Rowohlt) ist einzig nach seiner Wirkung zu beurteilen.

Hier ist zum ersten Mal eines aus der Opposition, das an indifferente Intellektuelle der Provinz herankommt, an Schichten, die wir niemals erreichen, und die unsre Bestrebungen nur aus den Verleumdungen ihrer schlecht besoldeten, also überzahlten Redakteure kennen. Die hundert Auflagen, die das Werk voraussichtlich haben wird, tun gute Arbeit.

Die bis dahin versäumt worden war. Sie kommt ein bißchen spät. Die bedächtig schlafenden Demokraten, die übervorsichtigen Sozialdemokraten, der dümmsten Einwände voll, wenn es galt, aufzuklären – die oppositionelle Presse mit Ausnahme ganz weniger Organe hat die entscheidenden Monate nach dem Kriege nicht ausgenützt. Damals war das Eisen heiß: da war zu sagen, was das Volk im Kriege gefühlt hat, da war auszusprechen, was gelitten und heruntergeschluckt worden war... nichts. Wenn ich bei dieser Gelegenheit immer wieder an Felix Stössingers ‚Freie Welt' erinnere, so zeigt das, wie allein sie stand. Der Rest verpaßte den psychologischen Augenblick.

Die fast schon zu einer fixen Idee ausartende Beschäftigung mit den vergangenen Dingen setzte erst ein, als die geschlagenen Militärs die Frechheit hatten, aus ihrer Niederlage, Flucht und Desertion einen Sieg zu konstruieren – was heute republikanisch in Deutschland ist, steht in der Abwehr. Dieses Buch Emil Ludwigs aber ist eine Attacke und ein voller Sieg. Es ist die schwerste Niederlage, die der Kaiser jemals erlitten hat – und das will etwas heißen.

Im Buch finden sich elf Photographien des Kaisers – die für den Kenner jeden Text fast überflüssig machen. Sie sind vernichtend. „Als Admiral" steht unter einer, und „Als..." könnte unter jeder stehen. Es sind Aufnahmen eines mäßigen Provinzschauspielers in seinen Rollen. Das Schlimmste freilich ist das Bild: „In Zivil".

Der sauber gewaschene Inhaber eines Wäschegeschäfts der Mark Brandenburg, Reserve-Offizier, ordentlich verheiratet, respektabel rasiert – zum Heulen. Es ist im übrigen aus diesem Bild zu lernen, wie der Typus die Nation verseucht hat, und wie sehr er der Ausdruck seiner Epoche gewesen ist. Ein Tyrann? Eine bemusterte Offerte.

Der Text faßt schlicht und scharf zusammen, was Eulenburg, Eckardstein, Hohenlohe, Moltke, Tirpitz, Waldersee und andre Freunde des Kaisers ausgesagt haben – also nichts Neues? Für die Hunderttausende von Lesern ist es neu – weil sie nicht Geld und Zeit hatten, diese Memoiren zu lesen, und weil man nicht genug für ihre Verbreitung getan hat. Das Bild, das sich ergibt, ist klar und sieht so aus:

Ein innerlich haltloser, selbst zum Schlechten zu schwacher Mensch wird die Katastrophe seines Volkes, weil alle seine schlimmen Eigenschaften den verborgenen und offenen Nationallastern entgegenkommen: Repräsentationssucht, Parvenutum, Lautheit, Betriebsamkeit, hinter der sich Faulheit verbirgt

— Organisation ist, wenn die Andern arbeiten — , maßlose Herrschsucht, ohne daß er zum Herrschen legitimiert gewesen wäre... und eben jene Umgebung.

Hier scheint mir das Hauptverdienst des Buches: mit welchem Takt Ludwig diesen trüben Morast passieren läßt. Die dünne Stelle — der Grund des Einflusses von Holstein — wird kaum berührt, wahrscheinlich hätte man mit Gasmasken lesen müssen. Hier hat sich Ludwig jedes persönlichen Angriffs enthalten und nur die Tatsachen sprechen lassen.

Ob das Seelenbild des Kaisers ganz geglückt ist, läßt sich schwer sagen. Man tut Emil Ludwig keinen Gefallen, wenn man ihn „den Plutarch seiner Zeit“ nennt — davon ist gar keine Rede. Aber erstens mußte dieses Buch kommen — spät kommt Ihr, doch Ihr kommt! — , und zweitens scheint mir die Gestalt des Kaisers nicht so interessant, daß man alle psychologischen Künste daran üben sollte. Wäre der Mann nicht zufällig auf diesen Platz gelangt, er wäre gewiß kein Stoff für einen Seelenforscher. Er ist nicht einfach — aber seine Kompliziertheit reizt nicht, man wendet sich schließlich gelangweilt von so viel Fahrigkeit, Haltlosigkeit, Oberflächlichkeit ab.

Ich habe viele Briefe bekommen, die mir gezeigt haben, wer dieses Buch liest: Leute, die sonst an solche Fragen überhaupt nicht mehr herangingen, und denen die außerordentlich geschickte Formulierung, diese unterhaltsame Prosa, die Glätte der Darstellung einging wie Öl. Das Buch wird — für deutsche Verhältnisse gewiß Anlaß zum Tadel — auch von Frauen gelesen.

Die Mitwirkung und Mitschuld des deutschen Volkes an diesem Stück Unglück geht aus dem Werk unzweifelhaft hervor. Sie haben Alle mitgetan, alle Vögel, alle: und es ist beschämend zu sehen, daß dieselben Bürger, die damals an der Hoftafel ihren Kotau machten, heute über Republik sprechen dürfen, als seien sie mit ihr aufgewachsen. Maximilian Harden, der diesen Kaiser schon bekämpfte, als noch Festung drauf stand (und zweimal verhängt wurde), hatte nicht viele Bundesgenossen. Das Bürgertum — auch Walther Rathenau — war für ihn. Solange er an der Macht war.

Das Buch mußte geschrieben werden. Nur die vollendetste Instinktlosigkeit wird verkennen, wie nötig, wie nützlich, wie außerordentlich dankenswert ein solches Buch ist. Es gibt keinen Leser, der nicht zum mindesten zum Nachdenken veranlaßt wird — und das ist viel für Viele.

Ich glaube nicht, daß die dem Autor imputierte Formel: „Der Kaiser hat den Krieg verloren, weil er einen zu kurzen Arm hatte“ dem Buch gerecht wird. So einfach hat sichs Ludwig nicht gemacht — obgleich er sichs gewiß nicht schwer gemacht hat. Aber die deutsche Demokratie hat viel zu wenig für die Aufklärung breiter Massen getan, als daß sie heute das Recht hätte, mit Besserwisserei und aesthetisch-psychologischer Splitterrichterei an einer Leistung herumzunörgeln, die an Wirkung die zweite Heirat des Kaisers noch übertrifft. Kein Hund wird heute mehr von dem ein Stück Brot nehmen. Außer den Redakteuren der Kreuzzeitung.

Das Umschlagbild enthüllt eine ganze Epoche. Da sitzt er, bei Bieber von der Chocoladenseite aufgenommen, mit Allem behängt, was ein Kaiser so auf der Bühne zu haben pflegt, geschmückt wie ein Indianerhäuptling zur Hochzeit. Lassen wir ihn sitzen. Aber dahinter, die graue Atelierwand: das ist das Land, das ihn bejaht hat. Das Land, das ihm zujubelte, in seiner Verehrung die eigne Nationaleitelkeit ehrte, den Lokalehrgeiz pflegte, die kleinen Beamten, die ihre Herrschsucht mit diesem Bild drapierten, die Klassen, die ihn vor sich her trugen, um hinter ihm ihre Geschäfte und vor Allem ihre politischen Machinationen zu betreiben. Er ist schuld. Vielleicht mildernde Umstände. Dem Lande können sie nicht gewährt werden.

Und wenn dieses Buch eine Wirkung haben kann, so ist es eine, die sich nicht nur rückwärts erstrecken sollte.

Der Mann ist geflohen, wie ein Köter auskneift. Kein Wachtposten an einem Pulvermagazin im Frieden hat jemals so erbärmlich gehandelt wie Wilhelm der Zweite, der davonlief, als zum ersten Mal in seinem Leben die Lage für ihn brenzlig wurde. Was zwölf Millionen vier Jahre lang ertragen mußten (weil sie es so wollten) – für ihn war es zu viel.

Und diesem Mann zahlt die Kaiserlich Deutsche Republik 50 000 Mark monatlich, also 600 000 Mark jährlich. Ein Prozeß, den die weißen Juden in Doorn gegen den Fiskus angestrengt haben, wird wahrscheinlich zu einem Vergleich führen, der dem da noch mehr in den Rachen fallen läßt, als er schon über die Grenzen hat schieben lassen.

Hier kann eine Wirkung des Buches liegen.

Jeder Pfennig, der diesem Kaiser weiterhin ausbezahlt wird, ist ein Verbrechen, dem deutschen Volk zugefügt. Er hat Anspruch auf nichts. Es gibt keine juristische Trennung zwischen „Privat-Eigentum“ und „Hohenzollern-Eigentum“ – denn die Hohenzollern sind niemals Privatleute gewesen, und der Thron war keine Gesellschaft mit beschränkter Haftung und kein Sondergut. Die politische Verblendung, mit der sogar die Unabhängigen sich auf die juristische Ebene haben locken lassen, die lächerliche Ordnungssucht, das Bestreben, „gerecht“ zu sein, wo ein politisches Exempel zu statuieren war – das hat zur schlimmsten Ungerechtigkeit geführt. Zur Ungerechtigkeit an Seinen Opfern.

Es gibt in Deutschland Hunderttausende von Invaliden, die bittern Hunger leiden, die hinken, sich in Krämpfen winden, blind sind, das Gehör verloren haben. Die beschämenden Verhandlungen vor den Rentenämtern zeigen, wie mit diesen Leuten umgegangen wird – nicht nur ungehörig im Ton, sondern herzlos in der Sache. Für sie ist kein Geld da.

Es ist für sie Geld da.

Die Marksummen, die allmonatlich nach Doorn gehen, sind ein Diebstahl an der deutschen Nation und an ihren wehrlosesten und ärmsten Gliedern: an den armen, betrogenen, zerschossenen und verkrüppelten Soldaten.

Emil Ludwigs Buch hat uns eine Erkenntnis vermittelt. Wenn es nicht bei der Erkenntnis bleibt, hat es den schönsten aller Erfolge davongetragen.

XIX.

Der Geist von 1914

Bald nach Beginn des Krieges wurde die Deutsche Gesellschaft von 1914 gegründet — eine Art Klub, der den Burgfrieden und die neue Volksgemeinschaft verkörpern sollte. Der Kaiser hatte gesagt, er kenne keine Parteien mehr. Getreu diesem Worte wollte die neue Gesellschaft, die in der Wilhelm-Straße, in dem prunkvollen Palais Pringsheim ihr Heim aufschlug, für alle einigermaßen zahlungsfähigen Elemente von Rechts bis Links, die sich den Geist von 1914 zu eigen machten, einen gesellschaftlichen Sammelpunkt bilden.

Es kamen in der Tat auch einige Alt-Konservative, wie Graf Mirbach-Sorquitten, in die Deutsche Gesellschaft, und verzückten Auges berichteten nachher linksstehende Redakteure und Politiker von dem gemütlichen Zusammensein mit diesen feudalen Herren. „Wir hatten sie uns ganz anders vorgestellt. Sie sind gar nicht so hochmütig und unzugänglich. Man kann auch von ihnen mancherlei lernen.“

Daß in der Deutschen Gesellschaft die paar Rechtsstehenden von den vielen Linksstehenden etwas angenommen hätten, habe ich nicht bemerkt. Die Beeinflussung im umgekehrten Sinne war stark.

Die Deutsche Gesellschaft von 1914 besteht noch heute. Und auch der Geist von 1914 wird bei Denkmalsweihen und ähnlichen Gelegenheiten von Festrednern noch oft bemüht.

Zurück zu 1914 oder Los von 1914? Das ist die Frage.

Es ist gar nicht zu leugnen, daß 1914 in gewissem Sinne ein großartiges Schauspiel dargeboten hat. Es war eine Geschlossenheit der Gesinnung, wenigstens äußerlich, vorhanden, die imponieren mußte. Mit verschwindenden Ausnahmen glaubte Alles an die Gerechtigkeit und Güte der deutschen Sache. Der Begriff „Vaterland“ schien einen ganz großen Inhalt bekommen zu haben. Ihm dienten die Massen mit grenzenloser Begeisterung und Alles verleugnender Hingabe. Wer die ausgezeichnete Sammlung der Kriegsdokumente Eberhard Buchners (leider nur bis Sommer 1915 fortgeführt) durchblättert, findet eine Fülle gradezu erschütternder Beweise für das Aufgehen des Einzelnen im Gesamtinteresse.

Und wer die blinde Hingabe an eine, wirklich oder vermeintlich große Sache für den Höhepunkt des Volkslebens hält, der muß sich nach dem Geist von 1914 zurücksehnen.

Ich habe schon, als wir mitten drin im Geiste von 1914 standen, meine Zweifel an diesem Geist nicht unterdrücken können. Es war mir zu wenig Geist und zu viel bloßes Gefühl, um nicht zu sagen Instinkt. Die voluntas wurde nicht von der ratio dirigiert, sondern vom Glauben, das heißt: vom Aberglauben und von der Leichtgläubigkeit.

Die Wenigen oben sagten die Unwahrheit. Die Massen unten nahmem die Unwahrheit für Wahrheit. Und die intellek-

tuellen Schichten in der Mitte waren teils Opfer, teils Werkzeuge der Unwahrheit von oben.

Übrigens eine an sich kurios scheinende und auch jedem Seelenkundigen bekannte Tatsache: kraft der ewigen Wiederholung von Unwahrheiten begannen selbst Die, die sie aufgebracht hatten, daran zu glauben. Die falsche Psychologie, die die Führer den Massen gegenüber anwenden zu müssen glaubten, schlug allmählich in Pathologie der Führer selbst um. In der Pressekonferenz, wo uns die patriotischen Lügen systematisch verabfolgt wurden, habe ich mich oft vergebens gefragt, ob die Regierungsherren das wohl selber glaubten, was sie uns erzählten. Nicht immer hätte ichs zu verneinen gewagt.

Das Gesamtergebnis war eine schauerliche Psychose fast des ganzen Volkes. Das Denkvermögen schien ausgeschaltet. Zügellos herrschten Gefühlsregungen und Leidenschaften.

Man glaubte Alles, was zugunsten der deutschen Sache vorgebracht wurde.

Mitte August 1914 war fast Jedermann überzeugt, daß der Krieg Weihnachten zu Ende sein werde. Überall hörte ich die Leute davon reden. Graf Haeseler sei mit zwei deutschen Armeecorps in Frankreich „verschwunden“ und werde am Sedantage in Paris einziehen. Der uralte Herr – übrigens ein vegetarischer Sonderling, der aus Prinzip auf seinem Gut keinen Hammel schlachten, sondern sie alle eines natürlichen Todes sterben ließ - – genoß abergläubisches Vertrauen in den Volksmassen. Wie Jemand es fertig bringen könne, und sei er selbst ein militärischer Übermensch, in einem feindlichen Lande mit zwei ganzen Corps spurlos zu verschwinden, um dann in der feindlichen Hauptstadt wieder aufzutauchen, darüber gab man sich keinen Gedanken hin. Denken war nicht zeitgemäß.

Nach dem Kriege traf ich einen Arzt in einer großen sächsischen Stadt. Er war Jude und Sozialdemokrat, also eigentlich doppelt zur Kritik prädisponiert. Aber er bekannte: „Bis Kriegsende habe ich geglaubt, daß unsre Heeresberichte die Wahrheit, die der Feinde die Unwahrheit enthielten. Ich war deshalb wie vom Donner gerührt, als der militärische Zusammenbruch kam.“

Zu Beginn des Krieges gab ein linksstehender Journalist die Parole aus: Lügen ist jetzt patriotische Pflicht!

In der Erfüllung dieser Pflicht hat man getreulich durchgehalten. Sowie dem Volk eine Illusion verflogen war, mußte seine Phantasie mit einer neuen angeregt werden. Sonst hätte es am Ende doch die Kohlrüben und den andern Ersatz nicht länger als vier Jahre ausgehalten. Als man merkte, daß Schlieffens Plan, wonach Frankreich binnen wenigen Wochen erledigt war, endgültig gescheitert sei, kamen alle die Ersatz-Hoffnungen auf. Mal wurde mit einem Anschluß Schwedens, mal mit einer Empörung Finnlands und der Ukraine, mal mit dem Heiligen Krieg aller Mohammedaner gegen England und Frankreich, mal mit der Revolution in Italien, mal mit dem Abfall Indiens, mal mit dem Bündnis Afghanistans, mal mit einem Sonderfrieden mit Rußland, mal mit dem Brot gerechnet, das uns der Ukraine-Frieden bringen sollte. Sogar an Abessinien

versprach man sich einen wertvollen Bundesgenossen. Leider scheiterte dieser Plan daran, daß der deutsche Emissär, sonst völlig zum Araber transformiert, an den Spuren seiner Hühneraugen als unecht von der britischen Polizei in Aegypten erkannt wurde.

Polen glaubte man als sicher in die Rechnung für Deutschland einsetzen zu können. Erst wandte sich allerdings Ludendorff in seinem berühmten Flugblatt nur an seine „Lieben Jidden in Paulen“. Aber später ließ er die Unabhängigkeit Polens proklamieren, die freilich statt der erwarteten Hunderttausende von Freiwilligen nur 3000 Meldungen erbrachte, von denen weitaus die meisten noch dazu für die Sanität lauteten.

Ebenso sicher wurde mit Irland gerechnet. Der unglückliche Sir Roger Casement, der in unsern Gefangenenlagern eine irische Legion zu bilden versuchte, ist das Opfer dieser sinnlosen Spekulation geworden.

Von dem Plan einer Landung in England wurde unendlich viel gesprochen. Die Einen berichteten über Landungsübungen von Motorbooten auf dem Müggelsee, die Andern über die Zusammenstellung von Flößen, die von Pionieren in Hamburg vorgenommen würde. Als elender Defaitist wurde man abgetan, wenn man an der Landungsmöglichkeit zu zweifeln wagte. Noch heute schuldet mir ein großer Bauer im Lauenburgischen zehn Flaschen Bier, um die ich mit ihm wettete, als ich mich seiner Phantasien über den Einfall in England nicht anders erwehren konnte.

Welch wilde Hirngespinste an den U-Boot-Krieg geknüpft wurden, ist ja bekannt. Nicht nur die Marinegötter schwuren auf die Erledigung Englands binnen sechs Monaten, falls man ihnen den rücksichtslosenl U-Boot-Krieg gestatte. Selbst ein so nüchterner Mann wie der konservative Führer v. Heydebrand und der Lasa kündigte öffentlich die Aushungerung Englands binnen wenigen Monaten an.

Und Amerika! Von ihm befürchtete Herr Hergt, der noch heute eine Führerrolle bei den Deutschnationalen spielen darf, gar nichts, da die Amerikaner weder fliegen noch schwimmen und darum nicht über den Ozean herüber könnten. Und der Oekonomierat Schmidt in Württemberg, einer der Sachverständigen des Marinestabs für die Unbedenklichkeit des verschärften U-Boot-Krieges, erklärte in seinem Gutachten kurz und bündig mit überragender Sachkunde: „Von Amerika besorge ich nichts.“ Aber das Tollste leistete sich doch Herr Zimmermann mit seinem Plan, Japan und Mexiko zu einem Bündnis und zum gemeinsamen Einfall in die Vereinigten Staaten zu veranlassen. Dabei war der Mann Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, also angeblich im Besitz besonderer Fachkenntnisse über das Ausland.

Kann man den Volksmassen übel nehmen, daß sie auf jeden Schwindel hereinfielen, wenn die Führer selbst an solcher Geistesverwirrung litten?

Betrüger oder Betrogene? Man ist oft wirklich in Verlegenheit, welcher von beiden Kategorien man gewisse Leute im Krieg einzureihen hat.

Fata Morgana auf Fata Morgana wurde dem Volk vor Augen geführt, um es zum Durchhalten zu bringen. Verflog die eine, hatte man eine neue bei der Hand. Bis am 15. Juli 1918 die von den militärischen Spitzen als „lahmgelegt“ bezeichnete Manövrierarmee Fochs in der deutschen Flanke erschien und uns die zweite Niederlage an der Marne beibrachte. Da ging ein Schrei der Entrüstung durch die Reihen der Soldaten: Man hat uns belogen! Da war es mit dem Vertrauen zur Heeresführung vorbei.

Noch im Frühjahr 1918 hatten wir eine Art Renaissance des Geistes von 1914 erlebt. Die Offensive wurde mit solcher Zuversicht des Erfolges angekündigt, daß selbst unsre totmüden Soldaten samt und sonders an den baldigen und sichern Endsieg glaubten. Und das Letzte willig im blinden Vertrauen auf die Oberste Heeresleitung daransetzten.

Als dies Vertrauen getäuscht wurde, da war es endgiltig vorbei. Viele Briefe, die ich damals von der Front erhielt, haben mir das bestätigt.

Ob Lügen immer unmoralisch ist oder auch moralisch sein kann, darüber läßt sich diskutieren. Sicherlich aber ist das alte Wort richtig, daß Lügen kurze Beine zu haben pflegen, und daß es deswegen für einen langen Krieg, grade vom rein opportunistischen Standpunkt aus, kein törichteres System als das der fortgesetzten Belügung des eignen Volks gibt.

Es ist wahr, daß in allen kriegführenden Ländern furchtbar gelogen worden ist. Aber Professor Kantorowicz stellt in einem überaus interessanten Artikel der ‚Friedenswarte‘ (Nummer 11 von 1925) doch fest:

> Ueberhaupt übertreffen die Fälschungen des deutschen und oesterreichischen Farbbuches – dort sind von 23 verfälschbaren Stücken nicht weniger als 18 verfälscht worden, hier von 57 nicht weniger als 38 – an Gefährlichkeit, Ausdehnung und Raffinement bei weitem die der Franzosen und Russen.

Auch in England hat man gelogen. Erst jetzt ist der infamen Ente von der deutschen Kadaververwertung endgiltig der Hals umgedreht worden. Aber die Engländer, wenn sie auch mit deutschen Greueln operierten, hüteten sich doch, ihr Volk über Englands Lage zu belügen. Wie bei uns immer rosa in rosa gemalt wurde, so in England schwarz in schwarz. Damit holte man die letzten Energien heraus und rief angenehme Enttäuschungen hervor, während es bei uns nur unangenehme gab.

Das System der Lüge, das untrennbar vom Kriege selbst erscheint, ist bei uns zwar nicht an Qualität, wohl aber an Quantität bis zum Extrem ausgebaut worden.

Dabei lechzten, je länger der Krieg dauerte, immer mehr Menschen nach Wahrheit. Und darum flogen immer mehr Sympathien dem Manne zu, der allein den Mut der Wahrheit zu besitzen schien: Karl Liebknecht. Zwar seine Anwaltskollegen waren so rasend über seine „unpatriotische“ Haltung, daß man im Berliner Anwaltszimmer immer wieder sagen hörte: „Wenn wir ihn jetzt hier hätten, würden wir ihn verhauen.“ Zwar ist er im Reichstag im Frühjahr 1916 mit Mühe und Not einem

Überfall freisinniger Abgeordneter entgangen. Herr Hubrich riß ihm damals sein Manuskript weg, Herr Kerschensteiner rief: „Haut ihm doch eine runter!“, und Müller-Meiningen wollte ihn mit Gewalt von der Tribüne herunterstoßen. Herr Heckscher begnügte sich damit, in Scherls ‚Tag‘ für eine Verschärfung der Geschäftsordnung zu plädieren, um ihn aus dem Reichstag zu entfernen.

Aber unzählige Leute aus dem Volk sahen in ihm den Mann, der sie von dem Fluch der Lüge und des Krieges zugleich erlösen könne. Und schon am 31. Dezember 1915 sagte mir ein übrigens sehr kriegsbegeisterter Offizier, der grade von der Front im Westen auf Urlaub gekommen war: „Wenn die Armee abzustimmen hätte, würde sie Liebknecht zum Kaiser wählen.“

Die Lüge war das ekelhafteste Kriegsgeschwür. Aber doch nur eins von vielen. Denn die sogenannte Kriegsmoral ist ihrer Natur nach die Umkehrung jeder Moral.

Nicht nur für die Bergpredigt, sondern auch für die Zehn Gebote war ein Moratorium eingetreten.

Was man sonst Stehlen nennt, das heißt Requirieren, sobald es sich im Feindesland vollzieht. Wer besonders gut requirieren konnte, war ein besonders wertvoller Soldat. Und wenn ein Soldat auf den Requisitionsschein dem armen Teufel, dem er sein letztes Schwein weggeholt hatte, die für ihn unverständlichen deutschen Worte schrieb: „Du bist ein polnisches Schwein“, so galt das als ein großartiger Witz. Wenn aber manche Soldaten das Requirieren in die Gewohnheiten der Heimat übernahmen, so entrüstete man sich und sah das nicht als Folge des Krieges, sondern der Revolution an.

Der Schieber ist kein Produkt der Republik, sondern des Krieges. Die Korruption feierte ihre Orgien, wenn sichs darum handelte, Kriegslieferungen zu erlangen.

Jeder Respekt vor den Gesetzen wurde ertötet. „Hier ist Niemand im Hause, der nicht wegen Übertretung von Lebensmittelverordnungen Gefängnis verwirkt hätte“, erklärte ein Abgeordneter im Preußischen Landtag. Niemand wagte zu widersprechen.

Jede Moral war verbannt. Als es Anfang 1915 darauf ankam, aus Amerika durch Vermittlung neutraler europäischer Staaten wichtige Rohstoffe zu erlangen, waren eidesstattliche Versicherungen nötig, die Waren seien für neutrale Staaten bestimmt. Sie wurden erbracht – wahrheitswidrig. Denn, so sagte ein hoher Beamter, „jeder Meineid ist im Kriege gerechtfertigt“.

Der Schmuggel war eine hochpatriotische Sache geworden. Dank ihm hat uns Holland fast die Hälfte seiner guten Pferde abgegeben. Man fuhr von Holland mit den guten Pferden über die deutsche Grenze und kam mit elenden Kleppern nach Holland zurück, die dann verwurstet wurden. Wenn Getreide über eine neutrale Grenze geschmuggelt wurde, so sahen die Zollwächter schmunzelnd zu.

Endlos fast könnte man mit der Aufzählung all der Einzelfälle der Umwertung aller Werte fortfahren.

So war es in Kriege.

So wird es immer im Kriege sein.

Bei uns und bei den Andern.

Der Verfasser der französischen Kriegsberichte, Oberst Jean de Pierrefeu, hat in seinem Buche ‚Plutarch hat gelogen‘ das französische Lügensystem gekennzeichnet. Über ihn schreibt G. de la Fouchardière im ‚Oeuvre‘:

> Wenn Sie den Namen des größten Lügners Frankreichs kennen lernen wollen, so ist das unstreitig der Mann, der uns Plutarch als den größten Lügner Griechenlands enthüllt hat. Denn unser Freund Jean de Pierrefeu hat vier Jahre hindurch täglich den offiziellen Kriegsbericht redigiert, der vom Hauptquartier veranlaßt wurde. Und, wie das eines Tages ein englischer Humorist gesagt hat, es gibt nun einmal drei Abstufungen der Lüge: Es gibt die gewöhnliche Lüge. Es gibt die heilige Lüge. Und, als Höhepunkt, gibt es den amtlichen Bericht.

Das Volk Voltaires hat nach dem Kriege gründlich begonnen, mit den Kriegslügen aufzuräumen. Auch bei uns sollte das geschehen. Durch Wiederherstellung der Wahrheit setzen wir uns bei allen vernünftigen Leuten nicht in schlechtes Licht. Im Gegenteil.

Kommt ein neuer Krieg, so bricht eine neue Periode der Kriegspsychose über die Menschheit herein. Unentrinnbar. Der Krieg war immer ein Schmutzbad und wird es immer sein.

Man kann den Krieg weder humanisieren noch moralisieren noch rationalisieren. Er ist seiner Natur nach der Gegenpol von Menschlichkeit.

Wer sein Volk vernünftig und anständig erhalten will, muß den Frieden benutzen, um die Welt gegen den Krieg zu organisieren.

Die durch Irrtum zur Wahrheit reisen, Das sind die Weisen,
Die im Irrtum verharren, Das sind die Narren.

Nie wieder 1914!

Wärest Du die Frau? von Friedrich Markus Huebner

Für Consuela

Groß steht. Dein Gesicht
über mir zur Nacht.
Fensterglas wird licht:
Hab ich stundenlang gewacht?

Maskenstreng der Mund.
Nase syrisch-kühn.
Und im Augenschlund
kühler Wissensblitz und Traumerblühn.

Traum und Wissen beide
stark und scharf getrennt.
Bis ins Eingeweide
mir der Blick sein Beieinander brennt.

Wärest Du die Frau,
die man lieben kann,
weil in ihr genau
sich das Gleichgewicht gewann?

Gleichgewicht des Klaren
mit dem Süß-Okkulten:
Jetzt ein Stolz-bewahren!
Jetzt ein schwüles Sich-verschulden!

Dauernd suchen wir
nach der einmal Einen,
welche Geist und Gier
weiß zum Zaubertrank zu einen.

Groß steht Dein Gesicht
über mir zur Nacht.
Fensterglas wird licht:
Hab ich stundenlang gewacht?

Die Reise nach dem Mond von Kaspar Hauser

Die Pariser Wochenschrift ‚Cyrano' fragt: „Welche vierzig berühmten Franzosen würden Sie auf eine Reise nach dem Mond mitnehmen, und welche zwanzig würden Sie oben lassen?"

Anstandshalber kann ich an dieser Ausschreibung nicht teilnehmen. Preise...? Ich habe mit perpetuierlichem Landesverrat mein gutes Auskommen – so habe ich erst jüngst an die französische Regierung eine vollständige Liste aller republikanischen Reichswehroffiziere verkauft, leider ist das Zettelchen verloren gegangen – ; außerdem steht es mir nicht wohl an, den Franzosen im Mondschein zu begegnen.

Für deutsche Verhältnisse schlage ich die folgende Platzverteilung auf dem Mondschiff vor, wobei eine gewisse Rangordnung den heimischen Belangen entsprechen dürfte. Die einzelnen Gruppen sind in je einem Abteil untergebracht:

Literatur
Hedwig Courths-Mahler
Friedrich, August von Sachsen
Thomas Mann honoris causa
Alfred Holzbock gratis causa

Politik
Moritz Graf Reventlow
Rudolf Breitscheid
Georg Gothein
Der gleichfalls verstorbene Abgeordnete Kopsch

Militär
Stubenältester: Posten unbesetzt, Träger zur Zeit
zur Republik abkommandiert
Stellvertreter: Seeckt
Leutnant du jour (et de la nuit): Wilhelm Oels
Stubendienst: Geßler

Theater
Herr Professor Robert
Herr Professor Saltenburg
Herr Professor Herrnfeld
Herr Professor James Klein
Gepäck in der Konkursmasse

Die Abfahrt des Mondschiffes gestaltete sich zu einem gesellschaftlichen Ereignis erster Ordnung. Man bemerkte u. a. den chinesischen Gesandten sowie Klabund selbst; Frau Kathinka Oheimb mit dem kleinen Otto; Herrn Wendriner; den Portier des Berliner Theaters, der infolge der ungewohnten Menschenansammlung einen Nervenchoc erlitt; sowie den deutschen Schwergewichtsmeister Emil Jannings.

Als das Kommando „Los!" ertönte, blieb das Luftschiff stehen, da der Ballonmeister am Steuer der Demokratischen Partei angehörte und sich nicht entschließen konnte, nach rechts oder nach links zu fahren. Erst als die Schupobeamten weit zurückgetreten waren, wickelte sich der Verkehr glatt ab.

Die Installierung der Fahrtteilnehmer auf dem Trabanten scheiterte an dem einmütigen Widerstand der Mondbewohner.

Professoren des Strafrechts von Kurt Hiller

Das siebzehnte Heft dieses Jahrgangs der ‚Deutschen Juristenzeitung‘ ist interessant. Besonders durch eine Polemik zwischen den Professoren des Strafrechts Gustav Radbruch und Richard Schmidt. Radbruch ist „moderne“, Schmidt konservative Schule. Wer weder konservativ noch „modern“, sondern jenes Dritte ist, was keineswegs in der Mitte, sondern ganz woanders liegt, und wofür eine Vokabel sich finden ließe, aber nicht gesucht werden muß, der wird dem Konservativen in diesem Streit zu hundert Prozent rechtgeben. Es handelt sich um den amtlichen Strafgesetzentwurf, das in beinah jeder Hinsicht katastrophale Machwerk, dessen Verfasser, begreiflicherweise, nicht genannt sein will (und... nicht genannt sein soll!); um die Kritik gewisser Bestimmungen darin, die einen unglaublichen und unerträglichen Rückfall in polizeistaatliche Verhältnisse bringen und, dadurch daß sie die bindend geregelte, gleichmäßig gegenüber allen Bürgern wirksame Gesetzesstrafe durch ein fast schrankenloses richterliches Ermessen ersetzen (bei diesen Richtern!), die schon reichlich beschädigte Idee der Gerechtigkeit und die grade genug erschütterte Gleichförmigkeit der Rechtsübung vollends demolieren müßten. Eine der Maßnahmen des Entwurfs, die als mittelalterlich zu bezeichnen den Geist der Gotik beleidigen hieße, besteht in Folgendem: Sogenannte Arbeitsscheue und Bettler – nicht Gewerbsbettler nur, auch Gelegenheitsbettler –, ferner „Personen, die, ohne ein redliches Gewerbe auszuüben, bandenmäßig im Lande umherziehen“, also arbeitslose Handwerksburschen, zum Beispiel, oder Wandervögel, die sich durch Lautenspiel, Singsang, Tänze ihre Fahrt und ihr Brot verdienen, können, ohne daß sie gestohlen oder sonst etwas Strafwürdiges begangen hätten, wegen „gemeinschädlichen Verhaltens“ ins Arbeitshaus gesteckt werden; auf drei Jahre; und durch Anordnung des Gerichts können diese drei Jahre um drei Jahre verlängert werden, diese wiederum um drei Jahre, und so ad infinitum, ohne daß dem „Täter“ ermöglicht wird, sich im freien Leben neu zu erproben. Dem „Täter“ – will sagen: dem Bettler oder Dem, der, weit von einem unredlichen Gewerbe entfernt, nur ohne ein sogenanntes redliches in Gesellschaft durchs Land strich.

Man möchte dem Anonymus, der das verfaßt hat, seinen Fetzen um die Ohren schmettern, selbst falls es ein ganz hoher Mandarin sein sollte. Professor Schmidt nennt diese Bestimmungen mit dankenswerter Deutlichkeit „brutale Gewaltmaßregeln“, „die in der Masse des Volkes Mißtrauen und Widerwillen gegen die Strafjustiz in ihrer Totalität hervorrufen müssen“; und es wirkt erfrischend und ganz unprofessoral, wenn er hinzufügt, der „abstoßende Charakter“ dieser Einrichtung werde „dadurch nur noch gesteigert“, „daß der Entwurf die durch den notorisch harten und permanenten Arbeitszwang für die Insassen besonders drückende Korrektionshaft durch die scheinheilige und doktrinäre Versicherung annehmbarer und versöhnlicher zu machen sucht, es sei nur eine Anstalt der ‚Besserung und Sicherung‘“.

Professor Radbruch (modern) verficht demgegenüber den Gesetzentwurf, das heißt implicite: das lebenslängliche Arbeitshaus für mißliebige Wandervögel. Er appelliert „an die Rechtsvernunft des Richters“; „ohne Vertrauen in den Richterstand“ sei „eine Neuordnung des Strafrechts wie die hier entworfene unmöglich“. Zwar müsse „rückhaltlos zugestanden werden, daß diese Voraussetzung der Strafrechtsreform zur Zeit noch nicht gegeben ist“ (Donnerschock!); trotzdem sei „der vom Entwurf versuchte Ausgleich zwischen Sicherungszweck und Rechtssicherheit“ so sehr geglückt und so glänzend (einschließlich der Paragraphen über das Arbeitshaus!), daß er „Franz v. Liszts Zustimmung gefunden hätte“. Dem am Grabe des Meisters Lauschenden dürfte ein Rotationsgeräusch nicht entgangen sein.

Den Leitartikel der Nummer schreibt Professor D. Dr. Kahl, M.d.R., über „Die jüngste Amnestie“, ebenfalls gegen Radbruch; aber in dem Falle ist es Radbruch, der recht hat. Seiner These: „Amnestien sind Meilensteine am Wege der Revolutionen“ setzt Kahl das Wahrwort entgegen: „Amnestien sind Leichensteine auf dem Grabe des Rechts“; man wird nicht zweifeln, welche Folgerungen dieser Pathet aus seiner Prämisse zieht. Auseinandersetzungen mit nationalliberalen Moralbässen, die befriedigt in ihren Vollbart singen: „Die Revolution ist am Ende“, sind zwecklos. Die Amnestierung der Kommunisten des Inflationsherbstes, ein klares Gebot der Gerechtigkeit, wird kommen, wenn die Linke die Macht haben wird, sie zu erzwingen. Die Macht; die Macht; die Macht. (Die Macht! Darum unser zäher Kampf für den Roten Block; für die Brücke zwischen den roten Spielarten.)

Nur eine Kleinigkeit darf Herrn Kahl nicht unangekreidet bleiben: er spricht in diesem Artikel einmal von den „schuftigen Separatisten“. „Schuftigen“; wirklich; dies Wort im Munde dieses würdigen Mannes! Werter Herr Kahl, gewiß gabs unter den Separatisten Lumpen, die, unter dem Vorwand der Ideologie eine deutschfeindliche Propaganda trieben, weil sie dafür bezahlt wurden (solcherart Lumpen müssen, im Rheinland und wo sie sonst wirken, ausgeräuchert werden); aber mancher „Separatist“ bezweckte gar nicht die Lostrennung vom Reiche, sondern die von Preußen, und handelte aus redlicher politischer Überzeugung. Ich habe diese Überzeugung nie geteilt; bin Gegner des „Föderalismus“; aber ich muß die Anerkennung verlangen, daß er – auch er – eine Überzeugung ist. Sie werfen die überzeugten antipreußischen mit den gekauften antideutschen Sonderbündlern in einen Topf; in den Schmalztopf der sittlichen Entrüstung; was würden Sie sagen – um ein Beispiel aus einem andern Gebiet der Gesinnung und Überzeugung heranzuziehen – , was würden Sie, der leidenschaftliche Verteidiger der Todesstrafe gegen den Ansturm der Humanität, was würden Sie wohl sagen, wenn unsereiner von den „schuftigen Verteidigern der Todesstrafe“ spräche? Und glauben Sie mir, hochwohllöblicher Prof., D., Dr. und M.d.R.: ob ein Mensch getötet wird oder leben bleibt, ein Mensch, der vielleicht unschuldig ist, ein Mensch, der, unter höherm Betracht, vielleicht selbst

dann schuldlos ist, wenn er schuldig ist – das scheint uns eine viel wichtigere und ernstere Frage zu sein als die, ob eine Landschaft ihren Verwalter wechselt.

Selbstverständlich enthält dieser menschenfeindliche, verfolgungstolle, schändliche Entwurf auch die Todesstrafe. Zwar nur für den Mörder. Daß der Bettler schlimmstenfalls mit lebenslänglichem Arbeitshaus davonkommt, hat man als Erfolg moderner Humanität zu begrüßen.

Für C. F.M. von M. M. Gehrke

Sagen Sie
Ihm, daß er vor den Träumen seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird.

Wenn ich die Abschiedsworte des Posa über meine Erwiderung an Wolfgang Schumann (und manchen Andern) setze, so bekenne ich schon vor dem Anfang meine Subjektivität. Conrad Ferdinand Meyer gehörte zu den Träumen, Göttern, Traumgöttern meiner Jugend, fast meiner Kindheit, und das so sehr, daß jede Stellungnahme gegen ihn mir ein wenig wie Verrat ist, der zu ahnden sei. Im Ernst: die ungeheure Macht der Kunst im Worte, wie sie damals aus seinen Büchern meine Fünfzehnjährigkeit packte, wirkt heute noch nach; sie wirkt umso stärker, als alles vorangegangene und spätere Erlebnis der Literatur nach Conrad Ferdinand Meyer die Überzeugung vom Endsieg eines sublimierten l’art pour l’art in mir befestigt hat. Es ist kennzeichnend, daß Schumann (in Nummer 41 der ‚Weltbühne‘) entschuldigend bemerkt, Meyers Kunst sei „nicht grade l’art pour l’art“, so, als stehe zu befürchten, die entgegengesetzte Behauptung würde den Dichter für uns heute endgültig erledigen. Nun will mir aber nach der literarischen Entwicklung der letzten drei Lustren viel mehr scheinen, als sei es neuerdings die O-Mensch-Dichtung oder, allgemeiner gesagt, die Tendenzkunst, die erledigt ist – zu Gunsten eben des l’art pour l’art, das auf einer höhern Spirale nichts weiter bedeutet als erhöhte und vertiefte, gereinigte und umfassendere Wirkung des Kunstwerks, bei dessen Schaffung keine Absicht außer der künstlerischen waltete, und das darum runder, stärker und also in jeder, in menschlicher oder gesellschaftlicher oder religiöser Hinsicht wirkungsvoller wurde als das tendenzerfüllte. Nur weil C. F. Meyer „die Welt nicht ändern wollte“, konnten seine großen Gestalten uns zu Symbolen werden, konnte „Gottes Finger, auf noble Art nachgewiesen“, uns ändern oder entscheidend beeinflussen; denn tiefe Jugendeindrücke sind immer entscheidend, sie eben formen und ändern, und wir wiederum, cum grano salis, ändern die Welt. Er war kein Bekenner – aber wir bekennen uns zu ihm: zu seinem allzu klaren Weltbild, zu seinen außergewöhnlichen Menschen, denen gegenüber das Durchschnittliche zu einer uninteressanten Notwendigkeit verblaßt, die sein muß, gewiß, um die allein aber das Lesen und Leben sich gewißlich nicht lohnen würde.

Wolfgang Schumann greift, um C. F. Meyers Verblichenheit auch in künstlerischer Hinsicht zu beweisen, eine beliebige

Stelle aus seiner in der Tat stärksten Novelle heraus, dem ‚Pescara‘, und bemängelt die „Seelenlosigkeit“ von Stellen wie „sowie auch“ und „denselben“. Muß man einen so großen Literaturkenner wirklich daran erinnern, daß solche – uns heute freilich unerträgliche – Redewendungen vor ein paar Jahrzehnten eben einfach üblich waren und sich so gut wie bei Meyer bei andern berühmten Zeitgenossen, insbesondere dem so oft gegen ihn ausgespielten Gottfried Keller, finden? Daß ferner eine Marchesa des Rinascimento weder in Dichtung noch Wirklichkeit so „abbrechend und wiederanhebend“ sprechen mochte wie eine Dramenheldin Ibsens oder des frühen Hauptmann? Ich nenne bewußt diese beiden Vertreter des sogenannten Naturalismus, denn wenn wir weiter suchen und mit der Sprechweise der nachnaturalistischen Dichtung, mit Kaiser oder Sternheim oder sogar schon mit Wedekind, vergleichen wollen, so ergibt sich in sehr viel höherm Grade als bei C. F. Meyer Das, was Schumann Hölzernheit und ermühte Gedrängtheit nennt – nur daß die Stilisierungs- und Symbolisierungsabsicht, die den Dialog jener neuen Literatur formt, der Rechtfertigung entbehrt, die C. F. Meyer für die Sprechweise seiner Figuren im Formalen der dargestellten Zeit besitzt. Der Vorwurf der Schriftsprache, mit andern Worten: der Unnatur, scheint mir darum von allen am wenigsten gerechtfertigt zu sein. Ich konnte mich nicht enthalten, gleichfalls ein beliebiges Buch des Bewunderten aus dem Bücherschrank zu greifen, es war der ‚Heilige‘, gleichfalls beliebig aufzuschlagen und zu lesen:

> Als wir die graue Heide, den Ort des verweigerten Kusses, verlassen hatten und schweigsam in uns gekehrt nach der festen normännischen Stadt Rouen trabten, trieb uns nach einem warmen, verlängerten Spätherbst eine rauhe Winterluft die ersten Flocken entgegen. Mich drückte der Kummer wie ein zu enger Brustpanzer, denn ich gab die Sache meines Königs verloren, wohl wissend, was ich Herrn Richard nicht verhehlt hatte, daß das an einem Sonnenstrahl der Güte schmelzende Eis der Herzen, von neuer Kälte überfallen, sich zwiefach verhärtet.

Ich finde in solchen Sätzen Rhythmus, Plastik, Stimmung genug, Alles, was Schumann vermißt, und das Visuelle, selbstverständlich, noch dazu. Hat wirklich nur die „Sekurität“ C. F. Meyer geprägt, die aristokratische und besitzende Oberschicht? Wunders genug dann, daß er, ihr angehörend, so aristokratisch schreiben konnte, da doch fast immer die Sehnsucht nach dem, was man nicht hat, es ist, die Gegenstand und Form der Dichtung bestimmt... Wer will sagen, wie C.F.M. den „tausendtriebigen Wallungen dieser Jahre“ gegenübergestanden, wer wagt zu entscheiden, ob nicht vielleicht grade, vielleicht nur er, der zuchtvollste Former, Das vollbracht hätte, was Keiner vermochte: sie künstlerisch zu meistern?

Ist er dieser Zeit fremd, ihren Menschen, ihren Schreibenden? Er ist es nicht. Er ist es so wenig, daß noch die kritischen Untersuchungen seiner Gegner, die ehrerbietigen Ablehnungen Wolfgang Schumanns und Andrer in jeder Zeile, wie mir scheint, die edle Spur seines gültig gebliebenen Stils aufweisen.

Braucht Berlin eine Städtische Galerie? von Adolf Behne

In unsrer Stadt Berlin gibt es ein Dutzend Museen – und vielleicht noch mehr. Die meisten und wichtigsten sind staatlich. Sie sind in Berlin, aber sie gehören nicht Berlin, mit Ausnahme des Märkischen Museums, wo bekanntlich die Dunkelheit der verflossenen Zeiträume durch Schattierungen in der Dunkelheit der Ausstellungsräume veranschaulicht wird.

Zu den staatlichen Museen gehört die National-Galerie mit ihrer Filiale im Kronprinzenpalais. Sie ist der neuen deutschen Kunst mit vorsichtiger Berücksichtigung des Auslandes und der Gegenwart gewidmet. Wer sich in Berlin als Einheimischer, als Besuch aus der Provinz oder als Fremder über moderne Kunst unterrichten will, muß diese Sammlungen studieren, die ihm zumindest für die deutsche Kunst bis Vorgestern ein ausgezeichnet reiches Material bieten. Ludwig Justis Ehrgeiz ist erfreulich groß, und für einen Mann der Renaissance ist er erstaunlich modern.

Die Stadt Berlin hat schon immer ab und zu ein Bildchen gekauft... teils weil sie helfen wollte; teils weil der Maler in Berlin geboren oder gestorben war; teils weil das Bild ein Berliner Motiv reproduzierte; teils weil nun mal eine Kunstdeputation existiert; teils weil Andre auch kaufen; teils – und das sind die schlechtesten Bilder der Kollektion – weil ihr etwas gut gefiel. Was so im Laufe der Zeit zusammengekommen ist, hat in seiner vollen furchtbaren Schwere noch selten ein menschliches Auge schauen dürfen. Die Glanzstücke hat man gelegentlich gezeigt: sie waren einer Gemeinde vom Range Treptows an der Rega oder Insterburgs würdig.

Jetzt aber soll Schwung in die Sache kommen. Die Stadt hat Liebermanns ‚Geschwister' von 1876 angekauft und bemüht sich um Corinths ‚Ecce Homo'. Das klingt sehr zielbewußt und großzügig und ist doch eng und klein und ziellos gedacht.

Welchen Sinn soll es haben, daß die Stadt Berlin neben der National-Galerie, die sich doch nach menschlichem Ermessen bis in alle Ewigkeit in ihren Mauern befinden wird, eine eigne Galerie moderner Kunst zusammenkauft? In der National-Galerie haben wir, zum Beispiel, eine stattliche Sammlung von Liebermann und Corinth, und eine vernünftige Kunstpolitik der Stadt kann nur darauf ausgehen, die Vervollkommnung dieser Kollektionen zu unterstützen, wo immer sie kann, möglichenfalls auch durch Geldzuschüsse. Es wäre ganz außerordentlich zu beklagen, wenn Corinths ‚Ecce Homo', das ganz unbedingt in die National-Galerie gehört, in irgendeinen abgelegenen Winkel eines städtischen Gebäudes verschwände. Und selbstverständlich könnte auch das bereits erworbene Frühbild Max Liebermanns einen viel größern Nutzen für alle Berliner und Nicht-Berliner in der National-Galerie stiften, wo es die Lücke zwischen den ‚Gänserupferinnen' von 72 und der ‚Schusterwerkstatt' von 81 sehr glücklich füllen würde, als in irgendeiner nirgends seßhaften städtischen Sammlung, wo es allein auf weiter unfruchtbarer Flur stehen würde.

Nun heißt es allerdings, die Sammlung solle seßhaft gemacht werden. Nehmen wir selbst an, es würde für sie demnächst ein ebenso sinnlos opulenter Bau aufgeführt wie für die alten Italiener und Niederländer: welcher Nutzen sollte dabei herausspringen? Im allergünstigsten Falle – der wirklich nur eine Fiktion sein kann – würde ein Duplikat der National-Galerie entstehen. Denn eine spezifisch Berlinische Sammlung wird, wenn sie wirklich Niveau bewahren soll, ganz von selbst zu einer deutschen Sammlung werden – oder wie wollte man Berliner Kunst aus Deutschlands Kunst herausschneiden? Und sind denn nicht alle großen Berliner Künstler in der National-Galerie sehr würdig vertreten – vom alten Schadow bis zu Heinrich Zille? Was nur Berliner Lokal-Kolorit und sonst nichts hat, gehört in die kulturhistorischen Bestände des Märkischen Museums, nicht aber in eine Galerie – auch nicht in die Berliner Galerie!

Es ist vollkommen überflüssig, daß sich die Stadt ein eignes Museum moderner Kunst zulegt, nur um auch Liebermann und Corinth und Lesser Ury und Leistikow zu „haben". Machen wir uns doch endlich einmal von diesem Kultus des „Habens", der das Gegenteil von Kultur ist, frei. Welcher öffentlichen Behörde diese oder jene Bilder gehören, ist gänzlich gleichgültig, wenn nur möglichst gute und möglichst vorurteilslos gewählte Werke dort oder hier allgemein zugänglich sind. Es hat niemals Sinn, die Arbeit, die Einer gut schon leistet, nicht besser nochmal zu beginnen. Eine städtische National-Galerie erschwert nur der Staatlichen National-Galerie die Arbeit, kann und wird jene doch nie einholen, zersplittert und schadet nur. (Der Hinweis auf die Möglichkeiten einer Städtischen Oper neben der Staatlichen wäre ganz schief.)

Einzig und allein könnte eine Städtische Galerie Sinn und Zweck haben, wenn sie sich mit der National-Galerie nach dem Prinzip der Arbeitsteilung verständigte. Da Justi über Meckel, Kirchner, Pechstein nicht hinausgehen will, so würde eine Städtische Galerie wirklichen, nicht geringen Nutzen dann stiften können, wenn sie, statt den großen Namen nachzulaufen, deren Ankauf ein moralisches Risiko nicht mehr bedeutet und nur tausendfach anerkannte Begriffe zum tausendundersten Male bestätigt, den unbekannten jungen Pionieren der Kunst in der schwierigsten und gefahrvollsten Zeit ihres Schaffens helfend dienen wollte, wenn sie weniger auf Repräsentation sehen wollte als auf die Pflicht der Hilfe, die selbst Wagemut und Kühnheit voraussetzt. Eine Städtische Galerie, die dort beginnen würde zu sammeln, wo die staatliche aufhört – die allein hätte Wert und Sinn.

Nicht darauf kommt es an, auch zu haben, sondern einzig und allein darauf, im Interesse des Ganzen gut zu arbeiten, etwas zu sein.

Die Städtische Deputation für Kunst und Bildungswesen hat jetzt in einer Liste in den Jahren 1924 und 1925 aus städtischen Mitteln angekaufte Kunstwerke zusammengestellt. Statt jeder Kritik hier ein Diagramm:

Es wurden Graphiken angekauft von:	Es sind überhaupt nicht nicht vertreten:
Franz Stassen 50	Feininger
Paul Hermann 50	Curt Herrmann
Gustav Gutknecht . 35	Schmidt-Rottluff
	Belling
	Oswald Herzog
	Oskar Fischer
	Otto Freundlich
Käthe Kollwitz 5	Erich Heckel und viele Andre.

Vom Verein Berliner Künstler finden wir viele, viele Dutzend, von der November-Gruppe zwei, vom Sturm-Kreis nicht einen einzigen Künstler – und auch nicht einen einzigen der Proletarier-Zeichner, obwohl manches Blatt von Klawon mehrere Seiten dieses Verzeichnisses zu Makulatur macht.

Das neue Palästina von Gerhard Holdheim

Die erstaunliche Entwicklung, die Palästina in den letzten Jahren aufweist, hat zur Folge, daß sich die Touristik in immer zunehmendem Maße diesem Lande zuwendet. Aus solchen Reisen ist viel Literatur entstanden, die von dem bisher ungekannten Typ des selbst arbeitenden, mit seiner Scholle verwurzelten Juden, von der fast unbegreiflichen Verlebendigung der hebräischen Sprache sowie dem ganzen Komplex der originären jüdischen Leistung im Lande Rühmliches zu berichten weiß. Doch nur selten erhebt sich diese Art der Berichterstattung über das Anekdotenhafte, über eine mehr oder weniger anschauliche Schilderung von Land und Leuten. Und wenn hier und da Urteile über oekonomische und fachliche Fragen eingestreut sind, so sind sie fast immer durch Sachkenntnis herzlich wenig getrübt. Die gefühlsmäßige Impression in allen Ehren! Dieses wundersame Land mit seiner unendlich klaren Atmosphäre, seinem tiefblauen, strahlenden Himmel, seiner Sonne und seinem Farbenglanz – diese alte und gleichzeitig werdende Welt, in der das Wunder jüdischer Renaissance zu verwirklichen sich beginnt, muß ja dazu hinreißen, Hymnen zu singen und seine Leuchtkraft zu verkünden. Dennoch tut dringend not, daß von fachmännischer und noch dazu distanzierter Seite die oekonomischen Probleme Palästinas sachlich und nüchtern behandelt werden. So begrüßen wir denn aufrichtig das kleine Buch, das Felix Pinner unter dem Titel: ‚Das neue Palästina, Volkswirtschaftliche Studien‘ (im Verlag Rudolf Mosse) herausgegeben hat.

Pinner weist nach, daß erst seit dem Jahre 1909 von einer eigentlichen Agrarpolitik gesprochen werden kann. Sei unter dem Rothschildschen Administrationssystem die Verwendung arabischer Arbeitskräfte eine Selbstverständlichkeit gewesen und demnach eine bäuerliche Verwurzelung der Kolonisten mit der Scholle nicht erreicht worden, so habe erst die Installierung von Produktivgenossenschaften auf Boden des Jüdischen Nationalfonds die Losung: „Jüdische Arbeit auf jüdischem Bo-

den“ ihrer Verwirklichung näher geführt. Nächstes Ziel müsse nunmehr die kommerzielle Eroberung des Marktes sein. Die jüdischen Landwirtschaftsbetriebe müßten mit der Zeit in den Stand gesetzt werden, die hochwertigen Nährungsbedürfnisse der immer größer werdenden jüdischen Bevölkerung zu decken.

Über die Aussichten der Industrie in Palästina gibt Pinner kein bestimmtes Urteil ab. Als industrieförderndes Moment bezeichnet er, daß der ganze Orient noch sehr fabrikarm ist und das jetzige französische Mandatsland Syrien mit Palästina noch aus der Türkenzeit her in einer Art Zollunion steht, die palästinensische Industrie infolgedessen auf dem syrischen Markte Zollfreiheit genießt. Im übrigen betont er, daß die Industrie der Baustoffe besondere Aussichten habe, da infolge der starken Einwanderung – während der letzten Monate im Durchschnitt je 4000 – viel gebaut wird und Rohstoffe für Baumaterialien im Lande reichlich vorhanden sind. Hervorzuheben ist, daß nach Pinners Meinung im Gegensatz zu Haifa, wo sich überwiegend das Großkapital fabrikatorisch betätigt, Tel-Aviw – bekanntlich die einzige rein jüdische Stadt Palästinas mit über 40 000 Einwohnern – mehr die Tendenz zur Entwicklung von Mittel- und Kleinindustrien zeigt.

Mit unangreifbarer Sachlichkeit hat Pinner die Probleme des Palästina-Aufbaus aufgedeckt, und wir können feststellen, daß er der bisherigen jüdischen Leistung in vollem Maße gerecht geworden ist. Bei aller Erkenntnis, daß die palästinensische Volkswirtschaft im Vergleich zu andern Volkswirtschaften keinen Sondergrundsätzen gehorchen kann, fühlt Pinner deutlich und spricht es in seinem Vorwort aus, daß zu den Bedingungen, unter denen jüdische Menschen in Palästina arbeiten, auch die besondern menschlichen Trieb- und Zielkräfte gehören, durch die diese Arbeit wesentlich beeinflußt und von der Arbeit irgendeiner andern Menschengemeinschaft wesentlich unterschieden wird. „Wir haben es im jüdischen Palästina nicht nur mit einem Land zu tun, das kolonisiert werden soll und die Form seiner Kolonisation selbst vorschreibt, sondern mit einem Menschentum, das unter dieser Kolonisation seine sittliche, gesellschaftliche und nationale Prägung nicht verlieren oder vielleicht erst gewinnen will.“ Wer die jüdischen Siedlungen Galiläas und der Ebene Jesreel aus eigner Anschauung kennt, fühlt deutlich die Beispiellosigkeit dieser Kolonisationsform. Ein entscheidender Faktor des oekonomischen Gelingens ist der nationale und soziale Enthusiasmus dieser Siedler, und nur ein System, das die innere Autonomie dieser Kooperativen in vollem Maße anerkennt, kann dem Schaffensdrang der jüdischen Arbeiterpioniere zur freien Entfaltung verhelfen.

Fabel von Arnold Weiß-Rüthel

Das Rehlein lebte sehr zurück-
gezogen, mangels der Courage.
Doch plötzlich kam es arg in Rage.
Da machte sich das Reh publik!
Was war das Resultat? Blamage.

Der blaue Vogel von Alfred Polgar

Für die Güte dieser russischen Kleinkunsterzeugnisse spricht, daß sie sich so lange Jahre halten. Tempora mutantur et nos in illis mit Ausnahme des Blauen Vogels. Der ändert sich nicht. Die alten Nummern seines Programms prangen in ehrwürdiger Frische, und die neuen kommen einem wie alt vor.
Da sind wieder die buntfarbigen Ritter aus dem Bilderbuch, die um züchtige Mägdlein bei einem steifen Königspaar werben, und ein Barde mit Vollbart, in dem es wie von alten Sagen rauscht, schlägt hiezu die Leier. Da sind wieder die lustigen Kombinationen lebensgroßer Köpfe mit kleinen Leibern und winzigen Gliedmaßen, die Schnitter und Bauern aus der grotesken Puppenschachtel, die wirbelnden Kattunröcke in allen Farben der Sommerwiese, wieder wird Porzellan lebendig, und erinnern Reifrock-Damen am Spinett, wie unerträglich fad es in den Salons der guten alten Zeit hergegangen ist, damals, als der Großvater die Großmutter nahm, statt sie stehen zu lassen. Alles ist lieb und wohlgefällig und glänzt so sauber wie am ersten Tag, und wie an allem Obst bewährt sich auch an diesen Früchten russischen Cabaretfleißes die konservierende Kraft des Zuckers. Noch immer sind die Wolga-Schlepper nicht um einen Zentimeter vorwärtsgekommen, fünf Jahre hängen sie schon in den Riemen und singen, vom Abendrot vergoldet und von einer Sologeige umschluchzt, so delikat siebenstimmig, daß kein aesthetisch Empfindsamer es übers Herz brächte, ihnen einen Schnaps zu zahlen. Die Sologeige steigt dann auch persönlich, am Hals einer jungen Dame, aus dem Orchester hervor und verbreitet Zwischenaktsmusik mit Wehmut. Überhaupt, wen nach Wehmut hungert, der wird satt beim Blauen Vogel, dessen Guano noch melancholisch duftet. Aber über die Rührung ob der Traurigkeit des russischen Menschen, die sich hier entfaltet, geht das Entzücken ob der malerisch-musikalischen Adjustierung, in der sie sich entfaltet. So hat man seine rechte Freude an all dem Leid, gewissermaßen sein tiefes Wehbehagen.
Für den Humor sorgt vor Allem Jushny. Auch er ist geblieben, der er war, wetterfest sein Charme und dauerhaft sein Witz, indivisibiliter ac inseparabiliter, und wer ihn hört, ruft freudig: Nein, wie die Zeit nicht vergeht! Noch immer dirigiert er den Beifall, gibt drollige Proben seiner universalen Sprachkenntnis, erzählt Anekdoten ohne Pointe, weil sie hinten auf der Bühne „noch nicht fertig“ sind, und beharrt obstinat bei seinem köstlichen Deutsch, das so schmeckt, als ob es lange in russischer Beize gelegen hätte. Diesmal spielt er auch Ball mit den Zuhörern, die mit Vergnügen teilhaben am Schupfe-Spiel, denn wie es Wunderkinder gibt, die schon in jungen Jahren Erwachsenes tun, so gibt es auch Wunder-Erwachsene, die noch als alte Esel wie die Kindlein sind. Kurz, der Blaue Vogel hat wieder sehr gefallen, er ist unverwüstlich und wenn er in zehn Jahren nicht gestorben ist, so wird er noch immer leben, und viel Wasser wird noch durch die Wolga fließen, bis die Schlepper ihr melodisches Schiff an seinen Bestimmungsort gebracht haben werden.

Frankreichs Geßler

In Paris ist dieser Tage, mit fast 88 Jahren schon nahezu mythisch geworden, der Senator Jules Méline gestorben. In kurzen Nekrologen haben die deutschen Blätter den Mann und seine Karriere geschildert, aber nirgends fand man berichtet, daß Monsieur Méline schließlich einmal zu den ausgeprägt umstrittenen Persönlichkeiten seines Landes gehört hat.

Kurz gesagt: Jules Méline war der Geßler der dritten Republik. Um seine Person konzentrierte sich noch einmal – das letzte Mal? – Alles, was in Frankreich der Entwicklung des Fortschritts, der Entwicklung zum Radikalismus feindlich war. Und Herr Méline, der ewige Ackerbau-Minister der 90er Jahre, konnte, als er im Jahre 1898 schließlich sogar Premier geworden war, diese Entwicklung um volle vier Jahre aufhalten. In seine Amtszeit fällt der Beginn des Dreyfus-Skandals. Um ihn herum tobten die Generale ihr tolles Spiel. Herr Méline, der Mann vom Lande, polterte mit groben Bauernstiefeln über das Parkett des Palais Bourbon und galt lange Zeit hindurch als „zuverlässiger Republikaner“. Bis sein Spiel endlich durchschaut wurde. Dann war es zu spät, ihn zu beseitigen. Mit ungemeiner Bauernschläue verstand er, Monat für Monat und Jahr für Jahr seine Regierung zu konservieren. Hatte sein Vorgänger Dupuy, ein ausgesprochener Reaktionär von Anbeginn seiner Amtstätigkeit an, die ganze Linke gegen sich gehabt, so mimte Jules Méline meisterhaft den Biedermann. Erst spät, nach den Wahlen von 1901, als die antiklerikale Welle durchs Land zu branden begann, ließ er seinen Posten dem ehrgeizigen Waldeck-Rousseau.

Die Person Jules Mélines ist uns von Anatole France in dem kleinen Roman ‚Professor Bergeret in Paris‘ mit entzückenden Zügen und durch den Haß geschärfter Ähnlichkeit überliefert worden. France zeichnet den Conseilchef mit Emil Ludwigs Feder. In einer Sitzung des royalistischen Jugendverbandes gibt er eine herrliche Schilderung von den Zuständen unter dem Regime Méline:

„Ja, Méline war ein ehrlicher Kerl, das muß man ihm lassen“, seufzte Henri de Brécé.

„Er war ein Patriot“, sagte Josephe Lacrisse.

„Solange er am Ruder war,“ beharrte Léon, „hatten wir Alles, waren wir Alles, konnten wir Alles. Wir brauchten uns nicht einmal zu verbergen. Wir standen nicht außerhalb der Republik, sondern über ihr, und wir beherrschten sie ganz von der Höhe unsres Patriotismus. Wir waren Alles, wir waren Frankreich. Ich schwärme nicht für die Republik, aber man muß ihr lassen, daß sie manchmal ein gutherziges Ding ist. Unter Mérine benahm sich die Polizei wunderbar, gradezu hinreißend. Ich übertreibe nicht – sie war einfach hinreißend. Bei einer royalistischen Kundgebung, die Sie, Brécé, in liebenswürdigster Weise arrangiert hatten, habe ich geschrien: Es lebe die Polizei!, bis mir die Kehle wund war. Und es kam mir wirklich von Herzen. Die Polizisten hieben nicht schlecht auf die Republikaner ein. Gérault-Richard wurde eingesperrt, weil er gerufen hatte: Es lebe die Republik! Ja, Méline machte uns das Leben zu bequem. Wie eine Amme hat er uns gewiegt und eingeschläfert. Selbst der General Décuir sagte: Wozu sollen wir versuchen, die Bude umzustürzen, und dabei einen Mißerfolg riskieren, wo wir doch ohnehin Alles haben, was wir wollen? O, ihr glücklichen Zeiten! Méline führte den Reigen an, und wir tanzten Alle einmütig zu seiner ländlichen Geige – Na-

tionalisten, Monarchisten, Antisemiten und Bonapartisten. Es ging ganz volkstümlich zu, und man fühlte sich glücklich.“

Es ist dasselbe Lied. Méline ist Geßler.

Wann kommt der deutsche Waldeck-Rousseau?

Berthold Jacob

Der polnische Korridor

Jules Sauerwein und Siegfried Jacobsohn haben in Nummer 47 der ‚Weltbühne‘ darüber gestritten, ob der polnische Korridor eine politische Paradoxie oder ein politischer Irrsinn sei. Es hat Zeiten gegeben, wo man dieselbe Frage hinsichtlich des ganzen Versailler Vertrages, in dem die Grenzbestimmungen ja nur ein kleiner Teil sind, aufgeworfen hat, und es gibt Leute, die auch heute noch den Versailler Vertrag aus keinem andern Gesichtswinkel betrachten. Wir pflegen darüber mitleidig die Achseln zu zucken und den Windmühlenflügelbekämpfern von rechts zu erklären, daß der Versailler Vertrag, ob paradox oder irrsinnig, jedenfalls eine politische Realität darstelle, mit der gerechnet werden müsse; und aus dieser Erkenntnis hat sich von 1918 bis 1925 Das entwickelt, was man Erfüllungspolitik nennt.

Der polnische Korridor ist von dieser Erkenntnis merkwürdigerweise stets ausgenommen worden. Ist er paradoxer, ist er irrsinniger als alle andern Bestimmungen des Versailler Vertrages? Ich weiß es nicht. Daß er aber genau so viel Realität besitzt, steht fest, und aus dieser Tatsache sollten auch die Pazifisten endlich einmal ihre Konsequenzen ziehen. Jules Sauerwein hat leider recht, wenn er keinen Unterschied der Parteien in der Stellungnahme zur Revision der Ostgrenze findet, und Siegfried Jacobsohn bestätigt, neben vielen andern Pazifisten, diese Beobachtung, wenn er seiner Wut über die Tatsache des polnischen Korridors Ausdruck gibt, „der trotz Locarno und Völkerbund der Anlaß zum nächsten Kriege sein wird“. Allerdings, heute am Korridor rütteln hieße: den nächsten Krieg entfachen. Auch polnische Pazifisten lassen keinen Zweifel daran, daß Polens Zugang zur Ostsee als Angelpunkt der polnischen Orientierung zu gelten habe, wie einst Serbiens Weg zur Adria.

Diese polnische Haltung kann unsre Polenfresser, die für ihre im Westen an die Kette gelegte Wut irgendein Ventil brauchen, nicht hindern, täglich und stündlich nach Revision zu rufen. Aber in pazifistischen Kreisen sollte man angesichts dieses offensichtlichen deutsch-polnischen Interessenkonfliktes doch nicht so ohne weiteres in diesen Ruf einstimmen, sondern sich zunächst einmal die Frage vorlegen: Wie soll revidiert werden? Auf diese Frage wird man im Allgemeinen eine ähnlich verschwommene Antwort erhalten, wie sie kürzlich einmal bei einer Danziger Zusammenkunft der polnische Fragesteller von einem deutschen Pazifisten erhielt. Wiederherstellung des status quo ante: daran glaubt wohl kein Mensch (außer Ludendorff vielleicht); denn das hieße: Wiederherstellung des russischen Zarenreiches vom Ural bis nach Warschau. Beibehaltung des status quo: undenkbar für die deutsche Einheitsfront von rechts bis — also noch linkser. Was bleibt? Kleine Grenzänderungen? Nachholung der Volksabstimmung? Rückkehr Danzigs zu Deutschland? Tausend Fragen und keine Antwort. Denn alle Grenzberichtigungen und alle Abstimmungen ändern nichts an der Tatsache, daß hier zwei Interessenstränge sich schneiden: ein west-östlicher, der Berlin mit Königsberg verbindet, und ein süd-nördlicher, der Polen ans Meer drängt. Was also tun?

Es bleibt nur eins: hier muß, um Zusammenstöße zu vermeiden, eine Drehscheibe eingeschaltet werden. Mit unsern

alten Begriffen von Staatsgrenzen kommen wir nicht mehr aus, denn diese Grenzen sind Wälle, wo Schwellen not tun. Um die Korridorfrage zu lösen, ist ein beiderseitiger Grenzabbau unumgänglich, dessen erstes Stadium die Beseitigung der Pass- und Zollschranken wäre. Wahrscheinlich wird an der Stelle, wo sich die West-Ost- und die Nord-Süd-Richtung überschneiden, ein Freistaatgebiet liegen müssen, dessen Ansätze im heutigen Freistaat Danzig zu erblicken sind, freilich Rudimente keineswegs vorbildlicher Gestaltung, da sie vielfach mehr hindernd denn fördernd dazwischenliegen.

So ungefähr zeigt sich bei näherer Prüfung dem unvoreingenommenen Betrachter die Korridor-Frage. Darum: Laßt falsche Hoffnung und falsche Wut fahren! Das Korridor-Problem ist mit Hochspannung geladen – seine unvorsichtige Berührung kann den Tod bringen. *Erwin Lichtenstein*

Nicht Hau, sondern dennoch Hellpach!

Botho Lasersteins Ausführungen in Nummer 48 der ‚Weltbühne' sind juristisch nicht haltbar. Es handelt sich nicht darum, ob das badische Justizministerium in dem strittigen Revers landesrechtliche Souveränitätsbefugnisse ausgeübt hat, sondern darum, ob die Bedingungen eines derartigen Reverses – ganz gleichgültig, ob er von Hau oder Müller oder Schulze unterzeichnet worden wäre – den reichsgesetzlichen Bestimmungen über Erfüllung von Verpflichtungen, die gegen die guten Sitten verstoßen, widersprechen. Bürgerliches Recht und Reichsverfassung erklären solche Verpflichtungen für nichtig.

Im Falle Hau hat das Ministerium den selbstverständlichen Freiheitsdrang eines Sträflings, der fast 17 Jahre im Zuchthaus gesessen hat, also zweifellos eine „Notlage" im Sinne des Gesetzes ausgenutzt, um ihm für Lebenszeit ein Schloß vor den Mund zu legen. Dies aber ist der springende Punkt: der Revers behält Gültigkeit für die ganze Lebenszeit, denn die vorzeitig geschenkten 7 Monate können jederzeit wieder einkassiert werden, wenn der Schuldner etwas tut, was dem Ministerium nicht paßt – es sei denn, daß er im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochen würde. Grade für dieses aber braucht er doch eben die Rede- und Schreibfreiheit, um Stimmung für sich zu machen, genau wie es sein Gegner, der Kläger Staat, gegen ihn getan hat, tut und tun wird.

Und eben darin liegt die Unsittlichkeit des Reverses, die ihn genau so nichtig macht wie jeden derartigen unsittlichen Revers eines andern Häftlings. Offenbar nehmen die Meisten und vielleicht auch Botho Laserstein an, daß der Revers mit dem 1. April 1926 seine Kraft verlöre. Davon ist keine Rede. Er ist so gefaßt, daß er für das ganze Leben gilt, und dies meines Erachtens, damit der Fall Hau, der der badischen Justiz unangenehm ist, nie wieder aufgerührt werden kann.

Ich glaube im Gegensatz zu Botho Laserstein, daß sich das badische Justizministerium, wenn ihm die Vollstreckung des Haftbefehls gelingen sollte, der Freiheitsberaubung im Amte schuldig machen würde – ein Delikt, das meines Wissens mit Zuchthaus bis zu 5 Jahren bestraft wird. *Emil Hölscher*

Wozzeck

Alban Bergs Opus steht – vermutlich – abseits der Theorie von der Einheit der Musik. Besagt diese Theorie Ferruccio Busonis, daß ein Ensemble von Mozart ebenso gut als Satz in einem Kammermusikwerk zu denken sei, so ist Bergs Wozzeck-Musik ohne die Szene kaum vorstellbar. Ein Beweis scheint gegeben in dem kurzen sinfonischen Satz, der gegen Ende des

Werks die Gefühle des Komponisten etwa so ausspricht, wie Schumann das am Ende der ‚Dichterliebe‘ tut. Aber Berg erweist sich leider in diesem Punkte als zu schwach.

Stark ist seine musikalische Funktion, sowie der Vorhang geöffnet ist – stark und sonderbar, ich weiß nicht, ob in der Absicht, jedenfalls in der Wirkung. Gewiß: auch diese Musik ist vielfach illustrativ gemacht, sie koloriert die dichterische Zeichnung. Aber sie tut etwas Wichtigeres: sie entfernt die krassen Vorgänge aus der Sphäre des Gegenständlichen. Sie entrückt das naturalistische Geschehen ins allgemein Menschliche und verdichtet sich zugleich zu so großer Schlagkraft, daß eine Wirkung von umfassender Einheit entsteht. Hier handelt es sich, nicht mehr um einen Versuch: es ist eine Leistung, die sich durchsetzt, auch wenn sie allen Anschauungen von der Annehmlichkeit der Musik widerspricht.

Denn was hier harmonisch und rhythmisch gewagt wird, ist ungeheuerlich. Nicht mehr ein Lied, ein Tanz, ein Gefühl ist gestaltet, sondern die Idee des Liedes und des Tanzes. Ein Strom von Tönen, mit Wirbeln und Gegenströmungen wird als Chaos über uns hingegossen; aber aus dem Chaos heben sich die Konturen zu großer Deutlichkeit. Nicht zu verschweigen bleibt Eines: ist die Kühnheit des Sprechgesanges, auch da, wo es sich um Ausdruck naiven Gefühles handelt, etwa durch gewagte Intervalle wirksam, so versagen dieselben Mittel, wo karikaturistische oder groteske Dinge dargestellt werden sollen. Sie sind schon vorweggenommen. Aber kein Zweifel, daß hier ein bedeutsames Werk unsrer Zeit entstanden ist, vielleicht das bedeutsamste unsrer Opernbühne.

Erich Kleiber bot in der Staatsoper eine bewundernswerte Einstudierung, in der Führung des unendlich komplizierten Orchesterapparats wie der Solisten. Unter ihnen gab Schützendorf eine großartige – völlig unopernmäßige Darstellung. So einfach menschlich und groß hat selten Einer von der Opernbühne herab agiert und gesungen. Es war, als sei dieser Schützendorf durch die Schule Otto Brahms gegangen. Neben ihm in erster Linie zu erwähnen: Sigrid Johannson, für uns eine Novizin. Sehr begabt, außerordentlich begabt, nicht nur mit einem großen, weichen, leicht quellenden Sopran. Dennoch – so etwas wie eine geniale Dilettantin, die nicht zur allgemeinen Wirkung sich durchkämpft, weil sie Alles zu persönlich nimmt und ihren Körper nicht in der Gewalt hat, um objektiv Das zu tun, was das künstlerische Gefühl subjektiv für richtig hält.

Immerhin: ein großer Abend der Staatsoper. Es gab Leute, die schrieben ihn für alle Fälle mal Schillings gut. Wieso? Richtig, daß Schillings Intendant war, als das Werk angenommen wurde. Aber, daß es so uns vorgeführt wurde, ist Kleibers Verdienst, und die Eignung Kleibers für solche Dinge ist eklatant, während man die innern Beziehungen des Intendanten zu dem Werke nicht erspüren kann. *Paul Schlesinger*

Nur ein Walzertraum

Es ist verständlich und berechtigt, wenn Ludwig Bergers jüngster Film außer dem überschwänglichen Gaudium der Harmlosen auch das entzückte Lob der prüfenden Kenner erntet. Grade die artistische Leistung bestrickt, die lückenlose Fülle liebenswürdiger Einfälle, die schwingende Leichtigkeit der Bildablösung, die unforcierte Laune der mimischen Instrumentation. Selten hat man einen flüssigern, einen schauspielerisch so frischen Film gesehen. Vor Allen Mady Christians erfreut hier immer aufs neue durch eine changierende Anmut des Linki-

schen und der auflebenden Unbefangenheit: wenn sie als auf den Heurigen verschlagene Prinzessin neugierig mitdraht und schnurrige Augen macht zu dem zärtlichen Geschubse ringsum; wenn sie, dem abtrünnigen Prinzgemahl eine Freude zu bereiten, verzweifelt den „Walkürenritt“ einpaukt; wenn sie reizend furchtlos Haar und Hemd zeitgemäß sich kürzen läßt. Und sie hat lauter angenehme und gewinnende Mitlustspieler. Die Ausgelassenheit in Grinzing steckt förmlich an, und wie am Ende einer furchtbar umständlichen Hochzeitsordnung das feierliche Zerreißen des Brautschleiers in ein ergrimmtes Zerfetzen der zarten Unschuldsfahne ausartet, das ist nur eine zwingend vergnügliche Zuspitzung unter mühelos vielen.

Kurz: Alles, samt den Zwischentexten, wäre so hübsch, daß die Einlage einer Defiliertour sämtlicher Wiener Sehenswürdigkeiten vom lebhaft applaudierten Stephansdom bis zu dem monströsen Nymphenkringel des Strauß-Denkmals, daß namentlich das für den Regisseur des ‚Verlorenen Schuhs‘ seltsam kitschig geträumte Wandelpanorama des mondbezuckerten Donautals mit obligatem Nixenreigen dagegen nicht ernstlich ins Gewicht fiele. Aber grade weil dieser Film so meisterlich und sogar musikantisch gearbeitet ist, fordert er grundsätzliche Ablehnung heraus. Es ist nicht nur schade, daß Berger seine Gaben an eine so wässerige Operettenaffäre verschwendet hat: es ist ein Stück Sabotage der produktiven Möglichkeiten. Die töricht-herzlose Librettofabel wäre auch dann durch keinen spieltechnischen Firnis zu kaschieren gewesen, wenn schließlich nicht doch noch der edelsinnige Konflikt ausgebrochen wäre und sich zu einer dramatischen Entsagungsszene mit gebrochenen Herzens gegeigtem Schluchzewalzer verklärt hätte. Das ohnedies von seinen autonomen Handlungen weit abgeirrte Kino muß vollends seiner Aufgabe: den Schlendrian mattgeleierten, gesinnungstrivialen Vergnügens heftig zu durchstoßen, entzogen werden, wenn die Qualität sich dazu hergibt, flachstes Vaudevillegeschehen filmisch nachzumalen und aufzuschminken. *Willi Wolfradt*

Musik von Schmidt-Gentner

Die Musik zu dem Film ‚Der Dieb von Bagdad‘, mit dem das ‚Capitol‘ eröffnet worden ist – nicht das römische, doch, immerhin, das Poelzigsche, und darum das schönste Filmtheater von Berlin – , diese Musik also ist so unbegabt, so schlecht, so indiskutabel, daß sie keineswegs auffiele, wenn sie nicht mit Hilfe eines großen Orchesters so unerträglich laut exekutiert würde, daß selbst das Auge des gierigsten Zuschauers sich ihrer Belästigung nicht zu entziehen vermag. Aber auch davon brauchte jetzt, wo es vorüber ist, nicht mehr gesprochen zu werden.

Zur Erläuterung dieser Musik ist ein gedruckter ‚Führer‘ erschienen. Ein Führer mit Leitmotiven, etwa wie Hans v. Wolzogens ‚Thematischer Leitfaden‘ zum ‚Ring des Nibelungen‘. Wie die Besucher der Philharmonie ihn in die Hand bekommen und mit gläubigem Eifer studieren, wenn ihnen ein neuer Strawinsky oder Hindemith vorgesetzt wird. (Das ist in der Philharmonie nicht ohne Komik und also für Kinomusik eine begrüßenswerte Neuerung.)

Da „tritt uns zunächst das feurige, von Trompeten, Posaunen und Hörnern angestimmte, froh-heroische Motiv entgegen: das Motiv des Dieb von Bagdad... ein Jubelruf triumphierender Lebenslust“. „Ein herrlicher Motivkomplex interpretiert...“ „Das Liebesmotiv singt in weitausladender Kantilene...“ , „Monumental ertönt ein choralartiges Thema...“ „Das Flügelroßmotiv.“ „DasTeppichmotiv.“ „Die Musik entrollt gleichsam...“

Nicht alle Motive (des Komponisten) werden erläutert. Kein Wort darüber, daß es zwischendurch ‚Elektra‘ zu hören gibt, wörtlich, seitenlang; und später, wörtlich, seitenlang, aus dem Prolog zu ‚König Oedipus‘ von Max Schillings. (Unter anderm. Die Kinobesucher merken es nicht; auch nicht im ‚Capitol‘.) Das wird in idiotischem Tempo heruntergespielt – Ort der Handlung: Bagdad –, und das Ganze nennt sich: Musik von Schmidt-Gentner. Entweder, dieser Schmidt-Gentner erwartet allen Ernstes, daß wir seine Musik ernst nehmen – so, wie wir den Film immer wieder nehmen wollen: dann müßten wir ihm antworten, daß er, der Dieb von Bagdad, sie zusammengestohlen hat. Oder, er erhebt keinen Anspruch darauf, so unfreundlich zur Rede gestellt zu werden; aber dann ist es ein dreister Humbug ohnegleichen, vom „ausgeglichenen und kultivierten Niveau bester Spielopernsprache“ zu reden, von „einfallsprühender Illustrierung“, von einem „fast unerschöpflichen Band eklektischer Filmsymphonie“ – „eklektisch“ ist hübsch gesagt – , vom „Unglaublichen“, das „die Musik durch ihre Klänge glaubhaft macht“, und von ähnlichen Dingen – mit einem Wort: diese Musik in einer (ernstgemeinten) Broschüre anzupreisen, die wir nur darum nicht ernst nehmen, weil sie so ungewöhnlich komisch ist.
Die deutschen Filmtheater lassen sich ihre Musik was kosten; manche haben einen Orchesteretat wie eine ausgewachsene Oper. Wir könnten wirklich bessere Musik verlangen für ihr Geld.

Klaus Pringsheim

Händler und Helden

Im Kriege fing ein Brief an den Generalfeldmarschall Mackensen so an: „Höflichst Bezug nehmend auf Ihren gefl. Sieg vom 17. Dezember...“

Deutschvölkische Sprache

Am Sonntag wurde in Würzburg eine Völkisch-sozialistische Fumlhwy bfskpyz umlhwy umlhw umlhwy soziale Arbeitsgemeinschaft gegründet. Die Arbeitsgemernschaft setzt sich zusammen aus der Deutschvölkischen Freiheitsbewegung, dem Nationalsozialen Volksbund in Bayern und der Nationalsozialistischen Deutschen Freiheitsbewegung Württembergs.

*

Schubgefangene, die nach Eger bestimmt sind, werden in Wiesau – nicht in Marktredwitz – zur Weiterverschübung abgestoßen. Die Schubbehörden haben daher die Schubpapiere für den Sammelschub nach Wiesau auszustellen.

Bayerische Staatszeitung

Die Eltern

Gespräch unter französischen Bauern.
„Peter, der Gendarm war heute morgen bei Dir – weißt Du das schon?“
„Gottsdunner! Wegen der verdammigten Steuer – ?“
„Nä. Dein Johann muß nach Syrien.“ „Mensch, hast Du mir Angst gemacht...“

Progrès Civique

Politisches Finale

Der Chor verstummt, die Diva singt.
Man reckt die Hälse mager
und glaubt vielleicht, der Aktschluß bringt
doch noch den großen Schlager.
Kein neuer Ton. Kein Geistesblitz.
Der alte, bunte Trödel.
Die Duoszenen ohne Witz,
der Buffo rollt den Knödel.
Wie sie auch sitzen, wie sie harrn
durch all die langen Akte:
Es bleibt ein Operettenschmarrn
noch bis zum letzten Takte.
Ein Jammerspiel? Die Menge liebts.
Das neue Stück im Jänner?
Getrost! Auch sechsundzwanzig gibts
noch Stresemänner. *Karl Schnog*

Junge Kunstgenießerin. Sie fragen mich, warum Ihr (und mein und unser Aller) Liebling Alfred Polgar zwar seine Geschichten, nicht aber seine Kritiken sammle, die er doch unmöglich für Produkte von geringerm Kunstwert halten könne. Noch ein Weilchen, Marie... Im neuen Jahr erscheinen sie. Zwei starke Bände. Bei Ernst Rowohlt. Und da werden Sie Ihr Wunder erleben. Denn Sie werden nicht nur wiederfinden, was Sie aus der ‚Weltbühne' kennen, sondern mit namenlosem Entzücken entdecken, was vor Ihrer Geburt, vor zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren entstanden ist: über alle Dramen aller großen Bühnenautoren dieser Zeit – der Ibsen, Strindberg, Hauptmann, Schnitzler, Hofmannsthal, Wedekind, Shaw – und vieler toter große Kritiken voll der tiefsten Erkenntnisse und von einer Sprachkraft, daß... Nein, mehr wird heute nicht gesagt. Noch ein Weilchen, Marie!

Antisemit. Sie fauchen bei jeder Gelegenheit gegen die Judenverfassung, wie Sie die Reichsverfassung benamsen, und ihren Schöpfer. Wissen Sie eigentlich, wer diese Verfassung angeregt hat? Lesen Sie die kluge und herzliche Gedächtnisrede, die Ernst Feder auf Hugo Preuß gehalten hat (und die jetzt bei Hapke & Schmidt in Berlin erschienen ist). Da steht: „Im Kriege traten die Mängel der deutschen Verfassung besonders deutlich hervor. Auch die Aufmerksamkeit des Großen Hauptquartiers wurde auf die Frage gelenkt, wieweit durch Verfassungsreformen Widerstandskraft und Leistungsfähigkeit des Volkes erhöht werden könnten. Aus der Umgebung Ludendorffs kam eine derartige Anregung an Richard Witting. Witting besprach sich mit seinem Freunde Preuß, und Preuß machte sich sogleich ans Werk, das Haus der unmodernen Reichsverfassung aufzustocken und hinter der kaiserlichen Fassade einen modernen parlamentarischen Volksstaat auszubauen. Im Juli 1917 war seine Denkschrift abgeschlossen." Im April 1918 hat Richard Witting sie mir gezeigt. Er schien seinen Anteil daran nicht gering einzuschätzen. Also wenn Sie wollen, können Sie statt des einen zwei Juden bezichtigen, Deutschland zugrunde gerichtet zu haben. Aber dazu ermuntert hat sie Ihr Ludendorff. Der ja doch auch der Inaugurator des Bolschewismus ist.

Sozialist. ‚Der Aufbau' heißt eine Vortragsreihe der Sozialistischen Monatshefte. Der zweite dieser besonders gearteten, nämlich kontradiktatorischen Vortragsabende findet am 11. Januar im Reichswirtschaftsrat statt und behandelt die Wirtschaftskrise. Die nächsten Veranstaltungen werden voraussichtlich der Schule, der Frage: Freihandel oder Schutzzoll? und dem kulturellen Zusammenschluß Europas gewidmet sein. Diskussionsanmeldungen zu allen diesen Abenden können schon jetzt an die Gesellschaft der Freunde der Sozialistischen Monatshefte zu Händen von Herrn Felix Stössinger, Berlin W 30, Heilbronner Straße 8, gerichtet werden.

Republikanische Studenten. Euch muß man wohl auch erst jeden einzeln seiner politischen Ueberzeugung wegen von der Universität jagen, bis Ihr euch aktiv zur Wehre setzt! Dem Studenten der Physik Martin Fenske werden unter Verfassungsbruch alle bayrischen Universitäten verschlossen, weil er Mitglied der KPD, also einer nicht verbotenen Partei ist. Dem Frankfurter Studenten Posse ist ein Verweis erteilt worden, weil er in einem Flugblatt die Entfernung derjenigen Professoren verlangt hat, die das Katheder zur Hetze gegen die Republik mißbrauchen. Daraufhin haben, endlich, endlich, die Republikaner und Sozialisten der Universität Frankfurt einen Aktionsausschuß zum Kampf gegen den nationalistischen Terror an den Hochschulen gebildet. Das Programm erhebt folgende Forde-

rungen: Brechung des Bildungsmonopols (Staffelung der Gebühren zugunsten der minderbemittelten Kommilitonen); Fernhaltung reaktionärer Propaganda von den Lehrstühlen; Auflösung der Technischen Nothilfe an den Universitäten und Hochschulen, die heute durch eine Zwangsbesteuerung sämtlicher Studenten unterhalten wird; Gleichberechtigung der ausländischen Kommilitonen; engste Fühlungnahme mit der Arbeiterschaft und sonstwelchen antireaktionären Organisationen. Bravo! Aber wann folgen die andern Universitäten diesem preisenswerten Beispiel?

Dr. Ernst Meyer. In Hellmut v. Gerlachs Kapitel XVIII. heißt es über die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky: „Und ein mir bis heute unbekannt gebliebener Pazifist hatte sogar verstanden, einen Druck der Denkschrift anfertigen zu lassen, der mit einem außerordentlich aufschlußreichen Brief des frühern Krupp-Direktors Dr. Muehlon zusammen einigermaßen verbreitet worden ist.“ Dazu schreiben Sie mir: „Dieser ‚unbekannte Pazifist‘ war — der Spartakusbund! Wir erhielten die Denkschrift von einem befreundeten Mitgliede des Bunds Neues Vaterland und beschlossen sofort, sie zur Verstärkung unsrer Agitation als Broschüre herauszugeben. Sie erschien unter dem Titel: Die Schuld der deutschen Regierung am Kriege. Meine Londoner Mission 1912 bis 1914 von Fürst Lichnowsky, ehemaliger deutscher Botschafter in England. Mit einem Nachwort der Herausgeber. Preis 30 Pfennige, Druck und Verlag W. Paul, Görlitz. Das Nachwort stammt von Franz Mehring. Die Broschüre wurde illegal gedruckt und verbreitet. Die Angabe des Verlegers ist erfunden. Sie ist, übrigens die gleiche wie bei den gedruckten Spartakus-Briefen. Die Broschüre umfaßt 32 Druckseiten und trägt zum Schluß den Vermerk: Man bittet, weiter zu geben! Der Brief des Krupp-Direktors Muehlon wurde von uns als besonderes Flugblatt verbreitet, das ebenfalls die Ueberschrift trägt: Die Schuld der deutschen Regierung am Kriege. Der Untertitel lautet: Ein Brief des ehemaligen Mitglieds des Kruppschen Direktoriums Dr. Mihlon. (Statt Muehlon.) Die Angabe eines Druckers fehlt auf diesem kleinen zweiseitigen Flugblatt.“ Das ist nicht uninteressant. Ich nehme an, daß Hellmut v. Gerlach Ihre Mitteilungen für die Buchausgabe seiner ‚Erinnerungen an die Große Zeit‘ verwenden wird, die der Verlag der Weltbühne vorbereitet.

Querschnitt. Du schreibst: „Im Nachlasse des bekannten Schauspielers und Schriftstellers Tristan Bernard fand man folgende nicht alltägliche Geschichte vor.“ Tristan Bernard ist zwar Schriftsteller, aber nicht Schauspieler und nicht tot. Lucien Guitry ist zwar tot und Schauspieler, aber nicht Schriftsteller. Sascha Guitry ist zwar Schauspieler und Schriftsteller, aber noch lebendig. Gemeint ist wahrscheinlich der bekannte französische Schauspieler und Schriftsteller Mark Twain.

Hottentotte. Dem Kapitän Ehrhardt, der, neben anderm, einen Meineid geleistet hat, ist die Vollamnestie unter den Tannenbaum gelegt worden. Der Schriftsteller Heinrich Wandt hat nichts begangen. Wenn er begangen hätte, wessen man ihn bezichtigt, wär’ es nicht strafbar. Dafür ist er zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt worden und hat jetzt die vierte Weihnacht hinter Schloß und Riegel verbracht. Zum Heiligabend ist ihm die Nachricht beschert worden, daß das Reichsgericht sein Gesuch um Wiederaufnahme des Verfahrens abgelehnt hat — unter Mitwirkung eines der Richter, die seinerzeit den Justizmord an ihm verübt haben. Herrschen in deinem Lande auch solche Zustände? Und herrschten sie: würdet Ihr sie so regungslos hinnehmen wie die Deutschen?

Verantwortlich: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958. Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy. 6